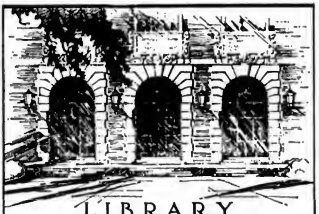


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

053
DR
v.81-82

7200-3
174

Deutſche Rundſchau.

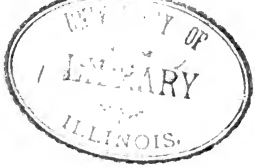
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXI. 81, 82

(Oktober — November — Dezember 1894.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernſt Gimpel. — **Amſterdam**, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Baſel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boſton**, Carl Schoenhof. — **Brüſſel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapeſt**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobſen & Co. — **Bukareſt**, Sotſchek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Chriſtiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univerſitäts-Buchhandlung. — **Kapſtadt**, A. Braun. — **Konſtantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleſchal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobſen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'ſche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Guſtav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Weſtermann & Co. — **Odeſſa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fiſchbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, C. Schaefer & Koradi. — **Piſa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Majeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Waſſermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loeſcher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samſon & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Auſtralien), F. Baſedow. — **Tiflis**, G. Baerenſtamm Wwe. — **Valparaiſo**, C. F. Niemeyer. — **Warſchau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Univerſitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'ſche k. k. Hofverlags- & Univerſitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

823
R
81-82

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundachtzigsten Bande (October — December 1894).

		Seite
I.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** I./VI. . .	1
II.	Villa Gloria. Sonette von C. Pascarella. Deutsch von **Paul Heyse**	33
III.	Das römische Heer. Bruchstück aus einer „Geschichte des Unterganges der antiken Welt". Von **Otto Seeck**	48
IV.	Pflanzenleben im Wasser. Von **M. Büsgen**	66
V.	Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von **Theodor Billroth**	79
VI.	Afrikanische Eindrücke. Von **Paul Reichard**	107
VII.	Briefe von Ernst Moritz Arndt aus dem Frankfurter Parlament. Mitgetheilt von **Carl Georg Brandis** . . .	117
VIII.	Hermann von Helmholtz	129
IX.	Notizen über Korea	132
X.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . .	136
XI.	Politische Rundschau	145
XII.	Gabriel Monod über Renan, Taine und Michelet. Von **L. Bamberger**	151
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Literarische Neuigkeiten	160
XV.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** VII./XI. . .	161
XVI.	Die Reform der preußischen Agrarverfassung und die Berliner Conferenz. Von **A. von Miaskowski** . .	192
XVII.	Erinnerungen an August Mariette. Von **Heinrich Brugsch**	223
XVIII.	Hans Sachs. Ein Gedenkblatt. Von **Erich Schmidt** . .	233
XIX.	Ostasiatische Probleme. Von **M. von Brandt** . . .	241
XX.	Zum zehnten November. „Schiller's Todtenfeyer". Ein dramatischer Entwurf Goethe's. Von **Bernhard Suphan** . .	274
XXI.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. Nach dem Tode König Frederik's VII. von Dänemark	294

(Fortsetzung umstehend.)

20515

		Seite
XXII.	Das Kunſtgewerbe auf der Berliner Kunſtausſtellung. Von **Julius Leſſing**	303
XXIII.	Politiſche Rundſchau	308
XXIV.	Hehn's Culturpflanzen und Hausthiere. Von **L. Friedlaender**	314
XXV.	Frau von Bronſart und Bayreuth	317
XXVI.	Literariſche Notizen	318
XXVII.	Literariſche Neuigkeiten	320
XXVIII.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XII./XVII.	321
XXIX.	Die Nordlandreiſe des deutſchen Kaiſerpaares im Jahre 1894. Von **Paul Güßfeldt**	355
XXX.	Ueber Neo-Vitalismus. Rede zur Feier des Leibnizſchen Jahrestages in der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin am 28. Juni 1894 gehalten von **E. du Bois-Reymond**	384
XXXI.	Das vorarmeniſche Reich von Van. Von **C. F. Lehmann**	402
XXXII.	Ada Negri.	
	1. Von **Paul Heyſe**	419
	2. Von **Herman Grimm**	434
XXXIII.	Die Berliner Theater von **Carl Frenzel**	437
XXXIV.	Der Bierboycott in Berlin. Von **Friedrich Goldſchmidt**	448
XXXV.	Notizen über Madagaskar	455
XXXVI.	Alexander III.	459
XXXVII.	Politiſche Rundſchau	461
XXXVIII.	Franz Riſſel. Von **Moritz Necker**	467
XXXIX.	Mrs. Humphry Ward's neuer Roman. Von **Lady Blennerhaſſett**	472
XL.	Berichtigung von Profeſſor Dr. **W. Preyer**	474
XLI.	Literariſche Notizen	475
XLII.	Literariſche Neuigkeiten	479

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
376.7-1
72.

Effi Briest.

Roman
von
Theodor Fontane.

Erstes Capitel.

In Front des schon seit Kurfürst George Wilhelm von der Familie von Briest bewohnten Herrenhauses zu Hohen-Cremmen fiel heller Sonnenschein auf die mittagsstille Dorfstraße, während nach der Park- und Gartenseite hin ein rechtwinklig angebauter Seitenflügel einen breiten Schatten erst auf einen weiß und grün quadrirten Fliesengang und dann über diesen hinaus auf ein großes, in seiner Mitte mit einer Sonnenuhr und an seinem Rande mit Canna indica und Rhabarberstauden besetztes Rondeel warf. Einige zwanzig Schritte weiter, in Richtung und Lage genau dem Seitenflügel entsprechend, lief eine, ganz in kleinblättrigem Epheu stehende, nur an einer Stelle von einer kleinen weiß gestrichenen Eisenthür unterbrochene Kirchhofsmauer, hinter der der Hohen-Cremmener Schindelthurm mit seinem blitzenden, weil neuerdings erst wieder vergoldeten Wetterhahn aufragte. Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umschließendes Hufeisen, an dessen offener Seite man eines Teiches mit Wassersteg und angeketteltem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde, deren horizontal gelegtes Brett zu Häupten und Füßen an je zwei Stricken hing — die Pfosten der Balkenlage schon etwas schief stehend. Zwischen Teich und Rondeel aber und die Schaukel halb versteckend standen ein paar mächtige alte Platanen.

Auch die Front des Herrenhauses — eine mit Aloekübeln und ein paar Gartenstühlen besetzte Rampe — gewährte bei bewölktem Himmel einen angenehmen und zugleich allerlei Zerstreuung bietenden Aufenthalt; an Tagen aber, wo die Sonne niederbrannte, wurde die Gartenseite ganz entschieden bevorzugt, besonders von Frau und Tochter des Hauses, die denn auch heute wieder auf dem im vollen Schatten liegenden Fliesengange saßen, in ihrem Rücken ein paar offene, von wildem Wein umrankte Fenster, neben sich eine vorspringende kleine Treppe, deren vier Steinstufen vom Garten aus in das

Hochparterre des Seitenflügels hinaufführten. Beide, Mutter und Tochter, waren fleißig bei der Arbeit, die der Herstellung eines aus Einzelquadraten zusammenzusetzenden Altarteppichs galt; ungezählte Wollsträhnen und Seidenbocken lagen auf einem großen, runden Tisch bunt durcheinander, dazwischen, noch vom Lunch her, ein paar Dessertteller und eine mit großen, schönen Stachelbeeren gefüllte Majolikaschale. Rasch und sicher ging die Wollnadel der Damen hin und her, aber während die Mutter kein Auge von der Arbeit ließ, legte die Tochter, die den Rufnamen Effi führte, von Zeit zu Zeit die Nadel nieder und erhob sich, um unter allerlei kunstgerechten Beugungen und Streckungen den ganzen Cursus der Heil- und Zimmergymnastik durchzumachen. Es war ersichtlich, daß sie sich diesen absichtlich ein wenig ins Komische gezogenen Uebungen mit ganz besonderer Liebe hingab, und wenn sie dann so dastand und langsam die Arme hebend, die Handflächen hoch über dem Kopf zusammenlegte, so sah auch wohl die Mama von ihrer Handarbeit auf, aber immer nur flüchtig und verstohlen, weil sie nicht zeigen wollte, wie entzückend sie ihr eigenes Kind finde, zu welcher Regung mütterlichen Stolzes sie vollberechtigt war. Effi trug ein blau und weiß gestreiftes, halb kittelartiges Leinwandkleid, dem erst ein fest zusammengezogener, broncefarbener Ledergürtel die Taille gab; der Hals war frei, und über Schulter und Nacken fiel ein breiter Matrosenkragen. In Allem, was sie that, paarte sich Uebermuth und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine große, natürliche Klugheit und viel Lebensluft und Herzensgüte verriethen. Man nannte sie die „Kleine", was sie sich nur gefallen lassen mußte, weil die schöne, schlanke Mama noch um eine Hand breit höher war.

Eben hatte sich Effi wieder erhoben, um abwechselnd nach links und rechts ihre turnerischen Drehungen zu machen, als die von ihrer Stickerei gerade wieder aufblickende Mama ihr zurief: „Effi, eigentlich hättest Du doch wohl Kunstreiterin werden müssen. Immer am Trapez, immer Tochter der Luft. Ich glaube beinah, daß Du so 'was möchtest."

„Vielleicht, Mama. Aber wenn es so wäre, wer wäre schuld? Von wem hab' ich es? Doch nur von Dir. Oder meinst Du von Papa? Da mußt Du nun selber lachen. Und dann, warum steckst Du mich in diesen Hänger, in diesen Jungenskittel? Mitunter denk' ich, ich komme noch wieder in kurze Kleider. Und wenn ich die erst wieder habe, dann knix' ich auch wieder wie ein Backfisch, und wenn dann die Rathenower herüber kommen, setze ich mich auf Oberst Goetze's Schoß und reite hopp, hopp. Warum auch nicht? Dreiviertel ist er Onkel und nur ein Viertel Courmacher. Du bist schuld. Warum kriege ich keine Staatskleider? Warum machst Du keine Dame aus mir?"

„Möchtest Du's?"

„Nein." Und dabei lief sie auf die Mama zu und umarmte sie stürmisch und küßte sie.

„Nicht so wild, Effi, nicht so leidenschaftlich. Ich beunruhige mich immer, wenn ich Dich so sehe . . ." Und die Mama schien ernstlich willens, in Aeußerung ihrer Sorgen und Aengste fortzufahren. Aber sie kam nicht weit

damit, weil in eben diesem Augenblicke drei junge Mädchen aus der kleinen, in der Kirchhofsmauer angebrachten Eisenthür in den Garten eintraten und einen Kiesweg entlang auf das Rondeel und die Sonnenuhr zuschritten. Alle Drei grüßten mit ihren Sonnenschirmen zu Effi herüber und eilten dann auf Frau von Briest zu, um dieser die Hand zu küssen. Diese that rasch ein paar Fragen und lud dann die Mädchen ein, ihnen oder doch wenigstens Effi auf eine halbe Stunde Gesellschaft zu leisten, „ich habe ohnehin noch zu thun, und junges Volk ist am liebsten unter sich. Gehabt Euch wohl." Und dabei stieg sie die vom Garten in den Seitenflügel führende Steintreppe hinauf.

Und da war nun die Jugend wirklich allein.

Zwei der jungen Mädchen — kleine, rundliche Persönchen, zu deren krausem, rothblondem Haar ihre Sommersprossen und ihre gute Laune ganz vorzüglich paßten — waren Töchter des auf Hansa, Skandinavien und Fritz Reuter eingeschworenen Cantors Jahnke, der denn auch, unter Anlehnung an seinen mecklenburgischen Landsmann und Lieblingsdichter und nach dem Vorbilde von Minig und Lining, seinen eigenen Zwillingen die Namen Bertha und Hertha gegeben hatte. Die dritte junge Dame war Hulda Niemeyer, Pastor Niemeyer's einziges Kind; sie war damenhafter als die beiden anderen, dafür aber langweilig und eingebildet, eine lymphatische Blondine, mit etwas vorspringenden, blöden Augen, die trotzdem beständig nach 'was zu suchen schienen, weshalb denn auch Klitzing von den Husaren gesagt hatte: „Sieht sie nicht aus, als erwarte sie jeden Augenblick den Engel Gabriel?" Effi fand, daß der etwas kritische Klitzing nur zu sehr recht habe, vermied es aber trotzdem, einen Unterschied zwischen den drei Freundinnen zu machen. Am wenigsten war ihr in diesem Augenblicke danach zu Sinn, und während sie die Arme auf den Tisch stemmte, sagte sie: „Diese langweilige Stickerei. Gott sei Dank, daß Ihr da seid."

„Aber Deine Mama haben wir vertrieben," sagte Hulda.

„Nicht doch. Wie sie Euch schon sagte, sie wäre doch gegangen; sie erwartet nämlich Besuch, einen alten Freund aus ihren Mädchentagen her, von dem ich Euch nachher erzählen muß, eine Liebesgeschichte mit Held und Heldin, und zuletzt mit Entsagung. Ihr werdet Augen machen und Euch wundern. Uebrigens habe ich Mamas alten Freund schon drüben in Schwantikow gesehen; er ist Landrath, gute Figur und sehr männlich."

„Das ist die Hauptsache," sagte Hertha.

„Freilich ist das die Hauptsache, ‚Weiber weiblich, Männer männlich' — das ist, wie Ihr wißt, einer von Papas Lieblingssätzen. Und nun helft mir erst Ordnung schaffen auf dem Tisch hier, sonst gibt es wieder eine Strafpredigt."

Im Nu waren die Docken in den Korb gepackt, und als Alle wieder saßen, sagte Hulda: „Nun aber, Effi, nun ist es Zeit, nun die Liebesgeschichte mit Entsagung. Oder ist es nicht so schlimm?"

„Eine Geschichte mit Entsagung ist nie schlimm. Aber ehe Hertha nicht von den Stachelbeeren genommen, eh' kann ich nicht anfangen — sie läßt ja kein Auge davon. Uebrigens nimm so viel Du willst, wir können ja hinterher neue pflücken; nur wirf die Schalen weit weg oder noch besser, lege

sie hier auf die Zeitungsbeilage, wir machen dann eine Tüte daraus und schaffen Alles bei Seite. Mama kann es nicht leiden, wenn die Schlusen so überall umher liegen, und sagt immer, man könne dabei ausgleiten und ein Bein brechen."

„Glaub' ich nicht," sagte Hertha, während sie den Stachelbeeren fleißig zusprach.

„Ich auch nicht," bestätigte Effi. „Denkt doch 'mal nach, ich falle jeden Tag wenigstens zwei-, dreimal, und noch ist mir nichts gebrochen. Was ein richtiges Bein ist, das bricht nicht so leicht, meines gewiß nicht und Deins auch nicht, Hertha. Was meinst Du, Hulda?"

„Man soll sein Schicksal nicht versuchen; Hochmuth kommt vor dem Fall."

„Immer Gouvernante; Du bist doch die geborne alte Jungfer."

„Und hoffe mich doch noch zu verheirathen. Und vielleicht eher als Du."

„Meinetwegen. Denkst Du, daß ich darauf warte? Das fehlte noch. Uebrigens, ich kriege schon einen, und vielleicht bald. Da ist mir nicht bange. Neulich erst hat mir der kleine Ventivegni von drüben gesagt: Fräulein Effi, was gilt die Wette, wir sind hier noch in diesem Jahre zu Polterabend und Hochzeit."

„Und was sagtest Du da?"

„Wohl möglich," sagt' ich, „wohl möglich; Hulda ist die älteste und kann sich jeden Tag verheirathen." Aber er wollte davon nichts wissen und sagte: „Nein, bei einer anderen jungen Dame, die gerade so brünett ist, wie Fräulein Hulda blond ist." Und dabei sah er mich ganz ernsthaft an . . . „Aber ich komme vom Hundertsten aufs Tausendste und vergesse die Geschichte."

„Ja, Du brichst immer wieder ab; am Ende willst Du nicht."

„O, ich will schon, aber freilich, ich breche immer wieder ab, weil es Alles ein bißchen sonderbar ist, ja, beinah' romantisch."

„Aber Du sagtest doch, er sei Landrath."

„Allerdings Landrath. Und er heißt Geert von Innstetten, Baron von Innstetten."

Alle Drei lachten.

„Warum lacht Ihr?" sagte Effi piquirt. „Was soll das heißen?"

„Ach, Effi, wir wollen Dich ja nicht beleidigen, und auch den Baron nicht. Innstetten sagtest Du? Und Geert? So heißt doch hier kein Mensch. Freilich, die adligen Namen haben oft so 'was Komisches."

„Ja, meine Liebe, das haben sie. Dafür sind es eben Adlige. Die dürfen sich das gönnen, und je weiter zurück, ich meine der Zeit nach, desto mehr dürfen sie sich's gönnen. Aber davon versteht Ihr nichts, was Ihr mir nicht übel nehmen dürft. Wir bleiben doch gute Freunde. Geert von Innstetten also und Baron. Er ist gerade so alt wie Mama, auf den Tag."

„Und wie alt ist denn eigentlich Deine Mama?"

„Achtunddreißig."

„Ein schönes Alter."

„Ist es auch, namentlich wenn man noch so aussieht wie die Mama. Sie ist doch eigentlich eine schöne Frau, findet Ihr nicht auch? Und wie sie

Alles so weg hat, immer so sicher und dabei so fein und nie unpassend wie Papa. Wenn ich ein junger Lieutnant wäre, so würd' ich mich in die Mama verlieben."

„Aber Effi, wie kannst Du nur so 'was sagen," sagte Hulda. „Das ist ja gegen das vierte Gebot."

„Unsinn. Wie kann das gegen das vierte Gebot sein? Ich glaube, Mama würde sich freuen, wenn sie wüßte, daß ich so was gesagt habe."

„Kann schon sein," unterbrach hier Hertha. „Aber nun endlich die Geschichte."

„Nun, gieb Dich zufrieden, ich fange schon an ... Also Baron Innstetten! Als er noch keine Zwanzig war, stand er drüben bei den Rathenowern und verkehrte viel auf den Gütern hier herum, und am liebsten war er in Schwantikow drüben bei meinem Großvater Belling. Natürlich war es nicht des Großvaters wegen, daß er so oft drüben war, und wenn die Mama davon erzählt, so kann Jeder leicht sehen, um wen es eigentlich war. Und ich glaube, es war auch gegenseitig."

„Und wie kam es nachher?"

„Nun, es kam, wie's kommen mußte, wie's immer kommt. Er war ja noch viel zu jung, und als mein Papa sich einfand, der schon Ritterschaftsrath war und Hohen-Cremmen hatte, da war kein langes Besinnen mehr, und sie nahm ihn und wurde Frau von Briest ... Und das Andere, was sonst noch kam, nun, das wißt Ihr ... das Andere bin ich."

„Ja, das Andere bist Du, Effi," sagte Bertha. „Gott sei Dank; wir hätten Dich nicht, wenn es anders gekommen wäre. Und nun sage, was that Innstetten, was wurde aus ihm? Das Leben hat er sich nicht genommen, sonst könntet Ihr ihn heute nicht erwarten."

„Nein, das Leben hat er sich nicht genommen. Aber ein bißchen war es doch so 'was."

„Hat er einen Versuch gemacht?"

„Auch das nicht. Aber er mochte doch nicht länger hier in der Nähe bleiben, und das ganze Soldatenleben überhaupt muß ihm damals wie verleidet gewesen sein. Es war ja auch Friedenszeit. Kurz und gut, er nahm den Abschied und fing an, Juristerei zu studieren, wie Papa sagt, mit einem „wahren Viereifer"; nur als der siebziger Krieg kam, trat er wieder ein, aber bei den Perlebergern statt bei seinem alten Regiment, und hat auch das Kreuz. Natürlich, denn er ist sehr schneidig. Und gleich nach dem Kriege saß er wieder bei seinen Acten, und es heißt, Bismarck halte große Stücke von ihm und auch der Kaiser, und so kam es denn, daß er Landrath wurde, Landrath im Kessiner Kreise."

„Was ist Kessin? Ich kenne hier kein Kessin."

„Nein, hier in unserer Gegend liegt es auch nicht; es liegt eine hübsche Strecke von hier fort, in Pommern, in Hinterpommern sogar, was aber nichts sagen will, weil es ein Badeort ist (Alles da herum ist Badeort) und die Ferienreise, die Baron Innstetten jetzt macht, ist eigentlich eine Vetternreise, oder doch etwas Aehnliches. Er will hier alte Freundschaft und Verwandtschaft wiedersehen."

„Hat er denn hier Verwandte?"

„Ja und nein, wie man's nehmen will. Innstetten's gibt es hier nicht, gibt es, glaub' ich, überhaupt nicht mehr. Aber er hat hier entfernte Vettern von der Mutter Seite her, und vor Allem hat er wohl Schwantikow und das Belling'sche Haus wiedersehen wollen, an das ihn so viel Erinnerungen knüpfen. Da war er denn vorgestern drüben, und heute will er hier in Hohen-Cremmen sein."

„Und was sagt Dein Vater dazu?"

„Gar nichts. Der ist nicht so. Und dann kennt er ja doch die Mama. Er neckt sie bloß."

In diesem Augenblicke schlug es Mittag, und ehe es noch ausgeschlagen, erschien Wilke, das alte Briest'sche Haus- und Familienfactotum, um an Fräulein Effi zu bestellen: „Die gnädige Frau ließe bitten, daß das gnädige Fräulein zu rechter Zeit auch Toilette mache; gleich nach Eins würde der Herr Baron wohl vorfahren." Und während Wilke dies noch vermeldete, begann er auch schon auf dem Arbeitstisch der Damen abzuräumen und griff dabei zunächst nach dem Zeitungsblatt, auf dem die Stachelbeerschalen lagen.

„Nein, Wilke, nicht so; das mit den Schlusen, das ist unsere Sache . . . Hertha, Du mußt nun die Düte machen und einen Stein hinein thun, daß Alles besser versinken kann. Und dann wollen wir in einem langen Trauerzug aufbrechen und die Düte auf offener See begraben."

Wilke schmunzelte. „Is doch ein Daus, unser Fräulein," so etwa gingen seine Gedanken; Effi aber, während sie die Tüte mitten auf die rasch zusammengeraffte Tischdecke legte, sagte: „Nun fassen wir alle Vier an, jeder an einem Zipfel, und singen 'was Trauriges."

„Ja, das sagst Du wohl, Effi. Aber was sollen wir denn singen?"

„Irgend 'was; es ist ganz gleich, es muß nur einen Reim auf ‚u' haben; ‚u' ist immer Trauervocal. Also singen wir:

Fluth, Fluth
Mach' Alles wieder gut . . ."

und während Effi diese Litanei feierlich anstimmte, setzten sich alle Vier auf den Steg hin in Bewegung, stiegen in das dort angekettelte Boot und ließen von diesem aus die mit einem Kiesel beschwerte Tüte langsam in den Teich niedergleiten.

„Hertha, nun ist Deine Schuld versenkt," sagte Effi, „wobei mir übrigens einfällt, so vom Boot aus sollen früher auch arme unglückliche Frauen versenkt worden sein, natürlich wegen Untreue."

„Aber doch nicht hier."

„Nein, nicht hier," lachte Effi, „hier kommt so 'was nicht vor. Aber in Constantinopel, und Du mußt ja, wie mir eben einfällt, auch davon wissen, so gut wie ich, Du bist ja mit dabei gewesen, als uns Candidat Holzapfel in der Geographiestunde davon erzählte."

„Ja," sagte Hulda, „der erzählte immer so 'was. Aber so 'was vergißt man doch wieder."

„Ich nicht. Ich behalte so 'was."

Zweites Capitel.

Sie sprachen noch eine Weile so weiter, wobei sie sich ihrer gemeinschaftlichen Schulstunden und einer ganzen Reihe Holzapfel'scher Unpassendheiten mit Empörung und Behagen erinnerten. Ja, man konnte sich nicht genug thun damit, bis Hulda mit einem Male sagte: „Nun aber ist es höchste Zeit, Effi; Du siehst ja aus, ja, wie sag' ich nur, Du siehst ja aus, wie wenn Du vom Kirschenpflücken kämst, Alles zerknittert und zerknautscht; das Leinenzeug macht immer so viele Falten, und der große, weiße Klappkragen . . . ja, wahrhaftig, jetzt hab' ich es, Du siehst aus wie ein Schiffsjunge."

„Midshipman, wenn ich bitten darf. Etwas muß ich doch von meinem Adel haben. Uebrigens Midshipman oder Schiffsjunge, Papa hat mir erst neulich wieder einen Mastbaum versprochen, hier dicht neben der Schaukel, mit Raaen und einer Strickleiter. Wahrhaftig, das sollte mir gefallen, und den Wimpel oben selbst anzumachen, das ließ' ich mir nicht nehmen. Und Du, Hulda, Du kämst dann von der anderen Seite her herauf, und oben in der Luft wollten wir Hurrah rufen und uns einen Kuß geben. Alle Wetter, das sollte schmecken."

„‚Alle Wetter . . .' wie das nun wieder klingt . . . Du sprichst wirklich wie ein Midshipman. Ich werde mich aber hüten, Dir nachzuklettern, ich bin nicht so waghalsig. Jahnke hat ganz recht, wenn er immer sagt, Du hättest zu viel von dem Belling'schen in Dir, von Deiner Mama her. Ich bin bloß ein Pastorskind."

„Ach, geh' mir. Stille Wasser sind tief. Weißt Du noch, wie Du damals, als Vetter Briest als Cadett hier war, aber doch schon groß genug, wie Du damals auf dem Scheunendach entlang rutschtest. Und warum? Nun, ich will es nicht verrathen. Aber kommt, wir wollen uns schaukeln, auf jeder Seite Zwei; reißen wird es ja wohl nicht, oder wenn Ihr nicht Lust habt, denn ihr macht wieder lange Gesichter, dann wollen wir Anschlag spielen. Eine Viertelstunde hab' ich noch. Ich mag noch nicht hinein gehen, und Alles bloß, um einem Landrath guten Tag zu sagen, noch dazu einem Landrath aus Hinterpommern. Aeltlich ist er auch, er könnte ja beinah' mein Vater sein, und wenn er wirklich in einer Seestadt wohnt, Kessin soll ja so 'was sein, nun, da muß ich ihm in diesem Matrosencostüm eigentlich am besten gefallen und muß ihm beinah' wie eine große Aufmerksamkeit vorkommen. Fürsten, wenn sie wen empfangen, so viel weiß ich von meinem Papa her, legen auch immer die Uniform aus der Gegend des Anderen an. Also nur nicht ängstlich . . . rasch, rasch, ich fliege aus und neben der Bank hier ist frei."

Hulda wollte noch ein paar Einschränkungen machen, aber Effi war schon den nächsten Kiesweg hinauf, links hin, rechts hin, bis sie mit einem Male verschwunden war. „Effi, das gilt nicht; wo bist Du? Wir spielen nicht Versteck, wir spielen Anschlag," unter diesen und ähnlichen Vorwürfen eilten die Freundinnen ihr nach, weit über das Rondeel und die beiden seitwärts stehenden Platanen hinaus, bis die Verschwundene mit einem Male aus ihrem

Verstecke hervorbrach und mühelos, weil sie schon im Rücken ihrer Verfolger war, mit „eins, zwei, drei" den Freiplatz neben der Bank erreichte.

„Wo warst Du?"

„Hinter den Rhabarberstauden; die haben so große Blätter, noch größer als ein Feigenblatt . . ."

„Pfui . . ."

„Nein, pfui für Euch, weil Ihr verspielt habt. Hulda, mit ihren großen Augen, sah wieder nichts, immer ungeschickt." Und dabei flog sie von Neuem, über das Rondeel hin, auf den Teich zu, vielleicht weil sie vor hatte, sich erst hinter einer dort aufwachsenden dichten Haselnußhecke zu verstecken, um dann, von dieser aus, mit einem weiten Umweg um Kirchhof und Fronthaus, wieder bis an den Seitenflügel und seinen Freiplatz zu kommen. Alles war gut berechnet; aber freilich, ehe sie noch halb um den Teich herum war, hörte sie schon vom Hause her ihren Namen rufen, und sah, während sie sich umwandte, die Mama, die, von der Steintreppe her, mit ihrem Taschentuche winkte. Noch einen Augenblick, und Effi stand vor ihr.

„Nun bist Du doch noch in Deinem Kittel, und der Besuch ist da. Nie hältst Du Zeit."

„Ich halte schon Zeit, aber der Besuch hat nicht Zeit gehalten. Es ist noch nicht Eins; noch lange nicht," und sich nach den Zwillingen hin umwendend (Hulda war noch weiter zurück) rief sie diesen zu: „Spielt nur weiter; ich bin gleich wieder da."

* * *

Schon im nächsten Augenblicke trat Effi mit der Mama in den großen Gartensaal, der fast den ganzen Raum des Seitenflügels füllte.

„Mama, Du darfst mich nicht schelten. Es ist wirklich erst halb. Warum kommt er so früh? Cavaliere kommen nicht zu spät, aber noch weniger zu früh."

Frau von Briest war in sichtlicher Verlegenheit; Effi aber schmiegte sich liebkosend an sie und sagte: „Verzeih', ich will mich nun eilen; Du weißt, ich kann auch rasch sein, und in fünf Minuten ist Aschenputtel in eine Prinzessin verwandelt. So lange kann er warten oder mit dem Papa plaudern."

Und der Mama zunickend, wollte sie leichten Fußes eine kleine eiserne Stiege hinauf, die aus dem Saal in den Oberstock hinauf führte. Frau von Briest aber, die unter Umständen auch unconventionell sein konnte, hielt plötzlich die schon forteilende Effi zurück, warf einen Blick auf das jugendlich reizende Geschöpf, das, noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie ein Bild frischesten Lebens vor ihr stand, und sagte beinahe vertraulich: „Es ist am Ende das Beste, Du bleibst wie Du bist. Ja, bleibe so. Du siehst gerade sehr gut aus. Und wenn es auch nicht wäre, Du siehst so unvorbereitet aus, so gar nicht zurecht gemacht, und darauf kommt es in diesem Augenblicke an. Ich muß Dir nämlich sagen, meine süße Effi . . ." und sie nahm ihres Kindes beide Hände . . . „ich muß Dir nämlich sagen . . ."

„Aber Mama, was hast Du nur? Mir wird ja ganz Angst und bange."

„. . . Ich muß Dir nämlich sagen, Effi, daß Baron Innstetten eben um Deine Hand angehalten hat."

„Um meine Hand angehalten? Und im Ernst?"

„Es ist keine Sache, um einen Scherz daraus zu machen. Du hast ihn vorgestern gesehen, und ich glaube, er hat Dir auch gut gefallen. Er ist freilich älter als Du, was Alles in Allem ein Glück ist, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn Du nicht ‚Nein' sagst, was ich mir von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst Du mit zwanzig Jahren da, wo Andere mit vierzig stehen. Du wirst Deine Mama weit überholen."

Effi schwieg und suchte nach einer Antwort. Aber ehe sie diese finden konnte, hörte sie schon des Vaters Stimme von dem angrenzenden, noch im Fronthause gelegenen Hinterzimmer her, und gleich danach überschritt Ritterschaftsrath von Briest, ein wohl conservirter Fünfziger von ausgesprochener Bonhommie, die Gartensalonschwelle — mit ihm Baron Innstetten, schlank, brünett und von militärischer Haltung.

Effi, als sie seiner ansichtig wurde, kam in ein nervöses Zittern; aber nicht auf lange, denn im selben Augenblicke fast, wo sich Innstetten unter freundlicher Verneigung ihr näherte, wurden an dem mittleren der weit offen stehenden und von wildem Wein halb überwachsenen Fenster die rothblonden Köpfe der Zwillinge sichtbar, und Hertha, die Ausgelassenste, rief in den Saal hinein: „Effi, komm."

Dann duckte sie sich, und beide Schwestern sprangen von der Banklehne, darauf sie gestanden, wieder in den Garten hinab, und man hörte nur noch ihr leises Kichern und Lachen.

Drittes Capitel.

Noch an demselben Tage hatte sich Baron Innstetten mit Effi Briest verlobt. Der joviale Brautvater, der sich nicht leicht in seiner Feierlichkeitsrolle zurecht fand, hatte bei dem Verlobungsmahl, das folgte, das junge Paar leben lassen, was auf Frau von Briest, die dabei der nun um kaum achtzehn Jahre zurückliegenden Zeit gedenken mochte, nicht ohne herzbeweglichen Eindruck geblieben war. Aber nicht auf lange; sie hatte es nicht sein können, nun war es statt ihrer die Tochter — Alles in Allem ebenso gut oder vielleicht noch besser. Denn mit Briest ließ sich leben, trotzdem er ein wenig prosaisch war und dann und wann einen kleinen frivolen Zug hatte. Gegen Ende der Tafel, das Eis wurde schon herumgereicht, nahm der alte Ritterschaftsrath noch einmal das Wort, um in einer zweiten Ansprache das allgemeine Familien-Du zu proponiren Er umarmte dabei Innstetten und gab ihm einen Kuß auf die linke Backe. Hiermit war aber die Sache für ihn noch nicht abgeschlossen, vielmehr fuhr er fort, außer dem „Du" zugleich intimere Namen und Titel für den Hausverkehr zu empfehlen, eine Art Gemüthlichkeitsrangliste aufzustellen, natürlich unter Wahrung berechtigter, weil wohlerworbener Eigenthümlichkeiten. Für seine Frau, so hieß es, würde der Fortbestand von „Mama" (denn es gäbe

auch junge Mamas) wohl das Beste sein, während er für seine Person, unter Verzicht auf den Ehrentitel „Papa", das einfache Briest entschieden bevorzugen müsse, schon weil es so hübsch kurz sei. Und was nun die Kinder angehe — bei welchem Wort er sich, Aug' in Auge mit dem nur etwa um ein Dutzend Jahre jüngeren Innstetten, einen Ruck geben mußte — nun, so sei Effi eben Effi und Geert Geert. Geert, wenn er nicht irre, habe die Bedeutung von einem schlank aufgeschossenen Stamm, und Effi sei dann also der Epheu, der sich darum zu ranken habe. Das Brautpaar sah sich bei diesen Worten etwas verlegen an, Effi zugleich mit einem Ausdruck kindlicher Heiterkeit, Frau von Briest aber sagte: „Briest, sprich was Du willst und formulire Deine Toaste nach Gefallen, nur poetische Bilder, wenn ich Dich bitten darf, laß bei Seite, das liegt jenseits Deiner Sphäre." Zurechtweisende Worte, die bei Briest mehr Zustimmung als Ablehnung gefunden hatten. „Es ist möglich, daß Du recht hast, Luise."

Gleich nach Aufhebung der Tafel beurlaubte sich Effi, um einen Besuch drüben bei Pastors zu machen. Unterwegs sagte sie sich: „Ich glaube, Hulda wird sich ärgern. Nun bin ich ihr doch zuvorgekommen — sie war immer zu eitel und eingebildet." Aber Effi traf es mit ihrer Erwartung nicht ganz; Hulda, durchaus Haltung bewahrend, benahm sich sehr gut und überließ die Bezeugung von Unmuth und Aerger ihrer Mutter, der Frau Pastorin, die denn auch sehr sonderbare Bemerkungen machte. „Ja, ja, so geht es. Natürlich. Wenn's die Mutter nicht sein konnte, muß es die Tochter sein. Das kennt man. Alte Familien halten immer zusammen, und wo 'was is, kommt 'was dazu." Der alte Niemeyer kam in arge Verlegenheit über diese fortgesetzten spitzen Redensarten ohne Bildung und Anstand und beklagte 'mal wieder, eine Wirthschafterin geheirathet zu haben.

Von Pastors ging Effi natürlich auch zu Cantor Jahnke's; die Zwillinge hatten schon nach ihr ausgeschaut und empfingen sie im Vorgarten.

„Nun, Effi," sagte Hertha, während alle Drei zwischen den rechts und links blühenden Studentenblumen auf- und abschritten, „nun, Effi, wie ist Dir eigentlich."

„Wie mir ist? O, ganz gut. Wir nennen uns auch schon Du und bei Vornamen. Er heißt nämlich Geert, was ich Euch, wie mir einfällt, auch schon gesagt habe."

„Ja, das hast Du. Mir ist aber doch so bange dabei. Ist es denn auch der Richtige?"

„Gewiß ist es der Richtige. Das verstehst Du nicht, Hertha. Jeder ist der Richtige. Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen."

„Gott, Effi, wie Du nur sprichst. Sonst sprachst Du doch ganz anders."

„Ja, sonst."

„Und bist auch schon ganz glücklich?"

„Wenn man zwei Stunden verlobt ist, ist man immer ganz glücklich. Wenigstens denk' ich es mir so."

„Und ist es Dir denn gar nicht, ja, wie sag' ich nur, ein bißchen génant?"

„Ja, ein bißchen génant ist es mir, aber doch nicht sehr. Und ich denke, ich werde darüber weg kommen."

Nach diesem, im Pfarr- und Cantorhause gemachten Besuche, der keine halbe Stunde gedauert hatte, war Effi wieder nach drüben zurückgekehrt, wo man auf der Gartenveranda eben den Kaffee nehmen wollte. Schwiegervater und Schwiegersohn gingen auf dem Kieswege zwischen den zwei Platanen auf und ab. Briest sprach von dem Schwierigen einer landräthlichen Stellung; sie sei ihm verschiedentlich angetragen worden, aber er habe jedesmal gedankt. „So nach meinem eigenen Willen schalten und walten zu können, ist mir das Liebste gewesen, jedenfalls lieber (Pardon, Innstetten) als so die Blicke beständig nach oben richten zu müssen. Man hat dann bloß immer Sinn und Merk für hohe und höchste Vorgesetzte. Das ist nichts für mich. Hier leb' ich so frei weg und freue mich über jedes grüne Blatt und über den wilden Wein, der da drüben in die Fenster wächst."

Er sprach noch mehr dergleichen, allerhand Antibeamtliches, und entschuldigte sich von Zeit zu Zeit mit einem kurzen, verschiedentlich wiederkehrenden „Pardon, Innstetten." Dieser nickte mechanisch zustimmend, war aber eigentlich wenig bei der Sache, sah vielmehr, wie gebannt, immer aufs Neue nach dem drüben am Fenster rankenden wilden Wein hinüber, von dem Briest eben gesprochen, und während er dem nachhing, war es ihm, als säh' er wieder die rothblonden Mädchenköpfe zwischen den Weinranken und höre dabei den übermüthigen Zuruf: „Effi, komm'."

Er glaubte nicht an Zeichen und Aehnliches, im Gegentheil, wies alles Abergläubische weit zurück. Aber er konnte trotzdem von den zwei Worten nicht los, und während Briest immer weiter perorirte, war es ihm beständig, als wäre der kleine Hergang doch mehr als ein bloßer Zufall gewesen.

* * *

Innstetten, der nur einen kurzen Urlaub genommen, war schon am folgenden Tage wieder abgereist, nachdem er versprochen hatte, jeden Tag schreiben zu wollen. „Ja, das mußt Du," hatte Effi gesagt, ein Wort, das ihr von Herzen kam, da sie seit Jahren nichts Schöneres kannte, als beispielsweise den Empfang vieler Geburtstagsbriefe. Jeder mußte ihr zu diesem Tage schreiben. In den Brief eingestreute Wendungen, etwa wie „Gertrud und Clara senden Dir mit mir ihre herzlichsten Glückwünsche", waren verpönt; Gertrud und Clara, wenn sie Freundinnen sein wollten, hatten dafür zu sorgen, daß ein Brief mit selbständiger Marke daläge, womöglich — denn ihr Geburtstag fiel noch in die Reisezeit — mit einer fremden, aus der Schweiz oder Karlsbad.

Innstetten, wie versprochen, schrieb wirklich jeden Tag; was aber den Empfang seiner Briefe ganz besonders angenehm machte, war der Umstand, daß er allwöchentlich nur einmal einen ganz kleinen Antwortbrief erwartete. Den erhielt er denn auch, voll reizend nichtigen und ihn jedesmal entzückenden Inhalts. Was es von ernsteren Dingen zu besprechen gab, das verhandelte Frau von Briest mit ihrem Schwiegersohne: Festsetzungen wegen der Hochzeit, Ausstattungs- und Wirthschaftseinrichtungsfragen. Innstetten, schon an die drei Jahre im Amt, war in seinem Kessiner Hause nicht glänzend, aber

doch sehr standesgemäß eingerichtet, und es empfahl sich, in der Correspondenz mit ihm, ein Bild von Allem, was da war, zu gewinnen, um nichts Unnützes anzuschaffen. Schließlich, als Frau von Briest über all' diese Dinge genugsam unterrichtet war, wurde seitens Mutter und Tochter eine Reise nach Berlin beschlossen, um, wie Briest sich ausdrückte, den „trousseau" für Prinzessin Effi zusammenzukaufen. Effi freute sich sehr auf den Aufenthalt in Berlin, um so mehr, als der Vater darein gewilligt hatte, im Hôtel du Nord Wohnung zu nehmen. „Was es koste, könne ja von der Ausstattung abgezogen werden; Innstetten habe ohnehin Alles." Effi — ganz im Gegensatze zu der solche „Mesquinerien" ein für allemal sich verbittenden Mama — hatte dem Vater, ohne jede Sorge darum, ob er's scherz- oder ernsthaft gemeint hatte, freudig zugestimmt und beschäftigte sich in ihren Gedanken viel, viel mehr mit dem Eindruck, den sie beide, Mutter und Tochter, bei ihrem Erscheinen an der Table d'hôte machen würden, als mit Spinn und Mencke, Goschenhofer und ähnlichen Firmen, die vorläufig notirt worden waren. Und diesen ihren heiteren Phantasien entsprach denn auch ihre Haltung, als die große Berliner Woche nun wirklich da war. Vetter Briest vom Alexander-Regiment, ein ungemein ausgelassener, junger Lieutenant, der die „Fliegenden Blätter" hielt und über die besten Witze Buch führte, stellte sich den Damen für jede dienstfreie Stunde zur Verfügung, und so saßen sie denn mit ihm bei Kranzler am Eckfenster oder zu statthafter Zeit auch wohl im Café Bauer und fuhren Nachmittags in den Zoologischen Garten, um da die Giraffen zu sehen, von denen Vetter Briest, der übrigens Dagobert hieß, mit Vorliebe behauptete: „sie sähen aus wie adlige alte Jungfern." Jeder Tag verlief programmmäßig, und am dritten oder vierten Tage gingen sie, wie vorgeschrieben, in die Nationalgalerie, weil Vetter Dagobert seiner Cousine die „Insel der Seligen" zeigen wollte. „Fräulein Cousine stehe zwar auf dem Punkte, sich zu verheirathen, es sei aber doch vielleicht gut, die ‚Insel der Seligen' schon vorher kennen gelernt zu haben." Die Tante gab ihm einen Schlag mit dem Fächer, begleitete diesen Schlag aber mit einem so gnädigen Blick, daß er keine Veranlassung hatte, den Ton zu ändern. Es waren himmlische Tage für alle Drei, nicht zum wenigsten für den Vetter, der so wundervoll zu chaperonniren und kleine Differenzen immer rasch auszugleichen verstand. An solchen Meinungsverschiedenheiten zwischen Mutter und Tochter war nun, wie das so geht, all' die Zeit über kein Mangel, aber sie traten glücklicherweise nie bei den zu machenden Einkäufen hervor. Ob man von einer Sache sechs oder drei Dutzend erstand, Effi war mit Allem gleichmäßig einverstanden, und wenn dann auf dem Heimwege von dem Preise der eben eingekauften Gegenstände gesprochen wurde, so verwechselte sie regelmäßig die Zahlen. Frau von Briest, sonst so kritisch, auch ihrem eigenen geliebten Kinde gegenüber, nahm dies anscheinend mangelnde Interesse nicht nur von der leichten Seite, sondern erkannte sogar einen Vorzug darin. „Alle diese Dinge," so sagte sie sich, „bedeuten Effi nicht viel. Effi ist anspruchslos; sie lebt in ihren Vorstellungen und Träumen, und wenn die Prinzessin Friedrich Karl vorüberfährt und sie von ihrem Wagen aus freundlich grüßt, so gilt ihr das mehr als eine ganze Truhe voll Weißzeug."

Das Alles war auch richtig, aber doch nur halb. An dem Besitze mehr oder weniger alltäglicher Dinge lag Effi nicht viel, aber wenn sie mit der Mama die Linden hinauf- und hinunterging und nach Musterung der schönsten Schaufenster in den Demuth'schen Laden eintrat, um für die gleich nach der Hochzeit geplante italienische Reise allerlei Einkäufe zu machen, so zeigte sich ihr wahrer Charakter. Nur das Eleganteste gefiel ihr, und wenn sie das Beste nicht haben konnte, so verzichtete sie auf das Zweitbeste, weil ihr dies Zweite nun nichts mehr bedeutete. Ja, sie konnte verzichten, darin hatte die Mama Recht, und in diesem Verzichtenkönnen lag etwas von Anspruchslosigkeit; wenn es aber ausnahmsweise 'mal wirklich Etwas zu besitzen galt, so mußte dies immer 'was ganz Apartes sein. Und darin war sie anspruchsvoll.

Viertes Capitel.

Vetter Dagobert war am Bahnhof, als die Damen ihre Rückreise nach Hohen-Cremmen antraten. Es waren glückliche Tage gewesen, vor Allem auch darin, daß man nicht unter unbequemer und beinahe unstandesgemäßer Verwandtschaft gelitten hatte. „Für Tante Therese," so hatte Effi gleich nach der Ankunft gesagt, „müssen wir diesmal incognito bleiben. Es geht nicht, daß sie hier ins Hôtel kommt. Entweder Hôtel du Nord oder Tante Therese; beides zusammen paßt nicht." Die Mama hatte sich schließlich einverstanden damit erklärt, ja dem Lieblinge zur Besiegelung des Einverständnisses einen Kuß auf die Stirn gegeben.

Mit Vetter Dagobert war das natürlich etwas ganz Anderes gewesen, der hatte nicht bloß den Gardepli, der hatte vor Allem auch mit Hülfe jener eigenthümlich guten Laune, wie sie bei den Alexanderofficieren beinahe traditionell geworden, sowohl Mutter wie Tochter von Anfang an anzuregen und aufzuheitern gewußt, und diese gute Stimmung dauerte bis zuletzt. „Dagobert," so hieß es noch beim Abschied, „Du kommst also zu meinem Polterabend, und natürlich mit Cortège. Denn nach den Aufführungen (aber kommt mir nicht mit Dienstmann oder Mausefallenhändler) ist Ball. Und Du mußt bedenken, mein erster großer Ball ist vielleicht auch mein letzter. Unter sechs Kameraden — natürlich beste Tänzer — wird gar nicht angenommen. Und mit dem Frühzug könnt ihr wieder zurück." Der Vetter versprach Alles, und so trennte man sich.

Gegen Mittag trafen beide Damen an ihrer havelländischen Bahnstation ein, mitten im Luch, und fuhren in einer halben Stunde nach Hohen-Cremmen hinüber. Briest war sehr froh, Frau und Tochter wieder zu Hause zu haben, und stellte Fragen über Fragen, deren Beantwortung er meist nicht abwartete. Statt dessen erging er sich in Mittheilung dessen, was er inzwischen erlebt. „Ihr habt mir da vorhin von der Nationalgalerie gesprochen und von der ‚Insel der Seligen' — nun, wir haben hier, während Ihr fort wart, auch so 'was gehabt: unser Inspector Pink und die Gärtnersfrau. Natürlich habe ich Pink entlassen müssen, übrigens ungern. Es ist sehr fatal, daß solche Ge-

schichten fast immer in die Erntezeit fallen. Und Pink war sonst ein ungewöhnlich tüchtiger Mann, hier leider am unrechten Fleck. Aber lassen wir das; Wilke wird schon unruhig."

Bei Tische hörte Briest besser zu; das gute Einvernehmen mit dem Vetter, von dem ihm viel erzählt wurde, hatte seinen Beifall, weniger das Verhalten gegen Tante Therese. Man sah aber deutlich, daß er inmitten seiner Mißbilligung sich eigentlich darüber freute; denn ein kleiner Schabernack entsprach ganz seinem Geschmack, und Tante Therese war wirklich eine lächerliche Figur. Er hob sein Glas und stieß mit Frau und Tochter an. Auch als nach Tisch einzelne der hübschesten Einkäufe vor ihm ausgepackt und seiner Beurtheilung unterbreitet wurden, verrieth er viel Interesse, das selbst noch anhielt, oder wenigstens nicht ganz hinstarb, als er die Rechnung überflog. „Etwas theuer, oder sagen wir lieber sehr theuer; indessen es thut nichts. Es hat Alles so viel chic, ich möchte sagen so viel Animirendes, daß ich deutlich fühle, wenn Du mir solchen Koffer und solche Reisedecke zu Weihnachten schenkst, so sind wir zu Ostern auch in Rom und machen nach achtzehn Jahren unsere Hochzeitsreise. Was meinst Du, Luise? Wollen wir nachexerciren? Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt."

Frau von Briest machte eine Handbewegung, wie wenn sie sagen wollte: „unverbesserlich," und überließ ihn im Uebrigen seiner eigenen Beschämung, die aber nicht groß war.

* * *

Ende August war da, der Hochzeitstag (3. October) rückte näher, und sowohl im Herrenhause wie in der Pfarre und Schule war man unausgesetzt bei den Vorbereitungen zum Polterabend. Jahnke, getreu seiner Fritz Reuter-Passion, hatte sich's als etwas besonders „Sinniges" ausgedacht, Bertha und Hertha als Lining und Mining auftreten zu lassen, natürlich plattdeutsch, während Hulda das Käthchen von Heilbronn in der Hollunderbaumscene darstellen sollte, Lieutenant Engelbrecht von den Husaren als Wetter von Strahl. Niemeyer, der sich den Vater der Idee nennen durfte, hatte keinen Augenblick gesäumt, auch die verschämte Nutzanwendung auf Innstetten und Effi hinzuzudichten. Er selbst war mit seiner Arbeit zufrieden und hörte, gleich nach der Leseprobe, von allen Betheiligten viel Freundliches darüber, freilich mit Ausnahme seines Patronatsherrn und alten Freundes Briest, der, als er die Mischung von Kleist und Niemeyer mit angehört hatte, lebhaft protestirte, wenn auch keineswegs aus literarischen Gründen. „Hoher Herr und immer wieder Hoher Herr — was soll das? Das leitet in die Irre, das verschiebt Alles. Innstetten, unbestritten, ist ein famoses Menschenexemplar, Mann von Charakter und Schneid', aber die Briest's — verzeih' den Berolinismus, Luise — die Briest's sind schließlich auch nicht von schlechten Eltern. Wir sind doch nun 'mal eine historische Familie, laß mich hinzufügen Gott sei Dank, und die Innstetten's sind es *nicht*; die Innstetten's sind bloß alt, meinetwegen Uradel, aber was heißt Uradel? Ich will nicht, daß eine Briest oder doch mindestens eine Polterabendfigur, in der Jeder das Widerspiel unserer Effi erkennen

muß — ich will nicht, daß eine Briest mittelbar oder unmittelbar in einem fort von „Hoher Herr" spricht. Da müßte denn doch Innstetten wenigstens ein verkappter Hohenzoller sein, es gibt ja dergleichen. Das ist er aber nicht, und so kann ich nur wiederholen, es verschiebt die Situation."

Und wirklich, Briest hielt mit besonderer Zähigkeit eine ganze Zeit lang an dieser Anschauung fest. Erst nach der zweiten Probe, wo das „Käthchen", schon halb im Costüm, ein sehr eng anliegendes Sammetmieder trug, ließ er sich — der es auch sonst nicht an Huldigungen gegen Hulda fehlen ließ — zu der Bemerkung hinreißen, „das Käthchen liege sehr gut da," welche Wendung einer Waffenstreckung ziemlich gleich kam oder doch zu solcher hinüber leitete. Daß alle diese Dinge vor Effi geheim gehalten wurden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Bei mehr Neugier auf Seiten dieser Letzteren wäre das nun freilich ganz unmöglich gewesen, aber Effi hatte so wenig Verlangen, in die Vorbereitungen und geplanten Ueberraschungen einzudringen, daß sie der Mama mit allem Nachdruck erklärte, „sie könne es abwarten", und wenn diese dann zweifelte, so schloß Effi mit der wiederholten Versicherung: es wäre wirklich so; die Mama könne es glauben. Und warum auch nicht? Es sei ja doch Alles nur Theateraufführung und hübscher und poetischer als „Aschenbrödel", das sie noch am letzten Abend in Berlin gesehen hätte, hübscher und poetischer könne es ja doch nicht sein. Da hätte sie wirklich selber mitspielen mögen, wenn auch nur, um dem lächerlichen Pensionslehrer einen Kreidestrich auf den Rücken zu machen. „Und wie reizend im letzten Act ‚Aschenbrödel's Erwachen als Prinzessin' oder doch wenigstens als Gräfin; wirklich, es war ganz wie ein Märchen." In dieser Weise sprach sie oft, war meist ausgelassener als vordem und ärgerte sich bloß über das beständige Tuscheln und Geheimthun der Freundinnen. „Ich wollte, sie hätten sich weniger wichtig und wären mehr für mich da. Nachher bleiben sie doch bloß stecken, und ich muß mich um sie ängstigen und mich schämen, daß es meine Freundinnen sind."

So gingen Effi's Spottreden, und es war ganz unverkennbar, daß sie sich um Polterabend und Hochzeit nicht allzu sehr kümmerte. Frau von Briest hatte so ihre Gedanken darüber, aber zu Sorgen kam es nicht, weil sich Effi, was doch ein gutes Zeichen war, ziemlich viel mit ihrer Zukunft beschäftigte und sich, phantasiereich wie sie war, Viertelstunden lang in Schilderungen ihres Kessiner Lebens erging, Schilderungen, in denen sich nebenher und sehr zur Erheiterung der Mama, eine merkwürdige Vorstellung von Hinterpommern aussprach oder vielleicht auch, mit kluger Berechnung, aussprechen sollte. Sie gefiel sich nämlich darin, Kessin als einen halb sibirischen Ort aufzufassen, wo Eis und Schnee nie recht aufhörten.

„Heute hat Goschenhofer das Letzte geschickt," sagte Frau von Briest, als sie wie gewöhnlich in Front des Seitenflügels mit Effi am Arbeitstische saß, auf dem die Leinen- und Wäschevorräthe beständig wuchsen, während der Zeitungen, die bloß Platz wegnahmen, immer weniger wurden. „Ich hoffe, Du hast nun Alles, Effi. Wenn Du aber noch kleine Wünsche hegst, so mußt Du sie jetzt aussprechen, womöglich in dieser Stunde noch. Papa hat den Raps vortheilhaft verkauft und ist in ungewöhnlich guter Laune."

„Ungewöhnlich? Er ist immer in guter Laune."

„In ungewöhnlich guter Laune," wiederholte die Mama. „Und die muß benutzt werden. Sprich also. Mehrmals, als wir noch in Berlin waren, war es mir, als ob Du doch nach dem Einen oder Anderen noch ein ganz besonderes Verlangen gehabt hättest."

„Ja, liebe Mama, was soll ich da sagen. Eigentlich habe ich ja Alles, was man braucht, ich meine, was man hier braucht. Aber da mir's nun 'mal bestimmt ist, so hoch nördlich zu kommen ... ich bemerke, daß ich nichts dagegen habe, im Gegentheil, ich freue mich darauf, auf die Nordlichter und auf den helleren Glanz der Sterne ... da mir's nun 'mal so bestimmt ist, so hätte ich wohl gern einen Pelz gehabt."

„Aber Effi, Kind, das ist doch Alles bloß leere Thorheit. Du kommst ja nicht nach Petersburg oder nach Archangel."

„Nein; aber ich bin doch auf dem Wege dahin ..."

„Gewiß, Kind. Auf dem Wege dahin bist Du; aber was heißt das? Wenn Du von hier nach Nauen fährst, bist Du auch auf dem Wege nach Rußland. Im Uebrigen, wenn Du's wünschst, so sollst Du einen Pelz haben. Nur das laß mich im Voraus sagen, ich rathe Dir davon ab. Ein Pelz ist für ältere Personen, selbst Deine alte Mama ist noch zu jung dafür, und wenn Du mit Deinen siebzehn Jahren in Nerz oder Marder auftrittst, so glauben die Kessiner, es sei Maskerade."

* * *

Das war am 2. September, daß sie so sprachen, ein Gespräch, das sich wohl fortgesetzt hätte, wenn nicht gerade Sedantag gewesen wäre. So aber wurden sie durch Trommel- und Pfeifenklang unterbrochen, und Effi, die schon vorher von dem beabsichtigten Aufzuge gehört, aber es wieder vergessen hatte, stürzte mit einem Male von dem gemeinschaftlichen Arbeitstische fort und an Rondeel und Teich vorüber auf einen kleinen, an die Kirchhofsmauer angebauten Balkon zu, zu dem sechs Stufen, nicht viel breiter als Leitersprossen, hinaufführten. Im Nu war sie oben, und richtig, da kam auch schon die ganze Schuljugend heran, Jahnke gravitätisch am rechten Flügel, während ein kleiner Tambourmajor, weit voran, an der Spitze des Zuges marschirte, mit einem Gesichtsausdruck, als ob ihm obläge, die Schlacht bei Sedan noch einmal zu schlagen. Effi winkte mit dem Taschentuch, und der Begrüßte versäumte nicht, mit seinem blanken Kugelstock zu salutiren.

* * *

Eine Woche später saßen Mutter und Tochter wieder am alten Fleck, auch wieder mit ihrer Arbeit beschäftigt. Es war ein wunderschöner Tag; der in einem zierlichen Beet um die Sonnenuhr herumstehende Heliotrop blühte noch, und die leise Brise, die ging, trug den Duft davon zu ihnen herüber.

„Ach, wie wohl ich mich fühle," sagte Effi, „so wohl und so glücklich; ich kann mir den Himmel nicht schöner denken. Und am Ende, wer weiß, ob sie im Himmel so wundervollen Heliotrop haben."

„Aber Effi, so darfst Du nicht sprechen; das hast Du von Deinem Vater, dem nichts heilig ist, und der neulich sogar sagte: Niemeyer sähe aus wie Lot.

Unerhört. Und was soll es nur heißen? Erstlich weiß er nicht, wie Lot ausgesehen hat, und zweitens ist es eine grenzenlose Rücksichtslosigkeit gegen Hulda. Ein Glück, daß Niemeyer nur die einzige Tochter hat, dadurch fällt es eigentlich in sich zusammen. In Einem freilich hat er nur zu sehr Recht gehabt, in all' und jedem, was er über „Lot's Frau", unsere gute Frau Pastorin, sagte, die uns denn auch wirklich wieder mit ihrer Thorheit und Anmaßung den ganzen Sedantag ruinirte. Wobei mir übrigens einfällt, daß wir, als Jahnke mit der Schule vorbei kam, in unserem Gespräche unterbrochen wurden — wenigstens kann ich mir nicht denken, daß der Pelz, von dem Du damals sprachst, Dein einziger Wunsch gewesen sein sollte. Laß mich also wissen, Schatz, was Du noch weiter auf dem Herzen hast?"

„Nichts, Mama."

„Wirklich nichts?"

„Nein, wirklich nichts; ganz im Ernste ... Wenn es aber doch am Ende 'was sein sollte ..."

„Nun ..."

„... So müßt' es ein japanischer Bettschirm sein, schwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen Kranichschnabel ... Und dann vielleicht auch noch eine Ampel für unser Schlafzimmer, eine Ampel mit rothem Schein."

Frau von Briest schwieg.

„Nun siehst Du, Mama, Du schweigst und siehst aus, als ob ich etwas besonders Unpassendes gesagt hätte."

„Nein, Effi, nichts Unpassendes. Und vor Deiner Mutter nun schon gewiß nicht. Denn ich kenne Dich ja. Du bist eine phantastische kleine Person, malst Dir mit Vorliebe Zukunftsbilder aus, und je farbenreicher sie sind, desto schöner und begehrlicher erscheinen sie Dir. Ich sah das so recht, als wir die Reisesachen kauften. Und nun denkst Du Dir's ganz wundervoll, einen Bettschirm mit allerhand fabelhaftem Gethier zu haben, Alles im Halblicht einer rothen Ampel. Es kommt Dir vor wie ein Märchen, und Du möchtest eine Prinzessin sein."

Effi nahm die Hand der Mama und küßte sie. „Ja, Mama, so bin ich."

„Ja, so bist Du. Ich weiß es wohl Aber meine liebe Effi, wir müssen vorsichtig im Leben sein, und zumal wir Frauen. Und wenn Du nun nach Kessin kommst, einem kleinen Ort, wo Nachts kaum eine Laterne brennt, so lacht man über dergleichen. Und wenn man bloß lachte. Die, die Dir ungewogen sind, und solche gibt es immer, sprechen von schlechter Erziehung, und manche sagen auch wohl noch Schlimmeres."

„Also nichts Japanisches und auch keine Ampel. Aber ich bekenne Dir, ich hatte es mir so schön und poetisch gedacht, Alles in einem rothen Schimmer zu sehen."

Frau von Briest war bewegt. Sie stand auf und küßte Effi. „Du bist ein Kind. Schön und poetisch. Das sind so Vorstellungen. Die Wirklichkeit ist anders, und oft ist es gut, daß es statt Licht und Schimmer ein Dunkel gibt."

Effi schien antworten zu wollen, aber in diesem Augenblicke kam Wilke und brachte Briefe. Der eine war aus Kessin von Innstetten. „Ach, von

Geert," sagte Effi, und während sie den Brief bei Seite steckte, fuhr sie in ruhigem Tone fort: „Aber das wirst Du doch gestatten, daß ich den Flügel schräg in die Stube stelle. Daran liegt mir mehr als an einem Kamin, den mir Geert versprochen hat. Und das Bild von Dir, das stell' ich dann auf eine Staffelei; ganz ohne Dich kann ich nicht sein. Ach, wie werd' ich mich nach Euch sehnen, vielleicht auf der Reise schon und dann in Kessin ganz gewiß. Es soll ja keine Garnison haben, nicht einmal einen Stabsarzt, und ein Glück, daß es wenigstens ein Badeort ist. Vetter Briest, und daran will ich mich aufrichten, dessen Mutter und Schwester immer nach Warnemünde gehen — nun, ich sehe doch wirklich nicht ein, warum der die lieben Verwandten nicht auch einmal nach Kessin hin dirigiren sollte. Dirigiren, das klingt ohnehin so nach Generalstab, worauf er, glaub' ich, ambirt. Und dann kommt er natürlich mit und wohnt bei uns. Uebrigens haben die Kessiner, wie mir neulich erst wer erzählt hat, ein ziemlich großes Dampfschiff, das zweimal die Woche nach Schweden hinüberfährt. Und auf dem Schiffe ist dann Ball (sie haben da natürlich auch Musik) und er tanzt sehr gut . . ."

„Wer?"

„Nun, Dagobert."

„Ich dachte, Du meintest Innstetten. Aber jedenfalls ist es an der Zeit, endlich zu wissen, was er schreibt . . . Du hast ja den Brief noch in der Tasche."

„Richtig. Den hätt' ich fast vergessen." Und sie öffnete den Brief und überflog ihn.

„Nun, Effi, kein Wort? Du strahlst nicht und lachst nicht einmal. Und er schreibt doch immer so heiter und unterhaltlich und gar nicht väterlich weise."

„Das würd' ich mir auch verbitten. Er hat sein Alter, und ich habe meine Jugend. Und ich würde ihm mit dem Finger drohen und ihm sagen: ‚Geert, überlege, was besser ist'."

„Und dann würde er Dir antworten: ‚Was Du hast, Effi, das ist das Bessere'. Denn er ist nicht nur ein Mann der feinsten Formen, er ist auch gerecht und verständig und weiß recht gut, was Jugend bedeutet. Er sagt sich das immer und stimmt sich auf das Jugendliche hin, und wenn er in der Ehe so bleibt, so werdet Ihr eine Musterehe führen."

„Ja, das glaube ich auch, Mama. Aber kannst Du Dir vorstellen, und ich schäme mich fast, es zu sagen, ich bin nicht so sehr für das, was man eine Musterehe nennt."

„Das sieht Dir ähnlich. Und nun sage mir, wofür bist Du denn eigentlich?"

„Ich bin . . . nun, ich bin für gleich und gleich und natürlich auch für Zärtlichkeit und Liebe. Und wenn es Zärtlichkeit und Liebe nicht sein können, weil Liebe, wie Papa sagt, doch nur ein Papperlapapp ist (was ich aber nicht glaube), nun, dann bin ich für Reichthum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes, wo Prinz Friedrich Karl zur Jagd kommt, auf Elchwild oder Auerhahn, oder wo der alte Kaiser vorfährt, und für jede Dame, auch

für die jungen, ein gnädiges Wort hat. Und wenn wir dann in Berlin sind, dann bin ich für Hofball und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge."

„Sagst Du das so bloß aus Uebermuth und Laune?"

„Nein, Mama, das ist mein völliger Ernst. Liebe kommt zuerst, aber gleich hinterher kommt Glanz und Ehre und dann kommt Zerstreuung — ja, Zerstreuung, immer 'was Neues, immer 'was, daß ich lachen oder weinen muß. Was ich nicht aushalten kann, ist Langeweile."

„Wie bist Du da nur mit uns fertig geworden?"

„Ach, Mama, wie Du nur so 'was sagen kannst. Freilich, wenn im Winter die liebe Verwandtschaft vorgefahren kommt und sechs Stunden bleibt oder wohl auch noch länger, und Tante Gundel und Tante Olga mich mustern und mich naseweis finden — und Tante Gundel hat es mir auch 'mal gesagt — ja, da macht sich's mitunter nicht sehr hübsch, das muß ich zugeben. Aber sonst bin ich hier immer glücklich gewesen, so glücklich . . ."

Und während sie das sagte, warf sie sich heftig weinend vor der Mama auf die Knie und küßte ihre beiden Hände!

„Steh auf, Effi. Das sind so Stimmungen, die über einen kommen, wenn man so jung ist wie Du und vor der Hochzeit steht und vor dem Ungewissen. Aber nun lies mir den Brief vor, wenn er nicht 'was ganz Besonderes enthält oder vielleicht Geheimnisse."

„Geheimnisse," lachte Effi und sprang in plötzlich veränderter Stimmung wieder auf. „Geheimnisse! Ja, er nimmt immer einen Anlauf, aber das Meiste könnt' ich auf dem Schulzenamt anschlagen lassen, da, wo immer die landräthlichen Verordnungen stehen. Nun, Geert ist ja auch Landrath."

„Lies, lies."

„Liebe Effi . . ." So fängt es nämlich immer an, und manchmal nennt er mich auch seine ‚kleine Eva'."

„Lies, lies . . . Du sollst ja lesen."

„Also: Liebe Effi! Je näher wir unsrem Hochzeitstage kommen, je sparsamer werden Deine Briefe. Wenn die Post kommt, suche ich immer zuerst nach Deiner Handschrift, aber wie Du weißt (und ich hab' es ja auch nicht anders gewollt) in der Regel vergeblich. Im Hause sind jetzt die Handwerker, die die Zimmer, freilich nur wenige, für Dein Kommen herrichten sollen. Das Beste wird wohl erst geschehen, wenn wir auf der Reise sind. Tapezierer Madelung, der Alles liefert, ist ein Original, von dem ich Dir mit Nächstem erzähle, vor Allem aber, wie glücklich ich bin über Dich, über meine süße, kleine Effi. Mir brennt hier der Boden unter den Füßen, und dabei wird es in unserer guten Stadt immer stiller und einsamer. Der letzte Badegast ist gestern abgereist; er badete zuletzt bei 9 Grad, und die Badewärter waren immer froh, wenn er wieder heil heraus war. Denn sie fürchteten einen Schlaganfall, was dann das Bad in Mißcredit bringt, als ob die Wellen hier schlimmer wären als wo anders. Ich juble, wenn ich denke, daß ich in vier Wochen schon mit Dir von der Piazzetta aus nach dem Lido fahre oder nach Murano hin, wo sie Glasperlen machen und schönen Schmuck. Und der

schönste sei für Dich. Viele Grüße den Eltern und den zärtlichsten Kuß Dir von Deinem Geert."

Effi faltete den Brief wieder zusammen, um ihn in das Convert zu stecken.

„Das ist ein sehr hübscher Brief," sagte Frau von Briest, „und daß er in Allem das richtige Maß hält, das ist ein Vorzug mehr."

„Ja, das rechte Maß, das hält er."

„Meine liebe Effi, laß mich eine Frage thun; wünschtest Du, daß der Brief nicht das richtige Maß hielte, wünschtest Du, daß er zärtlicher wäre, vielleicht überschwänglich zärtlich?"

„Nein, nein, Mama. Wahr und wahrhaftig nicht, das wünsche ich nicht. Da ist es doch besser so."

„Da ist es doch besser so. Wie das nun wieder klingt. Du bist so sonderbar. Und daß Du vorhin weintest. Hast Du 'was auf Deinem Herzen? Noch ist es Zeit. Liebst Du Geert nicht?"

„Warum soll ich ihn nicht lieben? Ich liebe Hulda und ich liebe Bertha und ich liebe Hertha. Und ich liebe auch den alten Niemeyer. Und daß ich Euch liebe, davon spreche ich gar nicht erst. Ich liebe Alle, die's gut mit mir meinen und gütig gegen mich sind und mich verwöhnen. Und Geert wird mich auch wohl verwöhnen. Natürlich auf seine Art. Er will mir ja schon Schmuck schenken in Venedig. Er hat keine Ahnung davon, daß ich mir nichts aus Schmuck mache. Ich klettre lieber und ich schaukle mich lieber, und am liebsten immer in der Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und ich niederstürzen könnte. Den Kopf wird es ja nicht gleich kosten."

„Und liebst Du vielleicht auch Deinen Vetter Briest?"

„Ja, sehr. Der erheitert mich immer."

„Und hättest Du Vetter Briest heirathen mögen?"

„Heirathen? Um Gottes Willen nicht. Er ist ja noch ein halber Junge. Geert ist ein Mann, ein schöner Mann, ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt. Wo denkst Du hin, Mama."

„Nun, das ist recht, Effi, das freut mich. Aber Du hast noch 'was auf der Seele."

„Vielleicht."

„Nun, sprich."

„Sieh', Mama, daß er älter ist als ich, das schadet nichts, das ist vielleicht recht gut; er ist ja doch nicht alt und ist gesund und frisch und so soldatisch und so schneidig. Und ich könnte beinah' sagen, ich wäre ganz und gar für ihn, wenn er nur . . . ja, wenn er nur ein bißchen anders wäre."

„Wie denn, Effi."

„Ja, wie. Nun, Du darfst mich nicht auslachen. Es ist Etwas, was ich erst ganz vor Kurzem aufgehorcht habe, drüben im Pastorhause. Wir sprachen da von Innstetten, und mit einem Male zog der alte Niemeyer seine Stirn in Falten, aber in Respects- und Bewunderungsfalten, und sagte: ‚Ja, der Baron! Das ist ein Mann von Charakter, ein Mann von Principien'."

„Das ist er auch, Effi."

„Gewiß. Und ich glaube, Niemeyer sagte nachher sogar, er sei auch ein Mann von Grundsätzen. Und das ist, glaub' ich, noch etwas mehr. Ach, und ich . . . ich habe keine. Sieh', Mama, da liegt Etwas, was mich quält und ängstigt. Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber . . . ich fürchte mich vor ihm."

Fünftes Capitel.

Die Hohen-Cremmer Festtage lagen zurück; Alles war abgereist, auch das junge Paar, noch am Abend des Hochzeitstages.

Der Polterabend hatte Jeden zufrieden gestellt, besonders die Mitspielenden, und Hulda war dabei das Entzücken aller jungen Officiere gewesen, sowohl der Rathenower Husaren wie der etwas kritischer gestimmten Kameraden vom Alexander-Regiment. Ja, Alles war gut und glatt verlaufen, fast über Erwarten. Nur Bertha und Hertha hatten so heftig geschluchzt, daß Jahnke's plattdeutsche Verse so gut wie verloren gegangen waren. Aber auch das hatte wenig geschadet. Einige feine Kenner waren sogar der Meinung gewesen, „das sei das Wahre; Steckenbleiben und Schluchzen und Unverständlichkeit — in dieſem Zeichen (und nun gar, wenn es so hübsche rothblonde Krausköpfe wären) werde immer am entschiedensten gesiegt." Eines ganz besonderen Triumphes hatte sich Vetter Briest in seiner selbstgedichteten Rolle rühmen dürfen. Er war als Demuth'scher Commis erschienen, der in Ersahrung gebracht, die junge Braut habe vor, gleich nach der Hochzeit nach Italien zu reisen, weshalb er einen Reisekoffer abliefern wolle. Dieser Koffer entpuppte sich natürlich als eine Riesenbonbonnière von Hövel. Bis um drei Uhr war getanzt worden, bei welcher Gelegenheit der sich mehr und mehr in eine höchste Champagnerstimmung hineinredende alte Briest allerlei Bemerkungen über den an manchen Höfen immer noch üblichen Fackeltanz und die merkwürdige Sitte des Strumpfband-Austanzens gemacht hatte, Bemerkungen, die nicht abschließen wollten und sich immer mehr steigernd, am Ende so weit gingen, daß ihnen durchaus ein Riegel vorgeschoben werden mußte. „Nimm Dich zusammen, Briest," war ihm in ziemlich ernstem Tone von seiner Frau zugeflüstert worden; „Du stehst hier nicht, um Zweideutigkeiten zu sagen, sondern um die Honneurs des Hauses zu machen. Wir haben eben eine Hochzeit und nicht eine Jagdpartie." Worauf Briest geantwortet, „er sähe darin keinen so großen Unterschied; übrigens sei er glücklich."

Auch der Hochzeitstag selbst war gut verlaufen. Niemeyer hatte vorzüglich gesprochen, und einer der alten Berliner Herren, der halb und halb zur Hofgesellschaft gehörte, hatte sich auf dem Rückwege von der Kirche zum Hochzeitshause dahin geäußert, es sei doch merkwürdig, wie reich gesät in einem Staate, wie der unsrige, die Talente seien. „Ich sehe darin einen Triumph unserer Schulen und vielleicht mehr noch unserer Philosophie. Wenn ich bedenke, dieser Niemeyer, ein alter Dorfpastor, der Anfangs aussah wie ein Hospitalit . . . ja, Freund, sagen Sie selbst, hat er nicht gesprochen wie ein Hofprediger. Dieser Tact und diese Kunst der Antithese, ganz wie Kögel und an Gefühl ihm noch über. Kögel ist zu kalt. Freilich ein Mann in seiner

Stellung muß kalt sein. Woran scheitert man denn im Leben überhaupt? Immer nur an der Wärme." Der noch unverheirathete, aber wohl eben deshalb zum vierten Male in einem „Verhältniß" stehende Würdenträger, an den sich diese Worte gerichtet hatten, stimmte selbstverständlich zu. „Nur zu wahr, lieber Freund," sagte er. „Zu viel Wärme! . . . ganz vorzüglich . . . Uebrigens muß ich Ihnen nachher eine Geschichte erzählen."

* * *

Der Tag nach der Hochzeit war ein heller Octobertag. Die Morgensonne blinkte; trotzdem war es schon herbstlich frisch, und Briest, der eben gemeinschaftlich mit seiner Frau das Frühstück genommen, erhob sich von seinem Platz und stellte sich, beide Hände auf dem Rücken, gegen das mehr und mehr verglimmende Kaminfeuer. Frau von Briest, eine Handarbeit in Händen, rückte gleichfalls näher an den Kamin und sagte zu Wilke, der gerade eintrat, um den Frühstückstisch abzuräumen: „Und nun, Wilke, wenn Sie drin im Saal, aber das geht vor, Alles in Ordnung haben, dann sorgen Sie, daß die Torten nach drüben kommen, die Nußtorte zu Pastors und die Schüssel mit kleinen Kuchen zu Jahnke's. Und nehmen Sie sich mit den Gläsern in Acht. Ich meine die dünn geschliffenen."

Briest war schon bei der dritten Cigarette, sah sehr wohl aus und erklärte, „nichts bekomme einem so gut wie eine Hochzeit, natürlich die eigene ausgenommen."

„Ich weiß nicht, Briest, wie Du zu solcher Bemerkung kommst. Mir war ganz neu, daß Du darunter gelitten haben willst. Ich wüßte auch nicht warum."

„Luise, Du bist eine Spielverderberin. Aber ich nehme nichts übel, auch nicht einmal so 'was. Im Uebrigen, was wollen wir von uns sprechen, die wir nicht einmal eine Hochzeitsreise gemacht haben. Dein Vater war dagegen. Aber Effi macht nun eine Hochzeitsreise. Beneidenswerth. Mit dem Zehn-Uhr-Zug ab. Sie müssen jetzt schon bei Regensburg sein, und ich nehme an, daß er ihr — selbstverständlich ohne auszusteigen — die Hauptkunstschätze der Walhalla herzählt. Innstetten ist ein vorzüglicher Kerl, aber er hat so 'was von einem Kunstfex, und Effi, Gott, unsere arme Effi, ist ein Naturkind. Ich fürchte, daß er sie mit seinem Kunstenthusiasmus etwas quälen wird."

„Jeder quält seine Frau. Und Kunstenthusiasmus ist noch lange nicht das Schlimmste."

„Nein, gewiß nicht; jedenfalls wollen wir darüber nicht streiten; es ist ein weites Feld. Und dann sind auch die Menschen so verschieden. Du, nun ja, Du hättest dazu getaugt. Ueberhaupt hättest Du besser zu Innstetten gepaßt als Effi. Schade, nun ist es zu spät."

„Ueberaus galant, abgesehen davon, daß es nicht paßt. Unter allen Umständen aber, was gewesen ist, ist gewesen. Jetzt ist er mein Schwiegersohn, und es kann zu nichts führen, immer auf Jugendlichkeiten zurückzuweisen."

„Ich habe Dich nur in eine animirte Stimmung bringen wollen."

„Sehr gütig. Uebrigens nicht nöthig. Ich *bin* in animirter Stimmung."

„Und auch in guter?"

„Ich kann es fast sagen. Aber Du darfst sie nicht verderben. Nun, was hast Du noch? Ich sehe, daß Du 'was auf dem Herzen hast."

„Gefiel Dir Effi? Gefiel Dir die ganze Geschichte? Sie war so sonderbar, halb wie ein Kind, und dann wieder sehr selbstbewußt und durchaus nicht so bescheiden, wie sie's solchem Manne gegenüber sein müßte. Das kann doch nur so zusammenhängen, daß sie noch nicht recht weiß, was sie an ihm hat. Oder ist es einfach, daß sie ihn nicht recht liebt? Das wäre schlimm. Denn bei all' seinen Vorzügen, er ist nicht der Mann, sich diese Liebe mit leichter Manier zu gewinnen."

Frau von Briest schwieg und zählte die Stiche auf dem Canevas. Endlich sagte sie: „Was Du da sagst, Briest, ist das Gescheidteste, was ich seit drei Tagen von Dir gehört habe, Deine Rede bei Tisch mit eingerechnet. Ich habe auch so meine Bedenken gehabt. Aber ich glaube, wir können uns beruhigen."

„Hat sie Dir ihr Herz ausgeschüttet?"

„So möcht' ich es nicht nennen. Sie hat wohl das Bedürfniß zu sprechen, aber sie hat nicht das Bedürfniß, sich so recht von Herzen auszusprechen, und macht Vieles in sich selber ab; sie ist mittheilsam und verschlossen zugleich, beinah' versteckt; überhaupt ein ganz eigenes Gemisch."

„Ich bin ganz Deiner Meinung. Aber wenn sie Dir nichts gesagt hat, woher weißt Du's?"

„Ich sagte nur, sie habe mir nicht ihr Herz ausgeschüttet. Solche Generalbeichte, so Alles von der Seele herunter, das liegt nicht in ihr. Es fuhr Alles so bloß ruckweis und plötzlich aus ihr heraus, und dann war es wieder vorüber. Aber gerade weil es so ungewollt und wie von ungefähr aus ihrer Seele kam, deshalb war es mir so wichtig."

„Und wann war es denn und bei welcher Gelegenheit?"

„Es werden jetzt gerade drei Wochen sein, und wir saßen im Garten, mit allerhand Ausstattungsdingen, großen und kleinen, beschäftigt, als Wilke einen Brief von Innstetten brachte. Sie steckte ihn zu sich, und ich mußte sie eine Viertelstunde später erst erinnern, daß sie ja einen Brief habe. Dann las sie ihn, aber verzog kaum eine Miene. Ich bekenne Dir, daß mir bang' ums Herz dabei wurde, so bang', daß ich gern eine Gewißheit haben wollte, so viel, wie man in diesen Dingen haben kann."

„Sehr wahr, sehr wahr."

„Was meinst Du damit?"

„Nun, ich meine nur ... Aber das ist ja ganz gleich. Sprich nur weiter; ich bin ganz Ohr."

„Ich fragte also rund heraus, wie's stünde, und weil ich bei ihrem eigenen Charakter einen feierlichen Ton vermeiden und Alles so leicht wie möglich, ja beinah' scherzhaft nehmen wollte, so warf ich die Frage hin, ob sie vielleicht den Vetter Briest, der ihr in Berlin sehr stark den Hof gemacht hatte, ob sie den vielleicht lieber heirathen würde ..."

„Und?"

„Da hättest Du sie sehen sollen. Ihre nächste Antwort war ein schnippisches Lachen. Der Vetter sei doch eigentlich nur ein großer Cadett in Lieutenants-

uniform. Und einen Cadetten könne sie nicht einmal lieben, geschweige heirathen. Und dann sprach sie von Innstetten, der ihr mit einem Male der Träger aller männlichen Tugenden war."

„Und wie erklärst Du Dir das?"

„Ganz einfach. So geweckt und temperamentvoll und beinahe leidenschaftlich sie ist, oder vielleicht auch weil sie es ist, sie gehört nicht zu Denen, die so recht eigentlich auf Liebe gestellt sind, wenigstens nicht auf das, was den Namen ehrlich verdient. Sie redet zwar davon, sogar mit Nachdruck und einem gewissen Ueberzeugungston, aber doch nur, weil sie irgendwo gelesen hat, Liebe sei nun 'mal das Höchste, das Schönste, das Herrlichste. Vielleicht hat sie's auch bloß von der sentimentalen Person, der Hulda, gehört und spricht es ihr nach. Aber sie empfindet nicht viel dabei. Wohl möglich, daß es Alles 'mal kommt, Gott verhüte es, aber noch ist es nicht da."

„Und was ist da? Was hat sie?"

„Sie hat nach meinem und auch nach ihrem eigenen Zeugniß zweierlei: Vergnügungssucht und Ehrgeiz."

„Nun, das kann passiren. Da bin ich beruhigt."

„Ich nicht. Innstetten ist ein Carrièremacher — vom Streber will ich nicht sprechen, das ist er auch nicht, dazu ist er zu wirklich vornehm — also Carrièremacher, und das wird Effi's Ehrgeiz befriedigen."

„Nun also. Das ist doch gut."

„Ja, das ist gut! Aber es ist erst die Hälfte. Ihr Ehrgeiz wird befriedigt werden, aber ob auch ihr Hang nach Spiel und Abenteuer? Ich bezweifle. Für die stündliche kleine Zerstreuung und Anregung, für Alles, was die Langeweile bekämpft, diese Todfeindin einer geistreichen kleinen Person, dafür wird Innstetten sehr schlecht sorgen. Er wird sie nicht in einer geistigen Oede lassen, dazu ist er zu klug und zu weltmännisch, aber er wird sie auch nicht sonderlich amüsiren. Und was das Schlimmste ist, er wird sich nicht einmal recht mit der Frage beschäftigen, wie das wohl anzufangen sei. Das wird eine Weile so gehen, ohne viel Schaden anzurichten, aber zuletzt wird sie's merken, und dann wird es sie beleidigen. Und dann weiß ich nicht, was geschieht. Denn so weich und nachgiebig sie ist, sie hat auch 'was Rabiates und läßt es auf Alles ankommen."

In diesem Augenblicke trat Wilke vom Saal her ein und meldete, daß er Alles nachgezählt und Alles vollzählig gefunden habe; nur von den feinen Weingläsern sei eins zerbrochen, aber schon gestern, als das Hoch ausgebracht wurde — Fräulein Hulda habe mit Lieutenant Nienkerken zu scharf angestoßen.

„Versteht sich, von alter Zeit her immer im Schlaf, und unterm Hollunderbaum ist es natürlich nicht besser geworden. Eine alberne Person, und ich begreife Nienkerken nicht."

„Ich begreife ihn vollkommen."

„Er kann sie doch nicht heirathen."

„Nein."

„Also zu was?"

„Ein weites Feld, Luise."

* * *

Dies war am Tage nach der Hochzeit. Drei Tage später kam eine kleine gekritzelte Karte aus München, die Namen alle nur mit zwei Buchstaben angedeutet. „Liebe Mama! Heute Vormittag die Pinakothek besucht. Geert wollte auch noch nach dem andern hinüber, das ich hier nicht nenne, weil ich wegen der Rechtschreibung in Zweifel bin, und fragen mag ich ihn nicht. Er ist übrigens engelsgut gegen mich und erklärt mir Alles. Ueberhaupt Alles sehr schön, aber anstrengend. In Italien wird es wohl nachlassen und besser werden. Wir wohnen in den Vier Jahreszeiten, was Geert veranlaßte, mir zu sagen, „draußen sei Herbst, aber er habe in mir den Frühling." Ich finde es sehr innig. Er ist überhaupt sehr aufmerksam. Freilich ich muß es auch sein, namentlich wenn er 'was sagt oder erklärt. Er weiß übrigens Alles so gut, daß er nicht einmal nachzuschlagen braucht. Mit Entzücken spricht er von Euch, namentlich von Mama. Hulda findet er etwas zierig; aber der alte Niemeyer hat es ihm ganz angethan. Tausend Grüße von Eurer ganz berauschten, aber auch etwas müden Effi."

Solche Karten trafen nun täglich ein, aus Innsbruck, aus Verona, aus Vicenza, aus Padua, eine jede fing an: „Wir haben heute Vormittag die hiesige berühmte Galerie besucht," oder, wenn es nicht die Galerie war, so war es eine Arena oder irgend eine Kirche „Santa Maria" mit einem Zunamen. Aus Padua kam, zugleich mit der Karte, noch ein wirklicher Brief. „Gestern waren wir in Vicenza. Vicenza muß man sehen wegen des Palladio; Geert sagte mir, daß in ihm alles Moderne wurzle. Natürlich nur in Bezug auf Baukunst. Hier in Padua (wo wir heute früh ankamen) sprach er im Hôtelwagen etliche Male vor sich hin: ‚Er liegt in Padua begraben', und war überrascht, als er von mir vernahm, daß ich diese Worte noch nie gehört hätte. Schließlich aber sagte er, es sei eigentlich ganz gut und ein Vorzug, daß ich nichts davon wüßte. Er ist überhaupt sehr gerecht. Und vor Allem ist er engelsgut gegen mich und gar nicht überheblich und auch gar nicht alt. Ich habe noch immer das Ziehen in den Füßen, und das Nachschlagen und das lange Stehen vor den Bildern strengt mich an. Aber es muß ja sein. Ich freue mich sehr auf Venedig. Da bleiben wir fünf Tage, ja, vielleicht eine ganze Woche. Geert hat mir schon von den Tauben auf dem Markusplatze vorgeschwärmt, und daß man sich da Düten mit Erbsen kauft und dann die schönen Thiere damit füttert. Es soll Bilder geben, die das darstellen, schöne, blonde Mädchen, „ein Typus wie Hulda," sagte er. Wobei mir denn auch die Jahnke'schen Mädchen einfallen. Ach, ich gäbe 'was drum, wenn ich mit ihnen auf unsrem Hof auf einer Wagendeichsel sitzen und unsere Tauben füttern könnte. Die Pfauentaube mit dem starken Kropf dürft ihr aber nicht schlachten, die will ich noch wiedersehen. Ach, es ist so schön hier. Es soll ja auch das Schönste sein. Eure glückliche, aber etwas müde Effi."

Frau von Briest, als sie den Brief vorgelesen hatte, sagte: „Das arme Kind. Sie hat Sehnsucht."

„Ja," sagte Briest, „sie hat Sehnsucht. Diese verwünschte Reiserei . . ."

„Warum sagst Du das jetzt? Du hättest es ja hindern können. Aber das ist so Deine Art, hinterher den Weisen zu spielen. Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, decken die Rathsherren den Brunnen zu."

„Ach, Luise, komme mir doch nicht mit solchen Geschichten. Effi ist unser Kind, aber seit dem 3. October ist sie Baronin Innstetten. Und wenn ihr Mann, unser Herr Schwiegersohn, eine Hochzeitsreise machen und bei der Gelegenheit jede Galerie neu katalogisiren will, so kann ich ihn daran nicht hindern. Das ist eben das, was man sich verheirathen nennt."

„Also jetzt gibst Du das zu. Mir gegenüber hast Du's immer bestritten, immer bestritten, daß die Frau in einer Zwangslage sei."

„Ja, Luise, das hab' ich. Aber wozu das jetzt. Das ist wirklich ein zu weites Feld."

Sechstes Capitel.

Mitte November — sie waren bis Capri und Sorrent gekommen — lief Innstetten's Urlaub ab, und es entsprach seinem Charakter und seinen Gewohnheiten, genau Zeit und Stunde zu halten. Am 14. früh traf er denn auch mit dem Courierzuge in Berlin ein, wo Vetter Briest ihn und die Cousine begrüßte und vorschlug, die zwei bis zum Abgange des Stettiner Zuges noch zur Verfügung bleibenden Stunden zum Besuche des St. Privat-Panoramas zu benutzen und diesem Panoramabesuch ein kleines Gabelfrühstück folgen zu lassen. Beides wurde dankbar acceptirt. Um Mittag war man wieder auf dem Bahnhof und nahm hier, nachdem, wie herkömmlich, die glücklicherweise nie ernst gemeinte Aufforderung „doch auch 'mal herüberzukommen," ebenso von Effi wie von Innstetten ausgesprochen worden war, unter herzlichem Händeschütteln Abschied von einander. Noch als der Zug sich schon in Bewegung setzte, grüßte Effi vom Coupé aus. Dann machte sie sich's bequem und schloß die Augen; nur von Zeit zu Zeit richtete sie sich wieder auf und reichte Innstetten die Hand.

Es war eine angenehme Fahrt, und pünktlich erreichte der Zug den Bahnhof Klein-Tantow, von dem aus eine Chaussée nach dem noch zwei Meilen entfernten Kessin hinüberführte. Bei Sommerzeit, namentlich während der Bademonate, benutzte man statt der Chaussée lieber den Wasserweg und fuhr, auf einem alten Raddampfer, das Flüßchen Kessine, dem Kessin selbst seinen Namen verdankte, hinunter; am 1. October aber stellte der „Phönix", von dem seit lange vergeblich gewünscht wurde, daß er in einer passagierfreien Stunde sich seines Namens entsinnen und verbrennen möge, regelmäßig seine Fahrten ein, weshalb denn auch Innstetten bereits von Stettin aus an seinen Kutscher Kruse telegraphirt hatte: „Fünf Uhr, Bahnhof Klein-Tantow. Bei gutem Wetter offener Wagen."

Und nun war gutes Wetter, und Kruse hielt in offenem Gefährt am Bahnhof und begrüßte die Ankommenden mit dem vorschriftsmäßigen Anstand eines herrschaftlichen Kutschers.

„Nun, Kruse, Alles in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Landrath."

„Dann, Effi, bitte, steig' ein." Und während Effi dem nachkam, und einer von den Bahnhofsleuten einen kleinen Handkoffer vorne beim Kutscher

unterbrachte, gab Innstetten Weisung, den Rest des Gepäcks mit dem Omnibus nachzuschicken. Gleich danach nahm auch er seinen Platz, bat, sich populär machend, einen der Umstehenden um Feuer und rief Kruse zu: „Nun vorwärts, Kruse.“ Und über die Schienen weg, die vielgleisig an der Uebergangsstelle lagen, ging es in Schräglinie den Bahndamm hinunter und gleich danach an einem schon an der Chaussée gelegenen Gasthause vorüber, das den Namen „Zum Fürsten Bismarck“ führte. Denn an eben dieser Stelle gabelte der Weg und zweigte, wie rechts nach Kessin, so links nach Varzin hin ab. Vor dem Gasthause stand ein mittelgroßer breitschultriger Mann in Pelz und Pelzmütze, welch letztere er, als der Herr Landrath vorüberfuhr, mit vieler Würde vom Haupte nahm. „Wer war denn das?“ sagte Effi, die durch Alles, was sie sah, aufs Höchste interessirt und schon deshalb bei bester Laune war. „Er sah ja aus wie ein Starost, wobei ich freilich bekennen muß, nie einen Staroften gesehen zu haben.“

„Was auch nicht schadet, Effi. Du hast es trotzdem sehr gut getroffen. Er sieht wirklich aus wie ein Starost und ist auch so 'was. Er ist nämlich ein halber Pole, heißt Golchowski, und wenn wir hier Wahl haben oder eine Jagd, dann ist er oben auf. Eigentlich ein ganz unsicherer Passagier, dem ich nicht über den Weg traue, und der wohl viel auf dem Gewissen hat. Er spielt sich aber auf den Loyalen hin aus und wenn die Varziner Herrschaften hier vorüberkommen, möcht' er sich am liebsten vor den Wagen werfen. Ich weiß, daß er dem Fürsten auch widerlich ist. Aber was hilft's? Wir dürfen es nicht mit ihm verderben, weil wir ihn brauchen. Er hat hier die ganze Gegend in der Tasche und versteht die Wahlmache wie kein Anderer, gilt auch für wohlhabend. Dabei leiht er auf Wucher, was sonst die Polen nicht thun; in der Regel das Gegentheil.“

„Er sah aber gut aus.“

„Ja, gut aussehen thut er. Gut aussehen thun die Meisten hier. Ein hübscher Schlag Menschen. Aber das ist auch das Beste, was man von ihnen sagen kann. Eure märkischen Leute sehen unscheinbarer aus und verdrießlicher, und in ihrer Haltung sind sie weniger respectvoll, eigentlich gar nicht, aber ihr Ja ist Ja und Nein ist Nein, und man kann sich auf sie verlassen. Hier ist Alles unsicher.“

„Warum sagst Du mir das? Ich muß nun doch hier mit ihnen leben.“

„Du nicht, Du wirst nicht viel von ihnen hören und sehen. Denn Stadt und Land hier sind sehr verschieden, und Du wirst nur unsere Städter kennen lernen, unsere guten Kessiner.“

„Unsere guten Kessiner. Ist es Spott, oder sind sie wirklich so gut?“

„Daß sie wirklich gut sind, will ich nicht gerade behaupten, aber sie sind doch anders als die Andern; ja, sie haben gar keine Aehnlichkeit mit der Landbevölkerung hier.“

„Und wie kommt das?“

„Weil es eben ganz andere Menschen sind, ihrer Abstammung nach und ihren Beziehungen nach. Was Du hier landeinwärts findest, das sind sogenannte Kaschuben, von denen Du vielleicht gehört hast, slavische Leute, die

hier schon tausend Jahre sitzen und wahrscheinlich noch viel länger. Alles aber, was hier an der Küste hin in den kleinen See- und Handelsstädten wohnt, das sind von weither Eingewanderte, die sich um das kaschubische Hinterland wenig kümmern, weil sie wenig davon haben und auf etwas ganz Anderes angewiesen sind. Worauf sie angewiesen sind, das sind die Gegenden, mit denen sie Handel treiben und da sie das mit aller Welt thun und mit aller Welt in Verbindung stehen, so findest Du zwischen ihnen auch Menschen aus aller Welt Ecken und Enden. Auch in unserem guten Kessin, trotzdem es eigentlich nur ein Nest ist."

„Aber das ist ja entzückend, Geert. Du sprichst immer von Nest, und nun finde ich, wenn Du nicht übertrieben hast, eine ganz neue Welt hier. Allerlei Exotisches. Nicht wahr, so was Aehnliches meintest Du doch?"

Er nickte.

„Eine ganz neue Welt, sag' ich, vielleicht einen Neger oder einen Türken, oder vielleicht sogar einen Chinesen."

„Auch einen Chinesen. Wie gut Du rathen kannst. Es ist möglich, daß wir wirklich noch einen haben, aber jedenfalls haben wir einen gehabt; jetzt ist er todt und auf einem kleinen eingegitterten Stück Erde begraben, dicht neben dem Kirchhof. Wenn Du nicht furchtsam bist, will ich Dir bei Gelegenheit 'mal sein Grab zeigen; es liegt zwischen den Dünen, bloß Strandhafer drum 'rum und dann und wann ein paar Immortellen, und immer hört man das Meer. Es ist sehr schön und sehr schauerlich."

„Ja, schauerlich, und ich möchte wohl mehr davon wissen. Aber doch lieber nicht, ich habe dann immer gleich Visionen und Träume und möchte doch nicht, wenn ich diese Nacht hoffentlich gut schlafe, gleich einen Chinesen an mein Bett treten sehen."

„Das wird er auch nicht."

„Das wird er auch nicht. Höre, das klingt ja sonderbar, als ob es doch möglich wäre. Du willst mir Kessin interessant machen, aber Du gehst darin ein bißchen weit. Und solche fremde Leute habt ihr viele in Kessin?"

„Sehr viele. Die ganze Stadt besteht aus solchen Fremden, aus Menschen, deren Eltern oder Großeltern noch ganz wo anders saßen."

„Höchst merkwürdig. Bitte, sage mir mehr davon. Aber nicht wieder was Gruseliges. Ein Chinese, sind' ich, hat immer was Gruseliges."

„Ja, das hat er," lachte Geert. „Aber der Rest ist, Gott sei Dank, von ganz anderer Art, lauter manierliche Leute, vielleicht ein bißchen zu sehr Kaufmann, ein bißchen zu sehr auf ihren Vortheil bedacht und mit Wechseln von zweifelhaftem Werth immer bei der Hand. Ja, man muß sich vorsehen mit ihnen. Aber sonst ganz gemüthlich. Und damit Du siehst, daß ich Dir nichts vorgemacht habe, will ich Dir nur so eine kleine Probe geben, so eine Art Register oder Personenverzeichniß."

„Ja, Geert, das thu'."

„Da haben wir beispielsweise keine fünfzig Schritt von uns, und unsere Gärten stoßen sogar zusammen, den Maschinen- und Baggermeister Macpherson, einen richtigen Schotten und Hochländer."

„Und trägt sich auch noch so?"

„Nein, Gott sei Dank nicht, denn es ist ein verhutzeltes Männchen, auf das weder sein Clan noch Walter Scott besonders stolz sein würden. Und dann haben wir in demselben Hause, wo dieser Macpherson-wohnt, auch noch einen alten Wundarzt, Beza mit Namen, eigentlich bloß Barbier; der stammt aus Lissabon, gerade daher, wo auch der berühmte General de Meza herstammt, — Meza, Beza. Du hörst die Landesverwandtschaft heraus. Und dann haben wir flußaufwärts am Bollwerk, — das ist nämlich der Quai, wo die Schiffe liegen — einen Goldschmied Namens Stedingk, der aus einer alten schwedischen Familie stammt; ja, ich glaube, es gibt sogar Reichsgrafen, die so heißen, und des Weiteren, und damit will ich dann vorläufig abschließen, haben wir den guten alten Doctor Hannemann, der natürlich ein Däne ist und lange in Island war und sogar ein kleines Buch geschrieben hat über den letzten Ausbruch des Hekla oder Krabla."

„Das ist ja aber großartig, Geert. Das ist ja wie sechs Romane, damit kann man ja gar nicht fertig werden. Es klingt erst spießbürgerlich und ist doch hinterher ganz apart. Und dann müßt ihr ja doch auch Menschen haben, schon weil es eine Seestadt ist, die nicht bloß Chirurgen oder Barbiere sind oder sonst dergleichen. Ihr müßt doch auch Capitaine haben, irgend einen fliegenden Holländer oder . . ."

„Da hast Du ganz recht. Wir haben sogar einen Capitain, der war Seeräuber unter den Schwarzflaggen."

„Kenn' ich nicht. Was sind Schwarzflaggen?"

„Das sind Leute weit dahinten in Tonkin und an der Südsee . . . Seit er aber wieder unter Menschen ist, hat er auch wieder die besten Formen und ist ganz unterhaltlich."

„Ich würde mich aber doch vor ihm fürchten."

„Was Du nicht nöthig hast, zu keiner Zeit und auch dann nicht, wenn ich über Land bin oder zum Thee beim Fürsten, denn zu allem Andern, was wir haben, haben wir ja Gott sei Dank auch Rollo . . ."

„Rollo?"

„Ja, Rollo. Du denkst dabei, vorausgesetzt, daß Du bei Niemeyer oder Jahnke von dergleichen gehört hast, an den Normannenherzog, und unserer hat auch so 'was. Es ist aber bloß ein Neufundländer, ein wunderschönes Thier, das mich liebt und Dich auch lieben wird. Denn Rollo ist ein Kenner. Und so lange Du den um Dich hast, so lange bist Du sicher und kann nichts an Dich heran, kein Lebendiger und kein Todter. Aber sieh 'mal den Mond da drüben. Ist es nicht schön?"

Effi, die, still in sich versunken, jedes Wort halb ängstlich, halb begierig eingesogen hatte, richtete sich jetzt auf und sah nach rechts hinüber, wo der Mond, unter weißem, aber rasch hinschwindendem Gewölk, eben aufgegangen war. Kupferfarben stand die große Scheibe hinter einem Erlengehölz und warf ihr Licht auf eine breite Wasserfläche, die die Kessine hier bildete. Oder vielleicht war es auch schon ein Haff, an dem das Meer draußen seinen Antheil hatte.

Effi war wie benommen. „Ja, Du hast recht, Geert, wie schön; aber es hat zugleich so 'was Unheimliches. In Italien habe ich nie solchen Eindruck gehabt, auch nicht als wir von Mestre nach Venedig hinüberfuhren. Da war auch Wasser und Sumpf und Mondschein, und ich dachte, die Brücke würde brechen; aber es war nicht so gespenstig. Woran liegt es nur? Ist es doch das Nördliche?"

Innstetten lachte. „Wir sind hier fünfzehn Meilen nördlicher als in Hohen-Cremmen, und eh' der erste Eisbär kommt, mußt Du noch eine Weile warten. Ich glaube, Du bist nervös von der langen Reise und dazu das St. Privat-Panorama und die Geschichte von dem Chinesen."

„Du hast mir ja gar keine erzählt."

„Nein, ich hab' ihn nur eben genannt. Aber ein Chinese ist schon an und für sich eine Geschichte . . ."

„Ja," lachte sie.

„Und jedenfalls hast Du's bald überstanden. Siehst Du da vor Dir das kleine Haus mit dem Licht? Es ist eine Schmiede. Da biegt der Weg. Und wenn wir die Biegung gemacht haben, dann siehst Du schon den Thurm von Kessin oder richtiger beide . . ."

„Hat es denn zwei?"

„Ja, Kessin nimmt sich auf. Es hat jetzt auch eine katholische Kirche."

* * *

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen an der ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen landräthlichen Wohnung, einem einfachen, etwas altmodischen Fachwerkhause, das mit seiner Front auf die nach den Seebädern hinausführende Hauptstraße, mit seinem Giebel aber auf ein zwischen der Stadt und den Dünen liegendes Wäldchen, das die „Plantage" hieß, herniederblickte. Dies altmodische Fachwerkhaus war übrigens nur Innstetten's Privatwohnung, nicht das eigentliche Landrathsamt, welches letztere, schräg gegenüber, an der anderen Seite der Straße lag.

Kruse hatte nicht nöthig, durch einen dreimaligen Peitschenknips die Ankunft zu vermelden; längst hatte man von Thür und Fenstern aus nach den Herrschaften ausgeschaut, und ehe noch der Wagen heran war, waren bereits alle Hausinsassen auf dem die ganze Breite des Bürgersteiges einnehmenden Schwellstein versammelt, vorauf Rollo, der im selben Augenblicke, wo der Wagen hielt, diesen zu umkreisen begann. Innstetten war zunächst seiner jungen Frau beim Aussteigen behülflich und ging dann, dieser den Arm reichend, unter freundlichem Gruß an der Dienerschaft vorüber, die nun dem jungen Paare in den mit prächtigen alten Wandschränken umstandenen Hausflur folgte. Das Hausmädchen, eine hübsche, nicht mehr ganz jugendliche Person, der ihre stattliche Fülle fast ebenso gut kleidete, wie das zierliche Mützchen auf dem blonden Haar, war der gnädigen Frau beim Ablegen von Muff und Mantel behülflich und bückte sich eben, um ihr auch die mit Pelz gefütterten Gummistiefel auszuziehen. Aber ehe sie noch dazu kommen konnte, sagte Innstetten: „Es wird das Beste sein, ich stelle Dir gleich hier unsere gesammte Hausgenossenschaft vor, mit Ausnahme der Frau Kruse, die sich — ich vermuthe

sie wieder bei ihrem unvermeidlichen schwarzen Huhn — nicht gerne sehen läßt." Alles lächelte. „Aber lassen wir Frau Kruse . . . Dies hier ist mein alter Friedrich, der schon mit mir auf der Universität war . . . Nicht wahr, Friedrich, gute Zeiten damals . . . und dies hier ist Johanna, märkische Landsmännin von Dir, wenn Du, was aus Pasewalker Gegend stammt, noch für voll gelten lassen willst, und dies ist Christel, der wir Mittags und Abends unser leibliches Wohl anvertrauen, und die zu kochen versteht, das kann ich Dir versichern. Und dies hier ist Rollo. Nun, Rollo, wie geht's?"

Rollo schien nur auf diese specielle Ansprache gewartet zu haben, denn im selben Augenblicke, wo er seinen Namen hörte, gab er einen Freudenblaff, richtete sich auf und legte die Pfoten auf seines Herrn Schulter.

„Schon gut, Rollo, schon gut. Aber sieh da, das ist die Frau; ich hab' ihr von dir erzählt und ihr gesagt, daß du ein schönes Thier seiest und sie schützen würdest." Und nun ließ Rollo ab und setzte sich vor Innstetten nieder, zugleich neugierig zu der jungen Frau aufblickend. Und als diese ihm die Hand hinhielt, umschmeichelte er sie.

Effi hatte während dieser Vorstellungsscene Zeit gefunden, sich umzuschauen. Sie war wie gebannt von Allem, was sie sah und dabei zugleich geblendet von der Fülle von Licht. In der vorderen Flurhälfte brannten vier, fünf Wandleuchter, die Leuchter selbst sehr primitiv, von bloßem Weißblech, was aber den Glanz und die Helle nur noch steigerte. Zwei mit rothen Schleiern bedeckte Astrallampen, Hochzeitsgeschenk von Niemeyer, standen auf einem zwischen zwei Eichenschränken angebrachten Klapptisch, in Front davon das Theezeug, dessen Lämpchen unter dem Kessel schon angezündet war. Aber noch viel, viel Anderes und zum Theil sehr Sonderbares kam zu dem Allen hinzu. Quer über den Flur fort liefen drei, die Flurdecke in ebenso viele Felder theilende Balken; an dem vordersten hing ein Schiff mit vollen Segeln, hohem Hinterdeck und Kanonenluken, während weiterhin ein riesiger Fisch in der Luft zu schwimmen schien. Effi nahm ihren Schirm, den sie noch in Händen hielt und stieß leis an das Ungethüm an, so daß es sich in eine langsam schaukelnde Bewegung setzte.

„Was ist das, Geert?" fragte sie.

„Das ist ein Haifisch."

„Und ganz dahinten das, was aussieht wie eine große Cigarre vor einem Tabaksladen?"

„Das ist ein junges Krokodil. Aber das kannst Du Dir Alles morgen viel besser und genauer ansehen; jetzt komm und laß uns eine Tasse Thee nehmen. Denn trotz aller Plaids und Decken wirst Du gefroren haben. Es war zuletzt empfindlich kalt."

Er bot nun Effi den Arm, und während sich die beiden Mädchen zurückzogen und nur Friedrich und Rollo folgten, trat man, nach links hin, in des Hausherrn Wohn- und Arbeitszimmer ein. Effi war hier ähnlich überrascht wie draußen im Flur; aber ehe sie sich darüber äußern konnte, schlug Innstetten eine Portière zurück, hinter der ein zweites, etwas größeres Zimmer, mit Blick auf Hof und Garten gelegen war. „Das, Effi, ist nun also Dein.

Friedrich und Johanna haben es, so gut es ging, nach meinen Anordnungen herrichten müssen. Ich finde es ganz erträglich und würde mich freuen, wenn es Dir auch gefiele."

Sie nahm ihren Arm aus dem seinigen und hob sich auf die Fußspitzen, um ihm einen herzlichen Kuß zu geben.

„Ich armes kleines Ding, wie Du mich verwöhnst. Dieser Flügel und dieser Teppich, ich glaube gar, es ist ein türkischer, und das Bassin mit den Fischchen und dazu der Blumentisch. Verwöhnung, wohin ich sehe."

„Ja, meine liebe Effi, das mußt Du Dir nun schon gefallen lassen, dafür ist man jung und hübsch und liebenswürdig, was die Kessiner wohl auch schon erfahren haben werden, Gott weiß woher. Denn an dem Blumentisch wenigstens bin ich unschuldig. Friedrich, wo kommt der Blumentisch her?"

„Apotheker Gieshübler . . . Es liegt auch eine Karte bei."

„Ah, Gieshübler, Alonzo Gieshübler." sagte Innstetten und reichte lachend und in beinahe ausgelassener Laune die Karte mit dem etwas fremdartig klingenden Vornamen zu Effi hinüber. „Gieshübler, von dem hab' ich Dir zu erzählen vergessen — beiläufig, er führt auch den Doctortitel, hat's aber nicht gern, wenn man ihn dabei nennt, das ärgere, so meint er, die richtigen Doctors bloß, und darin wird er wohl recht haben. Nun, ich denke, Du wirst ihn kennen lernen und zwar bald; er ist unsere beste Nummer hier, Schöngeist und Original und vor Allem Seele von Mensch, was doch immer die Hauptsache bleibt. Aber lassen wir das Alles und setzen uns und nehmen unsern Thee. Wo soll es sein? Hier bei Dir oder drin bei mir? Denn eine weitere Wahl gibt es nicht. Eng und klein ist meine Hütte."

Sie setzte sich ohne Besinnen auf ein kleines Ecksopha. „Heute bleiben wir hier, heute bist Du bei mir zu Gast. Oder lieber so: den Thee regelmäßig bei mir, das Frühstück bei Dir; dann kommt Jeder zu seinem Recht, und ich bin neugierig, wo mir's am Besten gefallen wird."

„Das ist eine Morgen- und Abendfrage."

„Gewiß. Aber wie sie sich stellt, oder richtiger, wie wir uns dazu stellen, das ist es eben."

Und sie lachte und schmiegte sich an ihn und wollte ihm die Hand küssen.

„Nein, Effi, um Himmels willen nicht, nicht so. Mir liegt nicht daran, die Respectsperson zu sein, das bin ich für die Kessiner. Für Dich bin ich . . ."

„Nun was?"

„Ach laß. Ich werde mich hüten, es zu sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Villa Gloria.

Sonette von C. Pascarella.

Deutsch
von
Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

„Sonette in römischer Volksmundart, ganz eigenartige — was nach Belli unmöglich schien — hat hier Cesare Pascarella gedichtet. Schon in den Sonetten seines Morto di campagna und der Serenata, die vor etlichen Jahren erschienen, hat er gezeigt, daß er die Fähigkeit besitzt, die herbe Wahrheit zu erkennen und wiederzugeben. In denen der Villa Gloria erhebt er auf einmal den Dialekt zu epischer Höhe. Hier ist Alles wahr. Nicht der Dichter spricht; ein Trasteveriner hat Alles gesehen und mitgehandelt. So entsteht das Epos naturgemäß, nicht künstlich beabsichtigt, in der Form der Mundart. Der Trasteveriner war selbst einer der Siebzig, die bei Villa Gloria gekämpft haben. Mit sicherem und scharfem Blick, in lebhafter Erregung überschaut er die Ereignisse und die handelnden Personen, mit entschlossener, aber mitfühlender Seele, und erzählt ohne Beschreibungen, Abschweifungen, phantastische Ausschmückungen, wozu nicht Zeit war, aber mit Beachtung aller Einzelheiten — denn Alles war wichtig für ein Häuflein, wie sie waren, wenn sie siegen oder mit Ehren sterben sollten. Und in der verklärenden Ferne von achtzehn Jahren beleuchtet ihm die wieder auflodernde Gluth seiner kühnen Jugend die Erzählung mit dem Glanz eines starken Phantasiegebildes. In seinem Bericht von dem, was geschehen war im Angesichte Roms, zwischen Tiber und Anio, in jenem offenen Felde mit jenen Namen, in jener herbstlichen Jahreszeit erhebt und bewegt sich der epische Umriß in monumentaler Größe durch die fünfundzwanzig Sonette, wie nie zuvor eine mundartliche italienische Dichtung. Groß war die Kunst und das Talent eines Porta[1]) und Belli, aber in einem verneinenden, verspottenden, zerstörenden Genre; classisch so viel man will die Dichtung Meli's[2]), aber dem Leben entfremdet, eine arkadische Fiction. Den heroischen Idealismus der Italiener, die fürs Vaterland sterben, in einer Dialektdichtung darzustellen mit der innigen Bewegung eines hochherzigen

[1]) Der Mailänder Carlo Porta.
[2]) Der Sicilianer Giovanni Meli.

Mannes aus dem Volke, der Schlichtheit eines Mithandelnden, hatte Niemand versucht, Niemand für möglich gehalten. Ich freue mich, daß der Versuch gerade in diesen Tagen gelungen ist, in denen wir den Niedergang der Poesie zu erkennen glauben, und daß ein Römer ihn gewagt hat."

So Giosuè Carducci in seinem Geleitswort zu „Villa Gloria". Ueber die Art der Entstehung dieses epischen Sonetten-Cyclus äußert sich der Dichter selbst in seinem kurzen Vorbericht:

„Eines Abends, während wir uns in einer Osterie in Trastevere befanden, näherte sich uns ein Mann aus dem Volk, der uns kannte, und setzte sich an unsern Tisch. Zufällig kam das Gespräch auf das Ereigniß von Villa Gloria, und da er selbst einer der Siebzig der heiligen Schar gewesen war, fing er an, in seiner schlichten römischen Mundart, indem er den beiden Brüdern Cairoli die Kosenamen Righetto und Ninetto gab, die Wechselfälle jenes kühnen Zuges zu erzählen.

„Die rohe und treuherzige, in ihrer Bescheidenheit erhabene Sprache dieses Mannes aus dem Volk, der, ohne es zu ahnen, seiner Erzählung einen epischen Stil verlieh, erregte mir eine solche Bewunderung, daß ich mich entschloß, Alles, wie ich es gehört, wiederzugeben.

„So sind diese Sonette entstanden."

Sie haben in Italien, wo die heroische Episode des Befreiungskampfes, die sie schildern, unvergänglich in Aller Gedächtniß lebt, den Namen des Dichters auf Einen Schlag bekannt gemacht. In kurzer Zeit waren mehrere Auflagen vergriffen. An dieser Stelle aber wird es nöthig sein, an die näheren Umstände zu erinnern, unter denen das blutige Abenteuer von Villa Gloria sich vollzog.

Kaum war am 11. December 1866 die französische Besatzung Roms unter General Montebello nach den Abmachungen zwischen Italien und Frankreich vom 15. September 1864 abgezogen, so erließ das römische Actionscomité einen Aufruf (vom 16. December), in welchem es „alle wahren Liberalen" aufforderte, sich zusammenzuschließen und zum Kampf um die Befreiung Roms von der päpstlichen Herrschaft bereit zu machen, zugleich aber sich vor jeder Uebereilung zu hüten. „Wenn die Stunde der Erhebung geschlagen haben wird, werden wir euch zu den Waffen rufen."

Wenige Monate später, am 22. Februar 1867, verließ Garibaldi Caprera und erschien plötzlich in Florenz, um sich an die Spitze der Bewegung zu stellen.

Die Kunde von diesen Ereignissen, die das ganze junge Italien zu stürmischen Hoffnungen und Entschlüssen aufregte, erreichte in Paris, wohin sie auf einer Bildungsreise durch Europa eben gelangt waren, auch die beiden Brüder Cairoli, Enrico und Giovanni. Zwei ältere Söhne hatte die hochherzige Frau — donna di stampo antico, Cornelia nuova[1]) — in den Freiheitskämpfen Italiens bereits sich aufopfern sehen: den ältesten, Ernesto, geb. 1832, der 1859 bei Varese gefallen war; den dritten in der Reihe, Luigi, geb. 1838, der unter Garibaldi an dem Feldzug im Süden Theil genommen hatte und den Folgen eines forcirten Marsches unter der glühenden Sonne Calabriens 1860 in Neapel erlag.

[1]) Storia della insurrezione di Roma nel 1867 per Felice Cavallotti. Milano 1869. S. 534.

Drei Söhne blieben ihr noch: Benedetto, der spätere Minister, Enrico und Giovanni.

Enrico, geb. am 20. Februar 1840, hatte Medicin studiert, aber von seiner glühenden Vaterlandsliebe fortgerissen, die Universität verlassen, um als einer der Cacciatori delle Alpi bei Varese mitzukämpfen. Das folgende Jahr, 1860, fand ihn unter den „Tausend" in Sicilien als Unteroffizier in der Compagnie seines Bruders Benedetto, mit dem zugleich er bei der Einnahme von Palermo schwer verwundet wurde. 1862 kämpfte er bei Aspromonte, 1866 in Tirol. Nicht allein seine Tapferkeit, der Adel seiner Erscheinung und die eherne Festigkeit seines Charakters gewannen ihm die Achtung und Bewunderung seiner Kameraden, sondern auch an Kenntnissen in der Kriegswissenschaft und all' den Eigenschaften, die dem Führer im Kampfe nothwendig sind, war er den Meisten überlegen. Man versprach ihm eine glänzende militärische Zukunft; sein früher Heldentod hat die Erfüllung dieser Hoffnungen vereitelt.

Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Giovanni hatte Mathematik studiert, ebenfalls in Pavia, wo Enrico zum Doctor der Medicin promovirt worden war, seine Kenntnisse aber dazu benutzt, in das Pontoniercorps einzutreten, wo er bald zum Capitän befördert wurde. Obwohl aber auch er fast an allen Feldzügen Theil nahm, kam er doch niemals ins Feuer und empfand es als eine schmerzliche Zurücksetzung, der Einzige der Familie zu sein, der ohne ehrenvolle Narben herumging.

Nur zu bald sollte er das Versäumte in reichem Maße nachholen.

Der erste Gedanke der beiden jungen Männer bei der Nachricht von dem, was in Rom sich vorbereitete, war gewesen, sich dem dortigen Actionscomité zur Verfügung zu stellen. Aber die römische Polizei, die freilich blind genug war, nur in dem einen, dem jüngeren der Brüder, einen gefährlichen Feind zu wittern, da er Capitänsrang hatte, fand es doch bedenklich, auch dem älteren den Aufenthalt in Rom zu gestatten, und wies beide Cairoli aus. Sie wandten sich nun sofort nach Terni, das zur Operationsbasis gewählt worden war, und nahmen Theil an der mühevollen Arbeit des General Fabrizi, die Armee der Befreiung zu organisiren.

Ihre Blicke blieben dabei stets auf das Hauptziel, die Begünstigung des Aufstandes in Rom, gerichtet.

Da ereignete sich's, daß ein Waffentransport, der von Terni abging, um den Aufständischen in Rom die nöthigen Gewehre zu liefern, durch die Zerstörung der Eisenbahn zwischen Orte und Passo Corese abgeschnitten wurde. Jeder Erfolg einer Erhebung in Rom schien dadurch auf lange Zeit vereitelt.

Unter Denen aber, die es für durchaus nothwendig hielten, daß der Anstoß zu der allgemeinen Erhebung um jeden Preis von Rom ausginge, um der Regierung in Florenz, der durch die Convention mit Frankreich die Hände gebunden waren, Muth zu energischem Handeln zu machen, befanden sich auch die Brüder Cairoli.

In Gemeinschaft mit ihren Vorgesetzten faßten sie den Beschluß, etwa hundert muthige Leute zu versammeln, auf zwei oder drei Barken heimlich so viel Gewehre als möglich zu verladen und die kostbare Fracht den Tiber

hinuntergleiten zu lassen, um am Abend des 22. October, wo der Aufstand in Rom ausbrechen sollte, bei Porta del Popolo anzulangen. Hier, an der Ripetta, sollten sie dann von den entschlossensten ihrer Freunde empfangen werden, und, einmal in der Stadt, hofften sie allen Widerstand der Besatzungstruppen niederzuwerfen.

Alles schien aufs Vorsichtigste angeordnet, der glückliche Erfolg des Unternehmens gesichert.

Das Ansehen, dessen die Brüder Cairoli genossen, verschaffte ihnen, sobald ihr Vorhaben ruchbar wurde, eine Schar von Genossen, deren Zahl sich anfangs über Hundert belief, nach und nach aber bis auf einige Siebzig herabschmolz. Nur die Besorgtesten und Zuverlässigsten waren ja auch den Gefahren des waghalsigen Unternehmens gewachsen.

Der Aufbruch war auf den 20. October festgesetzt. Kurz vorher versammelte Enrico seine Schar und redete sie folgendermaßen an:

„Ich hoffe, ich werde meine Schuldigkeit thun. Wenn ich mich aber schwach zeigen sollte, ist Jeder von euch ermächtigt, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wie ich es dem Ersten von euch thun werde, der nicht seine Pflicht thut."

Von nun an lassen wir dem Dichter das Wort. Der ausführliche Bericht Guerzoni's über das so verhängnißvoll gescheiterte Unternehmen (in der Nuova Antologia von 1868) klärt, berichtigt und ergänzt zwar Manches in der schlichten Erzählung des Trasteveriners. Doch widerstrebt es mir, hier, wo es sich nicht um einen Generalstabsbericht handelt, sondern um das ergreifende Fragment eines Heldengedichts, die einzelnen Strophen durch einen profaischen Commentar in ihrem unmittelbaren Eindruck abzuschwächen.

Nur, da Carducci an Belli erinnert hat, sei noch bemerkt, daß die Uebersetzung dieser Sonette andere, wenn auch nicht geringere Schwierigkeiten bot, als die Nachdichtung jener humoristischen Genrebilder des römischen Satirikers. Nicht die unnachahmliche Fülle und Frische der Localfarben, der Reichthum an höchst ergötzlichen populären Ausdrücken und sprichwörtlichen Redensarten, deren ganze Würze nur im Dialekt zu empfinden ist, erschwerte die treue Wiedergabe der folgenden Sonette, sondern die völlig schmucklose, oft lapidare Kürze und Sachlichkeit, die es fast unmöglich machte, zu Gunsten des Reims sich eine Freiheit zu gestatten. Der Reiz der Mundart dagegen tritt hier zurück. Mit Ausnahme weniger, dem Dialekt angehörender Worte bewegt sich die Erzählung in schlichtem, allgemein gültigem Italienisch, und nur die Lautform erinnert daran, daß der Erzähler ein Trasteveriner ist[1]).

[1]) Seit dies geschrieben wurde, hat Cesare Pascarella durch eine neue größere Dialektdichtung die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, bestärkt. Bei Enrico Voghera in Rom erschien „La scoperta de l'America", fünfzig Sonette, in denen der Dichter einen römischen Bürger die Schicksale des Columbus in seiner Mundart erzählen läßt, wie eben ein welthistorisches Ereigniß im Kopf eines ungebildeten Mannes sich spiegelt, der sich Personen und Thatsachen nach seinen naiven Begriffen zurechtlegt. Die Dichtung, die eine Fülle glücklichster humoristischer Züge und drolliger Wendungen enthält und in echt künstlerischer Mäßigung alle Uebertreibungen vermeidet, welche die Illusion zerstören könnten, einen in gutem Glauben Berichtenden erzählen zu hören, hat einen großen, einstimmigen Erfolg gehabt, und wieder und wieder wird der bescheidene Dichter bestürmt, sein Werk öffentlich vorzulesen.

1.

In Terni, das zum Sammelplatz erſehen,
Stellt' uns Righetto auf in einem Feld
Und ſagte: Wie wir mit einander ſtehen,
Weiß ich, ſo daß mich keine Furcht befällt.

Doch, Freunde, offen muß ich euch geſtehen:
Um unſre Sach' iſt's zweifelhaft beſtellt.
Rom werden wir 'nen Augenblick nur ſehen,
Dann heißt's wohl: gute Nacht, du ſchnöde Welt!

Deshalb, bevor wir die Gewehre faſſen:
Fühlt Einer ſich nicht dazu aufgelegt,
So tret' er aus den Reihen ungenirt.

Nun? ſagt' er. Will nicht Einer uns verlaſſen? —
Und da kein Einziger den Mund bewegt,
Sind wir nach Tiſch, wir Siebzig, abmarſchirt.

2.

So bis zum andern Tag — die ganze Nacht! —
Marſchirten wir. Sodann im Morgengrauen
Auf einer Wieſe wurde Halt gemacht,
Die ganz quatſchnaß von Nebelreif und Thauen.

Dann ſetzten wir durch einen Bergſtrom ſacht,
Und da wir nicht der Straße durften trauen,
Ging's durch 'nen Wald und weiter mit Bedacht
Durch der Sabina weitgeſtreckte Auen.

Uns zum Geleit fuhr immer hinterher
Ein alter Omnibus, ein invalider,
Drin Alle nach einander Zuflucht nahmen.

Der Himmel überzog ſich trüb und ſchwer,
Und unabläſſig goß es auf uns nieder,
Bis wir zuletzt nach Cantalupo kamen.

3.

In Cantalupo, in 'nem Kirchlein drinnen,
Theilt' uns Righetto in drei Trupps. Sodann
Verlas die Inſtruction er und begann:
Noch einmal mahn' ich euch, euch zu beſinnen.

Fühlt Einer ſich nicht feſt, der geh' von hinnen
Und thue weiter keinen Zwang ſich an! —
Es muckte Keiner. Er darauf: Wohlan!
Ihr ſeid entſchloſſen, und nun kann's beginnen.

Und daß Beſcheid ihr wißt für alle Fälle:
Fall' ich — warum nicht ſag' ich's unverhohlen? —
So tritt, der nach mir kommt, an meine Stelle.

Und weiter ging der Marsch. Auf blut'ge Tänze
Gefaßt und mit geladenen Pistolen
Passirten bei Corese wir die Grenze.

4.

Früh, während Ungewitter niedergingen,
Anlangten von Florenz die Kisten schon
Mit den Gewehren[1]), die nach Convention
Wir von der dort'gen Bürgerwehr empfingen.

Erst hatten wir sie in ein Haus zu bringen
Und dann zugleich mit andrer Munition[2])
In die zwei Barken, die uns der Patron
Der Tiberschiffahrt gab auf unser Dringen.

Nach der Verladung wurden gleich die Masten
In beiden Barken aufgestellt, so wie's
In allen Kähnen Brauch, die Kohlen laden;

Daß Keiner merken konnte, was sie faßten.
Dann duckt' man sich im Kielraum hin und ließ
Vom Strom sich treiben sacht längs den Gestaden.

5.

Ganz vorn in einer Luke, gleich als thäten
Sie dort den Wachtdienst für die Kohlen, standen
Die zwei Cairoli, die ins Weite spähten.
Wir Andern, die wir unten uns befanden,

Hörten vom Strand herüber die Trompeten
Der Papstsoldaten, bis zu Nacht wir landen
Beim Teverone[3]). In drei kleinen Böten
Vertheilt man uns, die dort zum Glück vorhanden.

Und ich erinnre mich: das eine war
Voll Löcher, und mit talggetränkten Fetzen
Mußt' es kalfatert werden erst am Lande.

Dann zu den Douaniers. Von ihrer Schar
Wagte nicht Einer sich zur Wehr zu setzen,
Und so gefangen ward die ganze Bande.

---

[1]) Im Original foconi. So heißen die Zündpfannen an den Flinten oder die Zündlöcher an den Kanonen. Was der Ausdruck hier bedeutet, ist mir nicht klar geworden. Mehrere Kisten voll Zündpfannen anzunehmen, hätte keinen Sinn, so daß hier wohl pars pro toto, die Waffen selbst gemeint sind. Da aber der Transport (vergl. die Einleitung) schon auf der Eisenbahn unterwegs gewesen und nur durch die Zerstörung des Schienenweges aufgehalten worden war, bleibt es räthselhaft, warum nicht diese Waffensendung weiter geschafft, sondern eine andere von der guardia nazionale in Florenz hier in Empfang genommen wurde.

[2]) Assieme a l'antre munizzioni, danach gehörten auch die foconi zur „Munition", was die Stelle noch dunkler macht. Oder wäre Munition hier nicht im technischen Sinne zu verstehen?

[3]) Der Anio, der in den Tiber mündet.

6.

Nachdem uns dieser erste Streich geglückt
Und auf den Fluß die Nacht herniedersank,
Ward schwer die Luft. Wir fühlten uns bedrückt
Von feuchtem Moderduft und Theergestank.

Das Steuer, das im dicken Schlamm erstickt,
Hörten wir knirren auf der Ruderbank,
Und fern am Horizont von Rom her blickt'
Ein Licht herüber, still und ohne Wank,

Das einen Schimmer um sich her ergoß.
Und ringsum auf dem Fluß im dunklen Schweigen
War nur des Wassers Rauschen zu verspüren.

Doch tief aus der Campagna schwarz und groß
Sah man Sanct Peters Dom gen Himmel steigen,
Als könnte man ihn mit der Hand berühren.

7.

Beim Blute der Madonna, welche Nacht!
Mir ist noch heute, denk' ich wieder dran,
Als hört' ich ein Geschichtchen nur mit an,
Das irgend Einer sich so ausgedacht.

Eindringen wollten wir in Rom mit Macht,
Zu siegen oder sterben, Mann für Mann.
Und Tags darauf — in Villa Gloria dann!
Schicksal! — Genug: wo sich das Ufer flacht,

Hält man um Mitternacht, in Stromes Mitte.
Wir warten auf ein Werda? scharf gespannt,
Wir warten, warten, warten — immer nichts!

Lang' spähten wir umher auf tausend Schritte —
Kein Mensch zu sehn. Da fuhren wir ans Land
Und harrten dort des ersten Morgenlichts.

8.

Bei Tagesgraun verließen wir den Kahn
Und sachte, sacht — wir rührten kaum die Glieder,
Damit man nicht entdeckte unsern Plan —
In einem Röhricht kauerten wir nieder.

Zum Bruder aber sprach Righetto wieder:
Steigt euer Fünf im Eichwald dort hinan
Und späht umher, ob da für unsre Brüder
Ein Unterschlupf sich zeigt und frei die Bahn,

Daß wir zunächst in einem sichern Nest
Abwarten können, bis gewisse Kunde
Uns kommt, ob hier ein Feind sich blicken läßt. —

Wir aber hörten, da wir aufwärts gingen,
Von Rom die Glocken hallen in der Runde,
Als wollten sie den Morgengruß uns bringen.

9.

Im Walde trafen wir ein Bäuerlein.
Aufs Antlitz, Kerl! Daß dich der Henker hole! —
Wir schnürten ihn in seinen Mantel ein
Und hielten vor die Brust ihm die Pistole.

Und Giovannino: Seid Ihr hier allein? —
Da zittert' er vom Scheitel bis zur Sohle.
„Erbarmen! — Meine Frau — nach Rom hinein
Mit unserm Karr'n — ein armer Vignarole —

Familienvater — hab' nichts zu entdecken!" —
Sind hier die Päpstlichen? — „Ich weiß von Nichts." —
Thut Ihr Spionendienste? — „Nie im Leben! —"

Dann ist es gut, dann helft uns hier verstecken! —
Und zur Beruhigung des armen Wichts
Ward ihm ein Goldstück in die Hand gegeben.

10.

Und dieser Alte, noch ganz bleich vor Schrecken,
Führt' uns den Berg hinauf zu einem Haus,
Das eher sah wie eine Villa aus,
Zur Sommerfrische drin sich zu verstecken.

Nachdem wir visitirt an allen Ecken
Die Mauern und den Innenraum des Baus
Und ihn geeignet fanden überaus
Durch Art und Lage, uns darin zu decken,

So riefen wir herbei die Schar am Strom,
Stellten ringsum Vorposten im Revier,
Und dann nach kurzem Kriegsrath ward beschlossen,

Wir schickten an das Comité in Rom
'nen Boten, im Versteck hier blieben wir,
Bis wir zurückgekehrt sähn den Genossen.

11.

Righetto dann und Giovannino traten
Zusammen aus dem Haus und hielten Spähe,
Und da sie nun ein Häuschen in der Nähe
Entdeckten, hielten sie es für gerathen,

Drei Posten dort zu stellen, falls Soldaten
Des Papsts sich zeigten, uns hier auf der Höhe
Zu allarmiren in der Villa. Ehe
Wir's ahnten, kurze Zeit nach Mittag, nahten

Zwei von den Wachen in der größten Hast
Und riefen: Möchten sie zu Schanden werden!
Dragoner haben wir gesehn. Sie zogen

Recognoscirend bis zur Mauer fast,
Dann gaben sie die Sporen ihren Pferden
Und fort wie's Wetter durch den „dunklen Bogen".

12.

Righetto, der erkennt, nun werd' es bald
Ernſt werden, da die Streifpatrouille ſchon
Hier ausgewittert unſern Aufenthalt,
Ruft ſeinen Bruder auf und die Section,

Zu der auch ich gehört', und ſagt ganz kalt:
Beſetzt das Häuschen, nehmt die Poſition! —
Wir gehn. Kaum ſind wir drinnen, als es ſchallt:
An die Gewehre! — Schön! — Ein Bataillon! —

Wir aus dem Haus und raſch uns aufgeſtellt
(Mich dünkt, im Ganzen unſer ſiebzehn Schützen)
Und ausgeſchaut hinab durch Wieſ' und Feld.

Ha! zwiſchen Weißdornhecken dort beginnt's
Von blanken Bajonetten jetzt zu blitzen . . .
Italien hoch! Die Papſtſoldaten ſind's!

13.

Nun bis ans Gitterthor herangekommen,
„Feuer! Und vor!" trompetet das Signal.
Ein Halt — dann wird die Mauer überklommen,
Und Feuer gibt der ganze Trupp zumal.

Wir haben Stellung vor dem Haus genommen,
Indeſſen drin im Flure leichenfahl
Der Vignerol knierutſchend ſeine frommen
Angſt-Litaneien murmelt ohne Zahl.

Doch während ſacht der Feind uns näher rückt,
Die Kugeln pfeifend ihres Zieles fehlen,
Feuert uns Giuvannino ſchreiend an.

Furchtlos, vom Schloßenwetter rings umzückt,
Ruft er: Bedenkt, daß wir nur Siebzig zählen,
Und ſechs Patronen kommen auf den Mann!

14.

Nicht einen Schuß, eh' ſie ganz nahe ſind! —
Und während näher kommt ein Bataillon,
Sehn wir von andern Papſtſoldaten ſchon
'nen Trupp, der aufwärts ſeinen Marſch beginnt.

Herrgott! ſchmeißt nicht das Pulver in den Wind!
Schreit Giuvannino. Subordination
Und Ruhe! Ruhe! Der iſt ein Coujon,
Der Feuer gibt, eh' ſie ganz nahe ſind. —

Fürwahr, wie ſo die Feinde avanciren
Und immer näher auf den Leib uns rücken,
War's in dem Kugelſauſen nicht geheuer.

Doch erſt, als wir ſo nah ins Aug' uns ſtieren,
Daß wir uns konnten faſt ins Antlitz ſpucken,
Brüllte Ninetto: Hoch Italien! Feuer!

15.

Und wie nun das Scharmützel recht begann
Und Brust an Brust wir uns gesetzt zur Wehr,
Sauf't Arighetto wie der Wind daher
Und sieht das Ding 'nen Augenblick sich an.

Zurück, zum Henker! donnert er sodann.
Zurück, Ninetto! Soll'n sie euch noch mehr
Umklammern und zerquetschen? Im Carrière
Hinab zur Villa! Fort und drauf und dran! —

Da machten wir Quarré, so gut es ging,
Trotz der Blessirten, und Righetto nach
Im Laufschritt stürmten wir des Wegs dahin.

Und bei der Villa, die voll Rosen hing,
Umduftet von Limonen bis ans Dach,
Duckten wir uns, gespannt auf den Beginn.

16.

Nach diesem rückte nun der Gegner, weil
Er sich nicht träumen ließ, wir foppten ihn,
Vielmehr, wir flöh'n im Ernst in wilder Eil',
Sofort uns nach. Wir sahn ihn näher ziehn

Und hörten, während wir an unserm Theil
Ganz stille lagen, wie die Kerle schrien —
Besessne nur vollführen solch Geheul!
Indessen lag Righetto auf den Knien

Und winkt' uns: Achtung! Aufgepaßt! — Darauf,
Wie sie uns jetzt dicht vor der Nase waren,
Mit einem Satz sprang unser Führer auf,

Warf fort die Mütze, schrie voll Ungestüm:
Viva l'Italia! stürmt den Feindesscharen
Entgegen, und wir Andern hinter ihm.

17.

Da sie uns aus dem Platz vorbrechen sahn,
Wie Feuer, das aus einem Krater fährt,
So in der Front gefaßt macht eilig Kehrt
Das Regiment und flieht zum Haus hinan.

Wir, die wir unsern Vortheil rasch ersahn,
Auf einem Umweg, von Begier verzehrt,
Daß unser Bajonett sie mores lehrt,
Zum Flankenangriff klimmen wir voran.

Doch da wir schon ganz dicht herangekommen,
Herrgott! da geht's bum-bum! Ein Hagelschauer,
Und wir von einer Feuerwolk' umflossen.

Ein dicker Dampf hat uns das Sehn benommen.
Die Mörder hatten, unten auf der Lauer,
Aus nächster Näh' uns auf den Pelz geschossen.

18.

Wir Andern nun, so Viel noch aufrecht standen,
Beschlossen unsres Wegs zurückzukehren,
Und da wir sahen den Verlust, den schweren,
Bei unsrer Villa wiederum zu landen.

Doch da der General nicht gleich vorhanden,
So sagten wir: Wenn uns der Feind die Ehren
Des Kriegs bewilligt, woll'n wir uns nicht wehren,
Wo nicht — was thut's, wenn wir den Tod hier fanden!

Die Nacht brach ein, und während wir im Haus
Uns sammeln und getrost den Feind erwarten,
War's uns, als hörten wir ein Stöhnen draus.

Wir eilen sämmtlich nach der Hausthür Stufen
Und lauschen bang hinaus in Feld und Garten —
Gott! die Verwundeten, die Unsern rufen!

19.

Da rannten wir hinunter durchs Revier
Und suchten zwischen Bäumen, wo versteckt
Die Wunden lagen. Und zu Tod erschreckt
Im dichten Unkraut auf dem Wahlplatz hier

Bei einem dürren Baumstamm fanden wir
Righetto! — Weit die Arme ausgereckt,
Lag er so da, die Brust vom Blut befleckt,
Das vom Gesicht ihm rann. Und da noch stier

Und starr wir stehn, zum Abschied grüßend nur
Den Todten, hören wir fern von der Halde
Herüber einen Klagruf sich erheben.

Zu einem Oelbaum leitet uns die Spur,
Da finden wir Freund Mantovani balde,
In einem See von Blut — doch noch am Leben.

20.

Im Haus auf einen Divan legt man ihn
Und schnallt ihm die Patrontasch' ab. Doch er
Weist mit der Hand nach seiner Hüfte hin,
Als ob da drinnen eine Wunde wär'.

Geschwinde bringt man 'ne Laterne her
Und fängt behutsam an, ihn auszuziehn.
Barmherz'ger Gott! die Wunde war so schwer,
Ein ganzer Mannsarm hatte Platz darin.

Wir sinken neben ihm aufs Knie. Darauf
Fährt er sich an die Kehle mit der Hand
Und sieht uns an, weit aufgesperrt die Lider,

Gibt sich 'nen Ruck — hebt sich vom Lager auf,
Als schwebt' ein Wort noch an der Lippen Rand,
Dann sinkt der Kopf ihm auf die Brust hernieder.

21.

Wir trugen dann die Andern, die wir todt
Im Felde fanden, in die Küche, dann
Die Wunden in die Kammer nebenan,
Zuerst, die wir am schwersten sahn bedroht.

Und harrend, daß der Morgen käm' heran,
Verbanden wir und pflegten sie zur Noth.
Kein Tropfen Medicin, gerechter Gott!
's war zum Verzweifeln, wie die Nacht verrann.

Dem Einen war ein Arm gebrochen. Den
Ihm zu verbinden, mußten wir in Streifen
Die Hemden selbst uns auf dem Leib zertrennen.

Welch eine Qual, die Leute leiden sehn
Mit Jammerblicken, die ans Herz uns greifen,
Und so dabeistehn und nicht helfen können!

22.

'nen Schritt zurück! — Als in der schlimmen Stund'
So mörderisch die tück'sche Salve krachte,
Stürzten die Brüder, denen Tod sie brachte,
Zusammen nieder, vorwärts auf den Mund.

Doch während eilig durch den Wiesengrund
Das Regiment sich aus dem Staube machte,
Da kehrten ihrer Sieben oder Achte
Noch einmal um, da sie Righetto und

Den Bruder liegen sahn. Und Der, im Schrecken
Des Handgemengs, da sie ihn übermannten,
Will mit der eignen Brust den Bruder decken.

Doch nach verzweiflungsvollem Widerstand,
Indeß die Truppen wiederum sich wandten,
Sanken die Brüder in den blut'gen Sand.

23.

Righetto, da er sah das Abendroth,
Indeß von Rom Ave Maria klang
Wie Grabgeläut und ihm das Sterblied sang,
Rief: Mutter! — Benedetto! — Tröst' sie Gott!

Dann, als ihn heft'ger packt die Todesnoth,
Keucht er: Begrabt daheim mich, wenn's gelang,
Mich fortzuschaffen — — Noch ein Stöhnen drang
Ihm aus der wunden Brust, dann war er todt.

Ninetto rief ihn an . . . verzweifelt gellte
Sein Ruf . . . kein Laut! Er faßte seine Hand . . .
Wie Eis die Hand! Es war die Todeskälte.

Da küßt' er ihn, und mühsam nur, mit Lallen,
Hoffend, man sollt' ihn hören weit im Land,
Todt! schrie er. Mein Erigo ist gefallen!

24.

Ein Summen vieler Stimmen nähert sich,
Da rief er wieder: 's ist um uns geschehen.
Mein Bruder ist gefallen, und auch ich
Muß sterben; doch ich werde zu ihm gehen! —

Und da der Trupp im Finstern näher schlich
Und ihn anredet', ohne ihn zu sehen,
Rief er: Bringt nach Groppello ihn und mich,
Wenn ihr entrinnt! Dort soll die Gruft uns stehen. —

Und da die Kräfte schwanden mehr und mehr,
Und er empfand, daß ihn der Tod umgraute,
Rief er: Viva l'Italia! — Rings umher

Klang nach der Ruf. Der Geist verließ die Hülle.
Dann hörte man noch andre Klagelaute,
Und dann war Alles wieder Nacht und Stille.

25.

Doch wir, gewärtig, jeden Augenblick
Vorm Feind zu stehn, — als bis zum Tagesschein
Er sich nicht sehn ließ, kamen überein,
Uns aufzulösen, bis auf bessres Glück.

Nur Einer blieb im Hause noch zurück,
Um hülfreich den Verwundeten zu sein;
Wir Andern gingen auseinander. Ein'
Und Andrer hatte dann das Mißgeschick,

Daß man ihn fing auf Piazza Barberina.
Die Andern ließen sich vom Zufall führen
Und irrten hin und her durch die Sabina.

Die Meisten schlossen sich in Gottes Namen
Zusammen, um durchs Bergland zu marschiren,
Bis grade durch sie nach Mentana kamen.

Giovanni Cairoli erlag den vielen Wunden, die er in dem furchtbaren Gemetzel erhalten hatte, nicht, wie es nach dem vierundzwanzigsten Sonett den Anschein hat. Der starke Blutverlust, da ihn an zehn Stellen Schüsse und Bajonettstiche getroffen hatten, verursachte nur eine schwere Ohnmacht. Als ihm das Bewußtsein zurückkehrte und er sich ein wenig erholte, war er nur besorgt um die Freunde, besonders Mantovani, der bald darauf verschied. Dann schwankte er mit einem anderen, ebenfalls aus Pavia gebürtigen Freunde mühsam nach dem Landhause und bestand darauf, daß den Ueberlebenden, so weit sie noch marschfähig waren — von siebzig war die Schar auf fünfzig zusammengeschmolzen — sich entfernten, während er selbst zur Pflege der Verwundeten zurückblieb, mit drei Kameraden, die gleich ihm die mit dem Tode ringenden Freunde nicht im Stich lassen wollten.

So behaupteten sie über Nacht das Schlachtfeld, da die Päpstlichen, in der Meinung, es mit einer Uebermacht zu thun zu haben, die Flucht ergriffen hatten. Der größere Theil der Schar wandte sich nach Norden und suchte das Lager Menotti Garibaldi's zu erreichen. Erst kurz vor der Mittagsstunde des folgenden Tages kehrten die päpstlichen Truppen zurück, und der Anblick der Todten und Verwundeten stimmte sie zur Milde, so daß sie erst die Todten begruben und die Uebrigen gegen Abend nach Rom brachten. Hier wurden sie in die Gefängnisse von San Michele geliefert und die Meisten nach Mentana entlassen. Giovanni Cairoli allein erwies man, wohl seines Namens wegen, die Ehre, ihn bis gegen die Mitte des December gefangen zu halten.

Seine Freunde waren in großer Sorge um ihn, da sich abenteuerliche Gerüchte verbreitet hatten und man nicht wußte, ob er überhaupt noch am Leben sei[1]). Da erschien er unerwartet in Florenz, mit geschorenem Kopf, die Kleider schmutzig und zerrissen, doch sonst in leidlich guter Verfassung für einen Mann, der vor nur sechs Wochen einen Schuß in den Kopf und vier Bajonettstiche in den Körper erhalten hatte. Einige dieser Wunden waren noch offen.

Man hatte ihn in Rom nicht als Kriegsgefangenen, sondern als politischen Gefangenen behandelt und sich die größte Mühe gegeben, ihm das Ehrenwort abzudringen, nie mehr gegen die päpstliche Regierung die Waffen zu ergreifen. Eines schönen Tages wurde er dann nach Florenz entlassen, hielt sich aber hier nicht auf, sondern reis'te unverzüglich nach Groppello[2]), wohin kurz zuvor die Gebeine seines Bruders Enrico überführt worden waren.

Ueber ein Jahr hoffte man, seine Wunden würden nicht unheilbar sein. Zu Anfang 1869 jedoch zeigten sich bedenkliche Symptome, die das Schlimmste befürchten ließen. Und in der That waren die folgenden acht Monate nur ein einziger langer Todeskampf. Giovanni Cairoli kämpfte ihn ohne einen Klagelaut. Auch in den wildesten Fieberparoxysmen, durch die heftigen Schmerzen seiner Wunden verursacht, entfuhr ihm kein Seufzer darüber, daß er auf alle Hoffnungen seines jungen Lebens verzichtet hatte, nur um für Rom zu sterben. Was ihm allein Kummer machte, war der Gedanke, durch den Anblick seiner Qualen der Mutter Schmerz zu bereiten. Noch in seiner letzten Stunde sprach er von Italien, Garibaldi, Enrico, von Sieg und von Rom. Am 11. September 1869 verschied er, wenige Tage nach seinem sechsundzwanzigsten Geburtstage. Die Kopfwunde war längst geheilt. Er erlag den Folgen der Bajonettstiche, die ihm die päpstlichen Soldaten beigebracht hatten, als er blutend am Boden lag und auf die letzten Worte seines sterbenden Bruders horchte.

Bald nach den Söhnen starb die Mutter, am 17. März 1871 — die italienische „Mutter der Makkabäer", wie sie oft genannt worden ist. Sie war die Tochter eines Grafen Bono von Belgirate und mit achtzehn Jahren an Carlo Cairoli von Pavia vermählt worden, der an der dortigen Universität

[1]) Das Folgende nach einer aus dem Englischen übersetzten Schrift La famiglia Cairoli, Napoli 1879, die einen Artikel der „Westminster Review" vom Januar 1879 wiedergibt.

[2]) Groppello liegt in dem piemontesischen District Lomellina, nahe der lombardischen Grenze. Die Familie besaß dort ein kleines Landgut und die Gruft, in welcher schon der Vater ruhte.

einen Lehrstuhl der Chirurgie einnahm und bald darauf als Präsident der Scuola di Chirurgia sich eines großen, segensreichen Wirkungskreises erfreute. Neben seinen Verdiensten als Operateur und hülfreicher Freund der Armee erwarb er sich durch seine patriotische Gesinnung die allgemeinste Achtung und Verehrung, so daß er nach den heroischen „fünf Tagen", die Mailand der österreichischen Herrschaft entrissen (19. bis 23. März 1848) einstimmig zum Bürgermeister von Pavia erwählt wurde. Doch bekleidete er dieses Amt nur ein Jahr. Arbeit und Aufregungen aller Art hatten seine Kräfte erschöpft; die Nachrichten von der verlorenen Schlacht bei Novara erschütterten den Schwerkranken dergestalt, daß er die Trauerbotschaft nur wenige Tage überlebte.

Seine Gattin ertrug ihr schweres Geschick mit einer Seelenstärke, die ihr von nah und fern Beweise der innigsten Liebe und Bewunderung eintrugen. Auf eine der Adressen, die ihr nach dem Trauerspiel von Villa Gloria zukamen, antwortete sie:

„Möchte das Blut meines Enrico und meiner anderen Söhne, unserer anderen Märtyrer, nicht umsonst vergossen sein. In der festen Hoffnung, daß für unser unglückliches Land bessere Tage kommen werden, und zwar bald, finde ich den Muth, weiter zu leben und zu kämpfen, unterstützt durch die treue Liebe der Theuren, die mir noch geblieben sind."

Am 24. October 1875 wurde in Groppello, im Garten des Kinderasyls, die Statue einer bejahrten Frau mit sympathischen Zügen enthüllt, deren Sockel unter anderen Inschriften auch die Worte trägt: „A Cairoli-Bono Adelaide .... Benemerita del Comune per la fondazione dell' Asilo Infantile."

Die brüderlichen Helden von Villa Gloria ehrte das dankbare Italien durch ein Denkmal auf dem Monte Pincio.

Das römische Heer.

Bruchstück aus einer „Geschichte des Unterganges der antiken Welt".

Von

Otto Seeck

[Nachdruck untersagt.]

I.

Als mit der Wanderung der Cimbern und Teutonen unsere Vorfahren zuerst in den Gesichtskreis Roms eintraten, war es eben im Begriff, sich eine neue Wehrverfassung zu schaffen, wie sie gerade diesen Feinden gegenüber nicht wirksamer erdacht werden konnte. Auf langem Solddienste beruhend, stellte sie der rohen Kraft jener Naturkinder die hochentwickelte Kunst gewerbsmäßiger Soldaten entgegen und sorgte zugleich, indem sie zum ersten Male das Princip der allgemeinen Wehrpflicht aufstellte, daß hinter den geschulten Heeren unerschöpfliche Volksmassen als Reserve standen. Der Begründer dieses Systems war Marius; seine volle Ausbildung sollte es durch Augustus erhalten.

Das römische Heerwesen wurzelte in einer Zeit, da Steuern und Finanzen noch unbekannte Begriffe waren, der Staat also nur solche Krieger brauchen konnte, die ihn nichts kosteten. Daher lastete die Wehrpflicht nicht auf allen Bürgern, sondern nur auf denjenigen, welche im Stande waren, sich selbst für den Krieg auszurüsten; der besitzlose Proletarier blieb davon befreit. Plünderten Volsker oder Etrusker den römischen Acker, oder wollte man zur Vergeltung den ihrigen verwüsten, so hoben die Consuln so viele der Pflichtigen aus, wie ihnen für den Zweck erforderlich schienen; der Bauer nahm Schild und Speer von der Wand, hing ein Säckchen mit Brod über den Rücken und stellte sich in Reih und Glied. Da der Kriegsschauplatz kaum ein paar Meilen vor den Thoren lag, konnte man hoffen, in wenigen Tagen wieder daheim zu sein. Zog sich die Sache etwas länger hin und begann die Nahrung spärlich zu werden, so schickte man Botschaft nach Hause, und Frau oder Söhnchen kam ins Lager, um den leeren Brodbeutel mit einem vollen zu vertauschen. Nach Beendigung des Kampfes löste sich das Heer auf und stand im Falle eines neuen Bedürfnisses ebenso schnell wieder bereit.

Nur solange die Kriege sich in der nächsten Umgebung Roms abspielten, konnten diese einfachen Zustände dauern; aber die Grundsätze, welche sich aus

ihnen für das Heerwesen ergaben, hat man mit echt römischer Zähigkeit festgehalten, auch als ihre Bedingungen schon seit Jahrhunderten geschwunden waren. Wie die Stadt ihr Machtgebiet ausdehnte und ihre Waffen in immer weitere Fernen trug, hörte für den Soldaten die Möglichkeit auf, sich während des Feldzuges aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Der Staat mußte für seine Verpflegung sorgen, ja er entschloß sich sogar zu Soldzahlungen; auch in Rom fand die Lehre Anerkennung, daß zum Kriege Geld und dreimal Geld gehört. Trotzdem blieb es dabei, daß der Krieger seine Waffenrüstung selber stellen mußte, nicht um der geringen Ersparniß willen, die sich hieraus ergab, sondern nur, weil es seit Urväterzeiten so gewesen war. Kaum in der allerdringendsten Noth griff man dazu, auch die Proletarier auszuheben und auf öffentliche Kosten zu bewaffnen; doch in solchen Fällen stellte man auch wohl die Sklaven ein, obgleich sie sonst vom Militärdienste streng ausgeschlossen waren. Die Kriegsmacht Roms wuchs also keineswegs in demselben Verhältniß, wie seine Bürgerschaft sich ausbreitete. Denn mit der Steigerung seiner Macht ging auch die Hebung seiner Cultur, die Entwicklung der materiellen Hülfsquellen Hand in Hand, und die nächste Folge eines solchen Aufschwungs ist immer, daß die Kluft zwischen Arm und Reich weiter gerissen wird und zugleich mit den großen Vermögen auch die Masse der Besitzlosen sich vermehrt. Unter König Servius dürften noch die meisten Bürger kleine Grundbesitzer gewesen sein, welche die Vorbedingung für den Kriegsdienst erfüllten; nach den punischen Kriegen hatte sich die Zahl der freien römischen Bauern ohne Zweifel bedeutend vergrößert, aber unverhältnißmäßig stärker das bürgerliche Proletariat.

Auch die fremden Gebiete, welche dem Reiche nach und nach angegliedert wurden, trugen zur Vermehrung seiner Kriegsstärke nicht in dem Maße bei, wie man es nach ihrem Umfang und ihrer Volkszahl erwarten müßte. Wo man auf dem gewonnenen Lande Römer ansiedelte, ohne ihnen ihr Bürgerrecht zu nehmen, da verwandelte man allerdings Proletarier in Grundbesitzer und machte sie damit waffenfähig. Auch die Gründung latinischer Colonien verminderte zwar die Bürgerschaft — denn wer sich in die neue Stadt aufnehmen ließ, wurde Latiner und hörte auf, Römer zu sein —; doch traf dieser Verlust fast nur die besitzlose Masse und schuf zugleich den Gewinn einer neuen Bundesgemeinde, deren Krieger Seite an Seite mit den römischen kämpften. Aber diese beiden Arten, eroberte Gebiete nutzbar zu machen, blieben mit wenigen Ausnahmen auf Italien beschränkt und kamen auch hier nicht überall zur Anwendung. Meistens erklärte man das unterworfene Land und seine Bewohner für Staatseigenthum, machte also jenes zur Domäne, diese zu öffentlichen Sklaven. Das klang sehr hart, war aber nicht so gar schlimm gemeint. Denn fast immer überließ man den Grund und Boden seinen früheren Eigenthümern zur Nutznießung und machte die Rechte des Eroberers nur insofern geltend, als man von ihnen Kopf- und Grundsteuern erhob. Im Rechtssinne blieben sie nichtsdestoweniger Knechte, was für sie die sehr annehmbare Folge hatte, daß sie zum Kriegsdienst gar nicht oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen verwendet wurden. Viele Landschaften Italiens und die große Masse des

Provinzialgebietes vermehrten die militärische Macht Roms also nur durch ihre Tribute, nicht durch ihre waffenfähige Mannschaft.

In einer anderen Lage befanden sich diejenigen Staaten, welche nicht durch Eroberung, sondern durch Bündniß zu Rom in Abhängigkeit getreten waren. Steuern konnte man ihnen nicht abverlangen; dafür nahm man ihre Kriegshülfe bis zu dem Maße in Anspruch, wie es der Vertrag jedes Einzelnen erlaubte. Je nach den Verpflichtungen, welche sie übernommen hatten, waren also ihre Leistungen sehr verschieden, bei den meisten aber ziemlich gering. Wenn man in Spanien Krieg führte, wurden wohl auch die spanischen Verbündeten mit herangezogen, wenn in Syrien, die syrischen, aber während der römische Bürger überall kämpfte, wo es Noth that, wurde der Bundesgenosse nur selten fern von seiner Heimath verwendet. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten des Transportes, wußte man eben mit so buntscheckigen Heeren nichts anzufangen, wie sie sich aus den Contingenten aller der Völkerschaften, welche den Römern dienstbar waren, nothwendig ergeben hätten; der Feldherr hätte die Kampfart, welche jeder seiner Truppen eigenthümlich war, nicht gekannt, der fremde Soldat das lateinische Commando nicht verstanden. Regelmäßigen Zuzug verlangte man daher nur von den Verbündeten, welche den Römern an Sprache, Sitten und Bewaffnung gleichartig waren. Wenn man die Hülfe der außeritalischen Bundesstaaten nur gelegentlich anrief, fehlten die Cohorten der Latiner in keinem römischen Heere.

Die Streitmacht, welche man einem Consuln anvertraute, bestand in der Regel aus zwei Legionen und zwei Alae, so benannt, weil ihnen im Kampfe die Ehrenplätze auf den beiden Flügeln eingeräumt wurden. Jene wurden aus römischen Bürgern gebildet, diese setzten sich aus den Cohorten zusammen, deren jede das Contingent einer italischen Bundesstadt umfaßte. Die Legion zählte je nach dem Bedürfniß 4—6000 Mann, und die Ala pflegte ihr gleich zu sein. Der beherrschende Staat stellte also regelmäßig die volle Hälfte der Armee. Ja seit im Jahre 89 v. Chr. das Bürgerrecht allen Italikern verliehen war, fiel das bundesgenössische Element, wenigstens soweit es ständig gewesen war, ganz hinweg. Die Unterthanen und die provinzialen Verbündeten bot man zwar noch hin und wieder auf, doch liegt es in der Natur der Sache, daß diese Streitkräfte um so unbrauchbarer geworden waren, je weniger man sie gebraucht hatte.

So lastete der Kriegsdienst mit voller Schwere auf Römern und Latinern, und unter diesen ausschließlich auf den Besitzenden, d. h. in erster Linie auf den Bauern und Ackerbürgern. Denn der städtische Gewerbebetrieb war unbedeutend, und die Zahl der großen Grundbesitzer natürlich viel zu klein, um für die Zusammensetzung der Heere irgendwie in Betracht zu kommen. So lange Rom sich noch mit seinen nächsten Nachbarn herumschlagen mußte, erschien es ganz natürlich, daß der Bauer, der durch die Verwüstung der Aecker und das Wegtreiben von Vieh und Knechten am schwersten geschädigt wurde, zur Vertheidigung von Hab und Gut selbst die Waffen ergriff. Auch war diese Pflicht nicht eben drückend, da die Kriege sich meist in kurzen Sommerfeldzügen abspielten. Bot sich eine militärische Aufgabe, so hob der Beamte, dem ihre

Lösung übertragen war, die nöthige Anzahl von Bürgern aus und befahl zugleich den Bundesgenossen, ein entsprechendes Contingent zu stellen. War der Kampf beendet oder wurde der Feldherr abberufen, so kehrten mit ihm meist auch seine Krieger in die Heimath zurück. Der neue Magistrat hatte für ein neues Heer zu sorgen und stellte, soweit es anging, nur solche Leute ein, die bei dem früheren Ausmarsch zu Hause geblieben waren. Dies änderte sich, als die punischen Kriege das Reich zwangen, seine ganze Wehrkraft bis aufs Aeußerste anzustrengen. Lange Jahre mußte jetzt der Bauer seinem Acker fern bleiben; das Gut verkam, die Familie darbte und mußte Schulden machen, und kehrte er endlich schlachtenmüde heim, so war aus dem behäbigen Grundbesitzer oft ein Proletarier geworden. Dies ertrug man mit opferfreudiger Hingebung, solange die Existenz des Staates auf dem Spiele stand; man ließ es sich seufzend gefallen, solange noch große Ziele winkten, deren Bedeutung auch der gemeine Mann begriff. Aber seit dem Ende der makedonischen Kriege fand man kaum noch einen Feind, dessen Besiegung solcher Opfer würdig schien. Zwar ruhten auch jetzt die Waffen nie; immer wieder mußte der Römer Weib und Kind verlassen, um in Afrika oder Makedonien, in Spanien oder Syrien ein jahrelanges Lagerleben zu führen. Doch die Aufgaben, welche ihm jetzt gestellt waren, konnten ihn nicht dazu begeistern. Es galt Aufstände niederzuschlagen oder wilde Horden zu züchtigen, welche die Provinzen gebrandschatzt hatten. Die Unterthanen, welche für den stolzen Bürger nur als Steuerzahler ein Interesse hatten, wollten doch von ihm vertheidigt sein; und um ihre Aecker zu schützen, sollte er den seinen dem Verfall überlassen!

Zum Ruin des kleinen Besitzes in Italien wirkten viele Gründe zusammen, aber ohne Zweifel war der Kriegsdienst einer der gewichtigsten. Was half es, daß die Gracchen durch ihre Ackergesetze einige Tausend neuer Bauernhöfe schufen, wenn durch die lange Abwesenheit ihrer Herren die Wirthschaft vernachlässigt wurde, Schulden sich auf den Besitz häuften und er zuletzt doch in capitalkräftige Hände übergehen mußte. Die Heilmittel, welche die vornehmen Herren Demokraten anwandten, richteten sich nur gegen Symptome; das Uebel an der Wurzel zu fassen, blieb dem Bauernsohne Marius vorbehalten, der aus eigener Erfahrung wußte, wo den kleinen Mann der Schuh drückte. Auch seine Reform sollte sich freilich in ihren schließlichen Folgen unheilvoll erweisen, doch schuf sie wenigstens die erste Bedingung für ein ruhiges Gedeihen der Landwirthschaft. Wenn nur nicht derselbe Marius zugleich das Elend der Bürgerkriege über sein Vaterland heraufbeschworen und so mit der einen Hand genommen hätte, was er mit der andern gab!

Während sich der kleine Eigenthümer in fernen Kriegen ruinirte, war der Besitzlose noch immer vom regelmäßigen Dienste ausgeschlossen. Und doch wären Sold und Beute, welche die Verarmung des Bauern oder Handwerkers nur in den seltensten Fällen aufzuhalten vermochten, dem Proletarier als köstlicher Preis erschienen. Wäre es ihm nur gestattet gewesen, mit Freuden hätte er die Waffen ergriffen, unter deren Druck die gesetzlich Berufenen seufzten. Diesen Zustand beseitigte Marius, indem er die Wehrpflicht zu einer allgemeinen machte und ohne Rücksicht auf den Besitz in erster Linie diejenigen

einstellte, welche sich selber anboten. Scheinbar war diese Neuerung sehr unbedeutend; sie brauchte nicht einmal durch Gesetz eingeführt zu werden, sondern vollzog sich einfach auf dem Wege der Verwaltung. Denn zu allen Zeiten hatten die Consuln das Recht gehabt, die Proletarier auf Staatskosten zu bewaffnen; doch pflegten sie nur in der äußersten Nothlage des Staates Gebrauch davon zu machen. Marius that es ohne solchen Zwang und erhob dadurch zur Regel, was früher Ausnahme gewesen war. Denn natürlich war das Verfahren, welches er zuerst bei der Aushebung verwandte, so populär, daß auch seine Nachfolger, obgleich sie gesetzlich nicht behindert waren, auf die frühere Uebung zurückzugreifen, sich doch durch die Stimmung des Volkes zur Nachahmung gezwungen sahen.

So unscheinbar sich diese Neuerung einführte, bedeutete sie doch nichts Geringeres, als eine Umkehrung aller militärischen Verhältnisse Roms, welche bald auch auf die politischen einwirken sollte. Nach wie vor war jeder Bürger verpflichtet, unter die Fahnen zu treten, sobald die Obrigkeit es ihm befahl. Die Möglichkeit der Aushebung fand ihre Grenze allein in der Zahl der Römer, welche Waffen tragen konnten; ihr Material war also fast unerschöpflich. Aber der gesetzliche Zwang kam nur zur Anwendung, soweit die freiwilligen Meldungen nicht genügten. Diese liefen natürlich nur von solchen Leuten ein, die, wenn sie ins Feld zogen, zu Hause nichts versäumten. Außer dem kleinen Häuflein vornehmer Jünglinge, welche durch den Kriegsdienst ihre politische Laufbahn einleiteten, waren es Landstreicher und arme Teufel. Hatte man früher die Proletarier nur in der dringendsten Noth aufgeboten, so bildeten sie jetzt den regelmäßigen Bestand der Heere, und statt ihrer waren die Eigenthümer zur Reserve geworden, auf die man nicht ohne zwingendes Bedürfniß zurückgriff. Im Drange der Bürgerkriege geschah dies zwar sehr oft, aber der Charakter der römischen Heere bestimmte sich nicht nach solchen Ausnahmen, so zahlreich sie auch sein mochten, sondern nach den Elementen, aus welchen ihr dauernder Kern bestand. Wie früher die Blüthe des Volkes, so repräsentirten sie jetzt dessen Hefe.

Politisch mochte dies schwere Bedenken haben: militärisch war es zunächst ein unverkennbarer Fortschritt. Wer nicht daneben noch Bauer oder Handwerker, sondern nur Soldat ist, der ist gewiß nicht der schlechteste Soldat. Daß auch auf kriegerischem Gebiete nur der Specialismus zur Vollkommenheit führt, hatte Rom schon vor Jahrhunderten aus mancher schweren Erfahrung lernen können. Nach jedem Feldzuge hatte man das Heer aufgelöst; eine militärische Ausbildung im Frieden war unbekannt gewesen, und in den frühesten Zeiten hatte man auch kaum Gelegenheit gehabt, ihren Mangel zu empfinden. Denn die kleinen Nachbarvölker, mit denen man sich herumschlug, wußten ebenso wenig von Kriegskunst und soldatischer Schulung, wie ihre römischen Gegner. Doch während man hier mit Volskern, Aequern und Etruskern in naturwüchsiger Rohheit Hiebe wechselte, waren im höher entwickelten Osten Heere von Berufssoldaten entstanden, welche durch lebenslange Uebung die Technik des Waffenhandwerks bis zur höchsten Vollendung entwickelten. Zwar war es zusammengelaufenes Gesindel ohne Vaterland und Pflichtgefühl. Von schlechten

Feldherren geführt, zerfielen sie daher leicht in wilde, ordnungslose Banden und wurden dem Staate, welchen sie vertheidigen sollten, oft gefährlicher, als seinen Feinden. Trat aber der rechte Mann an ihre Spitze, so besaß er in diesen Söldnerscharen ein Werkzeug von unvergleichlicher Sicherheit und Schneidigkeit: jeder Mann ein studirter Fechtmeister, jede Truppe durch vieljähriges, nie unterbrochenes Exercitium zusammengeschweißt und auf die schwierigsten Manöver eingedrillt. Und dann hatte das Leben dieser Vagabunden an sich gar keinen Werth; je weniger man nach dem Friedensschlusse abzulöhnen hatte, desto vortheilhafter für den Staat. Man brauchte sie also nur zu schonen, soweit der Krieg selbst dies erforderte. Für den Feldherrn spielten sie ganz dieselbe Rolle, wie Pferde oder todtes Material, und keiner hatte die Verantwortung zu fürchten, wenn er eine Entscheidung mit ungeheurem Menschenverlust erzwang. In den Händen eines Pyrrhus und Xanthippus, eines Hamilkar und Hannibal waren solche Heere eine Waffe, der die ungeschulte Naturkraft römischer Bauern unmöglich widerstehen konnte. Trotzdem blieben diese Bauern, nachdem sie Niederlage auf Niederlage ertragen hatten, am Schlusse des Kampfes dennoch Sieger, und der Grund für diesen Sieg war ebenso, wie für die Niederlagen, ihre primitive Wehrverfassung.

Die Anwerbung und der Unterhalt von Söldnern sind äußerst kostspielig; ein Heer, das sich aus solchen Elementen zusammensetzt, kann daher niemals sehr zahlreich sein, ohne die finanziellen Kräfte des Staates zu erschöpfen. Für die Entscheidung der einzelnen Schlacht kam die Ueberzahl, mit welcher die römischen Milizen auftreten konnten, freilich nur bei ungeschickten Feldherren in Betracht. Im Winter 1870/71 haben wir selbst es erlebt, wie ungeheure Massen wenig geübter Rekruten an der Disciplin und Schulung unserer kleinen Heere immer wieder zu Schanden wurden, und im Alterthum mußte das Uebergewicht der Ausbildung über die Menge sich noch mehr fühlbar machen. Wenn man auf eine Million Flintenkugeln nur mit hunderttausend erwidern kann, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß jene vielleicht nicht zehnmal, aber doch wenigstens fünfmal so viel Verheerungen anrichten werden, selbst wenn sie von ungeschickteren Händen abgeschossen sind. Dagegen konnte in der geschlossenen Ordnung des antiken Nahkampfes immer nur die erste Reihe von ihren Waffen Gebrauch machen, und hier fand der einzelne Mann nicht mehr als einen Gegner vor sich, weil seine Nebenmänner die anderen von ihm abzogen. Im reinen Frontalangriff, welcher die Regel bildete, konnte sich die Uebermacht nur darin äußern, daß in die Stellen der Gefallenen und Verwundeten immer frische Kräfte nachdrängten; sie kam also nur successive, nicht gleichzeitig zur Geltung. Da nun ein geübter Fechter sehr schnell mit dem rohen Naturkämpfer fertig wird und die steten Exercitien, denen die Söldner sich unterzogen, auch ihre Ausdauer stählen mußten, konnten wohl die meisten, ohne sehr zu ermatten, drei oder vier Bürgersoldaten nach einander abthun. Dazu mußten Männer, welche den Krieg zu ihrem Gewerbe gemacht hatten, schon durch die Gewohnheit der Gefahr eine größere Kaltblütigkeit besitzen, und dies Moment spielte in den Kämpfen des Alterthums eine viel bedeutendere Rolle als heut zu Tage. Ist durch Aufregung der Kopf benommen und das Auge

getrübt, so kann man wohl noch Kugeln ins Blaue hinein versenden, von denen doch immer die eine oder die andere trifft, aber wohlgezielte Stöße pariren und die Blößen des Gegners erspähen wird dann zur Unmöglichkeit. Und begann die Furcht erst an einer Stelle ihre Wirkung zu äußern, so war auch dies den antiken Heeren verhängnißvoller als den modernen. Bei uns wird fast jedes Bataillon gesondert in den Kampf geführt; es siegt für sich oder flieht für sich. Die Schlachtordnung des Alterthums dagegen bildete eine fest geschlossene Masse, in der jeder Stimmungswechsel des einzelnen Theiles sich durch die unmittelbare Berührung schnell über das Ganze fortpflanzte. Was half es da, daß die hinteren Reihen noch gar nicht ins Gefecht gekommen waren? Wenn ihre vorn stehenden Kameraden sie mit angstverzerrten Gesichtern rückwärts drängten, so vermochten sie nur in den seltensten Fällen der moralischen Ansteckung zu widerstehen, und schnell wurde die Flucht eine allgemeine. Und während heute die Verfolgung einen ganz neuen Abschnitt des Gefechtes bildet und oft erst beginnt, wenn die Fühlung mit dem Feinde schon verloren ist, schloß sie sich damals unmittelbar an den heißesten Kampf. Der Soldat sah dicht vor sich plötzlich den Rücken desselben Gegners, der ihm eben noch die Brust gezeigt hatte, und schlug mit erneuter Freudigkeit drauf los, bis ihm der Arm erlahmte. Daher die grauenvollen Verluste, welche der Besiegte fast immer zu erleiden pflegte, auch wenn der Sieger nur wenige Mann einbüßte. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn uns die alte Geschichte so häufig von der Vernichtung ungeheurer Massen durch ganz kleine, aber tüchtige Heere zu berichten weiß.

Etwas anders gestaltete sich der Kampf, wenn man nicht einfach Front gegen Front stritt, sondern durch Ueberflügelung, Flankenangriff, Hinterhalt oder andere künstlichere Mittel zu wirken suchte. Doch auch diese waren den Söldnerführern, welche den Krieg als Kunst studirt hatten, viel geläufiger, als den jährlich wechselnden Bürgergeneralen Roms, und zugleich waren ihre Truppen zu jedem Manöver complicirterer Art auch viel besser zu brauchen. So mußten sie trotz ihrer geringeren Menge im Anfang des Krieges fast ausnahmslos die überlegenen sein; aber in seinem weiteren Verlaufe hörte dies nach und nach auf. Denn jede Schlacht, auch die siegreiche, riß Lücken in die ohnehin schon dünnen Reihen der Söldnerschar, und geschulte Soldaten ließen sich nicht so leicht ersetzen, wie die rohen Fäuste der Landmiliz. Hatte das Leben der Landsknechte für den Staat keinen Werth: für den Krieg war es um so kostbarer. So wurde auf der einen Seite das Heer immer schlechter, je mehr Rekruten in die leergewordenen Stellen einrückten, und auf der anderen bildeten sich die Bürger und Bauern im Verlaufe des Kampfes allmälig zu geübten Soldaten aus. Denn war der Krieg lang und schwer, so konnte man nicht, wie man sonst pflegte, für jeden Feldzug neue Leute ausheben, sondern der gediente Mann mußte wieder und wieder gegen den Feind, und die Truppenmacht gewann den Charakter eines stehenden Heeres. Auf diese Weise kamen die Gegner in der Qualität ihrer Soldaten einander immer näher; da nun das Uebergewicht der Zahl auf Seiten der Miliz verblieb, mußte diese zum Schlusse doch den Sieg gewinnen. Freilich kam er meist so spät und

kostete jedesmal so unermeßliche Opfer, daß man an der Vorzüglichkeit dieses Wehrsystems dennoch irre werden mußte.

II.

Seit der Reform des Marius kämpfte auch Rom mit Berufssoldaten. Denn der Proletarier, welcher freiwillig in das Heer eintrat, wollte vom Kriegsdienst leben und wird sich daher, auch nachdem er entlassen war, doch bei jeder neuen Aushebung wieder gemeldet haben. Es ist deshalb kein Zufall, daß erst in dieser Zeit ein kunstgemäßer Fechtunterricht in der römischen Armee eingeführt wurde. War es doch nur durch jahrelange Uebung erreichbar, daß alle Handgriffe desselben dem Soldaten zur zweiten Natur wurden und das Bewußtsein seiner Geschicklichkeit ihm jenes kalte Blut verlieh, welches die Legionen der ersten Kaiserzeit so unwiderstehlich machte. Ihre Schlachten unterschieden sich nur dadurch von Exercitien, daß Blut floß; jede Bewegung des Einzelnen und der Massen wurde dabei mit solcher Sicherheit und Ruhe ausgeführt, wie auf dem Paradefelde.

Diese Vollkommenheit ließ sich freilich nur erreichen, wenn die Mannschaften dauernd in dem gleichen Truppenverbande blieben, und solange die republikanische Staatsform bestand, war dies keineswegs die Regel. Der Soldat leistete seinen Eid nicht dem Staate, sondern dem Feldherrn; wurde dieser abberufen, was bei dem schnellen Wechsel der römischen Beamten meist schon nach ein bis zwei Jahren geschah, so pflegte das Heer entlassen zu werden. Mochten auch zum Theil dieselben Leute sich in die neugebildeten Legionen aufnehmen lassen, so war doch ihr früherer Zusammenhang verloren; der Einzelne focht noch ebenso gut wie vorher, aber die Präcision der Massenbewegungen konnte nicht mehr die alte sein. Allen Anforderungen entsprachen also diese Söldnerheere nur, wenn ihre Führer lange Zeiträume hindurch dieselben blieben; aber solche dauernde Gewalten, wie die des Marius, Sulla, Pompejus, Caesar, waren nicht mehr republikanisch, sondern Vorläufer der Monarchie, welche allein im Stande war, alle Consequenzen der marianischen Reform zu ziehen.

Gelangte bei den kurzen Commandos die Ausbildung der Söldnerheere nicht zum Abschluß, so machte sich bei den langen ihre Kostspieligkeit in drückendster Weise geltend. Hatte der Soldat erst mehrere Jahre nacheinander unter demselben Feldherrn gedient, so erhob er den Anspruch, daß dieser auch nach der Entlassung seine Zukunft vor Noth sichere, und die öffentliche Meinung gab ihm ein Recht zu dieser Forderung. Schon seit den frühesten Urzeiten war jeder vornehme Römer mit Scharen armer Clienten umgeben. Sie bildeten sein Gefolge, wenn er öffentlich erschien, agitirten bei Wahlen und sonstigen Volksversammlungen in seinem Sinne und suchten überhaupt Einfluß und Ansehen ihres Patrons in jeder Weise zu heben. Dafür verlangten sie aber nicht nur, daß die Macht, welche zum großen Theil ihr Werk war, auch vor Gericht oder wo sich sonst Protection wirksam zeigen konnte, zu ihren Gunsten angewandt werde, sondern auch, daß ihr Schutzherr für ihren materiellen Unterhalt sorge. Diese Pflicht wurde allgemein anerkannt, und

der fürstliche Reichthum, welchen damals fast jeder angesehene Senator besaß, setzte ihn auch in den Stand, sie einigermaßen zu erfüllen. Die entlassenen Soldaten betrachteten sich allesammt als Clienten ihres früheren Feldherrn; von ihm erwarteten sie, daß er sie nicht im Elend verkommen lasse, und dieses Verlangen war bei denjenigen, deren Blut ihm Ruhm und dem Vaterlande Schutz gewährt hatte, gewiß viel berechtigter, als bei all den Pflastertretern, welche sich auf dem Markt um ihn drängten und seinen Volksreden Beifall brüllten. Aber für so viele reichte das Vermögen eines Einzelnen nicht hin; er mußte den Staat zu Hülfe rufen. So endete im letzten Jahrhundert der Republik kaum ein länger dauerndes Commando, ohne daß große Ackervertheilungen beantragt wurden, um den Veteranen zu Grundbesitz zu verhelfen.

Nachdem Rom seine ganze Domäne in dieser Weise vergeudet hatte, sah es sich gezwungen, für ungeheure Summen Landankäufe zu machen, und was es damit erreichte, war nur eine Minderung seiner Wehrkraft. Denn die Ansprüche, welche man an die militärische Ausbildung stellte, hatten sich unterdessen so gesteigert, daß der Rekrut zum Kampfe kaum noch als brauchbar galt. Und doch mußte man sich mit diesem geringwerthigen Material begnügen, wenn Leute, die nach zehn- bis zwölfjährigem Dienst noch in der Blüthe ihres Lebens standen und einen trefflichen Kern für neue Heere hätten abgeben können, es in heißen politischen Kämpfen erzwangen, daß man sie aus guten Soldaten zu schlechten Landwirthen machte.

So heftig die Ackergesetze in Senat und Volksversammlung auch immer wieder bekämpft wurden, die Veteranenversorgung setzte sich durch; die öffentliche Meinung sprach zu laut dafür, als daß sie sich trotz der unerschwinglichen Kosten hätte beseitigen lassen. Wohl aber konnte man sie erträglicher machen, wenn die Zahl der Empfangenden mit einiger Gleichmäßigkeit über die verschiedenen Jahre vertheilt und zugleich beträchtlich vermindert wurde. Beides war dadurch zu erreichen, daß man den Soldaten länger unter der Fahne hielt und daß Aushebung und Entlassung nicht mehr nach dem zeitweiligen Bedürfniß, sondern nach einer festen Regel stattfanden. Drängte so schon die finanzielle Noth auf die Gründung eines stehenden Heeres hin, so wirkten die militärischen Aufgaben, welche dem Reiche damals gestellt waren, gleichfalls nach derselben Richtung.

Ebenbürtige Feinde besaß Rom nicht mehr, und doch kamen seine Waffen niemals zur Ruhe. Denn überall war das unterworfene Gebiet theils umgeben, theils auch durchbrochen von den Wohnsitzen kleiner, unabhängiger Stämme, die ihre barbarische Raubsucht immer wieder auf Kosten der Provinzen zu befriedigen suchten. Sie zu besiegen, war leicht genug: desto schwerer, sie auszurotten oder zu dauernder Ruhe zu zwingen. Denn sie hausten in Wüsten, sumpfigen Urwäldern oder wilden Gebirgen, wo ein civilisirtes Heer kaum eindringen, geschweige denn alle Schlupfwinkel durchsuchen und ihre Bewohner unschädlich machen konnte. So ließ man sie denn meist, wo sie waren, und sorgte nur dafür, daß sie die friedlichen Landschaften nicht zu schwer belästigten. In der Mehrzahl der Provinzen fand also der römische Soldat sehr wenig zu kämpfen, ohne daß doch seine Anwesenheit entbehrlich gewesen

wäre; denn nur die Furcht vor seinen Waffen hielt die räuberischen Nachbarn etwas im Zaume. Für diesen Polizeidienst genügten sehr kleine Truppen, nur ständig mußten sie sein, und wenn der Krieger das Gebiet und die Kampfweise derjenigen Feinde, mit denen er sich immer wieder zu messen hatte, durch langjähriges Verweilen in derselben Garnison ganz genau kennen lernte, so war er für seine Aufgabe jedenfalls brauchbarer, als wenn er fast alljährlich mit den Proconsuln wechselte.

So zwingend diese Gründe auch scheinen, konnte es die römische Republik, obgleich sie immerfort Soldaten unter den Waffen hatte, doch nicht zu einem stehenden Heere bringen. Denn wie die Rekruten nicht dem Staate, sondern dem Feldherrn Treue und Gehorsam schwuren, so fanden auch die Veteranen nicht im Staate, sondern in seiner Person die Bürgschaft ihrer Versorgung. Ein gesetzliches Recht darauf besaßen sie ja nicht, und ihr moralischer Anspruch ließ sich nur durchfechten, wenn ein starker politischer Einfluß ihm seinen Schutz lieh. Sie waren daher nicht geneigt, den persönlichen Zusammenhang mit ihrem General zu opfern, indem sie in die Dienste seines Nachfolgers übertraten, der vielleicht minder angesehen und mächtig war. Die Voraussetzung des stehenden Heeres war daher der stehende Feldherr, und dieser fand sich erst im Kaiser.

Augustus knüpfte das Recht auf Altersversorgung an eine bestimmte, ziemlich hoch bemessene Zahl von Dienstjahren, und auch wenn diese erfüllt war, begründete sie nur einen Anspruch, dessen Befriedigung noch recht lange auf sich warten lassen konnte. Denn der Soldat war nicht berechtigt, seinen Abschied zu fordern; er mußte warten, bis der Imperator, dem er geschworen hatte, ihn seines Eides entband, und dies geschah nicht leicht, so lange er zum Kampfe noch tauglich war. So füllten sich die Legionen mit kriegsgewohnten Graubärten, unter denen die kleine Anzahl von Rekruten, welche zu ihrer Ergänzung nöthig war, ganz verschwand. Brachte schon dies bedeutende Ersparnisse, so wurden sie noch gesteigert durch die neuen Rangunterschiede der Truppen, nach denen sich der Sold während des Dienstes und die Geschenke nach der Entlassung mannigfach abstuften.

Ehe das Bürgerrecht allen Italikern verliehen war, hatte man immer die Hälfte der Kriegslast auf nichtrömische Schultern abgewälzt. Auf diese alte Sitte griff Augustus wieder zurück, nur in Formen, welche den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt waren. Früher hatte man nur die Verbündeten zur Hülfe herangezogen; die Unterthanen blieben vom Militärdienst, der als Ehrenpflicht des freien Mannes galt, in der Regel ausgeschlossen. Seitdem aber hatten sich die italischen Bundesstaaten in Bürgergemeinden verwandelt, und die provinziellen waren zu wenig zahlreich, ihre Einwohner auch meist zu unkriegerisch, als daß sie dem römischen Heere eine nennenswerthe Verstärkung hätten bieten können. So bildete denn Augustus die nichtbürgerliche Hälfte seiner Armee aus den unterworfenen Volksstämmen, was große Vortheile mit sich brachte. Diese Soldaten waren aus Knechten des römischen Volkes hervorgegangen; sie durften also keine Ansprüche machen, wie die stolzen Bürger, sondern mußten, was man ihnen gewährte, als Gnade hinnehmen.

Sie bekamen den Sold, der für ihren Unterhalt genügte — natürlich einen geringeren als die Legionare —, doch ihre Altersversorgung ging den römischen Staat nichts an. Der Kaiser that genug, wenn er nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit ihnen und ihren Familien das Bürgerrecht verlieh, wodurch sie Steuerfreiheit und eine Sonderstellung innerhalb ihrer Heimathgemeinden erlangten; wie sie sich nach ihrer Entlassung ernähren wollten, war ihre Sache.

Unter diesen Umständen konnte man freilich nicht erwarten, daß sich die Leute zum Kriegsdienst drängen würden. Während sich das Bürgerheer noch immer zumeist aus Freiwilligen rekrutirte, bildete man die unterthänigen Truppen durch zwangsweise Aushebung. Die Stellung ihrer jungen Mannschaft wurde als eine Art Blutsteuer betrachtet, die auf den unterworfenen Völkern lastete, und einzelnen, welche man besonders stark heranzog, vergalt man diese Leistung durch Freiheit von allen sonstigen Abgaben.

Trotzdem war dieser Theil des Heeres recht wohlfeil, dafür aber nicht sehr zuverlässig; denn er ging aus halb oder ganz barbarischen Völkerschaften hervor, in denen sich die Neigung zum Aufstande immer wieder regte. Ein gewisses Mißtrauen gegen ihn gibt sich daher schon in seiner Organisation kund. Die Einheit des Bürgerheeres war die Legion, welche in zehn Cohorten von je sechs Centurien zerfiel. Obgleich sie ihre Normalstärke von fünftausend Mann wohl nur selten erreichte, blieb sie doch immer eine Körperschaft von ansehnlichem Umfange, welche schon für sich allein den bescheidenen Anforderungen des Alterthums als fertiges Heer gelten konnte. Dagegen besaßen die unterthänigen Truppen keine größeren Corps als diejenigen, welche man beim Fußvolk Cohorten, bei der Reiterei Alae nannte; beide zählten höchstens je tausend, in der Regel nur fünfhundert Mann. Offenbar scheute man bei diesen Soldaten den Zusammenhang großer Massen und das Kraftgefühl, welches er zu erwecken pflegt. Der Bürgerlegion gegenüber sollte jeder einzelne Truppenkörper ohnmächtig sein, und daß nicht gar zu viele sich zu gemeinsamem Handeln vereinigten, dafür sorgte unter gewöhnlichen Umständen die Verschiedenheit der Nationalitäten und Interessen, welche die meisten von einander trennte.

In der bevorzugten Hälfte der Armee lassen sich drei Hauptbestandtheile unterscheiden, deren Privilegien sich danach abstuften, wie alt das Bürgerrecht ihrer Werbebezirke war. Zum Dienst in der Garde wurden nur diejenigen zugelassen, welche aus Rom selbst oder aus den ihm zunächst gelegenen Landschaften, Latium, Etrurien und Umbrien, oder aus den ältesten Bürgercolonien herstammten; die Legionen rekrutirten sich aus dem übrigen Italien; die Bürger der Provinzen und die Freigelassenen wurden in die Freiwilligencohorten eingestellt. Allerdings galten diese Regeln nur, soweit die Meldungen aus den betreffenden Bezirken in genügender Zahl einliefen. Entsprach das Ergebniß der Werbungen nicht dem Bedürfniß, so füllte man die Lücken aus den minder berechtigten Landschaften. Denn die Bürgerschaft durch erzwungene Aushebungen zu drücken, vermied man, solange die Verhältnisse dies irgend gestatteten. Alle drei Klassen besaßen das Recht, nach ihrer Entlassung auskömmlichen Grundbesitz aus öffentlichen Mitteln zu fordern; doch die Prätorianer erhielten doppelten Sold und brauchten nur sechzehn Jahre zu dienen, während zwanzig dem Legionar

gesetzlich auferlegt waren und diese Zahl mitunter bis zum Doppelten überschritten wurde. Für die Cohorten der Freiwilligen scheint der Minimalsatz, wie für die Unterthanen, fünfundzwanzig Jahre gewesen zu sein; auch erwies man ihnen nicht das Vertrauen, sie in große Heerkörper zusammenzufassen.

Die Garde bestand während des größten Theiles der Kaiserzeit aus zehn Cohorten von je tausend Mann. Die Zahl der Legionen schwankte zwischen fünfundzwanzig und dreißig. Freiwillige Cohorten gab es unter den julischen Kaisern mindestens zweiunddreißig, was der Kopfzahl von drei bis vier Legionen gleichkam; später gingen sie zum Theil ein, zum Theil füllten sie sich mit Unterthanen und sanken so auf den Rang der gewöhnlichen Cohorten herab. Alles in Allem werden die Bürgersoldaten bis auf Diocletian kaum je die Zahl von 180000 erreicht haben. Das gesammte Reichsheer darf man auf 300—350000 schätzen, sehr wenig für ein Gebiet, das sich von Schottland bis Mesopotamien ausdehnte und von feindlichen Stämmen überall umgeben und durchsetzt war.

Doch diese kleine Macht hat sich drei Jahrhunderte lang zu behaupten gewußt und wäre auch weiter auf ungemessene Zeit allen ihren Gegnern überlegen geblieben, wenn ihre Organisation sich unverändert hätte erhalten können. Denn für die Abwehr wilder Barbaren, welche zwar überall verbreitet und in ihrer Gesammtheit unendlich zahlreich waren, aber immer nur vereinzelt angriffen, war sie von unübertrefflicher Wirksamkeit. Ein kleiner Theil der Legionen und ihrer unterthänigen Hülfstruppen stand im Innern der Provinzen, aber nur dort, wo die Bevölkerung noch zum Aufstande geneigt war, oder wo unbezwungene Räuberstämme in ihrer Mitte hausten. Die große Masse reihte sich an der römischen Grenze auf. Bei deren ungeheurer Ausdehnung konnte jeder einzelne Punkt natürlich nur schwach besetzt sein; aber hinter den großen Strömen, zum Theil auch hinter künstlichen Befestigungslinien gedeckt, vermochten selbst einzelne Cohorten den Plünderungszügen kleinerer Raubscharen, wie sie in diesen Kämpfen die Regel bildeten, ohne Schwierigkeit Einhalt zu gebieten. Vereinigten sich mehrere Stämme zu gemeinsamem Angriff oder brach von Osten der Partherkönig mit seiner gesammelten Macht in das römische Gebiet ein, so zog meistens der Kaiser persönlich ins Feld, und mit ihm kamen aus Rom die 10000 Prätorianer, welche nicht nur als seine Leibwache, sondern zugleich als allgemeine Armeereserve dienten. Diese Kerntruppe repräsentirte trotz ihrer kleinen Zahl doch eine ganz bedeutende Macht, die wohl die Entscheidung bringen konnte. Freilich verging eine lange Zeit, bis sie zur Stelle war, und unterdessen konnte die schwache Grenzbefestigung von übermächtigen Feinden vernichtet sein. Doch vor solchen Schlägen ist keine Militärmacht sicher, und die meisten anderen hätten sie schwerer getroffen, als das römische Reich in seiner gewaltigen Ausdehnung. Denn niemals drohten ja alle seine Feinde zugleich; man hatte daher immer die Möglichkeit, von denjenigen Grenzen, welche zur Zeit in Frieden waren, Verstärkungen an die gefährdeten Stellen zu schicken. Bis die Legionen vom Rhein an den Euphrat marschirten oder umgekehrt, verflossen allerdings lange Monate, in denen die schlecht beschützten Provinzen furchtbar

verwüstet sein konnten; in der geringen Zahl und weiten Verzettelung seiner Streitkräfte lag für das Reich also zweifellos ein Moment der Schwäche. Doch große Katastrophen, in denen es sich fühlbar machte, ereigneten sich im Jahrhundert, wenn's hoch kam, drei oder vier Mal. Man mußte sie hinnehmen wie Pest oder Erdbeben; denn die Wehrverfassung des Reiches auf so seltene Ausnahmen einzurichten, erlaubten die Geldmittel nicht.

Uebrigens brauchten die römischen Heere durch die Vorzüglichkeit ihrer Organisation auch große Uebermachten nicht zu scheuen. Ein erheblicher Vortheil für sie lag schon in der Unterscheidung von Bürgertruppen und Hülfsvölkern. Von den letzteren waren viele in der eigenthümlichen Kampfart ihrer Nation weiter ausgebildet und lieferten so Specialwaffen von großer Mannigfaltigkeit und Brauchbarkeit. Als Beispiele seien nur die balearischen Schleuderer, die orientalischen Bogenschützen, die arabischen Kameeltreiber angeführt. Die meisten waren leichter bewaffnet als die Bürgersoldaten und taugten daher gut zu Recognoscirungen, plötzlichen Ueberfällen, und wo sonst Schnelligkeit erforderlich war. Außerdem war das Blut dieser Barbaren in den Augen des Römers ziemlich werthlos, und es ist immer bequem für den Feldherrn, wenn er Truppen besitzt, welche er wichtigen Zwecken zu Liebe ohne Bedenken aufopfern kann. Die eigentliche Kraft des Heeres aber ruhte in den Bürgersoldaten, nicht nur weil ihre Ausrüstung mit Schutz- und Trutzwaffen so vollkommen war, wie sie die Technik des Alterthums nur herstellen konnte, sondern noch mehr, weil sie das civilisirteste Element der römischen Kriegsmacht darstellten. Den Vortheil langjähriger Schulung hatte auch der Auxiliare vor den Feinden jenseit der Reichsgrenzen voraus; ihnen gegenüber besaß auch er die Fechtkunst und Manövrirgewandtheit, welche den Söldnern Hannibal's eine so große Ueberlegenheit über die römischen Milizen verliehen hatte. Doch blieb er immer der Barbar, welcher ungezähmten Trieben blindlings gehorchte und sich ebenso leicht von panischer Furcht, wie von wilder Begeisterung hinreißen ließ. Prätorianer und Legionare waren geworbene Landsknechte, d. h. Gesindel; moralisch standen sie tief unter den Soldaten der Cohorten und Alae, welche der Zwang der Aushebung ihrem Volk entrissen hatte; ihre Unbotmäßigkeit und Habgier hat das Reich oft in schwere Wirren gestürzt. Doch sie besaßen in viel höherem Grade die sichere Haltung, leichte Findigkeit und ruhige Kaltblütigkeit gebildeter Menschen, und diese Eigenschaften, mochten sie auch nach modernem Maßstabe noch immer schwach genug in ihnen ausgebildet sein, sicherten doch ihr militärisches Uebergewicht gegen alle Barbaren.

III.

Wohl hatten die römischen Krieger gezittert, da sie zum ersten Mal die halbnackten Riesengestalten der Deutschen mit den wallenden blonden Mähnen vor sich sahen. Grauenvoll tönte ihr Kriegsgesang, der in die Schilde hineingebrüllt und dumpf von ihrer Wölbung zurückgeworfen wurde. Und als dann die Keile ihrer ungefügen Schlachtordnung wild vorstürmend in die Legionen eindrangen, als der grasse Blick ihrer blauen Augen aus nächster Nähe auf die kleinen Südländer herabdrohte und ihre wuchtigen Hiebe niedersausten, hatte

selbst der Muthigste nicht Stand gehalten. In dem Kampfe Mann gegen Mann, wo man ruhig die Stöße des Gegners abwehren und seine Blößen treffen muß, ist Kraftgefühl und ruhiges Blut die erste Bedingung des Sieges. Jeder neue sinnliche Eindruck, der beängstigend auf die Phantasie der Soldaten wirkte, ist daher in den Schlachten des Alterthums verhängnißvoll geworden. Doch alle diese Schrecken wurden unschädlich, sobald man sich an sie gewöhnt hatte. Der fechtgewandte Legionar merkte schnell, daß die grimmigen Hiebe der Germanen sehr ungeschickt geführt waren und meist an Helm und Schild wirkungslos abglitten, daß sein kurzes Schwert leicht die nackte Brust des Gegners durchdrang und keine künstlichen Paraden ihm wehrten. Furchtbar war ihr erster begeisterter Ansturm, doch hatte man ihn ausgehalten, so war die Gefahr auch schon beinahe vorüber. Denn schnell erlahmte ihre ungeschulte Kraft, und begann ihr Muth zu schwinden, so packte die Todesangst die rohen Naturkinder bald mit unwiderstehlicher, elementarer Gewalt. Von geschickten Manövern, um den Feind zu überflügeln oder im Rücken zu fassen, von Reserven, welche die halbverlorene Schlacht vielleicht herstellen konnten, wußte ihre Seele nichts. Alle Kunstmittel des Krieges waren nur auf Seiten ihrer Gegner, und alle wirkten auf sie mit der vollen Wucht der Ueberraschung. So blieben die Römer selbst gegen weit überlegene Massen fast immer Sieger, falls nicht die Legionen, wie beim Aufstande des Civilis, durch innere Wirren zerrüttet und entmuthigt waren. Sonst vermochte nur ganz erdrückende Uebermacht, große Ungunst des Geländes oder plötzlicher Ueberfall, wie sie alle drei im Teutoburger Walde zusammenwirkten, den Deutschen hin und wieder einen Erfolg zu verschaffen; aber immer blieb er vereinzelt und wurde in der Regel bald wieder wett gemacht.

Doch die Ueberlegenheit Roms beruhte zum großen Theil auf der höheren Civilisation des Menschenmaterials, welches die Bürger des Reiches, vor Allem die Italiker, für den Kriegsdienst stellten, und dieses begann allmälig zu versagen. Die Söldnerheere erschöpften sich, wie die des Pyrrhus und Hannibal gethan hatten, nur daß der Proceß sich hier viel langsamer vollzog. Gewiß wäre es nicht schwer gewesen, die kleine Zahl von 5000—7000 Mann, welche man jährlich zur Ergänzung der Garde und der Legionen brauchte, dauernd aus Italien zu rekrutiren, wenn man Zwang hätte anwenden wollen. Doch nach den Leiden der Bürgerkriege hielt es Augustus für geboten, dem tief erschöpften Lande Erholung zu gönnen. Er wollte ihm nur die überschüssigen Kräfte entziehen, welche sich freiwillig darboten, nicht den Bauern, der seinen verwüsteten Acker eben wieder urbar machte, vom Pfluge wegnehmen. Auch hatte die lange Kriegszeit Landstreicher genug hinterlassen, welche sich zu den Fahnen drängten. Einstweilen lieferten daher die Werbungen sogar noch einen Ueberschuß. Man mußte Rekruten, welche durch ihre Abstammung zum Prätorianerdienst qualificirt waren, in die Legionen einstellen, weil die Garde überfüllt war, und einzelne Freiwilligen-Cohorten konnten aus Italikern gebildet werden, die in den Legionen keinen Platz mehr fanden. Der regelmäßige Ersatz bot also noch keine Schwierigkeiten; wohl aber traten sie ein, sobald sich ein außergewöhnliches Bedürfniß geltend machte. Mit Staunen lesen wir,

welchen Schrecken die Niederlage des Varus in Rom hervorrief, und wie schwer jene 15 000 Bürgersoldaten, die seine Legionen gebildet hatten, zu ersetzen waren. Zum Theil lag dies freilich daran, daß Heere, welche den damaligen Anforderungen als brauchbar galten, sich nicht mehr, wie zur Zeit der punischen Kriege, improvisiren ließen; denn der Rekrut brauchte Jahre, bis er zum ausgebildeten Soldaten wurde. Daher entschloß sich Augustus, eine galatische Truppe, die nach römischem Muster organisirt und eingeübt war, mit dem Bürgerrecht zu beschenken und zur Legion zu erheben. Doch war hiermit nur eine der drei untergegangenen ersetzt. An Stelle der beiden anderen trat eine einzige, die noch dazu aus Rekruten bestand; aber selbst die ärmliche Zahl von 5000 Mann ließ sich aus Italien nur gewinnen, indem man auch die nichtbürgerlichen Elemente der Bevölkerung heranzog. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß durch die Furcht, welche jene Niederlage hervorrief, die Zahl der freiwilligen Meldungen wahrscheinlich sehr zurückging; doch das gleiche Moment mußte immer seine Wirkung äußern, sobald ein großer Krieg plötzliche Verstärkungen des römischen Heeres nöthig machte. In solchen Fällen mußte man jedesmal zum Zwange der Aushebung greifen, und da man Italien mit dieser harten Maßregel gern verschonte, fanden dann immer Provinziale und Nichtbürger in den Legionen Aufnahme.

Dies waren zwar Ausnahmen, welche im Ganzen recht selten vorkamen und die Zusammensetzung der Heere nur auf kurze Zeit beeinflußten; doch unter Tiberius begann auch die regelmäßige Ergänzung schon schwierig zu werden, und selbst für die Garde reichten bald ihre ursprünglichen Werbebezirke nicht mehr aus. Unter Claudius nahm man schon die Prätorianer aus ganz Italien; in die Legionen drangen provinzielle Bürger ein, und die Freiwilligen-Cohorten füllten sich mit Unterworfenen. In einzelne Provinzen sandte man lange Jahre hindurch keine bürgerlichen Rekruten; erst wenn ein Theil der Legionare so greisenhaft geworden war, daß die Schlagfertigkeit der Truppen ernstlich darunter litt, entließ man mit einem Schlage größere Massen und mußte dann Ersatz durch die verhaßten Aushebungen schaffen, welche wieder nicht Italien, sondern die Provinzen trafen. Jenes konnte unter Trajan kaum noch die Mannschaften der Garde stellen, unter denen zur Zeit Hadrian's auch schon zahlreiche Provinziale auftraten; aus den Legionen waren unterdessen die Italiker ganz verschwunden, doch setzten sie sich noch immer aus Bürgern zusammen. Von Antoninus Pius wird auch dieser Grundsatz aufgegeben. Man wirbt die Legionen in denjenigen Landschaften an, in welchen sie stehen, ohne nach der Rechtsstellung der Rekruten zu fragen. Sie können Bürger, Verbündete oder Unterthanen sein; von dem Soldaten der Cohorte oder Ala unterscheidet sich der Legionar nur noch dadurch, daß er das Bürgerrecht schon beim Eintritt in das Heer, nicht erst bei der Entlassung erhält.

Wir haben oben dargelegt, wie im langen Verlauf des hannibalischen Krieges sich die Armeen der Römer und ihrer Gegner immer ähnlicher wurden. Entsprechendes wiederholte sich jetzt bei den Legionen und den Heerkeilen der Deutschen. Jene barbarisirten sich immer mehr, diese civilisirten sich in der Berührung mit dem gebildeten Nachbarn. Denn natürlich konnten die Fecht-

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

künste und Exercitien der Römer jenseit des Rheines kein Geheimniß bleiben, und nichts hat unser Volk schon seit den Urzeiten mehr ausgezeichnet, als die Erkenntniß und geschickte Aneignung fremdländischer Vorzüge. Römische Disciplin zu lernen, war die wilde Ungebundenheit der Germanen freilich noch außer Stande; ein wichtiges Moment der Ueberlegenheit blieb also auf Seiten ihrer Feinde. Doch dafür waren die Heere der Römer klein und konnten nicht jeden Augenblick beliebig vermehrt werden, während den Germanen eine unerschöpfliche Volksmenge zur Verfügung stand. Häufiger und häufiger wurden die Siege, welche sie über die Legionen errangen, obgleich die gesammelte Kraft des Weltreiches mit ihren vereinzelten Stämmen zum Schlusse immer noch fertig wurde.

Nichts ist verhängnißvoller für den Bestand des römischen Reiches geworden, als diese allmälige Barbarisirung seiner Heere, welche langsam, aber unaufhaltsam seine Ueberlegenheit den wilden Nachbarn gegenüber untergrub. Was waren die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung? Die Entvölkerung Italiens hatte zwar mit dem Ende der Bürgerkriege keineswegs ihren Abschluß gefunden; auch die zwei friedlichen Jahrhunderte, welche der Begründung der Monarchie folgten, hatten die Blüthe des verödeten Landes nicht herstellen können. Dennoch ist es ganz undenkbar, daß die Volkszahl jemals so herabgegangen sei, um die 700 Freiwilligen, deren die Garde jährlich zu ihrer Ergänzung bedurfte, nicht mehr stellen zu können. Aber selbst wenn wir dies glauben wollten, so bliebe es dennoch unbegreiflich, warum zur Füllung der Legionen auch die Bürger der Provinz endlich nicht mehr genügten; denn diese hatten sich nicht vermindert, sondern schnell vermehrt. Unter Claudius hatte man im ganzen Reiche sechs Millionen waffenfähige Bürger gezählt; seitdem war jeder Soldat, der aus den Alae und Cohorten entlassen wurde, mit dem Bürgerrecht beschenkt worden und hatte es auf seine Nachkommen fortgepflanzt. Zahlreichen Städten, ja mitunter selbst ganzen Provinzen war es durch kaiserliche Gnade verliehen, so daß gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nur wenige Gebiete innerhalb des Reiches existirten, die sich einer höheren Civilisation rühmen konnten und nicht von Bürgern bewohnt waren. Wenn man sich also mit den Werbungen immer mehr auf die Unterthanen, d. h. auf halbwilde Barbaren, angewiesen sah, so bedeutet dies nichts Anderes, als daß, wo die Cultur herrschte, die Waffentüchtigkeit allmälig schwand.

Sollen wir daraus schließen, wie es wohl die Alten selbst gethan haben, daß die Civilisation als solche die Völker entnerve? Ich denke, unsere eigenen Erfahrungen müssen uns das Gegentheil beweisen. Oder sind es etwa unter den Nationen des modernen Europa, von den anderen Welttheilen ganz zu geschweigen, die mindest civilisirten, welche die größte militärische Kraft entfalten? Auch die Heere Roms fanden ihre Stärke nicht in den barbarischen Hülfsvölkern, sondern in den Legionen, und es war gewiß nicht ohne Grund, daß man diese, so lange es noch anging, aus denjenigen Landschaften rekrutirte, welche in der Cultur am höchsten standen. Von Augustus bis auf Mark Aurel hatte sich in Italien die Civilisation nicht erhöht, war vielmehr auf allen Gebieten zurückgegangen. Wenn also das Land unter jenem nach einer langen

Epoche verheerender Bürgerkriege noch 150000 Freiwillige stellen konnte und dann nach zwei Jahrhunderten friedlicher Erholung kaum noch 10000, so müssen die Gründe andere gewesen sein.

Ein großer Krieg kann zwar viele tausend Menschen verschlingen, doch setzt er die Wehrkraft einer Nation nicht mehr herab, als sich aus der Minderung ihrer Kopfzahl von selbst ergibt, und dieser Verlust ist unter normalen Verhältnissen in wenigen Generationen wieder eingebracht. Bei den Aushebungen der letzten Jahre hat man sowohl in Frankreich als auch in Deutschland die Beobachtung gemacht, daß unter den Wehrpflichtigen, welche bald nach dem großen Kriege von 1870/71 gezeugt waren, die Zahl der Untauglichen auffallend gering und überhaupt die ganzen Jahrgänge von hervorragender Kraft und Tüchtigkeit waren. Die Kämpfer, welche die Strapazen des Feldzuges überstanden hatten, waren eben gehärtet in Wind und Wetter; sie hatten Hunger und Müdigkeit ertragen lernen, ihren Körper in steter Anstrengung geübt und vererbten die kriegerische Stärke, welche sie so erworben hatten, auch auf ihre Nachkommen. Aehnliche Folgen müssen auch die Kriege Roms gehabt haben, so lange Bürger und Bauern sie führten und nach ihrer Beendigung wieder in den Schoß der Familie zurückkehrten. Zwar der Ersatz für die Gefallenen vollzog sich nicht so schnell, wie unter den Germanen alter und neuer Zeit; denn die socialen und wirthschaftlichen Zustände waren der Volksvermehrung zu ungünstig. Doch was man an Zahl einbüßte, wurde ersetzt durch die größere Tüchtigkeit des Nachwuchses, und trotz aller Verluste blieben die Italiker das erste Kriegsvolk der damaligen Welt. Aber die Söldner der Kaiserzeit hinterließen keinen Nachwuchs; denn so lange sie unter den Fahnen standen, war ihnen das Heirathen verboten, und wurden sie endlich entlassen, so waren sie zu alt und zu sehr an das wilde Lagerleben gewohnt, um eine Familie zu gründen. Freilich unterhielten sie oft Verhältnisse mit den Weibern, welche in der Nähe ihrer Standlager wohnten, und in der späteren Zeit, als man nach der bürgerlichen Qualität der Rekruten nicht mehr fragte, haben die Bastarde, welche aus diesen Verbindungen hervorgingen, beinahe die halbe Mannschaft der Legionen gebildet. Dies ist um so beachtenswerther, als ihre Zahl niemals sehr groß gewesen sein kann. Selbst heute, wo das Leben jedes menschlichen Wesens durch das Gesetz geschützt ist, pflegt die Sterblichkeit unter den Bastarden viel bedeutender zu sein, als unter den ehelich Geborenen. Im Alterthum war Jeder befugt, einen Sprößling, der ihm unbequem kam, zu tödten oder auszusetzen, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß ein ansehnlicher Bruchtheil jener Lagerkinder, wenn nicht gar die Mehrzahl, auf solche Art ihren Untergang fand. Wenn sie trotzdem in so hervorragender Weise zum Bestande der späteren Legionen beitrugen, so ist dies ein sprechender Beweis, welchen Einfluß das Gesetz der Erblichkeit, das die ganze organische Natur beherrscht, auch auf das römische Heerwesen ausübte. Aber vor Antoninus Pius konnten sie zum bürgerlichen Kriegsdienst nicht zugelassen werden, da sie fast alle von unterthänigen Weibern, viele wohl gar von Sklavinnen geboren waren, also das Bürgerrecht nicht besaßen. So verstärkten sie höchstens die Alae und Cohorten; den Legionen ging einstweilen

noch ihre tüchtige Kraft verloren. Doch auch als sie in das Bürgerheer eintreten konnten, haben sie die Barbarisirung desselben nicht aufgehalten. Denn von barbarischen Müttern abstammend und an den fernen Reichsgrenzen aufgezogen, können sie mit der römischen Civilisation nur sehr geringe Fühlung gehabt haben.

Man erinnere sich, daß der Legionsdienst Jedem, der ihn ergriff, genügenden Unterhalt für seine kräftigen Jahre und nach der Entlassung ein sicheres Alter gewährleistete. Für arme Teufel — und solche bilden überall die große Mehrheit der Bevölkerung — mußten diese Lockmittel stark genug sein, um fast Jeden, der Kraft und Muth in sich fühlte, unter die Fahnen zu ziehen; die zu Hause blieben, waren, im großen Durchschnitt genommen, die Schwachen und Feiglinge. Aber nur diese durften sich fortpflanzen, während die kräftigsten Elemente der Bevölkerung entweder gar keine oder doch keine bürgerlichen Nachkommen hinterließen. Ist es da zu verwundern, daß die Bürgerschaft, welche sich immer wieder aus so schlechtem Blut erneute, von Generation zu Generation unkriegerischer wurde? Der Dienst in der Garde trug jeden Tag anderthalb Mark nach unserem Gelde und verlieh schon nach sechzehn Jahren die Anwartschaft auf ein hübsches Bauerngut. Wenn sich hierfür im zweiten Jahrhundert nicht 700 Freiwillige jährlich aus Italien gewinnen ließen, so kann dies nicht an der Entvölkerung des Landes gelegen haben, sondern nur an der Entartung seiner Bewohner, denen kein Vortheil mehr groß genug schien, um ihren schwächlichen Seelen die Anstrengungen und Gefahren des Soldatenlebens erträglich zu machen. Und wie das Bürgerrecht sich über die Provinzen verbreitete, folgte ihm überall das Werbesystem mit seinem verderblichen Einfluß und entnervte eine Landschaft nach der andern. Hatte im ersten Jahrhundert die Stärke Roms in seinen bürgerlichen Legionen gelegen, so galt im fünften nur noch der Barbar für einen brauchbaren Soldaten.

Denn die Unterthanen wurden von dieser Verderbniß nicht in dem gleichen Maße ergriffen, weil bei ihnen die Aushebung, nicht die Werbung herrschend war. Da die kostspielige Veteranenversorgung für sie nicht bestand, hatte man auch keinen Grund, sie sehr lange über die gesetzliche Dienstzeit unter den Fahnen zu halten. Sie standen daher bei ihrer Entlassung meist noch im kräftigsten Mannesalter und konnten ihre militärische Tüchtigkeit auf Kinder und Enkel fortpflanzen. Zwar verlieh ihnen Caracalla allen das Bürgerrecht, aber gleich darauf brach die zweite Periode innerer Kriege über das Reich herein, und das Bedürfniß nach Rekruten wurde zu groß, als daß man auf die Aushebung hätte verzichten können. So erhielt sich in der barbarischen Bevölkerung ein Theil der alten militärischen Kraft, und durch neuen Zuzug verstärkt, sollte sie aus ihrer Mitte die Elemente hervorgehen lassen, welche dem Reich im vierten Jahrhundert noch einmal eine kurze Blüthe brachten.

Pflanzenleben im Waſſer.

Von

M. Büsgen.

[Nachdruck unterſagt.]

Laſſen wir in Gedanken flüchtig den Blick über die Pflanzendecke ſchweifen, welche die ſtarre Kruſte unſeres Erdballs belebt, ſo erſcheint uns die ganze Pflanzenwelt in einige wenige große Gruppen geſondert. Wir denken des Urwaldes mit ſeinen moderbedeckten Baumrieſen, den ſchlanken Lianen und der vielgeſtaltigen Pracht der Orchideen; die Steppe kommt uns in den Sinn mit ihren harten, ſtechenden Gräſern, aber auch die ſaftige Matte der Alpenflora mit Enzian und duftenden Heilkräutern. Am längſten haftet das Auge auf den einheimiſchen Pflanzengruppen; die bunte Bevölkerung unſerer Wieſen ſteigt vor uns auf, der Wald mit ſeiner beerenreichen Bodenflora, vielleicht auch ein dichtbewachſenes Flußufer oder die ſchwankende unterbrochene Pflanzendecke eines Teiches.

Jede der genannten Pflanzengeſellſchaften trägt ein beſonderes, ihr vor allen anderen eigenes Gepräge; die Angehörigen einer jeden haben gewiſſe gemeinſame Züge, deren Geſammtheit eben das Charakteriſtiſche der einzelnen Gruppen ausmacht. Dabei umfaſſen ſie Gewächſe, welche ihrer natürlichen Verwandtſchaft nach durchaus nichts miteinander zu thun haben. Epheu iſt nicht verwandt mit Immergrün, die Erdbeere nicht mit Heidelbeeren, und dieſe wiederum ſtehen weit ab von Farnen, Mooſen und Fliegenpilzen; und doch empfindet man die Zuſammengehörigkeit dieſer Pflanzen, indem man ſie als Glieder einer beſtimmten Pflanzengeſellſchaft, als unſere Waldflora ſich vorſtellt. So läßt auch bei den anderen genannten Vegetationsbildern, dem tropiſchen Urwald, der Steppe und der Alpenmatte, nicht Blutsverwandtſchaft die ſie aufbauenden Pflanzen zuſammengehörig erſcheinen. Die äußeren Verhältniſſe, die Lebensbedingungen, haben ihnen ihren beſonderen Charakter aufgedrückt. Der Waldesſchatten, die Regengüſſe der Tropen, die kurzen Sommer der Alpen, der Waſſermangel der Steppe — ſie alle ſind Faktoren, welche den ihnen ausgeſetzten Pflanzen zunächſt mehr empfundene als erkannte gemeinſame Eigenſchaften ſozuſagen anerzogen haben, indem ſie ſowohl auf ihre äußere

Gestalt wie auf ihre Lebensvorgänge einzuwirken vermochten. So sind jene Pflanzengesellschaften als Lebensgemeinschaften entstanden, Illustrationen des Goethe'schen Wortes, daß die Weise des Lebens auf alle Gestalten mächtig zurückwirkt.

Sehen wir uns eine dieser Lebensgemeinschaften, die Pflanzenwelt des Wassers, näher an und untersuchen wir, in welchem Zusammenhange einige ihrer hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten mit den im Wasser gebotenen Lebensbedingungen stehen.

Treten wir ans Ufer eines größeren, reichen Pflanzenwuchs bergenden Teiches oder eines buchtenreichen Flusses, so scheidet sich uns ihre pflanzliche Bevölkerung auf den ersten Blick in drei Gesellschaften: an den Rändern die Strandpflanzen, auf dem Wasserspiegel selbst die schwimmenden Blätter und Blüthen der Oberflächengewächse und endlich in der schwer mit dem Auge zu durchdringenden Tiefe die untergetauchte Flora, aus wenigen sonderbar geformten Blüthenpflanzen und vielen niederen, großentheils der mikroskopisch kleinen Welt angehörenden Gewächsen zusammengesetzt.

Die Strandpflanzen bilden das Uebergangsglied zwischen der Pflanzenwelt des Landes und der des Wassers. Im nassen Uferboden oder selbst unter Wasser wurzelnd, erheben sie doch den größten Theil ihrer Sprosse mit Blättern und Blüthen über den Wasserspiegel empor, in ihren Wachsthums-, Athmungs- und Ernährungsverhältnissen der Landflora sich zugesellend. Zwischen Weidengebüsch, überragt von einzelnen, graustämmigen Erlen, erscheinen kleine Wälder rauschenden Rohrschilfs, beides durchsetzt von einem bunten Gemenge der verschiedensten Kräuter, unter welchen scharfkantige Rietgräser und rundstengelige Binsen neben dem duftenden Calmus, den Schwertlilien und doldenblüthigen hohen Wasserviolen die erste Stelle einnehmen. Mehr auf dem Lande treten die zierlichen weißen Rispen der Sumpfspirstauden hervor, am Boden begleitet von den graugrünen Blättern und violetten Blüthen des bittersüßen Nachtschattens. Auch die weißen Sterne der weidenblättrigen Aster können wir nicht übersehen, die Zeichen des beginnenden Herbstes, und die große Winde, deren fadendünne Stengel an den starren Halmen des Rohrschilfs eine willkommene Stütze finden.

Alles in Allem ein buntes, vielgestaltiges Bild, dessen charakteristische Züge sich nur schwer aus dem Gesammteindruck herauslösen lassen würden. Leichter ist dies bei zwei anderen Formen von Strandfloren, welche unter eigenthümlicheren Bedingungen, als sie unsere Gewässer bieten, entstanden sind: Der Flora des sandigen Strandes unserer Meere und der des unergründlichen beweglichen Moraste tropischer Flußmündungen. Im ersten Falle ist es der Salzgehalt des Bodens, welcher der Pflanzenwelt ein auffallendes Aussehen gegeben hat. Meist Kräuter mit unscheinbaren Blüthen, aber auch eine schöne blaue Aster haben sich hier dem Leben am Salzwasser angepaßt. Sie sind oft ausgezeichnet durch fleischige Blätter, deren innere Eigenschaften in so genauer Beziehung zu dem Salzreichthum ihrer Wohnorte stehen, daß man auch fern vom Meere, wo man jene Pflanzen antrifft, auf Salzgehalt des Bodens schließen kann.

Für die tropischen Küstenmoräste charakteristisch sind die Mangroven, eine Gesellschaft baumartiger Pflanzen, welche auf langen, an allen ihren Stammtheilen entspringenden Stützwurzeln wie auf Stelzen im Wasser stehen. Die Samen dieser Mangroven keimen bereits am Baume. Die Keimlinge werden zu dolchförmigen bis meterlangen schweren Körpern, welche schließlich herabfallen und sich in aufrechter Stellung so im Schlamme einbohren, daß sie von den strömenden Bewegungen des Wassers nicht umgerissen und im Schlamme erstickt werden können.

An beiden genannten Strandgebieten also finden wir im Zusammenhange mit den Eigenthümlichkeiten des Standortes eigenthümliche Gestaltverhältnisse entwickelt.

Traten uns bei dem kurzen Ueberblick der Ufervegetation nur unter besonderen Verhältnissen leicht kenntliche Anpassungen entgegen, so finden wir solche gehäuft bei den eigentlichen Wasserpflanzen.

Um sie zu verstehen, müssen wir indeß, ehe wir auf Einzelheiten eingehen, der Herkunft der Wasserflora einige Worte widmen.

Auch sie setzt sich aus Vertretern der verschiedensten Ordnungen und Classen des Gewächsreichs zusammen; wir können sie aber eintheilen in Pflanzen, welche vom Lande ins Wasser gewandert sind, und in solche, die in dem flüssigen Elemente ihre Urheimath besitzen.

Die Lehre griechischer Philosophen, daß Alles aus dem Wasser entstanden sei, ist für die Pflanzenwelt insofern richtig, als die ersten Pflanzen, welche auf unserer Erde auftraten, gewiß dem Wasser angehörten.

Mikroskopisch kleine Geschöpfe mögen es gewesen sein, die das eben genügend abgekühlte Wasser der alten Meere bevölkerten, ehe noch irgend eine Landbildung lebenden Wesen einen geeigneten Aufenthalt bot: ungeformten Eiweißklümpchen ähnliche „Organismen ohne Organe", die es, wie manche Bakterien, verstanden, aus todtem Gestein ihre Nahrung zu entnehmen.

Wie ihre jetzt lebenden Verwandten, die niederen Algen und Amöben, waren sie zu zarter Natur, um in den Absätzen des Meeresschlammes erhalten bleiben zu können. Die ersten, in den ältesten Schichtgesteinen der Erdrinde uns aufbewahrten wunderlichen Reste anscheinend pflanzlicher Natur gehören deshalb schon verhältnißmäßig großen tangartigen Gewächsen an. Ihre Existenz läßt auf eine bereits reich ausgebildete Algenflora schließen, wie eine solche noch heute in den seichteren Theilen unserer Meere vorhanden ist. Moose, Farnkräuter und Blüthenpflanzen fehlten noch gänzlich. Sie erscheinen erst viel später auf der Weltbühne und zwar unter Verhältnissen, welche mit Sicherheit erkennen lassen, daß sie nicht im Meere, sondern auf sumpfigem Lande zur Entwicklung gelangten.

Die geologische Urkunde zeigt uns somit, daß nur die Algen und Tange im Wasser und von Anfang an für das Wasser entstanden sind. Die übrigen Wasserpflanzen, zumal die im Wasser lebenden Blüthenpflanzen, sind durch die wachsende Concurrenz in der immer größer werdenden Zahl und Vielfältigkeit der Landpflanzen gleichsam ins Wasser gedrängt worden, und haben

während dieser nothgedrungenen Wanderung und in Folge des Wasserlebens die sie jetzt von den Landpflanzen unterscheidenden Eigenthümlichkeiten angenommen.

Eine Pflanze gibt es, welche uns diese Vorgänge heute noch vor Augen führt. Es ist der ortswechselnde Knöterich, ein Verwandter des Buchweizens, des kleinblüthigen, mit seinen ausgebreiteten Aesten an allen Wegen wachsenden Vogelknöterichs und der Otternwurzel, deren steif aufrechte walzliche rosarothen Blüthenstände einen häufigen Schmuck sumpfiger Wiesen bilden.

Der ortswechselnde Knöterich wächst am Rande von Gräben und Teichen, oft halb auf dem Lande und halb im Wasser, und keinem aufmerksamen Beobachter kann es entgehen, daß die Pflanze im Wasser ganz anders aussieht, als auf dem Lande. Hier steifhaarig und mit kurzgestielten Blättern versehen, wird sie im Wasser kahl und glatt und entwickelt sehr lange Blattstiele, welche in flach auf seiner Oberfläche schwimmende Spreiten endigen.

Ist hiernach eine Pflanze, welche nur gelegentlich und oft nur theilweise ins Wasser übersiedelt, im Stande, so weitgehende Veränderungen zu erleiden, so kann es uns nicht mehr Wunder nehmen, Pflanzen, die ganz im Wasser heimisch geworden sind, ihren auf dem Lande zurückgebliebenen Gattungsgenossen kaum noch ähnlich zu finden. Bei manchen kann man in der That nicht mehr sagen, welcher Landpflanzenfamilie sie eigentlich entstammen. Selbst so genau bekannten Pflanzen, wie dem Seegras und den Wasserlinsen, sieht auf den ersten Blick gewiß Niemand die Verwandtschaft mit den Aaronsstabähnlichen Gewächsen an. Um sie herauszubringen, waren langwierige Untersuchungen und Vergleichungen nothwendig.

Aehnlich steht es mit den Wasserhahnenfüßen, die wir zum Ausgangspunkt einer näheren Betrachtung der Eigenheiten der Wasserpflanzen nehmen wollen.

Allbekannt sind die kleinen weißen Blüthen, welche im Sommer viele unserer Teiche, aber auch rasch fließende Gewässer bedecken.

Bald dicht über dem Wasserspiegel, bald auf längeren Stielen sitzend, breiten diese Blümchen ihre fünf Blätter aus, die sie im Verein mit den vielen Staubfäden und Griffeln als Verwandte unserer Butterblumen, als Wasserranunkeln erkennen lassen. An anderen Theilen jener Pflanzen würden wir freilich vergeblich nach Aehnlichkeiten mit den übrigen Ranunkeln suchen. Ziehen wir z. B. den in rasch fließendem Wasser wachsenden fluthenden Hahnenfuß aus seinem Elemente heraus, so fällt die ganze Pflanze zusammen, und wir halten nur ein Bündel langer Fäden in der Hand, an welchen zunächst von Stengeln und Blättern nichts zu unterscheiden ist. Breiten wir jetzt einen Theil des Bündels auf einem Steine aus, so erkennen wir freilich, daß wir verzweigte, mit Blattgebilden besetzte Sprosse vor uns haben; beiderlei Organe aber sind von denen ihrer nächsten Gattungsverwandten weit verschieden. Bei den Ranunkeln unserer Wiesen sind die Stengel aufrechte harte, skelettartige Gebilde, welche, dank ihrer Festigkeit, Wind und Wetter zu trotzen und die Last der Blätter, Blüthen und Früchte zu tragen vermögen. Die Stengel der Wasserranunkeln sind schlaff und weich. Widerstandslos lassen

sie sich von den Wellen schaukeln; indem sie hierhin und dorthin schlängelnde Bewegungen ausführen, je nach der Seite, auf welche sie gerade der Stoß des Wassers hintreibt. Fest sind sie nur in ihrer Längsrichtung, weil andernfalls der Zug des strömenden Wassers sie zerreißen würde. Auch tragfähig brauchen die Stengel der Wasserranunkel nicht zu sein. Die ganze Pflanze ist von zusammenhängenden Luftcanälen durchzogen, welche alle ihre Theile zum Schweben im Wasser oder zum Schwimmen befähigen. Das Wasser selbst nimmt hier die Last auf sich, welche bei Landpflanzen die Stengel und Stämme zu tragen haben. — Schwimmende Wasserpflanzen brauchen also kein Skelett und wirklich ergibt sich bei der Zerlegung und mikroskopischen Untersuchung, daß in ihrem Inneren alle die Gebilde fehlen können, welche sonst, wie dem Thiere die Knochen, dem Pflanzenkörper Haltung und Tragkraft verleihen.

Aber noch enger mit den Lebensprocessen verknüpfte Organe fehlen vielen Wasserpflanzen. Wir können uns kein höheres Thier vorstellen, das keine Gefäße, keine Adern und Lymphwege hätte. Bei Wasserpflanzen aber vermissen wir nicht selten gerade die langen und weiten Röhren, welche das Gefäßsystem der Landpflanzen ausmachen. Allerdings vermitteln im Reich der Gewächse die Gefäße nicht in dem Maße wie im Thierreich die Circulation der Lebenssäfte. Sie dienen hauptsächlich der Leitung des Wassers von der Wurzel zu den Blättern, und so wird es uns verständlich, daß die lebensnothwendigen Organe der Landpflanzen den Wasserpflanzen entbehrlich sein können. Bedürfen diese doch einer besonderen Wasserleitung nicht, weil sie allseitig von dem flüssigen Elemente umgeben sind.

Im höchsten Maße tritt uns der Mangel an inneren Organen bei einer Alge entgegen, welche auf dem Boden seichter Stellen im Mittelmeere grüne Wiesen bildet. Sie hat einen dünnen, vielverzweigten, horizontal kriechenden Stengel, der nach oben ins Wasser Blätter, nach unten in den Sand feine Faserwurzeln entwickelt. Die ganze, oft viele Fuß lange Pflanze aber besteht nur aus einer einzigen riesengroßen Zelle. Eine zähe Haut umschließt ihre lebendige Substanz, welche in einem zusammenhängenden Strome Stengel, Blätter und Wurzeln des wunderbaren Gewächses durchzieht, hier mineralische Stoffe durch die Haut hindurch aufnehmend und verarbeitend, dort organische Substanzen erzeugend und umwandelnd und zugleich Wachsthum und Vermehrung des Ganzen vermittelnd.

Nicht minder absonderlich als der innere Bau und das Aussehen der Stengel, ist die Gestalt der Blätter der Wasserpflanzen beschaffen. Ihrer Leistung für den Organismus nach stimmen sie mit denen anderer Pflanzen überein. Auch bei den Wasserpflanzen sind die Blätter dazu da, mit Hülfe des Sonnenlichtes Stoffe zu bereiten, welche die Pflanze zum Aufbau ihres Körpers nöthig hat. Unter dem Wasserspiegel gestalten sich die Bedingungen für diese Thätigkeit wenig günstig, da die Lichtstrahlen schon in dünnen Schichten Wassers eine beträchtliche Schwächung erleiden. Im Zusammenhange damit sind eben unter Wasser wachsende Blätter, wie beim fluthenden Hahnenfuß, häufig nicht flächenförmig entwickelt, nicht eiförmig oder herzförmig oder

rundlich, wie die meiſten ſonſtigen Blattgebilde, ſondern in lauter fadendünne Zipfel zerſchlitzt, die bei großer Oberflächenentwicklung doch einander möglichſt wenig Licht wegnehmen und außerdem den Waſſerſtrömungen leicht nachgeben.

Anders verhält es ſich mit Blättern, die an der Waſſeroberfläche zu leben beſtimmt ſind. Sie beſchatten ſich nicht gegenſeitig, und das Sonnenlicht wird ihnen in ungeſchwächter Fülle zu Theil. Sie brauchen es nur mit einer möglichſt breiten Fläche aufzufangen und dafür zu ſorgen, daß die Laſt der in ihrem Inneren tagsüber ſich anhäufenden Nahrungsſtoffe ſie nicht zum Untertauchen bringe. Jene Blätter zeigen daher weder Zerſchlitzung noch auch nur eine Verzweigung wie die Blätter der Roſen und Akazien. Sie bilden nierenförmige oder ovale Scheiben, die dem Waſſer flach aufliegen. Das weiß ein Jeder, der ſich einmal an dem Anblick der gelben und weißen Seeroſen erfreut hat. Auch die braun-grünen Laichkräuter und der weißblühende zierliche Froſchbiß haben Schwimmblätter, und bei einem Sumpfhahnenfuß finden wir ſogar ſolche mit untergetauchten zerſchlitzten Blättern an einem und demſelben Zweige vereinigt. Auch die Waſſerlinſen ſind hier zu nennen. Sie haben jeden Unterſchied zwiſchen Stengel und Blättern aufgegeben und ſind ganz zu flachen Scheiben geworden, welche nur auf der Unterſeite einige unbedeutende Würzelchen hervorbringen. Einer Art fehlen ſelbſt dieſe. Sie iſt nichts als ein kleines Schwimmblatt, mit einer Taſche zur Aufnahme der ärmlich ausgeſtatteten Blüthen.

Beſonders ſchön entwickelt ſind die Schwimmblätter bei der bekannten Victoria regia. Hier beſitzen ſie die Geſtalt flacher Teller mit einem niedrigen aufgebogenen Rand, der ihnen das Schwimmen noch erleichtert. Sie bieten einen merkwürdigen Anblick, dieſe oft über meterbreiten grünen Schüſſeln mit den dazwiſchen geſtreuten röthlich-weißen, rieſigen Seeroſen ähnlichen Blüthen. So ſieht man die Pflanze bei uns in größeren Warmhäuſern, und ſo bedeckt ſie in ihrer Heimath auf weite Strecken die Waſſer des Amazonenſtroms.

Die merkwürdigſte Eigenthümlichkeit der Schwimmblätter unſerer Waſſerpflanzen iſt die, daß ſie niemals über den Waſſerſpiegel hinauswachſen. Die Pflanze ſcheint es zu empfinden, wann die Waſſeroberfläche erreicht iſt. Wie wir ſelbſt bei plötzlicher Berührung kalten Waſſers zurückzucken, ſtellen die Blattſtiele bei der Berührung mit der Luft ihr Wachsthum ein. Sie werden gerade ſo lang, daß die Blattſpreite den Waſſerſpiegel erreicht. Dort entfaltet ſie ſich im vollen Lichte und liegt ſchließlich flach auf dem Waſſer, durch einen glänzenden, feinen Wachsüberzug gegen Benetzung geſchützt.

Wunderbar iſt es, wie große Maſſen organiſirten Materials eine Waſſerpflanze mit Hülfe ſolcher Schwimmblätter in einer Vegetationsperiode bilden kann. Die ganze große Victoria regia entwickelt ſich im Laufe eines einzigen Jahres aus einem kleinen Samenkorn. Faſt ihre ganze Maſſe wird während des Wachsthums in den Blättern bereitet, die eine ſolche Arbeit allerdings nur in dem mächtigen Licht und der Wärme der Tropenſonne zu leiſten vermögen. Untergetauchte Pflanzen ſind überall, wie ſchon geſagt, hinſichtlich der Beleuchtung ſchlechter geſtellt, als ſolche mit Schwimmblättern. Es ſind daher meiſt kleine Formen, welche wir auf dem Boden unſerer Ge-

wässer antreffen. Unter ihnen spielen die Algen eine Hauptrolle. Es gibt wohl auf der ganzen Erde keine feuchte, nur einigermaßen helle Stelle, wo nicht Algen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten. Gegen Hitze wie gegen Kälte in hohem Maße unempfindlich, vermögen sie auf dem Schnee der Alpen wie am Rande heißer Quellen zu vegetiren. Wir finden sie auf den Steinen reißender Gebirgsbäche mitten im stärksten Gefälle, wie in der Brandung der Meeresküste; andererseits aber auch auf dem Grunde des kaum bewegten Wassers von Gräben und Tümpeln. Der Mannigfaltigkeit ihrer Standorte entspricht die unermeßliche Menge ihrer Formen. Bald verwandeln sie in Gestalt mikroskopisch kleiner Kügelchen das ganze Wasser eines Teiches oder Sees zeitweise in eine häßlich trüb grüne, manchmal übelriechende Flüssigkeit, bald schwimmen sie als grüne oder gelbliche, mit Gasblasen durchsetzte Watten an seiner Oberfläche; bald erscheinen sie auf dem Grunde des Wassers als dicke rundliche Polster ineinander gewirrter grüner Fäden, bald als schlüpfrige braune Ueberzüge.

Die schönsten Algen der deutschen Flora sind die Armleuchtergewächse, welche hier und da den Boden stehender Gewässer bedeckende Wäldchen grüner, bis zu mehreren Decimetern hoher, mit quirlig gestellten Aestchen etagenweise gezierter Bäumchen bilden.

Die Meeresalgen oder Tange fallen durch ihren Farbenreichthum auf. Neben grünen finden sich im Meere fast schwarze, braune und rothe Formen, und gerade die letzteren erreichen auch unter weniger günstigen Beleuchtungsverhältnissen oft beträchtliche Größe. Sie scheinen durch ihre besonderen Farbstoffe zu einer eigenthümlichen Ausnutzung des gedämpften blauen Lichtes der tieferen Wasserschichten befähigt zu sein.

Große Tiefen erreicht, eben des Lichtmangels wegen, die Pflanzenwelt des Meeres überhaupt nicht.

Schon hundert Meter unterhalb des Wasserspiegels treten nur noch wenige Algen auf. Es sind Schattenpflanzen, die, wie das Immergrün und andere Pflanzen schattiger Standorte, nur wenig Licht bedürfen. Manche halten sogar in der dreimonatlichen Polarnacht Spitzbergens aus, ohne eine Unterbrechung ihrer Vegetation eintreten zu lassen. Sie entwickeln zu dieser Zeit, bei einer Wassertemperatur von -1° C. ihre unscheinbaren Blüthen und Früchte.

Die Riesen der Algenwelt freilich müssen suchen, sich den ungetrübten Genuß des Sonnenlichts zu verschaffen. Sie wachsen in dem seichten Wasser nahe dem Ufer und entwickeln aufsteigende dünne Stämme, welche am Wasserspiegel erst in langgestreckte, zerschlitzte Blattgebilde übergehen. Solche Algen bilden z. B. an der chilenischen Küste submarine Wälder, in welchen Exemplare von mehr als zweihundert Metern Länge gefunden werden.

Kehren wir, nach unserer Abschweifung in die fremdartige Welt der Algen, zu den höheren Pflanzen zurück und untersuchen wir jetzt, ob sie nicht auch in ihren Blüthenverhältnissen besondere Einrichtungen für das Wasserleben getroffen haben.

Die Phanerogamenblüthe ist im Allgemeinen für das Leben an Luft und Licht geschaffen. Wir finden deshalb, daß die Blüthen vieler Wasserpflanzen mit den Schwimmblättern das Bestreben gemein haben, den Wasserspiegel zu erreichen. Bedürfen sie doch zur Uebertragung des Blüthenstaubes auf die Narben der Mithülfe des Windes oder der Insecten, welche sich dicht über dem Wasserspiegel umhertummeln. Ihr Emportauchen geschieht mit Hülfe von Schwimmeinrichtungen mannigfaltigster Art, für welche hier nur an ein viel citirtes Beispiel erinnert sei.

Bei der Vallisnerie, deren lange grasartige Blätter auf dem Grunde süd-europäischer, ja schon südtyrolischer Gewässer kleine Rasen bilden, entstehen die unscheinbaren männlichen Blüthen in kolbigen, von einem bauchigen Schutzblatt umhüllten Blüthenständen am Grunde des Wassers. Die weiblichen Blumenkronen sitzen einzeln auf sehr langen fadenförmigen Stielen, welche sie eben über den Wasserspiegel emportauchen lassen. Ist der Blumenstaub gereift, so thut das Schutzblatt des männlichen Blüthenstandes sich auf, und die einzelnen Blüthchen lösen sich in Gestalt kleiner kugeliger Gebilde los, um, vermöge ihrer Leichtigkeit, ebenfalls an die Wasseroberfläche emporzusteigen. Hier entfalten sie drei weiße Blättchen, welche, um ein Kerner'sches Bild zu gebrauchen, wie blüthenstaubbeladene Kähne auf dem Wasser umherschwimmen und so dem Wind gestatten, ihre Fracht den weiblichen Blüthen zuzuführen. Zur Zeit der Fruchtbildung rollen sich die Stiele der letzteren spiralig zusammen, wodurch der Samen in die schützende Tiefe hinuntergezogen wird, um dort ungestört die Zeit bis zur Keimung zu verbringen. Die Blüthen vieler Wasserpflanzen bleiben übrigens zeitlebens unter dem Wasser verborgen. Sie bringen dann alle die Einrichtungen nicht zur Ausbildung, welche nur in der Luft Bedeutung besitzen. Ohne Farbe und Duft pflegen sie unscheinbare, erst bei genauer Besichtigung zu entdeckende Gebilde zu sein, welche nur durch Blüthenstaub und Samenbildung sich als wirkliche Blüthen kennzeichnen.

Mit der Samenreife erwachsen den Wasserpflanzen abermals besondere Aufgaben. Einem jeden Gewächse liegt daran, sich möglichst auszubreiten und seine Nachkommen an neue Ansiedelungsplätze zu bringen, damit sie Raum zu freier Entfaltung gewinnen und nicht im Schatten der Stammeltern zu verkümmern brauchen. Die Samen dürfen nicht da liegen bleiben, wo sie zur Reife gelangt sind. Sie müssen möglichst zerstreut und namentlich aus der nächsten Nähe ihrer Mutterpflanze hinweggebracht werden. Die Früchte oder Samen der Wasserpflanzen sind daher häufig mit Schwimmapparaten begabt, mit deren Hülfe sie weite Reisen machen können. Sie theilen diese Einrichtung mit vielen Strandpflanzen, deren ganzes Dasein in mehr als einer Beziehung mit dem Wasser verknüpft ist. Zu ihnen gehört die Cocospalme, an deren riesengroßen Früchten die verhältnißmäßige Leichtigkeit auffällt. Innen mit Cocosmilch und Cocosbutter, der Nahrung für die junge Keimpflanze, erfüllt, besitzen sie eine aus lufthaltigem Fasergeflecht bestehende dicke Rinde, welche als ausgezeichnetes Schwimmkissen die Frucht oft weit übers Meer trägt, bis sie an einer Insel strandet und dort zum neuen Baume erwächst. So erscheint die Cocospalme unter den ersten Besiedlern neu aus dem Ocean auftauchender

Korallenriffe und wird zu einem charakteristischen Bestandtheil tropischer Strandlandschaften.

Andere Wasserpflanzensamen benutzen Thiere als Transportmittel. Sie lassen sich von Fischen verschlucken, deren Darmkanal sie unverdaut zu passiren vermögen.

Ganz besonders interessant ist die Verbreitungsweise vieler Algen. Diese Pflanzen entwickeln Schwärmzellen, die wie Infusionsthierchen mit freier Beweglichkeit begabt, ziemlich rasch im Wasser umherschießen, bis sie einen geeigneten Punkt gefunden haben, an dem sie sich ansetzen und aufs Neue zu einer Alge heranwachsen können. Auf einem Steine im Bach oder auf einem hineingefallenen dürren Aste zeigt uns die Lupe eine kleine Gruppe etwa ein Centimeter hoher dünner Fäden, deren jeder aus einer Reihe aufeinandergesetzter cylindrischer Zellchen besteht. Nehmen wir die Pflänzchen sammt ihrer Unterlage in feuchtes Papier oder Moos eingeschlagen mit nach Hause und bringen sie in eine Schale mit frischem Wasser, so gelingt es oft nach kurzer Zeit, das Schauspiel der Schwärmerbildung zu beobachten. Man sieht, dazu ist freilich das Mikroskop nöthig, die einzelnen Zellchen zerbrechen und ihren Inhalt in Gestalt ovaler Körperchen aus dem Risse herauskriechen. Am vorderen Ende dieser Schwärmer gewahren wir eine Anzahl feiner Fäden, welche lebhaft hin und her schwingen und sie dadurch in eine drehende Bewegung versetzen, mit deren Hülfe sie im Wasser in einer Schraubenlinie vorwärts schwimmen. Der österreichische Botaniker Unger, welcher unter den Ersten die Schwärmzellenbildung beobachtete, glaubte damals, „die Pflanze im Momente der Thierwerdung" überrascht zu haben, und in der That besitzen die pflanzlichen Schwärmer mit kleinen Wasserthierchen oft überraschendste Aehnlichkeit. Manche von ihnen führen sogar rothe Flecken am Vorderende, welche man mit viel Grund als lichtempfindliche Organe, als Augen einfachster Art auffaßt.

Eindringlicher als an anderen Stellen des unendlichen Gewächsreiches tritt uns hier die Frage nach der Beseelung der Pflanzen entgegen. Wenn wir sehen, wie Schwärmzellen auf Nahrungsstoffe zuschwimmen, Giften aus dem Wege gehen, schwaches Licht suchen, allzu starkes Licht fliehen, endlich auch ihres Gleichen von Schwärmern anderer Pflanzen unterscheiden, so finden wir thatsächlich den Bewegungen der niedersten Thiere gegenüber keinen Unterschied. Wir müssen uns gestehen, hier wie dort sind dieselben Empfindungen und Empfindungsäußerungen vorhanden, und wenn man jenen Thieren eine Art von Seele zuschreibt, so darf man eine solche auch den Pflanzen nicht absprechen. Gedanken und Bewußtsein freilich können wir in diesen einfachsten Lebenskreisen nicht zu finden erwarten. Sie sind das Vorrecht der höchst organisirten Erdbewohner. Das ganze Dasein jener niederen Wesen besteht in der unbewußten Aufnahme von Eindrücken und dadurch veranlaßten ebenso unbewußten Bewegungen. —

Mit der Samenbildung ist die Lebensthätigkeit der einjährigen Wasserpflanzen abgeschlossen. Sie sterben ab und fallen der Zersetzung durch die Wasserbakterien anheim, deren Thätigkeit ihre Substanz erneuter Belebung im Kreislauf der Stoffe entgegenführt. Unter den mehrjährigen Wasserpflanzen

unterbrechen bei uns die meisten wenigstens ihre Vegetation im Winter. Zum Theil besitzen sie, wie die Teichrose, lange Wurzelstöcke, in welchen im Laufe des Sommers, wie in einer Vorrathskammer, überschüssig gebildete Nährstoffe niedergelegt werden, die im Frühling zum Aufbau neuer beblätterter Triebe dienen sollen; andere bilden besondere Winterknospen, die, ebenfalls mit Nährstoffen beladen, sich von ihren Mutterpflanzen loslösen und zu Boden sinken oder auch im Eise einfrieren, bis die wiederkehrende Sonnenwärme sie zu neuem Leben erweckt.

Haben wir bisher einen Einblick in die Geheimnisse des Haushalts der Wasserpflanzen zu gewinnen gesucht, so müssen wir nun noch, soll anders ihr Lebensbild einigermaßen vollständig werden, ihren Beziehungen zu anderen Lebensgemeinschaften, ihrer äußeren Politik, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einige Augenblicke widmen. Keine Organismengruppe hat sich unabhängig von allen anderen lebenden Wesen entwickeln können. In stetem Kampfe haben ihre Individuen die nützlichen Eigenschaften erwerben müssen, welche wir an ihnen bewundern, die Pflanzen speciell auch im Kampfe mit der Thierwelt, dem Wassergewächse ebenso ausgesetzt sind, wie alle anderen. Von den Fischen ganz zu geschweigen, finden wir die Wasserschnecken vor Allem, aber auch die unzähligen Scharen großer und kleiner krebsartiger Thiere mit ihrer Ernährung auf die Wasserpflanzen angewiesen. Freunde von Zimmeraquarien wissen die kleinen Gäste zu schätzen, deren Thätigkeit sie im Reinhalten der Wasserzierpflanzen unterstützt. Sie kennen aber auch ebenso genau den Schaden, welche zu große oder zu viele Schnecken anrichten können. Jene kleineren Wasserbewohner leben von den grünen und braunen Algen, die den wesentlichsten Theil des Unkrauts der Aquarien ausmachen, während die größeren auch andere Pflanzen angehen.

Zum Schutz gegen die Schnecken führen viele Pflanzen allerlei Stoffe, welche ihren Blättern einen bitteren Geschmack verleihen. Andere, z. B. die Seerosen, machen durch vielzackige im Innern ihrer Blattstiele angebrachte Stachelzellen das Durchbeißen derselben ihren Feinden unmöglich. Die meisten Tange sind mit schleimigen Zellwänden ausgestattet, an welchen die Zähne der gefräßigen Wasserschnecken sich vergeblich versuchen.

Den besten Schutz genießen die Kalkalgen des Meeres, oft unförmliche knollige oder korallenartige Gebilde, die Pflanzen kaum ähnlich sehen und durch Einlagerung von kohlensaurem Kalk in ihre Zellwände zu wahren Steinen geworden sind. Nur wenige Meeresthiere verstehen es, ihnen beizukommen; darunter eine Seeschnecke, welche jenen Kalk durch Abscheidung von Schwefelsäure auflöst. Da sie mit demselben Mittel, wie Semon gezeigt hat, auch die harten Seeigel und Seesterne sich verdaulich macht, so verfügt sie über ein ungemein großes Nahrungsmaterial, das ihr nur von den kräftigen Scheren der Hummern geneidet wird.

Uebrigens gibt es auch thierfangende Pflanzen unter den Wassergewächsen, wie den gemeinen Wasserschlauch, ein gelbblühendes Pflänzchen mit fadendünnen Stengeln und vielfach zerschlitzten Blättern, welches im Hochsommer in still-

stehenden Gewässern manchmal massenhaft vorhanden ist. Seine Blätter tragen an und zwischen ihren Zipfeln etwa stecknadelkopfgroße, runde Blasen, welche die Rolle von Thierfallen spielen. Ihr interessantester Theil ist ein elastischer Deckel, der sich nur nach ihrem hohlen Innern hin öffnen läßt. Ein Kranz den Blaseneingang umstehender Drüsenhaare sondert einen schleimigen Stoff ab, der die kleinen Wasserkrebschen zum Verzehren anlockt. Neugierig kommen sie herbeigeschwommen und sammeln sich an der Blasenmündung an, um ihre Mahlzeit zu halten. Jetzt wagt einer der Besucher, den Blasendeckel zu betreten. Er bleibt anfangs ruhig geschlossen; auf eine etwas heftigere Bewegung des Gastes hin aber öffnet er sich plötzlich mit einem weiten Spalt, um das Thierchen zu verschlucken und dann sich sofort wieder zu schließen. Der Gefangene versucht eine Zeit lang vergebens aus der Blase zu entkommen; allmälig werden indessen seine Bewegungen matter; er erstickt schließlich, und nun beginnt die Thätigkeit der die Wände des Blaseninnern bekleidenden Haare, welche die aus den Weichtheilen des Thieres entstehende Flüssigkeit als erwünschte Nahrung aufsaugen. Bedenkt man, daß ein anderthalb Finger langes Zweiglein des Wasserschlauchs über zweihundert der kleinen Krebschen zu sich nehmen kann, so findet man es begreiflich, daß die Pflanze der Wurzeln entbehrt, die sonst im Gewächsreiche die Zuführung der stickstoffhaltigen Nahrungsbestandtheile zu besorgen haben.

Einige, auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene Unternehmungen, die sich die Erforschung der Wasser-Flora und -Fauna zur besonderen Aufgabe gemacht haben, veranlassen mich, noch etliche Worte über die Bedeutung der Wasserflora im Naturhaushalt beizufügen. Von allgemeinster Bedeutung sind auch hier die niederen Gewächse, und zwar vornehmlich die mikroskopisch kleinen, welche in ungezählten Scharen weite Strecken aller, besonders der nördlichen Meere bevölkern. Bald in Schwärmen, bald mehr vereinzelt bewegen sie sich im Wasser umher, die tiefblaue Farbe seiner organismenleeren Stellen in Grün und selbst in schmutziges Gelb verwandelnd. Am zahlreichsten unter den so im Meere treibenden Pflänzchen sind die Diatomeen oder Kieselalgen, deren Formenreichthum alle Phantasie übersteigt. Sie bestehen aus einem Klümpchen lebender Substanz, welches wie in einer Schachtel zwischen zwei kieseligen Schalen ruht. Diese Schalen aber weisen so feine Zeichnungen auf, daß sie gleich dem Staub der Schmetterlingsflügel als Prüfstein für die Schärfe unserer besten Mikroskope im Gebrauch sind. Mit Hülfe eigenthümlicher Schwebevorrichtungen durchziehen diese Wesen das Wasser, bis sie absterbend auf seinen Boden herabsinken und sich dort an der Bildung des Schlammes betheiligen, welcher für die Entwicklungsgeschichte unserer Erdrinde von großer Bedeutung ist. Auch im süßen Wasser gibt es Diatomeen. Sie bilden den wesentlichsten Bestandtheil der braungelben schlüpfrigen Ueberzüge auf den Steinen der Bachbetten, von welchen oben schon die Rede war.

Die Rolle dieser und anderer ähnlich lebender Wesen im Naturhaushalt ist nicht damit erschöpft, daß sie mit ihren todten Resten die feste Erde auf-

bauen helfen und zukünftigen Geschlechtern den Boden bereiten. Auch ihren Mitgeschöpfen kommt ihr Dasein zu Gute. Wie auf dem Lande sind es im Meere die Pflanzen, welche die unbelebten Substanzen der Luft und des Steinreichs verarbeiten und in Stoffe umwandeln, welche sich dazu eignen, Bestandtheile der Körper lebender Wesen zu werden. Indem sie selbst als Nahrung dienen oder indem die von ihnen ernährten Thiere größeren Thieren zum Opfer fallen, sind sie es, welche das gesammte Thierleben der Oceane unterhalten. Wenn man sich freilich vergegenwärtigt, daß zwölf Millionen Individuen einer Art jener kleinen pflanzlichen Meeresbewohner kaum ein halbes Gramm organischer Substanz enthalten, so ist wahrlich die unendliche Menge von Leben unfaßbar, welche zu Grunde gehen mußte, um beispielsweise das Material zu einem einzigen Walfisch zu liefern; dennoch sind wir bei einer Betrachtung der Ernährungsverhältnisse dieser Thiere neben dem Seegras und den größeren Algen der Küstengebiete nicht in letzter Linie auf jene mikroskopischen Wesen angewiesen. Sie bilden einen sehr wichtigen Theil der Urnahrung des Meeres, welche der Existenz seiner thierischen Bewohnerschaft zu Grunde liegt.

Die eben berührte Frage hat vor wenig Jahren die Planktonexpedition veranlaßt, eine der interessantesten wissenschaftlichen Reisen, welche von Deutschland ausgegangen sind. Im Sommer 1889 stach von Kiel, dem Sitz der Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere, mit reichen Mitteln ausgestattet, der deutsche Dampfer „National" in See mit keiner geringeren Aufgabe, als die Menge des Plankton, d. h. der im Meere schwimmenden und treibenden Organismen zu bestimmen, um dadurch einen Ueberblick über die „Ertragsfähigkeit des Meeres an organischer Substanz" zu gewinnen. Mit sinnreich eingerichteten Netzen wurde eine große Anzahl von Fängen ausgeführt, dann die Beute nach den in ihr enthaltenen Organismengruppen gesondert und jede Gruppe einem Specialforscher zur Bearbeitung übergeben. Die Arbeit des Untersuchens und Zählens der Pflanzen und Thiere ist noch im Gang. Selbst wenn aber auch die Expedition jene Hauptfrage nicht exact sollte beantworten können, ist doch so viel sicher, daß die Reihe von Abhandlungen, in welchen ihre Ergebnisse zu erscheinen im Begriffe sind, eine Menge neuer Thatsachen enthält, die für die Lehre von den Verwandtschaftsverhältnissen, der Lebensweise und der Verbreitung jener kleinen Lebewesen große Bedeutung besitzen.

Mit weniger beträchtlichen Mitteln ist die systematische Erforschung der Flora und Fauna von Binnengewässern in Angriff genommen worden. Am meisten von sich reden macht die Untersuchung des Plöner Sees in Holstein, an dessen Ufer Preußen eine eigene Forschungsstation errichtet hat. Auch der Bodensee wird von sämmtlichen Uferstaaten aus systematisch studirt. In der jüngsten Zeit endlich hat Pettenkofer die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt unserer Flüsse gelenkt, da sie hauptsächlich es ist, welche jene durch ihren Lebensproceß von den Verunreinigungen befreit, die ihnen von den Uferstädten her zugeführt werden. Auch hier handelt es sich wesentlich um mikroskopisch kleine Gewächse, da einigermaßen rasch fließende Gewässer, von

der Uferflora abgesehen, arm an größeren Pflanzen sind. Im Rhein z. B. enthält nach Schenk das fließende Wasser nur die zahllosen Wasserbakterien. Die gelegentlich mitgerissenen Algen oder Uferpflanzen finden keine Gelegenheit zum Festsetzen, so daß das Rheinbett von der Mitte bis zur Uferzone fast vegetationslos erscheint. Nur die kleinen verzweigten Fäden einer violetten Alge, deren Verwandte meist im Meere leben, finden sich an tieferen Standorten, zusammen mit den unvermeidlichen kieselschaligen Diatomeen. Auch die Uferpartieen des Flußbettes sind, soweit sie aus beweglichem Sande bestehen, vegetationslos. Nur festliegende Steine führen unbedeutende, blaugrüne Algenüberzüge. Anders aber gestaltet sich der Anblick in der Nähe der Mündungen der von einer Stadt herkommenden Abzugskanäle. Hier, in dem schmutzigen Wasser, finden eine Unzahl fadenförmiger Bakterien geeignete Lebensbedingungen. Oft sind weite Strecken des schwarzgrauen Schlammes überzogen von einer milchweißen Masse, förmlichen Rasen von Wasserpilzen und Fadenbakterien, und diese, dem Auge unerfreulichen Pflanzen, sind in besonders hohem Maße an der Reinigung des Wassers betheiligt. Sie bilden somit nützliche Verbündete der Strompolizei. Aber diese praktischen Fragen liegen außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe.

Es kam mir besonders darauf an, die Arbeitsweise einer sehr verbreiteten Richtung der modernen Botanik durch ein Beispiel zu illustriren. Augenblicklich erscheint kaum eine botanische Arbeit, in welcher nicht die Frage nach der Bedeutung irgend einer pflanzlichen Eigenthümlichkeit für das Leben ihres Trägers berührt würde, und man darf es als eine der schönsten Folgen der durch Darwin gegebenen Begründung der Descendenzlehre betrachten, daß diese lebensvolle und außerordentlich fruchtbar gewordene Fragestellung in der strengen Wissenschaft sich Heimathsberechtigung erworben hat. In der Hand geschickter Experimentatoren immer mehr von dilettantischem Beiwerk befreit, hält sie, als Biologie im engeren Sinne, gleichen Schritt mit älteren naturwissenschaftlichen Disciplinen im Streben nach dem gemeinsamen Ziele eines immer umfassenderen Verständnisses der weislichen Ordnung der Dinge dieser Welt.

Wer ist musikalisch?

Nachgelassene Schrift
von
Theodor Billroth.

Vorwort des Herausgebers.

[Nachdruck untersagt.]

Liebe und Talent für Musik zeigten sich bei Billroth früh entwickelt; er pflegte diese Eigenschaft als eine ererbte zu betonen. Seine Großmutter, Frau Wilckens, geb. Willich, hatte als Sopransängerin an der Berliner Oper gewirkt neben dem seiner Zeit berühmten Tenoristen Eunicke, dem ersten „Florestan" in Berlin. Dieser war der Großvater von Billroth's Frau. „So bin ich," schrieb mir Billroth, „eigentlich ein Musik- und Bühnenkind." Als Knabe äußerte Billroth den lebhaften Wunsch, sich ganz der Musik zu widmen, ein Vorhaben, das an einem entschiedenen Widerspruch seiner Mutter scheiterte. Er ist ihr späterhin dankbar dafür gewesen. Keineswegs hat jedoch die willensstarke, treffliche Frau die Liebe zur Musik in ihren Kindern unterdrücken wollen; im Gegentheil. Es ist noch ein Brief von ihr vorhanden, in welchem sie aus Bergen nach Berlin, wo ihre Söhne studierten, an Theodor die Mahnung richtet, pünktlich zu den von ihr bestimmten Stunden seinem jüngeren Bruder Clavierunterricht zu geben! Für Billroth ist die Musik bis zu seinen letzten Tagen die treue, geliebte Begleiterin seines Lebens geblieben. Als junger Professor in Zürich versammelte er regelmäßig ein Quartett in seinem Hause und spielte dabei die Bratsche oder die zweite Violine. Auch Musikreferate schrieb er für die „Züricher Zeitung" und nahm überhaupt einen belebenden Einfluß auf die damals recht dürftigen Musikverhältnisse dieser Stadt. Da er nicht bloß ein tüchtiger Violin- und Clavierspieler war, sondern auch ein feiner Kenner und ernster Denker in musikalischen Dingen, so drängte es ihn in den letzten Lebensjahren, seine Ideen über Musik zu ordnen, zu präcisiren und zu Papier zu bringen. In diesem Vorhaben eiferte ich ihn gerne an, schien er mir doch durch seine Doppelstellung als gründlicher Musiker und genialer Physiolog in ganz einziger Weise berufen, das geheimnißvolle

Grenzgebiet zu beleuchten, auf welchem musikalische Wirkungen mit unserem Nervenleben zusammentreffen.

Billroth's Arbeit nahm einen sehr unterbrochenen, stückweisen Fortgang. Er konnte sie stets nur in seiner Ferienzeit — in St. Gilgen oder in Abbazia — nach längerer Pause wieder aufnehmen. Im Sommer 1888 scheinen seine Ideen über Musik ihn zuerst anhaltender und zusammenhängender beschäftigt zu haben. Er schrieb mir damals aus St. Gilgen:

„Wer ist musikalisch? Das wäre so eine Ueberschrift für einen Essay für Dich. Wie complicirt ist dieser Begriff! Der eine hat vorwiegend rhythmisches Talent und Empfindung (das elementar-rhythmische Moment im Menschen ist der Herzschlag), der Andere hat vorwiegend melodisches Talent (Melodie ist vom Rhythmus nicht zu trennen; die Gliederung des menschlichen Körpers, seine Doublirung nach horizontaler und verticaler Richtung ist ein Theil seiner elementaren Grundlage); wieder ein Anderer erscheint musikalisch durch ein eminent technisches und mechanisches Talent (elementares Moment: die Freude an der Ueberwindung von Schwierigkeiten als Hauptprincip des gesteigerten Selbstbewußtseins); wieder ein Anderer erscheint musikalisch durch eine Uebertragung seines intensiven Temperamentes im dramatischen Ausdruck (elementares Moment: Wunsch, so großartig wie möglich zu erscheinen, wie etwa der Pfau, der sein Rad vor dem Weibchen schlägt); wieder ein Anderer durch colossales Tonformen- und Rhythmengedächtniß; wieder ein Anderer durch Hingabe an die sinnliche Gehörswirkung u. s. w. — In mir ist Alles Chaos. Ich täusche mich gern darüber, daß ich nur phantasmagorire; ich könnte auch einmal etwas Vernünftiges über Dinge schreiben, die außer meinem Beruf liegen; die kurzen Ferien seien nur daran schuld, daß sich nichts in mir zur Reife ausbildet. Ich bilde mir, wie gesagt, solche Dinge gerne ein. Doch bin ich mir dieser Einbildung bewußt. Auch in meiner Specialwissenschaft habe ich nur anregend, nur als Pionier und Mineur gewirkt; doch wenn das Terrain geebnet, der Weg gefunden, die Mine gesprengt war, dann ließ ich gern Andere dort bauen und Früchte ernten."

In einem Briefe vom September 1890 kommt Billroth wieder auf seine Arbeit zurück:

„Deine freundliche Aufmunterung hat denn doch endlich zu dem Anfang einer Gestaltung von Ideen geführt, die mich seit Jahren erfüllen. Ich schreibe im Augenblick einen Essay: ‚Anatomisch-physiologische Aphorismen über Musik. Wer ist musikalisch?' — Es soll einen Theil jener Reihe von Essays bilden, welche ich unter dem Titel: ‚Grübeleien eines Spaziergängers am Aberseé' zusammenfassen möchte, falls sich die Dinge zu meiner Zufriedenheit gestalten. Vorläufig schwillt mir das Ding auf wie der Faust'sche Pudel hinter dem Ofen, und ich fürchte, des Pudels Kern wird auch nichts mehr als ein fahrender Scholast sein. Doch das Ding macht mir Spaß; ob es auch Anderen Spaß machen würde, ist freilich eine andere Frage."

Wieder ein Jahr später, im September 1891, schreibt Billroth aus St. Gilgen:

„Vor einem Jahre habe ich hier und in Abbazia ein ziemlich dickes Manuscript zu Papier gebracht: ‚Aphorismen zur Anatomie und Psycho-Physiologie des Musikalischen'. Es lag unberührt ein Jahr; nun nahm ich es hier wieder vor. Das erste Capitel: ‚Ueber den Rhythmus als eines der wesentlichsten, mit dem Organismus des Menschen innig verbundenen Elemente der Musik' passirte meine Kritik leidlich, so daß ich es ins Reine schrieb. Auch der Anfang des zweiten Capitels: ‚Ueber die Beziehungen von Tonhöhe und -Tiefe zum menschlichen

Organismus' war noch erträglich. Doch dann kamen die Fragen: Sprache, Gesang, Vocale, Obertöne. Ich ward unsicher über die Richtigkeit einiger Sätze. So fing ich an, in Helmholtz' Buch zu blättern, machte eine Excursion in Landois' Buch über Thierstimmen, kam wieder zu Helmholtz zurück, und zwar zur vierten Auflage, die gegenüber der ersten Auflage, die ich früher studirte, doch viel Neues enthält. Mit den Vocalen, Obertönen, Sprache ꝛc. kam ich ins Psychologische, in die Entwicklung der Sprache und des Gesanges beim Kinde und so in Preyer's dickes, dabei höchst interessantes Buch von fundamentaler Bedeutung. Ich will ja nichts Gelehrtes schreiben, sondern nur den Dilettanten in diesen Dingen die Illusionen abschütteln. Beruht das Componiren auf einem Act, der mehr den Hallucinationen oder Illusionen zugehört? Dies führte mich wieder zu einem Buche über Hallucinationen, über Schlaf, Träume ꝛc., ja in die Geisteskrankheiten hinein. Ich möchte nicht einen Satz schreiben, der eine Unklarheit über diese Dinge verräth, nicht ein Wort falsch oder für den Kenner zweifelhaft anwenden. — Nun habe ich so viel Vorzügliches gelesen, daß ich mich gar nicht traue, mein Manuscript vorläufig weiter anzusehen. Du siehst, lieber Hans, daß ich nicht zum populären Schriftsteller geboren bin. Bei Anderen gehe ich leicht über Ungenauigkeiten hinweg, wenn mich die Persönlichkeit des Schriftstellers anzieht; ich nehme bei mir jeden Satz bleiern schwer. So wird wohl nichts aus meinem projectirten Essay werden. Schadet nichts! Wenn es nothwendig ist, wird es doch geschrieben, von irgend einem Anderen. Was in einer Zeit Einer denkt, denken Hunderte mit ihm."

Endlich, am 21. November 1891, sendet mir Billroth ein Stück seiner Abhandlung mit folgendem Brief:

„So oft Du mich auch ermuntert hast, mancherlei meines gelegentlichen Geplauders über Musik niederzuschreiben, schicke ich Dir doch beiliegendes Manuscriptfragment mit etwas Herzklopfen. Willst Du es gelegentlich durchlesen, so wird es mich freuen. Ich habe diese Gedanken niedergeschrieben, um mich über ihren Inhalt klar zu denken, und auch aus Freude am Gestalten selbst, denke aber dabei nicht — oder wenigstens noch lange nicht — ans Druckenlassen. Beim Niederschreiben dachte ich an ein allgemein gebildetes Publicum, habe mich aber möglichst bemüht, weder in den medicinischen noch philosophischen Jargon zu verfallen . . . Mit den beiden ersten Capiteln, die ich Dir schicke, ist, meiner Auffassung nach, Alles erschöpft, was man als ‚Physiologie der Musik' oder ‚Physiologie des Musikalischen' bezeichnen kann. Alles Uebrige ist auf Convention basirt. Da aber die Convention wieder auf der Psychologie des Menschen als Gesellschafts- oder Heerdenthier (Zoon politikon) — und bei der Untrennbarkeit von Psyche und Physis schließlich auf Psycho-Physiologie beruht, so ist die Fortsetzung dieser Betrachtungen im Sinne der Inhaltsübersicht (letztes Blatt) doch vielleicht erlaubt."

Rührend an einem Manne von Billroth's Bedeutung ist die zaghafte Bescheidenheit, mit der er in mehreren Briefen an mich von seiner Arbeit spricht — das Mißtrauen in seine Kenntnisse und in seine stilistische Kunst. Die Besorgniß, zu gelehrt und pedantisch zu schreiben, mag ihn auch veranlaßt haben, den einzelnen Capiteln seiner Abhandlung ursprünglich musikalisch-humoristische Ueberschriften zu geben, und zwar: I. Marcia. II. Allegro serioso, ma non troppo. III. Grave. IV. Thema con Variazioni. V. Serenata. VI. Intermezzo. VII. Finale, tempo giusto. Diese auf der ersten Skizze befindlichen Aufschriften strich er später weg. Die Ueberschrift „Wer ist musikalisch?" trug ursprünglich nur das letzte Capitel. Billroth hat sie dann endgültig (vielleicht weniger zutreffend, weil zu eng) zum Titel der ganzen Abhandlung gewählt.

Wenige Tage, nachdem Billroth in Abbazia entschlafen war (6. Februar 1894) überbrachte mir sein Schwiegersohn Dr. Otto Gottlieb das ziemlich umfangreiche Manuscript, auf dessen Umschlag mit fester Hand die Worte geschrieben stehen:

„Dieses Manuscript soll meinem lieben Freunde Ed. Hanslick übergeben werden, und mag er darüber verfügen, was damit geschehen soll.
Abbazia, 3. Februar 1894. Th. Billroth."

Die beiden ersten Capitel waren von Billroth's Hand als „fertig" bezeichnet. Ich hatte ihm schon im Jahre 1891 den Vorschlag gemacht, seine Abhandlung in der „Deutschen Rundschau" zu veröffentlichen. Billroth war damit ganz einverstanden, wollte aber die Veröffentlichung noch aufgeschoben wissen, bis die Arbeit weiter vorgeschritten und nochmals gefeilt sei. Es geschieht also in seinem Sinne und mit ausdrücklicher Zustimmung seiner Familie, daß ich hier die beiden von Billroth als druckfertig bezeichneten Capitel der „Deutschen Rundschau" übergebe. Sie erscheinen, von unwesentlichen stilistischen Aenderungen abgesehen, unverändert nach Billroth's Manuscript. Die übrigen, aus losen Blättern und verschiedenen Einlagen bestehenden, auch in Folge vieler Correcturen nicht überall lesbaren Capitel, sind in diesem Zustande nicht druckfertig. Ich kann noch nicht sagen, ob sie, ohne dem Originale Gewalt anzuthun, ganz oder nur theilweise für die Oeffentlichkeit hergestellt werden können, und behalte mir vor, darüber zu berichten.

Eduard Hanslick.

An Eduard Hanslick.

„Oh weh! Oh weh! Schon wieder eine Broschüre über Musik! Und dazu mit einem Programm! Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" So höre ich Dich, schmerzlich bewegt, brummen. „Schreck' nicht! Schreck' nicht! Liebster Freund! Du brauchst ja nicht Alles zu lesen und nicht darüber zu schreiben," erwidere ich. Nun entwickelt sich eine vierstimmige Fuge der zukünftigen Leser: „Ich brauch' ja nicht Alles zu lesen. Er, Sie braucht ja nicht Alles zu lesen. Wir brauchen ja nicht Alles zu lesen." Gegenthema: „Ist Alles schon dagewesen."

Oft hast Du mich aufgefordert, was ich Dir gelegentlich in Briefen schrieb, in Zusammenhang zu bringen und zu einem „Essay" zu verarbeiten. Ich habe es nicht ganz abgelehnt, doch lange gezögert, daran zu gehen; kann ich doch nur in den Ferien solche Allotria treiben. Allein denkt man an so Etwas oft, so thut man es am Ende auch. Ich fing an, dies und das niederzuschreiben, aber es wollte sich lange nicht recht gestalten. Eine musikalisch-historische oder -psychologische oder -sociologische Symphonie zu schreiben, dazu fehlt mir zu viel, das zu erlernen ich keine Zeit und keine Geduld mehr habe. So konnte ich nur zur freieren und lockeren Form der „Suite" greifen.

Ich mache nicht die Prätension, etwas Neues gesagt zu haben. Ebenso wenig bestehe ich darauf, daß meine Auffassung immer die richtige oder gar die einzig richtige sein soll. Doch mag das Gewagte als Ausdruck unserer Zeitströmung ein bißchen mit gelten. Wiederholungen glaubte ich nicht immer

vermeiden zu sollen. Die Wiederholung bleibt immer die stärkste Redeformel; hoffentlich ist sie so eingefügt, daß sie nicht langweilig wirkt. Eher fürchte ich Monotonie durch den sociologischen Orgelpunkt, auf welchem sich das Meiste bewegt. Schalte daher Generalpausen bei der Lectüre ein, wo sie Dir erwünscht sind. Auch das langsame Tempo mehrerer Sätze dieser Suite empfiehlt dies. Der behaglich grübelnde Charakter der folgenden Meditationen ließ eben kein Allegro appassionato, presto und prestissimo zu. Es muß nun schon so bleiben, wie es ist.

Hat man erst einige hundert Kilo Druckerschwärze verbraucht, wie ich, so kommt es auf einige Deka mehr nicht an, und so habe ich mein kleines Opus drucken lassen. Hoffentlich ist es kein Klex auf meinen chirurgischen Namen. Das Publicum kennt viele Kinder aus meiner legitimen Ehe und hat sie über mein und ihr Verdienst gütig aufgenommen; vielleicht wird es neugierig sein, auch dies Kind meiner Alterslaune anzusehen. Nimm freundlichst Pathenstelle bei ihm an; es ist noch nicht viel, doch kann Pflege und gute Erziehung durch Andere im Lauf der Zeiten etwas aus ihm machen. Vielleicht hast Du es schon seiner Großväter wegen ein bißchen gern. Du kennst sie: ihre Namen fangen beide mit einem H an[1]).

In alter Liebe und Verehrung Dein

Theodor Billroth.

Programm.

I. Ueber den Rhythmus als ein wesentliches mit unserem Organismus innig verbundenes Element des Musikalischen.
II. Ueber die Beziehungen von Tonhöhe, Tonklang und Tonstärke zu unserem Organismus.
III. Die Entwicklung des Musikalischen zur Tonkunst.
IV. In welcher Weise wirkt die Musik auf uns?
V. Musik in Verbindung mit anderen Künsten (Musik mit aufgezwungenen Associationen).
VI. Intermezzo. Die Sinne und die Künste.
VII. Wer ist musikalisch?

I.

Ueber den Rhythmus als ein wesentliches mit unserem Organismus innig verbundenes Element des Musikalischen.

Eintönige rhythmische Bewegung ist schon eine Art Musik. — Rhythmische Bewegungen in unserm Körper: Rhythmus des Athmens. Rhythmus des Herzschlags. — Die Rhythmik unserer gesammten Körperbewegungen: Das Gehen, Marschiren, Tanzen. — Gesetz der Mitbewegung. Die rhythmischen Bewegungen vieler höheren Thiere. Beziehungen des Rhythmus zu anderen Eigenschaften unseres Nervensystems. — Das Volksthümliche wie auch die Langlebigkeit und das Interessante einer Musik beruht hauptsächlich auf dem Rhythmus. — Das Phantasiespiel mit Rhythmen. — Specifische Freude daran ist ein wesentliches Kennzeichen musikalischer Begabung. — Andere dazu gehörige individuelle Eigenschaften. — Wirkung rhythmischer Wahrnehmungen auf die Association von mannigfaltigen Vorstellungen.

Der ruhende Rhythmus. Symmetrie.

[1]) „Helmholtz" und „Hanslick".

In Capri sah ich vor einiger Zeit im Hôtel Quisisana die Tarantella von drei prächtigen jugendlichen Paaren tanzen; eine alte dicke Neapolitanerin gab dazu den Takt nur mit dem Tamburin; kein anderes Instrument wurde dazu gespielt, noch wurde dazu gesungen. Der Rhythmus war ein etwas anderer, als wir ihn von der Tarantelle in der „Stummen von Portici" kennen, und auch anders, als ihn die Tarantelle von Chopin bringt; es war eben die Tarantelle von Capri. Der nur durch das Tamburin hervorgebrachte Rhythmus wirkte allein schon als Musik; Musik ohne Melodie, ohne Harmonie.

Ich erinnere mich, schon öfter solche Eindrücke gehabt zu machen: so in Alexandrien. Gegenüber dem Balkon meines Hôtelzimmers wurden die Fundamente eines Hauses gebaut; ägyptische und arabische Frauen in aufgeschürztem schwarzem Gewande, den unteren Theil des Gesichtes nach Landessitte verhüllt, trugen auf dem Kopfe die Steine zu. Bei glühender Sonnenhitze stiegen sie in Reihen gravitätisch hinter einander auf und ab und sangen dazu Worte in langsamem, immer wiederkehrendem gleichen Rhythmus, immer in gleichem Ton. Es war eine unendlich schwermüthige, im strengsten Sinne monotone Musik[1]). Man vermuthete nach dem Eindruck, die Worte dieses Gesanges müßten eine tief melancholische orientalische Poesie enthalten. Ich erkundigte mich danach; sie lauteten etwa: „Wie schwer haben wir Armen zu arbeiten; möchte uns der Bauherr doch mehr Geld für unsere Arbeit geben!" — Melancholisch, ja! doch mehr social- als poetisch-melancholisch! —

Auch der zum Marsch der Soldaten ertönende Trommelschlag ist eine Art Musik, welche durch die ihn zuweilen begleitenden Querpfeifen ihren Charakter wenig ändert, trotzdem diese doch eine Melodie blasen; die Wirkung würde dieselbe bleiben, wenn die Querpfeifen immer nur einen Ton in wiederkehrenden Rhythmen bliesen.

In allen diesen und vielen anderen Fällen wirkt der tönende wiederkehrende Rhythmus mächtig erregend auf die Körperbewegungen, und wenn Tanzende die Instrumente selbst spielen oder schlagen, so können Körper- und Tonbewegungen gegenseitig derart steigernd aufeinander wirken, daß es zur völligen Raserei kommt, wie bei der Tarantella. Aehnliches beobachtet man bei den heulenden und tanzenden Derwischen, die sich durch ihr mit rhythmischen Bewegungen verbundenes Geschrei in eine Ekstase treiben, welche derjenigen eines modernen Opern- oder Concertpublicums kaum nachstehen dürfte[2]).

Daß eine in abwechselnde Töne, in eine „Melodie" geformte rhythmische Bewegung als Tanzlied oder als instrumentale Tanzmusik, als Marschlied oder als Bandamusik auf uns noch angenehmer, noch erregender wirkt, ist gewiß; doch ob dies ebenso bei uncultivirten Völkern der Fall sein würde,

[1]) Mozart baut sowohl den ersten als den letzten Satz seiner D-dur-Sinfonie, Beethoven den zweiten Satz seines großen F-dur-Streichquartetts auf einen monotonen Rhythmus.

[2]) Wir sprechen hier vorläufig nur von dem bewegten Rhythmus oder der rhythmischen Bewegung. Später soll auch vom ruhenden Rhythmus (der Symmetrie) die Rede sein. Aristides ($1^1/_2$ Jahrhundert v. Chr.) hat bereits beide Arten des Rhythmus unterschieden und besprochen.

möchte ich bezweifeln; bei ihnen ist das Musikalische, was sie von Natur in sich haben, mit dem Gefühl für rhythmische Bewegung so ziemlich erschöpft. Melodie und Harmonie sind erworbene Producte der Cultur.

Fast alle Menschen und auch viele Thiere werden von wiederkehrenden Rhythmen angenehm berührt; die Menschen fühlen sich veranlaßt, mit ihrem Körper, zumal mit Kopf und Händen gleiche rhythmische Bewegungen auszuführen. Dies muß doch wohl seinen Grund darin haben, daß die als Rhythmus empfundene Bewegung auf gewisse Eigenschaften unseres Körpers trifft, die uns aus Erfahrung bekannt und durch Uebung bereits gewohnt sind, so daß die Wahrnehmung eines Rhythmus sich sofort ohne Reflexion in eine rhythmische Bewegung umsetzen kann. Hierüber läßt sich Folgendes sagen:

Rhythmische Bewegungen gehören zu den wichtigsten, zum Leben nöthigsten Eigenschaften unseres Körpers. Vor Allem ist es das rhythmische Athmen, an welches wir für gewöhnlich freilich nicht denken, dessen Wechsel in Geschwindigkeit und Tiefe uns aber sofort in seiner ganzen Wichtigkeit für das Behagen unserer Existenz bemerkbar wird, sobald es irgendwie gehemmt ist. Die rasche Erhitzung unseres Körpers durch schnell aufeinander folgende Muskelzusammenziehungen beim Laufen, beim Bergaufsteigen, zwingt uns, den Rhythmus unserer Athembewegungen zu beschleunigen, ebenso wie jedes krankhafte Hemmniß für die Tiefe der Züge uns zu häufigeren Bewegungen veranlaßt. Wird uns ein beschleunigtes Athmen zum Bedürfniß, so bringt dies eine gewisse seelische Erregtheit mit sich, ist auch bisweilen durch eine solche hervorgerufen. Diese kann uns, zumal wenn sie sich nach und nach einstellt, und ihre Ursache eine erfreuliche ist, bis zu einem gewissen Grade angenehm sein, so lange die Regelmäßigkeit des Athem-Rhythmus nicht gestört, und die Schnelligkeit desselben keine allzugroße wird. Sie steigert sich aber zum Angstgefühl, sowie das Athmen unrhythmisch wird, und einen gewissen Grad von Schnelligkeit überschreitet, oder sowie der Wechsel ein sehr unvermittelter ist. Dieses Angstgefühl ist zweifellos bedingt durch einen allmälig sich entwickelnden oder plötzlichen Lufthunger; wir fürchten zu ersticken; es kommt uns zum Bewußtsein, daß wir wieder regelmäßig und ruhig athmen müssen, um dieses Angstgefühl zu verlieren. Soweit ich es an mir selbst beobachten konnte, ist es jedoch nicht der mangelhafte Chemismus, nicht der Sauerstoffhunger, dessen wir uns direct bewußt werden, und von welchem doch nur Aerzte und Naturforscher etwas wissen, sondern das Gefühl der leichteren oder schwierigeren Bewegung unserer Athemmuskel, jene feinste Empfindung für den jedesmaligen Grad der Zusammenziehung unserer Muskel, welche, wenn auch von Jugend auf erfahren, uns für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein kommt, weil wir nicht darauf achten. Je weniger wir uns des rhythmischen Athmens bewußt sind, um so behaglicher fühlen wir uns, so bei vollkommener Ruhelage, vor dem Einschlafen. Am langsamsten und ruhigsten athmet der schlafende Mensch, wenn er nicht etwa durch Träume beängstigt wird. Alle Thiere, welche mit Lungen athmen, vollziehen diese Function in bestimmtem Rhythmus und bekommen durch die Erfahrung, daß die Athembewegung bis zu einem gewissen Grade ihrem Willen unterworfen ist, das Bewußtsein einer rhythmischen Be-

wegung. Auch die Kiemenathmer, die Fische, machen ganz genau abzählbare Oeffnungen und Schließungen ihrer Kiemendeckel, wodurch eine rhythmische Athmung und deren Bewußtsein auch bei ihnen wahrscheinlich wird.

Eine andere rhythmische Bewegung, deren wir uns freilich nur sehr selten bewußt werden, macht das Herz in uns. Es schlägt von dem ersten Moment seiner Thätigkeit an den Tact zu dem Trauermarsch, der uns das ganze Leben hindurch zum Grabe leitet. Der bei Krankheiten vorkommenden, sich langsam entwickelnden Unregelmäßigkeiten in Rhythmus und Gleichheit der Energie jedes Herzschlages sind wir uns selten bewußt. Die meisten Empfindungen, welche die Menschen in die sogenannte Herzgrube verlegen und als Druck am Herzen bezeichnen, haben im nervösen Sonnengeflecht in der Gegend des Magens ihren Ursprung und haben mit den Herzbewegungen direct nichts zu thun. Doch ist die Empfindung eines beschleunigten Rhythmus der Herzaction, das sogenannte Herzklopfen, allerdings häufig auch objectiv wahrnehmbar. Die meisten Angstgefühle, welche die Menschen in das Herz verlegen, haben ihre Ursachen weit häufiger in Unregelmäßigkeit der Athmung als des Herzschlags. Ebenso werden die durch Erkrankung der Herzklappen entstehenden Störungen in den Blutdruckverhältnissen kaum je im Herzen selbst empfunden, sondern vielmehr in ihren Folgen auf die Blutüberfüllung und -Stauung in den Lungen, als dauernde Athemnoth, oder bei starker Beschleunigung und Unregelmäßigkeit des Herzschlags als Erstickungsangst. Bewußte Herzmuskel-Gefühle dürften sehr selten sein. Ich will es vorläufig dahingestellt sein lassen, ob diese uns meist unbewußten Bewegungen bei der Musik in Betracht kommen.

Geläufiger als die Rhythmik unserer Athem- und Herzbewegungen ist unserm Bewußtsein die Rhythmik unserer gesammten Körperbewegungen beim Gehen, Laufen, Springen, Tanzen u. s. w. Hier ist die Rhythmik das Gewöhnliche, die Arythmie das Ungewöhnliche. Sieht man einen Menschen gehen, der etwa zwei große, ungleich rasche, dann einen kleinen, dann wieder einen großen Schritt macht, nun still steht, dann wieder kleine Schritte macht, und so ohne allen Rhythmus sich fortbewegt, — so denkt man unwillkürlich, der muß betrunken oder verrückt sein. Eine wie große Freude der Mensch an seinen eigenen rhythmischen Bewegungen (ohne alle Nebenbeziehungen) hat, zeigt die reine Lust am Tanzen und Marschiren, zumal bei Kindern. Einen unrhythmischen Tanz, ein unrhythmisches Marschiren können wir uns gar nicht vorstellen, und würden auch keine andere Freude daran haben als etwa am Umherrasen.

Wir haben bei der bisherigen Betrachtung wohl nur an die rhythmischen Bewegungen der Beine gedacht; doch braucht man nur ein bißchen genauer zu beobachten, zumal nackte Menschen, z. B. vor dem Baden am Strand, um zu sehen, daß die Rhythmik dieser Bewegungen sich fast allen Theilen des Körpers mittheilt. Der Tanz der Griechen erstreckte sich, wie auch der Tanz der jetzigen Orientalen und vieler Naturvölker, am allerwenigsten auf die Beine, weit mehr auf die Arme und den Rumpf. Es ist ein vollkommen sachgemäßer Ausdruck, wenn man sagt, eine Tanz- oder Marschmusik fahre uns

durch alle Glieder, d. h. sie veranlaßt uns, den durchs Ohr aufgenommenen Rhythmus in Bewegungen des ganzen Körpers umzusetzen: wir werden nach dem Gesetze der Mitbewegungen zur Bewegung mit fortgerissen. Dies geht nicht nur von den Gehörsempfindungen aus; auch das Sehen von Tanzenden und Marschirenden kann rhythmische Mitbewegungen bei uns auslösen. Das „psycho-physiologische Gesetz der Mitbewegungen und Mitempfindungen" hat in der gesammten animalischen Welt eine so weite Verbreitung, ist zumal von so eminenter Bedeutung für unsere ganze sociale und ethische Cultur, daß es uns den Eindruck eines fundamentalen Naturgesetzes für die gesammte organisirte Materie macht; die Wirkung der Menschen auf einander beruht wesentlich darauf[1]).

Es würde uns zu weit ab von unserem Gegenstande führen, wenn wir näher auf die mächtigen socialen Folgen der Mitbewegungen und Mitempfindungen eingehen wollten, in welchen nach meiner Auffassung eines der stärksten Fundamente der Ethik besteht.

Nicht nur die gegenseitige Beobachtung der Menschen, sondern auch die Beobachtung der Thiere, mit welchen der Mensch am meisten in Berührung kommt, steigert, wenn uns auch nicht immer klar bewußt, unser Gefühl für rhythmische Bewegung, unsern Drang zur Mitbewegung; wir nehmen diese Beobachtungen, ohne es direct zu wollen, in unser Gedächtniß auf. Weitere Empfindungen und Beobachtungen knüpfen sich daran leicht an und erscheinen uns dadurch weniger fremdartig, sogar natürlich — weil uns Alles natürlich erscheint, was sich an die Vorstellungen anschließt, die wir in unser Gedächtniß bereits aufgenommen haben, die gewissermaßen den Grundstock unseres geistigen „Ichs" bilden.

Die rhythmischen Bewegungen eines Pferdes beim Gehen (Andante $^2/_4$), Traben (Allegro $^2/_4$), Galloviren (Allegro con brio $^3/_8$ mit $^1/_{16}$ Auftact), beim Carrièrelaufen (Presto $^2/_4$) gewähren uns ein besonderes Vergnügen, nicht minder die wundervollen rhythmischen Bewegungen laufender großer edler Hunde. Komisch wirkt auf mich immer die rhythmische Mitbewegung von Kopf und Hals bei gravitätisch daherschreitenden Hühnern; bei jedem Schritt wird der ganze Körper in Bewegung versetzt. In der Vogelwelt tritt uns z. B. beim Ruf des Kuckucks, beim Schlag der Wachtel, beim Krähen des Hahnes auch ein sehr entschiedener Rhythmus entgegen; er wirkt aber weniger musikalisch auf uns wie der Lauf des Pferdes, des Hundes, weil er sich nicht immer regelmäßig wiederholt.

---

[1]) Ich brauche die Ausdrücke „Mitbewegung" und „Mitempfindung" immer in der Bedeutung, daß sich eine Bewegung oder eine Empfindung durch sinnliche Wahrnehmung von einem Individuum auf das andere überträgt, bezeichne also damit einen „psycho-physischen" Vorgang. In dem „rein physiologischen" Sprachgebrauch versteht man unter „Mitbewegung" den Vorgang des Ueberspringens von Erregung eines Bewegungsnerven auf einen anderen Bewegungsnerven desselben Individuums, und unter „Mitempfindung" das Ueberspringen der Erregung eines Empfindungsnerven auf einen anderen Empfindungs- oder Sinnesnerven desselben Individuums. Dieser rein physische Vorgang hat zu unserem Gegenstande nur wenig Beziehung, doch werden wir am Ende des nächsten Abschnittes auch davon kurz zu sprechen haben.

Ich möchte demnach behaupten, daß den Menschen und auch sehr vielen Thieren ein fundamentales Moment der Musik, nämlich eine mehr oder weniger bewußte Fähigkeit für das Auffassen rhythmischer Bewegungen angeboren ist [1]). Daß dieselbe den Menschen in sehr verschiedenen Graden zum Bewußtsein kommt, und ob sie eventuell zu Mitbewegungen führt, hängt einerseits von der Beobachtung und Erfahrung, andererseits von der größeren oder geringeren Erregbarkeit des Nervenstromes, sowie von dem mehr oder weniger leichten Ueberspringen der Erregung von den Sinnesbahnen auf die Bewegungsbahnen ab. Diese schnellere oder langsamere Fortpflanzung der Nervenerregung, sowie die schnellere oder langsamere Erregbarkeit der Nerven ist wiederum theils angeboren, theils durch die Sitte anerzogen. Jeder hat wohl den Unterschied zwischen lebhaften und phlegmatischen Naturen aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die meisten europäischen Culturvölker, zumal die romanischen, südgermanischen und südslawischen Völkerstämme sind im Ganzen mehr von raschem, lebhafterem Naturell und lieben dies auch an anderen Menschen, während die Nordländer, sowie auch die Orientalen ein ruhigeres Temperament haben und diesem auch bei anderen Menschen den Vorzug geben. Natürlich gibt es immer individuelle Ausnahmen. Die Religionen und Sitten großer Völkerstämme erhoben sogar den möglichsten Indifferentismus, nicht nur die Unterdrückung jeder individuellen Regung, sondern auch die möglichste Unabhängigkeit von allen Reizen zum höchsten Ideal menschlicher Vollkommenheit. Aehnliche Principien durchströmen auch die Erziehung bei der englischen Nation. Als freies Individuum, unabhängig von allen äußeren Einflüssen, wie ein Fels im tosenden Meer stehen, gilt als höchste Vollkommenheit. Wer sich von dem, was um ihn vorgeht, irgendwie erregt oder mitbewegt fühlt, wird lächerlich: so will es die Sitte. Es liegt ein orientalischer Zug darin, der die Neugierde und das Vergnügen am Wechsel der äußeren Erscheinungen freilich nicht ganz ausschließt; nur darf dadurch keine Aeußerung der Empfindung hervorgerufen werden. Wir unterschätzen die mächtige Bedeutung solcher angeborenen oder anerzogenen Charaktereigenschaften für das praktische Leben keinesfalls; doch für die Freude an der Musik ist solchen Menschen eines der wichtigsten Momente entzogen. Wer wenig angeborene Freude an Mitempfindungen und Mitbewegungen hat, und bei wem die Aeußerung einer solchen Freude durch Erziehung nach und nach auch noch abgetödtet wird, der muß unmusikalisch werden.

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Annahme, daß jedem Menschen das Gefühl für Rhythmus angeboren ist. Ich halte diese Annahme nicht für richtig, weil ich mich aus meiner Militärdienstzeit erinnere, daß es Menschen gibt, welchen das rhythmische Marschiren ebenso wenig beizubringen ist wie etwa das richtige Singen. Ich habe dann vor Kurzem genaue Erkundigungen über diesen Punkt eingezogen, so daß ich in der Lage bin, folgendes Authentische

[1]) Der Leser wird leicht herausfühlen, daß diese Frage mit dem Problem zusammenhängt, ob uns die Anschauungen von Raum und Zeit angeboren (a priori im Sinne Kant's) sind. Ich bin der Meinung, daß die Fähigkeit, diese Anschauungen zu bilden, uns angeboren sein müsse, daß sie uns aber nur durch die Erfahrung zur Vorstellung werden, und daß wir sie nur als solche bewußt (praktisch) verwenden können.

von Unterofficieren und höheren Officieren über das Erlernen des rhythmischen Marschirens mitzutheilen:

1. Von einem Divisions-Commandanten: Es gibt Recruten, welche nie lernen rhythmisch zu marschiren; diese können nur als Handwerker, Wärter ꝛc. verwandt werden, oder werden zur Cavallerie transferirt. Es gibt sehr Ungeschickte, welche erst in 8—10 Wochen, Ungeschickte, welche erst in 4—6 Wochen marschiren lernen, aber in der Truppe immer als schlecht marschirend kenntlich sind und dieselbe verunstalten. Es sind ungefähr 20—30 Procent, zumal unter den Soldaten aus den Gebirgsländern. Rumänen und Bosnier meinen oft gut zu marschiren, und marschiren doch tactlos.

2. Von einem deutsch-böhmischen Regiment: Es gibt Soldaten, welche nie den Tact erlernen; solche müssen bei jeder Parade zurückbleiben. Ungeschickte brauchen 3—5 Wochen, um marschiren zu lernen. Wer nach sechs Wochen Uebung nicht im Tact marschiren kann, erlernt es nicht mehr. Die Zahl der Ungeschickten beträgt etwa 2 Procent. — Es gibt intelligente Soldaten, welche glauben, gut zu marschiren; sie berühren aber immer zu früh den Boden. Es gibt sogar Unterofficiere, welche nicht an der Spitze marschiren können, weil sie den Tact nicht einhalten. Die Gebirgsbewohner marschiren im Allgemeinen tactfest, aber immer mit gebogenen Knien, daher nie elegant.

3. Von einem ungarischen Regiment: Es gibt Soldaten, die das Marschiren schwer lernen; Temperament und Beschäftigung spielen dabei eine Rolle. Die Ungeschicktesten erlangen nie Sicherheit. Die Ungeschickten werden bei sehr viel Abrichtung und gesondertem Unterricht in vier Wochen schon etwas Sicherheit erlangt haben, und nach acht Wochen (Schluß der ersten Abrichtungsperiode) den gestellten Anforderungen entsprechen. Die Zahl der Ungeschickten dürfte etwa 0,1—0,4 Procent betragen. Es gibt Recruten, die gut zu marschiren glauben, aber aus Mangel an Tactsinn immer zu früh oder zu spät die Erde berühren. Der Flachländler geht dem Gebirgsländler in dem Erlernen des Marschirens weit voran.

4. Von einem slovenischen Regiment: Es gibt Leute, die nach 1½ Wochen vollkommen marschiren. Andere lernen es in sechs Wochen kaum und machen immer Fehler. Zahl der Ungeschickten etwa 33 Procent. — Manche glauben gut zu marschiren und sind verwundert, wenn man sie tadelt.

5. Von der Sanitätstruppe (national gemischtes Material): Die Abrichtung dauert sechs Wochen. Die Besten sind nach zwei, die Schlechtesten nach 8—10 Wochen fertig. Wer nach dieser Zeit noch nicht marschiren kann, wird womöglich entlassen. Die Niederösterreicher (Flachländler) sind am geschicktesten, wenn auch die Wiener früher gut marschiren zu können glauben, als sie es wirklich thun. Am schlimmsten sind die Polen und Slovaken; unter ihnen sind mindestens 33 Procent Ungeschickte.

6. Von einem polnischen Regiment: Es gibt nicht nur Recruten, sondern auch Leute, die schon 10—12 Jahre dienen, und sich doch nie klar über das rhythmische Marschiren werden. Die Allerungeschicktesten lernen es aber gar nie. Es gibt Leute, die in Reih und Glied ganz leidlich marschiren, so lange sie auf die Füße Anderer sehen können und vom Auge aus die Bewegungen mitmachen, die aber einzeln keinen Tact halten können. Am schwersten unter den Polen lernen es die Bewohner gebirgiger Gegenden (Huzulen).

Der erste Bericht über das Marschiren gibt merkwürdig richtig die Summe der folgenden Einzelbeobachtungen. Man wird nach diesen wohl kaum die Behauptung aufrecht halten können, daß rhythmisches Gefühl allen Menschen eigen ist; es gibt Menschen, denen das rhythmische Gefühl nicht angeboren und auch nicht beizubringen ist. Sie müssen absolut unmusikalisch sein, denn die Fähigkeit, die rhythmische Gliederung der Töne zu einer Melodie aufzufassen, ist die erste Bedingung zum Erfassen von Musik. Die interessanten Einzelheiten sich aus den Berichten hervorzuholen, überlasse ich dem Leser. Auf die aus dem Gedächtniß entnommenen Zahlen der absolut und relativ Ungeschickten möchte ich nicht zu viel Werth legen.

Die allgemeinere Verbreitung, das Volksthümliche, sowie auch die Langlebigkeit gewisser Musik, beruht weit mehr auf dem Rhythmischen als dem Melodischen der betreffenden Musikstücke. Alle zu Volksliedern gewordenen und werdenden Melodieen sind von einfachem, für die Mehrzahl der Menschen leicht faßbarem Rhythmus. Früher waren es meist Tanzlieder, Wanderlieder, die zu Volksliedern wurden. Das in Ruhe zu singende Stimmungslied fängt als Liebeslied freilich schon bei den Griechen an und wurde im Mittelalter von den Troubadours besonders cultivirt, freilich auch wieder vorwiegend als Tanzlied (Ballade). Es hat aber in unserem Jahrhundert mehr Boden in der Stadtbevölkerung, als sentimentaler Gassenhauer; ob es im Niederland noch blüht, darüber habe ich keine Erfahrung; im Gebirge wird es durch das Jodeln ersetzt; die Liebeslieder sind da vorwiegend Gesellschafts- und Tanzlieder. Der Rhythmus einer Melodie muß nicht nur kurz und einfach sein, sondern sich auch in gleicher Weise oft wiederholen, wenn sie zum Volkslied werden soll. Die bei unseren Gebirgsbewohnern noch immer neu entstehenden, meist improvisirten „Vierzeiligen" sind die letzten Reste der früher so sehr verbreiteten Tanzlieder. Die Körper- wie die Gedankenbewegungen waren im Mittelalter, wie mir nach allen historischen Ueberlieferungen scheint, selbst beim Ausdruck des Vergnügens weit langsamer als jetzt. Die Menuetten, Sarabanden und Gavotten, welche zum Tanz, auch wohl von den Tanzenden selbst gesungen wurden, machen uns jetzt einen fremdartigen, ernsten, oft melancholischen Eindruck, gleich geistlichen Liedern. Etwas davon steckt noch in den Tänzen unserer Gebirgsbevölkerung; dieselben sind vorwiegend langsam, gravitätisch. Die Tanzenden legen ihre Hände einander auf die Schultern oder an den Leib und bleiben stets in einer gewissen Entfernung von einander. Daneben haben sich auch Tänze mit schnellerer Bewegung („Schleunige") eingebürgert, wobei mehr gehüpft als geschleift wird. Dazu wird rhythmisch theils von den Tanzenden, theils von den Zuschauern in die Hände geklatscht, oder mit den Füßen gestampft, auf die Kniee, die Waden, die „Schuhblatteln" (Schuhsohlen) geschlagen. Die Melodie spielt dabei gar keine Rolle; nur die Tonhöhe, in welcher die zuweilen begleitende möglichst schrill erklingende Clarinette, gleichsam mitjuchzend und mittanzend, ihre Theilnahme äußert, steigert die gesammte Lustigkeit, bei welcher über allem Schreien, Klatschen und Klappern von der Melodie nichts mehr gehört wird. Der Gesammteindruck bleibt derselbe, wie ich ihn bei der Tarantella in Capri hatte: Rhythmus allein kann schon als Musik erscheinen[1]).

[1]) Es ist sehr interessant, dem Zusammenhange unserer Gebirgstänze und Tanzlieder mit denjenigen des Mittelalters nachzuspüren, die ihrerseits wiederum einen unverkennbaren Zusammenhang mit griechischer Musik, Tanzmimik und Recitation haben. Man unterschied: Umgänge und getretene Tänze (langsam feierlich), dann Ringeltänze (bei den Griechen um den Altar herum, später um ein Grab, ein verlobtes Paar, eine Chorgruppe); zu diesen Arten von Tänzen trat auch das Wort (als gesprochene oder gesungene Poesie) hinzu; endlich Springtänze (Satirtänze, Hopser, Schleunige) mit instrumentaler Begleitung (bei den Griechen Flöte, unserem Clarinett entsprechend, Hirten- oder Satirflöte, gleich unserer Papagenoflöte). Die sogenannten „deutschen Tänze" in den Tanz- und Zunftstuben der Städte bestanden zuerst in einem langsamen,

Auch für die Langlebigkeit der Composition ist die Rhythmik weitaus entscheidender als die Melodik, weil erstere das Elementare, unmittelbar mit gewissen Eigenschaften unseres Körpers Verbundene ist, während letztere immer von Convention, d. h. von Gewohnheit, Mode, Zeitverhältnissen abhängt, wie später näher erörtert werden soll. Wer hierüber im Zweifel ist, schlage einen Band Händel, Marcello, Bach, Scarlatti auf. Die scharf ausgeprägte Energie und die colossal reiche Erfindung der Rhythmen ist es vorwiegend, welche diese Meister, deren Melodik uns theilweise schon etwas fremd geworden, und deren Harmonik uns bei oberflächlichem Hören monoton, zuweilen sogar häßlich, bizarr erscheint, so lange am Leben erhält, und durch welche sie uns zuweilen noch lebhaft zu interessiren vermögen. Neben ihnen und nach ihnen lebten viele große Meister, welche den Genannten nahe kamen. Doch viel Neues und zumal Gewaltigeres konnten sie in der Rhythmik kaum erfinden. Es ist damit, wie mit der Zeichnung in der Malerei und der Raumgestaltung in der Architektur; beide scheinen seit den großen Meistern der Renaissance fast erschöpft. So sehr auch bei den Volksliedern, welche sich lange erhalten, Text und Melodie mit in Frage kommen, — ohne einen sehr deutlich decidirten Rhythmus lebt kein Volkslied besonders lange (Tanzlied). — R. Wagner verdankt seine musikalischen Erfolge, seine wenn auch nicht sehr weit reichende musikalische Popularität, zum größten Theil seiner hohen Begabung für die Erfindung rhythmisch schön gestalteter Motive. Daß Meyerbeer's vier große Opern sich immer noch auf dem Repertoir halten, liegt meines Erachtens nach hauptsächlich in der großen (gewiß sehr bewußten) Sorgfalt, welche er der rhythmischen Gestaltung seiner Musik widmete. Die rhythmisch zu gleichartigen Melodien der eine Zeit lang so populären Italiener (Bellini, Donizetti ꝛc.) sind rasch veraltet, nur die an Rhythmik interessanteste Oper Rossini's „Der Barbier von Sevilla" hat sich noch ihre ursprüngliche Frische bewahrt.

Sobald uns früher oder später die Empfindung für Rhythmus zu einer angenehmen Wahrnehmung und Vorstellung geworden ist, Mitbewegungen und Mitempfindungen der verschiedensten Art angeregt hat, und sobald diese angenehme Wahrnehmung dem Gedächtniß einverleibt ist, beginnen wir diese inneren Vorstellungen zu combiniren, mit ihnen zu „spielen"; dies Spiel unserer Phantasie wird uns nach und nach immer interessanter, es wird zum „Lustgefühl", zum Vergnügen, es wird damit ein „ästhetisches" Moment unseres Lebens.

---

getretenen „Vortanz" (4/4), dann in einem lebhaften „Nachtanz" (Springtanz in 3/4); ähnlich wurde auch die „Allemande" als Hoftanz behandelt. Der später als deutscher Landtanz oder Volkstanz bezeichnete „Ländler" (aus welchem der städtische „Walzer" hervorging), war ein Schleifer (in 3/4 Tact), wie er jetzt noch auf dem Lande mit den ernstesten Mienen getanzt wird. Gesellt sich ihm das Wort hinzu, das „Schnadern" (Schnattern), dann wird er zum „Schnadahüpferl", zum munteren Tanz, mit vielem Juchzen und Springen der Männer verbunden (Hopser), doch nur der Männer — während die Frauen, entweder in der Mitte eine Gruppe oder durch Anfassen einen „Ringel" bilden und höchstens lächeln, nie aber mitlachen oder mithopsen dürfen.

Ich will gleich ein für allemal bemerken, daß ich das Wort „Spielen" hier nicht im Sinne von „Spielerei oder Tändelei" fasse, sondern damit das Hin- und Herwogen und Sichverbinden (Associiren) aller in unserem Gedächtniß angehäuften Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken unter einander bezeichne. Ich finde eben kein passenderes Wort dafür; eigentlich müßte man sagen: es spielt in uns, oder auf gut Wienerisch es spielt sich in uns"; doch ist uns die Ausschaltung des „Ich" dabei nicht geläufig; die meisten Menschen halten noch etwas auf ihr wollendes und handelndes „Ich". — Lassen wir es also bei dem „Spielen" als einem theils unbewußten, theils bewußten activen Vorgange in uns. Philosophen und Dichter spielen mit Sprachvorstellungen (Wortgedanken), der Mathematiker spielt mit Zahlen oder geometrischen Formen, der Maler mit Gesichtsvorstellungen (Formen und Farben), der Tonkünstler mit rhythmisch gegliederten Tonvorstellungen, der Koch mit Geruchs- und Geschmacksvorstellungen u. s. w. — Alles ist Spiel mit den aus unseren Sinnesempfindungen hervorgegangenen Wahrnehmungen und Vorstellungen. Warum nun ein Individuum vorwiegend mit diesen, ein anderes mit jenen Vorstellungen spielt, und warum bei dem Einen diese, bei einem Anderen jene Vorstellungen im Gedächtniß haften bleiben, hängt in erster Linie von seiner körperlichen Organisation ab; und da er doch immer ein von seinen Eltern abgelöstes Stück Materie ist, von seinen angeerbten Charaktereigenschaften. In jedem Menschen fixiren sich vorwiegend diejenigen Sinneswahrnehmungen, erst unbewußte, dann bewußte, für welche die größte Aufnahmslust und -Fähigkeit angeboren ist. Zu welchen Resultaten und Handlungen das Vorstellungsspiel des wachsenden Menschen führt, ist freilich vorwiegend durch seine Anlagen und seinen Charakter, dann aber besonders durch den Kreis von Menschen bedingt, in welchen er zu einer bestimmten Zeit hineingeboren und in welchem er erzogen wurde. Dadurch wird ihm ein Stempel aufgedrückt, durch welchen er kenntlich ist, solange wir noch Spuren seines Denkens und Handelns in uns überkommenen Werken haben. An den bedeutendsten derselben bewundern wir die Schärfe und Klarheit der Prägung dieses Stempels. Ihre Schöpfer werden in der Geschichte zu hervorragenden Typen ihrer Zeit, zu Heroen, durch welche uns wiederum das Verständniß für jene Zeit erschlossen wird.

Daß Jemand eine besondere Freude an dem Spiel seiner rhythmischen Vorstellungen findet, und diese in sich möglichst ausbildet, ist gewiß eine angeborene Anlage, die man schon als eine „musikalische" bezeichnen kann. Von den einfachen zwei- und dreitheiligen Rhythmen kommt man zu Untertheilungen, zur Doublirung und Triplirung, dann zum Abwechseln der einzelnen Rhythmen, zur Verkürzung und Verlängerung, zum Aufbau mehrerer über und unter einander gelegten Gruppen von Rhythmen, zu einem regelmäßig angeordneten, rhythmisch gegliederten größeren Ganzen. Dem in gleichzeitiger Wahrnehmung verschiedener tönender Rhythmen Ungeübten wird ein complicirter Bau der Art keine Freude machen, weil er ihn nicht übersieht, respective ihn nicht aus einander und doch zusammen hört[1]), während der Geübte, den alle ein-

[1]) Den Ausdruck „überhören" gleich „überblicken" dürfen wir leider nicht gebrauchen, da er durch den Sprachgebrauch eine ganz andere Bedeutung erhalten hat.

facheren Formen nicht mehr interessiren und erfreuen, Vergnügen an jeder ihm neuen, complicirten Form findet, wie an einem Räthsel, dessen Lösung ihn ganz abgesehen von dem Werthe seines Inhalts, eben nur durch die Lösungsarbeit aufs Intensivste beschäftigt.

Hierzu sind nun drei theils angeborene, theils anerzogene Eigenschaften des Geistes und Charakters besonders nothwendig, auf deren Bedeutung für unsere geistige Ausbildung überhaupt wir noch oft zurückkommen werden.

1. Gedächtniß (hier also für die rhythmischen Formen). Wer dies nicht hat, oder nicht zu erwerben im Stande ist, wer in der fortlaufenden Bewegung eines Tonstückes die da und dort auftretenden und sich wiederholenden einzelnen rhythmischen Gliederungen nicht wieder zu erkennen vermag, beim Ende des musikalischen Satzes den Anfang schon vergessen hat, kann nie eine Freude an complicirteren rhythmischen Combinationen haben. —

2. Freude am Wechsel der Vorstellungen. Diese ist dem Menschen ganz besonders eigenthümlich; sie kommt in der Schöpfungswelt sonst nur bei hochentwickelten, dem Menschen nahe stehenden, und mit ihm verkehrenden Thieren vor, und fehlt nur bei äußerst trägen, indolenten Menschen.

3. Freude an der Vermehrung der Vorstellungen und des Gedächtnißinhaltes, Freude an der Ueberwindung von Schwierigkeiten.

Neugierde hängt mit den beiden letzten Charaktereigenschaften innig zusammen; sie ist angeboren; kann durch Erziehung zu Wißbegierde und Ehrgeiz entwickelt werden, und bildet eins der mächtigsten Mittel für die Culturentwicklung. Ein Mensch, der absolut keine Neugierde, keine Wißbegierde, keine Freude an der Vermehrung seiner Kenntnisse und seiner Leistungen hat — mögen ihm dieselben an und für sich, oder ihrer praktischen Verwerthung wegen besitzenswerth erscheinen — ist überhaupt nicht bildungsfähig, oder hört auf, es zu sein, wenn ihm die erwähnten Eigenschaften verloren gehen. —

Welche große Bedeutung Neuheit und Wechsel des Rhythmus für uns moderne musikalische Menschen im Lauf der Zeiten bekommen hat, davon überzeugt man sich am besten bei längeren Tonstücken, und bei rascher Aufeinanderfolge von Tonstücken, wie sie in der Kammermusik üblich ist, noch mehr bei der Oper. Erscheint uns solche Musik langweilig, und versuchen wir, uns die Ursache einer solchen Langenweile klar zu machen, so werden wir sehr oft finden, daß es eine uns schon allzu bekannte und nicht genug wechselnde Rhythmik ist, die es zu keinem rechten Interesse an dem neuen Stück kommen läßt. Ein Uebermaß im Wechsel der Rhythmen, ein Uebermaß in dem gleichzeitigen Auftreten verschiedener Rhythmen beunruhigt uns wiederum und läßt uns nicht zu rechter Freude kommen. Wir pflegen dann zu sagen: „Ich verstehe diese Musik nicht". Wir geben es dann auf, zuzuhören; der stete Wechsel wirkt wie Monotonie auf uns[1]). Die Grenzen zwischen dem angenehmen Maß und dem unangenehmen Uebermaß des Wechsels sind in jeder Zeitepoche und innerhalb dieser in jedem Individuum verschiedene. Sie sind abhängig von dem,

[1]) „Bunt aneinander Gereihtes ergötzt zwar, doch es ermüdet." Platen.

was wir in unserer Jugend als Fertiges aufgenommen, und was wir durch weiteres Interesse und Uebung erworben haben. Interessirt uns ein complicirtes Musikstück aus irgend einem Grunde, ohne daß wir es gleich in dem oben genannten Sinne „verstehen", und treibt es uns dann, es genauer zu studiren, die Rhythmen zu zergliedern, ihren Zusammenhang zu erfassen, so gewinnen wir oft noch große Freude an einer Musik, die wir Anfangs nicht „verstanden". Zuweilen finden wir das Verständniß nicht selbst, sondern es muß uns von Anderen erschlossen werden. —

Wer über die elementare Bedeutung der Rhythmen und der Takteintheilung für das, was wir heutzutage „Musik" nennen, noch im Unklaren sein sollte, möge sich vergegenwärtigen, daß das reizvolle Zusammenwirken mehrerer Stimmen oder mehrerer Instrumente mit einander ohne Rhythmus und Takteintheilung überhaupt undenkbar ist.

Weit mehr Interesse als der Untersuchung über die eigentlichen Quellen des Rhythmus in der Organisation des menschlichen Körpers hat man der Wirkung zugewandt, welche verschiedene Rhythmen auf die Hervorrufung gewisser Empfindungen und Vorstellungen ausüben. Dieser Vorgang erfolgt in verschiedener Weise. Es kann ein gehörter Rhythmus oder eine gesehene rhythmische Bewegung uns direct zu Mitbewegungen anregen: wir fangen z. B. an, bei dem Hören von Musik mit der Hand den Takt zu schlagen, oder wir fühlen uns veranlaßt, eine rhythmische Bewegung, die Andere machen, mitzumachen. Die gleichen Erregungsquellen können aber auch durch Association Vorstellungen wachrufen, welche früher einmal durch oder mit dem wahrgenommenen Rhythmus in uns deponirt wurden, z. B. die Erinnerung an einen fröhlichen Tanz oder ein Begräbniß bei dem Hören einer Tanz- oder Begräbnißmusik. Ja, es können diese Erinnerungsbilder durch weitere Association uns sogar Vorstellungen von bestimmten Personen ins Gedächtniß rufen, die wir bei dem Tanz oder bei dem Begräbniß sahen; oder wir sehen mit einmal eine bestimmte Landschaft oder einen Raum, ein Zimmer, eine Kirche mit allem Detail vor unserem Geist erscheinen, und werden von den gleichen Empfindungen ergriffen, welche uns erfüllten, als wir ähnliche Musik mit gleichem Rhythmus zuerst wahrnahmen u. s. w.

Der Rhythmus kann aber auch einen fördernden oder hemmenden Einfluß auf den psychischen Bewegungszustand (Stimmung) ausüben, in welchem wir uns momentan befinden. —

Ein munterer sich leicht bewegender Rhythmus kann uns, wenn wir heiter gestimmt sind, sehr willkommen sein, indem er unsere Heiterkeit steigert, vielleicht bis zur Ausgelassenheit. Ein langsam dahinströmender Rhythmus kann uns in solcher Stimmung vielleicht unmittelbar unsympathisch berühren, kann uns aber auch aus einem Zustande höchster Aufregung allmälig herausführen, uns sänftigen und ruhig zufrieden stimmen. Hier dürfen wir wohl die Frage nicht umgehen, ob die rhythmische Bewegung als solche etwas auszudrücken (mitzutheilen) vermag, da dies wesentlich mit der Frage zusammenhängt, ob die Musik (ohne Worte) etwas auszudrücken im Stande ist. Dies ist zweifellos bis zu einem gewissen Grade möglich. Ueber die Be-

deutung und hohe Entwicklungsfähigkeit der Körperbewegungen zu einer Gebärdensprache bei Thier und Mensch überhaupt brauche ich ja keine Worte zu verlieren. Es handelt sich hier nur darum, ob speciell durch Art und Folge, durch Schnelligkeit oder Langsamkeit *rhythmischer* Bewegungen seelische Bewegungen gewissermaßen nachgeahmt, also ausgedrückt werden können. Auch daran ist keinen Moment zu zweifeln. Ein gravitätischer Gang, ein behagliches Dahinschlendern, ein Laufen, ein Springen, ein rhythmisches Klatschen mit den Händen und ähnliche rhythmische Bewegungen können sehr wohl absichtslos als Mitbewegungen von langsamen, schnellen ꝛc. psychischen Bewegungen und in diesem Sinne als Ausdruck derselben auftreten, vielleicht sogar den seelischen Vorgang wider Absicht des sich Bewegenden verrathen; ja, wenn dies in einer bestimmten uns bekannten Situation des Beobachteten vorkommt, uns selbst über den Ausgang eines Ereignisses in Kenntniß setzen. Noch viel ausgedehnter kann eine rhythmische Gebärdensprache verwendet werden, wenn die Bedeutung der verschiedenen rhythmischen Gebärden vorher durch Convention festgesetzt wird. Dadurch kann eine solche rhythmische Gebärdensprache gewiß einen hohen Grad der Ausdrucksfähigkeit erreichen. — Ohne eine solche Convention wird sie stets ein beschränktes Ausdrucksmittel für den Menschen bleiben.

Wir sind mit diesen Betrachtungen schon aus dem Gebiet des Physiologischen herausgetreten, in welchem wir nur einige wenige, wenn auch wichtige Beziehungen zum Rhythmus vorfanden.

Dadurch, daß das aufmerksame Verfolgen von rhythmischen Gehörs- und Gesichtswahrnehmungen und die rhythmische Bewegung des eigenen Körpers den meisten Menschen mehr oder weniger Vergnügen bereitet, wird der Rhythmus zu einem wichtigen ästhetischen, zumal musikalischen Element. Wir können ihn *mit drei Sinnen zugleich* wahrnehmen: wir können ihn hören, sehen und in unseren Muskeln fühlen. Erfolgt die Einwirkung von allen drei Sinnen her zugleich, so ist der größte Theil unseres Nervensystems davon in Anspruch genommen; daher die mächtige Wirkung auf unseren ganzen Organismus[1]).

Es erübrigt noch, von dem sogenannten *ruhenden Rhythmus* zu sprechen. Als solcher erscheint uns die *Symmetrie*, diese Gliederung des *Raumes*, wie der bewegte Rhythmus Gliederung der Zeit ist. Die Vorstellung der „Symmetrie" hängt wesentlich mit der Empfindung und Vorstellung von „Gleichgewicht" zusammen. Wir besitzen (auch viele Thiere) ein durch die interessanten Arbeiten von Goltz und Breuer uns näher bekannt gewordenes „Gleichgewichtsorgan" in den halbcirkelförmigen Canälen des inneren Ohres; sie sind der Sitz des spezifischen Gleichgewichtsgefühls, durch welches wir stets in Kenntniß über die Gleichgewichtslage unseres Körpers, zumal unseres Kopfes erhalten werden. Wir sind uns aber des Besitzes dieses eigen-

[1]) Auch diese Beziehung des Rhythmus zu mehreren Sinnen zugleich ist schon von Aristides angeführt (Westphal, Griechische Rhythmik, S. 47).

thümlichen Sinnes so wenig bewußt, daß es mindestens sehr zweifelhaft ist, ob wir denselben praktisch für andere Wahrnehmungen, z. B. des Gesichts- und Gehörssinnes wirklich verwerthen. Sollte dies der Fall sein, so würde es ganz unbewußt geschehen. Zum Theil beruht die Vorstellung der Symmetrie und des Gleichgewichts auf instinctiver Anlage. Ein Storch wird sein breites Nest auf einem Strohdach oder einem hohen Baum immer so bauen, daß es von unten her nach allen Seiten genügende Unterstützung hat, um zu verhindern, daß die Störchin eventuell mit ihrer unruhigen jungen Familie Gefahr läuft, sammt dem Neste herunterzustürzen. Dasselbe gilt von dem Bau vieler Vogelnester, deren symmetrische Abrundung oder Röhrenbildung immer aufs Neue unsere Bewunderung erweckt. Auch ein Theil der Biberbehausungen ist von regelmäßiger, außen gewölbartiger, bienenkorbähnlicher Construction. Und was sollen wir erst von den Nestern der Wespen- und Bienencolonien, und gar von manchen Spinngeweben sagen, welche an Regelmäßigkeit den künstlerischen Schöpfungen der geschicktesten Weber Concurrenz machen. Der Mensch besitzt einen solchen Instinct nicht; er kommt durch Gesichtsbeobachtung und durch Erfahrung zu den Vorstellungen von Symmetrie und zur Vorahnung statischer Gesetze. In Berg- und Hügelformen bietet sich wenig in dieser Beziehung für ihn Brauchbares. Die Bergformen sind meist unregelmäßig. Mehr Symmetrie bieten die Formen des Pflanzenreiches, insbesondere Tannen und andere Coniferen; auch große Buchen zeigen häufig einen symmetrischen Bau: einen geraden Stamm in der Mitte, von welchem sich nach allen Richtungen hin gleich lange Aeste ausbreiten. Der Bau der Thiere, welche theils als Objecte der Jagd, theils als gezähmte, als Hausthiere die Aufmerksamkeit des Menschen fesseln, prägt sich ihm vor Allem ein und führt ihn unter Anderem auch zu dem Begriff von symmetrischem Bau. Wie der Vierfüßler, sei es von der Seite, sei es von vorn gesehen, dasteht, wie er sich langsam oder schnell rhythmisch bewegt, immer im Gleichgewicht bleibend; — die gleiche Länge der Beine, im Gesicht die beiden gleichstehenden Augen, die beiden gleichstehenden Ohren am Kopf; — dann die Beobachtung der anderen Menschen, die gleichlangen Arme, die gleichen Hände, — dann das Fallen bei gewissen Stellungen u. s. w.: das Alles muß im Urmenschen, und zum Theil auch bei höher entwickelten Thieren die Vorstellung des Gleichgewichts und der Symmetrie zur Entwicklung bringen. Dann gar, wenn der Mensch anfängt, sich Behausungen zu bauen, zuerst auf Bäumen, dann in die Erde, endlich auf dem Boden oder ins Wasser hinein (Pfahlbauten). Es muß sich die Erfahrung herausbilden, daß zwei schräg an einander gelegte Baumstämme stehen bleiben, ohne umzufallen, ferner, daß zwei Balken mit unten fußartig anhaftenden Stücken, oder in die Erde getrieben, gleich zwei Beinen eines von vorne gesehenen Thieres stehen bleiben, und daß ihr Stand ein noch sicherer wird, wenn ein Querbalken darüber fixirt ist. So kommt der Mensch durch Probiren und Erfahrung zur Empfindung von statischen Gesetzen. Die symmetrisch runden Formen werden ihm durch den Anblick des Mondes, dann des menschlichen Schädels geläufig. So denke ich mir, ist der Begriff des Symmetrischen, des ruhenden Rhythmus, im Menschen entstanden. Wie sich derselbe bei der

Ausbildung der Künste verfeinert, davon mehr im letzten Satz dieser Suite. Wir werden dort auch weiter darauf kommen, welche Bedeutung die, wenn auch relativ freie symmetrische Ordnung für die musikalischen Kunstformen hat.

II.

Ueber die Beziehungen von Tonhöhe, Tonklang und Tonstärke zu unserem Organismus.

Die peripherischen und centralen Endorgane unserer Nerven bestimmen die Modalität unserer Sinnesempfindungen. Subjective Sinneswahrnehmungen, Sinneserregungen durch Vorstellungen. Hallucinationen.

Der Hörapparat des Menschen. Das Corti'sche Organ. Seine möglichen individuellen Verschiedenheiten. Mögliche Verkümmerung durch Krankheitsprocesse. Seine Beziehungen zu anderen individuellen Eigenschaften des Nervensystems. Hypothesen über die Art seiner physiologischen Wirkung. Obertöne. Klangfarbe. Tonstärke. Dämpfungsvorrichtungen.

Ueberspringen von Tonempfindungen auf andere Nerven. Beziehungen zwischen Gehörs- und Vibrationsempfindungen. Rein physiologische Mitempfindungen. Reflectorisch hervorgerufene Bewegungen. Tonwirkungen auf Hunde.

Alle Sinneserregungen werden durch eigenartig geformte, kleinste, nervöse, periphere Endorgane je in einer besonderen Weise aufgenommen, dem Gehirn durch verschiedene Nerven zugeleitet und im Gehirn durch besondere Gruppen von Zellen (Ganglienzellen) als von einander verschieden empfunden und unterschieden: centrale Endorgane. — Die Druck- und Temperaturempfindungen werden als solche durch die Tastkörperchen und vielleicht noch durch andere Nervenendigungen in allen Theilen des Körpers — die Geschmacks- und Geruchsempfindungen durch wiederum eigenartig geformte Gebilde in der Zungen- und Nasenschleimhaut — die Licht- und Farbenempfindungen durch die Stäbchen und Zapfen der Netzhaut des Auges zum Gehirn geleitet. So werden dem Gehirn die Schwingungen der Luft, wie sie immer entstanden sein mögen, durch einen besonderen nervösen Endapparat, welcher tief im schneckenartig geformten Theil des Labyrinthes (so nennt man den innersten Theil des Gehörorgans) verborgen und geschützt liegt, in specifischer Form zugeleitet und je nach ihrer physikalischen Beschaffenheit als Geräusche oder als Töne von anderen Empfindungen unterschieden, bewußt wahrgenommen.

Alle diese Endorgane der Sinnesnerven (periphere und centrale) können aber auch durch stärkeren oder schwächeren Druck erregt werden; ein solcher Druck kann z. B. durch eine stärkere Füllung der feinsten Blutröhrchen ausgeübt werden. Ferner können die Endorgane erregt werden durch Beimischungen mancher Gifte zum Blut; z. B. kann Ohrensausen durch Chinin, allerlei beunruhigende Thier- und Menschenerscheinungen können durch Chloroform, Alkohol und Anderes, Jucken und Brennen in der Haut durch Genuß gewisser Speisen hervorgerufen werden. Auf diese Weise entstehen die sogenannten subjectiven Sinneswahrnehmungen; es sind Resultate wirklich vorhandener Erregungen der nervösen Endorgane, welche wir nach außen verlegen, weil wir gewöhnt sind, dergleichen Erregungen vornehmlich von außen her zu empfangen: Sinneshallucinationen. Die ins Gedächtniß aufgenommenen und dort aufgespeicherten Sinneswahrnehmungen treiben aber auch ohne objective

von außen oder innen kommende Erregungen der nervösen Endorgane ihr Spiel in uns. Es entstehen dann ohne physikalisch nachweisbare Ursache Sinnesvorstellungen, die eine solche Lebhaftigkeit erreichen können, daß wir wirklich zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, zu fühlen glauben. Diese Phantasmen können solchen Eindruck auf uns machen, daß sie uns mächtig ergreifen, uns weinen, lachen, springen, tanzen machen, unser ganzes Nervensystem, Körper und Seele fast ebenso, ja manchmal noch heftiger ergreifen und erschüttern als Vorstellungen, welche durch objective Wahrnehmungen erzeugt wurden.

Die Ausdrücke „empfinden", „wahrnehmen", dann „Vorstellung", „Phantasma", „Hallucination" werden von verschiedenen Schriftstellern so verschieden gebraucht, daß es mir zweckmäßig erscheint, dem Leser zu sagen, wie ich sie verwende. Ein Sinneseindruck kann empfunden werden, ohne daß er zum Bewußtsein kommt. Wenn man einen enthaupteten Frosch an einem Bein mit einer Pincette kneipt, so zuckt das Bein (reflectorische Bewegung); wir nehmen deshalb an, daß der Froschrumpf „empfindet", sprechen ihm aber das Bewußtsein ab, da er kein Gehirn hat, welches man als Sitz des Bewußtseins annimmt. „Wahrnehmen" nennen wir eine „bewußte Empfindung", ein Ich „nimmt" die Empfindung als „wahr" an. Das „Wahrnehmen" ist zugleich mit einer Vorstellung verbunden „ist ein psychischer" (seelischer) Vorgang; wir „stellen" das wahrgenommene Bild „vor uns", außer uns. (Die Seele ein Spiegel der Welt. Leibniz.) Diese Vorstellungen werden in unserer Seele fixirt, verbleiben in unserem Gedächtniß; wenn wir ihrer „gedenken" (absichtlich oder unabsichtlich), so werden sie zu „inneren Vorstellungen" von mehr oder weniger Deutlichkeit. Sind sie so deutlich, daß wir sie nachbilden (copiren) können, so nennt man sie wohl „Phantasmen". Die Partitur, welche der Componist niederschreibt, das Bild, welches der Maler componirt, ist die Copie eines Phantasma: der Künstler phantasirt mit seinen Gedächtnißbildern (Töne, Toncombination, Linien, Farben, Bilder); er weiß, daß seine Phantasmen nicht real sind; er will sie aber in die Außenwelt versetzen, damit sie ihm und Anderen zu objectiven Wahrnehmungen werden. Die innere (subjective) Vorstellung kann so lebhaft werden, daß sie den Eindruck einer äußeren (objectiven) macht: „Hallucination"; der Hallucinirende weiß nicht, daß seine deutliche Vorstellung nur eine innere ist, er hält sie für eine äußerliche, eine reelle. Dieser Vorgang ist in vielen Fällen ein pathologischer. Der Geisteskranke sieht und hört wirklich Menschen, die ihn anreden, und mit denen er spricht. Hamlet sieht den Geist seines Vaters wirklich. Auch der mit Alkohol acut Vergiftete (der Betrunkene) hat Hallucinationen. Ebenso werden die Traumbilder als Wirklichkeit genommen, sind daher als Hallucinationen zu bezeichnen. Bei der „Illusion" wird immer an eine Vorstellung (äußere oder innere) angeknüpft; sie kann bei klarem Bewußtsein auftreten. Wenn Jemand, der nie im Theater war, eine Walddecoration für einen wirklichen Wald hält, so ist das eine Illusion; ebenso, wenn Jemand von seiner Composition, etwa einer Oper, sich die innere Vorstellung bildet, daß sie sehr gefallen müßte, und dann durchfällt, so war seine Vorstellung eine „Illusion". Man kann „Illusion" meist mit „Täuschung", „falsche Vorstellung" übersetzen. Man sieht leicht, daß alle diese Vorgänge langsam eine aufsteigende Straße wandeln, an welcher man einzelne Stationen mit Namen bezeichnet hat, die vom reisenden Publicum acceptirt wurden und zur Mittheilung dienen, wo und wie weit man war. Es gibt zwischen den Stationen auch noch manche benannte Haltestelle. So acceptiren wir z. B. mit Leibniz-Wundt „Perception" und „Apperception", und sind bei letzterer schon um ein Stück über das bloße „Wahrnehmen" hinaus. Man nimmt nämlich mit den Sinnen, zumal mit dem Auge, oft Vielerlei zugleich wahr (percipirt); wendet man einer oder mehreren dieser Wahrnehmungen die specielle Aufmerksamkeit zu (stellt sie in den inneren Blickpunkt), so nennt man diesen Vorgang „appercipiren". Wie viele Gegenstände oder Vorgänge kann man zugleich appercipiren? Kann man Gesichts-, Gehörseindrücke, vielleicht auch noch Gefühlseindrücke zugleich appercipiren? Gibt es da Naturgesetze, oder ist es Sache der Individualität und individueller Uebung? Ich selbst kann darin nicht viel leisten, wie ich bei Melodram, Lied und Oper (Abschnitt V) berichten werde. Kann man die Vorstellung der Fortbewegung zweier Punkte in gekreuzter Linie zugleich appercipiren? Werden

in dem bewegten Phantasma eines polyphonen Musikstücks alle Stimmen und alle dadurch entstehenden Harmonien zugleich erfunden und appercipirt, oder entsteht erst eine und dann die andere Stimme? Können wir beim Anhören von polyphonen Musikstücken wirklich allen Stimmen zugleich denselben Grad von Aufmerksamkeit zuwenden? Ich kann es nicht, halte es aber nicht für unmöglich, daß es Andere können, zumal wenn sie sich bei hoher musikalischer Begabung darauf einüben.

Beschäftigen wir uns nun etwas näher mit dem Endorgan des Gehörnerven (nach seinem Entdecker Corti'sches Organ benannt), so finden wir, daß die letzten Ausbreitungen desselben beim Menschen und anderen hoch organisirten Thieren sich an einem feinen, in der Schnecke (einem schneckenartig gewundenen Canal) liegenden Häutchen (Basilarmembran) verlieren, welches feinste, saitenartig neben einander straff gespannte, kürzere und längere, gleich den Saiten eines Claviers gelagerte Fasern enthält. Jede dieser Fasern oder Saiten kann immer nur in Schwingungen von einer bestimmten Dauer gerathen, mag der erregende Anstoß noch so stark oder noch so schwach sein. Man öffne einen Flügel und singe nach Aufhebung des Pedals einen Ton kräftig gegen die Saiten; die Saite, welche auf diesen Ton gestimmt ist, wird vornehmlich laut und deutlich erklingen, d. h. in Mitschwingung gerathen; das ist ein längst bekanntes physikalisches Phänomen. Wir vermuthen nun, daß nach dem gleichen physikalischen Gesetze alle tönenden Luftschwingungen eine Anzahl der erwähnten saitenartig gespannten Fasern der Schneckenmembran, nämlich diejenigen, welche auf diesen Ton gewissermaßen eingestimmt sind, in Mitschwingung versetzen. Da nun die Zahl dieser Saiten im Ohr natürlich eine beschränkte, wenn auch sehr große ist, so ist auch die Zahl der Töne, die der Mensch mit seinem Ohr wahrzunehmen vermag, eine begrenzte; sie umfaßt etwa sieben Octaven. Thiere, welche kein, wenn auch noch so unvollkommenes Corti'sches Organ haben, sondern welchen nur eine mit Flüssigkeit und einigen kleinsten Steinchen (Otolithen) versehene Blase als Gehörorgan dient, vermögen wahrscheinlich überhaupt keine eigentlichen „Töne", d. h. Luftschwingungen von bestimmter Wellenlänge und regelmäßig periodischen Wellenbewegungen wahrzunehmen, sondern nur „Geräusche" zu empfinden. Ja, es ist zweifelhaft, ob man bei den allereinfachsten von uns als Hörorgane gedeuteten Bildungen überhaupt von einem „Hören" in unserem Sinne sprechen kann, ob da nicht vielmehr nur eine durch Luft- und Wasserwellen erzeugte Vibration wahrgenommen wird, welcher dem „Fühlen" näher steht als dem Hören. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

Diese Fasern (Saiten) der Schneckenmembran stehen nun weiter mit Zellen, und diese Zellen wieder mit den Nervenfasern des Hörnerven in Verbindung. Das Alles zusammen bildet das Endorgan des Hörnerven. Die Hörnervenfasern leiten dann die specifische Tonempfindung wiederum zu den specifischen centralen Hörzellgruppen, und von da zu den Zellenschichten, in welchen das einheitliche (Ich-) Bewußtsein liegt. Diese Seelenzellengruppen breiten sich als sogenannte Rindenschicht (Corticalschicht, von dem lateinischen Worte cortex, die Rinde) über die ganze Oberfläche des Hirns aus. Ja, das ist ein complicirtes, wunderbares Bauwerk; jedes Sinnesorgan ist in ähnlicher Weise construirt und gruppirt sich folgendermaßen: 1. Endorgan, welches nur durch eine bestimmte Art

von äußerer Einwirkung in Erregung versetzt wird, z. B. durch wellenförmige Luft- oder Wasserbewegungen = Ton — oder wellenförmige Aetherbewegungen = Licht, Farbe ꝛc.; 2. centrale (d. h. im Gehirn oder Rückenmark liegende) Nervenzellen, welche z. B. nur Ton oder Licht empfinden; 3. Nervenfasern, welche die Verbindung zwischen 1 und 2 herstellen; 4. seelische (psychische, Cortical-) Zellen, durch deren Erregung z. B. Ton und Licht erst zu unserem Bewußtsein kommen; 5. Nervenfasern, welche 2 und 4 verbinden. — Von Geburt an können schwach (unvollkommen) entwickelt oder durch Krankheit zerstört sein: 1. 2. 4. — Ebenso die Leitungsbahnen 3 und 5. — Aus jeder dieser Störungen kann Schwerhörigkeit hervorgehen, wobei die Zuleitungswege des Schalles im äußeren und Mittelohr noch gar nicht berücksichtigt sind.

Die individuellen Unterschiede in der Beschaffenheit des Corti'schen Organs sind vielleicht nicht sehr groß, doch wohl mindestens ebenso mannigfaltig wie bei der Netzhaut. Es hat wenig Wahrscheinlichkeit, daß von dem genannten Organ oben und unten oder in der Mitte ein Stück angeboren fehlt, wohl aber könnte dies durch ganz beschränkte Krankheitsprocesse veranlaßt werden.

Doch selbst bei der rigorosesten Vorsicht in der Verwendung von Analogieschlüssen wird wohl jeder Anatom und Physiolog zugeben, daß, wie bei allen übrigen Organen, so auch in einem normalen Corti'schen Organ die Dichtigkeit, Dicke, sowie der Wassergehalt der Schneckenmembran nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern selbst bei ein und demselben Individuum, sei es unter dem Einfluß des Lebensalters, sei es unter dem Einfluß von Blutgehalt und wechselndem Wohlbefinden innerhalb gewisser Breite verschieden sein kann. Dies muß natürlich einen Einfluß auf die Elasticität und Schwingungsfähigkeit der Membran, sowie auf das leichtere oder schwerere Ingangkommen ihrer Schwingungen ausüben; und wenn es sich dabei auch nur um minimale, für das Mikroskop nicht mehr wahrnehmbare Differenzen handelt, so können dieselben doch bei der unendlichen Zartheit und Complication des Organs zu bedeutenden Unterschieden in Betreff der Empfindlichkeit gegenüber dem raschen Wechsel der Tonklänge führen und auf die Freude an Musik einen wesentlichen Einfluß ausüben.

Weiterhin ist zu bedenken, daß auch das Uebergehen der Schwingungen der Ohrsaiten auf die entsprechenden Nervenfasern in Betreff seiner Geschwindigkeit manchen individuellen Differenzen unterliegen kann, ebenso die Schnelligkeit, mit welcher die Gehörsempfindung von den Nervenfasern zum Gehirn fortgeleitet wird.

Endlich ist auch noch ein psychologisches Moment von Wichtigkeit. Es muß nämlich die Tonempfindung dem Hörenden je in ihrer speciellen Form zum Bewußtsein kommen und sich zu einer besonderen Tonvorstellung gestalten. Hierbei kann angeboren schwere Erregbarkeit durch Uebung in früher Jugend zu etwas leichterer Erregbarkeit erzogen werden, wenn dadurch auch selten derjenige Grad von Auffassungsleichtigkeit erreicht wird, wie er bei vielen Menschen angeboren besteht. Bis ein psychisch unerzogener Bauer etwas ihm an und für sich nicht Unverständliches begreift, obgleich er ordentlich gehört hat, dauert oft sehr lange. Spricht man sehr rasch zu ihm, so versteht

er gar nichts, weil er im Auffassen schnell gesprochener Worte nicht geübt ist. Ich bin überzeugt, daß wir eine schnell gespielte Scala auch nur durch lange Uebung so zu hören vermögen, daß wir jeden einzelnen Ton deutlich unterscheiden, und es dann noch lange währt, bis wir eine besondere Freude an solchen schnellen Tonbewegungen haben. Leute mit schwerer Nervenerregbarkeit erscheinen uns oft als dumm, Leute mit leichter Nervenerregbarkeit als klug. Hierin trügt der Schein häufig. Ob das Empfindungs- und Gedankenspiel langsam oder schnell vor sich geht, hat auf die Intensität des Empfindens und Denkens, auf das Erkennen des Wesentlichen und Beiseiteschieben des Unwesentlichen (Urtheil), auf die Hervorrufung mehrerer oder weniger Associationen (Phantasie), und auf das schließliche Resultat dieser Vorgänge: Vorstellung, Wille und Handlung keinen Einfluß. Nur sind uns Menschen, in welchen alle Bewegungen im Nervensystem sehr langsam vorgehen, im Verkehr sehr unbequem; sie machen uns ungeduldig.

Noch eins darf nicht unerwähnt bleiben. Es kann Jemand ein noch so fein ausgebildetes Corti'sches Organ, eine noch so leichte Nervenerregbarkeit besitzen, und doch keinen Vortheil davon haben, wenn nämlich die Wege, auf welchen der Schall zu dem Endorgan des Gehörnerven sich fortpflanzen muß, verlegt oder schwer passirbar sind. Denn wir wissen, daß die Schallwellen der Luft zunächst das Trommelfell treffen, durch welches sie vermöge der mit Gelenken unter einander verbundenen Gehörknöchelchen auf das Labyrinthwasser fortgesetzt werden; dies umspült das Corti'sche Organ, und erst seine Wellenbewegungen versetzen direct die erwähnte Basilarmembran in Schwingungen. Es kann ein Kind mit verwachsenem Gehörgang geboren werden; es können sich durch Krankheit Verdickungen am Trommelfell und im sogenannten Mittelohr bilden; letzteres ist die Ursache der häufig im Alter auch ohne Krankheit auftretenden Schwerhörigkeit. Treten solche Veränderungen im Mittelohr schon im frühen Kindesalter auf, so kommt der nervöse Apparat des Ohres kaum in volle Thätigkeit; er mag dann auch wohl einer Art von Inactivitätsatrophie unterliegen, d. h. einem Verkümmern und Schwinden in Folge von Nichtgebrauch[1]).

Auf alle Fälle ist ein gesundes Gehörorgan eine wesentliche Bedingung für die Entwicklung der Tonempfindungen, des Tonsinns, des Musiksinns, wenn ich auch später auseinandersetzen werde, daß das Wesen des Musiksinns im Gehirn liegt. Sehr früher Verlust des Gehörs muß den Musiksinn nach und nach wohl vollständig ertödten, denn die wenigen in der ersten Kindheit aufgenommenen Klänge werden wie alle nicht von Zeit zu Zeit wieder hervorgerufenen Erinnerungsbilder bald verblassen, endlich ganz verschwinden. Beim Erlöschen des Gehörs im späteren Lebensalter ist, wenn das Spiel mit den aufgenommenen Klängen einigermaßen lebhaft und intensiv war, die Menge der fest eingeprägten Erinnerungsbilder eine so große und das willkürliche Hervorrufen derselben ein so leicht und rasch vor sich gehen-

[1]) Es war mir sehr interessant, eine Bestätigung dieser meiner Vermuthung durch exacte Beobachtungen von Urbantschitsch in einer seiner neuesten hochwichtigen Arbeiten zu finden.

der Proceß, daß es der von außen angeregten Tonwahrnehmungen nicht bedarf, um eventuell neue Combinationen von Tonbildern (musikalischen Compositionen) zu gestalten. Ich bin überzeugt, daß Beethoven in seiner letzten Periode nicht wesentlich anders, wenn auch vielleicht Anderes componirt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Gehör in voller Integrität bis zu seinem Lebensende zu behalten. Daß der (für mich wenigstens) so oft häßliche Klang mancher polyphonen Sätze aus seiner letzten Zeit, und eine gewisse nervöse Unruhe in manchen seiner letzten Compositionen direct durch seine Taubheit bedingt gewesen sein sollte, ist höchst unwahrscheinlich, weil er daneben doch auch wieder wunderbar schön klingende Melodien und Harmonien schuf. Die Ursache der genannten Erscheinung liegt vielmehr in seinem grübelnden, immer Ungewöhnliches suchenden Charakter und den sprungweisen Stimmungen, denen er unterlag und worauf seine Taubheit gewiß einen sehr wesentlichen Einfluß hatte. Man wird es doch auch nicht für wahrscheinlich halten, daß ein Dichter, der ein Menschenalter hindurch besonders klangschöne Verse gemacht hat oder gar eine besondere Freude am Klang und Rhythmus der Sprache hatte wie etwa Rückert, anders gedichtet hätte, wenn er später taub geworden wäre. R. Wagner's „Lohengrin" wurde in Deutschland aufgeführt, während der Dichtercomponist im Exil lebte; es ist mir nicht bekannt, daß er etwas an der oft so eigenartig schönen und interessanten Klangwirkung seiner sehr complicirten Partitur geändert hätte, nachdem er später seine Oper zum ersten Male hörte. Meyerbeer änderte freilich viel nach den ersten Proben; doch diese Aenderungen bezogen sich fast ausschließlich auf die theatralischen Wirkungen und waren meist Kürzungen. Wagner hätte meiner Empfindung nach gut gethan, sein Beispiel nachzuahmen; haben doch auch Goethe und Schiller nach den Proben, selbst nach den ersten Aufführungen, häufig genug zu Gunsten der Bühnenwirkung geändert und gekürzt.

Die hypothetische physiologische Deutung, welche wir nach Helmholtz und Henfen dem Corti'schen Organ seines eigenthümlichen Baues wegen geben, zieht weitere Consequenzen nach sich. Wir sind ja nicht nur im Stande, verschiedene einfache Töne wahrzunehmen, sondern wir unterscheiden auch Tonklänge, d. h. verschiedene Klangarten der Töne, den sogenannten Tontimbre, die Klangfarbe. Helmholtz hat nachgewiesen, daß die Klangfarbe abhängig ist von dem stärkeren oder schwächeren Mitklingen dieser oder jener Obertöne. Es ist nämlich jeder Ton von einem bestimmten Timbre, aus mehreren Tönen zusammengesetzt, von welchen der Grundton der tiefste ist und besonders deutlich von uns wahrgenommen wird; mit ihm zugleich entstehen die Obertöne; die Stärke der verschiedenen Obertöne ist von dem schwingenden Material (Saiten, Membranen, Zungen, Luftsäulen) abhängig. Die Obertöne sind keine rein subjectiven individuellen Mitempfindungen, sondern werden durch Schallwellen erzeugt gleich und zugleich mit dem Grundton, durch eine Zerlegung der Schwingungen in immer gleiche Abschnitte z. B. einer angezupften Saite. Da nun einfache Töne (ohne Obertöne) nur selten vorkommen (Stimmgabeln), sondern jeder Ton, den wir wahrzunehmen

gewohnt sind, immer mit Obertönen verbunden ist, einen „Tonklang" darstellt, so können wir in Consequenz unserer Hypothese die Obertöne nur dadurch wahrnehmen, daß sie gleich dem Grundton eine gewisse Anzahl von Saiten in unserem Ohr in Mitschwingungen versetzen, und daß dies zu unserer Wahrnehmung gelangt, wenn wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten. Wir müssen aber noch weiter gehen; wir müssen nämlich auch noch annehmen, daß die Excursion (die Amplitude) der Saitenschwingungen der Excursion der Labyrinthwasserwellen und diese der Excursion der Luftschallwellen außerordentlich genau entspricht. Wir wären sonst weder im Stande, die verschiedene Stärke eines Grundtones, noch die verschiedene Stärke der Obertöne wahrzunehmen. Ist die Fähigkeit, mehrere Töne in verschiedener Stärke gleichzeitig wahrzunehmen, schon an sich merkwürdig genug[1]), so grenzt es geradezu ans Wunderbare, daß wir auch noch verschiedene zugleich erklingende Töne mit verschieden starken Obertönen relativ leicht unterscheiden können; denn selbst Menschen, die sonst unmusikalisch sind, besitzen die Fähigkeit, bei einer Orchestermusik die Klänge einer Oboe, einer Flöte, eines Hornes neben den übrigen Instrumenten zu erkennen. Welche enorme Menge von Saiten in unserem Ohr müssen dabei in Schwingungen gerathen! welche Menge von Wellen im Labyrinthwasser müssen da entstehen! und doch unterscheiden wir dabei die von den verschiedenen Instrumenten erzeugten Systeme von Tonwellen, wie wir jedes einzelne Wellensystem unterscheiden, welches sich um ein Steinchen bildet, auch wenn wir eine Hand voll Steinchen zugleich ins Wasser werfen.

Die Erfahrung zwingt uns ferner anzunehmen, daß es für die in unserem Ohre schwingenden Theile besonders exact wirkende Hemmungs- oder Dämpfungsvorrichtungen geben muß. Schnell hintereinander erfolgende Töne werden nach Helmholtz noch bei 132 Intermissionen in der Secunde isolirt wahrgenommen. Wodurch diese raschen Abdämpfungen zu Stande kommen, darüber hat man wohl verschiedene Hypothesen aufgestellt; daher ist die Richtigkeit keiner derselben über jeden Zweifel erhaben. Ob sie in dieser Vollkommenheit angeboren sind, möchte ich bezweifeln; der Apparat wird, wie viele andere Vorrichtungen unseres Körpers, wahrscheinlich durch Uebung verfeinert. Daß diese Dämpfungsvorrichtungen, die übrigens für die tiefen und tiefsten Töne weniger exact wirken als für die hohen und höchsten Töne, für den Genuß unserer heutigen Musik von der allerhöchsten Wichtigkeit sind, ist klar; ohne dieselben würden wir einen ähnlich undeutlichen Eindruck von rasch bewegten Tonformen haben, wie wenn dieselben in einer stark hallenden Kirche oder auf einem Flügel mit stets aufgehobenem Pedal hervorgebracht würden; die einzelnen Töne würden so ineinander verschwimmen, daß wir nichts mehr deutlich hören, und dies würde um so ärger werden, je lauter eine solche Musik ist und je länger sie andauert; ja, es würde uns endlich betäuben, schwindlig machen, vielleicht bis zur Ohnmacht.

[1]) Das Auge besitzt nicht die Fähigkeit, zwei sich deckende Farben einzeln zu erkennen, sondern die beiden Farben verbinden sich zu einer Mischfarbe, roth und gelb zusammen empfinden wir als orange; c und e mischt sich nie etwa zu d.

Bohrt man in schnellen rhythmischen Bewegungen mit dem kleinen Finger in den Gehörgang und zieht ihn dann rasch heraus, so erklingt zuweilen im Ohr ein hoher Ton. Man könnte glauben, hier liege eine Erscheinung vor, welche möglicherweise auf mangelhafter Dämpfung im Ohr beruhe. Diese Erklärung der erwähnten Erscheinung ist aber gewiß nicht richtig; ich vermuthe eher, daß durch die genannten Bewegungen das Trommelfell in Schwingungen geräth und daß wir seinen Eigenton oder den Eigenton des äußeren Gehörganges wahrnehmen[1]).

Im Anschluß an das Gesagte möchte ich noch einiger rein physiologischer, von unserem Gehörorgane ausgehender Wirkungen Erwähnung thun, welche freilich keine directe Verbindung mit der Musik haben, doch aber bei sehr reizbaren Menschen gelegentlich mit in Betracht kommen können, nämlich das Ueberspringen von Tonempfindungen auf andere Nerven. Ich habe schon früher erwähnt (S. 99), daß niedere Thiere (und vielleicht neugeborene Menschen) möglicherweise Wahrnehmungen haben, bei denen es schwer sein dürfte, zu entscheiden, ob sie von Gehörs- oder Erschütterungs- (Vibrations-) Empfindungen ausgehen. Beide Empfindungsarten scheinen sich auch bei dem ausgebildeten Menschen zuweilen mit einander zu combiniren. Wir haben bei einem starken Donnerschlage, selbst bei einem starken Trommel- oder Paukenschlage, zumal aber, wenn uns ein starker Posaunen- oder Trompetenton nahe ins Ohr geblasen wird, die Empfindung, als geriethe unser Schädel in Vibration und könnte bei noch stärkeren und wiederholten Bewegungen zerspringen. Das ist nun aus physikalischen Gründen nicht zu befürchten. Es läßt sich Folgendes über die möglichen Ursachen solcher subjectiven Erscheinungen sagen. Man hat durch Versuche festgestellt, daß sehr hohe Töne, zumal solche, die über der Grenze liegen, an welcher wir noch Töne als von einander verschieden zu unterscheiden vermögen (Preyer), eine schmerzhafte Empfindung erzeugen[2]); eine Erklärung dafür hat man nicht. Man kann nur als Vergleich anführen, daß auch sehr grelles Licht schmerzhafte Empfindungen im Auge erzeugt. Bei der Einwirkung sehr starker Töne (Trompete, Posaune) könnte man vermuthen, daß die in Schwingung versetzten Theile des inneren Ohres so starke Excursionen machen, daß sie an den Gebilden, an welchen sie angeheftet sind (also auch den knöchernen Wandungen der Schnecke, an den Wänden des Labyrinthes ꝛc.), Zerrungen ausüben, welche uns durch die in diesen Gebilden liegenden und den Gehörsnerven selbst beigefügten Empfindungsnerven als (schmerzhafte) Vibrationsempfindungen zur Wahrnehmung kommen. Dies würde der Combination von Gehörs- und Vibrationsempfindung am meisten entsprechen. Doch ist noch eine andere Auffassung möglich, nämlich daß wir es hier nur mit den so häufigen Associationsvorgängen zu thun haben, welche ja auch vielfach als rein physiologische Mitempfindungen oder secundäre Sinnesempfindungen in die Erscheinung treten. Danach müßte man dann annehmen, daß die starke

[1]) Urbantschitsch ist der Meinung, daß das Klingen der Effect der gesammten auf einmal erregten Basilarmembran ist.

[2]) Ich kenne eine ziemlich musikalische Dame, welcher schon alle über a liegenden Töne einer, wenn auch noch so schönen Sopranstimme, ein unangenehmes, fast schon schmerzhaftes Gefühl erregen.

Erregung der Ohrsaiten nicht nur ins akustische Gehirncentrum gelangt und dort verbleibt, sondern daß ein gewisser Ueberschuß der Erregung auf naheliegende Gefühlscentren überspringt[1]). Zu diesem Ueberspringen von einem Sinnescentrum zu einem andern ist freilich keineswegs immer eine besonders starke Erregung nothwendig. So soll es Menschen geben, welche auch bei mäßigem Trompetenklange die Wahrnehmung von Gelb im Auge haben. Bei Andern ruft der Pfeifenton die Vorstellung von Gelb, der Ton der Kirchenglocke die von Violett, der Violinton von Rothviolett vor. Den Vocalen entsprechen bei Anderen folgende Farben: A = schwarz, E = hellviolett, I = hellgelb, O = dunkelviolett, U = braungrau.

Daß Menschen bei dem Hören von bestimmten Tönen einen sauren, süßen oder bittern Geschmack empfinden, oder Maiglöckchen, Veilchen oder Rosen riechen, ist bis jetzt nicht bekannt. Soviel wir vorläufig wissen, ist das Ueberspringen von Empfindungen auf Bewegungen das häufigste Vorkommniß; demnächst kommt das Ueberspringen von Sinneswahrnehmungen auf Empfindungen, zuweilen von da auch noch auf Bewegungen (also ein dreifacher physiologischer Effect) am häufigsten vor[2]). Wer hat nicht die Wirkung des

[1]) Ich hörte einmal eine Sopranistin in einem Concert recht falsch singen. Als sie mit unglaublicher Sicherheit ein hohes B um einen viertel Ton zu hoch einsetzte, da empfand ich einen heftigen Schmerz in einem Zahne, der mir zuvor nie weh gethan hatte. Ich ging am folgenden Tage zum Zahnarzt, der eine kleine cariöse Stelle an diesem Zahne fand. Der durch Erkrankung überreizbar gewordene Empfindungsnerv war durch einen vom Gehörorgan übertragenen Reiz erregt. Das ist doch keine ästhetische Wirkung, sondern eine physiologische.

Bei dem Zusammenhange aller unserer Nerven in den nervösen Centralorganen (Gehirn und Rückenmark) und bei den verschiedenen Einwirkungen physikalischer Vorgänge auf unsere Nerven entstehen eben völlig uncontrolirbare, höchst complicirte Bewegungen in unseren Nervenbahnen, welche zum Theil zu Wahrnehmungen werden, zum Theil unbewußt bleiben.

[2]) Ich sah eine junge, große däuische Dogge, welche an einer Schnur festgehalten wurde, plötzlich vor Schreck wie ohnmächtig hinfallen, als ein Gebirgsdorf-Blasorchester einen Schützenmarsch sehr kräftig einsetzte. Wäre der Hund nicht festgehalten worden, so wäre er wahrscheinlich in großen Sätzen davon gesprungen, wie er es gewöhnlich that, wenn er z. B. einen Schuß hörte. Die Wirkung kann doch keine ästhetische gewesen sein; wie käme der Hund zu einer musikalisch-ästhetischen Empfindung! sie muß eine rein physiologische, elementare gewesen sein. Die starke akustische Wirkung sprang auf seine Empfindungsnerven und von da auf die Bewegungsnerven über; es trat eine momentane Lähmung ein, er fiel mit nach vorwärts und rückwärts gestreckten Beinen hin (Reflexlähmung, Shock).

Warum heulen so viele Hunde, wenn sie Musik, zumal hohe Töne hören? Sie heulen so wehmüthig, als wenn sie den schrecklichsten körperlichen Schmerz empfänden, und laufen doch nicht davon; wie hypnotisirt verbleiben sie an dem Orte ihrer Qual. Eine ästhetische Wirkung ist doch wohl ausgeschlossen. Man sucht nach einem physiologischen Moment. — Vielleicht wirken gewisse, mit starken Obertönen verbundene Klänge ganz besonders unangenehm auf ihr Gehörorgan. Doch warum laufen sie nicht davon? Was veranlaßt sie zu bleiben und zu heulen? Ist es ein reflectorischer mimischer Vorgang, oder ein psychologischer? Wirkt vielleicht manche Musik auf sie wie Geheul anderer Hunde? Und ist ihr eigenes Heulen nur durch Mitempfindung und Mitbewegung veranlaßt? Eine Schmerzempfindung scheint es in allen Fällen zu sein. Sie tritt bei manchen Hunden z. B. nur beim Geigenspiel ein; nach und nach können sie sich daran gewöhnen und lassen das Heulen.

Doch genug jetzt von den Hunden! — Daß ähnliche Vorgänge auch beim Menschen stattfinden können, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn der Mensch auch nicht gerade heult, falls ihm unbehaglich bei mancher Musik zu Muthe wird.

kreischenden, schreienden Geräusches empfunden, welches das Messerkratzen auf einer Glastafel, das Griffelkratzen auf einer Schiefertafel hervorruft! Bei der reinen Vorstellung habe ich ein Gefühl, welches mich sofort schaudern macht, also eine Muskelbewegung auslöst. Dabei ist für mich das Allermerkwürdigste, daß schon die lebhafte Vorstellung von einzelnen Sinneswahrnehmungen unser ganzes Nervensystem in Bewegung setzt. Diese Beobachtungen bringen uns den unlösbaren Zusammenhang von Seele und Körper so recht zum Bewußtsein. — Eben auf diesem Zusammenhange basiren nicht nur die Wirkung der Novellistik und Poesie, sondern ebenso sehr die Wirkung der bildenden Künste und zum Theil auch der Musik.

Afrikanische Eindrücke.

Von

Paul Reichard.

[Nachdruck untersagt.]

Wenn uns nach langem Mühen und Warten, nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten endlich geglückt ist, die Theilnahme an einer Forschungsreise zu sichern, so macht unendliches Hochgefühl unsere Brust schwellen. Im Schimmer der Romantik sehen wir fortan selbst das Altgewohnte mit anderen Augen an. Haben wir aber erst die Reise angetreten, so erreicht die Ungeduld, welche uns erfaßt hat, ihren höchsten Grad, wenn wir nach langer Eisenbahn- und Dampferfahrt den Ausgangspunkt unserer Expedition erreicht haben und dort den lästigen Vorbereitungsarbeiten unsere kostbare Zeit opfern müssen. Ist der heiß ersehnte Augenblick, der, wie uns scheinen will, ungebührlich hinausgezogenen Abreise, endlich erschienen, so haben wir die Empfindung, als läge unser bisheriges Leben wie ein Traum hinter uns, wir stehen an der Pforte einer anderen Welt. Eine feierlich fremdartige Stimmung von hohem Ernste überkommt den Reisenden. Frei fühlt er sich nun von den drückenden Fesseln der Convenienz und des gesellschaftlichen Ceremoniells. Gesetzesvorschriften und Polizeiverordnungen können ihm jetzt nichts mehr anhaben. Dabei hebt ihn das stolze Bewußtsein, als civilisirter Mensch dennoch den allgemeinen Sittengesetzen freiwillig Genüge zu thun, und gehobenen Muthes sagt er sich, von jetzt an befiehlst du allein. Du kannst unbehindert deinen Eingebungen folgen. Bald schon macht sich das Gefühl geltend, daß seine Eigenart von nun an zu ungestörter Entwicklung kommen kann. Doch wir gleichen in unserem Thun und Treiben einem Pendel, in dessen Schwerpunkt unser Empfinden liegt. Fließt sorglos in gewohnter Arbeit das Leben dahin, so hängt dies Pendel im Gleichgewicht. Jede Berührung von außen aber bringt es in Schwingungen, deren Ausschlag von der Stärke des empfangenen Stoßes abhängt und erst allmälig stellt sich auch in der veränderten Lage Gleichgewicht ein. So auch jetzt, wo die Stärke des Stoßes eine sehr beträchtliche war.

Mit großen Plänen, deren Ausführung wir uns Schlag auf Schlag gedacht haben, tragen wir uns; doch bald schon müssen wir sehen, wie wenig die

Wirklichkeit unseren Vorstellungen entspricht. Unsere bisherige rosige Stimmung macht manchmal recht bedenklichem Mißmuthe Platz. Erst wenn wir uns in die gänzlich veränderte Lage gefunden haben, erlangt allmälig das Pendel unserer Empfindung das Gleichgewicht wieder. Erst dann vermögen wir in der neuen uns umgebenden Welt die Dinge zu sehen, wie sie sind, und suchen nicht mehr das, was wir uns ausmalten. Unseren Mitmenschen gegenüber, welche nicht in die Lage gekommen sind, derartige Expeditionen auszuführen, erscheinen wir uns selbst auf einem höheren Standpunkt. Thatsächlich nehmen wir auch einen solchen ein, er hebt uns weit über das Mittelmaß hinaus; denn was wir erstreben, ist ebenso außergewöhnlich, wie die Mittel es sind, deren wir uns fortan zu bedienen haben. Das macht, daß wir auch bald Alles von höherem Gesichtspunkte aus erfassen, aber auch, daß das Interesse an außerhalb des Rahmens unserer neuen Thätigkeit liegenden Vorgängen immer mehr schwindet. Im Laufe der Jahre kann es sogar kommen, daß selbst Familienangelegenheiten unsere Antheilnahme nur wenig mehr zu erwecken vermögen. Zum Theil ist daran die mangelhafte Verbindung mit der Außenwelt bei Forschungsreisen schuld. Politische Ereignisse vermögen wir nicht mehr im Zusammenhang zu verfolgen. Ueber Kunst und Wissenschaft werden wir aus Zeitungen thatsächlich nur andeutungsweise unterrichtet, und die nothwendige Anschauung ist ausgeschlossen. Tagesblätter, welche der Reisende nach monatelanger Unterbrechung erhalten hat, werden ihm ein Lächeln abgewinnen, wenn er z. B. liest, daß sich Herr Müller oder Schulze bei Glatteis den Arm verstaucht haben, während er selbst vielleicht schon viele Male nur knapp dem Tode entronnen ist oder die schwierigsten Situationen bemeistert hat.

Ein großer Unterschied zwischen dem Leben in der bisher gewohnten Umgebung und der neuen macht sich insofern besonders bemerkbar, als es den Anschein hat, daß sich die Ereignisse alle weit einfacher abwickeln. Dieser Eindruck wird dadurch hervorgerufen, daß sich bei einer weit geringeren Bevölkerung wie daheim Alles auf viel größerem Raum abspielt. Bei uns werden immer bei Eintritt eines bedeutenden oder unbedeutenden Ereignisses große Kreise in Mitleidenschaft gezogen; wir sind deshalb gewohnt, Alles in Beziehung auf den Nachbar zu beurtheilen. Die tausenderlei Rücksichten, welche wir auf den lieben oder unlieben Mitmenschen zu nehmen haben, fallen aber in Afrika, überhaupt in uncivilisirten Ländern, ganz weg. Dort spielt sich Alles gewissermaßen gesondert ab.

Leicht aber findet sich der Europäer nicht in die veränderte Lage. Es dauert lange, bis er seine gewohnte Umständlichkeit in dieser Richtung des Denkens abgelegt hat. Viel hängt für das Gelingen solcher Unternehmungen davon ab, daß der Europäer die Fähigkeit des Geistes besitzt, sich der neuen Lage anzupassen. Dies wird um so schneller erreicht, je stärker man die fremden Eindrücke auf das subjective Empfinden einwirken läßt. Dies hat übrigens Gültigkeit nicht allein den Menschen, sondern auch der Natur gegenüber. Die sich immer wieder aufdrängenden Vergleiche mit gewohnten Zuständen in der Culturwelt erzeugen schließlich, bei der engeren Berührung mit der Natur, einen so hohen Grad von Unbefangenheit, wie ihn der stets

innerhalb der Grenzen der Civilisation Lebende selten und dann nur in Ausnahmestellungen zu erlangen vermag.

Im Beginn aller Reisen nach dem Innern Afrika's stürmen Eindrücke in solcher Fülle auf den Fremden ein, daß er, zuletzt überwältigt, nicht mehr Alles aufzunehmen vermag und dann nur noch ein Auge hat für ganz besonders eigenartige Erscheinungen. Unwillkürlich beginnt er nach Derartigem zu suchen; seine Nerven sind überspannt, sie wollen immer stärkeren Anreiz. Da Außerordentliches aber nicht leicht zu finden ist, so stellt sich als unmittelbare Folge bald eine gewisse Ernüchterung ein. Dem früheren Enthusiasmus kann Abspannung, Niedergeschlagenheit Platz machen, sich sogar in eine Art krankhaften Heimwehs umwandeln. Nur die echte Begeisterung für das begonnene Werk kann über alles das hinweghelfen, zum Ausharren anspornen. Wem die Begeisterung fehlt, der trete unverzüglich den Rückweg an, wenn er nicht zu Grunde gehen will.

Wenden wir uns den Menschen zu, die sich vor Allem der Anschauung des Neulings aufdrängen, so werden wir die Bemerkung machen, daß diese schwarzen, in jeder Beziehung sonderbaren Gestalten mit ihren eigenthümlichen Gesichtszügen den Eindruck hervorrufen, als sähe Einer aus wie der Andere. Es bedarf manchmal mehrerer Wochen, ehe der Europäer das Individuum zu unterscheiden vermag. Das rührt daher, daß im Anfang das Wesentliche der fremden Rasse einen so vorwiegenden Eindruck auf unser Auge macht, daß wir die Einzelheiten der Gesichtszüge dabei übersehen. Späterhin aber erkennen wir auch unter den Negergesichtern alle jene menschlichen Typen wieder, welche wir daheim bei den Angehörigen der eignen Rasse täglich beobachten, nur insofern anders als dieselben, wenn der Ausdruck gestattet ist, ins Negerhafte übersetzt sind. Bald wird man sogar die Beobachtung machen, daß dem jeweiligen Typus des Negergesichtes, in dem wir die größten Aehnlichkeiten mit dem entsprechenden eines Weißen finden, auch genau derselbe Charakter entspricht, ja daß beide dieselben Bewegungen, denselben Gang, dieselbe Sprechweise haben. Wir können auf ihren Charakter und ihre Veranlagung Schlüsse ziehen, wie bei uns und fühlen uns unter Negern bald so heimisch wie unter Landsleuten, was die Aeußerlichkeiten angeht.

Der Neger, welcher uns an der Küste gegenübertritt, sei es in arabischen oder ausschließlich europäischen Colonien, macht auf den Neuling nur den Eindruck eines einer fremden Rasse Angehörigen. Kommen uns aber die ersten Neger aus dem Innern zu Gesicht, so ist der Eindruck, den diese Menschen machen, entschieden der von „Wilden". Das sonderbar Unstäte im Wesen, die schnellen hastig eckigen Bewegungen, der scheue Blick, kennzeichnen sie. Manchen Stämmen ist ängstliche Zurückhaltung eigen; anderen freches, aufdringliches, unverschämtes Gebahren. Diese sind offenbar gewohnt, Furcht und Angst zu verbreiten. Keiner dieser „Wilden" aber vermag den Weißen zu schrecken. Wenn der erste Eindruck des Fremdartigen, Erstaunlichen überwunden ist, gewinnt sofort das Gefühl unendlicher geistiger Ueberlegenheit die Oberhand, und hinter dem scheuen zurückhaltenden oder hinter dem häufig frechen, patzigen Auftreten erkennt man den niederen geistigen Standpunkt des

Schwarzen oder den im Grunde genommen feigen Prahlhans. Und auch das nimmt man sofort wahr, daß man als Europäer immer einen überwältigenden Eindruck auf den Wilden gemacht hat, und zwar vor Allem in geistiger Beziehung, mag jener noch so sehr bemüht sein, diesen Eindruck zu verschleiern. In den ersten Tagen, Wochen oder Monaten erscheinen die Neger, selbst diejenigen, welche noch nie mit Weißen oder Arabern in Berührung gewesen sind, als ganz verträgliche, mehr oder weniger angenehme Menschen. Bald aber folgt die Enttäuschung. Es entstehen aus den nichtigsten Ursachen Mißhelligkeiten, indem die Habsucht der Neger immer höhere, zuletzt nicht mehr erfüllbare, Anforderungen stellt. Streitigkeiten sind unausbleiblich. Was am einzelnen Neger unangenehm auffällt, steigert sich in der Gesammtheit bis zum Unerträglichen. Erfahrungen schlimmer Art mehren sich, und grenzenlose Verachtung der Negerrasse im Allgemeinen ist das Endergebniß aller Beobachtungen.

Mit welchen Empfindungen steht nun der Europäer der ersten Wahrnehmung der Sclaverei gegenüber? Im höchsten Grade berührt es peinlich, sehen zu müssen, wie ein Mensch in Ketten oder Sclavengabel gelegt, wie ein Mensch als Waare behandelt, ge- und verkauft wird, und dem gegenüber vollkommen machtlos zu sein scheint. Man ist empört darüber, wie hier die Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Hat man aber bei längerem Aufenthalte unter den Schwarzen deren wahren Charakter und vor Allem die dortigen socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse studiert und verstehen gelernt, so kommt man von einem übergroßen Gefühl des Mitleides zurück. Ja, man ertappt sich mehr wie einmal bei dem Gedanken: diesem niederträchtigen Gesindel geschieht ganz recht. Nicht als ob man die Thatsache der Sclaverei, des Sclavenhandels und der Sclavenjagden irgendwie beschönigen oder vertheidigen möchte: aber man sieht ein, daß man es hier mit einer Institution zu thun hat, deren unvermittelte Beseitigung nicht einmal für die Betroffenen selbst eine Wohlthat wäre. Ein im Grunde vergnügteres, sorgenloseres und vor Allem sorgenfreieres Volk als die Schwarzen gibt es nicht.

Ziemlich allgemein glaubt man, daß die Thierwelt Afrika's einen vorwiegend beängstigenden Eindruck machen müsse: die vielen bösen, stechenden, beißenden, zerstörenden Insecten, die giftigen Schlangen und anderes Gewürm, die mord- und raubgierigen Löwen und Panther, die heimtückischen Krokodile. Auch dieses ist nicht so schlimm in der Wirklichkeit, wie in unserer Vorstellung. Selten hört man von Unglücksfällen in dieser Beziehung, oder hat man gar Gelegenheit, selbst unliebsame Erfahrungen zu machen. Bald schon denkt man nicht mehr daran, daß man von Schlangen gebissen, von Raubthieren zerrissen oder von mächtigen Vierfüßlern zertreten werden könnte. Der Insecten nur kann man sich kaum erwehren. Hingegen erregt die große Anzahl von Individuen, besonders bei dem Wild, oft genug das Erstaunen des Reisenden und reizt dessen Jagdlust.

In der uns umgebenden Natur fällt uns in erster Linie die blendende Helle der Luft auf. Die in den Tropen höher stehende Sonne sendet eine weit größere Fülle Lichtes herab als hier, wo die Strahlen schräg auffallen und so eine große

Menge Lichtes durch Reflexion verschwindet. Im Anfang ist die Lichtfülle dem Auge beinahe unerträglich, so daß man unwillkürlich zur blauen Brille greift und den Hut tiefer über die Augen zieht. Immer aber ist der leuchtende, fast ewige Sonnenschein von großer psychischer Wirkung. Er erhöht die Lebensthätigkeit des Menschen und macht heiter und lebensfroh, wenn nicht etwa andere Ursachen, wie Krankheiten, Störungen hervorrufen. Dieser lachende Sonnenschein ist es auch, welcher immer wieder die Sehnsucht nach jenen Gegenden wachruft. Was die so oft gerühmte tiefe Bläue des südlichen Himmels angeht, so ist dieselbe entschieden ins Reich der Fabel zu verweisen. Nach Gewittern, in der alsdann sehr reinen Luft, können wir sie in derselben Stärke bei uns beobachten wie irgendwo im Süden. Wenn man der Bläue des Himmels in Italien oder Griechenland eine besondere Tiefe nachrühmt, so ist diese Erscheinung nur der Wirkung des Contrastes zuzuschreiben, gegen die dort überall weiß gestrichenen Häuser oder weiße blendende Felsen. Für Afrika fallen derartige Contraktobjecte, mit Ausnahme der Küstenplätze, fort, und deshalb machen fast alle Reisenden die Beobachtung, daß der Himmel im Innern weniger dunkelblau aussieht als an der Küste.

Während der trockenen Zeit, wo die Atmosphäre über dem ganzen afrikanischen Continente mit dem Höhenrauch der Grasbrände erfüllt ist, zeigt die Luft stets ein weißliches, selbst ganz weißes, oft sehr befremdliches Aussehen. Die Trübung ist dann manchmal eine derartige, daß die Sonne, gegen Abend noch um dreißig Grad vom Horizont entfernt, wie eine rothe glühende Scheibe am Himmel schwebt. Man kann in dieselbe hineinsehen, ohne daß das Auge geblendet wird. Wenn die Sonne dann tiefer sinkt, erscheint sie am Horizont oft als eine flachgedrückte Ellipse. Der Eindruck, den die trübe, noch hochstehende Sonne macht, ist ein sehr fremdartiger, weil dann die ganze Landschaft noch ziemlich hell erleuchtet ist und trotz der Sonne eine Art Dämmerlicht herrscht.

Von der Pracht eines echt tropischen Sonnenunterganges dagegen können wir uns in unseren Breiten keine rechte Vorstellung machen, besonders wenn dabei die Erscheinung sogenannter Dämmerungsstrahlen auftritt.

Oft hat der Verfasser des Märchens gedenken müssen, daß mit Sonnenuntergang plötzlich tiefste Finsterniß unter den Tropen herrsche, so etwa, als wenn man in einem Zimmer hermetisch verschließbare Jalousien herunter ließe. Thatsächlich nimmt die Dämmerungsdauer in demselben Verhältniß ab, als wir uns dem Aequator nähern und ist dort am kürzesten. Die Sonne sinkt in den Aequatorgegenden bedeutend schneller unter den Horizont als nach den Polen zu, weil sie hier schräg, dort senkrecht gegen den Gesichtskreis hinabtaucht. Je näher wir dem Aequator rücken, um so gleichmäßiger lang sind die Tage: zwölf Stunden Tag gegen zwölf Stunden Nacht, so daß dort das ganze Jahr über Tag und Nacht gleich lang sind. Bei drei Grad Süd- oder Nordbreite finden wir schon einen Unterschied von vierzig Minuten zwischen dem längsten und dem kürzesten Tage. In demselben Maß ist auch die Dauer der Dämmerung je nach dem Breitengrade verschieden. In der Nähe des Aequators fällt die astronomische Dämmerung mit der sogenannten bürgerlichen

nahezu zusammen. Unter der ersteren versteht man bekanntlich den Zeitabschnitt, welcher verstreicht zwischen dem Augenblick des Verschwindens des oberen Sonnenrandes unter dem Horizont im Westen und der Berührung des Erdschattens mit demselben Horizont, und zwar bei Sonnenuntergang. Bei Sonnenaufgang herrscht so lange die astronomische Dämmerung, als der Erdschatten am westlichen Horizont verschwindet bis zum Erscheinen des oberen Sonnenrandes im Osten. In der Nähe des Aequators dauert diese Erscheinung etwa 28—30 Minuten, und ebenso lange währt dort die bürgerliche Dämmerung, d. h. die Zeit, während welcher man bei dem Dämmerlicht noch im Freien arbeiten oder lesen kann. Bei zehn Grad Süd- oder Nordbreite dauert die Dämmerung schon ungefähr siebzig Minuten. Demnach kann von einem ganz plötzlichen Eintreten der Finsterniß oder Helle keine Rede sein. In der Dämmerung sehen wir in Afrika sehr häufig während der Regenzeit, zuweilen auch in der trockenen, die vorerwähnten Dämmerungsstrahlen auftreten, die das Erstaunen des Fremdlings stets in höchstem Maße erwecken. Ihre Entstehung erklärt sich sehr leicht nach Beobachtungen, die man häufig genug machen kann. Wenn die Atmosphäre bei Sonnenauf- oder Untergang von rosafarbenem Licht durchfluthet ist und einzelne sehr mächtige Haufenwolkengebilde dicht am oder unter dem Horizonte schweben, so erscheinen die Schatten derselben als perspectivisch nach unten verjüngte Streifen, von meist tiefblauer Farbe in der rosa erleuchteten Atmosphäre, und zwar von einem Punkte aus fächerförmig über den ganzen Himmel gebreitet. Nie aber wird man mehr als zehn bis zwölf solcher Dämmerungsstrahlen beobachten, denn nur große, dichte Wolken vermögen solch tiefe Schatten zu werfen. Sind die Wolken unter einer bestimmten Größe, so werden die Schatten nicht mehr sichtbar. Sind die Wolkenhaufen aber zu groß, so tritt überhaupt keine Abendröthe ein, da die Wolken durch ihre Masse die Sonne verdunkeln. Ist ein solcher Sonnenuntergang besonders prächtig, so schießen die Dämmerungsstrahlen bis beinahe zum Zenith hinauf. Dort verschwinden sie, um am östlichen, beziehungsweise westlichen Horizonte in derselben Anzahl einer dem Entstehungspunkte diametral entgegengesetzten Seite zu entsteigen.

Die ganze Erscheinung tritt immer erst nach Sonnenuntergang ein und dauert nie länger als 15—17 Minuten. Die Dämmerungsstrahlen sind übrigens durchaus keine nur auf die Tropen beschränkte Himmelserscheinung, sondern treten auch in unseren Breiten auf, wenn auch nie in solcher Intensität. Dem aufmerksamen Beobachter werden sie nicht entgehen. Einmal beobachtete der Verfasser sehr auffallende Dämmerungsstrahlen im October 1890 in der Gegend zwischen Horka und Görlitz.

Von den wunderbar schönen Sonnenuntergängen in Afrika ist dem Verfasser namentlich einer in Erinnerung, den er an einem Septemberabend auf dem Tanganika im Angesicht der Westküste dieses Sees sah. Die hohen Gebirge Marungus erhoben sich in kobalt- und violettblauer Färbung über den tief indigoblauen See; die diesseitigen Höhen lagen wie unter einem zarten grünen Schleier; hie und da erblickte man gleich einem Silberfaden den hohen Wasserfall eines Baches. Der ganze Himmel strahlte wie ein feuriges Luftmeer, durch-

schossen von regelmäßigen, tief azurblauen Dämmerungsstrahlen, welche sich auch nach dem östlichen Himmel fortsetzten. In einem derselben erglänzte hell und leuchtend die Venus als Abendstern. Ganz versunken in das prächtige Schauspiel, konnten wir uns kaum satt sehen, während es auf unsere schwarzen Begleiter nicht den allergeringsten Eindruck machte.

Ist die Nacht hereingebrochen, so wölbt sich über uns die prachtvolle Zone des südlichen Himmels. Wennschon derselbe nicht die Fülle von Sternen erster Größe wie im Norden aufweist, so ist er dennoch schöner als unser Sternenhimmel. Sind es doch nicht allein jene Sterne erster Größe, welche dem Nachthimmel seine zauberhafte Pracht verleihen. Auch von dem berühmten südlichen Kreuz macht man sich leicht einen übertriebenen Begriff: es ist unregelmäßig aus vier, nicht einmal besonders leuchtenden Sternen zusammengesetzt. Die Gesammtheit ist es vielmehr, welche sich hier zu solch unvergleichlichem Bilde vereint; ein wundersames Gemenge von Sternen, großen und kleinen Nebelflecken, Nebelsternen, es ist die Anhäufung all dieser strahlenden, flimmernden Sterne, welche diese Wirkung hervorbringt, vor Allem der Milchstraße, welche hier eine besonders große Lichtfülle besitzt. Die allgemeine Helligkeit des Gesichtsfeldes als Folge der großen Lichtmenge, der Umstand, daß die ungemeine Klarheit der Luft eine Menge Sterne bis zum Horizonte herab sichtbar erscheinen läßt, all diese funkelnde, glitzernde, zitternde Pracht hinterläßt auf ein dafür empfängliches Gemüth einen unvergeßlichen Eindruck. — Dazu kommt zuweilen noch die zur Zeit des Neumondes unendlich feine Mondsichel, und so lange der Mond nicht sichtbar ist oder noch keine Leuchtkraft besitzt, das geheimnißvolle Zodiakallicht. Als hoher abgerundeter Lichtkegel in leichter Neigung gegen den Horizont bildet es in seinem milden Glanze einen herrlichen Schmuck des tropischen Nachthimmels. Das Zodiakallicht folgt der untergegangenen Sonne oder kündet das Nahen der aufgehenden an. Wir vermögen diese eigenartige Erscheinung noch nicht zu erklären. Ob es ein großer zwischen Erde und Mars rotirender Nebelring oder die äußerste Schicht der Sonnenätherssphäre sei, darüber ist man noch im Ungewissen. Einen am entgegengesetzten Horizont aufsteigenden Lichtschein hat der Verfasser nie beobachten können trotz der Angaben einzelner Beobachter, trotz der meist unvergleichlich reinen Luft und trotz seiner eigenen guten Augen, welche ihn im Siebengestirn deutlich ohne Instrument elf Sterne erkennen ließen.

Auch die Venus leuchtet in den Tropen in ganz anderer Helligkeit als bei uns. Flammend steigt sie hinter dem Walde oder über Bergen empor, dem Verfasser wiederholt die Erscheinung eines mächtigen Feuerbrandes vortäuschend, bis sie, höher steigend, als kleine Scheibe sichtbar blieb. In klaren Nächten der Regenzeit leuchtet sie derart hell, daß alle Gegenstände in ihrem Lichte deutlich wahrnehmbare Schatten werfen, was einen sehr befremdenden Eindruck macht. Im Sommer 1881 konnte der Verfasser und dessen leider bald danach verstorbener College Dr. Kaiser die damals als Morgenstern erscheinende Venus sogar bis gegen zehn Uhr früh am Tageshimmel im matten Schein mit unbewaffnetem Auge beobachten.

Der Mond trägt wohl am meisten dazu bei, die Herrlichkeit der Tropennächte zu erhöhen. Wenn er auch, was die Lichtfülle angeht, nicht mehr leistet als bei uns in klaren Winternächten, so kommt doch hier die Vegetation sehr zu Hülfe und schafft aus selbst einförmigen Bildern manchmal wahre Zauberlandschaften. Wenn die fadenfeine Sichel am Himmel erscheint, oft nur dem geübtesten Auge erkennbar, oder die riesengroße Scheibe sich über Palmen- und Urwald erhebt, um in Flüssen und Seen glitzernden Widerschein zu weben, oder in Landschaften, die am Tage öde aussehen, ungeahnte Bilder und weite Perspectiven zaubert, so werden sich solche Eindrücke so leicht nicht verwischen.

In den zu- und abnehmenden Phasen erscheint uns Nordländern der Mond in den Tropen allerdings recht befremdlich. Statt wie bei uns von der linken oder rechten Seite zu- und abzunehmen, geschieht dies dort für den Beschauer von unten und oben. Der Mond bildet also während des ersten Viertels einen nach oben geöffneten Bogen und Halbkreis, abnehmend einen nach unten gerichteten. Am 3. November 1870 beobachtete der Verfasser gegen Sonnenuntergang eine seltene schöne Constellation am Himmel. Mitten über der nach oben gerichteten feinen Mondsichel erstrahlte die Venus, nur etwa vier Monddurchmesser davon entfernt, in vollstem Glanze, wie das zur Wirklichkeit gewordene Wappen des Mohammedanismus.

Doch nicht immer, wie sich denken läßt, ist die Luft in Afrika klar. Während zweier voller Monate wird sie durch den ungeheuer weit verbreiteten Höhenrauch getrübt. Wenn dann die Regenzeit auf ihrem Höhepunkt angelangt ist, erscheint die Sonne zwar fast täglich zwischen grauem, schwerem Gewölk, aber oft nur auf wenige Augenblicke, bei sehr heftigen Regenperioden sogar Wochen lang gar nicht. Dies sind aber Ausnahmen, die nur alle sechs bis sieben Jahre eintreten.

Recht sonderbar wirkt die Erscheinung von Nebeln, welche sich zuweilen während der Regen einstellen, im Flachland nur gegen Morgen, vor Sonnenaufgang, auf hohen Bergen, jedoch wie auf dem Kilimandscharo, den Bergen der Küstengebirge und denen der Seen im Innern, zu allen Tageszeiten. Plötzlich wird dann der Wanderer vom wallenden Nebel umwogt, der immer eine starke Abkühlung der Luft mit sich bringt und für den Neger eine sehr unangenehme Erscheinung ist, da dieser alsdann außerordentlich unter der Kälte zu leiden hat. Für den Europäer haben solche Nebel einen eigenartigen Reiz, sie heimeln ihn an und bringen ihm zugleich lebhaft zum Bewußtsein, daß er sich in den Tropen befindet, deren charakteristische Vegetationsformen auf dem grauen Nebelhintergrunde schwach hervortreten, umwoben wie von einem geheimnißvollen Duft.

Befinden sich solche Nebel zur Zeit des Mondscheines in großer Höhe, so werden regelmäßig enorme Mondhöfe sichtbar, welche in mildem weißem Licht erglänzen, nach innen scharf abgegrenzt, nach außen von allmälig abnehmender Stärke. Schweben aber in sehr großen Höhen ganz feine Cirrus- oder Stratuswolken, so treten intensiv gefärbte Mondregenbogen auf, oft doppelt. Immer aber weisen diese nur grün und violett auf in doppelter Reihenfolge.

Nach Niederschlägen bilden Regenbogen, häufig in der Verdoppelung, eine sehr regelmäßige Erscheinung. Die Neger erklären dieselben, ebenso wie den Blitz, für eine Schlange.

Die Landschaft im Innern des Continentes verursacht uns im Anfang große Enttäuschung. Alles so eintönig abgerundet ohne Abwechslung. So weit das Auge reicht, einförmige Wälder, unterbrochen nur von Gras- und Savannenflächen. Selbst da, wo das Silberband eines Flusses mit dunkler Urwaldumrahmung hinzukommt, oder Gebirge aufsteigen, deren Gipfel manchmal grotesk geformt erscheinen, von deren Abhängen Bäche in oft unzähligen Cascaden herabstürzen, oder wenn sich vor uns die ungeheure Fläche eines Sees oder kleineren Binnengewässers ausbreitet, auch wenn die wunderbarsten Beleuchtungseffecte darauf spielen: selbst dann werden wir die Gegend nicht „schön" in unserem Sinne nennen können. Wir müssen unser Auge, unser Empfinden an das Fremdartige erst gewöhnen. Dann aber machen wir die Erfahrung, daß die Landschaft doch größere Aehnlichkeit mit der heimischen hat, als wir Anfangs annahmen, so daß sie uns schließlich immer wieder zu Vergleichungen herausfordert.

Sonderbare Empfindungen bestürmen den Reisenden stets, wenn er in den Anblick einer inner-afrikanischen Landschaft versunken steht. Es ist ein gewisses Unbehagen, ein Bedrücktsein und Gefühl der Vereinsamung, auch wenn man umringt ist von Hunderten von Trägern und Bewaffneten und keinerlei Unannehmlichkeiten zu befürchten sind. Man fragt sich oft, welchem Umstande dieser sonderbare Eindruck, selbst im Angesicht einer reizvollen und friedlichen Gegend, seine Entstehung verdankt, bis es endlich zum Bewußtsein kommt. Die menschlichen Ansiedlungen und Wohnungen fehlen, dasjenige, was unserer Landschaft das eigenthümlich lebensvolle, anheimelnde Gepräge verleiht, und sind es bei uns nicht Wohnungsstätten, so finden wir doch überall Spuren der rastlosen Thätigkeit des Menschen. Das Alles fehlt in Afrika. Abgesehen von der Umgebung der Dörfer, liegen von hundert Theilen des Landes in Afrika neunzig vollkommen unberührt da, und wenn wir den schmalen, kaum fußbreiten Pfad verlassen haben, so können wir oft Tage lang wandern, ohne durch das kleinste Zeichen für das Vorhandensein von Menschen erinnert zu werden. Und dies ist es, was jenes niederdrückende Gefühl verursacht. Man empfindet die Machtlosigkeit des Menschengeschlechts niemals tiefer, als in der Einsamkeit und Oede der Wildniß.

Die unwillkommenen Eindrücke werden aber glücklicherweise durch ein anderes Empfinden wieder aufgehoben: durch den Reiz des Geheimnißvollen, des Unbekannten. „Was da vor dir liegt," spricht es in dem Entdecker, „hat vor dir noch nie eines Weißen Auge gesehen, du bist der erste Culturmensch, der Kenntniß von dem Neuen, bisher Unbekannten bringt."

Jeder längere Aufenthalt in der Wildniß Afrika's, besonders wenn der Reisende in großer Entfernung von der Küste lebt, verursacht, daß sich der Europäer geistig immer mehr in sich selbst zurückzieht und schließlich vollkommen Genüge findet an seinem eigenen inneren Menschen. Er ist durchaus von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen und wird in keiner

Weise durch andere Dinge, welche außerhalb des Rahmens seiner Absichten liegen, abgelenkt. So kommt es, daß er die Wildniß immer mehr lieb gewinnt und die Sehnsucht nach der Heimath, welche ihn im Anfang manchmal beschlichen hat, zuletzt ganz schwindet. Kann der Forscher dem Hange nach dem Leben in uncultivirten Ländern ganz und gar nachgeben, so läuft er Gefahr, geradezu ein Feind der Cultur und Civilisation zu werden; er wird sie dann zu meiden suchen, wie wir es bei Emin Pascha sahen; oder es kann sogar vorkommen, daß ein geistig hochbegabter Mann, wie Bonpland, der Gefährte Alexander von Humboldt's, in der Wildniß bis ans Lebensende weilend, in vollständiger Verwilderung untergeht.

Die meisten Reisenden kommen schließlich auf dem Standpunkt an, gewissermaßen eine Abneigung gegen die Gesellschaft eines Weißen in sich zu entdecken, denn jede Rücksichtnahme, selbst die geringste erscheint dem als lästiger Zwang, der nicht etwa das Glück hat, wie der Verfasser, einen wirklichen Freund in seinem Wandergesellen zu finden. Leider ist dies nur höchst selten der Fall. Die directe Ursache für die Unverträglichkeit ist, daß man im Uebermaß persönlicher Freiheit alle Rücksichten gegen den weißen Kameraden bei Seite läßt und in zweiter Linie eine ins Ungeheuerliche gesteigerte nervöse Reizbarkeit. Diese wird bewirkt durch die massenhaften seltsamen Eindrücke, durch die ewige, oft quälende Sorge für die Expeditionsangelegenheiten, durch die zahllosen Enttäuschungen und den Aerger! Die Geduld des Reisenden wird oft genug in gradezu übermenschlicher Weise auf die Probe gestellt, und zuletzt kommt hinzu die Wirkung des Klimas, welches die Nerven neben körperlicher Anstrengung, durch Krankheit und ungenügende Ernährung, außerordentlich reizt.

Man sollte meinen, daß unter solchen Umständen besonders Eines fühlbar wäre: nämlich der Mangel an Aerzten. Aber dem ist nicht so. Man vertraut vollkommen auf die Widerstandsfähigkeit seines Körpers, ist meistens voller Hoffnung, und naht wirklich einmal ernstliche Gefahr, so sagt man sich, daß man dies Alles vorausgewußt und schon bei Antritt der Reise sich mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Im Allgemeinen muß freilich eingestanden werden, daß in Wirklichkeit die unangenehmen Eindrücke auf solchen Reisen der Zahl nach bei Weitem überwiegen. Der menschliche Geist hat aber glücklicherweise für diese ein kurzes Gedächtniß, sie verwischen sich und lassen die angenehmen um so lebhafter hervortreten. Dem Reisenden, der lange dort geweilt hat, wird der Abschied von Afrika geradezu schwer, und nur mit einem gewissen Unbehagen sieht er seinem Eintritt in die civilisirte Welt entgegen, in welcher er sich nur langsam wieder zurechtzufinden vermag.

Briefe von Ernst Moritz Arndt aus dem Frankfurter Parlament.

Mitgetheilt
von
Carl Georg Brandis.

[Nachdruck untersagt.]

Die Februarrevolution in Paris mit dem Sturz des Julikönigthums und der Errichtung der Republik weckte alsbald auch in Deutschland die Geister und ließ alte Hoffnungen sich neu beleben: die Einheit Deutschlands, ein deutsches Parlament und eine kräftige Reichsregierung, das waren neben manchem Anderen die Wünsche patriotischer Männer. Und in der That schien Alles ihrer Verwirklichung günstig zu sein: am 18. Mai 1848 trat in Frankfurt das erste Parlament zur Berathung einer Verfassung für das Deutsche Reich zusammen. Es war natürlich, daß vorzugsweise solche Männer nach Frankfurt entsandt wurden, welche als deutsch gesinnt und als Vorkämpfer volksthümlicher und liberaler Einrichtungen bekannt waren. Ernst Moritz Arndt, der deutsche Mann mit dem warmen Herzen für Alles, was Deutschland einig und stark zu machen im Stande war, durfte hier nicht fehlen: fünf Wahlkreise erkoren ihn zu ihrem Abgeordneten, und er nahm die Wahl der „stählernen und eisernen Solinger" an. In Frankfurt wohnte Arndt in demselben Hause und in demselben Zimmer, worin er schon 1814 als Kriegseinquartierung fast ein Jahr lang gelegen hatte. Was 1814 des jüngeren Arndt Herz erfüllte: die Liebe zu Deutschland, der Glaube an Deutschlands Macht und Größe, das Vertrauen auf Preußen, hatte bei dem Greis 1848 weder an Frische noch an Stärke verloren. Aber die überall auftauchenden Bestrebungen nach Errichtung einer deutschen Republik und nach Sturz der Fürsten verurtheilte er aufs Schärfste; trotzdem er — ganz zufällig — auf der linken Seite des Hauses saß, gehörte er doch seinen Ansichten nach zur Rechten. Er war monarchisch gesinnt und sah Deutschlands Heil nur in einem Kaiser, der nothwendig der König von Preußen sein mußte.

Die folgenden Briefe werden nicht nur um des Schreibers, sondern auch um ihrer selbst willen anziehen. Gerichtet sind alle an Christian August Brandis, aus dessen Nachlaß sie mir zur Veröffentlichung übergeben sind.

Brandis, seit Anfang der zwanziger Jahre Professor der Philosophie in Bonn, war aufs Engste mit Arndt befreundet — beide Männer wußten sich eins in ihrer Liebe zu Deutschland und ihrem Glauben an Preußens Beruf für das zu einigende Vaterland. Auch als Denkmal einer Freundschaft zweier patriotisch gesinnter Männer mögen die Briefe für Alle, welche das erreicht sehen, wonach jene strebten, einen Werth haben, der ihre Veröffentlichung vollauf berechtigt erscheinen läßt. Es schien dabei erlaubt, einige Stellen, die wegen ihrer Derbheit für die Veröffentlichung sich nicht eigneten, zu unterdrücken.

I. Bonn[1]), den 17. Junii 48.

Einmal einen Brief an den lieben Freund, dessen, wie überhaupt seiner Geliebten und der geliebten Gewohnheiten und Freuden des Heimathsorts, man doch oft erinnert wird; denn ganz kann man die alte Brust doch nicht mit Erz umpanzern: es will doch oft gar Vieles, was in dieses Gewirr und Getümmel nicht zu gehören scheint, an- und eindringen. Sonst sollst Du wissen, Geliebter, daß ich gleich einem alten Römer oder gleich einem neuen Europäer, etwa einem, der eine Reise um die Welt machen will, den Vorsatz gefaßt habe, mit welchem es mir wirklich besser zu gelingen scheint, als ich anfangs fürchtete, mein Leben hier von dem alten Leben gleichsam abzuschneiden und wie zu isoliren und wie ein Soldat im Felde bloß auf den Dienst des Augenblicks zu achten. Das geht wirklich leidlich, ich halte die vielen Sitzungen leidlich aus, schlafe, wie es scheint, von mancher Langenweile müder als gewöhnlich, sehr gut, esse und trinke verständig gleich andern verständigen Leuten und bilde mir endlich zuweilen ein, daß ich Gutes thun helfe und in diesem wilden Gewimmel und Gewirr nicht ganz unnütz bin.

Unser Reichstag — ja, das ist Dir ein Ding — und doch könnt' er ein viel schlechteres Ding sein als er ist; und wenn man an seine Vorläufer, besonders wenn man an seine wirklichen Vorläufer, das tumultuarisch zusammengelaufene Vorparlament und die sogenannten Fünfziger denkt, und an die Art der Wahlen, so muß man sich doch wundern, daß so viel Verstand und Geschicklichkeit und auch so viel guter Wille zusammengekommen ist als einem oft begegnet.

Es hat sich hier, wie in allen großen Versammlungen, natürlich eine Linke und eine Rechte gebildet. Ich sitze zufällig vor der Linken auf einem Platz, der mir gleich anfangs sehr bequem däuchte, weil der Rednerbühne nahe, und den ich, ohne des praejudicii et judicii zu gedenken, behalten habe, obgleich er mir nun wegen des Getobes und Gebrülls der Linken doch zuweilen lästig wird, habe einen Arzt[2]) aus Olmütz neben mir und den berühmten Robert Blum, den Kölner, hinter mir.

Unsere Führung ist wegen der schlechten Angewöhnungen eben aus den vorhergegangenen Versammlungen oft zu tobig und regellos, und ein elendestes Galeriegeklatsche hat als Gewohnheit Platz gegriffen, und dafür werden von manchen tobigen, unnützen Burschen denn die hochtönenden Klangworte genug gemißbraucht, womit man die Menge ködert. Der Präsident Gagern, der durch große Stimmenmehrheit zum zweiten Male glücklich Gewählte, ist übrigens ein tüchtiger und seinem Posten gewachsener Mann, und seit ein paar Tagen däucht mir wirklich, daß wir anfangen, etwas sittiger zu werden.

---

[1]) Bonn ist ein Schreibfehler Arndt's, es muß Frankfurt heißen, wie aus dem Briefe selbst hervorgeht.

[2]) Gemeint kann nur Andreas Ludwig Josef Jeitteles, geboren in Prag 1799, seit 1836 Professor der Medicin in Olmütz, sein. Von Jugend auf mit Carl Egon Ebert befreundet und selbst vielfach mit belletristischen Arbeiten beschäftigt, war er im Jahre 1848 Redacteur des in Olmütz erscheinenden Blattes „Neue Zeit"; in Frankfurt gehörte er zur gemäßigten Linken, trat aber December 1848 schon aus dem Parlament aus.

Linke, Rechte? Die Rechte darf gottlob beinahe auf dreiviertel der Versammlung angeschlagen werden; und doch muß wegen der Meinung des Tages, wie sie einmal im Vaterlande, ja in ganz Europa steht, schon der verständigen Klugheit wegen mit manchem wüsten Unsinn sacht und säuberlich verfahren werden. Auch sind Rücksichten da, die in den verschiedenen Parteiansichten der sogenannten Rechten ihren Grund haben, wovon ich gestern Abend in einem Club der Gemäßigten, im sogenannten Steinernen Hause, zu dessen Vicepräsidenten man mich gewählt hat, recht lebendige Vorstellungen bekommen habe, da in diesem Club manche Bayern und auch Abelliner[1]) sitzen.

In der Linken sind nun mehrere vollgebrannte Republikaner. Was, Republikaner? Nihilisten, Gleichmacher und Levellers in schlimmster Bedeutung müssen sie heißen; ... vollstes nichtigstes Nichts von einem wilden gelernten Kram politischer in leerer Luft tanzender Gespinnste, aber immer die fertigsten, Lärm, Entzweiung, Erbitterung zu erregen und Alles mit dem Samen des Hasses und Verdachtes zu bestreuen, kurz Lärm und bösestes Nichts zu machen. Diese sind im Hause bis jetzt noch nicht weit vorgedrungen; sie scheinen (nämlich die Gefährlichen und Wildesten unter ihnen gerechnet) nicht mehr als ein Viertel der Versammlung auszumachen; aber anders steht es, wenn man nach draußen schaut und ihre äußere Wirksamkeit in Anschlag bringt. Sie sind, wie alles Böse, von einer unglaublichen Thätigkeit und Gerührigkeit und stehen in Gasthäusern und Kneipen täglich in besonderen Clubs auf den Bänken und bearbeiten auf den Märkten und in den Städten und Flecken die Jugend und das kleine Volk in Versammlungen von 5000 bis 10000, wo sie ihnen das süße Gift der allbeglückenden Republik in die Ohren gießen.

Preußen? Unglaublich, wie es dieser Rotte gelungen ist, den Namen und das Königshaus in der Meinung herunterzubringen. An einen deutschen, vollends einen preußisch-deutschen Kaiser gar nicht mehr zu denken. Ich sehe noch nicht, wie man eine befehlende und ausführende Macht schaffen will, die wirklich Macht sei. Ach! wie vieles provisorisch, und in so gefährlicher Zeit. Wir müssen es einmal als ein deutsches Verhängniß nehmen, daß unser Herr die rechte Zeit vergessen hat und daß die Herrschaft zur Probe an Buben und Jungen kommen sollte.

Sonst bin ich diese Festtage etwas auf dem Lande gewesen, am Taunus und bei dem alten Minister Gagern. Ich bin gesund und finde mich. Wir haben schönstes Wetter, und ihr als auch. Ade. Tausend Grüße an lieb Weib und alle Freunde. Dein E. M. A.

N. S. Bunsen ist nicht gekommen. Georg Bunsen ist hier. Manche alte Freunde und Bekannte sehe ich wenigstens nun. Wir sind gewöhnlich müde von Sitzungen und Arbeiten in den Ausschüssen[2]).

II.[3])

Dein lieber Brief, Geliebter, führt mich zuvörderst zu ganz eigenen Betrachtungen oder, wenn Du willst, Bemerkungen; und so mögen sie denn voranlaufen.

---

[1]) Abelliner, ein offenbar von Arndt zur Bezeichnung bayerischer Ultramontaner gebildeter Ausdruck, wozu der bekannte Minister v. Abel, den die Lola Montez-Affaire stürzte, mit seinen starken ultramontanen Neigungen die Veranlassung bot. Die hier von Arndt hervorgehobene Verschiedenheit der Ansichten im „Steinernen Hause" führte noch im Laufe des Sommers zu einer Trennung und Spaltung der Theilnehmer; von dem „Steinernen Hause" als Bezeichnung einer Partei ist seitdem nicht mehr die Rede. Arndt selbst schloß sich keiner der neuen Parteien an, sondern blieb „Wilder" oder, wie man damals sagte, „Straudläufer".

[2]) Arndt gehörte zum „Ausschuß für völkerrechtliche und internationale Fragen", und zwar als Stellvertreter des Vorsitzenden, und weiter war er Anfangs in der fünfzehnten, später in der zweiten Abtheilung des Parlaments.

[3]) Ohne Datum; aber Ende Juni geschrieben. Das letzte darin erwähnte Ereigniß ist die Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser, die auf den 29. Juni fällt.

Ich bin nun einmal ein Mensch, der die Dinge gern mit weitem Gesichte betrachtet, was wieder weite Hoffnungen gibt, und zuweilen auch ein versöhnliches, wenn auch nicht versöhnendes Urtheil über den Lärm des Augenblicks und die Gaukeleien der Spieler, die sich in ihm bewegen. — Wenn ich mich nämlich aus diesem wilden Lärm und schlechtem Getriebe herausstelle oder nur herausdenke und dann auch die Gesichter und Gebärden und Handschläge und Mauldonnerschläge der Schwerenöther des Tages vergesse, so erblicke ich doch in den meisten deutschen Menschen, auch in den meisten der hier anwesenden Volksboten, noch so viel Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit und selbst in der übertriebenen Wildheit mancher Einzelner noch so viel Natürlichkeit, daß mir für das deutsche Ende nicht bange wird, das freilich wohl vielleicht mehr als ein Menschenalter hinter meinem wirklichen Ende hinausliegen wird. Du siehst, daß mein deutsches Ende die endliche Gestaltung und Entwicklung Deutschlands meint; wobei freilich unser bischen Leben und Glück und unserer Kinder sehr in die Schanze gesetzt werden kann. Die Deutschen — ein ungeheures Volk, ihr Land ein Land ungeheurer Kräfte — sie sind erwacht, machen einige Katzensprünge, mehr französische Affensprünge, aber gottlob auch noch viele Kindersprünge — und wir wollen hoffen, daß daraus endlich, wenngleich in langsamen Erlernungen und Uebungen, Männerschritt wird. Freilich, wenn ich das mixtum compositum unserer sogenannten politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse bedenke und wie diese zur Gesinnung und Stimmung des Volkes (die von manchen Narren und Bösewichtern böse genug gestimmt und verstimmt wird) stehen, so wird mir grau und gelb vor den Augen, und bis diesen Tag begreife ich nicht, wie die Centralgewalt (jetzt Erzherzog Johann) die gehörige Klemme über die einzelnen Regierungen gewinnen will, besonders wie sie, gleichsam die Mittelmacht (obgleich sie Obermacht bedeuten soll) zwischen dem Parlament und den Königen und Fürsten, eine genug drückende und stoßende Macht werden will. Ja, hätten wir einen großen König, der zugleich mit Scepter und Schwert gezeigt werden könnte, auf Preußens Thron gehabt und ihn Kaiser oder *βασιλεὺς βασιλεων* schelten dürfen, dann hätte sich die rechte Klemme schon gefunden. Nun ist der gute, alte Johann da, ein einstweiliger Lückenbüßer — was nach ihm? Da ist der gordische Knoten, der seines Alexander's wartet. Indessen flechten Andere andere Knoten, die zuletzt auch wohl in blutigen Kämpfen werden durchgehauen werden müssen, wie jetzt schon die ersten Pariser Barrikadenhelden das, was die Dritten und Vierten flechten oder flechten wollen, mit dem Eisen zerhauen müssen. Beiläufig, diese jüngsten Parisiana scheinen hier doch einige Wirkung zu thun und machen gewisse Leute etwas kleinlauter. Ich bin bei Gelegenheit ihrer zu einigem Ansehen gekommen, indem ich bei einem kurzen parlamentarischen Wortgefecht einem Preiser[1]) der französischen Republik und des hochgebildeten und geistig so hochgesitteten Volkes, das nimmermehr einen soldatischen Herrn vertragen werde, indem ich diesem demokratischen Maulhelden vor einigen Tagen etwas laut zurief: sie werden bald wieder einen haben.

[1]) Gemeint ist Arnold Ruge, der bei Gelegenheit der gerade stattfindenden Berathung über die Centralgewalt am 23. Juni 1848 folgende Worte sprach: „Es handelt sich darum, ob wir ohne Herrn, das heißt freie Männer sein wollen. Der edle Mann neben mir (nämlich E. M. Arndt) hat gesagt, es sei ein Unglück, herrenlos zu sein; ich glaube, er hat eine Unrichtigkeit gesagt. Denn die Nordamerikaner, die keinen Herrn haben; die Schweizer, die keinen Herrn haben wollen; die Franzosen, die ihren Herrn davon gejagt, sind herrenlos." Hierauf rief E. M. Arndt die im Briefe selbst angeführten Worte dem Redner zu, der nun seinerseits replicirte: „Beruhigen Sie sich; ich glaube das nicht." Während in Frankfurt diese Worte gewechselt wurden, war in Paris schon der General Cavaignac, mit weitestgehender Vollmacht seitens der Regierung ausgestattet, damit beschäftigt, den von socialistischen Radicalen angefachten Aufstand niederzuschlagen. Der weitere Verlauf der Dinge in Frankreich und namentlich das baldige Emporkommen Louis Napoleon's bestätigten Arndt's Worte.

Uebrigens, da ich nun auf mich selbst und von mir selbst zu sprechen komme, so fühle ich — und habe es vorher schon gefühlt — daß so alte Leute wie ich in kein Parlament gehören, wenigstens in keines, welches erst ein Parlament werden, oder vielmehr sich gestalten soll. Wäre ich dreißig, vierzig Jahre jünger, so würde ich bald in einer, bald in der anderen Kneipe, wo sich die Clubs halten, auch auf die Tische springen und die Waare, die ich führe, besser an den Mann zu bringen suchen. Denn eben in diesen einzelnen Clubs und Versammlungen wird das Meiste gewirkt und suchen die Parteien sich geltend zu machen. Aber nach der Tageslast muß Unsereiner in den Stunden zwischen neun und ein Uhr Nachts sich mehr in die Ruhe zurückziehen. — Du kannst Dir denken, daß die Radicalen, meistens auch die Jüngsten, bei Weitem die Thätigsten sind und bis tief in das kleinste Volk hinein bohren und wühlen. Sie haben einige Talente: den R. Blum von Köln, mit Plautus zu reden subdolissimum, und ein paar Simone: einen Simon aus Trier, sehr witzig und gewandt, und den Heinrich Simon von Breslau u. s. w. Die Constitutionellen — nun, die haben wirklich keinen Führer; ich weiß nicht, ob und wann sie einen finden werden. Radowitz, geschickt, aber kein Herz (wovon der Deutsche doch immer ein tüchtiges Stück, sei's gut, sei's bös', haben will); Beckerath zu trocken, zu doctrinär, ohne jede Begeisterung; Vincke wirkliches, wahrstes Talent, aber zu eckigt und starr, immer etwas springend; Dahlmann kann auf der Tribüne kein Führer, überhaupt kein Führer sein, weil ihm die unmittelbare Rede und Gewandtheit fehlt; Freiherr Rothenhan aus Franken, ein edler, schöner Rittersmann, hat für eine so große Versammlung nicht genug Durchschlagendes und Feuriges; Heckscher (Hamburger Advocat) leicht der Bedeutendste, ein künftiger Minister: Lebendigkeit, Klarheit der Darstellung, ein sehr guter Wortfechter (Debater); von Widenbrugk (Thüringer, weimarscher Minister) der würde was sein können, wenn er nicht bucligt wäre und eine zu dünne Stimme hätte, feiner, klarer, geistreicher Verstand. (Gagern, der Präsident, ein sehr ausgezeichneter Mann, auch durch seine Persönlichkeit.)[1]

Ich also sitze so mit und versitze möglicher Weise einem schlechteren Mann die Stelle. In Einzelreden und im Gespräche säet so ein Alter vielleicht auch zuweilen ein gutes Samenkörnlein aus; sitze auch in einem sogenannten Club (der Gemäßigten) im Steinernen Hause (absit omen!) zuweilen als Vicepräses, wo Rothenhan vorsitzt.

Die Radicalen (der Appetit des Tollen wächst leider in vielen Landen, zumal in Württemberg, Hessen, Thüringen. Ich hoffe, die Franzosen werden ihn durch die Praxis und Taraxis etwas sänftigen)[2], die eine wüste allgemeine Republik und die Fürsten fort! fort! wollen — es sind unglaubliche Gestalten darunter . . .

Notabene: Ich kam gestern zufällig durch die alte Judengasse, die mich ihrer ungeheueren Ungeheuerlichkeit wegen über eine halbe Stunde in Beschauungen und Betrachtungen aufhielt. Da mußte ich lächeln, als ich vor der Bude eines Antiquars neben älteren Bildern und Köpfen als die einzigen neueren Joh. Ronge und Körbler[3] ausgehängt sah. 2. NB. Ich hänge auch schon aus an mehreren Ecken. Sonst ergötze ich mich vielfach in Betrachtung mancher herrlichen alten Bauwerke der Stadt.

Die Berliner? Das Zeughaus? O diese letzte Plünderung und Schmach ist groß; schändlich die Feigheit der Bürger.

Ade, du Liebster! Tausend Grüße. Dein E. M. A.

---

[1]) Ist von Arndt später, offenbar beim Wiederdurchlesen des Briefes, hinzugefügt und eingeschoben.

[2]) Das hier in Klammern Gesetzte hat Arndt am unteren und seitlichen Rande hinzugefügt.

[3]) Gemeint ist sicher der Priester Kerbler aus Schlesien, welcher mit Johannes Ronge zusammen an der Bewegung gegen die päpstliche Hierarchie Theil nahm. Diese Bewegung, durch Ronge's geharnischte Schrift an den Bischof Arnoldi in Trier gegen die Wallfahrt zum „ungenähten Rock" hervorgerufen, führte zur Gründung des Deutsch-Katholicismus.

III.

Frankfurt, 27. Heumonds 1848.

Wir haben drei Tage unfruchtbaren und blutigen Polenacker gepflügt, nachdem wir über sechs Wochen in unserm Ausschuß [1]) auf verschiedene Weise darüber gefochten und berathen hatten; endlich ist geschehen — was geschehen mußte! — der deutschere Theil des Großherzogthums Posen ist Deutschland einverleibt. Damit ist freilich der künftige Zwist und Aufruhr nicht abgeschnitten, zumal bei einem Volke slavonischen Stammes; aber man thut eben, was der Augenblick und auch das Herz verlangt. Wenn man auf Erden nur Einiges gelegentlich recht machen kann, gerecht kann man diese Erde nicht mehr machen. Auch ist sie nie gerecht gewesen; ich glaube doch bei allen Narrheiten und Getümmeln noch, daß wir gerechter sind als unsere Väter und Großväter.

Dies für heute, Geliebter, nebst einigen Ausläufen und Abschweifungen aus meinem Gedankenpfade heraus auf die bunten und verschieden geschlängelten Blumenpfade Deines letzten lieben Briefes vom 16. d. M. Man tupft so hin und her an und findet, wie dumm und halbblind eine lange Sitzung von 6½ Stunden einen auch gemacht habe, durch dies Tupfen und Picken hier und da ein Gedankenkörnlein.

Du klagst über Eure Bonner Zustände — und wer könnte und müßte nicht klagen? Wer könnte und dürfte nicht klagen über das Maß der kurzen Geister, die sich als große und außerordentliche gebärden? Aber doch glaube ich, wir klagen unsere Zeit mit Unrecht des kurzen und kleinen Maßes an. Es ist Alles in einem wunderlichen und auch wunderlichen Uebergang und Ausgang der Zeiten; und da ist lange eine gewisse Gleichheit, welche ich eine Ebenheit nennen möchte, wo nichts hervorragt. Es werden die Hervorragenden und Gewaltigen schon kommen, aber wahrscheinlich lange hinter mir. Thut nichts. Wie unsere politischen Verhältnisse die schwersten sind, wenn man sie zu einer gedachten Ebnung brächte oder vielmehr sie sich nur so einbildete, so ist nach meinem Gefühl ein gewisses verworrenes Tappen in einem Volke, welches doch so tapfer und kriegerisch ist als das unsrige, mir immer mehr ein Zeichen einer milden Lindigkeit und Gutmüthigkeit, als einer geistigen Hülflosigkeit oder politischen Unfähigkeit. Dies bei einem Volke, welchem seit vier Monaten alle Zügel der Herrschaft und des Gehorsams fast ganz gelöst sind, ist mir ein fröhliches Zeichen. Wie das Ganze endlich mehr in einer würdigen Weise zur Stärke und dadurch zur Ordnung geeinigt werden kann, das weiß nur, der die Schicksale der Völker lenkt. Dazu wird äußere Noth, welche zusammentreibt, gehören, oder irgend einige außerordentliche Treiber, welche die Völker selten mit seidenen Handschuhen anfassen und führen. Veniet Ille.

Kurz, glaube mir, Geliebter, es ist hier, es ist allenthalben im Vaterlande viel Gutes und auch Tüchtiges; auch in dieser Versammlung sind viele brave und tüchtige Leute, auch einzelne ausgezeichnete Talente — aber, aber — warum kein Vortreter? Wie die ganze politische Entwicklung der jüngsten fünfunddreißig Jahre sich machte, hatten unsere Könige und Fürsten sich in den Dreck gelegt. Es gilt, sie langsam herauszuziehen. In einer einzelnen Monarchie könnt' es ein Einzelner sein, in so vielen wie die deutschen, müßt' es ein Riese sein, ein Herkules, der die immer frisch gefärbte blutigste Keule führte; Gott wird uns ja piano gehen lassen; es sind wirklich viele bereite Kräfte da! — Und die andere Seite, die Republik?

Täuschen wir uns nicht — auch in Deutschland stehen ihr viele wüste und verworrene Kräfte und Geister zu Gebot, und hätte Gott es gewollt und einen Satanskerl geboren werden lassen, Lichtfreunde, Fichtianer und Hegelianer haben rechtschaffen vorgearbeitet, und doch — ich hoffe, sie werden endlich dahinten bleiben. Daß es aber mit unserm losen Wesen einer allgemeinen flatternden Freiheit, daß es ohne feste, strenge politische Sittenordnungen in die Harre [2]) nicht gehen kann,

[1]) Für völkerrechtliche und internationale Fragen.

[2]) = auf die Dauer, auf die Länge.

dessen bin ich gewiß wie meines Lebens; wie man endlich ein Gesetz finden soll, welches das Bürgerleben und seinen Noth- und Angelnagel, die Ehe, nach der Weise und Ordnung älterer heidnischer wie christlicher Völker richtet und einrichtet — daran muß gedacht werden, aber ich weiß seine Formel noch nicht. Wir wollen hoffen. Denn das Weltschicksal und das Glück und Unglück unserer Kinder und Enkel hängt daran, und nach der Art und den Grundsätzen, die der Tag und Ruge und Robert Blum und Kinkel den Armen und Mühseligen predigen, würde die Herrlichkeit Europa's mit all' ihrer Bildung, Kunst und Wissenschaft zuletzt unter den wilden Fäusten der Proletarier vergehen müssen. Wir haben Paris und sein jüngstes Beispiel. Die haben das Gehirn der blinden Narren wohl etwas abgekühlt; aber die Herzen der bösen Narren — wir haben hier auch einige — weigern sich jeder Abkühlung. Indessen die Jahrzehnte rollen geschwind, und auch wir Deutsche werden nicht Zeit haben, uns über kleine und gar über kleinliche Ablehren zu bedenken. Aristoteles und Plato waren da tausendmal vernünftiger als diese Thoren, die aber auch zum Theil den Glauben an ein Jenseits für eine Narrheit erklären. Da liegt aber ganz eigentlich der Hund der Zeit begraben. Also Eure extremissimi — mit Plautus zu reden — haben gleichsam den Oberspieß gewonnen? So sieht es einstweilen äußerlich noch an vielen Orten aus, wenn es auch innerlich, in den Herzen, so schlimm noch nicht ist. Es ist mit den Guten und Bösen gleichsam ein Verhältniß wie mit den Fliegen und Bienen. Die Biene fliegt in einer Richtung, hält sich länger an einer Stelle, auf Blumen und Kräutern Honig sammelnd, auf, und fliegt darauf in einer, oft in derselben Richtung, still wieder heim; die Fliege dagegen in derselben Zeit fliegt an zehn und zwanzig Ohren und Nasen, an zehn und zwanzig Milch- oder Kothtröpfchen hin und her. Daher geschieht, daß, wenn auch der Bienen die dreimal größere Zahl in Bewegung ist, der Fliegen immer viel mehr zu sein scheinen. Das ist es: ein unruhiger, wilder Kerl versteht sich zu verhundertfachen, wo der stätige, sittige Mann sich kaum verzehnfacht. Bis jetzt machen die bösen Schwerenöther wirklich viel mehr Lärm und Geschwirr, als sie Stoff zur That haben; aber wenn die Guten und Verständigen es in bequemer und hoffnungsvoller Weise so fortlaufen lassen, so wird Jenen der Stoff endlich in die Hand wachsen.

Doch ich muß umlenken. Närrisch, daß ich bei der heutigen Hitze und bei allem Dampf des Hauses ordentlich zu zum Theil wunderlichen Betrachtungen aufgereizt bin und Dir eigentlich nichts erzählt habe.

Nun sollst Du wissen, daß Dahlmanns und mein Töchterchen wohl sind, daß ich weder Hollweg noch Mendelssohn leider nicht gesehen habe, und daß der Mensch, zu welchem ich hier ein besonderes Herz hätte fassen können, daß Paul Pfizer [1]) schon vor Wochen nach Stuttgart zurückgekehrt ist, um dort wahrscheinlich bald an einer malacosis cerebri zu sterben.

Ade! Tausend Grüße an die lieben Deinen und an alle Freunde.

Dein E. M. A.

IV.

Frankfurt, den 13. Weinmonds 1848.

Im Getose der Unvernunft und Thierheit, die uns hier und im ganzen lieben Vaterlande ringsum und ringsher umbraust, setze ich mich zuweilen einsam hin, den alten Kopf bald zur Erde senkend, bald zu den Sternen hebend, und suche ein paar Worte mit meinem bischen Vernunft zu sprechen; nun aber will ich's einmal klüger machen und mit der selbstesten Philosophie und Metaphysik mich ein wenig vertrösten, mit deiner Philosophie, Getreuester, mit der Philosophie der Liebe. Am Ende ist es nur ein Wort der Liebe, was ich möchte sprechen können, was ich

[1]) Hervorragender Führer der Württemberger Liberalen, Publicist und Staatsmann, kurze Zeit (1848) Cultusminister; † 1867.

wieder von dir haben möchte; denn was das Andere betrifft, vielmehr was alles Andere, was das Getose dieser äußeren unmetaphysischen und doch nicht ungöttlichen Welt betrifft, so liegt ja alles hell vor den Blicken und die Weltgeschichte, von welcher böse Narren, wenn sie könnten, alle ältesten ehrwürdigsten Erinnerungen wegwischen möchten, liegt so einfach und kurz wie die ersten Tafeln Mosis, die der graue Seher im Zorn zerschlug, vor uns aufgeschlagen.

Ihr werdet erschrocken sein, Geliebte, über Gräuel, welche hier geschehen sind [1]), welche jetzt so alltäglich werden, daß das arme verführte Volk sich endlich an Mord und Blut gewöhnen wird, vielleicht endlich gewöhnen wird, ehrliche und schneeweiße alte Köpfe wie den meinigen abzuhacken, wohl noch meinend, Gott und der Freiheit damit einen Dienst zu thun. Ihr werdet verwundert und erstaunt sein, daß von hier, von dieser Tribüne gegen solche Scheußlichkeiten keine Donnerworte herabblingen. Mit Recht verwundert und erstaunt, und doch wieder mit Unrecht.

Wie das? O wir Deutsche haben durch die alten Verhältnisse und ihre tausendfältigen, widerlichen und unreinen Verzweigungen und durch die tausend Jämmerlichkeiten, Nichtigkeiten und Feigheiten außer vielen Regierungen [die beiden mächtigsten auch hier oben an] ein so unreines politisches Wasser, daß man bei jeder neuen Heftigkeit von Anklagen und Wortgefechten wirklich fürchten muß, das neugeborene deutsche Kindlein, das entweder einige Monate [Hans Sachs sagte für Monat da immer Jahr] zu früh oder zu spät geboren ist, mit dem blinden trüben Bade mit auszuschütten. Viele werden rufen „Nur zu! schüttet den bösen Wechselbalg nur frisch mit aus!“ Leicht gesagt; aber was wäre damit geholfen? In der That! wir haben uns bisher hüten müssen, die Schlangen nicht zu sehr zu reizen, ihr Gift auszuspritzen, denn immer halten sie uns dann mit tausend Lügen und Uebertreibungen die aqua tofana entgegen, welche das letzte Menschenalter in langsamen und kleinen Dosen dünnster Tröpflein über und durch alles Volk hingespritzt hat, und wovon sie einen guten Theil an sich gesogen, wenn nicht in sich hinein gesogen haben, um es unter dem Titel Lebenströpflein der Freiheit wieder auszuspritzen. Dieser Höllenschein der Lüge, der da Wahres und Falsches, mit solchem Höllenwasser gemischt, ausspeit, mit einer eigenen Lichtfunkelung aller Täuschung und Lüge ausspeit, will nach unvermeidlichem Naturlauf seine Zeit haben zum Erbleichen — und daß ich es mit einem derberen Worte sage, der Dreck, den die Umwälzungen von Paris, Berlin und Wien im Februar und März aus der sentina populi auch dem Besten und Weisesten über die Köpfe und auf die Köpfe heraufgespült haben, will seine Zeit haben zu trocknen und abgestäubt zu werden: denn an reinem Wasser zum schnellen Abwaschen hat es allenthalben gefehlt.

Den 14., Mittag 12 Uhr.

So bin ich wider Willen Metaphykopoliticus oder Metapoliticus geworden und in eine mir fremde Region hineingerathen — gleichsam in eine politische Schwebelei, worin wir aber wirklich stecken. Wunderlam genug, der Gedanke deutscher Einheit ist ein großer Gedanke und wirklich der allernothwendigste und muß leider mit allen seinen Narrheiten (führen nur nicht auch wirkliche Bösewichter dazwischen hinein!) immer weiter durchgearbeitet werden. Das kann niemand stärker empfinden und vorempfinden als mein armes altes Herz, und jeder verständige Deutsche muß das mitempfinden, wenn er es auch nicht versteht. Denn, wer kann die verschlungene Verwickelung und endliche Lösung der Dinge und der Menschengedanken verstehen, wenn er sich vor den dunkeln Spiegel dieser dunklen Zeit stellt? wer kann die Uhr seines Verstandes auf den Stundenschlag des Augenblickes zurechtstellen? Ich kann es nicht und bekenne mit unserem Terentius: Davus sum, haud Oedipus.

[1]) Gemeint ist die Ermordung Lichnowsky's und Auerswald's.

Es reißen sich im Vaterlande eigentlich zwei Kräfte: die einen wollen unter dem Titel der gemißbrauchten deutschen Einheit zur wilden Republik der rothen Mütze, die anderen sollten, damit das rothe Unglück nicht durchbreche, geschwindest ihren Kaiser machen. Es ist aber kein Kaiser möglich als Preußen.

Siehe! so scheine ich mich wieder auf das Feld des Verstandes zu verlaufen — und doch verstehe ich es endlich nicht — wenigstens das Ende nicht, und noch kein rechtes Ende.

Warum ich schneeweißer alter Mann hier noch sitze, habe ich Dir gesagt: vielleicht einem Schlechteren doch die Stelle zu versitzen und allenfalls wie ein gutes Gewissen irgend eines Jüngeren Herz zu stärken. Um wirksam sein zu können, müßte ich jünger sein, bin wohl überhaupt nicht zu einem politischen Mann der Außenwelt geboren gewesen, sondern von Natur trotz meiner Geselligkeit ein sehr einsamer Mensch, oft ein stummer Stein, aus welchem ein fremder Stahl hie und da ein Feuerfünkchen herausschlagen kann.

Doch ich sehe, es ist gut, daß mein papierner Raum sogleich voll ist. Könnte ich ihn zuletzt mit all der Liebe und Treue füllen, die ich zu Euch tragen muß.

Grüße die Deinen und alle Freunde. Dein E. M. A.

V.

Frankfurt, Sonntag den 29. des Weinmonds 1848.

Ich sehe an den großen Buchstaben, womit ich begonnen habe, daß ich große oder vielmehr, mit der Bauernempfindung zu reden, eben großmüthige Gedanken habe, oder wenigstens, daß sie mir in die Fingerspitzen hinaufgestiegen sind: denn solche großmüthige pflegen, wie deine metaphysischpsychologische Weisheit besser als ich versteht, mehr aus dem von den Eingeweiden beherrschten θυμος als aus dem heiteren πνευμα zu entspringen, welches eben, weil es immer in und auf der Höhe schwebt, dem sich Ueberheben nicht ausgesetzt ist.

In der That, Geliebter, wir haben in den jüngst vergangenen Tagen, wenn auch nicht mit großem Sinn, doch mit großen und großwogigen Gefühlen, über ein fallendes oder vielmehr über ein zerfallen wollendes und wieder aufzurichtendes Oestreich viel hin und her gestritten, und über diese große Frage wird auch künftig wohl nicht bloß mit Schwerdtern, sondern auch mit Mäulern und Schreibfedern noch viel gestritten werden. Es galt die Frage: ob Oestreich an Deutschland oder nur halb und unbestimmt mit Deutschland sein sollte oder ganz in Deutschland, und beide, mein Herz und mein Kopf, haben für das ganz in Deutschland mit der großen Mehrheit des Reichstags stimmen gemußt. Wir konnten und durften die Grundsätze nicht aufgeben, nach welchen über Schleswig-Holstein, Limburg, Posen u. s. w. gestimmt ist.

Nun die Oestreicher hier im Reichstage? und was sonst noch östreichert? Darüber ein Wort.

Bei der Abstimmung über diese unermeßliche Frage sind die vornehmeren Oestreicher, und was zu den Beamten gehört, begreiflicher Weise für die losere, mehr völkerrechtliche Verbindung, die Plebejer und die Jugend, auch die vom deutschen Geist über die Belange der Gegenwart hinaus mehr angeweheten und durchweheten Gelehrten größtentheils für das ganz in. Man kann bei solcher Entscheidung, wo die Zukunft so sehr versiegelt vor uns liegt, wie bei Oestreich, nur mit dem plattdeutschen Bauer sagen: „Lat 't warden, wat 't watt, sed de Erpel un tratt“ [1]). — Uebrigens hier in Süddeutschland östreichert es sehr, in Frankfurt natürlich fast viel mehr als anderswo, von wegen alter Gewohnheiten und vorzüglich auch, weil die alte Gewohnheit viele große und mittlere Familien der heiligen Reichsstadt reichlich mit östreichischen Metalliques und anderen

[1]) = „Laß' es werden, was es wird, sagte der Enterich und trat.“

Staatsschuldpapieren belastet hat; ein Verhältniß, wovon meine Ohren fast in jeder Gesellschaft zu leiden haben. — Und auch ich östreichere mitunter sehr: es ist wirklich in den Leuten südöstlich der Donau eine hübsche gerade und offene Gemüthlichkeit und mehr Talent und Gewandtheit des Geistes und seiner Rede, als man in unserem lieben Norddeutschland ihnen zuzutrauen pflegt. — Unsere Gradheit, wo und wann wir grad sind, ist eine ganz andere, eine sächsische, friesische, in das Skandinavische überspielende.

Und meine Preußen? Sie gewinnen hier von Tage zu Tage mehr Land, seitdem sie in größerer Zahl hier eingerückt sind. Sie tragen auf Stirn und in Gebärde ein festeres stolzeres Kriegsmannsgefühl — ein Bewußtsein, was alter Ruhm und größere Macht gibt — auch siegt die fast alle anderen Reichstruppen überragende größere Bildung endlich über vorgefaßte oder tückisch eingeflößte Meinung. Z. B.: Gestern Abend kam zu einem von mir auch angesessenen Theetisch das Fräulein des Hauses herunter und erzählte: „Eben schalt ich die Magd, daß sie was versäumt, habe wohl wieder nach den Soldaten aus dem Fenster gelugt, und sie antwortete: „Was? auf die Hessen und Bayern sollte ich hinabgucken? ja wenn's hübsche Preußen wären." Unter dem Fenster nämlich bewegten sich die ersteren, um das Goethedenkmal in hölzernen Ställen und Kasernen quartirt.

Und noch wieder die Preußen, und der Großpreuße, der König? Auch in der Art dieses unseres Herrn, der so viele treffliche königliche Eigenschaften hat — wie viel liegt uns da im Wege? Ach! er macht seinen Freunden schwere Arbeit und Noth und hilft das Ziel, welchem man sich möglicher Weise mehr zu nähern hofft, wieder weiter hinausrücken oder wirft es uns ganz um. Es ist darin, in mancher seiner geistreichen Verkehrtheiten, etwas Verhängnißvolles, endlich ein deutsches Verhängniß, das wir, wenn es unvermeidlich ist, durch und mit Gott werden durchtragen müssen. Er und Ferdinand von Oestreich. Wohin weist dergleichen, wenn man die alten vergilbten Blätter der Mittelaltersgeschichte durchblättert? Johann ohne Land und Heinrich III., des großen Ersten Eduard Vater, (einer der in England Längstregierenden) ein schwacher, ja schwächster Fürst, veranlaßten und halfen durch ihre Verkehrtheit und Schwäche die Magna Charta libert. stiften und gründen. Darf ich mir das Unsrige zum Glücke deuten? O ich möchte es! aber kaum darf ich's.

Also Trauer im Hause? Grüße und küsse Deine liebe Caroline und bezeuge ihr meine innige Theilnahme. Man muß bei vielem traurigen und beweinenswerthen doch Zeit behalten, im Hause zu weinen.

Unser armer guter Reichsverweser jammert mich oft. Wie muß sein Herz Habsburg und Wien empfinden! Ich würde die letzten Wochen mich 'mal zu ihm hingemacht haben, aber ich muß das meiden, weil ich nicht lügen darf und ihm nichts vorlügen möchte: denn ich muß die östreichischen Dinge aus einem ganz anderen Gesichtspunkte ansehen als ein Erzherzog von Oestreich[1]).

Hollweg's Schriftchen[2]) ist, wie Alles, was der Brave schreibt, kurz, klar, hübsch und hat und giebt Winke, mit welchen jeder bis zu seinem Punkt hin ein Stück Wegs in Belehrung und Erlustigung mitlaufen kann. Bei solchen Schriften hat ja jeder seinen besonderen Standpunkt, von welchem er ausläuft. Mache ich es anders? und stehe ich auf meinem Standpunkte nicht meistens zu hartnäckigt und fast unverrücklich fest? — Bunsen[3]) hat bei allem Praktischen des Blicks doch

[1]) Bezieht sich auf den durch Windischgrätz (31. October) niedergeschlagenen Aufstand Wiens, in Folge dessen auch Robert Blum (9. November) standrechtlich erschossen ward.

[2]) Bethmann-Hollweg's Schrift führt den Titel: „Reaction oder Sonderthümlerei. Sermon an die Conservativen. Geschrieben zu Marienbad in Böhmen, den 1. September 1848".

[3]) Gemeint ist Bunsen's Schrift: „Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft, zur Hebung der inneren Aufstände und zur kräftigen Darstellung des Einen Deutschlands dem Auslande gegenüber", datirt vom September 1848.

auch seine Lust, mitunter zu phantasiren, kennt die einzelnen Stimmungen zu wenig, beachtet für Deutschland das kleine noch bestehende, aber nicht mehr stehende Einzelne in seinen Vorschlägen und Berechnungen zu sehr. Ade! Geist und Papier laufen aus. Tausend Grüße.

Dein alter E. M. A.

VI.

Frankfurt, 19. des Windmonds 1848.

„Zeit und Ruhe zu einem Briefe wollen sich nicht finden," schreibst Du, Geliebter. Zeit und Ruhe hätte ich eben wohl leidlich, aber leider haben wir einander wenig oder fast nichts zu erzählen: denn leider weiß der Eine, was der Andere weiß, nämlich wir wissen beide nicht, wie aus diesem scheußlichen Berliner Gewirr irgend noch knotenlose Fäden aufgeräwelt werden können.

Du hast mir ein verständiges und tröstliches Blättchen geschickt: Ich lege Dir dafür ein paroli bei. Die Reichsgewalt hier wird thun, was sie kann, aber was kann sie? Es sind wieder zwei sehr verständige und begabte Männer[1]) nach Berlin geschickt; aber werden und können sie etwas ausrichten? ist überhaupt eine Vermittelung möglich, wo offenbarer Wahnsinn mit allen Köpfen und Herzen durchgeht? und muß nach dem grauenvollen Naturgesetze dieser Wahnsinn, damit er wieder zur Ernüchterung kommen könne, nicht seine Zeit zum Austoben haben? Denn wirklich, unglaublich scheint es, daß viele Leute, welchen man sonst beide, Verstand und Gewissenhaftigkeit, zugetraut hat, sich von dem Strome, der sie am Ende mit verschlingen wird, mit forttreiben lassen. Wenn man nun an Berlin und an die sogenannte Preußentreue (die Franzosen und Polacken mit sich spielen läßt) denkt, sollte man nicht am eigenen Verstande irre werden? Kurz, hier, wenn es zu einer Vermittelung und Versöhnung noch kommen kann, wird es nur wieder auf Kosten der Krone sein, und immer mehr wird es den Hetzern und Wühlern gelingen, das Gift ihrer verwüstenden Lehren immer tiefer bis in die untersten Volksschichten hinabsickern zu lassen.

Den Rothen scheint Alles günstig zu sein. Dahin gehört auch die Windischgrätzische Dummheit, den Blum zu erschießen. Hätte man ihn standrechtlich zum Strick oder zur Kugel verurtheilt und ihn dann (eben weil er Reichstagsmitglied war) im Gefängniß behalten, hier in Frankfurt wegen seines Geschicks angefragt, wär' er auch endlich losgelassen worden — so hätte er eine Art Klacks angehängt bekommen und seine Partei mit ihm. Nun ist ein Volksheiliger und Märtyrer aus ihm geworden und eine Zorn- und Racheflamme, die von seinen Leuten zum Weiterzünden gebraucht wird.

Amalie Niebuhr-Franke habe ich hier schon gesehen. Sie kommt mir frisch und heiter vor, sagt, sie sei glücklich, was ich glaube. Auf jeden Fall hat sie einen gescheidten, entschlossenen und stattlichen Mann. Wahrscheinlich kennst Du Franke[2]).

Ade! ade! Die Sonne scheint hell durch's Fenster und der alte ehrwürdige Domthurm, von ihren Strahlen beleuchtet, steht unverrückt vor mir: Wir wollen so viel wir können unverrücklich hoffen und beten. Grüße Deine Lieben.

Dein E. M. A.

---

[1]) Eduard Simson und v. Hergenhan aus Nassau waren Mitte November nach Berlin gereist, um eine Vermittelung zwischen der Krone, welche die preußische Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt und den Grafen Brandenburg an die Spitze der Regierung berufen hatte, und der Nationalversammlung, welche zum größten Theile trotz ihrer Vertagung und Verlegung in Berlin verblieb und Steuerverweigerung beschloß, zu versuchen. Vorher war schon Bassermann in derselben Absicht aus Frankfurt nach Berlin gekommen. Aber die vom deutschen Parlament versuchte Vermittelung führte nicht zu dem erhofften und gewünschten Resultat.

[2]) Carl Philipp Franke, damals Regierungspräsident von Schleswig und Mitglied des Frankfurter Parlaments.

VII.

Frankfurt, 22. des Frühlingsmonds 1849.

Nur einen kleinen Gegengruß, Geliebter, für Deine jüngsten freundlich lieblichen Worte. Es ist unmöglich, aus der Ferne sich über viel Einzelheiten zu verständigen; je mehr man dergleichen erklären will, desto mehr oft ganz zufällige Mißverständnisse veranlaßt man auch selbst bei solchen, von welchen man meint, daß sie einen am besten kennen. Also nur Andeutungen.

Du weißt, daß ich mit Dir, und, ich hoffe, mit allen Verständigen, so ziemlich desselben politischen Glaubens bin, daß ich die Gebrechen und Schäden der Zeit, ich möchte sagen ihr Wehe und unser Wehe, voll kenne und anerkenne; aber bei all' dieser Erkenntniß gilt es, nicht zu vergessen, daß eine Sintfluth über uns gekommen ist, daß wir aus den schwimmenden Trümmern eben fassen und bergen müssen, was zu bergen ist. Ich habe meinem Herrn[1]) geschrieben, weder Heid noch Christ dürfe nie den Satan anbeten, aber seine Macht müsse er zuweilen anerkennen und ihn mit seinem wilden wüsten Gesindel eine Zeitlang durch galoppiren lassen, bis jenes Gesindel müde wird. Sei das deutsche Volk nicht in Tollheit und Wahnsinn verloren — was ich nicht glaube — so werde es nach einigen Jahren wieder zur Besinnung kommen, und dann können dem wild gewordenen Rosse die Zügel allmälig wieder straffer angezogen werden.

O die Zeit, lieber Bruder! Ich habe unter den Freunden einige unglaubliche, ich hätte bald gesagt, unmögliche Schwarzweiße gefunden, brave Männer meines Glaubens, aber durchaus verschiedener Ansicht von dem, was jetzt gethan werden könne und müsse. Sie messen Preußen auch mit einer Macht, und der König scheint es auch so zu messen, welche es wahrlich in der gegenwärtigen Weltstellung und dem gegenwärtigen Weltgefühl des Volkes nicht hat: Es ist leider mit und ohne unsere Schuld Alles so geworden, daß es gleichsam neu werden muß.

Wir stehen hier und auch Preußen steht auf dem Absturz einer großen Epoche. Der König muß hochherzig wagen und den Kaiser annehmen, oder — hier sind viele Oder, oder mögliche Möglichkeiten. — Lehnt er weiter ab, wo bleibt er, wo bleiben wir? — Man könnte uns auch auseinander jagen und scheinbar das Alte wieder herstellen. Dies könnte Preußen nur mit Oesterreichs und Rußlands Hülfe, sich zu einem russischen Vasallen machend. Es würde ein kurzer scheinbarer Sieg sein, aber bald doppelter Abfall der Menschen und Fall des Staats, blutiger Trümmerzusammensturz Deutschlands. Deutschland würde nicht untergehen, aber wahrscheinlich alle Könige und Fürsten Deutschlands und viel Schönes mit, vielleicht auch wir mit; aber sind wir so schön, daß wir nicht mit untergehen wollen? Hier phantasire ich nicht, Geliebter, sondern meine hell zu sehen. Die Einheit Deutschlands und ihr Gedanke ist ein Volksgedanke geworden, und unsern König ruft der Ruf, sie edel und königlich bauen und vollenden zu helfen. Beten wir, daß er den Ruf Gottes und der Zeit erkenne. Wir schauen diese Zeit eben aus dem vagen und ängstigenden Gefühl des Augenblicks, aber müssen uns trösten, daß Gott dem deutschen Volke einen großen, weiten Weg gewiesen hat, einen Weg voll Dornen freilich, in welchen wir uns die Füße mit Vielen wund und blutig treten müssen. Wenn ich auch bald fort muß, werde ich das kleine Erdküglein hoffentlich nicht in Verzweiflung verlassen.

Tausend Gruß und Ade! Dein alter E. M. Arndt.

---

[1]) Arndt's Brief an Friedrich Wilhelm IV. und des Königs Antwort sind abgedruckt bei Schmettau im Leben Friedrich Wilhelm's IV.

Hermann von Helmholtz.

[Nachdruck untersagt.]

Der große Forscher und Entdecker, dessen siebzigster Geburtstag vor genau drei Jahren von der ganzen civilisirten Welt festlich begangen ward — Hermann von Helmholtz ist nicht mehr. Auch hier ist damals, im Octoberheft 1891, von berufener Hand versucht worden, die wissenschaftlichen Großthaten, die seinem Namen Unsterblichkeit verliehen haben, unseren Lesern im Zusammenhange darzustellen; heute bleibt uns nichts, als — unter dem ersten Eindrucke des Verlustes — der schmerzliche Rückblick, und — in der dauernderen Betrachtung dessen, was unvergänglich an ihm ist — das „stolze Wort" des auch von ihm so sehr geliebten Dichters: „Denn er war unser!"

Auf das zurückzukommen, was Helmholtz auf allen Gebieten des Naturerkennens geleistet, mit welch' genialem Blick er in ihre geheimnißvollen Tiefen gedrungen, mit welchem Scharfsinn ihre räthselhaften Vorgänge beobachtet und aus ihnen bisher verborgene Gesetze gefolgert hat, deren Kenntniß unser theoretisches Wissen erweitert und deren Anwendung das Wohl der Menschheit befördert: das auszuführen, ist in dieser Stunde nicht möglich; aber es ist auch nicht nöthig. Denn schlage man das Buch gelehrter Untersuchung auf, wo man will, überall, auf jedem Blatte wird man den Spuren dessen begegnen, der durch Rechnen, Messen und Wägen nicht nur die Constanz der Energie nachgewiesen, den elektrischen Strom bestimmt und den Augenspiegel entdeckt, sondern auch, bis zur Lösung der höchsten und feinsten Probleme der Sinnesempfindungen vordringend, der Aesthetik, vornehmlich der Tonkunst, eine neue, natürliche Grundlage gegeben hat. Es ist vielleicht mehr denn Zufall, daß in dem vorliegenden Hefte ein anderer berühmter Forscher, der seiner Wissenschaft vorzeitig entrissen worden, den Verfasser der „Lehre von den Tonempfindungen" als einen Derjenigen nennt, der ihn zu seinen Reflexionen über das Thema: „Wer ist musikalisch?" angeregt habe. Desgleichen wird den Lesern dieser Zeitschrift unvergessen sein die Weimarer Rede über: „Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen" [1]), in welcher Helmholtz, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, seine Auffassung von der Kunst im Allgemeinen dahin präcisirt, „daß die Kunst, wie die Wissenschaft, Wahrheit darstellen und überliefern kann", und also die einheitliche Wurzel beider andeutet; wenn er dann auch freilich, was wir unseren „Modernen" in Erinnerung rufen möchten, alsbald hinzufügt: „Wer die feineren Wirkungen der Kunst noch nicht kennen gelernt hat, läßt sich leicht . . . verleiten, absolute Naturtreue als den wesentlichen Maßstab . . . anzusehen." Aber die künstlerische Darstellung dürfe nicht eine Copie des einzelnen Falles sein, „sondern eine Darstellung des Typus der betreffenden Erscheinungen". Das Geheimniß der Schönheit in der Kunst beruhe darauf, daß der Künstler den individuellen Fall umformt, „aber ohne aus der Gesetzlichkeit des Typus herauszu-

[1]) Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXII, S. 115 ff.

treten"; und die Wahrheit leide keinen Eintrag dadurch, daß bei dieser Umbildung der künstlerischen Form absichtlich in Nebendingen die Naturtreue fallen gelassen wird, „wenn dafür eine Erhöhung der Schönheit oder des Ausdrucks in wichtigeren Momenten erreicht werden kann." Die gesperrte Schrift ist von uns; denn wir denken, daß mit diesen Sätzen, die das Verhältniß des großen Naturforschers zu der brennendsten Frage der modernen Kunst und Literatur bezeichnen, auch das Fundament unseres eigenen ästhetischen Glaubensbekenntnisses aufs Neue gesichert wird.

Die Liebe zur Kunst, besonders zur Musik, war charakteristisch für Helmholtz; ihn in den Concerten zu sehen, wenn die Classiker, unter Joachim's Leitung, classisch aufgeführt wurden, war erhebend. Doch beschränkte sich auf diese nicht seine Schätzung. Als wir einmal von Hanslick sprachen, der in seinen, damals in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Lebenserinnerungen erwähnt, wie sehr ein anerkennendes Wort von Helmholtz über sein Buch „Vom Musikalisch-Schönen" ihn erfreut habe, meinte dieser lächelnd: „Und doch weichen wir in einem Punkte sehr von einander ab: in unserer Ansicht über Wagner." Daß er indessen auch hier einen Unterschied zu machen wußte, geht aus einer Bemerkung bei Gelegenheit von Goethe's Farbenlehre hervor: „Richard Wagner hörte ich selbst einmal äußern, daß er seine Verse viel höher schätze als seine Musik."

Ein Mann strenger Wissenschaftlichkeit und mit seiner äußeren imposanten Erscheinung schon jeder Annäherung gewisse Grenzen anweisend, war Helmholtz doch innerlich eine gütige, warme Natur, wenn dies Fernerstehenden auch nicht oft fühlbar werden mochte. Doch gab es Anlässe, wo das Herz dieser starken, verschlossenen Persönlichkeit selbst vor einer ganzen Versammlung laut reden konnte. So war der Abend des 2. November 1891, als die Nachfeier von Helmholtz' siebzigstem Geburtstag, und so der Abend des 12. Februar 1893, als in nicht minder solenner Weise das fünfzigjährige Doctorjubiläum von Helmholtz' Jugendfreund und Studiengenossen, E. du Bois-Reymond, begangen ward. Selten wohl hat man, selbst in Berlin, eine solch' erlauchte Schar ausgezeichneter Männer gesehen, als an diesem Abend, wo die weißen Häupter unserer akademischen Größen rings um die Ehrentafel glänzten, jeder von ihnen der Ruhm und die Spitze seiner Wissenschaft, fast Alle mit dem Orden pour le mérite geschmückt, und die meisten mit zahlreichen Sternen und Bändern außerdem. Als Helmholtz sich erhob, um zu reden — seine kraftvolle Gestalt fest aufgerichtet, sein mächtiger Kopf mit der hohen und breiten Denkerstirn, den hellen, blauen Augen und den scheinbar unbeweglichen Zügen des auch im Greisenalter noch männlich edlen Gesichtes Alles überragend — da hatte man zuerst jenes Gefühl der Befangenheit, wie wenn ein Herrscher dastände. Seine Worte kamen Anfangs leise und unsicher; doch mehr und mehr erwärmten sie sich, indem er, von den Erinnerungen an den gemeinsamen Lehrer Johannes Müller ausgehend, der Zeit gedachte, da der jugendliche du Bois-Reymond in einem Hinterzimmer der Mauerstraße mit Fröschen und Fischen die ersten Versuche anstellte, die demnächst zu seiner epochemachenden Entdeckung der thierischen Elektricität führten: dies Alles trug Helmholtz in einer so liebenswürdigen Weise vor, mit einem solchen Ausdruck von Bescheidenheit, wo der eigenen Thätigkeit Erwähnung geschehen mußte, und einer solchen Aufrichtigkeit und Freude der Anerkennung, wo die großen Leistungen des Freundes geschildert wurden, daß die menschlich schöne Empfindung, die den Redner durchdrang, sich auch den Zuhörern mittheilte und ihnen unvergeßlich bleiben wird.

Ein Freund belebter Geselligkeit und selber, mit seiner geistvollen Gemahlin, Mittelpunkt eines der gewähltesten Kreise der Berliner Gesellschaft, machte Helmholtz doch immer und überall, wenn er erschien, den Eindruck persönlicher Ueberlegenheit. Man mußte gleichsam erst die Scheu vor dem großen Gelehrten überwinden, bevor man den guten und freundlichen Menschen in ihm erkannte. Dann aber wird man kein Gespräch mit ihm geführt haben, von welchem man nicht ein bedeutendes An-

denken bewahrt hätte. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich eines solchen von einem der letzten Abende, den in Helmholtz' Nähe zu verbringen ihm gestattet. Es war einige Tage vor seiner Abreise nach Amerika, in dem traulichen Heim eines befreundeten Künstlers. Etwas abseits von den Uebrigen, in der Dämmerung des Augustabends, unter einer Palme der Veranda, saß Helmholtz, und ich setzte mich zu ihm. Niemals vorher und leider auch nie mehr nachher hab' ich so lange und gänzlich ungestört mit dem Verehrten sprechen können. Alle Zweifel und geheimsten Wünsche meines Innern in Bezug auf die letzten Fragen trug ich ihm vor, und er hörte mich gütig an und antwortete mir. Sehr beredt kam er im Laufe der Unterhaltung auf den von ihm als unwissenschaftlich verworfenen Spiritismus, den er auf Täuschung zurückführte, beabsichtigte oder unbeabsichtigte, und zwar vorzugsweise seitens der sogenannten Medien. Klar und lichtvoll führte er alsdann vor mir aus, wie den technischen Vervollkommnungen und mechanischen Erfindungen kein Ziel zu setzen sei, vielmehr mit der fortschreitenden Erforschung der Naturkräfte die Menschheit immer zu neuen, ungeahnten Resultaten gelangen werde. Doch als ich nun in ihn drang, mir zu sagen, ob er glaube, daß die wissenschaftliche Forschung in der Erkenntnißfrage jemals wesentlich über den gegenwärtigen Standpunkt vordringen könne, erwiderte er: „In den Vorgängen des Seelenlebens und den Zusammenhängen mit der Natur, ja; über diese hinaus, nein."

Ergeben wir uns in die Unlösbarkeit eines Räthsels, vor welcher selbst die Superiorität eines Helmholtz resignirt zurücktrat; aber erkennen wir es an seinem Grabe dankbar an, daß er das Leben reicher und schöner gemacht hat durch das Wissen, welches menschlichem Geist erreichbar ist.

J. R.

Notizen über Korea.

[Nachdruck untersagt.]

Von den Wogen des chinesischen und japanischen Meeres umspült, liegt die Halbinsel Korea in jenem Theile des nördlichen Stillen Oceans, der sich zwischen der Küste China's und den Ufern der japanischen Inseln ausdehnt. Sie erstreckt sich über neun Breitengrade (34—43° Nord) und über sechs Längengrade (124½ bis 130½° östlich von Greenwich); ihr Flächeninhalt beträgt etwas über 218000 qkm, entspricht also etwa der Ausdehnung von Italien ohne die zugehörigen Inseln. Auch hinsichtlich der Configuration läßt sich Korea mit Italien passend vergleichen. Von dem ostasiatischen Festlande der Mandschurei durch eine im Norden gelegene alpenartige Bergkette, den Tarpei oder das „große weiße Gebirge" getrennt, wird es von Nord nach Süd von einer den Apenninen ähnlichen Gebirgsformation durchzogen, welche gleichsam das geologische Gerüst der Halbinsel bildet. Während die östliche Küste steil, gleichförmig und wenig durchbrochen ist, bieten die westlichen Gestade, auf denen die größten Flüsse des Landes münden, zahlreiche Zerklüftungen mit Buchten und Inseln dar. Auf der koreanischen Halbinsel kommen etwa zehn leidlich gute Häfen vor, von denen die drei bedeutendsten Fusan, Wönsan und Chemulpo bereits dem Weltverkehr geöffnet sind. In der Nähe des letzteren liegt, dicht bei der Mündung des mächtigen Stromes Han-gang, die Hauptstadt des Landes Söul mit 250 000 Einwohnern. In Folge von starken Ebbe- und Fluthwirkungen grade an dieser zwischen dem chinesischen Festlande und der koreanischen Halbinsel eingeengten Stelle des Stillen Oceans ist der Seeverkehr in den Häfen der Westküste recht beschwerlich. Kommt doch an der Mündung des Hauptstromes Han-gang eine Fluthwelle von über elf Meter Höhe vor. Die Einfahrt in diesen wildromantischen Fluß von der See aus, sowie Leben und Treiben in Chemulpo und in der Hauptstadt Söul sind schon früher, kurz nach Abschluß des deutsch-koreanischen Handelsvertrages, von berufener seemännischer Feder in den Blättern dieser Zeitschrift geschildert worden [1]).

Die Gebirge des Landes, an dessen geologischem Aufbau besonders Granit, Gneiß und krystallinischer Schiefer mitgewirkt haben, sind meist dicht bewaldet. Etwa 160 Bergwerke oder Fundorte von Metallen kommen dort vor, deren Ertrag jedoch vielfach übertrieben worden ist. Wenn sich auch Edelmetalle wie Gold und Kupfer vorfinden, so ist doch Eisen das einzige Metall, an welchem Korea wirklich reich ist.

Das Klima von Korea ähnelt dem continentalen von China und der Mandschurei; die schmalen und nicht sehr tiefen Wassermassen des gelben und japanischen Meeres sind nicht im Stande, den meteorologischen Erscheinungen auf der koreanischen Halbinsel den Charakter eines Seeklimas zu verschaffen. Starke Gegensätze der Temperatur, — 25° im Winter und + 35° C. im Sommer, und außerordentlich reiche Regenfälle während der kurzen Sommerzeit tragen nicht dazu bei, den Aufenthalt in Korea besonders angenehm zu machen. Fauna wie Flora von Korea sind mannigfaltig und interessant. Obwohl im Allgemeinen sich zahlreiche Anklänge an Japan und China darbieten, kommen doch auch nicht wenige einheimische Thiere

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1885, Bd. XLII, S. 459 ff.: „Mit S. M. S. ‚Leipzig' in Korea".

und Pflanzen vor. Viele wilde Thiere, besonders Bären, Tiger und Panther machen manche Berge und Thäler noch jetzt unsicher. In einigen Gegenden dringen die Tiger selbst in die Dörfer und holen sich sogar aus den Häusern ihre Beute. Im Winter, wenn der Schnee eben anfängt, fest zu frieren, findet die Jagd auf wilde Thiere statt. Dann trägt der Boden grade noch den Jäger, während er unter den schweren Tatzen des Tigers nachgibt; die Eingeborenen tödten das im Schnee oder Eis eingebrochene Raubthier mit der Lanze oder dem Dolch. Die koreanischen Pferde, die sämmtlich importirt werden, sind so klein wie schottische Ponies, dagegen sind die zum Reiten benutzten Stiere groß und kräftig. Schweine und Hunde sind in großer Zahl vorhanden; das Meer ist ergiebig an Fischen und anderen Seethieren. Die auf Korea befindliche Hunderasse ist merkwürdig feige und läßt sich weder zur Jagd noch zur Bewachung verwenden. Dagegen wird Hundefleisch mit Vorliebe und als größte Delikatesse von den Koreanern verspeist, ähnlich wie dies bei vielen polynesischen Völkern und manchmal auch in China der Fall ist. Die Jagd auf Enten, Gänse und Fasanen ist äußerst ergiebig, und viele schöngefärbte Vogelarten, wie Ibis, Reiher und Kraniche beleben die Landschaft.

Die prächtigen Hochwälder Korea's bestehen vornehmlich aus Tannen, Lärchen und Birken, gelegentlich auch mit Ahorn, Buchen, Eichen, Linden und Pappeln untermischt. Auch sehr werthvolle Bäume, wie der Korkbaum und Firnißbaum kommen auf Korea vor, werden jedoch häufig in unvorsichtiger Weise gefällt. An Cerealien gibt es Reis, Hirse, Gerste, Weizen, Bohnen, Mais, Kartoffeln und Wassermelonen; zur Würze der Speisen bedient man sich des spanischen Pfeffers in großen Quantitäten. Zur Herstellung von Geweben und Papier wird Hanf, Baumwolle, Maulbeerbaum und Broussonetia papyrifera gezogen. Desgleichen wird Tabak, da Männer wie Frauen, ja sogar die Kinder rauchen, fast überall gebaut. Trotz der Berührung mit China und Japan sind auffallender Weise Zucker und Thee auf Korea unbekannt. Der Zucker wird durch Honig ersetzt; an die Stelle von Thee tritt ein ziemlich geschmackloser Aufguß von Blättern des Weißdorns mit Ingwer gewürzt.

Neben dem Ackerbau, der die Grundlage der Landeseinnahmen von Korea bildet, ist die Viehzucht, besonders die der Rinder, vorzüglich entwickelt. Die Ausfuhr von Häuten erreichte 1890 den Werth von etwa 600 000 Mark. Ein wichtiger Erwerbszweig der Koreaner ist ferner die Fischerei und das Gewinnen von Seegras. Der Handel Korea's ist kaum emporgeblüht und noch sehr der Entwicklung fähig. Im Jahre 1890 betrug die Einfuhr etwa 20 Millionen, die Ausfuhr 18 Millionen Mark; 3194 Schiffe, darunter 756 Dampfer, verkehrten 1890 in den drei Häfen, von denen Chemulpo allein die Hälfte des koreanischen Verkehrs an sich zieht. Trotz günstiger Handelsbedingungen ist die Zahl der Fremden in Korea noch immer gering. Außer 5500 Japanern und 1000 Chinesen befinden sich nur 140 Weiße im Lande, darunter etwa 32 Deutsche, die fast sämmtlich in Chemulpo ansässig sind. Einer unserer Landsleute, Herr von Möllendorf, gehörte lange Jahre dem koreanischen Staatsrathe an und benutzte seine höchst einflußreiche Stellung dazu, um die wissenschaftliche Erforschung jenes eigenartigen Landes nach Kräften zu fördern.

Die Koreaner, deren Zahl etwa elf Millionen betragen dürfte, gehören der mongolischen Rasse an, bilden aber einen eigenartigen Bestandtheil derselben. Sie gleichen in Statur und Physiognomie am meisten den Nordchinesen; sie sind groß, kräftig gebaut und unermüdliche Arbeiter. Es findet sich unter den Koreanern eine sehr große Zahl verschiedener Typen, die vom Mongolischen bis zum Malayischen verlaufen; ja in manchen Gegenden Korea's kommen sogar Eingeborene mit ziemlich weißer Hautfarbe, hellbraunen Haaren und blauen Augen vor.

Die gewöhnlich einstöckigen und mit Stroh gedeckten koreanischen Häuser sind im Aeußern und Innern höchst primitiv; meist fehlt ihnen Licht und Luft. Geheizt werden sie jedoch durch eine sinnreiche Vorrichtung, indem die heiße Luft von der Feuerstelle erst durch flache, unter den Fußböden liegende Röhren durch das ganze Haus geleitet wird, ehe sie nach oben entweichen kann.

Die Kleidung der Koreaner ist der chinesischen ähnlich; Frauen und Kinder tragen den Zopf nach Chinesenart, während die Männer die Haare als Schopf auf dem Kopfe zusammenbinden und mit Nadeln aus Holz, Kupfer, Silber oder Gold, je nach dem Range, festhalten. Frauen und Kinder gehen ohne Kopfbedeckung, die Männer tragen selbstgeflochtene Hüte aus Binsen oder Stroh und Pelzmützen. Gegrüßt wird nicht durch Hutabnehmen, sondern durch Zurechtrücken des Hutes mit beiden Händen. Während das gewöhnliche Volk entsetzlich schmutzig ist, zeichnen sich vornehme Koreaner durch Sauberkeit der Kleidung, wenn nicht der der Haut aus. Wie in China und manchen polynesischen Ländern ist Weiß oder Grau die Farbe der Trauer. Die Beamten tragen Gewänder von blauer Farbe, und da ihr Erscheinen, aus begreiflichen Gründen, wenig beliebt ist, hat sich im Koreanischen die sprüchwörtliche Redensart vom „Herannahen der blauen Wolke" gebildet. Kein Koreaner geht ohne Tabaksbeutel und Pfeife aus, die bei gewöhnlichen Leuten zwei Fuß lang ist, während sie bei den Vornehmen mindestens fünf Fuß mißt und von einem Diener getragen wird. Sitten und Gebräuche in Korea sind im Allgemeinen vollständig von China beeinflußt, und es ist bisher nur wenig von den ursprünglich koreanischen Einrichtungen bekannt geworden. Die heutigen Koreaner werden im Ganzen als feig und träg geschildert. In alter Zeit waren sie in vielen Industriezweigen die Lehrmeister der Japaner und mancher Zweig des Kunsthandwerks hat sich von China aus über Korea nach Japan verpflanzt. Heute stehen die Koreaner auf einer wesentlich tieferen Stufe der Civilisation als ihre beiden Nachbarvölker; nur in der Anfertigung von Dolchen und in der Herstellung von Papier aus den Papierstauden macht sich auch jetzt noch ihre Ueberlegenheit geltend. Die herrschende Religion ist der Buddhismus, doch verliert derselbe immer mehr an Boden. Das Volk ist einfach abergläubisch, vernachlässigt alle religiösen Feste und Gebräuche, opfert dagegen in der freien Natur und innerhalb der Hütten besonderen Gottheiten, welche in Form von rohen und unschönen Götzenbildern verehrt werden. Die höheren Classen huldigen der von China eingewanderten Moralphilosophie des Confucius. Auch das Christenthum hat Anhänger unter den Eingeborenen Korea's, aber seine Ausübung und Verbreitung ist bisher durch grausame Maßregeln gehindert worden. Nur mit Todesverachtung konnten christliche Missionare die Glaubenslehren ausbreiten. Die koreanische Regierung ließ im Jahre 1866 sogar ganze Dörfer, in denen der christliche Glaube Verbreitung gefunden hatte, vernichten. Auf diese Weise wurden über 10000 bekehrte Koreaner niedergemetzelt, und vergebens verlangte die französische Regierung Genugthuung für die ebenfalls umgebrachten Missionare. Die zu diesem Zweck abgesandte französische Expedition kehrte nach Zerstörung einer kleinen, nahe der Hauptstadt gelegenen Ortschaft unverrichteter Sache nach Tschifu zurück.

Die Verwaltung des koreanischen Königreichs ist nach chinesischem Muster eingerichtet. An der Spitze der Monarchie steht der Herrscher — „der Sohn der zehntausend Inseln, der Sohn des Himmels, der Vater seines Volkes" [1]) — der mit absoluter Gewalt über das Leben seiner Unterthanen gebietet und dem eine fast göttliche Verehrung gezollt wird. So wird z. B. bei dem Tode eines koreanischen Herrschers das sociale Leben für zwei Jahre in der empfindlichsten Weise unterbrochen: weder Hochzeiten noch Beerdigungen dürfen stattfinden; die Leichen werden in die Flüsse oder in das Meer geworfen, und kein Verbrecher wird so lange verurtheilt. Der Name des Königs darf niemals ausgesprochen und nur in amtlichen Berichten genannt werden.

Aeltere und neuere Reisende berichten übereinstimmend von der bitteren Noth des koreanischen Volkes, welche in erster Linie durch die Grausamkeit und Habsucht der Beamten verschuldet ist. Anschaulicher als alle Schilderungen sind die Gespräche,

[1]) Cavendish, Korea and the Sacred White Mountain. London.

welche Mr. Landor bei seinem letzten Besuch in Korea mit Eingeborenen geführt hat, und von denen einige in der „Fortnightly Review“ veröffentlicht werden. „Was nützt es zu arbeiten und Geld zu verdienen,“ sagte ein intelligenter und kräftiger Koreaner, „wenn nach gethaner Arbeit die Beamten kommen und das sauer verdiente Geld eintreiben? Man hat sich durch Arbeit geschwächt und doch nichts verdient, ja man muß sogar froh sein, wenn man nicht noch von demselben strengen und habgierigen Beamten zur Strafe, daß man unter derartigen Bedingungen nicht weiter arbeiten will, nach einer entfernten Provinz verbannt wird.“ Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn das seit Jahrhunderten unter trostlosem Druck schmachtende Volk sich gegen seine Peiniger aufgelehnt hat.

Ein eigenthümliches Kastenwesen herrscht bei den Koreanern. Nächst dem Könige stehen die Adligen, welche sich in Civil- und Militäradel scheiden. Alle Aemter und Würden sind in ihre Hände gelegt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Civiladel über dem Militäradel steht. Der Adel kann auch vom Könige verliehen werden, wird aber dann durch eine nicht unwitzige koreanische Redensart als „Adel ohne Wurzel“ bezeichnet. Nach den Adligen kommen die Halbadligen, denen die niedrigen Staatsämter zugewiesen sind. Die Bürgerklasse, zu welcher die angesehenen Kaufleute und die wohlhabenden Handwerker zählen, zeichnet sich durch Intelligenz und Bildung vortheilhaft aus. Das eigentliche Volk umfaßt die Bauern, Hirten, Jäger und Fischer, zwischen denen und den koreanischen Sclaven — denn die Leibeigenschaft, wenn auch in milder Form, herrscht noch heute auf der koreanischen Halbinsel — die sogenannte „verächtliche Klasse“ der Schlächter und Lederarbeiter liegt. Auch die Priester scheinen sich keiner besonderen Hochachtung zu erfreuen, was bei den religiös verwahrlosten Zuständen kaum Wunder nehmen kann. Die Leibeigenen, welche meist der Krone angehören, haben es in Korea relativ noch am besten, da sie von directen Abgaben befreit sind und gegen die Willkür der Beamten von den obersten Behörden häufig geschützt werden.

Die Sprache der Koreaner ist wesentlich von der chinesischen und japanischen verschieden. Die koreanische Nationalsprache, Oenmun genannt, gehört zur tartarischen Sprachfamilie und weist mit ihren elf Vokalen und vierzehn Konsonanten gewisse Aehnlichkeiten mit dem Sanskrit auf. Aber das Oenmun ist seit langer Zeit durch das Chinesische etwas verdrängt worden. Der Koreaner spricht zwar koreanisch, aber er schreibt chinesisch. Beim Schreibunterricht in den Schulen werden nur chinesische Zeichen gelehrt, und das Oenmun-Alphabet ist heute fast nur noch im niederen Volke bekannt. Die koreanische Schriftsprache, die über zwanzig Jahrhunderte alt sein soll, besitzt für jeden Buchstaben und für jede Silbe ein bestimmtes Zeichen. Die Zeichen, etwa zweihundert an der Zahl, sind einfacher und nicht so elegant wie die chinesischen. Von der alt-koreanischen Sprache hatten die in Korea weilenden französischen Missionare eine Grammatik und ein Wörterbuch verfaßt, die jedoch bei den unausgesetzten Christenverfolgungen zu Grunde gingen. Den Bemühungen eines geretteten Missionars gelang es, das nothwendige Material von Neuem zu sammeln und vor etwa zwölf Jahren in Yokohama eine koreanische Grammatik in französischer Sprache herauszugeben. Die Literatur des Landes ist im Gegensatz zur Chinesischen arm, auch fehlen in Korea alle Theatervorstellungen, die bei den Chinesen so beliebt sind. Fast alle Rechtsverhältnisse, der Kalender, Maße und Gewichte sind durchaus chinesisch, und ebenso erinnert die Bauart der koreanischen Städte vollständig an die Architektur in Peking oder Canton. So hat dies mächtige Reich es verstanden, auf seine Nachbarn, obwohl sie anderen Stammes sind und eine verschiedene Sprache reden, die eigene Cultur bis zu einem gewissen Grade zu übertragen und die ursprüngliche, sicherlich höchst eigenartige Entwicklung in völlig andere Bahnen zu lenken. Zutreffend ist daher China von einem der besten Kenner Korea's „das Rom des asiatischen Ostens“ genannt worden.

A. M.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September 1894.

Schon oft hat in den letzten Jahren im Vordergrunde aller wirthschaftlichen Debatten das Steuerwesen gestanden. Aber noch niemals ist bei uns über Steuern so viel geredet, geschrieben, berathen und beschlossen worden, als während der letzten Monate. Und noch ist diese Fluth von Erörterungen in weiterem Fortgange begriffen bis zu dem großen Tage des 1. April 1895, an welchem zugleich mit dem neuen Communalabgabengesetz nach Möglichkeit auch schon die Beschlüsse der Gemeinden in Kraft treten sollen. Wenn das Deutsche Reich eine Finanzreform plant, so ist es doch immer nur ein Gemeinwesen, dessen Organe zu berathen haben, und ebenso ist es, wenn der preußische Staat eine Steuerreform durchführt. Ein Communalabgabengesetz in dem größten deutschen Staate aber bedeutet die Umwandlung von 30—40 000 kleinen Finanzverfassungen. In jeder Stadt und in jeder Landgemeinde müssen die principiellen Fragen erörtert und entschieden werden. Von der Residenz bis herab zum Flecken und zum Dorf constituirt sich jede Gemeindevertretung als ein kleines Steuerparlament. — Noch vor zwanzig Jahren wäre es fast lächerlich gewesen, in einem Ueberblick über das deutsche Wirthschaftsleben ein Communalabgabengesetz als das hervorstechendste Ereigniß zu erwähnen. Anders heute, wo die Anforderungen an den Steuerzahler so bedeutend erhöht sind und jeder Verständige einsieht, daß die Erhöhungen noch lange nicht an ihrem Ende angelangt sind, wo die Neuregelung auch der örtlichen Steuerverfassung zu hartnäckigen Ueberwälzungskämpfen zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung führt, und wo alle Betheiligten die Debatte mit dem vollen Bewußtsein der principiellen Bedeutung führen. Darum bietet gerade die Neuregelung der communalen Finanzen ein geeignetes Beispiel, um auch grundsätzliche Fragen der Steuerlehre zur Darstellung zu bringen.

Man hat wohl Staats- und communale Abgaben in der Weise gegenübergestellt, daß dort die Steuern nach der Leistungsfähigkeit, hier nach dem Interesse vertheilt werden, welches der Einzelne an den Leistungen des Gemeinwesens hat. In dieser scharfen Formulirung ist die Gegenüberstellung nicht zu billigen. Denn auch die Communen können nicht darauf verzichten, selbst das gleichgültigste Mitglied, das von den communalen Einrichtungen gar nichts oder wenig genießt, wenn es leistungsfähig ist, gleichwohl heranzuziehen; der Grundsatz „Einer für Alle und Alle für Einen" ist eben bis zu einem gewissen Grade die Grundlage jedes öffentlich-rechtlichen Gemeinwesens. Allein soviel ist doch an jener Gegenüberstellung richtig, daß die Vertheilung der Lasten nach Maßgabe des Interesses in der Commune, wenn auch nicht eine ausschließliche, so doch eine viel größere Rolle spielt als im Staate. Namentlich sind es die Grundbesitzer und die Gewerbetreibenden, welche von den communalen Einrichtungen für die Steigerung ihres Besitzthums, für die Rentabilität ihrer Betriebe einen besonderen Vortheil haben. Dies kam in

der bisher üblichen Steuervertheilung in den preußischen Gemeinden nicht zur Erscheinung. Indem man fast den ganzen Bedarf durch Zuschläge auf die Einkommensteuer deckte, hatte man den Anschein der größten Gerechtigkeit für sich; denn was kann gerechter scheinen, als die Steuern nach Maßgabe des Einkommens zu vertheilen? Allein indem auf diese Art für Maßregeln, welche den Grund und Boden im Werthe steigerten und den Gewerbebetrieb lukrativ machten, auch Diejenigen Beiträge zahlen mußten, welche weder am Grundbesitz noch am Gewerbebetrieb betheiligt waren, schlug diese Gleichheit in Wirklichkeit dazu aus, die große Mehrzahl der Bevölkerung den Grundbesitzern und Gewerbetreibenden tributpflichtig zu machen. Da es nun in Preußen gesetzlich keine Gemeindevertretung geben kann, in welcher nicht die Grundbesitzer und Gewerbetreibenden zusammen die geradezu überwältigende Mehrheit haben, so folgt daraus von selbst, daß man die Regelung dieser Angelegenheit nicht dem guten Willen von Vertretungskörpern überlassen kann, welche ein Interesse daran haben, sie anders als sachgemäß zu regeln. Das Communalabgabengesetz hat daher gewisse Vertheilungsregeln aufgestellt, deren Grundgedanke dahin geht, daß ein gewisser Theil des Steuerbedarfes durch Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern (sogenannte Realsteuern) vorweg gedeckt werden und nur der Rest auf die Einkommensteuer repartirt werden soll. Die Regel ist dabei, daß die Einkommensteuer *mindestens* mit den gleichen Procenten wie die Realsteuern herangezogen werden soll und *höchstens* mit den anderthalbfachen. Solange die Realsteuern 100 Procent nicht übersteigen, können die Sätze der Einkommensteuer ermäßigt werden; betragen die Prozente sämmtlich bereits 150, so können von da an für jedes Procent Real- zwei Procent Einkommensteuer zugeschlagen werden. Sätze über 100 Procent der Einkommen- oder über 200 Procent der Realsteuern bedürfen der Genehmigung.

Ist es nun schon etwas schwierig, bloß mit Hülfe der Regeldetri-Rechnung in concreto die Frage zu beantworten, in welcher Weise eine Gemeinde ihren Steuerbedarf auf die verschiedenen Steuergattungen vertheilen kann, so wird in der praktischen Ausführung im Laufe der Jahre die Frage sich noch viel verwickelter gestalten. Die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern sind ihrem Ursprunge nach keineswegs communale Abgaben. Der Staat hat sie für seine Zwecke geschaffen und geformt und erst jetzt den Gemeinden überwiesen. Diese Steuern nehmen sich daher im communalen Finanzwesen etwas sonderbar aus. Die preußische Grundsteuer hat der Staat als Rückgrat seiner Finanzen nach dem Gesetz von 1861 mit einem ewigen Kataster festgestellt; die Gebäudesteuer unterliegt zwar einer Revision, aber nur alle fünfzehn Jahre; die Gewerbesteuer wird allerdings jährlich veranlagt, aber in gewissen Durchschnitten über ganze Kreise und Regierungsbezirke hin. Eine Gemeinde, in welcher (etwa durch Einführung des Rübenbaues) die Felder in verschiedenem Grade an Werth gewonnen haben, kann eine irgendwie bedeutende Last unmöglich nach dem Maßstabe der Ertragsfähigkeit vertheilen, welche die Felder im Jahre 1861 gehabt *haben* (dies und nichts Anderes ist der sogenannte „Grundsteuer-Reinertrag"). Eine großstädtische Gemeinde mit lebhaft entwickelter und in den verschiedenen Stadttheilen verschiedener Miethssteigerung wird auch wenig geneigt sein, die Steigerung der Miethserträge fünfzehn Jahre lang unbesteuert zu lassen, bloß deswegen, weil der preußische Staat, der mit dem Durchschnitt der verschiedensten Verhältnisse (darunter auch mit ländlichen Ortschaften, in denen Miethspreise nur äußerst schwer zu ermitteln sind) rechnen mußte, es für angebracht hielt, nur alle fünfzehn Jahre die Kataster zu revidiren. Und was geht vollends eine Gemeinde, die ihre Gewerbe veranlagen will, der Stand der Gewerbe in anderen Gemeinden desselben Kreises oder desselben Regierungsbezirkes an? Aus allen diesen Gründen hat das Gesetz den Gemeinden das Recht gegeben, „besondere" Realsteuerverfassungen einzuführen und zwar nach freien Maßstäben. Allein wenn eine Gemeinde etwa Grund- und Gebäudesteuern vom Ertrage des letzten Jahres oder eine Gewerbesteuer nach der Anzahl der Maschinen ausschreibt, so bleibt sie darum für

die Vertheilung der Last unter die verschiedenen Steuergattungen an die obigen Regeln nach Maßgabe der staatlich veranlagten Realsteuern gebunden, und nur für die Untervertheilung unter die einzelnen Steuerpflichtigen gelten die Veranlagungsergebnisse der „besonderen" Realsteuern. Selbstverständlich kann ein derartig sonderbares Verhältniß auf die Dauer sich gar nicht halten. Kataster, welche so unhaltbar sind, daß man der Gemeinde gestatten muß, sie umzustoßen, können nicht als Grundlage für die Vertheilung der Last unter die verschiedenen socialen Gruppen bestehen bleiben. Jene Sätze des Communalabgabengesetzes haben daher in der Hauptsache nur eine programmatische Bedeutung. Innerhalb derselben regen sich jetzt die verschiedensten Steuerpläne. Man begnügt sich keineswegs damit, den Grundbesitz bloß nach dem neuen Kataster veranlagen zu wollen, sondern man spricht bereits in den Großstädten von einer progressiven Grundsteuer, progressiv namentlich nach Maßgabe der größeren oder geringeren, schnelleren oder langsameren Werthsteigerung.

Bis zu einem gewissen Grade ist das Gesetz selbst derartigen Bestrebungen entgegengekommen. Daß eine Baufläche vor den Thoren Berlins mit fünf oder zehn Mark zur Grundsteuer veranlagt wird, weil sie in dem ewigen Kataster von 1861 als „Kartoffelland" geführt wird, ist eine so kreischende Lächerlichkeit, daß man ihr wenigstens durch eine Specialbestimmung des Gesetzes abhelfen mußte. Sobald die Gemeinde eine Baufluchtline festsetzt, kann sie die Grundstücke, welche dadurch im Werthe steigen, nach Maßgabe dieser Werthsteigerung mit einer besonderen „Bauplatzsteuer" belegen. Auf diese treffen jene obigen Vertheilungsregeln nicht zu. Sie steht gesetzlich außerhalb der sonstigen Steuerverfassung. — In ähnlicher Weise wie die Bauplatzsteuer von der Grundsteuer, ist die besondere Abgabe auf den Schankbetrieb, die sogenannte Betriebssteuer, von der Gewerbesteuer losgelöst. Sie soll nach ihrem finanziellen Zwecke auch einer Verhinderung allzu üppiger Vermehrung der Schankstellen dienen. Daher sind die Gemeinden zu ihrer Erhebung verpflichtet, ohne Rücksicht auf das Finanzbedürfniß.

Das Gesetz wünscht aber auch den Bedarf, welcher durch diese allgemeinen Steuern insgesammt zu decken ist, nach Möglichkeit einzuengen. Vorweg sollen solche Leistungen der Gemeinde, die überwiegend nicht für die Gesammtheit, sondern für Einzelne geschehen, von diesen Einzelnen bezahlt werden. Hierzu dient das neueingeführte System der „Gebühren und Beiträge". Wer Gemeindeanstalten benutzt, soll sie bezahlen, und zwar sollen diese „Benutzungsgebühren" in der Regel so bemessen werden, daß die gesammten Kosten der Veranstaltung einschließlich einer Verzinsung des Anlagekapitals daraus allein gedeckt werden. Allerdings, wenn eine Gemeinde eine Canalisation herstellt und die Einwohner zum Anschluß zwingt, oder wenn eine Gemeinde einen Flußhafen in der Art anlegt, daß durch die Natur der Sache jeder Schiffer auf die Benutzung des Hafens geradezu angewiesen ist, so ist, da ein Theil der Veranstaltung auf das öffentliche Interesse gerechnet werden kann, eine Ermäßigung der Gebühren gestattet. Auf Unterrichts- und Bildungsanstalten finden die Vorschriften über Gebührenregelung keine Anwendung. Doch muß an höheren Lehranstalten und Fachschulen ein „angemessenes Schulgeld" erhoben werden. Hier greift die Steuerverfassung mitten in die Verfassung unseres Bildungswesens hinein. Eine Anzahl Gemeinden haben bereits aus dieser Bestimmung Veranlassung genommen, das Schulgeld zu erhöhen. An sich ist es wohl gerechtfertigt, daß höhere Schulen, die überwiegend von den vermögenden Volksklassen benutzt werden, sich überwiegend durch die Beiträge der Benutzenden decken sollen. Allein andererseits ist die Erhöhung des Schulgeldes gleichzeitig eine Erhöhung der Steuer, welche die minder Vermögenden von dem Zugang zur Gymnasialbildung und damit zum zukünftigen Beamtenthum abhält. Die richtige Regelung wäre es, wenn man das Schulgeld zwar erhöhte, aber jeder Erhöhung die Schaffung einer Anzahl Freistellen und Halbfreistellen zur Seite gehen ließe. Die Ueberzeugung, daß unser gegenwärtiges studirtes Beamtenthum sich keines-

wegs aus den befähigtesten Elementen des deutschen Volkes rekrutire, ist heute weiter als je verbreitet, und wir haben alle Veranlassung, die finanzielle Seite der Vorbildungsfrage nicht in einer Weise zu regeln, welche den Kreis der Personen, aus denen der Staat seine zukünftigen Diener zu wählen hat, noch mehr beschränkt. — Noch weit bedenklicher aber ist es, daß das Gesetz mit den „höheren Lehranstalten" in einem Athemzuge die Fachschulen nennt, für die ebenfalls ein „angemessenes Schulgeld" obligatorisch gemacht wird. Die Fachschulen hätte das Gesetz weit eher unter die Veranstaltungen zählen sollen, welche „vorzugsweise den Bedürfnissen der unbemittelten Volksklassen" dienen, und für welche die Gebühren überhaupt nicht obligatorisch gemacht sind. Fachschulen sollen in erster Linie Handwerkerschulen sein. Sie sollen dem Handwerker, der vom Polytechnikum ausgeschlossen ist, wenigstens die Möglichkeit geben, das geringe Maß theoretischer Fachbildung sich anzueignen, das ihn befähigt, den Fortschritten seines Faches zu folgen. Gegen das Handwerk stürmt heute auf der einen Seite die Concurrenz des Großkapitals ein und auf der andern Seite die immer bedrohlicher werdende Arbeiterbewegung, für deren socialistische Zukunftspläne die Annahme, das kleinere Handwerk habe sich überlebt, gewissermaßen die Voraussetzung bildet. Mitteninne zwischen beiden hat heute eine maßvolle Politik die überaus schwierige Aufgabe, von dem Handwerkerstande, dem rechten Typus des deutschen Mittelstandes, möge sein Schicksal in Zukunft sein, welches es wolle, für die Gegenwart zu retten, was zu retten ist. Der Handwerkerstand wird mehr leisten, wenn er mehr leistungsfähig sein wird. Die Handwerkerfrage ist eine Bildungsfrage, und zwar in erster Linie eine Frage der Fachbildung. Es gehört zu den bedauerlichsten Zeichen der einseitigen Zusammensetzung unseres preußischen Abgeordnetenhauses, daß derartige, von einer völligen Verkennung dieser Bildungsinstitute zeugende gelegentliche Bestimmungen angenommen werden, ohne daß auch nur Aufhebens davon gemacht würde. Freilich corrigirt sich ein Fehler durch den andern. Solange in Preußen das Fachschulwesen so darniederliegt, solange die große Mehrzahl der Gemeinden überhaupt keine Fachschulen hat, sind natürlich derartige Bestimmungen auch nicht gerade sehr schädlich.

Gebühren können die Gemeinden ferner für Handlungen ihrer Organe erheben. Heutzutage werden die Gemeindebehörden für eine Menge Dinge in Anspruch genommen, für welche unentgeltliche Dienste zu leisten kein Anlaß vorliegt. Zu einer Zeit, da die Nothwendigkeit des Bauconsenses bloß als ein Druck der Allgemeinheit auf den Einzelnen empfunden wurde, mag es unmöglich gewesen sein, sich denselben noch gar bezahlen zu lassen. Aber heutzutage, wo Jedermann das Bewußtsein hat, daß die Beaufsichtigung der Bauten zu einem bedeutenden Theile im Interesse des Bauenden geschieht, wo thatsächlich auch der Bauherr den Sachverständigen spart, durch den er die Sicherheit seines Baues würde controliren lassen, unterliegt es keinem Bedenken, wenn die Gemeinde für die Bauaufsicht, die sie leistet, auch eine Rechnung präsentirt. — Mit der Beglaubigung von Unterschriften werden überall die Gemeindebehörden belästigt, während in den meisten Fällen doch kein Anlaß besteht, den Notaren unentgeltlich Concurrenz zu machen.

Während es sich bei den Gebühren meistens um kleine, aber fortlaufende Beträge handeln wird, stellen die „Beiträge", welche die Gemeinden von jetzt ab zu Veranstaltungen größeren Styls erheben sollen, in der Regel einmalige, aber große Summen dar. Schon jetzt haben die Gemeinden das Recht, die Herstellung neuer Straßen durch Beiträge der Anlieger zu decken, und das diesbezügliche Gesetz bleibt in der Hauptsache weiter in Kraft. Allein dies Gesetz versagte gegenüber den Durchbrüchen im Innern großer Städte, welche nicht neue Straßen schaffen, sondern an den Zug „historischer" Straßen sich anlehnten. Auch sind Straßen keineswegs die einzigen Veranstaltungen, welche die Gemeinden unternehmen. Wasserleitungen, Feuerlöschanstalten u. A. m. können auf diese Art errichtet und namentlich in kleineren Gemeinden erleichtert werden. Bei der Umlegung ist die

Abgabe (namentlich wenn sie sich bestrebt, die Werthsteigerungen stärker zu treffen) einen gewissen Einfluß auf Mäßigung des Bodenpreises und kommt einer Lösung der Wohnungsfrage zu Gute. Sächsische Städte, wie Leipzig, Dresden, Chemnitz, beschränken die Abgaben nicht auf den Verkauf, sondern erheben sie auch im Falle der Schenkung und der Erbschaft. Von hier ausgehend, können die Gemeinden auch zu einer allgemeinen Erbschaftssteuer, selbst zu einer progressiven gelangen. — Wer Schematismus liebt, mag als Unterart der Verkehrssteuern die Steuer auf den „Verkehr mit Gütern der Geselligkeit" bezeichnen. Verständlicher wird man, wenn man von einer solchen Schematisirung absieht und kurzweg von „Lustbarkeitssteuern" spricht. Eine hübsche Liste von allen möglichen Lustbarkeiten gewährt die Steuerordnung, welche der Minister seiner Anweisung als Muster beigegeben hat. Tanzvergnügen und Tingeltangel, Concerte und Theater, Vorstellungen von Kunstreitern und Seiltänzern, von Taschenspielern, Zauberkünstlern und Bauchrednern, Carousselsund Würfel- und Schießbuden, Kasperletheater, kurzum alle Freuden von Groß und Klein sind aufgezählt und unter Steuer gestellt. Ob es finanziell klug ist, den Kreis der zu besteuernden Lustbarkeiten möglichst weit zu ziehen, kann zweifelhaft sein. Frankfurt a. M. hat eine solche allgemeine Lustbarkeitssteuer besessen und hat sie wieder aufgegeben, hingegen eine einzige specielle Lustbarkeitssteuer, die auf Theaterbillets, beibehalten und zieht aus ihr allein jährlich 100 000 Mark. Die Franzosen, die Meister der indirecten Steuer, heften sich an die Form, in welcher die Menschen mit gewisser Regelmäßigkeit ihre Lustbarkeitsopfer darbringen, die des Vereines, und treffen mit einer zwanzigprocentigen Steuer auf die Vereinsbeiträge die Lustbarkeit desto höher, je theurer sie ist, während man bei uns die einzelnen Vergnügungen mit gleichmäßigen Sätzen zu treffen sich begnügt und Vereine wie private Gesellschaften frei ausgehen läßt. Auch nachdem die gesetzliche Beschränkung auf öffentliche Lustbarkeiten gefallen ist, soll doch die Steuerpflicht privater Vergnügungen nur dann betont werden, wenn die private Form bloß zum Zweck der Hinterziehung gewählt ist. — Die geradezu unerschöpfliche Fülle von Steuermöglichkeiten läßt unter den indirecten Steuern immer nur eine Auswahl zu, welche nothwendiger Weise den Charakter einer gewissen Willkür tragen muß. Daher werden die indirecten Steuern von den Betroffenen drückender empfunden, weil niemals genügend motivirt werden kann, weswegen gerade diese und nicht auch andere indirecte Steuern aufgelegt werden. Was würde ein Bankier dazu sagen, wenn etwa wirklich eine communale Vertretung sich beikommen ließe, die Check- und Quittungssteuer, die der Reichstag, oder die Erbschaftssteuer, die der Landtag abgelehnt hat, kraft eigener Machtvollkommenheit einzuführen? Verfügen die Besitzenden in den heutigen communalen Vertretungen mit solcher Sicherheit über die Majorität, daß jene Befürchtungen ausgeschlossen sind, so können sie doch an derartigen Beispielen sich klar machen, wie indirecte Steuern auf einzelne Objecte von der Masse empfunden werden, die sie zu tragen hat, und die gleichwohl in den communalen Vertretungen heute zur Minderheit verurtheilt ist. Alles dies macht eine besonders ernste Prüfung der indirecten Steuern zur Pflicht. Wird dieselbe aber mit Besonnenheit durchgeführt, so ist die principielle und ausnahmslose Verwerfung indirecter Gemeindesteuern wohl ein veralteter Standpunkt. Welchen Sinn hat es z. B., in Berlin die Bierverbrauchssteuer angeblich im Interesse der unteren Volksklassen zu bekämpfen, während gegenwärtig doch die Berliner Gemeinde bereits einen Braumalzsteuer-Zuschlag erhebt, welcher ausschließlich das einheimische Bier belastet, aber das auswärtige, also das „echte" Bier, freilassen muß?

Eben in dieser Auswahl unter der Fülle von Steuermöglichkeiten liegt die allgemeinere Bedeutung, welche der Unzahl von Communalsteuer-Reformen zukommt, die in den preußischen Städten, Städtchen und Dörfern gegenwärtig vor sich geht. Hier werden in kleinem Maßstabe Steuerexperimente gemacht, deren Ergebnisse nachher auf staatlichem Boden ganz sicher einmal zur Verwerthung gelangen werden. Ist dies doch bei uns stets das Verhältniß von Communen und Staat auf dem

Gebiete der Steuertechnik gewesen. Der Gedanke, den Einzelnen nach Maßgabe seines Einkommens und seines Vermögens zu den öffentlichen Bedürfnissen heranzuziehen, ist bei uns eine Erfindung des Bürgersinnes. Erst von den Städten ist diese Erfindung auf den Staat übergegangen und dann allerdings in Preußen in Form einer allgemeinen Einkommen- und Vermögenssteuer geradezu mustergültig ausgebildet worden. In dieser Beziehung nimmt Preußen heute die erste Stelle in der gesammten civilisirten Welt ein und bezeichnet den Zielpunkt, welchem andere deutsche und außerdeutsche Staaten zustreben. Wenn erst die Gemeinden und namentlich die Städte aus dem Wust von indirecten Steuern das praktisch Brauchbare herausgearbeitet haben werden, so wird der Staat ohne Zweifel sich dieser steuertechnischen Erfindungen wiederum bemächtigen, sie in einen gewissen Durchschnitt bringen und dem Staatssteuersystem einverleiben, um wiederum anderen Staaten zum Muster zu dienen. So kann man sagen, daß den Versuchen, welche gegenwärtig in den kleinen Steuerparlamenten der preußischen Gemeinden gemacht werden, eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung zukommt.

Vom großen Weltmarkt wären zumeist nur kleine Vorgänge zu berichten. In Portugal wird der Ausgleich auf der erwarteten Basis perfect, das Deficit vermindert, aber nicht gänzlich beseitigt. Mit Spanien stehen wir noch immer in einem mit gemüthlicher Ruhe betriebenen Zollkrieg. In Italien ist mit Hängen und Würgen etwas zu Stande gekommen, was man Finanzreform nennt, gleichzeitig hat aber die Freisprechung der Betrüger von der Banca Romana in- und außerhalb des Landes ein peinliches Aufsehen erregt; man nimmt allgemein an, daß die Geschworenen freisprachen, weil sie die Hauptschuldigen hinter den Coulissen vermutheten. Noch hat Italien eine letzte Möglichkeit, sich zu rehabilitiren, wenn es bei der bevorstehenden Budgetberathung mit der Absicht, unnütze Ausgaben zu streichen, Ernst macht. — Der griechische Staatsbankerott ist vom feinen Humor bis zur völligen Verhöhnung der Gläubiger vorgeschritten. Und obgleich man hier die klare Erfahrung macht, daß ein Staat, wenn er will, auch einen Griff in die Pfandkassen thut, so begnügen sich doch eben jetzt die serbischen Staatsgläubiger mit einem Abkommen, wonach die verpfändeten Einkünfte durch directe Abführung an die Nationalbank gesichert sein sollen. — Der Eindruck des Weltmarktes ist noch immer der der Stagnation. Das Capital wagt sich nicht an neue Unternehmungen. Die Ausweise der großen englischen Banken geben von der Lage des internationalen Geldmarktes das deutlichste Abbild. Im letzten Jahrzehnt stellte sich der Discont bei der Bank of England und bei den Privatbanken an dem mittelsten Tage des Jahres (30. Juni) wie folgt:

	Bankrate			Privat-Discont		
	£	s	d	£	s	d
1885 . .	3	9	7	2	12	3
1886 . .	2	12	5	1	12	0
1887 . .	3	4	1	2	0	0
1888 . .	2	12	6	1	11	11
1889 . .	3	0	1	2	2	0
1890 . .	4	4	8	3	0	9
1891 . .	3	11	6	2	14	11
1892 . .	2	13	1	1	9	3
1893 . .	2	16	4	1	17	2
1894 . .	2	4	8	1	5	8

In der ganzen Periode hat sich das Geld also noch niemals zu so billigen Preisen an den Markt gedrängt, wie gegenwärtig. Die Lage des Geldmarktes macht am meisten Oesterreich sich zu Nutze, indem es in der Valutareform weiter vorschreitet und die Einguldennoten, die sogenannten „Einser" einzieht. Wenn im Uebrigen in der letzten Zeit Wien, Berlin und andere Börsen wieder mit den Hausseebewegungen begonnen haben, so läßt sich bis jetzt nicht überblicken, ob hier

Anfänge einer wirklichen Aenderung vorliegen oder jenes Bedürfniß nach Abwechselung, welches aus der lange andauernden Trägheit allein den Schluß zieht, daß nun doch endlich eine Zeit lebhafter Bewegung kommen müsse.

Ein großes Ereigniß erleben wir gegenwärtig allerdings in der Weltpolitik, größer als man es gemeinhin zu bewerthen pflegt. Was sich gegenwärtig in Korea abspielt, hat eine weit über die streitenden Theile hinausreichende Bedeutung. Die Mächte, welche während des japanisch-chinesischen Conflictes sich Neutralität auferlegt haben, um je nach dem Ausgange hier oder da zuzugreifen, werden bald in die Lage kommen, ihre vitalsten Interessen hier und gerade hier zu suchen. Man muß sich diese scheinbar so fern liegenden hinterasiatischen Verhältnisse an dem Gang der Entwickelung klar machen, in welcher sie allmälig für uns Bedeutung gewonnen haben. Die großen Gegensätze der heutigen Handelspolitik sind die letzten Verknotungen an einem Faden, der historisch rückwärts reicht bis in die Zeit, wo der in Ost-Rom übrig gebliebene römische Handel in einer geradezu erdrückenden Monopolstellung sich dem übrigen Europa gegenüber befand. Alle Producte des Orients hatte in der ersten Hälfte des Mittelalters der westeuropäische Kaufmann aus Constantinopel zu holen, wo die ganze Handelsverfassung darauf abzielte, den Westeuropäer von den Bezugsquellen in Asien fern zu halten. Daher ist die Tendenz der aufstrebenden Mächte des Westens, der Normannen, der Franzosen, sowie der italienischen Städte darauf gerichtet, irgendwelche asiatische Häfen zu erhalten, um so zu den Bezugsquellen des griechischen Kaufmanns in directe Verbindung zu treten. Die gewaltige Bewegung, in welcher die Abendländer im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts dieses Ziel erreichten, ist in der Weltgeschichte unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt: in Sidon, in Tyrus, in Jaffa bildeten sich genuesische Handelsgemeinden. Jetzt kaufte man auf asiatischem Boden ein. Aber nur die vorderasiatischen Erzeugnisse waren direct zugänglich. Was aus Hinterasien kam, hatte man nur durch die Vermittlung der persischen und sonstigen innerasiatischen Märkte, welche sich wiederum zwischen Käufer und Verkäufer als nothwendige Zwischeninstanz drängten. Daher setzen sich die Handelserfolge des Zeitalters der Kreuzzüge in einem weiteren Drängen nach Osten fort. Man suchte auf dem Markte in Bagdad einzukaufen, wohin indische und chinesische Kaufleute kamen. Der Venetianer Marco Polo ist immer weiter nach Osten, bis nach China und Indien selbst vorgedrungen. Dieser einzig dastehende wohlgelungene Versuch hat dann die europäische Handelswelt nicht ruhen lassen. Da mit der Consolidirung der Türkenmacht sich eine neue Wand zwischen Orient und Occident schob, so faßte man im Abendlande den kühnen Plan, die hinterasiatischen Märkte zu Wasser aufzusuchen. Die Entdeckung des „Seeweges nach Ostindien" führte die Europäer definitiv an die Ufer des indischen und Stillen Oceans. — So sind zuerst die Portugiesen und Holländer, dann die Engländer auf diesen Schauplatz gekommen, während gleichzeitig die westlichen Entdeckungen ein Neu-England auf amerikanischem Boden schufen, welches sich über den ganzen Continent verbreitete und von der anderen Seite schließlich ebenfalls an den Stillen Ocean gelangte. Parellel dieser an stolzen Erfolgen so reichen Handelsgeschichte geht eine andere Entwicklung, ruhig und unscheinbar demselben Ziele zustrebend. Tastend und schiebend gelangte der russische Kaufmann in den letzten Jahrhunderten über den Ural nach Sibirien und in Sibirien immer weiter ostwärts, bis auch er hier am Stillen Ocean hinterasiatische Häfen gewann. Den directen Zugang zu den hinterasiatischen Märkten sichert sich Rußland gerade jetzt durch das gewaltige Unternehmen der sibirischen Eisenbahn, welche den Weg, der über Suez zehn Wochen dauert, auf ebenso viel Tage herabsetzen wird. — So ist es also eine Jahrhunderte lange Entwicklung gewesen, in welcher die verschiedensten europäischen Völker sich um das „Reich der Mitte" herumgezogen haben, um ihm endlich direct gegenüber zu stehen. Wenn man heute noch von der Bedeutung Constantinopels spricht, so ist dies nur der letzte (allerdings immer noch große) Ueberrest seiner

ehemaligen Bedeutung. In Wahrheit wird die orientalische Frage heute nicht mehr am Bosporus entschieden, sondern im Stillen Ocean. Wer dort der Herr wird, der ist von der Vermittlungsrolle Constantinopels heute noch in weit höherem Maße unabhängig, als einst durch den Gewinn von Sidon und Tyrus die Genuesen und Venetianer unabhängig wurden. Wenn eines Tages das chinesische Reich sich direct den merkantilen Einflüssen der abendländischen Cultur öffnet, so wird dies der gewaltigste Vorgang in der Handelsgeschichte der Menschheit sein. Aber während die europäischen Völker meinen, daß die Mongolenwelt ihnen bald zur Beute fallen soll, hat sich unter den Mongolen selbst eine neue und moderne Macht gebildet, die ebenfalls beutebereit und gerüstet dasteht. Die ungeheuren Kraftaufwendungen, welche die Japaner in den letzten Jahrzehnten gemacht haben, um mit der Aneignung der europäischen Civilisation fertig zu werden, sind kaum anders aufzufassen als eine energische Anstrengung, um nur ja den Augenblick nicht zu verpassen, wo China sich dem civilisatorischen Einfluß öffnet, und wo dann den Chinesen die stammverwandten Japaner sagen können: ihr braucht die Fremden nicht; was sie euch geben können, bringen eure Vettern euch ebenfalls. In einer Beziehung ist Japan ein Unicum in der Weltgeschichte. Es gibt keinen anderen Fall, daß ein Volk die europäische Civilisation angenommen hätte, ohne gleichzeitig das Christenthum anzunehmen. Wenn die so aufgeklärten Japaner den Glauben ihrer Väter fest bewahren, so ist auch hierin das Bewußtsein von der Bedeutung ausgeprägt, welche ihnen die Glaubensgemeinschaft mit China eines Tages gewähren wird. — Das ist der große historische Hintergrund des Kampfes um Korea, wo Japan für eine freiere Auffassung des Fremdenrechts eintritt, um sie den Chinesen aufzuzwingen und sie dann auf Grund der Errungenschaft an erster Stelle selbst zu genießen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Mit hoher Befriedigung sind nicht nur in Deutschland, sondern überall im Auslande, wo der Friede als ein werthvolles Gut geschätzt wird, die Worte vernommen worden, die Kaiser Wilhelm II. bei seinem Empfange in Königsberg auf die Ansprache des Oberbürgermeisters der Hauptstadt Ostpreußens erwidert hat. War von dem Vertreter des städtischen Gemeinwesens bei der Begrüßung des kaiserlichen Paares darauf hingewiesen worden, daß in der Ostmark des Reiches jeder Fleck durch das Schwert dem Deutschthume gewonnen sei, und daß jedes neue Friedensjahr, jeder Tag zum Danke gegen Gott aufrufe, der diesem Lande und dieser Stadt in dem Geschlechte der Hohenzollern nun bereits vier Jahrhunderte hindurch stets Schirm und Stütze gewährt habe, so bekräftigte der Kaiser in bedeutsamen Worten eine solche Auffassung. Sein kaiserliches Wort setzte er dafür ein, daß, wenn dieses Land mit dem Schwerte von den Hohenzollern gewonnen worden sei, es durch Werke des Friedens erhalten werden solle. Im Auslande wird diese Sprache sicherlich nicht mißverstanden werden; bekundet sie einerseits in vollgültiger Weise, daß der Kaiser, insofern es von ihm abhängt, entschlossen ist, den Frieden zu wahren, so legt sie andererseits Zeugniß dafür ab, daß Deutschland sich zugleich seiner eigenen Kraft bewußt ist, die, sobald die Umstände es erheischen sollten, wuchtig in die Wagschale fallen wird. Daß ein so weihevoller Act wie die Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelm's I. dessen Enkel Gelegenheit bot, in unverbrüchlicher Weise seine Friedensliebe zu betonen, muß den kaiserlichen Worten eine besondere Tragweite verleihen.

Hatte die erste Kundgebung Kaiser Wilhelm's II. insbesondere für die hohe Politik und für die gesammte Culturentwicklung Bedeutung, so erhob sich auch die Ansprache, die er am 6. September bei dem Festmahle im Schlosse von Königsberg an die Vertreter der Provinz Ostpreußen richtete, weit über das Niveau der bei ähnlichen Anlässen üblichen Reden. Insbesondere waren es diesmal die inneren Verhältnisse Preußens und Deutschlands, die zu ernsten Betrachtungen Anlaß boten. Gewann es bei den parlamentarischen Debatten der letzten Session öfter den Anschein, als ob die conservative Partei, weit entfernt, einen staatserhaltenden Factor darzustellen, sich vielmehr Strömungen zugänglich erwies, die über eine loyale Opposition hinausgingen, nahm insbesondere der Feldzug gegen den russischen Handelsvertrag in Verbindung mit den extrem agrarischen Bestrebungen hie und da einen gewissermaßen demagogischen Charakter an, so betonte Kaiser Wilhelm die Fürsorge, die er während seiner Regierung bereits den berechtigten Interessen der Landwirthschaft angedeihen ließ. Er gab aber zugleich seiner Betrübniß darüber Ausdruck, daß seine besten Absichten in den ihm nahe stehenden Kreisen des Adels mißverstanden, zum Theil bekämpft worden wären, daß man sogar das Wort „Opposition" habe vernehmen lassen. Wenn dann eine Opposition preußischer

Adliger als ein Unding bezeichnet wurde, so mag diese Auffassung vom constitutionellen Standpunkte aus immerhin berechtigte Anfechtung erfahren; nicht außer Betracht bleiben darf jedoch, daß gerade innerhalb des Adels eine solche Betrachtungsweise fest gewurzelt ist. Daß die Interessen der Landwirthschaft Ostpreußens in den letzten Jahren in der That eine kräftige Förderung erfahren haben, erhellt aus den in der kaiserlichen Ansprache hervorgehobenen Ziffern.

Weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus gewinnen aber die Worte Bedeutung, in denen die Abwehr der von Seiten der Umsturzelemente drohenden Gefahren als die hauptsächliche Aufgabe der staatserhaltenden Parteien bezeichnet wurde. An die erhebende Feier der Denkmalsenthüllung anknüpfend, betonte der Kaiser, daß die Statue Wilhelm I. zeige, wie er das Reichsschwert, das Symbol von Recht und Ordnung, erhoben in der Rechten trage. Hierin wird die Mahnung an Alle erblickt, ihrer Pflichten und des ernsten Kampfes wider die Bestrebungen eingedenk zu sein, die sich gegen die Grundlage des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens richten.

In Frankreich bieten die parlamentarischen Ferien den Mitgliedern der Regierung regelmäßig Gelegenheit, in Banketreden, die sie in der Provinz halten, politische Fragen, die gerade auf der Tagesordnung stehen, zu erörtern. In jüngster Zeit war es der Minister der öffentlichen Arbeiten, Barthou, der aus Anlaß der Vollendung der Hafenarbeiten in Sables-d'Olonne das Programm des Ministeriums Dupuy von Neuem entwickelte. Es war nicht eben leicht, in der Hafenstadt der Vendée, wo die alten Gegensätze zwischen den „Weißen", den Nachkommen der alten Royalisten im Kriege der Vendée gegen die erste französische Republik, und den „Blauen" noch nicht völlig ausgeglichen sind, das versöhnende Wort zu finden. Dies ist denn auch allem Anscheine nach Herrn Barthou nicht gelungen. Charakteristisch war bereits, daß der Antagonismus, der im Generalrathe des Vendée-Départements herrscht, sogleich insofern zum Ausdrucke gelangte, als zunächst die conservative und dann die republikanische Gruppe der Départementalvertretung sich zur Begrüßung des Ministers der öffentlichen Arbeiten einfand. Herr Barthou unterließ allerdings nicht, den Wunsch zu äußern, daß die Einigung auf der Grundlage der herrschenden republikanischen Institutionen sich vollziehen möchte; die Banketrede, die er am Abende im Stadthause von Sables-d'Olonne hielt, war jedoch nicht geeignet, die bestehenden Gegensätze zu verwischen. Zwar betonte der Minister, daß die Vergangenheit der Vendée trotz aller tief bedauerlichen Ereignisse, die sie aufweist, ihren ruhmreichen Charakter habe; allein er unterließ nicht, von der verhängnißvollen Unwissenheit der Ahnen zu sprechen. Daß in einem Theile des Landes, wo gerade der Familiensinn angelegentlich gepflegt wird, wo manches Geschlecht heute noch mit Stolz auf die Vorfahren blickt, die sich im Feldlager der Weißen ausgezeichnet haben, solche Anspielungen verfehlt sind, braucht nicht erst besonders betont zu werden. Nichts läßt sich andererseits dagegen einwenden, daß der Minister die Regierung gegen den Vorwurf reactionärer Gesinnung verwahrte, die darin gefunden werden soll, daß sie das Gesetz gegen die Anarchisten in der Deputirtenkammer einbrachte und erfolgreich vertheidigte. Das Ministerium hatte eben die Pflicht, nach den zahlreichen anarchistischen Verbrechen, insbesondere nach der Ermordung des Präsidenten der Republik, Staat und Gesellschaft zu schützen. Nicht minder darf dem Vertreter der französischen Regierung zugestimmt werden, wenn er im Hinblick auf die zahlreichen Reformen, deren das Land bedarf, die Nothwendigkeit betonte, von den müßigen Debatten und Interpellationen im Parlamente Abstand zu nehmen. Konnte er doch hervorheben, daß seit dem Beginne der Legislaturperiode nicht weniger als neunundfünfzig Interpellationen oder Anfragen stattgefunden haben. Dagegen ist nichts Ernsthaftes geschehen, um die Aufrechterhaltung oder vielmehr die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte zu erreichen. Nicht wird es mehr möglich sein, durch Maßregeln wie die Convertirung der Rente ein größeres Deficit zu verhüten; vielmehr ist eine

umfassende Steuerreform um so mehr geboten, als die extrem schutzzöllnerischen Bestrebungen und Maßnahmen dem Handel und der Industrie Frankreichs mannigfache Absatzgebiete verschlossen haben. Die französische Regierung wird daher die bisher nicht zum Ziele gelangten Versuche erneuern müssen, insbesondere durch die Einführung der Einkommensteuer Wandel zu schaffen. Im Parlamente ist allerdings die Stimmung für eine derartige Steuerreform wenig günstig; die Kammermehrheit wird aber früher oder später, der Noth gehorchend, dem Staatsschatze neue Einnahmequellen erschließen müssen, wenn anders das Gleichgewicht im Staatshaushalte aufrecht erhalten werden soll.

Zur Befestigung der republikanischen Einrichtungen würde es jedenfalls dienen, falls die finanziellen Verhältnisse dauernd geregelt würden. Andererseits ist durch das Hinscheiden des Grafen von Paris keinerlei Veränderung in der Constellation der inneren Politik Frankreichs herbeigeführt worden. Nur eine Zeitlang, im Jahre 1873, gewann es den Anschein, als ob die monarchistischen Bestrebungen in Frankreich zum Ziele führen könnten. Damals war die Fusion zwischen den Orléanisten und der älteren Linie Bourbon geplant; der Graf von Chambord bestand jedoch darauf, daß die weiße Fahne an Stelle der Tricolore wieder das Banner Frankreichs werde. Nur würde man bei der Annahme fehlgehen, daß hierin der entscheidende Grund des Scheiterns der Fusionsbestrebungen gefunden werden muß; vielmehr verhehlte sich der Graf von Chambord keineswegs, daß seine Zugeständnisse nur im Interesse des Grafen von Paris gemacht werden würden. Als dann am 24. August 1883 mit dem Grafen von Chambord die ältere Linie Bourbon in Frankreich erlosch, wurde der Graf von Paris Oberhaupt der „Maison royale de France". Daß er in dieser Eigenschaft mit besonderem Geschicke operirte, mußte von Anfang an sehr zweifelhaft erscheinen. Als am 6. Februar 1886 die Verlobung der Tochter des Grafen von Paris mit dem Kronprinzen von Portugal stattfand, erörterten die royalistischen Organe nicht bloß den Vorgang in einer Weise, die das Mißtrauen der republikanischen Machthaber herausfordern mußte, sondern der orléanistische Prätendent selbst inscenirte vor seiner Abreise zu den Vermählungsfeierlichkeiten am portugiesischen Hofe im Mai 1886 einen Empfang, der wohl geeignet war, den Verdacht der Republikaner zu verstärken. Am 4. März hatte die Deputirtenkammer noch die Anträge auf unverzügliche Ausweisung der Prinzen, sowie auf Gewährung bezüglicher Vollmachten für die Regierung abgelehnt.

Nach dem Vorgehen des Grafen von Paris aus Anlaß der Vermählung seiner Tochter mit dem Kronprinzen von Portugal nahm aber die Deputirtenkammer einen von der Regierung gebilligten Antrag an, der zunächst bestimmte, daß das Gebiet der französischen Republik den Häuptern der Familien, die in Frankreich regiert haben, und ihren nach der Primogenitur unmittelbaren Erben untersagt ist. Ferner wurde die Regierung ermächtigt, das Gebiet der Republik den übrigen Mitgliedern dieser Familien zu untersagen. Infolge dieses Gesetzes mußten der Graf von Paris, sowie die Prinzen Jérôme und Victor Napoléon Frankreich unverzüglich verlassen. Damals begab sich der orléanistische Prätendent nach England, nachdem er an seine Parteigänger ein vom 24. Juni 1886 aus Schloß Eu datirtes Abschiedsmanifest gerichtet hatte, in dem es unter anderem heißt: „Frankreich wird einsehen, daß die Monarchie allein, die durch ihr Princip der Ueberlieferung und durch ihre Einrichtungen der modernen Zeit angehört, hier Abhülfe schaffen kann . . . Meine Pflicht ist es, ohne Unterlaß an diesem Werke des Heils zu arbeiten; mit Hülfe Gottes und unter der Mitwirkung Aller, die meinen Glauben an die Zukunft theilen, werde ich es vollbringen. Die Republik hat Furcht; indem sie mir einen Schlag versetzt, weist sie auf mich hin. Ich hege Vertrauen auf Frankreich; im entscheidenden Augenblicke werde ich bereit sein." Trotz dieser volltönenden Worte ließ der Graf von Paris es an jedem thatkräftigen Acte fehlen; man müßte denn etwa einen solchen darin erblicken, daß er, als die Wogen des Boulangismus hoch gingen, von diesem für die Wiederherstellung der Monarchie

Nutzen zu ziehen hoffte. Gerade damals wurde er tragisch schuldig; mit dem Zusammenbruche des Boulangismus erlitt der Orléanismus eine entscheidende Niederlage. Der am 6. Februar 1869 zu Twickenham geborene ältere Sohn des Grafen von Paris, Ludwig Philipp Robert, Herzog von Orléans, wird als Rechtsnachfolger seines Vaters schwerlich an der Lage der Dinge etwas ändern; vielmehr darf ohne Weiteres angenommen werden, daß sich an das Hinscheiden des orléanistischen Prätendenten politische Consequenzen nicht knüpfen werden. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die französische Republik für absehbare Zukunft durchaus befestigt ist. Die Sicherheit, mit der sich nach der Ermordung Carnot's der Wechsel der höchsten Executivgewalt vollzog, war ein deutliches Symptom für die in Frankreich herrschende republikanische Strömung, und dies konnte von allen Freunden des Friedens nur mit Genugthuung begrüßt werden, während sowohl die Wiederherstellung des orléanistischen Königthums als auch diejenige des bonapartistischen Kaiserthums eine ernsthafte Gefahr für die innere Entwickelung Frankreichs und den Weltfrieden bedeuten würde.

Kann das Hinscheiden des Grafen von Paris nicht als ein Ereigniß von politischer Tragweite angesehen werden, so genügte bereits das vor einiger Zeit verbreitete falsche Gerücht von dem Tode des italienischen Conseilpräsidenten Crispi, um Beunruhigung hinsichtlich der weiteren Gestaltung der italienischen Verhältnisse hervorzurufen. Thatsächlich erfreute der leitende italienische Staatsmann sich der besten Gesundheit, als das Gerücht von seinem Hinscheiden lediglich zu unlauteren Börsenzwecken erfunden und verbreitet wurde. In diesen Tagen nun tauchte in einem englischen Blatte, dem „British Medical Journal", die Mittheilung auf, daß Crispi am Staar leide und sich demnächst einer Operation unterziehen müsse. Aber auch diese Lüge hatte kurze Beine; dem englischen Blatte hätte im Hinblick auf seine Beziehungen zur medicinischen Wissenschaft wohl von Anfang an klar sein müssen, daß der italienische Conseilpräsident, der sich unlängst noch einer vortrefflichen Gesundheit erfreute, nicht plötzlich von einer Augenkrankheit ergriffen sein konnte, deren Entwickelung geraume Zeit erfordert, ehe eine Operation möglich ist. Jedenfalls ist allem Anschein nach System vorhanden, wenn gerade Crispi stets von Neuem den Mittelpunkt solcher Phantasien bildet, die sicherlich nicht von Freunden Italiens ausgehen. Andererseits erhellt daraus, daß die bedeutsamen parlamentarischen Erfolge, die der italienische Conseilpräsident in der letzten Session errungen hat, ihm ein besonderes Prestige verschafft haben, so daß die weitere Durchführung der Reformen auf wirthschaftlichem und finanziellem Gebiete mit seinem Namen verknüpft wird. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Initiative des Königs Umberto, der im richtigen Augenblicke stets die richtige Lösung gefunden hat, nicht minder in Betracht gezogen werden muß als die Tüchtigkeit seines Ministerpräsidenten. In dieser Hinsicht braucht nur auf die Entschließung des Königs hingewiesen zu werden, wonach der Kronprinz von Italien demnächst auf Sicilien das Commando einer Division übernehmen soll. Ließen die Ruhestörungen auf dieser Insel vor einiger Zeit die Verhängung des Belagerungszustandes geboten erscheinen, so war doch die Auffassung ganz falsch, daß die revolutionäre Bewegung eine tiefgehende sei; vielmehr handelte es sich zumeist um die Verhetzung eines Bruchtheils der im Grunde bei aller Erregbarkeit gutmüthigen Bevölkerung durch socialistische Demagogen. Wie wenig die gesammte Inselbevölkerung durch diese Agitation in Mitleidenschaft gezogen ist, wird durch die freie Entschließung des Königs Umberto, seinen einzigen Sohn und Thronerben nach Sicilien in verantwortlicher Stellung gehen zu lassen, aufs deutlichste bewiesen. Zugleich zeugt es von eindringlicher Menschenkenntniß, durch einen solchen Act des Vertrauens an den Tag zu legen, wie wenig begründet die den Sicilianern in ihrer Gesammtheit gemachten Vorwürfe erscheinen. Die starke Hand Crispi's wird lediglich im Interesse seines Vaterlandes von den Anarchisten und den mit diesen verbündeten Elementen zur Genugthuung aller Freunde der

staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung verspürt werden, während zugleich die ganze politische Vergangenheit des leitenden italienischen Ministers eine ausreichende Garantie dafür ist, daß mit den öffentlichen Gewalten kein Mißbrauch getrieben werden wird.

War es insbesondere das Gebiet der Colonialpolitik, auf dem seit der Einnahme Kassala's durch die italienischen Streitkräfte die Oppositionsblätter Crispi zu bekämpfen versuchten, so hat gerade diese Politik soeben zu einem beachtenswerthen Erfolge Anlaß geboten. Der italienische Conseilpräsident selbst hat zu wiederholten Malen erklärt, daß er keineswegs von feindseliger Gesinnung gegen den Vatican beseelt sei, daß er vielmehr bei aller Entschiedenheit, die Hoheitsrechte des Staates zu wahren, einem Ausgleiche zwischen Quirinal und Vatican bereitwillig zustimmen würde. Noch vor wenigen Jahren erregte es in Italien großen Unwillen, als die Bestrebungen des damals noch lebenden französischen Cardinals Lavigerie, den italienischen geistlichen Einfluß aus der Regentschaft Tunesiens zu verdrängen, durch die Mitwirkung der Congregatio de Propaganda Fide zum Ziele führten. Damals mußten die Capuziner italienischer Nationalität das Feld räumen, und dies war im Hinblick auf die zahlreiche in Tunesien lebende italienische Bevölkerung für diese sowohl als auch für das Mutterland ein schwerer Schlag, da mit dem geistlichen Verkehre in der heimathlichen Sprache auch ein wesentliches nationales Element beseitigt und dem französischen Einflusse Vorschub geleistet wurde. Hier zeigte sich, daß die italienischen Capuziner trotz des zwischen der römischen Curie und dem Quirinal bestehenden Antagonismus sich vor Allem als Italiener fühlten. Die Schritte, die sie bei der Congregatio de Propaganda Fide unternahmen, um den Beschluß zu Gunsten der vom Cardinal Lavigerie geführten französischen Geistlichkeit rückgängig zu machen, scheiterten. Inzwischen machte die Annäherung des Papstes an die französische Republik Fortschritte, so daß das nunmehr von der „Propaganda" auf Anordnung des Papstes erlassene Decret hinsichtlich der italienischen Colonie Eritrea um so mehr überraschen muß.

Beanspruchte Cardinal Lavigerie den Primat und die geistliche Jurisdiction über die Katholiken des nördlichen Afrika's, so bestimmt das soeben erlassene Decret der erwähnten Congregation, daß für die italienische Colonie eine besondere, von der französischen unabhängige Präfectur mit dem Sitze in Keren geschaffen werden soll, deren Jurisdiction sich auf die gesammte italienische Einflußsphäre erstreckt. Man braucht sich nicht allzu optimistischen Erwartungen hinsichtlich einer bevorstehenden Aussöhnung zwischen dem italienischen Königthume und dem Papstthume hinzugeben; immerhin bezeichnet der aus Rom gemeldete Vorgang einen Fortschritt in dieser Hinsicht, zumal da gleichzeitig zwischen der römischen Curie und dem Ministerium Crispi eine Einigung in Bezug auf die Besetzung des Patriarchenstuhls von Venedig, für den dem Könige von Italien das Patronatsrecht zusteht, erzielt worden ist. Nicht minder hat die italienische Regierung durch die Verleihung des Exequatur an verschiedene Bischöfe ihr Entgegenkommen bewiesen. Als friedliche Symptome für die innere Entwickelung Italiens dürfen alle diese Thatsachen nicht außer Betracht bleiben. Sicherlich bedurfte es für ein solches Ergebniß nicht bloß der Geschicklichkeit des leitenden italienischen Staatsmannes, sondern auch des guten Willens des Papstes, der bereits öfter im Gegensatze zu seinem Vorgänger Pius IX. Mäßigung und Besonnenheit an den Tag gelegt hat.

Weniger glücklich als die italienischen Colonialtruppen bei Kassala sind die niederländischen Streitkräfte auf der östlich von Java gelegenen, von diesem durch die Insel Bali getrennten kleinen Sundainsel Lombok gewesen. Der Verlust der Niederländer beziffert sich auf nicht weniger als achtundzwanzig Officiere und 364 Mann, die theils todt, theils verwundet, theils vermißt sind. Ein holländisches Blatt hebt hervor, daß der „Parademarsch" durch die Insel, der unternommen werden sollte, um der Bevölkerung eine Vorstellung von der niederländischen Kriegsmacht zu geben, zum Todesmarsch geworden sei. Was diese Bevölkerung betrifft, so setzt sie sich aus den Ureinwohnern, den Sassak — sie bilden die weit überwiegende Mehrheit —, etwa 20 000 Balinesen, die von der benachbarten Insel

Bali eingewandert sind und die herrschende Klasse bilden, sowie einigen tausend Malaien zusammen. Wie nun die Sassak den Niederländern, deren Oberhoheit die eingeborenen Fürsten seit dem Jahre 1840 anerkannt haben, keineswegs die Treue gewahrt haben, trachten die Balinesen danach, für ihre Insel Bali, sowie für Lombok, die zusammen eine Provinz Niederländisch-Indiens bilden, die Selbständigkeit zu erlangen und das fremde Joch abzuschütteln. Sehr unvorsichtig handelte jedenfalls der niederländische Chef der Expedition, als er die gesammten ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte in drei Colonnen theilte, die dann an verschiedenen Stellen von den Balinesen angegriffen und geschlagen wurden. Diese werden als kräftige, musculöse Krieger geschildert, die, wohl bewaffnet, mit Todesverachtung kämpfen. Inzwischen haben die niederländischen Streitkräfte einen Erfolg über die Balinesen davongetragen, indem sie von diesen vertheidigte Befestigungen mit schwerer Artillerie beschossen und ohne Widerstand eroberten, wobei ihnen viele Gewehre und andere Waffen in die Hände fielen. Jedenfalls wird es aber noch schwerer Opfer bedürfen, ehe es ihnen gelingen mag, die alte Position wiederzuerlangen.

Während sich solche Vorgänge auf einer kleinen Insel der Sunda-See, südlich vom südchinesischen Meere, abspielen, dauert nördlich von diesem der Krieg zwischen China und Japan fort, ohne daß es bisher zu einer Entscheidung gekommen wäre. Für Deutschland muß daran festgehalten werden, daß weder für den einen noch für den anderen der kriegführenden Staaten Partei zu ergreifen ist. Zugleich darf nach wie vor der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß die übrigen europäischen Mächte dieselbe Zurückhaltung beobachten.

Diese Zurückhaltung hat sich auch in Europa für Deutschland in dem Verhältnisse zu Bulgarien in vollem Maße bewährt. Die Zustände daselbst haben inzwischen seit der Entlassung Stambulow's und dessen Ersetzung durch Stoilow eine Wendung erhalten, die Beachtung verdient. Hatte Prinz Ferdinand, als er sich von seinem früheren ersten Rathgeber trennte, die Hoffnung gehegt, daß die Beziehungen zu Rußland eine Besserung erfahren würden, so ward ihm sehr bald eine Enttäuschung zu Theil, wie er durch die Sprache der russischen Blätter belehrt werden mußte. Allerdings hat nun auch der Nachfolger Stambulow's, Stoilow, bei Unterredungen, sowie in anderen Kundgebungen versichert, daß das neue bulgarische Ministerium keineswegs gewillt sei, für die Anerkennung des Prinzen Ferdinand als Fürsten von Bulgarien Zugeständnisse an Rußland zu machen. Inzwischen hat der frühere leitende Staatsmann in Bulgarien aus Anlaß der in einem deutschen Blatte erfolgten Veröffentlichung einer Unterredung, in welcher er an der Persönlichkeit und dem Verhalten des Prinzen Ferdinand die schroffste Kritik übte, sich ein gerichtliches Verfahren in Sofia zugezogen, wobei dahingestellt bleiben muß, ob dieses im Hinblick auf die Publication im Auslande den allgemeinen Rechtsgrundsätzen entspricht. Dieser Einwand wurde, wie zu erwarten stand, von Stambulow sogleich erhoben; gegen Caution ist er dann freigelassen worden. Die Scenen, die sich vor Gericht und später auf der Straße abspielten, ermangelten nicht eines gewissen dramatischen oder vielmehr drastischen Charakters, indem dort die Anhänger des früheren bulgarischen Premierministers für ihn in ostentativer Weise die geforderte Caution entrichteten, hier thätliche Ausschreitungen gegen ihn stattfanden, die wenig im Einklange mit seinen Verdiensten um das junge Staatsgebilde standen. Daß Stambulow unmittelbar darauf in einem an den Prinzen gerichteten Schreiben ihn für die Ausschreitungen Einzelner verantwortlich machte, spricht jedenfalls nicht für seine Besonnenheit im Privatleben, während er als Staatsmann oft genug gezeigt hatte, daß er Maß zu halten im Stande sei. „Deutsche Interessen werden durch diese oder andere bulgarische Bewegungen nicht berührt"; der also gefaßte Hinweis, der am 21. August 1886 von autorisirter Seite an die Nachricht von der Vertreibung des Fürsten Alexander geknüpft wurde, gilt hinsichtlich der Vorgänge in Bulgarien jedenfalls auch heute noch in unveränderter Bedeutung.

Literarische Rundschau.

Gabriel Monod über Renan. Taine und Michelet.

[Nachdruck untersagt.]

Les maîtres de l'histoire. Renan, Taine, Michelet. Par Gabriel Monod. Paris, Calmann Lévy. 1894.

Jedesmal wenn ich daran gehe, über ein Buch zu referiren, stellt sich mir die Frage ein, ob die Hauptabsicht dahin zu richten sei, daß in dem Leser die Lust erwache, das Buch herbeizuschaffen; oder ob ich ihm so viel davon sagen soll, daß er sich bei dem Gedanken beruhigt, damit genug von dem Buch zu wissen. Nach der praktischen Erfahrung, die Jeder an sich selbst controliren mag, ist den Meisten damit gedient, wenn der Berichtende die letztere Alternative im Auge behält. Wir können doch nicht Alles lesen, selbst auf einem einzigen Gebiete, und es gibt Viele, die berechtigterweise fortlaufend von der Literatur mehrfacher, oft zahlreicher Gebiete unterrichtet bleiben wollen. Was man buchhändlerisch die „Reclame" nennt, die kurze Anzeige, im Sinne des Autors oder auch des Verlegers abgefaßt, hat offenbar nur die erstere Seite der Alternative im Auge. Sie will und soll zum Lesen, zum Kaufen des angezeigten Werkes reizen. Darum ist sie kurz und zeichnet nur in prägnanten, möglichst vortheilhaften Linien. Umgekehrt, wer näher auf die Sache eingeht, eine möglichst treffende Skizze liefert, arbeitet, wollend oder nicht, für die große Zahl Derer, die das Werk kennen lernen wollen, ohne die Mühe des Lesens oder die Kosten der Anschaffung. So will er eigentlich das Gute und schafft, in gewissem Sinne, das Böse. Und hieran ließe sich die Untersuchung knüpfen, ob nicht eine Mode, die seit Jahrzehnten sich in Deutschland eingebürgert hat, neuerer Zeit sich aber auch über andere Länder ausbreitet — denn in geistigen Angelegenheiten dürfen wir stolz sagen, daß Deutschland in unserem Jahrhundert eine tonangebende Macht geworden ist — ob nicht die Mode, Bildung, insbesondere auch für die höhere Weiblichkeit, gerade durch die Geschichte der Literatur und Kunst zu verbreiten, diese Uebelthat aus guter Absicht grundsätzlich betreibt. Um noch mit einem Worte das Thema abzuschließen, muß eine dritte Species erwähnt sein. Sie ist recht eigentlich ein Kind des modernsten industriellen Zeitalters. Ein interessantes Buch geht in die Welt. Sofort stürzen sich Scharen von Feuilletonisten darüber her, schneiden das Pikanteste heraus und setzen es, mit einer leicht hinzuwerfenden Einleitung versehen, als selbständiges Gericht dem Publicum vor, das sich, seiner Natur und der Beschaffenheit des Gebotenen entsprechend, gierig darauf wirft, mit Vergnügen seinen Appetit befriedigt, sich den Mund wischt und davon geht, wenn überhaupt dankend, so eher dem Kellner, der ihm die leckere Speise servirt hat, als dem Verfasser, der sie bereitete. Aber Jener beruhigt sich mit der Betrachtung, daß er nur seine Schuldigkeit gethan, und Dieser schmeichelt sich mit der Aussicht, daß der

Appetit des Lesers doch am Ende mehr gereizt als gesättigt sein werde. Manchmal mag das auch zutreffen, und jedenfalls entspricht das Ganze dem heutigen Laufe der Welt, mit dem sich alle Theile abfinden müssen.

Nun aber beginnt eine neue Verlegenheit. Monod schreibt ein Buch. Aber das Buch handelt wieder von anderen Büchern. Es behandelt Renan, Taine und Michelet und ihre sämmtlichen Werke. Soll man nun von diesen Dreien, oder von Monod's Buch, oder von diesem, dem Autor selbst, in der Hauptsache reden? Soll der Leser dahin gebracht werden, die Werke jener Drei, oder das Werk über sie, oder keines von allen zu lesen und sich nur ein Bild zu machen von dem, was der Eine über die Drei sagt? Da wird man sich am leichtesten helfen, indem man sich nicht zu lange besinnt, sondern den Gedanken, wie sie kommen, freien Lauf läßt. Sie werden von Allem etwas bringen, und das Uebrige mag der Leser entscheiden.

Gabriel Monod ist den deutschen Kennern der neueren französischen Literatur kein Unbekannter. Auch ich habe in dieser Zeitschrift seiner[1]) früher gedacht. Er gehört zu den wenigen Schriftstellern seiner Nation, die sich von jeder aus dem großen Kriege zurückgebliebenen Trübung des Urtheils frei gehalten haben. Schon unmittelbar nach dem Friedensschluß hat er in seiner Broschüre „Français et Allemands pendant la guerre" seine Beobachtungen aus der Zeit seiner Krankenpflege im Felde in einer unbefangenen, von den damals beliebten Einseitigkeiten freien Darstellung veröffentlicht. Dieser Haltung ist er in den seitdem verlaufenen zwei Jahrzehnten durchaus treu geblieben. Man hat das in Deutschland öfters daraus erklären wollen, daß er einer Schweizer Protestantenfamilie entstamme. Aber Monod ist in Frankreich (Havre) geboren und erzogen, von Jugend auf in französischen Anstalten für den höheren staatlichen Lehrerberuf ausgebildet, so namentlich in der École normale, dem Nährboden, könnte man sagen, des specifisch französischen Bildungsganges; er ist geradezu ein lebendiger Beleg dafür, daß man ein feuriger Patriot sein kann, ohne dem Chauvinismus zu opfern. Daß seine Familie schweizerischen Ursprunges wäre (in diesem Falle, wie in vielen ähnlichen, vielleicht ehemals vertriebenen französischen Reformirten entstammend) hätte ihn, wenn wir nach berühmten Mustern schließen sollen, eher ins Lager der Deutschenfresser hineintreiben können. Der Verfasser des „Pays des Milliards" ist Schweizer und der Verfasser der „Méta Holdenis" nicht minder. Es ist mir aufgefallen, wie oft auch in Norddeutschland ähnliche Ultranationale, teutonischer und antisemitischer Richtung, französische Namen tragen, d. h. von den Einwanderern aus Ludwig's XIV. Zeit abstammen. Es liegt wohl gerade in diesem Verhältniß ein Sporn, die Assimilation um so schärfer hervorzukehren.

Wenn nicht Abstammung, so hat aber vollendete vielseitige Ausbildung das Ihrige gethan, um Monod zu einem Typus jener Vorurtheilslosigkeit zu erziehen, die auf gründlicher Kenntniß fremder Nationen beruht, ein Vorzug, der von jeher den Deutschen zukam, und trotz Allem nicht so sehr abhanden gekommen ist, wie manche augenfällige Erscheinung glauben machen könnte. Monod ist mit deutschen, englischen, italienischen Verhältnissen lebendig vertraut, persönlich mit vielen ihm Geistesverwandten dieser Länder verbunden. Seine Thätigkeit als Gelehrter und Schriftsteller, eine rastlose und vielseitige, streut überall den Samen humanen Verständnisses aus. Zur Zeit ist seine Arbeitskraft vor Allem der von ihm herausgegebenen vortrefflichen „Revue historique" gewidmet. Daneben wirkt er als Lehrer an der École normale, aus der er hervorgegangen, und an der École des hautes études, einer Centralstelle für seminaristische Studien nach deutschem Vorbild, unter dem Ministerium Duruy geschaffen. Monod ist fünfzig Jahre alt.

In dem hier vorliegenden Buche hat er drei Schriftsteller behandelt, die man wohl seine Lieblinge nennen darf, und das mag zur Charakteristik des Geleisteten beitragen. Jeder dieser Essays ist vorher einzeln in einer Zeitschrift erschienen.

[1]) In dem Essay über Arthur Chuquet, Deutsche Rundschau, 1892, Bd LXXIII, S. 240 ff.

Mit Renan und Taine sind die deutschen Zeitgenossen reichlich vertraut. Ihre Wirksamkeit hat sich bis in die letzten Jahre in Fortsetzung älterer Schriften stets von Neuem in Erinnerung gebracht, und bei Gelegenheit ihres, auch erst vor Kurzem erfolgten Todes hat es an deutschen anerkennenden Gesammtwürdigungen nicht gefehlt. Anders steht es mit Michelet. Er ist schon länger todt (geb. 1798, † 1874) und niemals in Deutschland so gelesen oder geschätzt worden wie jene beiden Anderen. Das hat auch seine guten, wohlberechtigten Gründe; aber darum ist es gerade angezeigt, auf diesen Theil des Inhalts etwas näher einzugehen als auf den übrigen. Was den Studien über alle drei Autoren unter Monod's Feder ihr besonderes Gepräge gibt, ist sein persönliches Verhältniß zu ihnen. Alle drei waren seine Lehrer, seine geliebten und verehrten Lehrer. Dankbarkeit, Pietät und das damit eng verwebte innige Verständniß führen die Hand des Schreibenden. Einem Kammerdiener mögen besonders leicht die Schwächen eines großen Mannes bekannt werden, wiewohl ein guter Kammerdiener auch die guten Eigenschaften seines Herrn besonders gut kennen wird. Geistig ebenbürtige Menschen werden um so anerkennender urtheilen, je näher sie durch vertrauten Umgang an einen hervorragenden Mann herantreten. Ich finde denselben Gedanken in der von Monod dem Buche vorgesetzten Widmung an einen Freund (Charles de Pomairols) ausgesprochen: „En présence d'hommes supérieurs, la sympathie est la voie la plus sûre pour comprendre."

In der Einleitung faßt Monod das letzte Ergebniß seiner Ansicht über die unterscheidenden Merkmale der drei Geschilderten zusammen. Wie er seinem Buche den Haupttitel: „Les maitres de l'Histoire" gegeben, so beginnt die Vorrede mit den Worten: „Die drei Meister, deren Werke und Leben zu studiren ich mir vorgesetzt habe, bilden meines Erachtens den Inbegriff des Wesentlichen, das von geschichtlicher Arbeit in unserem Lande und Jahrhundert geleistet worden ist („ce qu'il y a d'essentiel dans l'œuvre historique de notre pays et de notre siècle"). Man darf wohl annehmen, daß das Jahrhundert auch unter der Begrenzung auf französisches Gebiet gemeint ist; das geht auch schon daraus hervor, daß vergleichsweise als nahe stehende, doch nicht gleichwerthige, nur Franzosen genannt sind: Augustin Thierry, Guizot, Mignet, Toqueville, Fustel de Coulanges. Die drei Meister theilen sich, nach Monod, in die Gesammtaufgabe, welche der geschichtlichen Wissenschaft gestellt sind, wie folgt: Renan's Verdienst gipfelt in der Kritik der überlieferten Darstellung und Auffassung, Taine in der philosophischen Verwerthung, Michelet in der schöpferischen Wiederbelebung.

Der deutsche Leser wird sich vielleicht wundern, in Renan gerade den Kritiker hervorgehoben zu sehen. Auf den Skeptiker wäre er eher gefaßt gewesen; denn was z. B. in seinem Leben Jesu, auch vielfach in den folgenden Bänden über die Apostel, weniger in seiner „Geschichte des Volkes Israel" das Augenmerk angezogen, hie und da befremdend gewirkt hat, waren Intermezzos von phantasiereichen Conjecturen. Monod übersieht dies nicht, aber er bringt die beiden Attribute in organische Verbindung, indem er meint, über der kritischen Zerstörung durch den skeptischen Geist erhebe sich aus der Fülle der gesammten wissenden Intuition der Aufbau, der, getragen von Tact, Divination und Kunst, das Zerstörte ersetze. Alles sei in Frage gestellt und dann versucht, die Dinge nach der Einbildungskraft aufzubauen. Renan habe zu verstehen gegeben, daß es unendlich abgestufte Grade von Wahrscheinlichkeit gebe, aber nur ein äußerst eng begrenztes Feld der Gewißheit; der Mensch könne sich subjectiver Imagination nicht enthalten, und, was er sich einbilde, enthalte ein Quantum provisorischer und partieller Wahrheit; jedoch liege die Annahme fern, daß Renan sich damit selbst habe täuschen wollen, il n'a jamais été dupe parce qu'il a consenti à être dupe volontairement. Man kann die Rettung dessen, was an dem Kritiker Renan etwa unkritisch ist, nicht feiner und liebenswürdiger vornehmen, als dies hier geschieht. Was bei Renan nur zur Ergänzung dienen soll, wird bei Michelet Hauptsache und Beruf: die Reconstruction der Vergangenheit unter starker Mitarbeit der Phantasie. Ganz auf die entgegengesetzte

Seite wird Taine gestellt, der danach trachtet, die Geschichte zu einer exacten Wissenschaft zu machen, nur mit den aus dem Gewirre der subjectiven Ueberlieferungen heraus mikroskopirten reinsten Thatsachen zu arbeiten, allerdings um von den Resultaten dieser Untersuchung wieder zu philosophischen Urtheilen zu gelangen. Ob nicht diese philosophischen Niederschläge wieder einen stark subjectiven Beigeschmack bekommen? Monod meint, es sei das hervorragendste Verdienst von Taine, daß er die Begriffe von Wissenschaft und Philosophie identificirt habe. Er gibt allerdings zu, daß niemals die Geschichte eine Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes werden könne, aber je mehr sie der von Taine gefaßten Auffassung entspräche, desto mehr würde sie sich dem Begriffe der Wissenschaft nähern.

Jules Michelet ist jedenfalls schon darum in Deutschland weniger als Taine und Renan bekannt, weil er schon länger todt ist. Er starb im Jahre 1874. Während die beiden Anderen bis zu ihrem in die neuesten Zeiten fallenden Lebensende ihre Publicationen fortsetzten und auch bei uns die Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich lenkten, fällt der Höhepunkt von Michelet's Wirksamkeit und Einfluß in die Periode der Julimonarchie. Zwar hat auch er bis zuletzt nicht aufgehört zu schreiben, aber lenkten seine späteren Publicationen schon nicht mehr die französische Lesewelt mit der früheren Anziehungskraft auf sich, so versagt diese bei uns fast gänzlich. Auch in den Tagen seiner größten Popularität reflectirte sich diese nur in bescheidenem Maße auf Deutschland. Ich glaube nicht, daß seine besten Bücher, die historischen, jemals in Deutschland viel Beachtung gefunden haben, und das erklärt sich auch ganz gut aus ihrem Charakter. Sie sind wenig für deutschen Geschmack geeignet. Die Beimischung von Phantasie zu den thatsächlichen Schilderungen ist zu stark. Wir haben zwar den historischen Roman in neuerer Zeit bei uns von bemerkenswerthem Erfolg gekrönt gesehen; aber wenn der Deutsche in seinem Wissenstrieb sich gerne den dichterischen Erfindungen zuwendet, aus denen er im Spazierengehen auch Etwas zu lernen hofft, so hält er sich umgekehrt, wenn er sich einmal aufs Studiren legt, den Roman dabei lieber vom Halse. Wir haben freilich in der neueren Zeit an tendenziösen Historikern leider keinen Mangel, aber an phantastischen glücklicherweise keinen Vorrath. — Wie ich aus meiner eigenen Erinnerung der Jugendjahre mich besinne, wurden bei ihrem Erscheinen am meisten diejenigen von Michelet's Werken bei uns gelesen, welche die religiösen Fragen behandelten, insonderheit den Kampf gegen die Jesuiten (1843). Es begann damals in Deutschland jene Bewegung des Neukatholicismus, Ronge und Czerski an der Spitze, welche die Vorläuferin der politischen Bewegung war, und an Michelet's im Bunde mit Edgar Quinet unternommenem Feldzug gegen die Gesellschaft Jesu einen kräftigen Bundesgenossen fand. Viel weniger drang er mit einer anderen umfangreichen und tiefer angelegten Arbeit zu uns, welche gewiß nicht minder verdient hätte, in Deutschland Interesse zu erwecken. Gerade in der Periode seiner tüchtigsten Leistungen beschäftigte ihn in hohem Grade die Geschichte der Reformation. Er reiste nach Deutschland, um sie an der Quelle zu studiren, und widmete ihr und der Person Luther's mehrere Bände, übersetzte auch dessen Tischreden. Welche Wandlungen Michelet in seiner halbhundertjährigen Schriftsteller- und Gelehrtenlaufbahn durchgemacht habe, er war von Anfang bis zu Ende ein begeisterter Kämpfer für freies Denken. Sein Jugendwerk war die Uebersetzung von Vico's Geschichtsphilosophie. Dieser Zug führte ihn zu lebhafter Sympathie mit Deutschland, die — eine seltene Ausnahme — später auch der großen Entzweiung des Jahres 1870 widerstand. Er war mit manchem hervorragenden Deutschen befreundet. Große Stücke hielt er auf Jacob Grimm, den er für den vollendeten Typus des Gelehrten erklärte. Monod schreibt: „Nach dem Krieg von 1870, zerschmettert von der Härte, welche die Deutschen im Siege gezeigt hatten, sagte er zu mir: Wenn Grimm noch am Leben wäre, hätte er sicherlich im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit protestirt; aber es gibt keine Grimm's mehr in

Deutschland." Monod fügt hinzu: „Ich bezweifle meinerseits sehr, daß Grimm protestirt hätte." — Ebenso berichtet Karl Hillebrand in seiner, Michelet gewidmeten Studie („Wälsches und Deutsches") von der Freiheit des Urtheils, die Michelet sich nach der Katastrophe bewahrt, obwohl sie ihm, so viel wie nur irgend Einem, recht eigentlich das Herz gebrochen hatte. (Bei der Nachricht von der Capitulation von Paris traf ihn ein Schlaganfall.) In Florenz, wo beide nach dem Kriege lebten und mit einander verkehrten, äußerte Michelet einmal zu Hillebrand: „Der ganze Krieg sei nur ein Mißverständniß gewesen." Ich selbst habe ihn nach dem Kriege nicht mehr wiedergesehen, aber in den sechziger Jahren verkehrte ich des öfteren mit ihm in einem literarischen Salon. Er war damals schon ein von Ruhm gesättigter alter Mann mit jugendlicher Beweglichkeit, dem seine zweite, viel jüngere, hübsche Frau, seine schriftstellerische Mitarbeiterin, als lebendiger Commentar zur Seite stand. Noch erinnere ich mich eines Gesprächs, das wir über Elsaß hatten. Damals ahnte zwar noch Niemand, wie praktisch die Frage nach wenigen Jahren werden sollte, aber das Vorgefühl des kommenden großen Zweikampfes lag doch schon lange in der Luft. Michelet rühmte die gute französische Gesinnung der Elsässer. Ich antwortete ihm: „Das beweise nur um so mehr, wie echte Deutsche die Elsässer seien, denn nur Deutsche vermöchten sich so in eine fremde Nationalität hineinzuleben." Er ließ sich lächelnd die Auslegung gefallen. Als der Krieg ausbrach, gehörte Michelet zu den Wenigen, die, wie Monod sagt: „öffentlich gegen den eitlen und brutalen Chauvinismus protestirten, zu dem sich seine Landsleute fortreißen ließen" . . . „Die Seherkraft des Historikers" — so fährt Monod fort — „und sein tiefer Gerechtigkeitssinn ließen ihn den Ausgang des Krieges voraussehen. Er hatte wohl ein Recht darauf, Gehör zu finden, er, der sein ganzes Leben lang die Religion des Patriotismus gepredigt hatte. Seine Stimme verlor sich im Tumult, und am 16. Juli schrieb er mir die prophetischen Worte: „„Die Ereignisse haben sich überstürzt . . . das Verbrechen ist geschehen. Europa wird interveniren, aber nicht rasch genug, als daß nicht vorher ein namenloses Elend über uns komme.""" Monod bemerkt dazu noch: „Er betrog sich nur in einem Punkt, der europäischen Intervention." In diesem Irrthum begegnete sich Michelet bekanntlich mit Thiers, der, gleich ihm, gegen den Krieg gesprochen hatte, aber freilich nur als es zu spät war, während er ihn von langer Zeit her hatte schüren helfen. Welche zwei verschiedene Figuren, und doch in so manchem Punkte übereinstimmend. Thiers war französischer Patriot in der einseitigsten, man könnte, trotz der hohen Klugheit des Mannes sagen, bornirtesten Weise. Er fand es ganz natürlich, daß Italien und Deutschland dem Bedürfniß der französischen Sicherheit, die er mit ihrer Einigung nicht für verträglich hielt, geopfert würden. Michelet, ganz Humanitarier, huldigte dem Ideal, die Gluth des Patriotismus mit dem Geist der allgemeinen Brüderlichkeit zu vereinigen, wie es auch einmal im Anfang der von ihm idealisirten Revolution verkündigt worden war. Aber schon damals zeigt sich die Verbindung nicht haltbar. Im Jahre 1848, als Michelet mit so vielen Anderen, auch unter uns jungen Deutschen, die wahre Erfüllung der revolutionären Ideale heranbrechen sah, erschienen ihm die Fahnen aller ihm theuren Nationalitäten schon künftig zusammen verbunden: „Tous les drapeaux des nations, le tricolore vert d'Italie (Italia mater), l'aigle blanc de Pologne (qui saigna tant pour nous!), le grand drapeau du Saint-Empire, de ma chère Allemagne, noir, rouge et or!"

Stehe, Wanderer, und trauere — über die Vergänglichkeit der menschlichen Denkweise!

Michelet hatte nicht als Historiker begonnen. Die ersten Studien und Lehrthätigkeiten gehörten der Philosophie. Erst später erkannte er seinen wahren Beruf. Sein Lebenswerk ist ein gewaltiges. Fünfzig Bände hat er hinterlassen, sehr verschiedenen Calibers, aber ein großer Theil davon genährt und getragen von eifriger,

umfassender Forschung. Er hat die alte römische Geschichte, die französische Rechtsgeschichte, das Mittelalter, die Renaissance und die Reformation, Frankreichs besondere Geschichte und speciell die der Revolution bis in die Neuzeit bearbeitet, theils in übersichtlichen Verkürzungen (besonders ein guter „Précis de l'histoire de France"), bald in ausführlichen Monographien. Daneben, oder vielleicht später, eine ganze Reihe von naturwissenschaftlichen Studien, „La femme, l'oiseau, l'insecte, l'amour, la mer, la montagne" und andere mehr. Es sind diejenigen seiner Werke, die am meisten an einem Gemisch von theosophischer Verzückung und sinnlichem Mysticismus leiden. Den Uebergang dazu bilden die Bände der französischen Geschichte, welche man gemeinhin als die seiner zweiten, minder gründlichen Periode charakterisirt. Seine ersten sechs Bände stehen noch ganz auf der Höhe ruhiger Forschung. Mit dem Ende der dreißiger Jahre, als seine Lehrthätigkeit im Collège de France ihm den Rausch eines hoch tönenden Erfolges bereitete, schlug er dann ins Schwunghafte, Declamatorische, Theatralische, Willkürliche um, dessen Eindrücke sonst so manchen guten oder schönen Kern übersehen lassen. Man muß in den deutschen Briefen jener Zeit, Heine, Gutzkow, Dingelstedt u. A., in ihren Schilderungen des damaligen Pariser Lebens, die Beschreibung jener Schaustellungen lesen, bei denen das tout Paris, männlich und weiblich, die Katheder der Michelet, Guizot, Mickiewicz, händeklatschend umringte, um sich ein Bild dieser schriftstellerischen Atmosphäre zu machen. Michelet's Andenken hat gerade unter den Fehlern, die sich aus jener Zeit immer weiter und manchmal ins Groteske hinaus entwickelten, in Deutschland bei Denen, die seiner gedenken, gelitten. Karl Hillebrand's oben erwähnte Studie geht damit scharf ins Gericht; er wendet sich unwillig ab von dem „sibyllinischen Lallen", in welches der Prophetenton ausartete. Man kann ihm das bei einzelnen Stellen sehr wohl nachfühlen, ohne seine Ansicht zu theilen, daß Michelet allein diesen Ton angeschlagen habe. Ich finde in demselben vielmehr einen gemeinsamen Zug, der eine ganze Richtung lange beherrscht hat und der jetzt, mutatis mutandis, in den Symbolistes und Décadents wieder auftaucht. In Quinet, in Lamartine, in Victor Hugo, in Henry Martin, in den Reden der Jules Favre und Gambetta und bis in die Hetärenmoralpredigten des jüngeren Dumas hinein kehrt immer Etwas von jenem falschen Pathos wieder, für welches die Franzosen selbst das treffende Wort „Pontificiren" erfunden haben, ein verzücktes, priesterliches Oraculiren, sei es mit kalter Kunstberechnung, wie nach Hillebrand's richtiger Auffassung bei Victor Hugo, oder aus natürlicher Begeisterung, wie bei Michelet. Uebrigens läßt auch Hillebrand Letzterem, von diesen Extravaganzen abgesehen, Gerechtigkeit widerfahren. Wer seinen kurzen Essay im zweiten Bande der „Zeiten, Völker und Menschen", nachlesen und ihn mit Monod's ausführlicherer und liebevoller, doch durchaus nicht unkritischer Studie zusammenhalten will, wird ein richtiges Gesammtbild erhalten — ein Gesammtbild nicht nur dieses einzelnen Schriftstellers, sondern einer ganzen, höchst interessanten Periode, des literarischen Frankreich von 1830 bis 1870, welches auch in seinen Ausläufern allmälig vom Schauplatz verschwindet. Michelet, der deistische Enthusiast der großen Revolution, in deren Erfüllung er Frankreichs künftigen welterlösenden Beruf erblickt, die später geborenen Renan und Taine, welche, im Gegensatz dazu, jeder wieder in ganz verschiedener Weise, diese Auffassung sowohl philosophisch als historisch scharf ablehnen; alle Drei hervorragende Repräsentanten des französischen Geistes und Künstler in der Stoffbehandlung — es lohnt sich schon. Da ich aber mir im Laufe dieser Berichterstattung doch darüber klar geworden bin, daß es kaum gelingen wird, wenn es auch zu verantworten wäre, den Leser zum Aufschlagen aller hier vorgeführten Werke zu bestimmen, so gelange ich schließlich doch zu dem Ergebniß, daß ich ihm ruhigen Gewissens empfehle, das Buch Monod's zur Hand zu nehmen. Er wird in anziehender Form mit einer Fülle interessanter Gestalten und Dinge bekannt werden, mit viel mehr, als ich hier kurz andeuten konnte, und — wer weiß, ob ich nicht das Beste vergessen habe. L. Bamberger.

eo. **Le Faust de Goethe** traduit en français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par F. Sabatier. Paris, Delagrave. 1893.

Die vor der Hand heillose politische Trennung der beiden ersten Culturvölker Europa's ist das größte Unglück unserer Tage; um so lieber jede Brücke, die dem Einverständniß geschlagen wird. Auf den Gefilden der Dichtung und Literaturgeschichte wenigstens wachsen noch Oelbäume. Besonders um Goethe sind die Franzosen so eifrig und eindringlich bemüht, wie selbst in den zwanziger Jahren nicht. Kein Gefühl internationaler Höflichkeit, sondern die aufrichtigste Bewunderung läßt uns hinweisen auf eine Uebersetzung, die nicht nur die denkbar beste dieses oft mißhandelten theuren Gedichts, sondern ein Meisterwerk der Dolmetschkunst überhaupt ist. Der Mann, der seine langjährige Werbung um den „Faust" erst als Greis auf einem französischen Schlosse beendet hat und dessen Lebenslauf uns hier kurz und schlicht — von seiner Tochter? — erzählt wird, hat nicht umsonst während der Gastspiele seiner ersten Gattin, der gefeierten Mad. Ungher-Sabatier, mit Tieck und Baudissin verkehrt und conferirt. Er befolgte die klarsten und richtigsten Principien. Natürlich: weder Prosa noch Alexandriner, sondern Nachbildung der Reimpaare ohne akademische Regeln, vielfach mit bewußter Gewalt gegen den französischen Sprachgebrauch. Goethe selbst hatte Etwas am Stil des alten Marot gewünscht. Die Schmiegsamkeit ist außerordentlich. Wie blank sind die Sentenzen geprägt! wie weich tönen die Verse an den Mond, wie übermüthig die Schäferstrophen, wie thränenerzwingend — mit einer Nachbildung Wort für Wort, die keine Spur von Anstrengung verräth — Gretchen's lyrische Monologe! Sabatier weiß genau, was er festhalten muß, was er allenfalls aufgeben darf. Gewiß ist nicht Alles adäquat, z. B. Lieschen als Lisette ohne die rechte gemeine Derbheit; in der „Walpurgisnacht" gibt es Unüberwindliches. Die Vorrede erzählt, Sabatier habe mit einzelnen Wendungen wie „am sausenden Webstuhl der Zeit" lang gerungen. Von diesem Ernst zeugen auch die besonders beflissenen 198 Seiten der Wort- und Sacherklärungen. Es handelt sich nur um den ersten Theil des „Faust": der deutsche Text steht links, die Uebersetzung rechts. Es wird Niemanden gereuen, solche Parallellectüre zu treiben und mancher auch inne werden, über wie Vieles man gewöhnlich hinwegliest.

eo. **Schiller's Sohn Ernst.** Eine Briefsammlung mit Einleitung von Carl Schmidt. Paderborn, Schöningh. 1893.

Die Nachkommen Schiller's haben ihre Abstammung stets als einen höheren Adel angesehen und sich dessen gefreut, während die Goethe'schen Enkel niemals zum unbefangenen Stolz gelangten. Am anziehendsten ist uns in diesen nicht durchweg neuen Correspondenzen, die zahlreiche Einzelbeiträge zur classischen Zeit Weimars liefern, die Gestalt der Wittwe Charlotte durch gesunde literarische Urtheile, reine Würdigung Goethe's, Herder's u. s. w., ein treues Weben im geistigen Vermächtniß ihres Schiller, ein erhöhtes Noblesse oblige, eine schöne schlichte Menschlichkeit. Sie bleibt sich immer gleich, mag es sich um Ernst's Weimarische Mitzerfolge, um seine Theilnahme am Freiheitskrieg handeln oder um den Anschlag einer Berliner Jüdin, in die Familie Schiller und so in den belletristischen Ruhm hinein zu heirathen. Sie verliert nie den Maßstab für Goethe und schreibt noch theilnehmend über die häuslichen Wirren nach der Rückkehr aus Marienbad. Dagegen drängt Frau v. Wolzogen den Neffen einmal in eine blinde Hitze gegen Goethe hinein; überhaupt sind die breit gesponnenen Geldgeschäfte beim Druck des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels überlästig. Aus der Juristenlaufbahn Ernst's in den Rheinlanden wird Interessantes mitgetheilt, aber auch sehr viel gleichgültiges Detail aus dem Privatleben, aus Gesellschaften u. s. w. Das Buch gibt nebenher über die ganze Familie Auskunft. Sehr ungleich sind die Holzschnitte gerathen.

eo. **Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt.** Mit einer Biographie und Erläuterungen. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Leipzig, Brockhaus. 1893.

Johanna Motherby war die Gattin eines angesehenen Königsberger Arztes; bis ins Alter eine heißblütige, aber auch geistig angeregte Frau. Wenn das beigefügte Porträt ähnlich ist, kann sie nicht schön gewesen sein. Viele Männer haben ihr gehuldigt. Wie leicht Humboldt trotz aller Liebe zu seiner „Li" Feuer fing, ist bekannt, und seine ganz überschwänglichen Blätter an Johanna geben nur ein leidiges Zeugniß mehr. Aber von einer neuen Seite erblickt man Arndt: auch dieser feste Mann zeigt sich geschüttelt vom sentimentalen Fieber, sinnlich erglühend, ohne daß es zum Aeußersten käme, schwärmerisch beredt gegen die geliebte „Furina" in einer lyrischen Prosa, die oft in Bildern luxurirt, tändelt, zerfließt. 1813 erklärt er, Genuß nur in Träumen und Spielen der Phantasie begehrt zu haben, und widmet sich männlich entschlossen dem Vaterlande. Doch geht ihm die Leidenschaft lange nach, bis seine segensreiche Ehe mit Nanna Schleiermacher der von „unserm Motherby" nicht beargwöhnten Schwärmerei ein Ziel setzt. Die Correspondenz, nur von Arndt's Seite erhalten oder wenigstens bekannt, nimmt einen gelassenen Ton an. Johanna verläßt ihren Gatten; sie heirathet den jungen Dieffenbach. Als geschiedene Frau dieses berühmten Chirurgen ist sie gestorben. Das Büchlein ist ein echter Roman in Briefen. Dem Herausgeber, dem wir schon für manche andere Spende aus den Schätzen der Berliner Kgl. Bibliothek verpflichtet sind, danken wir reiche Erläuterungen.

ç. **Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt** (née de Dacheroeden). Lettres à Geoffroi Schweighäuser. Traduites et annotées sur les originaux inédits par A. Laguiante. Berger-Levrault et Cie., Paris-Nancy. 1893.

Seit sich zu guter Stunde das Humboldt'sche Familien-Archiv erschlossen und jüngst die köstliche Publication „Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm's v. Humboldt. Ein Lebensbild" das Licht des Tages erblickt hat, beginnen nun auch andere, lang verhaltene Quellen zur Lebens- und Geistesgeschichte des großen Einsiedlers von Schloß Tegel und seiner hochsinnigen Lebens-

genossin zu fließen. Eine solche Quelle sprudelt in dem oben angeführten Buche, für welches wir dem geistvollen, mit unserer Literatur genau vertrauten Gelehrten, Herrn Laguiante, dankbar sind, dessen pietätvolle Hand diesen durch ein Vierteljahrhundert hin fortgeführten Briefwechsel des Humboldt'schen Ehepaares, eingeleitet durch ein treffliches biographisches Vorwort, in vorzüglicher Uebersetzung dem französischen Publikum — und damit auch uns — darbringt.

Beginnend mit dem Jahre 1799 und an ein Mitglied der wackeren Straßburger Gelehrtenfamilie Schweighäuser, Geoffroi, Sohn jenes berühmten Hellenisten Jean Schweighäuser, dessen treffliche Ausgaben des Athenaeus, Appian, Polybius, Herodot und Epiktet noch heute verdienter Würdigung genießen, gerichtet, waren diese Briefe, bis auf wenige französisch geschriebene Carolinen's, in deutscher Sprache abgefaßt. Leider fehlen die Antworten des Adressaten ganz; doch vermögen wir aus den in den Auslassungen der Briefschreiber enthaltenen zahlreichen Beziehungen auf den Inhalt jener einen Schluß zu ziehen, der dem jungen Elsasser nicht zur Unehre gereicht. Das Humboldt'sche Ehepaar verlebte, jung verheirathet, einen Zeitraum von vier Jahren (August 1797 bis Herbst 1801) fast ausschließlich in Paris, im verständnißvollen Genuß der dort aufgehäuften Kunstschätze und eines Umgangskreises, der sich aus den geistreichsten und eigenartigsten Mitgliedern der damaligen Pariser Gesellschaft zusammensetzte. In diesen illustren Cirkel hatte, wohl empfohlen, auch der junge Schweighäuser Zutritt gewonnen und bald, enthusiastischer Freund der Familie, den Unterricht der Humboldt'schen Kinder übernommen.

Die Berufung Schweighäuser's zur Fahne, weiterhin Humboldt's Rückkehr ins Vaterland und Entsendung nach Rom löste wohl das amtliche Verhältniß Schweighäuser's zum Hause, nicht aber die bestehenden innigen Wechselbeziehungen; dieselben trotzten der Zeit und der Entfernung, und gestalteten sich zu einem höchst interessanten Gedankenaustausch über beiderseitiges Geistesleben, Studien und Erfahrungen, — beredtes Zeugniß für die reine und hohe Sphäre, in der die Verfasser der Briefe wie deren Empfänger lebten. — Die Correspondenz bricht ab mit dem Jahre 1823. Schweighäuser stieg zu verdientem Gelehrtenruf auf und folgte seinem Vater auf dem Lehrstuhl für griechisches Alterthum. Er starb im Jahre 1844. — Dem typographisch musterhaft ausgestatteten Buche sind mehrere Bildtafeln Porträts und landschaftliche Localitäten, auch das Facsimile eines Humboldt'schen Briefes aus dem Jahre 1802 beigegeben.

γ. **Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.** Von Rudolph Schleiden. Vierter Bd. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1894.

Dieser vierte Band enthält die Ereignisse im zweiten Kriegsjahre 1849—1850; die Erzählung beginnt mit der Wiedereröffnung des Kampfes im Sundewitt (April 1849) und dem Einmarsch in Jütland, in dem das Reichsministerium das einzige Mittel sah, um die Dänen zur Nachgiebigkeit zu bringen, und sie schließt mit der im Juni 1850 vollendeten Vereinzelung der Herzogthümer. Da Schleiden selbst in amtlicher Stellung den Ereignissen anwohnte und demgemäß neben seiner Kenntniß der einschlägigen Literatur über ungedruckte Quellen und reiche persönliche Wissenschaft verfügt, so ist er auch diesmal in der Lage, über die traurigen Ereignisse jener Zeit ein helleres Licht zu verbreiten. Es gilt dies namentlich von den Verhandlungen, deren Ergebniß der Waffenstillstand vom 10. Juli 1849 gewesen ist, durch den Preußen den ganzen Rechtsstandpunkt, auf Grund dessen Deutschland den Krieg gegen Dänemark geführt hatte, vollständig preisgab. Der deutsche Bundestag hatte seine Einmischung in Schleswig darauf gegründet, daß es in einem staatsrechtlichen Verhältniß zu Holstein stehe: am 10. Juli aber gab Herr v. Schleinitz den Satz zu, daß Schleswig in politischer Verbindung mit Dänemark stehe und eine von Holstein abgesonderte Verfassung erhalten solle. Zwar war der Ausdruck Incorporation vermieden und die Ordnung der Erbfolgefrage vorbehalten; aber das konnte Niemanden darüber täuschen, daß, wenn der Vertrag zur Durchführung gelangte, diese Incorporation das Ende von allem sein mußte. Wenn es so weit kam, so trug, wie Schleiden betont, nicht etwa die europäische Lage die Schuld; obwohl die Großmächte den Herzogthümern abgeneigt und den Dänen günstig waren, so befand sich doch Preußen, so lange Oesterreich und Rußland noch mit Ungarn, die Franzosen mit Rom beschäftigt waren, keineswegs in einer Zwangslage. Deshalb urtheilt Schleiden, daß Preußen ähnlich wie 1795 handelte, daß es sich ebenso wie beim Baseler Frieden nur im eigenen Interesse aus dem von ganz Deutschland unternommenen Kriege zurückziehen wollte: „Dem schmachvollen Waffenstillstand ließ Preußen einen noch schmachvolleren Frieden folgen." Erhebend wirkt gegenüber dieser betrübenden Verleugnung der deutschen Mission Preußens durch die damaligen Machthaber die Schilderung des Muthes, mit dem die Schleswig-Holsteiner sich anschickten, den Kampf um ihr Recht allein gegen Dänemark auszufechten, gemäß dem Väterspruch: „Der Holste vertheidigt sein Recht mit dem Schwert." Wohl uns, daß auch dieses düstere Jahr wie so manches ähnliche unserer Geschichte durch die Großthaten der Jahre 1864—1871 ein überwundener Standpunkt geworden ist! Das Dankgefühl für Wilhelm I. und Bismarck wird, wie Schleiden mit Recht sagt, nur noch vertieft, wenn man sich des Gegensatzes zwischen 1850 und 1864 vollauf bewußt wird.

γ. **Geschichte des deutschen Einheitsgedankens.** Ein Abriß deutscher Verfassungsgeschichte. Von Carl Biedermann. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Der Veteran der nationalen Partei im Königreich Sachsen, dem wir schon so viele gediegene Schriften zur deutschen Geschichte verdanken, bietet in diesem nur 68 Seiten starken Hefte einen Ueberblick über die gesammte politische Entwicklung unseres Volkes von der Urzeit bis zur Errichtung des neuen Reiches im Jahre 1870 und 1871. Der leitende Gesichtspunkt ist, nachzuweisen, wie am Anfang unserer Geschichte der Sondergeist unser Volk so gut wie völlig beherrscht (nur Sklaven des eigenen Stammes zu halten, ward als unnatürlich an-

gesehen; solche von anderen deutschen Stämmen aber behielt man ohne Bedenken, Taciti Germania 24); wie aber allmälig unter der Einwirkung der Zusammenstöße mit dem Ausland sich ein Nationalgefühl bildete und zur Schaffung einheitlicher Einrichtungen führte, und wie unter manchen Fehl- und Rückschlägen sich am Ende die politische Einigung der Nation vollzog. Das Schriftchen ist die reife Frucht einer langen Beschäftigung mit unserer Geschichte und einer langen praktischen Wirksamkeit im politischen Leben. Biedermann reicht damit unserem Volke sein eigenes politisches Testament dar. die Summe ist, daß wir festhalten, was so herb erkämpft worden ist und nicht der neue Particularismus der materiellen Sonderinteressen und der darauf fußenden Parteien das Einheitswerk bedrohe.

7. **Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern.** Von Oskar Gutsche und Walther Schultze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Dieses Werk bildet den ersten Band der seit 1887 erscheinenden „Bibliothek deutscher Geschichte", von der mehrere Theile (Manitius über die Sachsen und Salier, Lindner über die Luxemburger und Habsburger, Egelhaaf über die Reformationszeit) bereits abgeschlossen vorliegen, während von anderen Werken (Ritter über den dreißigjährigen Krieg, v. Zwiedineck-Südenhorst über die Zeit von 1648—1740, Koser über Friedrich den Großen) wenigstens die ersten Bände erschienen sind. Die Urzeit hatte ursprünglich Gymnasialprofessor Oskar Gutsche in Danzig übernommen; doch wurde er durch amtliche und Gesundheitsrücksichten verhindert, das Werk zu Ende zu führen, weshalb für ihn von Seite 247—480 Walther Schultze eintrat. Von Gutsche rührt sonach her die Schilderung der Urzeit und der indogermanischen Zustände, die des Kampfes zwischen Römern und Germanen und ein Theil des den inneren Zuständen gewidmeten Capitels; Schultze hat dieses Capitel vollendet und die Geschichte der Entstehung germanischer Staaten am Mittelmeer dazugefügt. Er betrachtet die Angaben des Tacitus mit eingestandenem Mißtrauen und erwartet das Heil nicht von seiner philologischen Auslegung, sondern nur von der vergleichenden germanischen Rechtsgeschichte. In dieser hat er sich vielfach, aber stets mit selbständiger Prüfung, an die Ergebnisse J. Ficker's angeschlossen. Die staatsrechtlichen Ausdrücke, die sich bei Tacitus finden, wie princeps, nobilitas, deutet Schultze nach Analogie dessen, was diese Ausdrücke im damaligen Rom besagten. Die Darstellung beider Verfasser ist inhaltlich tüchtig, formell sehr ansprechend; wir glauben, daß der ansehnliche und doch nicht unhandliche Band viele dankbare Leser finden wird. In einem zweiten Bande soll die Zeit der Merowinger zur Darstellung gelangen. Von Literaturnachweisen ist in diesem Theil der „Bibliothek deutscher Geschichte" so gut wie gänzlich abgesehen; wir glauben, daß es den Lesern erwünscht wäre, wenn dieser Grundsatz im zweiten Theil verlassen würde. Solche umfangreichen Werke lesen doch nur ernste Freunde der Geschichte, und sie verlangen wenigstens die wichtigsten literarischen Nachweise.

8. **Die Würzburger Hilfstruppen im Dienste Oesterreichs 1756—1763.** Nach archivalischen Quellen von L. Freiherrn v. Thüna. Würzburg, Ad. Stuber. 1893.

Am 7. August 1756, nur drei Wochen vor dem Einmarsch des preußischen Heeres in Sachsen, schrieb der österreichische Staatskanzler Graf von Kaunitz an den Würzburger Bischof Adam Friedrich (geb. Grafen von Seinsheim), daß deutschpatriotisch Denkende, auf ihre eigene Erhaltung wie auch auf die Sicherung der Religion zurückstehende (!) Reichsstände sich an Oesterreich anschließen müßten, um das drohende Unheil abwenden zu helfen. Wie sehr diese Auffassung der deutschen Lage dem Sinne Sr. Hochfürstl. Gnaden entsprach, zeigte der von ihm sofort vollzogene Bruch mit England, dem er noch am 6. September 1755 drei Bataillone Fußvolk vermiethet hatte, und der am 16. September 1756 mit Oesterreich abgeschlossene Vertrag, laut dessen Adam Friedrich dem durchlauchtigsten Erzhause zwei Regimenter zu Fuß auf zwei Jahre überließ. Sonach war der Bischof — wie er ein Vorgänger jener mit Recht vielgeschmähten deutschen Fürsten war, welche den Engländern im Kampf gegen die Amerikaner ihre Landeskinder vermietheten — so der erste Reichsfürst, der aus freien Stücken sich an die Seite Maria Theresia's gegen Friedrich den Großen stellte. Die beiden Würzburgischen Regimenter wurden nach ihrer Uniform als das blaue und das rothe unterschieden. Das eine Regiment stellte Adam Friedrich auf seine eigenen Kosten auf; für das andere bekam er vierzig Gulden pro Mann, sowohl für die gegenwärtigen Soldaten, wie für die künftig als Ersatz einzustellenden Rekruten. Nach Ablauf des Vertrages wurde er mehrfach erneuert, sodaß die beiden (übrigens getrennten) Regimenter den ganzen siebenjährigen Krieg, vor allem die Schlachten bei Roßbach, Hochkirch, Maxen und Freiberg, mitmachten. Im blauen Regiment diente ein Hauptmann von Thüna, und durch diese persönliche Beziehung ist unser Verfasser zu dem Material seiner Schrift gelangt. Diese ist mit Fleiß, Pünktlichkeit, Umsicht und gutem Urtheil geschrieben und enthält eine Reihe schätzenswerther Beiträge zur Kenntniß des siebenjährigen Krieges. Die Würzburger vom blauen Regiment benahmen sich namentlich in evangelischen Gegenden — und solche waren fast ausschließlich der Kriegsschauplatz — so zuchtlos, daß man an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges sich erinnert fühlt; doch hielten sie sich bei Roßbach nicht schlecht und brachten auch ihre vier Kanonen aus der Schlacht zurück, obwohl die Zugpferde theils erschossen, theils gefangen wurden. Freiherr von Thüna behandelt vor Allem die Schicksale des blauen Regiments, was sich aus dem persönlichen Ausgangspunkt seiner Studien erklärt. Die Geschichte des rothen Regiments (das übrigens 1761 mit dem blauen zu einem einzigen von drei Bataillonen zusammengelegt wurde) wird sehr viel kürzer behandelt, immerhin aber so, daß das Wesentliche ersichtlich wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Album unfreiwilliger Komik. — Sammlung humoristischer Annoncen, Druckfehler und Aussprüche mit Angabe der Quellen. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Armand's ausgewählte Romane. — An der Indianergrenze oder Treuer Liebe Lohn. Erster Band, Lieferung 1 und 2. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.

Baldwin. — Psychology past and present. By Mark Baldwin. New York and London, Macmillan and Co.

Bienenstein. — Kunst und Volk. Die Tagespresse. Freie Bühne und Volksbühne. Drei Essays von Karl Bienenstein. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1894.

Bierbaum. — Nemt, frouwe, disen Kranz. Ausgewählte Gedichte von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Gustav Schur. 1894.

Brunache. — Le centre de l'Afrique. — Autour du Tchad. Par P. Brunache. Paris, Felix Alcan. 1894.

Bulthaupt. — Timon von Athen. Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg und Leipzig, Schuljustsche Hofbuchhandlung.

Debes. — E. Debes' neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 59 Haupt- und weit über 100 Nebenkarten. Mit alphabetischen Namensverzeichnissen. Lieferung 5—10. Leipzig, H. Wagner & E. Debes.

Deutscher Michel. — Katholischer Haus-Kalender für das Jahr 1895. Mainz, J. P. Haas.

Deval. — Der Anarchismus und die Lösung der sozialen Frage im Verhältnis zur Rechtspflege. Von Arthur Deval. Berlin, Calsitzer & Danziger. 1894.

Die Nation. Eine Sammlung ausgewählter Artikel. Berlin, H. S. Hermann. 1894.

Dorison. — Un symbol social. Alfred de Vigny et la poésie politique. Par L. Dorison. Paris, Perrin et Cie. 1894.

Dumas. — Die drei Musketiere. Von Alexander Dumas. 2. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweiter Band. 1828—1832. Leipzig, H. Barsdorf. 1895.

Fabre. — Mon ami Gaffarot. Par Ferdinand Fabre. Paris, Armand Colin et Cie.

Goette. — Singen und Sagen. Lieder und Gesänge von Rudolf Goette. Machwitz-Dresden, Max Geißler.

Grissen. — Ideala. A romance of idealism. By Charles Grissen. Portland, Oregon, The Lewis & Dryden Printing Company. 1893.

Haug. — Auch ein Kulturbild. Von H. Haug. Gotha, Selbstverlag. 1894.

Hullmann. — Die Wissenschaft und ihre Sprache. Eine zeitgemäße Abhandlung von Prof. K. Hullmann. Leipzig, Ferdinand Hirth & Sohn. 1894.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Lieferung 4. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1894.

Krauß. — Hahnschrei! Weckrufe eines Modernen. Von Maximilian Krauß. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1894.

Maupassant. — Die Wahnsinnige und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. Uebersetzt von Wilhelm Lilienthal. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Münchener Kalender für 1895. München, Nationale Verlagsanstalt A.-G.

Neubauer. — Freiherr vom Stein. Von Friedrich Neubauer. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Pröll. — Welt-National. Eine Gewissenserweckung für deutsche Männer von Karl Pröll. 3. Auflage. Berlin, Commissions-Verlag P. Stankiewicz' Buchdruckerei.

Pujo. — Le règne de la grâce. Par Maurice Pujo. Paris, Félix Alcan. 1894.

Rehmke. — Unsere Gewißheit von der Außenwelt. Ein Wort an die Gebildeten unserer Zeit von Dr. Johannes Rehmke. Heilbronn, Eugen Salzer. 1894.

Rehmke. — Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Von Dr. Johannes Rehmke. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, dritte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1894.

Renneberg. — Gedichte von Theodor Renneberg. Wormditz b. Halle a. S. Selbstverlag.

Rheinlieder. Aus dem Munde der Dichter ausgewählt von Karl Hessel. Coblenz, W. Groos. 1894.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 199. Die Domikilianer in Eisenach. Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters. Von Ludwig Wenger, Director des Gymnasiums in Weimar. — Heft 200. Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung. Zwei Essays von Wilhelm Krebs in Berlin. Mit 6 Abbildungen. — Heft 201. Das Zeitalter des Stahles. Von Dr. Georg Lunge. — Heft 202. Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. Von Dr. J. Nover. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Schaffhausen. — Die Gotteszeugen. Von Adolf Schaffhausen. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Scheel. — Die amtliche Arbeiterstatistik des Deutschen Reiches. Von Dr. H. von Scheel. Berlin, Julius Sittenfeld. 1894.

Schierenberg. — Die Götter der Germanen oder Vom Edurawald bei der Landwitter und ihrem Katzenjammer (eine Stimme vom Teutoburger Walde) von G. Aug. B. Schierenberg. Detmold. In Commission in Schemt's Buchhandlung.

Siebert. — Reform der Volksbildung. Beiträge zur Sozialreform. I. Von Rich. Siebert. Hannover, Manz & Lange. 1894.

Sünde. — Literarische Sünden und Herzensfachen. Von Heinrich Stümcke. Berlin, Eduard Rentzel. 1894.

Suphan. — Aus Herders Frühzeit. Zu seinem 150. Geburtstage. Von Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau. 1894.

Tkalac. — Jugenderinnerungen aus Kroatien. (1749—1823. 1824—1848.) Von Dr. E. J. von Tkalac. Leipzig, Otto Wigand. 1894.

Tolstoi. — Patriotismus und Christentum. Von Leo Tolstoi. Deutsch von Adele Berger. Berlin, Hugo Steinitz. 1894.

Trinius. — Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Finster Band. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1895. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 58. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Wagner. — Briefe an August Roeckel von Richard Wagner. Eingeführt durch Ida Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

Waldvogel. — Briefe der Vogelweide. — Sämmtliche Gedichte, überfetzt von Eduard Kleber. Straßburg, J. G. Ed. Heitz. 1894.

Wer sind die Koreaner? Neuester authentischer Bericht. Von einem Kenner. Berlin, Hermann Lazarus.

Werfel. — Bunte Blätter. Gedichte von Erwin Werfel (Ed. Wißmann). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1894.

Wiener. — Die Freiheit des Willens. Von Dr. Christian Wiener. Darmstadt, L. Brill. 1894.

„Wienerstadt." — Lebensbilder aus der Gegenwart. 1. Lieferung. Prag, Wien und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag. 1894.

Winter und Wünsche. — Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche. 21. und 22. Lieferung. Trier, Sigmund Mayer. 1894.

Wolff. — Leben und Werke des Antonio Beccadelli, genannt Panormita. Von Dr. Max von Wolff. Leipzig, E. A. Seemann. 1894.

Wollny. — Eine Appellation an die deutsche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe in Sachen der Hypnose und Suggestion. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Mutze. 1894.

Zepler. — Aerztliche Syndikate. Ein Reformvorschlag von Dr. G. Zepler. Berlin, J. Goldschmidt. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Ueberfetzungsrechte vorbehalten.

Effi Briest.

Roman
von
Theodor Fontane.

Siebentes Capitel.

Es war schon heller Tag, als Effi am andern Morgen erwachte. Sie hatte Mühe, sich zurechtzufinden. Wo war sie? Richtig, in Kessin, im Hause des Landraths von Innstetten, und sie war seine Frau, Baronin Innstetten. Und sich aufrichtend, sah sie sich neugierig um; am Abend vorher war sie zu müde gewesen, um Alles, was sie da halb fremdartig, halb altmodisch umgab, genauer in Augenschein zu nehmen. Zwei Säulen stützten den Deckenbalken, und grüne Vorhänge schlossen den alkovenartigen Schlafraum, in welchem die Betten standen, von dem Rest des Zimmers ab; nur in der Mitte fehlte der Vorhang oder war zurückgeschlagen, was ihr von ihrem Bett aus eine bequeme Orientirung gestattete. Da, zwischen den zwei Fenstern, stand der schmale, bis hoch hinauf reichende Trumeau, während rechts daneben, und schon an der Flurwand hin, der große schwarze Kachelofen aufragte, der noch (so viel hatte sie schon am Abend vorher bemerkt) nach alter Sitte von außen her geheizt wurde. Sie fühlte jetzt, wie seine Wärme herüberströmte. Wie schön es doch war, im eigenen Hause zu sein; so viel Behagen hatte sie während der ganzen Reise nicht empfunden, nicht einmal in Sorrent.

Aber wo war Innstetten? Alles still um sie her, Niemand da. Sie hörte nur den Ticktackschlag einer kleinen Pendule und dann und wann einen dumpfen Ton im Ofen, woraus sie schloß, daß vom Flur her ein paar neue Scheite nachgeschoben würden. Allmälig entsann sie sich auch, daß Geert, am Abend vorher, von einer elektrischen Klingel gesprochen hatte, nach der sie denn auch nicht lange mehr zu suchen brauchte; dicht neben ihrem Kissen war der kleine weiße Elfenbeinknopf, auf den sie nun leise drückte.

Gleich danach erschien Johanna. „Gnädige Frau haben befohlen."

„Ach, Johanna, ich glaube, ich habe mich verschlafen. Es muß schon spät sein."

„Eben neun."

„Und der Herr . . ." es wollt' ihr nicht glücken, so ohne Weiteres von ihrem „Manne" zu sprechen . . . „der Herr, er muß sehr leise gemacht haben; ich habe nichts gehört."

„Das hat er gewiß. Und gnäd'ge Frau werden fest geschlafen haben. Nach der langen Reise . . ."

„Ja, das hab' ich. Und der Herr, ist er immer so früh auf?"

„Immer, gnäd'ge Frau. Darin ist er streng; er kann das lange Schlafen nicht leiden, und wenn er drüben in sein Zimmer tritt, da muß der Ofen warm sein, und der Kaffee darf auch nicht auf sich warten lassen."

„Da hat er also schon gefrühstückt?"

„O nicht doch, gnäd'ge Frau . . . der gnäd'ge Herr . . ."

Effi fühlte, das sie die Frage nicht hätte thun und die Vermuthung, Innstetten könne nicht auf sie gewartet haben, lieber nicht hätte aussprechen sollen. Es lag ihr denn auch daran, diesen ihren Fehler so gut es ging wieder auszugleichen, und als sie sich erhoben und vor dem Trumeau Platz genommen hatte, nahm sie das Gespräch wieder auf und sagte: „Der Herr hat übrigens ganz recht. Immer früh auf, das war auch Regel in meiner Eltern Hause. Wo die Leute den Morgen verschlafen, da gibt es den ganzen Tag keine Ordnung mehr. Aber der Herr wird es so streng mit mir nicht nehmen; eine ganze Weile hab' ich diese Nacht nicht schlafen können und habe mich sogar ein wenig geängstigt."

„Was ich hören muß, gnäd'ge Frau! Was war es denn?"

„Es war über mir ein ganz sonderbarer Ton, nicht laut, aber doch sehr eindringlich. Erst klang es, wie wenn lange Schleppenkleider über die Diele hinschleiften, und in meiner Erregung war es mir ein paar mal, als ob ich kleine weiße Atlasschuhe sähe. Es war, als tanze man oben, aber ganz leise."

Johanna, während das Gespräch so ging, sah über die Schulter der jungen Frau fort in den hohen schmalen Spiegel hinein, um die Mienen Effi's besser beobachten zu können. Dann sagte sie: „Ja, das ist oben im Saal. Früher hörten wir es in der Küche auch. Aber jetzt hören wir es nicht mehr; wir haben uns daran gewöhnt."

„Ist es denn etwas Besonderes damit?"

„O Gott bewahre, nicht im Geringsten. Eine Weile wußte man nicht recht, woher es käme, und der Herr Prediger machte ein verlegenes Gesicht, trotzdem Doctor Gieshübler immer nur darüber lachte. Nun aber wissen wir, daß es die Gardinen sind. Der Saal ist etwas multrig und stockig und deshalb stehen immer die Fenster auf, wenn nicht gerade Sturm ist. Und da ist denn fast immer ein starker Zug oben und fegt die alten, weißen Gardinen, die außerdem viel zu lang sind, über die Dielen hin und her. Das klingt dann so wie seid'ne Kleider, oder auch wie Atlasschuhe, wie die gnäd'ge Frau eben bemerkten."

„Natürlich ist es das. Aber ich begreife nur nicht, warum dann die Gardinen nicht abgenommen werden. Oder man könnte sie ja kürzer machen. Es ist ein so sonderbares Geräusch, das Einem auf die Nerven fällt. Und nun,

Johanna, bitte, geben Sie mir noch das kleine Tuch und tupfen Sie mir die Stirn. Oder nehmen Sie lieber den Rafraicheur aus meiner Reisetasche . . . Ach, das ist schön und erfrischt mich. Nun werde ich hinübergehen. Er ist doch noch da, oder war er schon aus?"

„Der gnäd'ge Herr war schon aus, ich glaube drüben auf dem Amt. Aber seit einer Viertelstunde ist er zurück. Ich werde Friedrich sagen, daß er das Frühstück bringt."

Und damit verließ Johanna das Zimmer, während Effi noch einen Blick in den Spiegel that und dann über den Flur fort, der bei der Tagesbeleuchtung viel von seinem Zauber vom Abend vorher eingebüßt hatte, bei Geert eintrat.

Dieser saß an seinem Schreibtisch, einem etwas schwerfälligen Cylinderbureau, das er aber, als Erbstück aus dem elterlichen Hause, nicht missen mochte. Effi stand hinter ihm und umarmte und küßte ihn, noch eh' er sich von seinem Platz erheben konnte.

„Schon?"

„Schon, sagst Du. Natürlich um mich zu verspotten."

Innstetten schüttelte den Kopf. „Wie werd' ich das?" Effi fand aber ein Gefallen daran, sich anzuklagen, und wollte von den Versicherungen ihres Mannes, daß sein „schon" ganz aufrichtig gemeint gewesen sei, nichts hören. „Du mußt noch von der Reise her wissen, daß ich Morgens nie habe warten lassen. Im Laufe des Tages, nun ja, da ist es etwas Anderes. Es ist wahr, ich bin nicht sehr pünktlich, aber ich bin keine Langschläferin. Darin, denk' ich, haben mich die Eltern gut erzogen."

„Darin? In Allem, meine süße Effi."

„Das sagst Du so, weil wir noch in den Flitterwochen sind. . . . aber nein, wir sind ja schon heraus. Ums Himmels willen, Geert, daran habe ich noch gar nicht gedacht, wir sind ja schon über sechs Wochen verheirathet, sechs Wochen und einen Tag. Ja, das ist etwas Anderes; da nehme ich es nicht mehr als Schmeichelei, da nehme ich es als Wahrheit."

In diesem Augenblicke trat Friedrich ein und brachte den Kaffee. Der Frühstückstisch stand in Schräglinie vor einem kleinen rechtwinkligen Sopha, das gerade die eine Ecke des Wohnzimmers ausfüllte. Hier setzten sich beide.

„Der Kaffee ist ja vorzüglich," sagte Effi, während sie zugleich das Zimmer und seine Einrichtung musterte. „Das ist noch Hôtel-Kaffee oder wie der bei Bottegone, . . . erinnerst Du Dich noch, in Florenz, mit dem Blick auf den Dom. Davon muß ich der Mama schreiben, solchen Kaffee haben wir in Hohen-Cremmen nicht. Ueberhaupt, Geert, ich sehe nun erst, wie vornehm ich mich verheirathet habe. Bei uns konnte Alles nur so gerade passiren."

„Thorheit, Effi, ich habe nie eine bessere Hausführung gesehen als bei Euch."

„Und dann, wie Du wohnst. Als Papa sich den neuen Gewehrschrank angeschafft und über seinem Schreibtisch einen Büffelkopf und dicht darunter den alten Wrangel angebracht hatte (er war nämlich 'mal Adjutant bei dem Alten), da dacht' er Wunder, was er gethan; aber wenn ich mich hier umsehe,

daneben ist unsre ganze Hohen-Cremmener Herrlichkeit ja bloß dürftig und alltäglich. Ich weiß gar nicht, womit ich das Alles vergleichen soll; schon gestern Abend, als ich nur so flüchtig darüber hinsah, kamen mir allerhand Gedanken."

„Und welche, wenn ich fragen darf?"

„Ja, welche. Du darfst aber nicht d'rüber lachen. Ich habe 'mal ein Bilderbuch gehabt, wo ein persischer oder indischer Fürst (denn er trug einen Turban) mit untergeschlagenen Beinen auf einem rothen Seidenkissen saß, und in seinem Rücken war außerdem noch eine große rothe Seidenrolle, die links und rechts ganz bauschig zum Vorschein kam, und die Wand hinter dem indischen Fürsten starrte von Schwertern und Dolchen und Parderfellen und Schilden und langen türkischen Flinten. Und sieh, ganz so sieht es hier bei Dir aus, und wenn Du noch die Beine unterschlägst, ist die Aehnlichkeit vollkommen."

„Effi, Du bist ein entzückendes, liebes Geschöpf. Du weißt gar nicht, wie sehr ich's finde und wie gern ich Dir in jedem Augenblicke zeigen möchte, daß ich's finde."

„Nun, dazu ist ja noch vollauf Zeit; ich bin ja erst siebzehn und habe noch nicht vor, zu sterben."

„Wenigstens nicht vor mir. Freilich, wenn ich dann stürbe, nähme ich Dich am Liebsten mit. Ich will Dich keinem Andern lassen; was meinst Du dazu?"

„Das muß ich mir doch noch überlegen. Oder lieber, lassen wir's überhaupt. Ich spreche nicht gern von Tod, ich bin für Leben. Und nun sage mir, wie leben wir hier? Du hast mir unterwegs allerlei Sonderbares von Stadt und Land erzählt, aber wie wir selber hier leben werden, davon kein Wort. Daß hier Alles anders ist, als in Hohen-Cremmen und Schwantikow, das seh' ich wohl, aber wir müssen doch in dem „guten Kessin", wie Du's immer nennst, auch etwas wie Umgang und Gesellschaft haben können. Habt Ihr denn Leute von Familie in der Stadt?"

„Nein, meine liebe Effi; nach dieser Seite hin gehst Du großen Enttäuschungen entgegen. In der Nähe haben wir ein paar Adlige, die Du kennen lernen wirst, aber hier in der Stadt ist gar nichts."

„Gar nichts? das kann ich nicht glauben. Ihr seid doch bis zu dreitausend Menschen, und unter dreitausend Menschen muß es doch außer so kleinen Leuten wie Barbier Beza (so hieß er ja wohl) doch auch noch eine Elite geben, Honoratioren oder dergleichen."

Innstetten lachte. „Ja, Honoratioren, die gibt es. Aber bei Lichte besehen, ist es nicht viel damit. Natürlich haben wir einen Prediger und einen Amtsrichter und einen Rector und einen Lootsencommandeur, und von solchen beamteten Leuten findet sich schließlich wohl ein ganzes Dutzend zusammen, aber die meisten davon: gute Menschen und schlechte Musikanten. Und was dann noch bleibt, das sind bloß Consuln."

„Bloß Consuln. Ich bitte Dich, Geert, wie kannst Du nur sagen „bloß Consuln". Das ist doch etwas sehr Hohes und Großes, und ich möchte bei-

nah' sagen Furchtbares. Consuln, das sind doch die mit dem Ruthenbündel, draus, glaub' ich, ein Beil herausſah."

„Nicht ganz, Effi. Die heißen Lictoren."

„Richtig, die heißen Lictoren. Aber Consuln ist doch auch etwas sehr Vornehmes und Hochgesetzliches. Brutus war doch ein Consul."

„Ja. Brutus war ein Consul. Aber unsere sind ihm nicht sehr ähnlich und begnügen sich damit, mit Zucker und Kaffee zu handeln oder eine Kiste mit Apfelsinen aufzubrechen und verkaufen Dir dann das Stück pro zehn Pfennige."

„Nicht möglich."

„Sogar gewiß. Es sind kleine, pfiffige Kaufleute, die, wenn fremdländische Schiffe hier einlaufen und in irgend einer Geschäftsfrage nicht recht aus noch ein wissen, die dann mit ihrem Rathe zur Hand sind, und wenn sie diesen Rath gegeben und irgend einem holländischen oder portugiesischen Schiff einen Dienst geleistet haben, so werden sie zuletzt zu beglaubigten Vertretern solcher fremder Staaten, und gerade so viele Botschafter und Gesandte, wie wir in Berlin haben, so viele Consuln haben wir auch in Kessin, und wenn irgend ein Festtag ist, und es gibt hier viel Festtage, dann werden alle Wimpel gehißt, und haben wir gerad' eine grelle Morgensonne, so siehst Du an solchem Tage ganz Europa von unsern Dächern flaggen und das Sternenbanner und den chinesischen Drachen dazu."

„Du bist in einer spöttischen Laune, Geert, und magst auch wohl recht haben. Aber ich, für meine kleine Person, muß Dir gestehen, daß ich dies Alles entzückend finde, und daß unsere havelländischen Städte daneben verschwinden. Wenn sie da Kaisers Geburtstag feiern, so flaggt es immer bloß schwarz und weiß und allenfalls ein bißchen roth dazwischen, aber das kann sich doch nicht vergleichen mit der Welt von Flaggen, von der Du sprichst. Ueberhaupt, wie ich Dir schon sagte, ich finde immer wieder und wieder, es hat Alles so was Fremdländisches hier, und ich habe noch nichts gehört und gesehen, was mich nicht in eine gewisse Verwunderung gesetzt hätte, gleich gestern Abend das merkwürdige Schiff draußen im Flur und dahinter der Haifisch und das Krokodil und hier Dein eigenes Zimmer. Alles so orientalisch, und ich muß es wiederholen, Alles wie bei einem indischen Fürsten . . ."

„Meinetwegen. Ich gratuliere, Fürstin . . ."

„Und dann oben der Saal mit seinen langen Gardinen, die über die Diele hinfegen."

„Aber was weißt Du denn von dem Saal, Effi?"

„Nichts als was ich Dir eben gesagt habe. Wohl eine Stunde lang, als ich in der Nacht aufwachte, war es mir, als ob ich Schuhe auf der Erde schleifen hörte, und als würde getanzt und fast auch wie Musik. Aber Alles ganz leise. Und das hab' ich dann heute früh an Johanna erzählt, bloß um mich zu entschuldigen, daß ich hinterher so lange geschlafen. Und da sagte sie mir, das sei von den langen Gardinen oben im Saal. Ich denke, wir machen kurzen Proceß damit und schneiden die Gardinen etwas ab oder

schließen wenigstens die Fenster; es wird ohnehin bald stürmisch genug werden. Mitte November ist ja die Zeit."

Innstetten sah in einer kleinen Verlegenheit vor sich hin und schien schwankend, ob er auf all' das antworten solle. Schließlich entschied er sich für Schweigen. „Du hast ganz recht, Effi, wir wollen die langen Gardinen oben kürzer machen. Aber es eilt nicht damit, um so weniger, als es nicht sicher ist, ob es hilft. Es kann auch was Anderes sein, im Rauchfang, oder der Wurm im Holz oder ein Iltis. Wir haben nämlich hier Iltisse. Jedenfalls aber eh' wir Aenderungen vornehmen, mußt Du Dich in unserem Hauswesen erst umsehen, natürlich unter meiner Führung; in einer Viertelstunde zwingen wir's. Und dann machst Du Toilette, nur ein ganz klein wenig, denn eigentlich bist Du so am reizendsten, — Toilette für unseren Freund Gieshübler; es ist jetzt zehn vorüber, und ich müßte mich sehr in ihm irren, wenn er nicht um elf oder doch spätestens um die Mittagsstunde hier antreten und Dir seinen Respect devotest zu Füßen legen sollte. Das ist nämlich die Sprache, d'rin er sich ergeht. Uebrigens, wie ich Dir schon sagte, ein capitaler Mann, der Dein Freund werden wird, wenn ich ihn und Dich recht kenne."

Achtes Capitel.

Elf war längst vorüber; aber Gieshübler hatte sich noch immer nicht sehen lassen. „Ich kann nicht länger warten," hatte Geert gesagt, den der Dienst abrief. „Wenn Gieshübler noch erscheint, so sei möglichst entgegenkommend, dann wird es vorzüglich gehen; er darf nicht verlegen werden; ist er befangen, so kann er kein Wort finden oder sagt die sonderbarsten Dinge; weißt Du ihn aber in Zutrauen und gute Laune zu bringen, dann redet er wie ein Buch. Nun, Du wirst es schon machen. Erwarte mich nicht vor drei; es gibt drüben allerlei zu thun. Und das mit dem Saal oben wollen wir noch überlegen; es wird aber wohl am besten sein, wir lassen es beim Alten."

Damit ging Innstetten und ließ seine junge Frau allein. Diese saß, etwas zurückgelehnt, in einem lauschigen Winkel am Fenster und stützte sich, während sie hinaussah, mit ihrem linken Arm auf ein kleines Seitenbrett, das aus dem Cylinderbureau herausgezogen war. Die Straße war die Hauptverkehrsstraße nach dem Strande hin, weshalb denn auch in Sommerzeit ein reges Leben hier herrschte, jetzt aber, um Mitte November, war Alles leer und still, und nur ein paar arme Kinder, deren Eltern in etlichen ganz am äußersten Rande der „Plantage" gelegenen Strohdachhäusern wohnten, klappten in ihren Holzpantinen an dem Innstetten'schen Hause vorüber. Effi empfand aber nichts von dieser Einsamkeit, denn ihre Phantasie war noch immer bei den wunderlichen Dingen, die sie, kurz vorher, während ihrer Umschau haltenden Musterung im Hause gesehen hatte. Diese Musterung hatte mit der Küche begonnen, deren Herd eine moderne Construction aufwies, während an der Decke hin, und zwar bis in die Mädchenstube hinein, ein elektrischer Draht lief, — beides vor Kurzem erst hergerichtet. Effi war erfreut gewesen, als ihr Innstetten

davon erzählt hatte, dann aber waren sie von der Küche wieder in den Flur zurück- und von diesem in den Hof hinausgetreten, der in seiner ersten Hälfte nicht viel mehr als ein, zwischen zwei Seitenflügeln hinlaufender ziemlich schmaler Gang war. In diesen Flügeln war Alles untergebracht, was sonst noch zu Haushalt und Wirthschaftsführung gehörte, rechts Mädchenstube, Bedientenstube, Rollkammer, links eine zwischen Pferdestall und Wagenremise gelegene, von der Familie Kruse bewohnte Kutscherwohnung. Ueber dieser, in einem Verschlage, waren die Hühner einlogirt und eine Dachklappe über dem Pferdestall bildeten Aus- und Einschlupf für die Tauben. All' dies hatte sich Effi mit vielem Interesse angesehen, aber dies Interesse sah sich doch weit überholt, als sie, nach ihrer Rückkehr vom Hof ins Vorderhaus, unter Innstetten's Führung die nach oben führende Treppe hinaufgestiegen war. Diese war schief, baufällig, dunkel; der Flur dagegen, auf den sie mündete, wirkte beinah' heiter, weil er viel Licht und einen guten landschaftlichen Ausblick hatte: nach der einen Seite hin, über die Dächer des Stadtrandes und die „Plantage" fort, auf eine hoch auf einer Düne stehende holländische Windmühle, nach der anderen Seite hin auf die Kessine, die hier, unmittelbar vor ihrer Einmündung, ziemlich breit war und einen stattlichen Eindruck machte. Diesem Eindruck konnte man sich unmöglich entziehen, und Effi hatte denn auch nicht gesäumt, ihrer Freude lebhaften Ausdruck zu geben. „Ja, sehr schön, sehr malerisch," hatte Innstetten, ohne weiter darauf einzugehen, geantwortet, und dann eine mit ihren Flügeln etwas schief hängende Doppelthür geöffnet, die nach rechts hin in den sogenannten Saal führte. Dieser lief durch die ganze Etage; Vorder- und Hinterfenster standen auf, und die mehr erwähnten langen Gardinen bewegten sich in dem starken Luftzuge hin und her. In der Mitte der einen Längswand sprang ein Kamin vor mit einer großen Steinplatte, während an der Wand gegenüber ein paar blecherne Leuchter hingen, jeder mit zwei Lichtöffnungen, ganz so wie unten im Flur, aber Alles stumpf und ungepflegt. Effi war einigermaßen enttäuscht, sprach es auch aus und erklärte, statt des öden und ärmlichen Saals, doch lieber die Zimmer an der gegenübergelegenen Flurseite sehen zu wollen. „Da ist nun eigentlich vollends nichts," hatte Innstetten geantwortet, aber doch die Thüren geöffnet. Es befanden sich hier vier einfenstrige Zimmer, alle gelb getüncht, gerade wie der Saal, und ebenfalls ganz leer. Nur in einem standen drei Binsenstühle, die durchgesessen waren, und an die Lehne des einen war ein kleines, nur einen halben Finger langes Bildchen geklebt, das einen Chinesen darstellte, blauer Rock mit gelben Pluderhosen und einen flachen Hut auf dem Kopf. Effi sah es und sagte: „Was soll der Chinese?" Innstetten selber schien von dem Bildchen überrascht und versicherte, daß er es nicht wisse. „Das hat Christel angeklebt oder Johanna. Spielerei. Du kannst sehen, es ist aus einer Fibel herausgeschnitten." Effi fand es auch und war nur verwundert, daß Innstetten Alles so ernsthaft nahm, als ob es doch Etwas sei. Dann hatte sie noch einmal einen Blick in den Saal gethan und sich dabei dahin geäußert, wie es doch eigentlich schade sei, daß das Alles leer stehe. „Wir haben unten ja nur drei Zimmer, und wenn uns wer besucht, so wissen wir nicht aus, noch ein. Meinst Du nicht, daß man aus dem Saal zwei hübsche Fremdenzimmer

machen könnte. Das wäre so was für die Mama; nach hinten heraus könnte sie schlafen und hätte den Blick auf den Fluß und die beiden Moolen, und vorn hätte sie die Stadt und die holländische Windmühle. In Hohen-Cremmen haben wir noch immer bloß eine Bockmühle. Nun sage, was meinst Du dazu? Nächsten Mai wird doch die Mama wohl kommen."

Innstetten war mit Allem einverstanden gewesen und hatte nur zum Schlusse gesagt: „Alles ganz gut. Aber es ist doch am Ende besser, wir logiren die Mama drüben ein, auf dem Landrathsamt; die ganze erste Etage steht da auch leer, und sie ist da noch mehr für sich."

* * *

Das war so das Resultat des ersten Umgangs im Hause gewesen; dann hatte Effi drüben ihre Toilette gemacht, nicht ganz so schnell wie Innstetten angenommen, und nun saß sie in ihres Gatten Zimmer und beschäftigte sich in ihren Gedanken abwechselnd mit dem kleinen Chinesen oben und mit Gieshübler, der noch immer nicht kam. Vor einer Viertelstunde war freilich ein kleiner, schiefschultriger und fast schon so gut wie verwachsener Herr in einem kurzen eleganten Pelzrock und einem hohen sehr glatt gebürsteten Cylinder an der anderen Seite der Straße vorbeigegangen und hatte nach ihrem Fenster hinübergesehen. Aber das konnte Gieshübler wohl nicht gewesen sein! Nein, dieser schiefschultrige Herr, der zugleich etwas so Distinguirtes hatte, das mußte der Herr Gerichtspräsident gewesen sein, und sie entsann sich auch wirklich, in einer Gesellschaft bei Tante Therese, mal einen solchen gesehen zu haben, bis ihr mit einem Male einfiel, daß Kessin bloß einen Amtsrichter habe.

Während sie diesen Betrachtungen noch nachhing, wurde der Gegenstand derselben, der augenscheinlich erst eine Morgen- oder vielleicht auch eine Ermuthigungspromenade um die Plantage herum gemacht hatte, wieder sichtbar, und eine Minute später erschien Friedrich, um Apotheker Gieshübler anzumelden.

„Ich lasse sehr bitten."

Der armen jungen Frau schlug das Herz, weil es das erste Mal war, daß sie sich als Hausfrau und noch dazu als erste Frau der Stadt zu zeigen hatte.

Friedrich half Gieshübler den Pelzrock ablegen und öffnete dann wieder die Thür.

Effi reichte dem verlegen Eintretenden die Hand, die dieser mit einem gewissen Ungestüm küßte. Die junge Frau schien sofort einen großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

„Mein Mann hat mir bereits gesagt . . . Aber ich empfange Sie hier in meines Mannes Zimmer, . . . er ist drüben auf dem Amt und kann jeden Augenblick zurück sein . . . Darf ich Sie bitten, bei mir eintreten zu wollen."

Gieshübler folgte der voranschreitenden Effi ins Nebenzimmer, wo diese auf einen der Fauteuils wies, während sie sich selbst in das Sopha setzte. „Daß ich Ihnen sagen könnte, welche Freude Sie mir gestern durch die schönen Blumen und Ihre Karte gemacht haben. Ich hörte sofort auf, mich hier als eine Fremde zu fühlen, und als ich dies Innstetten aussprach, sagte er mir, wir würden überhaupt gute Freunde sein."

„Sagte er so? Der gute Herr Landrath. Ja, der Herr Landrath und Sie, meine gnädigste Frau, da sind, das bitte ich sagen zu dürfen, zwei liebe Menschen zu einander gekommen. Denn wie Ihr Herr Gemahl ist, das weiß ich, und wie Sie sind, meine gnädigste Frau, das sehe ich."

„Wenn Sie nur nicht mit zu freundlichen Augen sehen. Ich bin so sehr jung. Und Jugend . . ."

„Ach, meine gnädigste Frau, sagen Sie nichts gegen die Jugend. Die Jugend, auch in ihren Fehlern ist sie noch schön und liebenswürdig, und das Alter, auch in seinen Tugenden taugt es nicht viel. Persönlich kann ich in dieser Frage freilich nicht mitsprechen, vom Alter wohl, aber von der Jugend nicht, denn ich bin eigentlich nie jung gewesen. Personen meines Schlages sind nie jung. Ich darf wohl sagen, das ist das Traurigste von der Sache. Man hat keinen rechten Muth, man hat kein Vertrauen zu sich selbst, man wagt kaum, eine Dame zum Tanz aufzufordern, weil man ihr eine Verlegenheit ersparen will, und so gehen die Jahre hin, und man wird alt, und das Leben war arm und leer."

Effi gab ihm die Hand. „Ach, Sie dürfen so was nicht sagen. Wir Frauen sind gar nicht so schlecht."

„O, nein, gewiß nicht . . ."

„Und wenn ich mir so zurückrufe," fuhr Effi fort, „was ich Alles erlebt habe . . . viel ist es nicht, denn ich bin wenig herausgekommen, und habe fast immer auf dem Lande gelebt . . . aber wenn ich es mir zurückrufe, so finde ich doch, daß wir immer das lieben, was liebenswerth ist. Und dann sehe ich doch auch gleich, daß Sie anders sind als Andere, dafür haben wir Frauen ein scharfes Auge. Vielleicht ist es auch der Name, der in Ihrem Falle mitwirkt. Das war immer eine Lieblingsbehauptung unseres alten Pastors Niemeyer; der Name, so liebte er zu sagen, besonders der Taufname, habe was geheimnißvoll Bestimmendes, und Alonzo Gieshübler, so mein' ich, schließt eine ganz neue Welt vor Einem auf, ja, fast möcht' ich sagen dürfen, Alonzo ist ein romantischer Name, ein Preciosa-Name."

Gieshübler lächelte mit einem ganz ungemeinen Behagen und fand den Muth, seinen für seine Verhältnisse viel zu hohen Cylinder, den er bis dahin in der Hand gedreht hatte, bei Seite zu stellen. „Ja, meine gnädigste Frau, da treffen Sie's."

„O, ich verstehe. Ich habe von den Consuln gehört, deren Kessin so viele haben soll, und in dem Hause des spanischen Consuls hat Ihr Herr Vater muthmaßlich die Tochter eines seemännischen Capitanos kennen gelernt, wie ich annehme irgend eine schöne Andalusierin. Andalusierinnen sind immer schön."

„Ganz wie Sie vermuthen, meine Gnädigste. Und meine Mutter war wirklich eine schöne Frau, so schlecht es mir persönlich zusteht, die Beweisführung zu übernehmen. Aber als Ihr Herr Gemahl vor drei Jahren hierher kam, lebte sie noch und hatte noch ganz die Feueraugen. Er wird es mir bestätigen. Ich persönlich bin mehr ins Gieshübler'sche geschlagen, Leute von wenig Exterieur, aber sonst leidlich im Stande. Wir sitzen hier schon in der

vierten Generation, volle hundert Jahre, und wenn es einen Apothekeradel gäbe . . ."

„So würden Sie ihn beanspruchen dürfen. Und ich meinerseits nehme ihn für bewiesen an und sogar für bewiesen ohne jede Einschränkung. Uns, aus den alten Familien, wird das am leichtesten, weil wir, so wenigstens bin ich von meinem Vater und auch von meiner Mutter her erzogen, jede gute Gesinnung, sie komme woher sie wolle, mit Freudigkeit gelten lassen. Ich bin eine geborene Briest und stamme von dem Briest ab, der, am Tage vor der Fehrbelliner Schlacht, den Ueberfall von Rathenow ausführte, wovon Sie vielleicht einmal gehört haben . . ."

„O, gewiß, meine Gnädigste, das ist ja meine Specialität."

„Eine Briest also. Und mein Vater, da reichen keine hundertmale, daß er zu mir gesagt hat: Effi (so heiße ich nämlich) Effi, hier sitzt es, bloß hier, und als Froben das Pferd tauschte, da war er von Adel, und als Luther sagte „hier stehe ich," da war er erst recht von Adel." Und ich denke, Herr Gieshübler, Innstetten hatte ganz recht, als er mir versicherte, wir würden gute Freundschaft halten."

Gieshübler hätte nun am liebsten gleich eine Liebeserklärung gemacht und gebeten, daß er als Cid oder irgend sonst ein Campeador für sie kämpfen und sterben könne. Da dies Alles aber nicht ging und sein Herz es nicht mehr aushalten konnte, so stand er auf, suchte nach seinem Hut, den er auch glücklicherweise gleich fand, und zog sich, nach wiederholtem Handkuß, rasch zurück, ohne weiter ein Wort gesagt zu haben.

Neuntes Capitel.

So war Effi's erster Tag in Kessin gewesen. Innstetten gab ihr noch eine halbe Woche Zeit, sich einzurichten und die verschiedensten Briefe nach Hohen-Cremmen zu schreiben, an die Mama, an Hulda und die Zwillinge; dann aber hatten die Stadtbesuche begonnen, die zum Theil (es regnete gerade so, daß man sich diese Ungewöhnlichkeit schon gestatten konnte), in einer geschlossenen Kutsche gemacht wurden. Als man damit fertig war, kam der Landadel an die Reihe. Das dauerte länger, da sich, bei den meist großen Entfernungen, an jedem Tage nur eine Visite machen ließ. Zuerst war man bei den Borcke's in Rothenmoor, dann ging es nach Morgnitz, Dabergotz und Kroschentin, wo man bei den Ahlemann's, den Jatzkows und den Grafenabb's den pflichtschuldigen Besuch abstattete. Noch ein paar Andere folgten, unter denen auch der alte Baron v. Güldenklee auf Papenhagen war. Der Eindruck, den Effi empfing, war überall derselbe: mittelmäßige Menschen, von meist zweifelhafter Liebenswürdigkeit, die, während sie vorgaben, über Bismarck und die Kronprinzessin zu sprechen, eigentlich nur Effi's Toilette musterten, die von Einigen als zu prätentiös für eine so jugendliche Dame, von Andern als zu wenig decent für eine Dame von gesellschaftlicher Stellung befunden wurde. Man merke doch an Allem die Berliner Schule: Sinn für Aeußerliches und eine merkwürdige Verlegenheit und Unsicherheit bei Berührung

großer Fragen. In Rothenmoor bei den Borcke's und dann auch bei den Familien in Morgnitz und Dabergotz war sie für „rationalistisch angekränkelt," bei den Grafenabb's in Kroschentin aber rundweg für eine „Atheistin" erklärt worden. Allerdings hatte die alte Frau v. Grafenabb, eine Süddeutsche (geborene Stiefel v. Stiefelstein), einen schwachen Versuch gemacht, Effi wenigstens für den Deismus zu retten; Sidonie v. Grafenabb aber, eine dreiunddreißigjährige alte Jungfer, war barsch dazwischengefahren: „Ich sage Dir, Mutter, einfach Atheistin, kein Zoll breit weniger, und dabei bleibt es," worauf die Alte, die sich vor ihrer eigenen Tochter fürchtete, klüglich geschwiegen hatte.

Die ganze Tournée hatte so ziemlich zwei Wochen gedauert, und es war am 2. December, als man, zu schon später Stunde, von dem letzten dieser Besuche nach Kessin zurückkehrte. Dieser letzte Besuch hatte den Güldenklee's auf Papenhagen gegolten, bei welcher Gelegenheit Innstetten dem Schicksal nicht entgangen war, mit dem alten Güldenklee politisiren zu müssen. „Ja, theuerster Landrath, wenn ich so den Wechsel der Zeiten bedenke! Heute vor einem Menschenalter oder ungefähr so lange, ja, da war auch ein zweiter December und der gute Louis und Napoleons-Neffe — *wenn* er so 'was war und nicht eigentlich ganz wo anders herstammte, — der kartätschte damals auf die Pariser Canaille. Na, *das* mag ihm verziehen sein, für so 'was war er der rechte Mann, und ich halte zu dem Satze: ‚Jeder hat es gerade so gut und so schlecht, wie er's verdient.' Aber daß er nachher alle Schätzung verlor und anno 70 so mir nichts dir nichts auch mit *uns* anbinden wollte, sehen Sie, Baron, das war, ja wie sag' ich, das war eine Insolenz. Es ist ihm aber auch heimgezahlt worden. Unser Alter da oben läßt sich nicht spotten, *der* steht zu uns."

„Ja," sagte Innstetten, der klug genug war, auf solche Philistereien anscheinend ernsthaft einzugehen: „der Held und Eroberer von Saarbrücken wußte nicht, was er that. Aber Sie dürfen nicht zu streng mit ihm persönlich abrechnen. Wer ist am Ende Herr in seinem Hause? Niemand. Ich richte mich auch schon darauf ein, die Zügel der Regierung in andere Hände zu legen, und Louis Napoleon, nun, der war vollends ein Stück Wachs in den Händen seiner katholischen Frau, oder sagen wir lieber, seiner jesuitischen Frau."

„Wachs in den Händen seiner Frau, die ihm dann eine Nase drehte. Natürlich, Innstetten, *das* war er. Aber damit wollen Sie diese Puppe doch nicht etwa retten? Er ist und bleibt gerichtet. An und für sich ist es übrigens noch gar nicht 'mal erwiesen," und sein Auge suchte bei diesen Worten etwas ängstlich nach dem Auge seiner Frau, „ob nicht Frauenherrschaft eigentlich als ein Vorzug gelten kann; nur freilich, die Frau muß danach sein. Aber wer war diese Frau? Sie war überhaupt keine Frau, im günstigsten Falle war sie eine Dame, das sagt Alles; „Dame" hat beinah immer einen Beigeschmack. Diese Eugenie — über deren Verhältniß zu dem jüdischen Bankier ich hier gern hingehe, denn ich hasse Tugendhochmuth — hatte 'was vom Café chantant, und wenn die Stadt, in der sie lebte, das Babel war, so war sie das Weib von Babel. Ich mag mich nicht deutlicher ausdrücken, denn ich

weiß," und er verneigte sich gegen Effi, „was ich deutschen Frauen schuldig bin. Um Vergebung, meine Gnädigste, daß ich diese Dinge vor Ihren Ohren überhaupt berührt habe."

So war die Unterhaltung gegangen, nachdem man vorher von Wahl, Nobiling und Raps gesprochen hatte, und nun saßen Innstetten und Effi wieder daheim und plauderten noch eine halbe Stunde. Die beiden Mädchen im Hause waren schon zu Bett, denn es war nah' an Mitternacht.

Innstetten, in kurzem Hausrock und Saffianschuhen, ging auf und ab; Effi war noch in ihrer Gesellschaftstoilette; Fächer und Handschuhe lagen neben ihr.

„Ja," sagte Innstetten, während er sein Auf- und Abschreiten im Zimmer unterbrach, „diesen Tag müßten wir nun wohl eigentlich feiern, und ich weiß nur noch nicht womit. Soll ich Dir einen Siegesmarsch vorspielen oder den Haifisch draußen in Bewegung setzen oder Dich im Triumph über den Flur tragen? Etwas muß doch geschehen, denn Du mußt wissen, das war nun heute die letzte Visite."

„Gott sei Dank, war sie's," sagte Effi. „Aber das Gefühl, daß wir nun Ruhe haben, ist, denk' ich, gerade Feier genug. Nur einen Kuß könntest Du mir geben. Aber daran denkst Du nicht. Auf dem ganzen weiten Wege nicht gerührt, frostig wie ein Schneemann. Und immer nur die Cigarre."

„Laß, ich werde mich schon bessern und will vorläufig nur wissen, wie stehst Du zu dieser ganzen Umgangs- und Verkehrsfrage? Fühlst Du Dich zu dem Einen oder Andern hingezogen? Haben die Borckes die Grasenabb's geschlagen, oder umgekehrt, oder hältst Du's mit dem alten Güldenklee? Was er da über die Eugenie sagte, machte doch einen sehr edlen und reinen Eindruck."

„Ei, sieh, Herr von Innstetten, auch mediſant! Ich lerne Sie von einer ganz neuen Seite kennen."

„Und wenn's unser Adel nicht thut," fuhr Innstetten fort, ohne sich stören zu lassen „wie stehst Du zu den Kessiner Stadthonoratioren? wie stehst Du zur Ressource? Daran hängt doch am Ende Leben und Sterben. Ich habe Dich da neulich mit unserem reserveleutnantlichen Amtsrichter sprechen sehen, einem zierlichen Männchen, mit dem sich vielleicht durchkommen ließe, wenn er nur endlich von der Vorstellung los könnte, die Wiedereroberung von Le Bourget durch sein Erscheinen in der Flanke zu Stande gebracht zu haben. Und seine Frau! sie gilt als die beste Bostonspielerin und hat auch die hübschesten Anlegemarken. Also nochmals, Effi, wie wird es werden in Kessin? Wirst Du Dich einleben? Wirst Du populär werden und mir die Majorität sichern, wenn ich in den Reichstag will? Oder bist Du für Einsiedlerthum, für Abschluß von der Kessiner Menschheit, so Stadt wie Land?"

„Ich werde mich wohl für Einsiedlerthum entschließen, wenn mich die Mohrenapotheke nicht herausreißt. Bei Sidonie werd' ich dadurch freilich noch etwas tiefer sinken, aber darauf muß ich es ankommen lassen; dieser Kampf muß eben gekämpft werden. Ich steh' und falle mit Gieshübler. Es klingt etwas komisch, aber er ist wirklich der Einzige, mit dem sich ein Wort reden läßt, der einzige, richtige Mensch hier."

„Das ist er," sagte Innstetten. „Wie gut Du zu wählen verstehst."
„Hätte ich sonst Dich?" sagte Effi und hing sich an seinen Arm.

* * *

Das war am 2. December. Eine Woche später war Bismarck in Varzin, und nun wußte Innstetten, daß, bis Weihnachten und vielleicht noch drüber hinaus, an ruhige Tage für ihn gar nicht mehr zu denken sei. Der Fürst hatte noch von Versailles her eine Vorliebe für ihn und lud ihn, wenn Besuch da war, häufig zu Tisch, aber auch allein, denn der jugendliche, durch Haltung und Klugheit gleich ausgezeichnete Landrath stand ebenso in Gunst bei der Fürstin.

Zum 14. erfolgte die erste Einladung. Es lag Schnee, weshalb Innstetten die fast zweistündige Fahrt bis an den Bahnhof, von wo noch eine Stunde Eisenbahn war, im Schlitten zu machen vorhatte. „Warte nicht auf mich, Effi. Vor Mitternacht kann ich nicht zurück sein; wahrscheinlich wird es zwei oder noch später. Ich störe Dich aber nicht. Gehab Dich wohl und auf Wiedersehen morgen früh." Und damit stieg er ein, und die beiden isabellfarbenen Graditzer jagten im Fluge durch die Stadt hin und dann landeinwärts auf den Bahnhof zu.

Das war die erste lange Trennung, fast auf zwölf Stunden. Arme Effi. Wie sollte sie den Abend verbringen? Früh zu Bett, das war gefährlich, dann wachte sie auf und konnte nicht wieder einschlafen und horchte auf Alles. Nein, erst recht müde werden und dann ein fester Schlaf, das war das Beste. Sie schrieb einen Brief an die Mama und ging dann zu der Frau Kruse, deren gemüthskranker Zustand — sie hatte das schwarze Huhn oft bis in die Nacht hinein auf ihrem Schoß — ihr Theilnahme einflößte. Die Freundlichkeit indessen, die sich darin aussprach, wurde von der in ihrer überheizten Stube sitzenden und nur still und stumm vor sich hinbrütenden Frau keinen Augenblick erwidert, weshalb Effi, als sie wahrnahm, daß ihr Besuch mehr als Störung wie als Freude empfunden wurde, wieder ging und nur noch fragte, ob die Kranke etwas haben wolle. Diese lehnte aber Alles ab.

Inzwischen war es Abend geworden, und die Lampe brannte schon. Effi stellte sich ans Fenster ihres Zimmers und sah auf das Wäldchen hinaus, auf dessen Zweigen der glitzernde Schnee lag. Sie war von dem Bilde ganz in Anspruch genommen und kümmerte sich nicht um das, was hinter ihr in dem Zimmer vorging. Als sie sich wieder umsah, bemerkte sie, daß Friedrich still und geräuschlos ein Couvert gelegt und ein Cabaret auf den Sophatisch gestellt hatte. „Ja so, Abendbrod . . . Da werd' ich mich nun wohl setzen müssen." Aber es wollte nicht schmecken, und so stand sie wieder auf und las den an die Mama geschriebenen Brief noch einmal durch. Hatte sie schon vorher ein Gefühl der Einsamkeit gehabt, so jetzt doppelt. Was hätte sie darum gegeben, wenn die beiden Jahnke'schen Rothköpfe jetzt eingetreten wären oder selbst Hulda. Die war freilich immer so sentimental und beschäftigte sich meist nur mit ihren Triumphen, aber so zweifelhaft und anfechtbar diese Triumphe waren, sie hätte sich in diesem Augenblicke doch gern davon erzählen lassen. Schließlich klappte sie den Flügel auf, um zu spielen; aber es ging

nicht. „Nein, dabei werd' ich vollends melancholisch; lieber lesen.“ Und so suchte sie nach einem Buche. Das erste, was ihr zu Händen kam, war ein dickes, rothes Reisehandbuch, alter Jahrgang, vielleicht schon aus Junstetten's Leutnantstagen her. „Ja, darin will ich lesen; es gibt nichts Beruhigenderes als solche Bücher. Das Gefährliche sind bloß immer die Karten; aber vor diesem Augenpulver, das ich hasse, werd' ich mich schon hüten.“ Und so schlug sie denn auf gut Glück auf, Seite 153. Nebenan hörte sie das Tick-tack der Uhr und draußen Rollo, der, seit es dunkel war, seinen Platz in der Remise aufgegeben und sich, wie jeden Abend, so auch heute wieder, auf die große geflochtene Matte, die vor dem Schlafzimmer lag, ausgestreckt hatte. Das Bewußtsein seiner Nähe minderte das Gefühl ihrer Verlassenheit, ja, sie kam fast in Stimmung, und so begann sie denn auch unverzüglich zu lesen. Auf der gerade vor ihr aufgeschlagenen Seite war von der „Eremitage,“ dem bekannten markgräflichen Lustschloß in der Nähe von Bayreuth, die Rede; das lockte sie, Bayreuth, Richard Wagner, und so las sie denn: „Unter den Bildern in der Eremitage nennen wir noch eins, das nicht durch seine Schönheit, wohl aber durch sein Alter und durch die Person, die es darstellt, ein Interesse beansprucht. Es ist dies ein stark nachgedunkeltes Frauenporträt, kleiner Kopf, mit herben, etwas unheimlichen Gesichtszügen und einer Halskrause, die den Kopf zu tragen scheint. Einige meinen, es sei eine alte Markgräfin aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Andere sind der Ansicht, es sei die Gräfin von Orlamünde; darin aber sind beide einig, daß es das Bildniß der Dame sei, die seither in der Geschichte der Hohenzollern unter dem Namen der „weißen Frau“ eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.“

„Das hab' ich gut getroffen,“ sagte Effi, während sie das Buch bei Seite schob; „ich will mir die Nerven beruhigen, und das Erste, was ich lese, ist die Geschichte von der weißen Frau, vor der ich mich gefürchtet habe, so lang' ich denken kann. Aber da nun das Gruseln 'mal da ist, will ich doch auch zu Ende lesen.“

Und sie schlug wieder auf und las weiter: „. . . Eben dies alte Porträt (dessen Original in der Hohenzollernschen Familiengeschichte solche Rolle spielt) spielt als Bild auch eine Rolle in der Specialgeschichte des Schlosses Eremitage, was wohl damit zusammenhängt, daß es an einer dem Fremden unsichtbaren Tapetenthür hängt, hinter der sich eine vom Souterrain her hinaufführende Treppe befindet. Es heißt, daß, als Napoleon hier übernachtete, die „weiße Frau“ aus dem Rahmen herausgetreten und auf sein Bett zugeschritten sei. Der Kaiser, entsetzt auffahrend, habe nach seinem Adjutanten gerufen und bis an sein Lebensende mit Entrüstung von diesem „maudit château“ gesprochen.“

„Ich muß es aufgeben, mich durch Lectüre beruhigen zu wollen,“ sagte Effi. „Lese ich weiter, so komm ich gewiß noch nach einem Kellergewölbe, wo der Teufel auf einem Weinfaß davongeritten ist. Es gibt, glaub' ich, in Deutschland viel dergleichen, und in einem Reisehandbuch muß es sich natürlich Alles zusammenfinden. Ich will also lieber wieder die Augen schließen und mir, so gut es geht, meinen Polterabend vorstellen: die Zwil-

linge, wie sie vor Thränen nicht weiterkonnten, und den Vetter Briest, der, als sich Alles verlegen anblickte, mit erstaunlicher Würde behauptete, solche Thränen öffneten Einem das Paradies. Er war wirklich charmant und immer so übermüthig . . . Und nun ich! Und gerade hier. Ach, ich tauge doch gar nicht für eine große Dame. Die Mama, ja, die hätte hierher gepaßt, die hätte, wie's einer Landräthin zukommt, den Ton angegeben, und Sidonie Grafenabb wäre ganz Huldigung gegen sie gewesen und hätte sich über ihren Glauben oder Unglauben nicht groß beunruhigt. Aber ich . . . Ich bin ein Kind und werd' es auch wohl bleiben. Einmal hab' ich gehört, das sei ein Glück. Aber ich weiß doch nicht, ob das wahr ist. Man muß doch immer dahin passen, wohin man nun 'mal gestellt ist."

In diesem Augenblicke kam Friedrich, um den Tisch abzuräumen.

„Wie spät ist es, Friedrich?"

„Es geht auf neun, gnäd'ge Frau."

„Nun, das läßt sich hören. Schicken Sie mir Johanna."

* * *

„Gnäd'ge Frau haben befohlen."

„Ja, Johanna. Ich will zu Bett gehen. Es ist eigentlich noch früh. Aber ich bin so allein. Bitte, thun Sie den Brief erst ein, und wenn Sie wieder da sind, nun, dann wird es wohl Zeit sein. Und wenn auch nicht."

Effi nahm die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer hinüber. Richtig, auf der Binsenmatte lag Rollo. Als er Effi kommen sah, erhob er sich, um dem Platz frei zu geben, und strich mit seinem Behang an ihrer Hand hin. Dann legte er sich wieder nieder.

Johanna war inzwischen nach dem Landrathsamt hinübergegangen, um da den Brief einzustecken. Sie hatte sich drüben nicht sonderlich beeilt, vielmehr vorgezogen, mit der Frau Paaschen, des Amtsdieners Frau, ein Gespräch zu führen. Natürlich über die junge Frau.

„Wie ist sie denn?" fragte die Paaschen.

„Sehr jung ist sie."

„Nun, das ist kein Unglück, eher umgekehrt. Die Jungen, und das ist eben das Gute, stehen immer bloß vorm Spiegel und zupfen und stecken sich 'was vor und sehen nicht viel und hören nicht viel und sind noch nicht so, daß sie draußen immer die Lichtstümpfe zählen und Einem nicht gönnen, daß man einen Kuß kriegt, bloß weil sie selber keinen mehr kriegen."

„Ja," sagte Johanna, „so war meine vorige Madam und ganz ohne Noth. Aber davon hat unsere Gnäd'ge nichts."

„Ist er denn sehr zärtlich?"

„O sehr. Das können Sie doch wohl denken."

„Aber daß er sie so allein läßt . . ."

„Ja, liebe Paaschen, Sie dürfen nicht vergessen . . . der Fürst. Und dann, er ist ja doch am Ende Landrath. Und vielleicht will er auch noch höher."

„Gewiß, will er. Und er wird auch noch. Er hat so 'was. Paaschen sagt es auch immer, und der kennt seine Leute."

Während dieses Ganges drüben nach dem Amt hinüber war wohl eine Viertelstunde vergangen, und als Johanna wieder zurück war, saß Effi schon vor dem Trumeau und wartete.

„Sie sind lange geblieben, Johanna."

„Ja, gnäd'ge Frau . . . Gnäd'ge Frau wollen entschuldigen . . . Ich traf drüben die Frau Paaschen, und da hab' ich mich ein wenig verweilt. Es ist so still hier. Man ist immer froh, wenn man einen Menschen trifft, mit dem man ein Wort sprechen kann. Christel ist eine sehr gute Person, aber sie spricht nicht, und Friedrich ist so dusig und auch so vorsichtig und will mit der Sprache nie recht heraus. Gewiß, man muß auch schweigen können, und die Paaschen, die so neugierig und so ganz gewöhnlich ist, ist eigentlich gar nicht nach meinem Geschmack; aber man hat es doch gern, wenn man 'mal 'was hört und sieht."

Effi seufzte. „Ja, Johanna, das ist auch das Beste . . ."

„Gnäd'ge Frau haben so schönes Haar, so lang und so seidenweich."

„Ja, es ist sehr weich. Aber das ist nicht gut, Johanna. Wie das Haar ist, ist der Charakter."

„Gewiß, gnäd'ge Frau. Und ein weicher Charakter ist doch besser als ein harter. Ich habe auch weiches Haar."

„Ja, Johanna. Und Sie haben auch blondes. Das haben die Männer am liebsten."

„Ach, das ist doch sehr verschieden, gnäd'ge Frau. Manche sind doch auch für das schwarze."

„Freilich," lachte Effi, „das habe ich auch schon gefunden. Es wird wohl an 'was ganz Anderem liegen. Aber die, die blond sind, die haben auch immer einen weißen Teint, Sie auch, Johanna, und ich möchte mich wohl verwetten, daß Sie viel Nachstellung haben. Ich bin noch sehr jung, aber das weiß ich doch auch. Und dann habe ich eine Freundin, die war auch so blond, ganz flachsblond, noch blonder als Sie, und war eine Predigerstochter . . ."

„Ja, denn . . ."

„Aber ich bitte Sie, Johanna, was meinen Sie mit „ja denn." Das klingt ja ganz anzüglich und sonderbar, und Sie werden doch nichts gegen Predigerstöchter haben . . . Es war ein sehr hübsches Mädchen, was selbst unsere Officiere — wir hatten nämlich Officiere, noch dazu rothe Husaren — auch immer fanden, und verstand sich dabei sehr gut auf Toilette, schwarzes Sammetmieder und eine Blume, Rose oder auch Heliotrop, und wenn sie nicht so vorstehende große Augen gehabt hätte . . . ach, die hätten Sie sehen sollen, Johanna, wenigstens so groß (und Effi zog unter Lachen an ihrem rechten Augenlid), so wäre sie geradezu eine Schönheit gewesen. Sie hieß Hulda, Hulda Niemeyer, und wir waren nicht einmal so ganz intim; aber wenn ich sie jetzt hier hätte, und sie da säße, da in der kleinen Sophaecke, so wollte ich bis Mitternacht mit ihr plaudern oder noch länger. Ich habe solche Sehnsucht und . . ." und dabei zog sie Johanna's Kopf dicht an sich heran . . . „ich habe solche Angst."

LIBRARY OF ILLINOIS.

„Ach, das gibt sich, gnäd'ge Frau, die hatten wir Alle."

„Die hattet ihr Alle? Was soll das heißen, Johanna?"

„. . . Und wenn die gnäd'ge Frau wirklich solche Angst haben, so kann ich mir ja ein Lager hier machen. Ich nehme die Strohmatte und kehre einen Stuhl um, daß ich eine Kopflehne habe, und dann schlafe ich hier bis morgen früh oder bis der gnäd'ge Herr wieder da ist."

„Er will mich nicht stören. Das hat er mir eigens versprochen."

„Oder ich setze mich bloß in die Sophaecke."

„Ja, das ginge vielleicht. Aber nein, es geht auch nicht. Der Herr darf nicht wissen, daß ich mich ängstige, das liebt er nicht. Er will immer, daß ich tapfer und entschlossen bin, so wie er. Und das kann ich nicht; ich war immer etwas anfällig . . . Aber freilich, ich sehe wohl ein, ich muß mich bezwingen und ihm in solchen Stücken und überhaupt zu Willen sein . . . Und dann habe ich ja auch Rollo. Der liegt ja vor der Thürschwelle."

Johanna nickte zu jedem Wort und zündete dann das Licht an, das auf Effi's Nachttisch stand. Dann nahm sie die Lampe. „Befehlen gnäd'ge Frau noch Etwas?"

„Nein, Johanna. Die Läden sind doch festgeschlossen?"

„Bloß angelegt, gnäd'ge Frau. Es ist sonst so dunkel und so stickig."

„Gut, gut."

Und nun entfernte sich Johanna; Effi aber ging auf ihr Bett zu und wickelte sich in ihre Decken.

Sie ließ das Licht brennen, weil sie gewillt war, nicht gleich einzuschlafen, vielmehr vorhatte, wie vorhin ihren Polterabend, so jetzt ihre Hochzeitsreise zu recapituliren und Alles an sich vorüberziehen zu lassen. Aber es kam anders, wie sie gedacht, und als sie bis Verona war und nach dem Hause der Julia Capulet suchte, fielen ihr schon die Augen zu. Das Stümpfchen Licht in dem kleinen Silberleuchter brannte allmälig nieder, und nun flackerte es noch einmal auf und erlosch.

Effi schlief eine Weile ganz fest. Aber mit einem Male fuhr sie mit einem lauten Schrei aus ihrem Schlafe auf, ja, sie hörte selber noch den Aufschrei und auch wie Rollo draußen anschlug; — „wau, wau" klang es den Flur entlang, dumpf und selber beinah ängstlich. Ihr war, als ob ihr das Herz stillstände; sie konnte nicht rufen, und in diesem Augenblicke huschte 'was an ihr vorbei, und die nach dem Flur hinausführende Thür sprang auf. Aber eben dieser Moment höchster Angst war auch der ihrer Befreiung, denn, statt etwas Schrecklichem, kam jetzt Rollo auf sie zu, suchte mit seinem Kopf nach ihrer Hand und legte sich, als er diese gefunden, auf den vor ihrem Bett ausgebreiteten Teppich nieder. Effi selber aber hatte mit der andern Hand dreimal auf den Knopf der Klingel gedrückt, und keine halbe Minute, so war Johanna da, barfüßig, den Rock über dem Arm und ein großes karrirtes Tuch über Kopf und Schulter geschlagen.

„Gott sei Dank, Johanna, daß Sie da sind."

„Was war denn, gnäd'ge Frau? Gnäd'ge Frau haben geträumt."

„Ja, geträumt. Es muß so 'was gewesen sein . . . aber es war doch auch noch 'was Anderes."

„Was denn, gnäd'ge Frau?"

„Ich schlief ganz fest, und mit einem Male fuhr ich auf und schrie . . . vielleicht, daß es ein Albdruck war . . . Albdruck ist in unserer Familie, mein Papa hat es auch und ängstigt uns damit, und nur die Mama sagt immer, er solle sich nicht so gehen lassen; aber das ist leicht gesagt . . . ich fuhr also auf aus dem Schlaf und schrie, und als ich mich umsah, so gut es eben ging in dem Dunkel, da strich 'was an meinem Bett vorbei, gerade da, wo Sie jetzt stehen, Johanna, und dann war es weg. Und wenn ich mich recht frage, was es war . . ."

„Nun was denn, gnäd'ge Frau?"

„Und wenn ich mich recht frage . . . ich mag es nicht sagen, Johanna . . . aber ich glaube der Chinese."

„Der von oben?" und Johanna versuchte zu lachen, „unser kleiner Chinese, den wir an die Stuhllehne geklebt haben, Christel und ich. Ach, gnäd'ge Frau haben geträumt, und wenn Sie schon wach waren, so war es doch Alles noch aus dem Traum."

„Ich würd' es glauben. Aber es war genau derselbe Augenblick, wo Rollo draußen anschlug, der muß es also auch gesehen haben, und dann flog die Thür auf, und das gute, treue Thier sprang auf mich los, als ob es mich zu retten käme. Ach, meine liebe Johanna, es war entsetzlich. Und ich so allein, und so jung. Ach, wenn ich doch wen hier hätte, bei dem ich weinen könnte. Aber so weit von Hause . . . Ach, von Hause . . ."

„Der Herr kann jede Stunde kommen."

„Nein, er soll nicht kommen; er soll mich so nicht sehen. Er würde mich vielleicht auslachen, und das könnt' ich ihm nie verzeihen. Denn es war so furchtbar, Johanna . . . Sie müssen nun hier bleiben . . . Aber lassen Sie Christel schlafen und Friedrich auch. Es soll es Keiner wissen."

„Oder vielleicht kann ich auch die Frau Kruse holen; die schläft doch nicht, die sitzt die ganze Nacht da."

„Nein, nein, die ist selber so 'was. Das mit dem schwarzen Huhn, das ist auch so 'was; die darf nicht kommen. Nein, Johanna, Sie bleiben allein hier. Und wie gut, daß Sie die Läden nur angelegt. Stoßen Sie sie auf, recht laut, daß ich einen Ton höre, einen menschlichen Ton, . . . ich muß es so nennen, wenn es auch sonderbar klingt . . . und dann machen Sie das Fenster ein wenig auf, daß ich Luft und Licht habe."

Johanna that, wie ihr geheißen, und Effi fiel in ihre Kissen zurück und bald danach in einen lethargischen Schlaf.

Zehntes Capitel.

Innstetten war erst sechs Uhr früh von Varzin zurückgekommen und hatte sich, Rollo's Liebkosungen abwehrend, so leise wie möglich in sein Zimmer zurückgezogen. Er machte sich's hier bequem und duldete nur, daß ihn

Friedrich mit einer Reisedecke zudeckte. „Wecke mich um neun.“ Und um diese Stunde war er denn auch geweckt worden. Er stand rasch auf und sagte: „Bringe das Frühstück.“

„Die gnädige Frau schläft noch.“

„Aber es ist ja schon spät. Ist Etwas passirt?“

„Ich weiß es nicht; ich weiß nur, Johanna hat die Nacht über im Zimmer der gnädigen Frau schlafen müssen.“

„Nun, dann schicke Johanna.“

Diese kam denn auch. Sie hatte denselben rosigen Teint wie immer, schien sich also die Vorgänge der Nacht nicht sonderlich zu Gemüthe genommen zu haben.

„Was ist das mit der gnäd'gen Frau? Friedrich sagt mir, es sei 'was passirt und Sie hätten drüben geschlafen.“

„Ja, Herr Baron. Gnäd'ge Frau klingelte dreimal ganz rasch hinter einander, daß ich gleich dachte, es bedeutet 'was. Und so war es auch. Sie hat wohl geträumt oder vielleicht war es auch das Andere.“

„Welches Andere?“

„Ach, der gnäd'ge Herr wissen ja.“

„Ich weiß nichts. Jedenfalls muß ein Ende damit gemacht werden. Und wie fanden Sie die Frau?“

„Sie war wie außer sich und hielt das Halsband von Rollo, der neben dem Bett der gnäd'gen Frau stand, fest umklammert. Und das Thier ängstigte sich auch.“

„Und was hatte sie geträumt oder, meinetwegen auch, was hatte sie gehört oder gesehen? Was sagte sie?“

„Es sei so hingeschlichen, dicht an ihr vorbei.“

„Was? Wer?“

„Der von oben. Der aus dem Saal oder aus der kleinen Kammer.“

„Unsinn, sag' ich. Immer wieder das alberne Zeug; ich mag davon nicht mehr hören. Und dann blieben Sie bei der Frau?“

„Ja, gnäd'ger Herr. Ich machte mir ein Lager an der Erde dicht neben ihr. Und ich mußte ihre Hand halten, und dann schlief sie ein.“

„Und sie schläft noch?“

„Ganz fest.“

„Das ist mir ängstlich, Johanna. Man kann sich gesund schlafen, aber auch krank. Wir müssen sie wecken, natürlich vorsichtig, daß sie nicht wieder erschrickt. Und Friedrich soll das Frühstück nicht bringen; ich will warten, bis die gnäd'ge Frau da ist. Und machen Sie's geschickt.“

* * *

Eine halbe Stunde später kam Effi. Sie sah reizend aus, ganz blaß, und stützte sich auf Johanna. Als sie aber Innstetten's ansichtig wurde, stürzte sie auf ihn zu und umarmte und küßte ihn. Und dabei liefen ihr die Thränen übers Gesicht. „Ach, Geert, Gott sei Dank, daß Du da bist. Nun ist Alles wieder gut. Du darfst nicht wieder fort, Du darfst mich nicht wieder allein lassen.“

„Meine liebe Effi . . . stellen Sie hin, Friedrich, ich werde schon Alles zurecht machen . . . meine liebe Effi, ich lasse Dich ja nicht allein aus Rücksichtslosigkeit oder Laune, sondern weil es so sein muß; ich habe keine Wahl, ich bin ein Mann im Dienst, ich kann zum Fürsten oder auch zur Fürstin nicht sagen: Durchlaucht, ich kann nicht kommen, meine Frau ist so allein, oder meine Frau fürchtet sich. Wenn ich das sagte, würden wir in einem ziemlich komischen Lichte dastehen, ich gewiß, und Du auch. Aber nimm erst eine Tasse Kaffee."

Effi trank, was sie sichtlich belebte. Dann ergriff sie wieder ihres Mannes Hand und sagte: „Du sollst Recht haben; ich sehe ein, das geht nicht. Und dann wollen wir ja auch höher hinauf. Ich sage wir, denn ich bin eigentlich begieriger danach als Du . . ."

„So sind alle Frauen," lachte Innstetten.

„Also abgemacht; Du nimmst die Einladungen an nach wie vor, und ich bleibe hier und warte auf meinen ‚hohen Herrn', wobei mir Hulda unterm Hollunderbaum einfällt. Wie's ihr wohl gehen mag?"

„Damen, wie Hulda, geht es immer gut. Aber was wolltest Du noch sagen?"

„Ich wollte sagen, ich bleibe hier und auch allein, wenn es sein muß. Aber nicht in diesem Hause. Laß uns die Wohnung wechseln. Es gibt so hübsche Häuser am Bollwerk, eins zwischen Consul Martens und Consul Grützmacher und eins am Markt, gerade gegenüber von Gieshübler; warum können wir da nicht wohnen? Warum gerade hier? Ich habe, wenn wir Freunde und Verwandte zu Besuch hatten, oft gehört, daß in Berlin Familien ausziehen wegen Klavierspiel oder wegen Schwaben oder wegen einer unfreundlichen Portiersfrau; wenn das um solcher Kleinigkeiten willen geschieht . . ."

„Kleinigkeiten? Portiersfrau? das sage nicht . . ."

„Wenn das um solcher Dinge willen möglich ist, so muß es doch auch hier möglich sein, wo Du Landrath bist und die Leute Dir zu Willen sind und viele selbst zu Dank verpflichtet. Gieshübler würde uns gewiß dabei behülflich sein, wenn auch nur um meinetwegen, denn er wird Mitleid mit mir haben. Und nun sage, Geert, wollen wir dies verwunschene Haus aufgeben, dies Haus mit dem . . ."

„. . . Chinesen willst Du sagen. Du siehst, Effi, man kann das furchtbare Wort aussprechen, ohne daß er erscheint. Was Du da gesehen hast oder was da, wie Du meinst, an Deinem Bette vorüberschlich, das war der kleine Chinese, den die Mädchen oben an die Stuhllehne geklebt haben; ich wette, daß er einen blauen Rock an hatte und einen ganz flachen Deckelhut mit einem blanken Knopf oben."

Sie nickte.

„Nun siehst Du, Traum, Sinnestäuschung. Und dann wird Dir Johanna wohl gestern Abend 'was erzählt haben, von der Hochzeit hier oben . . ."

„Nein."

„Desto besser."

„Kein Wort hat sie mir erzählt. Aber ich sehe doch aus dem Allen, daß es hier etwas Sonderbares gibt. Und dann das Krokodil; es ist Alles so unheimlich hier."

„Den ersten Abend, als Du das Krokodil sahst, fandest Du's märchenhaft . . ."

„Ja, damals . . ."

„. . . Und dann, Effi, kann ich hier nicht gut fort, auch wenn es möglich wäre, das Haus zu verkaufen oder einen Tausch zu machen. Es ist damit ganz wie mit einer Absage nach Varzin hin. Ich kann hier in der Stadt die Leute nicht sagen lassen, Landrath Innstetten verkauft sein Haus, weil seine Frau den aufgeklebten kleinen Chinesen als Spuk an ihrem Bette gesehen hat. Dann bin ich verloren, Effi. Von solcher Lächerlichkeit kann man sich nie wieder erholen."

„Ja, Geert, bist Du denn so sicher, daß es so 'was nicht gibt?"

„Will ich nicht behaupten. Es ist eine Sache, die man glauben und noch besser nicht glauben kann. Aber angenommen, es gäbe dergleichen, was schadet es? Daß in der Luft Bacillen herumfliegen, von denen Du gehört haben wirst, ist viel schlimmer und gefährlicher als diese ganze Geistertummellage. Vorausgesetzt, daß sie sich tummeln, daß so 'was wirklich existirt. Und dann bin ich überrascht, solcher Furcht und Abneigung gerade bei Dir zu begegnen, bei einer Briest. Das ist ja, wie wenn Du aus einem kleinen Bürgerhause stammtest. Spuk ist ein Vorzug, wie Stammbaum und dergleichen, und ich kenne Familien, die sich ebenso gern ihr Wappen nehmen ließen als ihre ‚weiße Frau', die natürlich auch eine schwarze sein kann."

Effi schwieg.

„Nun, Effi. Keine Antwort?"

„Was soll ich antworten? Ich habe Dir nachgegeben und mich willig gezeigt, aber ich finde doch, daß Du Deinerseits theilnahmsvoller sein könntest. Wenn Du wüßtest, wie mir gerade danach verlangt. Ich habe sehr gelitten, wirklich sehr, und als ich Dich sah, da dacht ich, nun würd' ich frei werden von meiner Angst. Aber Du sagst mir bloß, daß Du nicht Lust hättest, Dich lächerlich zu machen, nicht vor dem Fürsten und auch nicht vor der Stadt. Das ist ein geringer Trost. Ich finde es wenig und um so weniger, als Du Dir schließlich auch noch widersprichst, und nicht bloß persönlich an diese Dinge zu glauben scheinst, sondern auch noch einen adligen Spukstolz von mir forderst. Nun, den hab' ich nicht. Und wenn Du von Familien sprichst, denen ihr Spuk so viel werth sei wie ihr Wappen, so ist das Geschmackssache; mir gilt mein Wappen mehr. Gott sei Dank haben wir Briest's keinen Spuk. Die Briest's waren immer sehr gute Leute, und damit hängt es wohl zusammen."

* * *

Der Streit hätte wohl noch angedauert und vielleicht zu einer ersten ernstlichen Verstimmung geführt, wenn Friedrich nicht eingetreten wäre, um der gnädigen Frau einen Brief zu überreichen. „Von Herrn Gieshübler. Der Bote wartet auf Antwort."

Aller Unmuth auf Effi's Antlitz war sofort verschwunden; schon bloß Gieshübler's Namen zu hören, that Effi wohl, und ihr Wohlgefühl steigerte sich, als sie jetzt den Brief musterte. Zunächst war es gar kein Brief, sondern ein Billet, die Adresse „Frau Baronin von Innstetten, geb. von Briest" in wundervoller Kanzleihandschrift, und statt des Siegels ein aufgeklebtes rundes Bildchen, eine Lyra, darin ein Stab steckte. Dieser Stab konnte aber auch ein Pfeil sein. Sie reichte das Billet ihrem Manne, der es ebenfalls bewunderte.

„Nun lies aber."

Und nun löste Effi die Oblate und las: „Hochverehrteste Frau, gnädigste Frau Baronin! Gestatten Sie mir, meinem respectvollsten Vormittagsgruß eine ganz gehorsamste Bitte hinzufügen zu dürfen. Mit dem Mittagszuge wird eine vieljährige liebe Freundin von mir, eine Tochter unserer guten Stadt Kessin, Fräulein Marietta Trippelli, hier eintreffen und bis morgen früh unter uns weilen. Am 17. will sie in Petersburg sein, um daselbst bis Mitte Januar zu concertiren. Fürst Kotschukoff öffnet ihr auch diesmal wieder sein gastliches Haus. In ihrer immer gleichen Güte gegen mich, hat die Trippelli mir zugesagt, den heutigen Abend bei mir zubringen und einige Lieder ganz nach meiner Wahl (denn sie kennt keine Schwierigkeiten) vortragen zu wollen. Könnten sich Frau Baronin dazu verstehen, diesem Musikabende beizuwohnen? sieben Uhr. Ihr Herr Gemahl, auf dessen Erscheinen ich mit Sicherheit rechne, wird meine gehorsamste Bitte unterstützen. Anwesend nur Pastor Lindequist (der begleitet) und natürlich die verwittwete Frau Pastorin Trippel. In vorzüglicher Ergebenheit A. Gieshübler."

„Nun —" sagte Innstetten, „ja oder nein?"

„Natürlich ja. Das wird mich herausreißen. Und dann kann ich doch meinem lieben Gieshübler nicht gleich bei seiner ersten Einladung einen Korb geben."

„Einverstanden. Also Friedrich, sagen Sie Mirambo, der doch wohl das Billet gebracht haben wird, wir würden die Ehre haben."

Friedrich ging. Als er fort war, fragte Effi: „Wer ist Mirambo?"

„Der echte Mirambo ist Räuberhauptmann in Afrika . . . Tanganika-See, wenn Deine Geographie so weit reicht . . . unserer aber ist bloß Gieshübler's Kohlenprovisor und Factotum und wird heute Abend in Frack und baumwollenen Handschuhen sehr wahrscheinlich aufwarten."

Es war ganz ersichtlich, daß der kleine Zwischenfall auf Effi günstig eingewirkt und ihr ein gut Theil ihrer Leichtlebigkeit zurückgegeben hatte, Innstetten aber wollte das Seine thun, diese Reconvalescenz zu steigern. „Ich freue mich, daß Du ja gesagt hast und so rasch und ohne Besinnen, und nun möcht' ich Dir noch einen Vorschlag machen, um Dich ganz wieder in Ordnung zu bringen. Ich sehe wohl, es schleicht Dir noch von der Nacht her Etwas nach, das zu meiner Effi nicht paßt, das durchaus wieder fort muß, und dazu gibt es nichts Besseres als frische Luft. Das Wetter ist prachtvoll, frisch und milde zugleich, kaum daß ein Lüftchen geht; was meinst Du, wenn wir eine Spazierfahrt machten, aber eine lange, nicht bloß so durch die Plantage hin,

und natürlich im Schlitten und das Geläut auf und die weißen Schneedecken, und wenn wir dann um Vier zurück sind, dann ruhst Du Dich aus, und um Sieben sind wir bei Gieshübler und hören die Trippelli."

Effi nahm seine Hand. „Wie gut Du bist, Geert, und wie nachsichtig. Denn ich muß Dir ja kindisch oder doch wenigstens sehr kindlich vorgekommen sein; erst das mit meiner Angst und dann hinterher, daß ich Dir einen Hausverkauf, und was noch schlimmer ist, das mit dem Fürsten ansinne. Du sollst ihm den Stuhl vor die Thür setzen — es ist zum Lachen. Denn schließlich ist er doch der Mann, der über uns entscheidet. Auch über mich. Du glaubst gar nicht, wie ehrgeizig ich bin. Ich habe Dich eigentlich bloß aus Ehrgeiz geheirathet. Aber Du mußt nicht solch' ernstes Gesicht dabei machen. Ich liebe Dich ja . . . wie heißt es doch, wenn man einen Zweig abbricht und die Blätter abreißt? Von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen."

Und sie lachte hell auf. „Und nun sage mir," fuhr sie fort, als Innstetten noch immer schwieg, „wo soll es hingehen?"

„Ich habe mir gedacht, nach der Bahnstation, aber auf einem Umwege, und dann auf der Chaussee zurück. Und auf der Station essen wir oder noch besser bei Golchowski, in dem Gasthofe „Zum Fürsten Bismarck", dran wir, wie Du Dich vielleicht erinnerst, am Tage unserer Ankunft vorüber kamen. Solch' Vorsprechen wirkt immer gut, und ich habe dann mit dem Starosten von Effi's Gnaden ein Wahlgespräch, und wenn er auch persönlich nicht viel taugt, seine Wirthschaft hält er in Ordnung und seine Küche noch besser. Auf Essen und Trinken verstehen sich die Leute hier."

Es war gegen Elf, daß sie dies Gespräch führten. Um Zwölf hielt Kruse mit dem Schlitten vor der Thür, und Effi stieg ein. Johanna wollte Fußsack und Pelze bringen, aber Effi hatte nach Allem, was noch auf ihr lag, so sehr das Bedürfniß nach frischer Luft, daß sie Alles zurückwies und nur eine doppelte Decke nahm. Innstetten aber sagte zu Kruse: „Kruse, wir wollen nun also nach dem Bahnhof, wo wir zwei beide heute früh schon 'mal waren. Die Leute werden sich wundern, aber es schadet nichts. Ich denke, wir fahren hier an der Plantage lang und dann links auf den Kroschentiner Kirchthurm zu. Lassen Sie die Pferde laufen. Um Eins müssen wir am Bahnhof sein."

Und so ging die Fahrt. Ueber den weißen Dächern der Stadt stand der Rauch, denn die Luftbewegung war gering. Auch Utpatel's Mühle drehte sich nur langsam, und im Fluge fuhren sie daran vorüber, dicht am Kirchhofe hin, dessen Berberitzensträucher über das Gitter hinaus wuchsen und mit ihren Spitzen Effi streiften, so daß der Schnee auf ihre Reisedecke fiel. An der anderen Seite des Wegs war ein eingefriedeter Platz, nicht viel größer als ein Gartenbeet, und innerhalb nichts sichtbar als eine junge Kiefer, die mitten daraus hervorragte.

„Liegt da auch wer begraben?" fragte Effi.

„Ja. Der Chinese."

Effi fuhr zusammen; es war ihr wie ein Stich. Aber sie hatte doch Kraft genug, sich zu beherrschen und fragte mit anscheinender Ruhe: „Unserer?"

„Ja, unserer. Auf dem Gemeindekirchhof war er natürlich nicht unterzubringen, und da hat denn Capitän Thomsen, der so 'was wie sein Freund war, diese Stelle gekauft und ihn hier begraben lassen. Es ist auch ein Stein da mit Inschrift. Alles natürlich vor meiner Zeit. Aber es wird noch immer davon gesprochen."

„Also es ist doch 'was damit. Eine Geschichte. Du sagtest schon heute früh so 'was. Und es wird am Ende das Beste sein, ich höre, was es ist. So lang' ich es nicht weiß, bin ich, trotz aller guten Vorsätze, doch immer ein Opfer meiner Vorstellungen. Erzähle mir das Wirkliche. Die Wirklichkeit kann mich nicht so quälen wie meine Phantasie."

„Bravo, Effi. Ich wollte nicht davon sprechen. Aber nun macht es sich so von selbst, und das ist gut. Uebrigens ist es eigentlich gar nichts."

„Mir gleich; gar nichts oder viel oder wenig. Fange nur an."

„Ja, das ist leicht gesagt. Der Anfang ist immer das Schwerste, auch bei Geschichten. Nun, ich denke, ich beginne mit Capitän Thomsen."

„Gut, gut."

„Also Thomsen, den ich Dir schon genannt habe, war viele Jahre lang ein sogenannter Chinafahrer, immer mit Reisfracht zwischen Shanghai und Singapore und mochte wohl schon Sechzig sein, als er hier ankam. Ich weiß nicht, ob er hier geboren war oder ob er andere Beziehungen hier hatte. Kurz und gut, er war nun da und verkaufte sein Schiff, einen alten Kasten, draus er nicht viel heraus schlug und kaufte sich ein Haus, dasselbe, drin wir jetzt wohnen. Denn er war draußen in der Welt ein vermögender Mann geworden. Und von daher schreibt sich auch das Krokodil und der Haifisch, und natürlich auch das Schiff . . . Also Thomsen war nun da, ein sehr adretter Mann (so wenigstens hat man mir gesagt) und wohl gelitten. Auch beim Bürgermeister Kirstein, und vor Allem bei dem damaligen Pastor in Kessin, einem Berliner, der kurz vor Thomsen auch hierher gekommen war und viel Anfeindung hatte."

„Glaub' ich. Ich merke das auch; sie sind hier so streng und selbstgerecht. Ich glaube, das ist pommersch."

„Ja und nein, je nachdem. Es gibt auch Gegenden, wo sie gar nicht streng sind und wo's drunter und drüber geht . . . Aber sieh' nur, Effi, da haben wir gerade den Kroschentiner Kirchthurm dicht vor uns. Wollen wir nicht den Bahnhof aufgeben und lieber bei der alten Frau von Grasenabb vorfahren? Sidonie, wenn ich recht berichtet bin, ist nicht zu Hause. Wir könnten es also wagen . . ."

„Ich bitte Dich, Geert, wo denkst Du hin? Es ist ja himmlisch, so hinzufliegen, und ich fühle ordentlich, wie mir so frei wird und wie alle Angst von mir abfällt. Und nun soll ich das Alles aufgeben, bloß um den alten Leuten eine Stippvisite zu machen und ihnen sehr wahrscheinlich eine Verlegenheit zu schaffen. Um Gotteswillen nicht. Und dann will ich vor Allem auch die Geschichte hören. Also wir waren bei Capitän Thomsen, den ich mir als einen Dänen oder Engländer denke, sehr sauber, mit weißen Vatermördern und ganz weißer Wäsche . . ."

„Ganz richtig. So soll er gewesen sein. Und mit ihm war eine junge Person von etwa Zwanzig, von der Einige sagen, sie sei seine Nichte gewesen, aber die Meisten sagen seine Enkelin, was übrigens den Jahren nach kaum möglich. Und außer der Enkelin oder der Nichte war da auch noch ein Chinese, derselbe, der da zwischen den Dünen liegt und an dessen Grab wir eben vorüber gekommen sind."

„Gut, gut."

„Also dieser Chinese war Diener bei Thomsen, und Thomsen hielt so große Stücke auf ihn, daß er eigentlich mehr Freund als Diener war. Und das ging so Jahr und Tag. Da mit einem Male hieß es, Thomsen's Enkelin, die, glaub' ich, Nina hieß, solle sich, nach des Alten Wunsche, verheirathen, auch mit einem Capitän. Und richtig, so war es auch. Es gab eine große Hochzeit im Hause, der Berliner Pastor that sie zusammen, und Müller Utpatel, der ein Conventikler war, und Gieshübler, dem man in der Stadt in kirchlichen Dingen auch nicht recht traute, waren geladen, und vor Allem viele Capitäne mit ihren Frauen und Töchtern. Und wie man sich denken kann, es ging hoch her. Am Abend aber war Tanz, und die Braut tanzte mit Jedem und zuletzt auch mit dem Chinesen. Da mit einem Male hieß es, sie sei fort, die Braut nämlich. Und sie war auch wirklich fort, irgend wohin, und Niemand weiß, was da vorgefallen. Und nach vierzehn Tagen starb der Chinese; Thomsen kaufte die Stelle, die ich Dir gezeigt habe, und da wurd' er begraben. Der Berliner Pastor aber soll gesagt haben: Man hätte ihn auch ruhig auf dem christlichen Kirchhof begraben können, denn der Chinese sei ein sehr guter Mensch gewesen und gerade so gut wie die Anderen. Wen er mit den ‚Anderen' eigentlich gemeint hat, sagte mir Gieshübler, das wisse man nicht recht."

„Aber ich bin in dieser Sache doch ganz und gar gegen den Pastor; so 'was darf man nicht aussprechen, weil es gewagt und unpassend ist. Das würde selbst Niemeyer nicht gesagt haben."

„Und ist auch dem armen Pastor, der übrigens Trippel hieß, sehr verdacht worden, so daß es eigentlich ein Glück war, daß er drüber hin starb, sonst hätte er seine Stelle verloren. Denn die Stadt, trotzdem sie ihn gewählt, war doch auch gegen ihn, gerade so wie Du, und das Consistorium natürlich erst recht."

„Trippel sagst Du? Dann hängt er am Ende mit der Frau Pastor Trippel zusammen, die wir heute Abend sehen sollen?"

„Natürlich hängt er mit der zusammen. Er war ihr Mann und ist der Vater von der Trippelli."

Effi lachte. „Von der Trippelli! Nun sehe ich erst klar in Allem. Daß sie in Kessin geboren, schrieb ja schon Gieshübler; aber ich dachte, sie sei die Tochter von einem italienischen Consul. Wir haben ja so viele fremdländische Namen hier. Und nun ist sie gut deutsch und stammt von Trippel. Ist sie denn so vorzüglich, daß sie wagen konnte, sich so zu italienisiren?"

„Dem Muthigen gehört die Welt. Uebrigens ist sie ganz tüchtig. Sie war ein paar Jahr lang in Paris bei der berühmten Viardot, wo sie auch den russischen Fürsten kennen lernte, denn die russischen Fürsten sind sehr auf-

geklärt, über kleine Standesvorurtheile weg, und Kotschukoff und Gieshübler — den sie übrigens ‚Onkel' nennt, und man kann fast von ihm sagen, er sei der geborne Onkel — diese Beiden sind es recht eigentlich, die die kleine Marie Trippel zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist. Gieshübler war es, durch den sie nach Paris kam, und Kotschukoff hat sie dann in die Trippelli transponirt."

„Ach, Geert, wie reizend ist das Alles und welch' Alltagsleben habe ich doch in Hohen-Cremmen geführt! Nie was Apartes."

Innstetten nahm ihre Hand und sagte: „So darfst Du nicht sprechen, Effi. Spuk, dazu kann man sich stellen wie man will. Aber hüte Dich vor dem Aparten oder was man so das Aparte nennt. Was Dir so verlockend erscheint — und ich rechne auch ein Leben dahin, wie's die Trippelli führt — das bezahlt man in der Regel mit seinem Glück. Ich weiß wohl, wie sehr Du Dein Hohen-Cremmen liebst und daran hängst, aber Du spottest doch auch oft darüber und hast keine Ahnung davon, was stille Tage, wie die Hohen-Cremmer, bedeuten."

„Doch, doch," sagte sie. „Ich weiß es wohl. Ich höre nur gern einmal von etwas Anderem, und dann wandelt mich die Lust an, mit dabei zu sein. Aber Du hast ganz recht. Und eigentlich hab' ich doch eine Sehnsucht nach Ruh' und Frieden."

Innstetten drohte ihr mit dem Finger. „Meine einzig liebe Effi, das denkst Du Dir nun auch wieder so aus. Immer Phantasien, 'mal so, 'mal so."

Elftes Capitel.

Die Fahrt verlief ganz wie geplant. Um ein Uhr hielt der Schlitten unten am Bahndamm vor dem Gasthause „Zum Fürsten Bismarck", und Golchowski, glücklich, den Landrath bei sich zu sehen, war beflissen, ein vorzügliches Dejeuner herzurichten. Als zuletzt das Dessert und der Ungarwein aufgetragen wurden, rief Innstetten den von Zeit zu Zeit erscheinenden und nach der Ordnung sehenden Wirth heran und bat ihn, sich mit an den Tisch zu setzen und ihnen 'was zu erzählen. Dazu war Golchowski denn auch der rechte Mann; auf zwei Meilen in der Runde wurde kein Ei gelegt, von dem er nicht wußte. Das zeigte sich auch heute wieder. Sidonie Grasenabb, Innstetten hatte recht vermuthet, war, wie vorige Weihnachten, so auch diesmal wieder auf vier Wochen zu „Hofpredigers" gereist; Frau von Palleske, so hieß es weiter, habe ihre Jungfer wegen einer fatalen Geschichte Knall und Fall entlassen müssen, und mit dem alten Fraude steh' es schlecht — es werde zwar in Kurs gesetzt, er sei bloß ausgeglitten, aber es sei ein Schlaganfall gewesen, und der Sohn, der in Lissa bei den Husaren stehe, werde jede Stunde erwartet. Nach diesem Geplänkel war man dann, zu Ernsthafterem übergehend, auf Varzin gekommen. „Ja," sagte Golchowski, „wenn man sich den Fürsten so als Papiermüller denkt! Es ist doch Alles sehr merkwürdig; eigentlich kann er die Schreiberei nicht leiden, und das bedruckte Papier erst recht nicht, und nun legt er doch selber eine Papiermühle an."

„Schon recht, lieber Golchowski," sagte Innstetten, „aber aus solchen Widersprüchen kommt man im Leben nicht heraus. Und da hilft auch kein Fürst und keine Größe."

„Nein, nein, da hilft keine Größe."

Wahrscheinlich, daß sich dies Gespräch über den Fürsten noch fortgesetzt hätte, wenn nicht in eben diesem Augenblicke die von der Bahn her herüberklingende Signalglocke einen bald eintreffenden Zug angemeldet hätte. Innstetten sah nach der Uhr.

„Welcher Zug ist das, Golchowski?"

„Das ist der Danziger Schnellzug; er hält hier nicht, aber ich gehe doch immer hinauf und zähle die Wagen, und mitunter steht auch Einer am Fenster, den ich kenne. Hier gleich hinter meinem Hofe führt eine Treppe den Damm hinauf, Wärterhaus 417 . . ."

„O, das wollen wir uns zu Nutze machen," sagte Effi. „Ich sehe so gern Züge . . ."

„Dann ist es die höchste Zeit, gnäd'ge Frau."

Und so machten sich denn alle Drei auf den Weg und stellten sich, als sie oben waren, in einem neben dem Wärterhause gelegenen Gartenstreifen auf, der jetzt freilich unter Schnee lag, aber doch eine frei geschaufelte Stelle hatte. Der Bahnwärter stand schon da, die Fahne in der Hand. Und jetzt jagte der Zug über das Bahnhofsgeleise hin und im nächsten Augenblick an dem Häuschen und dem Gartenstreifen vorüber. Effi war so erregt, daß sie nichts sah und nur dem letzten Wagen, auf dessen Höhe ein Bremser saß, ganz wie benommen nachblickte.

„Sechs Uhr funfzig ist er in Berlin," sagte Innstetten, „und noch eine Stunde später, so können ihn die Hohen-Cremmner, wenn der Wind so steht, in der Ferne vorbeiklappern hören. Möchtest Du mit, Effi?"

Sie sagte nichts. Als er aber zu ihr hinüberblickte, sah er, daß eine Thräne in ihrem Auge stand.

* * *

Effi war, als der Zug vorbeijagte, von einer herzlichen Sehnsucht erfaßt worden. So gut es ihr ging, sie fühlte sich trotzdem wie in einer fremden Welt. Wenn sie sich eben noch an dem Einen oder Andern entzückt hatte, so kam ihr doch gleich nachher zum Bewußtsein, was ihr fehlte. Da drüben lag Varzin, und da nach der anderen Seite hin blitzte der Kroschentiner Kirchthurm auf, und weiterhin der Morgenitzer, und da saßen die Grafenabb's und die Borcke's, nicht die Belling's und nicht die Briest's. „Ja, die!" Innstetten hatte ganz recht gehabt mit dem raschen Wechsel ihrer Stimmung, und sie sah jetzt wieder Alles, was zurücklag, wie in einer Verklärung. Aber so gewiß sie voll Sehnsucht dem Zuge nachgesehen, sie war doch andererseits viel zu beweglichen Gemüths, um lange dabei zu verweilen und schon auf der Heimfahrt, als der rothe Ball der niedergehenden Sonne seinen Schimmer über den Schnee ausgoß, fühlte sie sich wieder freier; Alles erschien ihr schön und frisch, und als sie, nach Kessin zurückgekehrt, fast mit dem Glockenschlage sieben in den Gieshübler'schen Flur eintrat, war ihr nicht bloß behaglich, sondern beinah über-

müthig zu Sinn, wozu die das Haus durchziehende Baldrian- und Veilchenwurzel-Luft das Ihrige beitragen mochte.

Pünktlich waren Innstetten und Frau erschienen, aber trotz dieser Pünktlichkeit immer noch hinter den andern Geladenen zurückgeblieben; Pastor Lindequist, die alte Frau Trippel und die Trippelli selbst waren schon da. Gieshübler — im blauen Frack mit mattgoldenen Knöpfen, dazu Pincenez an einem breiten schwarzen Bande, das wie ein Ordensband auf der blendendweißen Piquéweste lag — Gieshübler konnte seiner Erregung nur mit Mühe Herr werden. „Darf ich die Herrschaften mit einander bekannt machen; Baron und Baronin Innstetten, Frau Pastor Trippel, Fräulein Marietta Trippelli." Pastor Lindequist, den Alle kannten, stand lächelnd bei Seite.

Die Trippelli, Anfang der Dreißig, stark, männlich und von ausgesprochen humoristischem Typus, hatte bis zu dem Momente der Vorstellung den Sopha-Ehrenplatz innegehabt. Nach der Vorstellung aber sagte sie, während sie auf einen in der Nähe stehenden Stuhl mit hoher Lehne zuschritt: „Ich bitte Sie nunmehro, gnäd'ge Frau, die Bürden und Fährlichkeiten Ihres Amtes auf sich nehmen zu wollen. Denn von „Fährlichkeiten" — und sie wies auf das Sopha — wird sich in diesem Falle wohl sprechen lassen. Ich habe Gieshübler schon vor Jahr und Tag darauf aufmerksam gemacht, aber leider vergeblich; so gut er ist, so eigensinnig ist er auch."

„Aber Marietta . . ."

„Dies Sopha nämlich, dessen Geburt um wenigstens fünfzig Jahre zurückliegt, ist noch nach einem altmodischen Versenkungsprincip gebaut, und wer sich ihm anvertraut, ohne vorher einen Kissenthurm untergeschoben zu haben, sinkt ins Bodenlose, jedenfalls aber gerade tief genug, um die Knie wie ein Monument aufragen zu lassen." All' dies wurde Seitens der Trippelli mit eben so viel Bonhommie wie Sicherheit hingesprochen, in einem Tone, der ausdrücken sollte: „Du bist die Baronin Innstetten, ich bin die Trippelli."

Gieshübler liebte seine Künstlerfreundin enthusiastisch und dachte hoch von ihren Talenten; aber all' seine Begeisterung konnte ihn doch nicht blind gegen die Thatsache machen, daß ihr von gesellschaftlicher Feinheit nur ein bescheidenes Maß zu Theil geworden war. Und diese Feinheit war gerade das, was er persönlich cultivirte. „Liebe Marietta," nahm er das Wort, „Sie haben eine so reizend heitere Behandlung solcher Fragen; aber was mein Sopha betrifft, so haben Sie wirklich Unrecht, und jeder Sachverständige mag zwischen uns entscheiden. Selbst ein Mann wie Fürst Kotschukoff . . ."

„Ach, ich bitte Sie, Gieshübler, lassen Sie doch *den*. Immer Kotschukoff. Sie werden mich bei der gnäd'gen Frau hier noch in den Verdacht bringen, als ob ich bei diesem Fürsten — der übrigens nur zu den Kleineren zählt und nicht mehr als tausend Seelen hat, das heißt *hatte* (früher wo die Rechnung noch nach Seelen ging) — als ob ich stolz wäre, seine tausend und einste Seele zu sein. Nein, es liegt wirklich anders; „immer frei weg", Sie kennen meine Devise, Gieshübler. Kotschukoff ist ein guter Kamerad und mein Freund, aber von Kunst und ähnlichen Sachen versteht er gar nichts, von Musik gewiß nicht, wiewohl er Messen und Oratorien componirt — die

meisten russischen Fürsten, wenn sie Kunst treiben, fallen ein bißchen nach der geistlichen oder orthodoxen Seite hin —, und zu den vielen Dingen, von denen er nichts versteht, gehören auch unbedingt Einrichtungs- und Tapezierfragen. Er ist gerade vornehm genug, um sich Alles als schön aufreden zu lassen, was bunt aussieht und viel Geld kostet."

Innstetten amüsirte sich, und Pastor Lindequist war in einem allersichtlichsten Behagen. Die gute alte Trippel aber gerieth über den ungenirten Ton ihrer Tochter aus einer Verlegenheit in die andere, während Gieshübler es für angezeigt hielt, eine so schwierig werdende Unterhaltung zu coupiren. Dazu waren etliche Gesangspièces das Beste. Daß Marietta Lieder von anfechtbarem Inhalt wählen würde, war nicht anzunehmen, und selbst wenn dies sein sollte, so war ihre Vortragskunst so groß, daß der Inhalt dadurch geadelt wurde. „Liebe Marietta," nahm er also das Wort, „ich habe unser kleines Mahl zu acht Uhr bestellt. Wir hätten also noch dreiviertel Stunden, wenn Sie nicht vielleicht vorziehen, während Tisch ein heitres Lied zu singen oder vielleicht erst, wenn wir von Tisch aufgestanden sind . . ."

„Ich bitte Sie, Gieshübler! Sie, der Mann der Aesthetik. Es gibt nichts Unästhetischeres, als einen Gesangsvortrag mit vollem Magen. Außerdem — und ich weiß, Sie sind ein Mann der ausgesuchten Küche, ja, Gourmand — außerdem schmeckt es besser, wenn man die Sache hinter sich hat. Erst Kunst und dann Nußeis, das ist die richtige Reihenfolge."

„Also ich darf Ihnen die Noten bringen, Marietta?"

„Noten bringen. Ja was heißt das, Gieshübler? Wie ich Sie kenne, werden Sie ganze Schränke voll Noten haben, und ich kann Ihnen doch nicht den ganzen Bock und Bote vorspielen. Noten! Was für Noten, Gieshübler, darauf kommt es an. Und dann das es richtig liegt, Altstimme . . ."

„Nun ich werde schon bringen."

Und er machte sich an einem Schranke zu schaffen, ein Fach nach dem andern herausziehend, während die Trippelli ihren Stuhl weiter links um den Tisch herum schob, so daß sie nun dicht neben Effi saß.

„Ich bin neugierig, was er bringen wird," sagte sie. Effi gerieth dabei in eine kleine Verlegenheit.

„Ich möchte annehmen," antwortete sie befangen, „Etwas von Gluck, etwas ausgesprochen Dramatisches . . . Ueberhaupt, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, ich bin überrascht, zu hören, daß Sie lediglich Concertsängerin sind. Ich dächte, daß Sie, wie wenige, für die Bühne berufen sein müßten. Ihre Erscheinung, Ihre Kraft, Ihr Organ . . . ich habe noch so wenig derart kennen gelernt, immer nur auf kurzen Besuchen in Berlin . . . und dann war ich noch ein halbes Kind. Aber ich dächte Orpheus oder Chrimhild oder die Vestalin."

Die Trippelli wiegte den Kopf und sah in Abgründe, kam aber zu keiner Entgegnung, weil eben jetzt Gieshübler wieder erschien und ein halbes Dutzend Notenhefte vorlegte, die seine Freundin in rascher Reihenfolge durch die Hand gleiten ließ. „Erlkönig" . . . ah, bah; „Bächlein laß' dein Rauschen sein . . ." Aber Gieshübler, ich bitte Sie, Sie sind ein Murmelthier, Sie haben sieben

Jahre lang geschlafen ... Und hier Löwe'sche Balladen; auch nicht gerade das Neueste. „Glocken von Speier" ... Ach dies ewige Bim Bam, das beinah' einer Coulissenreißerei gleich kommt, ist geschmacklos und abgestanden. Aber hier „Ritter Olaf" ... nun das geht."

Und sie stand auf, und während der Pastor begleitete, sang sie den Olaf mit großer Sicherheit und Bravour und erntete allgemeinen Beifall.

Es wurde dann noch ähnlich Romantisches gefunden, Einiges aus dem fliegenden Holländer und aus Zampa, dann der Haideknabe, lauter Sachen, die sie mit eben so viel Virtuosität wie Seelenruhe vortrug, während Effi von Text und Composition wie benommen war.

Als die Trippelli mit dem Haideknaben fertig war, sagte sie: „Nun ist es genug," eine Erklärung, die so bestimmt von ihr abgegeben wurde, daß weder Gießhübler noch ein Anderer den Muth hatte, mit weiteren Bitten in sie zu dringen. Am wenigsten Effi. Diese sagte nur, als Gieshübler's Freundin wieder neben ihr saß: „Daß ich Ihnen doch sagen könnte, mein gnädigstes Fräulein, wie dankbar ich Ihnen bin! Alles so schön, so sicher, so gewandt. Aber Eines, wenn Sie mir verzeihen, bewundere ich fast noch mehr, das ist die Ruhe, womit Sie diese Sachen vorzutragen wissen. Ich bin so leicht Eindrücken hingegeben, und wenn ich die kleinste Gespenstergeschichte höre, so zittere ich und kann mich kaum wieder zurecht finden. Und Sie tragen das so mächtig und erschütternd vor und sind selbst ganz heiter und guter Dinge."

„Ja, meine gnädigste Frau, das ist in der Kunst nicht anders. Und nun gar erst auf dem Theater, vor dem ich übrigens glücklicher Weise bewahrt geblieben bin. Denn so gewiß ich mich persönlich gegen seine Versuchungen gefeit fühle — es verdirbt den Ruf, also das Beste, was man hat. Im Uebrigen stumpft man ab, wie mir Colleginnen hundertfach versichert haben. Da wird vergiftet und erstochen, und der todten Julia flüstert Romeo einen Kalauer ins Ohr oder wohl auch eine Malice, oder er drückt ihr einen kleinen Liebesbrief in die Hand."

„Es ist mir unbegreiflich. Und um bei dem stehen zu bleiben, was ich Ihnen diesen Abend verdanke, beispielsweise bei dem Gespenstischen im Olaf, ich versichere Ihnen, wenn ich einen ängstlichen Traum habe, oder wenn ich glaube, über mir höre ich ein leises Tanzen oder Musiciren, während doch Niemand da ist, oder es schleicht wer an meinem Bette vorbei, so bin ich außer mir und kann es Tage lang nicht vergessen."

„Ja, meine gnädigste Frau, was Sie da schildern und beschreiben, das ist auch etwas Anderes, das ist ja wirklich oder kann wenigstens etwas Wirkliches sein. Ein Gespenst, das durch die Ballade geht, da graule ich mich gar nicht, aber ein Gespenst, das durch meine Stube geht, ist mir, gerade so wie Andern, sehr unangenehm. Darin empfinden wir also ganz gleich."

„Haben Sie denn dergleichen auch einmal erlebt?"

„Gewiß. Und noch dazu bei Kotschukoff. Und ich habe mir auch ausbedungen, daß ich diesmal anders schlafe, vielleicht mit der englischen Gouvernante zusammen. Das ist nämlich eine Quäkerin, und da ist man sicher."

„Und Sie halten dergleichen für möglich?"

„Meine gnädigste Frau, wenn man so alt ist wie ich und viel 'rumgestoßen wurde und in Rußland war und sogar auch ein halbes Jahr in Rumänien, da hält man Alles für möglich. Es gibt so viel schlechte Menschen, und das Andere findet sich dann auch, das gehört dann so zu sagen mit dazu."

Effi horchte auf.

„Ich bin," fuhr die Trippelli fort, „aus einer sehr aufgeklärten Familie (bloß mit Mutter war es immer nicht so recht), und doch sagte mir mein Vater, als das mit dem Psychographen aufkam: „Höre Marie, das ist 'was." Und er hat Recht gehabt, es ist auch 'was damit. Ueberhaupt, man ist links und rechts umlauert, hinten und vorn. Sie werden das noch kennen lernen."

In diesem Augenblicke trat Gieshübler heran und bot Effi den Arm, Innstetten führte Marietta, dann folgte Pastor Lindequist und die verwittwete Trippel. So ging man zu Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reform der preußischen Agrarverfassung und die Berliner Conferenz.

Von

A. von Miaskowski.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Durch die sogenannte Stein-Hardenberg'sche Reform war die preußische Agrarverfassung auf eine neue Basis gestellt worden: an die Stelle der Ungleichheit von Bauern und Rittern, von Rustical- und Dominicalgrundstücken trat die formale Rechtsgleichheit aller an der Landwirthschaft betheiligten Classen und Personen und das uneingeschränkte Eigenthum an ihren Gütern, nachdem die grundherrlichen Lasten von den bäuerlichen Hufen und die Lehnslasten von den Lehnsgütern abgelöst worden waren. Die bereits während des vorigen Jahrhunderts — zunächst freilich in der Hauptsache nur für die Domänenbauern — vorbereitete Reform wurde für die Privatbauern erst im Jahre 1807 in Angriff genommen und im Wesentlichen im Jahre 1850 abgeschlossen.

Die ersten Jahrzehnte nach dem Frieden fielen mit den schlimmen Zeiten der norddeutschen Agrarkrisis und ihren beispiellos niedrigen Getreidepreisen zusammen. Aber in dieser Zeit begann der preußische Landwirth zugleich neue Kräfte zu sammeln, die er dann bald in erfolgreichster Weise zur Geltung brachte. Die aus dem Felde heimkehrenden Krieger gaben sich mit ganzer Energie dem Werke des Friedens hin und, wie immer nach großen Kriegen, so stellte sich auch jetzt eine rasche Vermehrung der Bevölkerung ein. Die Freiheit, deren der Bauer sowohl persönlich wie hinsichtlich seines Eigenthums theilhaftig wurde, spornte sein Schaffen noch mehr an; und als die Preise der landwirthschaftlichen Producte sich in den dreißiger Jahren zu heben begannen, sich überall ein steigender Brutto-Bodenertrag einstellte. Derselbe war im Uebrigen nicht nur eine Folge des großen technischen Aufschwunges, den die Landwirthschaft zunächst auf den Ritter-, dann auch allmälig auf den Bauergütern nahm, sondern auch die Folge des Umstandes, daß zu den alten persönlichen Kräften neue von außen und ebenso neue

Capitalien der Landwirthschaft zugeströmt waren. Dieser große landwirthschaftliche Aufschwung nützte jetzt den Bauern- ebenso wie den Rittergütern, während eine ähnliche Blüthe dereinst zur Zeit der Hohenstaufen wohl den Bauern, nicht aber den Grundherren zu Gute gekommen war.

Das Steigen des Brutto-Bodenertrages in Deutschland seit den dreißiger Jahren traf zugleich mit geringen Lebensbedürfnissen und großer Sparsamkeit der Eigenthümer, niedrigen Arbeitslöhnen und mäßigen öffentlichen Abgaben zusammen, was so viel heißt, daß dem großen Bruttoertrag auch eine hohe Bodenrente entsprach. Es war daher bei dem unaufhaltsamen Steigen der Bodenrente natürlich, daß bei Verkäufen und bei Vererbungen der Güter seit jener Zeit bis in die achtziger Jahre auch das künftig erwartete weitere Steigen der Bodenrente bereits in der Gegenwart discontirt wurde, und die Bodenpreise höher waren als die augenblicklich gegebene Bodenrente es berechtigt erscheinen ließ. Aber so lange das Steigen andauerte, machte der Gutskäufer auch dann noch ein gutes Geschäft, wenn er sein Gut momentan scheinbar überzahlt hatte. Und zwar nicht nur wegen des effectiven Eintretens der erwarteten Rentensteigerung, sondern auch weil er in nicht gar ferner Zeit die Möglichkeit erhielt, sein Gut zu einem viel höheren Preise wieder zu verkaufen, und auf diese Weise die Differenz zwischen dem Ein- und Verkaufspreise zu gewinnen. So drängten sich denn immer mehr Personen in die Reihen der Käufer, je geringer die Anzahlung war, die von den Verkäufern verlangt wurde. Denn das Erscheinen auch wenig capitalkräftiger Käufer auf dem Gütermarkt wird durch die preußische Hypothekengesetzgebung unzweifelhaft mehr erleichtert als in irgend einem anderen Lande Europa's. Und auch an Verkäufern fehlte es aus den oben angegebenen Gründen nicht.

Ja, die Intensität des landwirthschaftlichen Betriebes und der Güterhandel waren so groß geworden, daß es den Landwirthen zeitweilig, namentlich in den sechziger Jahren, an Credit zu fehlen begann, da die alten Landschaften sich weigerten, ihre Beleihungsgrundsätze zu Gunsten einer Erweiterung des von ihnen zu gewährenden Credits zu ändern. Zu dieser Zeit stieg der Zinsfuß für Hypotheken auf 5—6 Procent und sank der Kurs der Pfandbriefe auf 80 Procent. Es ist das zugleich die Periode der Entstehung und Verbreitung der capitalistischen Hypothekenbanken im nördlichen Deutschland und überhaupt der starken Vermehrung der dem Landwirthe zur Verfügung stehenden Creditquellen, aber auch die Zeit, da Rodbertus inmitten einer Prosperität sondergleichen unter den Landwirthen seinen Warnruf ertönen ließ, indem er auf die schwankende Basis der Bodenpreise hinwies und eine Reform der rechtlichen Behandlung des Grundbesitzes verlangte. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, in der er Verständniß und Gehör fand.

Mittlerweile war aber der in seinem Verkehrswerth bedeutend gestiegene Grundbesitz zugleich mit Hypothekenschulden immer mehr belastet worden, Hypothekenschulden, die — worauf ebenfalls Rodbertus zuerst hingewiesen hatte — größtentheils aus rückständigen Kaufschillingen und schuldig gebliebenen Erbgeldern herstammen. Als dann mit den siebziger und namentlich mit den achtziger Jahren die Preise der meisten landwirthschaftlichen Pro-

ducte, und hauptsächlich der verschiedenen Getreidearten, ins Sinken gekommen waren, da mußte das Fallen der Bodenrente um so schwerer empfunden werden, als vorher die Lebensansprüche der Besitzer und Arbeiter, sowie die Arbeitslöhne und öffentlichen Abgaben bedeutend gestiegen waren. Zwar war zugleich der Zinsfuß für das Geldcapital gesunken, aber dieser Vortheil übertrug sich für die Schuldner doch nur langsam auf den Hypothekenzinsfuß, da für unkündbare Hypotheken der frühere hohe Zinsfuß auch jetzt noch bezahlt werden mußte. Der zum Theil stark gesunkenen Bodenrente standen somit gegenüber die unveränderten oder doch nur wenig veränderten Ausgaben für Verzinsung des Capitals, die erhöhten Ausgaben für Arbeitslohn und für öffentliche Zwecke, sowie zur Bestreitung des eigenen Lebensunterhaltes des Eigenthümers oder Pächters. Nur ein Vortheil entsprang für den ländlichen Grundbesitzer aus dem Sinken des Geldcapitalzinses, wenn er überhaupt als ein Vortheil bezeichnet werden darf. Während nämlich die Bodenrente überall gesunken war, wo es dem Grundbesitzer nicht möglich geworden, solche Producte zu erzeugen, deren Preise sich behauptet, hatten die Bodenpreise durchaus nicht in demselben Verhältniß wie die Bodenrente abgenommen. Weshalb das nicht geschehen war, ist ja klar, und auch hierauf hatte schon Rodbertus hingewiesen: zwar hatte sich in der Bodenrente der Multiplicandus verringert, dagegen war der durch das Sinken des Capitalzinses bedingte Multiplicator gestiegen. So war es denn unvortheilhaft, zu besitzen, aber vortheilhaft, zu verkaufen. Aber während in der Prosperitätsperiode der großen Zahl von Verkäufern eine ähnliche Zahl von Käufern gegenüberstand, stehen jetzt fast alle Güter — nach einer von dem Grafen von Zedlitz-Trützschler in der Agrarconferenz mitgetheilten Schätzung sollen es $^4/_5$ aller Güter im Nordosten sein — zum Verkauf, aber es fehlt fast gänzlich an Käufern, welche die hohen Preise zahlen wollen und zahlen können. Auch fehlt es den Grundbesitzern jetzt nicht an Credit, wohl aber vieler Orts an den Mitteln, um die Zinsen zu bezahlen.

So ist denn die charakteristische Situation der Gegenwart, die sich hier schärfer, dort weniger scharf ausspricht, diese: daß die Bodenrente vielfach nicht hinreicht, um die von den Grundbesitzern eingegangenen Verpflichtungen oder sonst nothwendige Ausgaben zu bestreiten, und daß viele dem freien Verkehr unterworfene Güter verkäuflich sind, für dieselben sich aber nur selten Käufer finden. Kommt es endlich zum Zwangsverkauf, so fällt ein Theil der Hypotheken aus. Geradezu haarsträubende Zahlen werden uns in dieser Beziehung für Oesterreich angeführt, indem wir aus den für die österreichischen Länder mit geregelten Grundbüchern zusammengestellten Zahlen entnehmen, daß in den fünfundzwanzig Jahren zwischen 1868—1892 von 660,7 Millionen Gulden eingetragener ländlicher Hypothekenforderungen 287 Millionen Gulden = 43,4 Procent wegen Unzulänglichkeit des Erlöses aus der Zwangsversteigerung gelöscht wurden. Für den größten Theil Deutschlands läßt uns die Statistik in dieser Beziehung leider im Stich. Nach Privatnachrichten sollen die Güterpreise in einigen Gegenden allerdings gesunken sein. So wurde in der Agrarconferenz aus einzelnen Gemeinden der Rheinprovinz berichtet, daß der Preis

für den Morgen Land in den letzten acht Jahren von 500 auf 200 Thaler gefallen sei; aber in den meisten Gegenden soll es nach Conrad bisher doch gelungen sein, den Werth des Grund und Bodens auf der bisherigen Höhe zu erhalten. Nur allmälig beginne die Domänenpacht hier und da sich der gesunkenen Bodenrente anzupassen. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß der Enteignungsproceß der Capitalisten in Preußen nicht so weit gediehen ist wie in Oesterreich, weil man in Deutschland noch der Hoffnung lebt, es werde schließlich doch gelingen, die Preise der landwirthschaftlichen Producte zu heben oder die Ausgaben der ländlichen Grundbesitzer zu vermindern.

Und an Anstrengungen, um in beiden Richtungen Resultate zu erzielen, hat es in den letzten zehn bis zwanzig Jahren nicht gefehlt. Erhöhung der Preise durch Schutzzölle, durch Entwerthung der Valuta (Bimetallismus), durch Einführung eines Reichsmonopols für den auswärtigen Handel mit Getreide, Verminderung der Ausgaben durch Steuererlasse und Anderes mehr haben einander als sehnlich begehrte Ziele abgelöst, und die Erbitterung weiter landwirthschaftlicher Kreise über den Abschluß der Handelsverträge in den Jahren 1891/92 und 1893/94 hat gezeigt, wie tiefe Wunden durch die Enttäuschungen der Schutzzollpolitik vielen Landwirthen geschlagen worden sind.

Als wirklicher Vortheil auf Seiten der Landwirthe kann das Sinken des Geldcapitalzinses seit den siebziger, namentlich aber seit dem Schluß der achtziger Jahre, die Preissteigerung einiger weniger Rohproducte und mehrerer Producte der landwirthschaftlichen Nebengewerbe, sowie die Auserhebungsetzung der Ertragssteuern für Staatszwecke angesehen werden, durch welche letztere Maßregel die Mehrbelastung der Landwirthe für die Zwecke der Arbeiterversicherung wettgemacht sein dürfte.

Als ein fernerer Gradmesser für die Ungunst der Lage dürfen die zahlreichen Projecte angesehen werden, welche alle aus dem Streben hervorgingen, auch dem Einzelnen zu helfen, indem man die Agrarverfassung, welche die Rechtsbasis seines Berufs bildet, den gegebenen Conjuncturen anzupassen suchte. In dieser Hinsicht ist es charakteristisch, daß Oesterreich, welches die oben mitgetheilten großen Zahlen über die ausgefallenen Hypotheken aufweist, zugleich dasjenige Land ist, in dem bereits am Schluß der sechziger Jahre der Plan einer allgemeinen Grundentlastung und Schließung der Hypothekenbücher zuerst aufgetaucht ist, während ähnliche Pläne in Deutschland erst später auftraten, wahrscheinlich weil die Krisis sich hier erst später zu ihrer gegenwärtigen Schärfe entwickelt hat.

Der oben gekennzeichneten Stimmung in landwirthschaftlichen Kreisen Preußens suchte die preußische, bezw. Reichsregierung neuerdings einigermaßen Rechnung zu tragen durch Einsetzung einer Silber-Enquêtecommission, sowie durch einen Schritt, den der preußische Minister für Landwirthschaft unternahm, unmittelbar nachdem durch die Silberenquête die Hoffnungen der Landwirthe vorläufig begraben oder vielleicht nur zu einer Art Scheintod verurtheilt worden waren.

Eingeleitet wurde die zuletzt erwähnte Maßregel des Ministers durch eine in der Thronrede vom 16. Januar 1894 enthaltene Hindeutung: „Ein so

schwieriges Werk" — wie es die vorher erwähnte Gestaltung widerstandsfähiger Rechtsverhältnisse für ländlichen Besitz ist — so hieß es daselbst, „ist nicht durchführbar ohne die dauernde Mitarbeit selbständiger, auf öffentlich rechtlicher Grundlage ruhender Organe von Berufsgenossen, woran es der Landwirthschaft bisher gefehlt hat. Die Herstellung einer allgemeinen corporativen Vertretung der Landwirthschaft ist daher der erste Schritt zu dem bezeichneten Ziele."

Das betreffende Gesetz über die Landwirthschaftskammern kam dann auch wirklich am 30. Juni 1894 zu Stande.

II.

Schon vorher aber hatte der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten eine Anzahl von Männern der landwirthschaftlichen Praxis und Theorie zur Theilnahme an Conferenzen eingeladen, in denen einige wichtige Punkte der geltenden Agrarverfassung hinsichtlich ihrer Reformbedürftigkeit besprochen werden sollten. Der Einladung waren zugleich einige im Ministerium ausgearbeitete Schriftstücke, namentlich ein Arbeits- und Berathungsprogramm, beigelegt. In seiner zu Beginn der Conferenzen am 28. Mai 1894 gehaltenen Rede betonte der Minister nachdrücklich, daß die Zusammenkunft lediglich von ihm ausgegangen sei, und daß er demnach allein die Verantwortung für dieselbe trage.

An der Conferenz nahmen außer dem einladenden Minister und einem Stabe von sechs Beamten seines Ministeriums noch Theil: der Finanzminister Dr. Miquel und außerdem je ein Vertreter des Finanz-, Justiz- und des Ministeriums des Innern, die Directoren des statistischen Büreaus des Reiches und Preußens, der Präsident des Oberlandesculturgerichts, die Präsidenten der Frankfurter und Bromberger Generalcommission, welche mit der Etablirung von Rentengütern betraut sind, Richter, Mitglieder der provinziellen Selbstverwaltung, Directoren genossenschaftlicher Verbände und landschaftlicher Creditinstitute, sowie einer Hypothekenbank, hervorragende praktische Land- und Forstwirthe, endlich verschiedene Professoren der Jurisprudenz und Nationalökonomie, im Ganzen circa fünfzig Personen.

Die Geladenen gehörten Alle, mit Ausnahme von Zweien, dem preußischen Staate an: von den zwei Nichtpreußen war der Bankdirector Dr. Hecht erschienen, der Verfasser dieses Berichtes aber zu seinem Bedauern am Erscheinen verhindert.

Die Versammlung tagte vom 28. Mai bis 2. Juni d. J., an den meisten Tagen unter Präsidium des Ministers für Landwirthschaft, der die Zügel im Allgemeinen ebenso fest in der Hand zu halten wußte, wie er sich dem Einzelnen gegenüber als liberal und entgegenkommend zeigte.

Die Discussion zerfiel in eine General- und mehrere Specialdiscussionen. Auf die erste entfielen drei und auf die letzteren zusammen ebenso viele Tage. In der Generaldiscussion, die sich etwas weit ausspann und in der manche Specialpunkte anticipirt wurden, gelangte namentlich die Lage der Grundbesitzer in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Sprache. Der erste Tag der

Specialdiscussion war dem Anerbenrecht, der zweite der Schuldentlastung und Verschuldungsgrenze und der dritte der Organisation des Real- und Personalcredits für den kleinen, mittleren und größeren Grundbesitz gewidmet.

In der Generaldiscussion, sowie in der Debatte über die Erbrechtsreform herrschte eine große Uebereinstimmung der Ansichten. In den Fragen der Grundentlastung und Creditbegrenzung gingen die Ansichten dagegen allerdings mehr auseinander, aber doch nicht so weit, als man von vornherein hätte annehmen sollen; indeß verlief die Discussion auch über diese Punkte immer sachlich und ruhig. Parteileidenschaft und Gereiztheit traten nirgends zu Tage, dank zum Theil der theils einschränkenden, theils vermittelnden Thätigkeit des Präsidenten.

Von den Conferenzmitgliedern wurden mehrere Anträge gestellt. Doch fand eine Abstimmung und Beschlußfassung über dieselbe nicht statt. Vertreter der Presse waren zu den Sitzungen nicht zugelassen; doch erhielt die Presse während der Tagung der Conferenz kurze Berichte über den Verlauf der Sitzungen mitgetheilt; auch wurde im Bureau ein stenographisches Protocoll abgefaßt, das gegenwärtig in einem stattlichen Bande vor uns liegt[1]).

Was nun die gegenwärtige Lage der Landwirthschaft betrifft, so wurde sie in der Conferenz allgemein als ernste aufgefaßt; haben doch in der Zeit zwischen 1886/87 und 1892/93 in Preußen die hypothekarischen Eintragungen auf dem Lande die Löschungen während dieser Zeit um 1093,95 Millionen Mark überstiegen. Wenn nun auch die mögliche Differenz zwischen diesen buchmäßigen und den effectiven Zahlen berücksichtigt wird, so bleibt die Zunahme der Hypothekenlast in diesen sieben Jahren um mehr als eine Milliarde doch eine enorme.

Im Ganzen scheint im Osten die Lage schlimmer zu sein als im Westen, und zwar wegen des rauheren Klimas und der geringeren Capitalverbreitung. Außerdem wies Graf von Zedlitz-Trützschler in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe darauf hin, daß im Osten ein großes Areal unter den Pflug genommen sei, welches die landwirthschaftliche Nutzung nicht lohne, und daß andererseits das Ueberwiegen des großen Grundbesitzes den gegebenen Verhältnissen nicht überall entspräche. Dagegen treten im Westen an Stelle dieser Mängel des Ostens wieder andere Mängel, wie z. B. die zum Theil zu weit gehende, den Fortschritt der Landbautechnik hindernde Zersplitterung des Grundbesitzes, das Zurücktreten der ergiebigen Molkerei, Brennerei, Zuckerfabrikation und Pferdezucht, die durch die größere Verbreitung der Industrie veranlaßten höheren Löhne und Anderes mehr. Durch welche Momente das Sinken der Bodenrente im Osten bestimmt wird, dafür führt derselbe Graf von Zedlitz-Trützschler, der frühere Cultusminister, Besitzer eines über zweitausend Morgen großen Gutes in Schlesien, folgende Zahlen aus seinen Wirthschaftsbüchern an: Zwischen 1863/64 und 1893/94 war das Lohnconto um 103 Procent gestiegen und waren ferner eine Reihe neuer

[1]) Landwirthschaftliche Jahrbücher, Band XXII, Ergänzungsband II, die Verhandlungen der Agrarconferenz vom 28. Mai bis 2. Juni 1894 enthaltend. Berlin, Parey. 1894; und dazu: M. Sering, Die preußische Agrarconferenz in Schmoller's Jahrbuch. Neue Folge. Jahrgang XVIII, Heft 3, Abtheilung I, S. 249 ff.

Lasten zu den alten hinzugekommen, z. B. für Arbeiterversicherung. Nun waren während dieser dreißigjährigen Periode die Getreideerträge bei gleicher Größe des Grundbesitzes allerdings um 230 Procent gestiegen; aber dieses Plus an Naturalroherträgen wurde doch bedeutend geschmälert, einmal durch das Steigen der Productionskosten und sonstigen Ausgaben, sowie namentlich durch die mittlerweile gesunkenen Getreidepreise. Dafür, daß übrigens auch im Westen ein Theil der Grundbesitzer in Verlegenheiten gerathen ist, wird aus Westfalen angeführt, daß von den 2700 Mitgliedern der westfälischen Landschaft in den letzten Jahren 900 sogenannte Nachtragsdarlehne aufgenommen und daß während dieser Zeit von den Bauern in erheblichem Maße Abverkäufe kleiner Splißtheile stattgefunden haben; beides zum größten Theil, um die Zinsen der auf den Gütern ruhenden Schulden zu decken. Hinsichtlich der Vertheilung der Noth auf die verschiedenen Classen der ländlichen Grundbesitzer stimmten die aus verschiedenen Gegenden stammenden Berichte aber größtentheils überein. Solche Berichte lagen vor aus den Provinzen Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Hannover, Westfalen, Rheinprovinz und Hohenzollern. Danach lagen die Dinge im Osten am wenigsten schlimm bei den ganz großen Grundbesitzern und bei den kleinen Bauern. Bei den ersteren, weil ihre Besitzer zum Theil durch Fideicommisse gegen Verschuldung geschützt, oder weil ihre Güter doch auch sonst so groß sind, daß bei einer verständigen Einschränkung der Lebensansprüche der standesgemäße Unterhalt noch immer gedeckt werden kann; und daß eine verständige Beschränkung der Lebensansprüche in diesen Kreisen in der That stattgefunden hat, wurde in der Conferenz von mehreren Seiten behauptet. Die Bauern ferner, zumal die kleinen, leiden unter der gegenwärtigen Krisis weniger, weil sie die nothwendige Arbeit mit den Kräften der eigenen Familie zu verrichten pflegen und nur in beschränktem Maße theure fremde Kräfte hinzuzumiethen haben; alsdann, weil sie gewöhnlich nicht viel Getreide zu verkaufen brauchen. Endlich hilft ihnen, wo sie sich die ihnen historisch anerzogene Fähigkeit, sich „krumm zu legen", erhalten haben, auch diese, da ihr Standesaufwand kein hoher und auch kein fester ist, und die Erziehung ihrer Kinder ihnen keine großen Kosten verursacht. Dennoch soll nicht geleugnet werden, daß es auch unter diesen beiden extremen Kategorien von Grundbesitzern an gefährdeten Existenzen nicht ganz fehlt. Doch scheinen sie im Ganzen nicht so zahlreich, und scheint die Noth nicht so groß zu sein wie unter den mittleren Grundbesitzern, d. h. den großen Bauern und kleinen Rittergutsbesitzern. Die ersteren werden häufig durch ihre theuern Arbeiter, sowie durch ihre eigene, etwas prunkhafte Art ruinirt, wenngleich die Dinge in großen Theilen Deutschlands doch nicht so schlimm zu stehen scheinen wie in Deutsch-Tirol, wo die hohen Ansprüche der Knechte und Mägde zum Ruin der Bauern häufig das Meiste beitragen sollen. Daß übrigens auch in Deutschland die Persönlichkeit der Besitzer für seine wirthschaftliche Lage sehr wesentlich mit in Betracht kommt, das zeigen unter Anderem folgende aus Ostpreußen mitgetheilte Thatsachen: dort soll die Lage am günstigsten sein unter der litthauischen und gemischt deutsch-litthauischen bäuerlichen Bevölkerung; dagegen ist sie weniger günstig unter den deutschen, und am wenigsten

günstig unter den polnischen Bauern. Was sodann den kleineren Rittergutsbesitzer betrifft, so hat er gewöhnlich eine Bildung, die er seinen Kindern nur dann zukommen lassen kann, wenn er sie in die theuere Stadt in Pension gibt; auch kann er seine eigene Lebenshaltung nicht wesentlich herabdrücken, da sie die eines gebildeten Mannes von geringen Lebensansprüchen ist. So kommt es denn, daß, wenn die Bodenrente sinkt und kein sonstiges eigenes Capital vorhanden ist, der Credit angespannt werden muß, und daß mit Erweiterung desselben die Zinsen und damit zugleich die Verlegenheiten wachsen. In diesen Kreisen herrscht daher viel Sorge und wird die Existenz häufig nur mühsam von Tag zu Tag gefristet, nicht ohne den Verwandten, von denen man Geld geborgt hat, mehr oder minder große Opfer aufzuerlegen. Die Furcht vor dem gänzlichen Ausfall ihrer Forderungen hindert diese und auch die fernerstehenden Gläubiger indeß häufig, die Execution zu beantragen. Namentlich gilt dies von denjenigen Ländern, in denen bei der Realexecution das sogenannte Deckungssystem zur Anwendung kommt, wie schon seit Langem in Württemberg, Hessen, Hamburg, Lübeck und seit Kurzem auch in Preußen, Sachsen und Bayern; oder wo, wie in Oesterreich, die Executionsnovelle vom 10. Juni 1887 gilt.

Zur Charakterisirung der Lage der ländlichen Grundbesitzer im Osten seien folgende von dem Generallandschaftsdirector der Provinz Ostpreußen mitgetheilte Zahlen hier angeführt. Danach betrugen die Zinsenreste, ausgedrückt in Procenten der gesammten fälligen Zinsen, am Schluß des Rechnungsjahres: 1885 — 4,2 %, 1886 — 6,5 %, 1887 — 10,5 %, 1888 — 10,4 %, 1889 — 5,6 %, 1890 — 7,3 %, 1891 — 6,2 %, 1892 — 6,8 %, 1893 — 7,1 %, 1894 — 9,8 %. Bei derselben Landschaft befanden sich ferner in Zwangsverwaltung, wobei zu erwähnen ist, daß seit 1888 eine Reihe kleinerer Güter nicht mehr sequestrirt zu werden pflegt, in den Jahren: 1884 — 16, 1885 — 25, 1886 — 20, 1887 — 23, 1888 — 27, 1889 — 24, 1890 — 10, 1891 — 14, 1892 — 6, 1893 — 9 Güter. Endlich war die Landschaft an durchgeführten Zwangsvollstreckungen betheiligt in den Jahren: 1884 mit 0,22 %, 1885 — 0,33 %, 1886 — 0,71 %, 1887 — 0,66 %, 1888 0,76 %, 1889 — 0,80 %, 1890 — 0,47 %, 1891 — 0,52 %, 1892 — 0,40 %, 1893 — 0,27 %.

Von diesen Zahlen darf jedoch nicht ohne Weiteres auf die Lage der Grundbesitzer geschlossen werden, da jeder Besitzer in erster Linie seine Verpflichtungen gegenüber der Landschaft zu erfüllen sucht, welche außerdem ja die bestlocirten Hypotheken besitzt.

Daß übrigens die Lage der Landwirthe nicht nur im Osten, sondern auch im Westen eine gespannte ist, zeigen folgende von einem Mitgliede der Conferenz vorgelegte Zahlen. In vierzehn kleineren, wesentlich ländlichen Gemeinden eines Landgerichtsbezirks der Rheinprovinz angestellte Ermittelungen ergaben bei einem Katastralreinertrage von 224685 76 Thalern und einem Häusernutzungswerth von 288765 Mark eine hypothekarische Verschuldung von 5983450 Mark, nachdem der auf Correalhypotheken entfallende Betrag entsprechend gekürzt worden war. Da der durchschnittliche Verkaufswerth dem dreißigfachen Katastralreinertrag gleichgestellt ward, so war die Verschuldung

demnach eine um so bedeutendere, als sie nur einen Theil des Grundbesitzes traf, während der andere wenig oder gar nicht verschuldet war.

Hinsichtlich der Ursachen der Verschuldung herrscht unter den Conferenzmitgliedern folgende Auffassung: ein wesentlicher Grund für die hypothekarische Verschuldung des Grundbesitzes liegt in den rückständigen Kaufschillingen und Erbgeldern, sodann in dem Nothstandscredit, von dem namentlich in den letzteren Jahren in größerem Umfange Gebrauch gemacht worden ist. Aber auch darin, daß in den letzten Jahren schwebende Schulden bei den Commissionären, Bankiers, Kaufleuten und Verwandten der Besitzer consolidirt und hypothekarisch eingetragen worden sind. Hier und da gehören hierher unzweifelhaft auch die zum Theil großartigen Aufwendungen, die namentlich in früheren Jahrzehnten für Meliorationszwecke gemacht worden sind. Sie dienten der Verbesserung der Gebäude, des Viehstandes und des todten Inventars, der Durchführung der Drainage, dem Gebrauch künstlicher Düngemittel und des Kraftfutters u. s. w. So führte ein Conferenzmitglied an, daß das Gut, das sein Vater vor fünfzig Jahren für 200 000 Mark gekauft hatte, jetzt im Preise auf 600 000 Mark gestiegen sei, und daß diese Summe repräsentirt werde allein durch die Capitalverwendungen, die mittlerweile (ob wohl in zweckmäßiger Weise?) gemacht worden sind, sowie durch die Pertinenzen.

Ist nun aber ein theilweiser Nothstand vorhanden und weiß man nur nicht, wie weit derselbe reicht, so hätte allen Betheiligten, wie man annehmen sollte, viel daran liegen müssen, seinen Umfang, seine Tiefe und seine Ursachen ziffermäßig genau festzustellen. Und in der That ist bereits vor zehn Jahren der Weg angegeben worden, auf dem diese Ermittlungen vorzunehmen gewesen wären. Aber obgleich die damals im deutschen Landwirthschaftsrath und preußischen Landesökonomiecollegium gestellten Anträge von diesen Körperschaften fast einstimmig angenommen worden waren, so ist ihre Durchführung doch an dem Widerstreben hauptsächlich des damaligen preußischen Finanzministers gescheitert. Gegen eine im großen Stil nach englischem Muster vorzunehmende Enquête wurde die Kostenfrage ins Feld geführt. Diese hat auch die Aufnahme einer allgemeinen Statistik der hypothekarischen Verschuldung des Grundbesitzes gehindert, und außerdem wurde gegen die letztere noch die Unsicherheit der Resultate angeführt. Und in der That ist die Zahl der in den Grundbüchern eingetragen stehenden Hypotheken eine viel größere als die der thatsächlich vorhandenen, da ein Theil der bezahlten Forderungen nicht gelöscht zu werden pflegt. Wie groß diese Differenz sein kann, das zeigte der bereits einmal angezogene Gewährsmann, indem er für folgende Gemeinden des rein ländlichen Landgerichtsbezirks Erkelenz (preußische Rheinprovinz) das Verhältniß der im Grundbuch stehenden zu den effectiv vorhandenen hypothekarischen Schulden auf Grund der Grundbuch-Anlegungsarbeiten ermittelt hat. Dieses Verhältniß war in der Gemeinde:

	eingetragene Hypothek	vorhandene Hypothek
	in Reichsmark	
Kückhoven . .	711 417,77	397 169,34
Holzweiler . .	889 900,43	692 036,40

Dasselbe Verfahren hätte in einer Anzahl typischer Gemeinden in Anwendung gebracht werden können. Dadurch wäre ein Schlüssel gewonnen worden, mittels dessen man die allgemeinen Ergebnisse der Schuldaufnahme zu corrigiren im Stande gewesen wäre.

Was wir für Preußen an agrarstatistischen Aufnahmen dieser Art besitzen, beschränkt sich auf die Statistik der landwirthschaftlichen Betriebe nach der Berufszählung von 1882, der Vertheilung des Grundeigenthums auf Grund der Gebäudesteuerrevision von 1878, der Eintragung und Löschung der ländlichen Hypotheken, welche seit sieben Jahren erfolgt sind, der öffentlichen Versteigerung der ländlichen Anwesen u. s. w. Diese Arbeiten sind aber zum Theil mit großen Mängeln behaftet oder versprechen erst nach mehrmaliger Wiederholung nützliche Resultate zu geben. Dieser unvollkommene Zustand der preußischen Agrarstatistik ist aber heute gefährlicher als vor zehn Jahren, weil die Regierung heute nicht mehr so mächtig ist, und ihren Willen daher, sofern derselbe auf radicale Maßregeln zur Besserung der Lage der ländlichen Grundbesitzer gerichtet sein sollte, nicht ohne Weiteres durchzusetzen vermag. So ist es denn erklärlich, daß man von einzelnen Seiten auf eine Vervollständigung der statistischen Unterlagen für eine genaue Kenntniß der bestehenden Zustände hindrängte, während die Mehrzahl der Conferenzmitglieder sich dieses Mal leider für diesen Gegenstand nicht erwärmen zu können schien; vielleicht weil sie annahm, daß die Stimmung extra muros dieselbe sei wie intra muros. Das, was von Sombart, Conrad und A. Wagner an Arbeiten für die Agrarstatistik der nächsten Jahre verlangt wurde, war im Wesentlichen eine Erneuerung der Statistik der landwirthschaftlichen Betriebe, sowie eine statistische Aufnahme der hypothekarischen Belastung und des Besitzwechsels. Mit Recht war man der Ansicht, daß Deutschland dieser und ähnlicher Aufnahmen, die in anderen Staaten gemacht werden, und für deren Ausführung es auch in Deutschland weder an den nöthigen materiellen Mitteln noch persönlichen Kräften fehle, nicht zu entbehren branche.

III.

Eine momentane Besserung der Lage der Landwirthe wäre sicher durch eine Erhöhung der Bodenrente zu erzielen, sei es, daß diese sich als Resultat einer Erhöhung der Preise für die bisher im Preise gesunkenen und in den Handel gelangenden landwirthschaftlichen Producte oder einer Verminderung der Productionskosten, oder als Resultat beider Ursachen ergeben würde. Aber eine Reihe dieser Factoren ist theils vom Staate nicht beeinflußbar, theils würden die betreffenden Maßregeln in die Competenz des Reiches fallen. Dahin gehört namentlich die Steuer-, Zoll-, Handels-, Währungs-, Versicherungs- u. s. w. Gesetzgebung. Diese Gegenstände waren aber nach den Einleitungsworten des Präsidenten von den Berathungen der Conferenz ausgeschlossen. Nur einige wenige Redner sind daher auf dieselben eingegangen, aber die meisten derselben haben doch nachdrücklich betont, daß die Durchführung der zur Debatte stehenden und nicht auf directe Hebung der Bodenrente sich richtenden Maßregeln nur dann von Erfolg begleitet sein

wird, wenn es gelingen sollte, sie in Verbindung zu bringen mit einer directen Hebung der Bodenrente. Aber wie jene auf der Conferenz zur Discussion gestellten Maßregeln allein für die Prosperität der gegenwärtigen Generation der Landwirthe wenig bedeuten, so versprach man sich umgekehrt auch von der Hebung der Bodenrente allein für die Dauer wenig. Denn diese letztere würde, so meinte man, ähnliche Erscheinungen zu Tage fördern, wie sie in den vierziger bis siebziger Jahren zu Tage getreten sind, zumal zur erwarteten Erhöhung der Bodenrente als Multiplicandus neuerdings noch durch das Steigen des Capitalzinses eine Erhöhung des Multiplicators sich eingestellt habe. Wieder werde daher der Verkehrswerth steigen, und wieder die hypothekarische Schuldenlast in Folge neuer rückständiger Kaufschillinge und Erbgelder zunehmen, so daß die ländlichen Grundbesitzer nach einiger Zeit auf demselben Punkte stehen würden, den sie jetzt einnehmen. Hier gelte es daher einzusetzen, eine Herabminderung der bestehenden hypothekarischen Verschuldung durchzusetzen und eine weitere Vermehrung derselben für die Zukunft auszuschließen, um wenigstens für spätere Zeit gesunde Zustände zu schaffen. Das könne aber nur dadurch geschehen, daß zunächst das Erbrecht eine Abänderung erleide; denn es entspringt aus dem ungetheilten Uebergang des väterlichen Gutes an einen der Erben nach gemeinem Rechte eine starke Verschuldung desselben durch die Erbtheile der Geschwister, und aus der Naturaltheilung des ererbten Grundbesitzes unter sämmtliche oder doch mehrere Erben das Bestreben dieser, ihren kleinen Grundbesitz zu erweitern und zu arrondiren, was aber wieder zur Belastung der Güter mit rückständigen Kaufschillingen führt, die aus den zugekauften Grundstücken stammen. Nur ausnahmsweise pflege sich die Vermehrung der Verschuldung in Folge des geltenden allgemeinen Erbrechts vermeiden zu lassen: dann nämlich, wenn der gutsübernehmende Erbe eigenes Geldcapital besitzt, aus dem er seine Miterben abfinden kann, oder wenn das Nachlaßgut in die Hand einer dritten Person übergehe, die das den Erben fehlende Capital besitze. Aber diese beiden Fälle werden doch nur die Ausnahme von der oben bezeichneten Regel bilden, die uns die Steigerung der Gutsverschuldung als Wirkung des geltenden allgemeinen Erbrechts zeigte. Von dem größten Einflusse ist das Erbrecht namentlich auf den ganz kleinen und ganz großen Grundbesitz, weil dieser gewöhnlich in der Familie vererbt zu werden pflegt, während der mittlere Grundbesitz im nordöstlichen Preußen wenigstens viel öfter durch Veräußerungen unter Lebenden in andere Hände gelangt. Aber freilich, was durch das Erbrecht bewirkt wird, das wird auch der Gutskauf dann zur Folge haben, wenn der Käufer mit so ungenügenden Mitteln ausgestattet ist, daß sie ihm nur eine dürftige Anzahlung gestatten. Denn so lange die Bodenrente in rapidem Steigen begriffen, ist es vortheilhaft, mit kleinem Capital große Güter zu kaufen, wie in den Conferenzen wiederholt näher ausgeführt wurde. So theilte Professor Conrad mit, daß sein Vater in den dreißiger Jahren ein Gut mit Anzahlung nur eines Neuntels des Kaufpreises erworben und sich dabei ein Vermögen gemacht habe. Auch seine drei Brüder hätten eine Generation später Güter gekauft, wobei ihnen Anfangs nur ein Fünftel

derselben gehört habe; das übrige Geld sei ihnen von ihren Verwandten geliehen worden.

Aber die Erwerbung von Vermögen auf dem eben bezeichneten Wege schlägt in ihr Gegentheil um, wenn die Bodenrente ins Sinken geräth.

Gegen diesen constitutionellen Fehler unserer Agrarzustände wird nun in Vorschlag gebracht: die Ersetzung des allgemeinen Erbrechts für den selbständigen ländlichen Grundbesitz durch das Anerbenrecht; die obligatorische oder facultative Einführung einer Maximalgrenze für die hypothekarische Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, nachdem vorher die thatsächliche Verschuldung bis auf diese Grenze herabgemindert ist, wobei die Frage, welche Organe diese oder jene Manipulation durchzuführen hätten, eine Frage mehr secundärer Bedeutung ist.

Da in der Conferenz wiederholt Rodbertus als eine Art von Schutzpatron der befürworteten Bestrebungen erwähnt worden ist, so dürfte es hier wohl am Platze sein, festzustellen, ob und wie weit die discutirten Pläne den Namen von Rodbertus zu tragen berechtigt sind.

Rodbertus' großes Verdienst ist es, seiner Zeit auf die specifisch wirthschaftliche Natur des Grundbesitzes hingewiesen zu haben. Weil derselbe nicht Capital, sondern nur Rentenfonds sei, so dürfe er im Verkehr (bei Vererbung, Verkauf u. s. w.) auch nur als solcher behandelt werden. Aber während der Keim zu dieser Auffassung sich bereits bei Justus Möser vorfindet, ist Rodbertus bei Hervorhebung der wahren Gründe der Verschuldung des Grundbesitzes durchaus originell; denn nicht, wie man bisher allgemein annahm, stamme das Capital, das als Grundschuld erscheine, in den meisten Fällen von außen her und werde mit dem Grund und Boden durch Meliorationen verbunden, sondern es sei, so betont Rodbertus nachdrücklich, dieses Capital in den meisten Fällen nichts Anderes, als im Wege des Erbrechts, Verkaufs u. s. w. dem jetzigen Eigenthümer entfremdete Werthbestandtheile, die sich nun in dritten Händen (in denen der Miterben, Verkäufer u. s. w.) befänden.

Was an den weiter unten zu besprechenden, auf der Agrarconferenz zur Discussion gelangenden Vorschlägen an diese beiden Gedanken erinnert, mag auf Rodbertus zurückgeführt werden. Keineswegs gehört dahin aber die befürwortete Einführung einer capitalistischen Grenze für die hypothekarische Verschuldung und des Tilgungszwanges. Denn nur widerwillig hat Rodbertus hinterher Rudolf Meyer gegenüber einige Concessionen bezüglich der Tilgung gemacht, die nicht in sein ursprüngliches Programm hineingehörten. Auch war er kein Freund des Anerbenrechtes, indem erst einer seiner Anhänger, H. Schumacher-Zarchlin, die Rentenverschuldung mit dem Anerbenrecht zusammengebracht hat.

IV.

Was zunächst das erbrechtliche Gebiet betrifft, so beabsichtigte man, der ländlichen Sitte der ungetheilten Gutsvererbung einen festen gesetzlichen Halt zu geben, zwischen den collidirenden Interessen des Anerben und denen seiner vom Gute weichenden Geschwister billig zu vermitteln und die thunlichst wenig

verschuldete Erhaltung des ungetheilten Gutes in der Familie ohne Einschränkung der Freiheit des Eigenthümers zu bewirken. Dieser Zweck sollte erreicht werden durch den ausschließlichen Uebergang des Nachlaßgutes auf einen Erben, den sogenannten Anerben, nach Maßgabe einer sich auf den Ertragswerth stützenden Gutstaxe.

Die Wahl des Anerbenrechts als der für den ländlichen Grundbesitz geeignetsten Erbfolgeart setzt voraus, daß man die beiden principiellen Hauptfragen über das Erbrecht folgendermaßen entschieden habe: die Frage, ob es richtiger sei, das durch einen Todesfall frei werdende Grundstück der mit Capital am reichsten ausgestatteten oder der mit der Landwirthschaft im Allgemeinen und der mit der Wirthschaft auf dem betreffenden Gute im Speciellen am besten vertrauten Person zuzuführen, im letzteren Sinne; die Frage, ob es im Geist des Erbrechts liege, an die Erben die concreten Güter des Erblassers oder nur ihren Geldwerth gelangen zu lassen, dagegen im ersteren Sinne. Wenn dies die Voraussetzungen für das Anerbenrecht zu allen Zeiten waren, so hat dieses selbst im Laufe der Zeit doch insoweit eine Aenderung erfahren, als das Anerbenrecht früher seine ausschließliche Anwendung auf einen bestimmten Kreis von bäuerlichen Höfen fand, und als der Anerbe der einzige Erbe des Erblassers im Besitz sowohl des Hofes, wie seines Werthes war, während das Anerbenrecht gegenwärtig wohl ein ausschließliches Recht auf den Hof selbst, aber nur ein Vorzugsrecht auf den Werth desselben gibt, in den der Anerbe sich im Uebrigen mit seinen Miterben zu theilen hat, und daß das Anerbenrecht in diesem neueren Sinne seine Anwendung auch über den engeren Kreis der Bauergüter finden kann und zu finden pflegt.

Ueber das Anerbenrecht herrschte die größte Uebereinstimmung in der Conferenz. Auch glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß ein bezüglicher, von der Regierung mit Geschick ausgearbeiteter und vertretener Entwurf in den Kammern und auch außerhalb derselben heute auf keinen nennenswerthen Widerspruch stoßen würde. Die Anerbenrechtsidee hat sich in den zwanzig Jahren, in denen sie die Oeffentlichkeit beschäftigt, allmälig in den Köpfen festgesetzt. Die theils günstigen, theils ungünstigen Erfahrungen haben die richtigen Ansichten befestigt und die Illusionen zerstört, und der realistische Zug unserer Zeit hat die Wolke von Phrasen, die dem Anerbenrecht bisher folgte, zerstreut. In den weitesten Kreisen ist heute das Verständniß dafür eröffnet, „daß es auch im dauernden Interesse aller Familienangehörigen besser ist, wenn eines von ihnen wohlhabend ist, als wenn sie durch fortgesetzte Theilung in wenigen Generationen Alle zu Bettlern werden" (Hermes). So ist denn das Anerbenrecht heute nicht nur Etwas, was die größeren Besitzer für die Bauern begehren, sondern dessen sie selbst, wie verschiedene Redner in der Conferenz ausdrücklich betonten, ebenso sehr und — füge ich hinzu — vielleicht noch mehr als die Bauern bedürfen; „denn es empfindet auch der große Besitzer es als eine Rechtfertigung vor dem eigenen Gewissen, wenn er bei einer den Gutsübernehmer begünstigenden Verfügung sich mit dem allgemeinen Erbrecht in Einklang weiß" (Graf von Zedlitz-Trützschler).

Aus den Debatten über das Anerbenrecht verdienen folgende Punkte hervorgehoben zu werden. Das Wesen desselben besteht, wie bereits oben angedeutet wurde, darin, daß zwischen der Succession in das Gut und in den Werth desselben unterschieden wird. Während in das Gut selbst nur einer unter mehreren, dem Erblasser nach gemeinem Rechte gleich nahe stehenden Erben, der sogenannte Anerbe, succedirt, theilen sich die sämmtlichen Anerben in den Werth des Gutes. Die Art, wie diese Theilung zu geschehen hat, bildet nun aber eine große Schwierigkeit. Der Anerbe wird nur so viel abgeben wollen, daß er bestehen kann, und seine Miterben werden wünschen, möglichst hohe Antheile zu erhalten. Daß der Conflict nur auf dem Boden des Ertragswerthes gelöst werden darf, gilt jetzt als communis opinio, und daß der Erbe ein Voraus zu erhalten hat, sei es in einer unter den Ertragswerth herabgehenden ermäßigten Taxe (verhülltes Voraus), sei es in der Form eines offenen praecipuum, ist vom Standpunkte wirthschaftlicher Gerechtigkeit gegenwärtig leichter zu begründen, als vor dem Ausbruch der letzten Krisis. Heute konnte das Voraus in der Conferenz ohne Widerspruch bezeichnet werden als eine Risicoprämie, die der Anerbe empfange für die mannigfachen unübersehbaren Fährlichkeiten, welche ihn als Besitzer treffen können und, dürfte man hinzufügen, als Entschädigung dafür, daß seine Miterben in Zeiten äußerster Noth eine Zufluchtstätte bei ihm finden werden. Um zu verhüten, daß der Anerbe das Voraus nicht zu seinem egoistischen Vortheil durch alsbaldigen theuren Verkauf des zu einer mäßigen Taxe angetretenen Anerbengutes mißbrauche, wurde die Generalisirung der Bestimmungen befürwortet, die in der Ordnung des für die mecklenburgischen Domanialpächter geltenden Erbrechts enthalten sind: daß während der Frist von zehn Jahren nach geschehener Gutsübernahme durch den Anerben seine Miterben ein Vor- oder Rückkaufsrecht und, wenn sie von demselben keinen Gebrauch machen, nach Analogie des Anhanges § 79 zu § 648 des russischen Allgem. Landrechts II, 1 einen zu begründenden Anspruch auf das sogenannte Surplusreservat erhalten.

Gegenüber dem häufig gebrauchten Argument, daß die Geschwister des Anerben sich als Enterbte fühlen und die Classe der Socialdemokraten vermehren würden, bemerkte ein Mitglied der Conferenz, Geh. Rath Dr. Thiel, man könne es ruhig auf die Probe ankommen lassen, „wer mehr Neigung zur Socialdemokratie haben wird: die in guten Verhältnissen aufgewachsenen Kinder eines Anerben, welche eine gute Ausbildung und Erziehung genossen haben, selbst wenn ihr Erbtheil ein nur verhältnißmäßig kleines ist, oder die Kinder eines wegen Mangel eines Anerbenrechts durch Schulden erdrückten, in steter Sorge und Noth lebenden Besitzers". Die bisherige Erfahrung zeigt, daß die Socialdemokratie sich viel mehr aus den Familien der in Verfall gerathenen kleinen Gütler, als aus stattlichen Bauernhöfen mit einer aufrecht stehenden Bevölkerung recrutirt.

Uebrigens sollen in Zukunft nach einem von mehreren Seiten gemachten Vorschlage, entsprechend der Rodbertus'schen Auffassung, die Miterben mit Renten abgefunden werden; nur wenn einer unter ihnen es verlangt, soll durch

Intervention einer öffentlichen Rentenbank die Abfindung in gegen Geld veräußerbaren Rentenbriefen erfolgen.

Auch wurde der Gedanke angeregt, dahin zu wirken, daß der Anerbe, neben der Uebernahme der Rentenverpflichtung, sich als Zuschlag zu derselben zur Zahlung einer Prämie für eine Lebensversicherung entschließe, deren Erlöß, namentlich nach frühem Ableben des Anerben, zur Erleichterung der Erbschaftsauseinandersetzung dienen könnte.

Hinsichtlich der Art, wie das Anerbenrecht in Kraft gesetzt werden könnte, wurden folgende Möglichkeiten unterschieden:

Erstens, das System der dem einzelnen Grundbesitzer zur Eintragung völlig freigestellten Höferolle, wie es in einer Anzahl preußischer Provinzen, in Oldenburg u. s. w. heute besteht. Dieses für Hannover unter preußischer Herrschaft zuerst in Anwendung gekommene System erklärt sich am leichtesten durch den in Hannover herrschenden Dualismus, indem dort im Norden freies Verfügungsrecht bezw. freie Theilbarkeit der Höfe und gemeines Erbrecht, in den südlichen und mittleren Landestheilen dagegen Gebundenheit der Höfe und Anerbenrecht galten. Die facultative Höferolle entsprach nun dem Bedürfnisse beider Landestheile, indem im südlichen und mittleren Hannover die Bauernhöfe, aber nicht nur diese, in die Höferolle eingetragen wurden, im Norden hingegen meist nicht. Der geringe Gebrauch, der von der Höferolle nach diesem System mit Ausnahme nur von Hannover (1893 waren eingetragen 66050 Höfe), Oldenburg (von 10826 Besitzungen über 5 Hektar waren eingetragen 9027), Bremen (von 772 Besitzungen derselben Größe waren eingetragen 299) und Westfalen (1894 waren eingetragen 2326 Höfe) gemacht worden ist, ließen jedoch allgemein von diesem System absehen (es waren im Jahre 1893 eingetragen im Herzogthum Lauenburg 519, in Brandenburg 81, im Regierungsbezirk Kassel 144, in Schlesien 44, in Schleswig-Holstein 28 Höfe). Die Einführung desselben könnte allenfalls nur in solchen Landestheilen vorläufig befürwortet werden, in denen, wie in der Rheinprovinz, in Hohenzollern u. s. w., die Agrarverfassung und Landessitte, zur Zeit wenigstens, der Anerbenfolge als Intestaterbrecht sich nur widerwillig unterwerfen würde. Es würde, wie ein Mitglied der Conferenz ausführte, in der Rheinprovinz gegen die Einführung des Anerben-Intestaterbrechts durch die Errichtung von Testamenten allgemein reagirt und auf diese Weise die Anwendung des Anerben-Intestaterbrechts vereitelt werden.

Um der Höferolle eine größere Wirksamkeit zu sichern, wurde dann zweitens vorgeschlagen, an die Stelle der freien Initiative des Einzelnen die autoritative Eintragung der Höfe in die Rolle durch die Behörden zu setzen. Bei der Ausführung dieses Vorschlags ist nun wieder ein doppelter Modus denkbar: entweder werden die einzelnen Besitzer vor der Eintragung ihrer Güter in die Rolle gefragt und es genügt dann der Widerspruch derselben, um die Eintragung zu unterlassen: oder es erfolgt die Eintragung ohne Befragung, in welchem letzteren Falle dem Besitzer für den einzelnen Vererbungsfall jedoch gestattet sein soll, durch letztwillige Verfügung oder auf andere Weise die Vererbung nach Anerbenrecht auszuschließen. Gegen den

ersteren Modus wurde geltend gemacht, daß, so leicht der Bauer sich Dinge gefallen läßt, die er für unabänderlich hält, er um so mehr zum Widerspruch geneigt ist, wenn er ausdrücklich gefragt wird, vollends wenn die Fragenden Beamte sind.

Drittens erklärte man sich fast einstimmig für das Anerbenrecht in Form des subsidiären Intestatanerbenrechts, d. h. das Anerbenrecht würde zum präsumtiven Willen aller selbständigen ländlichen Grundbesitzer, zum Intestaterbrecht erklärt werden, wobei es dem Einzelnen unbenommen bleiben sollte, seinen anders gearteten Willen testamentarisch oder in sonst rechtsverbindlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Als Intestaterbrecht besteht das Anerbenrecht schon gegenwärtig für die Erbpächter verschiedener Kategorien in Mecklenburg-Schwerin, für die Bauern in Lippe und in Braunschweig. Eine mißliche Erfahrung, die man in letzterem Staate mit der facultativen Unterwerfung der sogenannten Pertinenzgüter unter das Anerbenrecht im Jahre 1858 gemacht, hatte hier schon früh zur Begründung des Intestatanerbenrechts für die Bauerngüter geführt; ähnlich, wie die Erfahrungen, die man in den siebziger und achtziger Jahren in einer Anzahl preußischer Provinzen mit der Höferolle gemacht hat, jetzt auch den gleichen Schritt für die preußische Monarchie nahe legen.

Dagegen ist viertens die Begründung des Intestatanerbenrechtes als absolutes, d. h. unabänderliches Recht auf vieles Widerstreben innerhalb der Conferenz gestoßen und soll allenfalls nur zugelassen werden für diejenigen Güter, die man eben in zweckmäßigem Umfange begründet hat und in solchem auch für die Zukunft erhalten wissen will, was bei einem Theil der Rentengüter zutrifft.

Im Uebrigen wurde verlangt, daß unabhängig von den Arbeiten des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches der Erlaß eines Anerbenrechtgesetzes für Preußen betrieben werde, wobei der Vorschlag Gierke's auf keinen Widerspruch stieß, daß durch ein allgemeines, für den gesammten preußischen Staat zu erlassendes Gesetz die Grundzüge desselben festgestellt werden sollen, wogegen die nähere Ausfüllung dieses Rahmens je nach den örtlichen Bedürfnissen für einzelne Landestheile zu geschehen haben würde. Zu den Grundzügen rechnet Gierke die Bestimmung, daß das landwirthschaftliche Gut an einen Erben übergehe und zwar zu einer Taxe von solcher Höhe, daß dem Anerben die Erhaltung des Besitzes nicht unmöglich gemacht werde, die Abfindung des Miterben in Form einer amortisirbaren Rente u. s. w. Zu den localen Ausführungsbestimmungen dagegen sollen, ebenfalls nach Gierke, gehören: die nähere Bezeichnung der Güter, die dem Anerbenrechte unterworfen werden sollen, also etwa alle ländlichen Grundstücke, die ihre Besitzer vollständig zu ernähren im Stande sind, mit Ausnahme der der Industrie und dem Gartenbetriebe dienenden kleineren Güter, die Feststellung der Person des Anerben und des Verhältnisses desselben zu den Pflichttheilsberechtigten, insbesondere die individuelle Ermittlung der Abfindung im einzelnen Fall durch locale Instanzen mit Hinzuziehung von Familienangehörigen u. s. w.

Wenn der preußische Landwirthschafts- und der preußische Justizminister sich bereits vor Einberufung der Agrarconferenz durch die ihnen zur Verfügung stehenden Organe über den Zustand der Grundbesitzvererbung haben Bericht erstatten lassen, so mag das geschehen sein, um das formell neu zu gestaltende Recht möglichst eng an die geltende Sitte anzuschließen, vorausgesetzt, daß diese von günstigen Folgen begleitet ist.

Dieser von Gierke auf der Agrarconferenz in Vorschlag gebrachte Weg ist von mir erstmalig bereits vor zehn Jahren angeregt und dann später wiederholt worden[1]). Er entspricht im Allgemeinen auch der Stellungnahme des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern, des preußischen Landesökonomiecollegiums und des deutschen Landwirthschaftsraths der Erbrechtsfrage, und endlich auch demjenigen Verfahren, das der österreichische Reichsrath in dem von ihm angenommenen Reichsgesetz vom 1. April 1889, betreffend die Einführung besonderer Erbtheilungsvorschriften für die landwirthschaftlichen Besitzungen mittlerer Größe, einzuschlagen für gut befunden hat. Nur hat man in Oesterreich den Fehler begangen, die Wirksamkeit des allgemeinen Reichsgesetzes abhängig zu machen von dem Erlasse der für die einzelnen Kronländer bestimmten speciellen Ausführungsgesetze, ein Erlaß, der merkwürdiger Weise bis heute auf sich warten läßt, trotzdem die conservative Partei bereits im Jahre 1880 durch ihre Führer „schleunige und energische legislative Maßregeln" auf agrarpolitischem Gebiete dringend verlangte und trotzdem dieselbe Partei auch noch heute über die Majorität in den Landtagen Salzburgs, Oberösterreichs, Tyrols und Vorarlbergs verfügt. Auch hat das österreichische Gesetz nicht zu vermeiden gewußt, einige Fehler zu begehen (zu starke und zudem unklar formulirte Bevorzugung des Anerben, Verquickung des Anerbenrechts mit dem Güterschluß u. s. w.), durch welche das Gesetz in den Augen des Bauern leicht discreditirt werden konnte.

Möchte über der preußischen Gesetzgebung ein günstiger Stern walten! Wir wagen es zu hoffen, weil für die deutsche Volkswirthschaft und ebenso für das deutsche Anerbrecht schon viel darauf ankommt, daß das deutsche bürgerliche Gesetzbuch sich nicht in Widerspruch zu den wirthschaftlichen Bedürfnissen und Rechtsüberzeugungen eines maßgebenden Theils des deutschen Volkes setze.

V.

Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Zurückführung der Erbschaftstaxen auf denjenigen Werth, zu dem Landgüter nicht nur veräußert, sondern auch angetreten und auf die Dauer besessen werden können, einen Einfluß auf die Bewerthung der ländlichen Grundstücke überhaupt haben muß, so hat man diese Einwirkung doch nicht für genügend gehalten und einen Einfluß auch auf die Verkaufspreise auszuüben gewünscht. Dies konnte aber ebenfalls nur

[1]) A. v. Miaskowski, Das Erbrecht und die Grundeigenthumsvertheilung im Deutschen Reiche. Zwei Abtheilungen. Leipzig 1882—1884. — Derselbe, Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen. Leipzig 1889, besonders die Abhandlungen 4—6, sowie die Artikel Anerbenrecht und Altentheilsverträge in Conrad Lexis' Staatswörterbuch, Band I.

in indirecter Weise geschehen, indem man eine Grenze für die hypothekarische Verschuldung zu ziehen und dadurch zu verhindern sucht, daß Personen mit geringem Capitale werthvolle Güter kaufen und nur eine geringe Anzahlung auf den Kaufschilling machen.

Auf diesem Wege hofft man, den künstlich hohen Verkehrswerth der Grundstücke allmälig auf den Ertragswerth herabzudrücken und dadurch einen der ungesunden Punkte, an denen die heutigen deutschen Agrarverhältnisse kranken, zu beseitigen. Zugleich hofft man, die Benutzung des Realcredits theilweise durch die des Personalcredits zu verdrängen. Das wird nämlich für einen Vortheil gehalten, weil derjenige, der seine Ausgaben durch Benutzung des Realcredits deckt, die Bezahlung derselben gleichsam auf die Nachkommen abwälzt, während der den Personalcredit Benutzende zugleich selbst für die Abzahlung der creditirten Summe sorgen muß.

Die Verschuldungsgrenze denken sich die Radicalen unter den Conferenzmitgliedern mit einem Schlage und für allen Grundbesitz ein- und durchgeführt. Wie weit sie gehen soll, in Bruchtheilen des Ertragswerthes ausgedrückt, ist wohl angedeutet (1/2 bis 2/3 des Ertragswerthes), aber nicht näher ausgeführt worden. Auch half man sich über die Durchführung dieser radicalen Maßregel mit dem Trost hinweg, daß, wer ein Ziel wolle, auch die Mittel wollen müsse, die zu dem Ziel führen.

Weniger weit ging Sering in seinem einleitenden Referate, das gleichsam das Programm für die ganze Discussion aufstellen sollte. Sein Plan einer Begrenzung der Creditbenutzung schließt sich in der Idee zum Theil an Schäffle's Incorporation des Hypothekarcredits, zum Theil an G. Ruhland's Forderung, daß dem Grundbesitzer mit dem Productivwerden seiner Arbeit ein entsprechender Mehrertrag des Bodens zufallen solle. Aber in der Ausgestaltung dieser Gedanken ist er weniger radical und betont immer wieder den Grundsatz der Freiwilligkeit und der allmäligen Durchführung der von ihm vorgeschlagenen Ordnung.

Im Uebrigen entnimmt Sering das Hauptmotiv für seinen Plan einem Gedanken, der für die Freilassung eines Existenzminimums von der Execution in ländliche Immobilien ausgesprochen worden ist, und benutzt ihn, übrigens in durchaus nicht unanfechtbarer Weise, als Richtschnur für die Feststellung der hypothekarischen Verschuldungsgrenze für ganz Preußen, mit Ausnahme jedoch der Länder des rheinischen Rechts [1]).

Danach soll die hypothekarische Verschuldung bis zum Betrage der Bodenrente, die ungefähr dem Pachtzinse gleichkommt, zugelassen werden: was darüber hinausliege, bilde angeblich den Arbeitsverdienst des Eigenthümers (= Pächters) und solle deshalb von der Execution wegen Real- und Personalschulden freibleiben. Demnach reihe sich diese Maßregel an die älteren Maßregeln wegen Aufhebung der Schuldhaft, Verbot der Beschlagnahme des Arbeitslohnes, Verbot der Execution in für den Arbeiter nothwendige Geräthe u. s. w. an.

[1]) Für diese Länder acceptirt Sering den Vorschlag Buchenberger's, ein Existenzminimum einzuführen, welches nur Haus, Hof und Garten zu umfassen hätte, aber streng von aller Execution zu eximiren wäre.

Auch solle der einzelne Grundbesitzer sich einer solchen Begrenzung der hypothekarischen Verschuldung freiwillig unterwerfen. Doch steht diese Freiwilligkeit mit dem Zwange nicht auf gespanntem Fuße, indem die Unterwerfung jedes Mal zu erfolgen habe, wenn der einzelne Gutsbesitzer sein Gut zum Zweck der Entlastung von übermäßigen Schulden oder der Umwandlung von Capitalschulden in Rentenschulden oder überhaupt der Erzielung besserer Creditbedingungen einer Behörde oder Creditanstalt (Generalcommission, Landschaft, Rentenbank) übergibt.

Als Ausnahme von der Regel der Einhaltung der Verschuldungsgrenze solle dem Grundbesitzer die Aufnahme von Meliorationscredit über diese Grenze hinaus gestattet werden. Als Ergänzung der Verschuldungsbeschränkung wären, nach einem weiter gehenden Antrage, die der letzteren unterworfenen Güter hinsichtlich ihrer Parcellirung, sowie der Aufhebung ihrer Selbständigkeit der Genehmigung der creditgebenden Anstalt so lange zu unterwerfen, als eine öffentliche Schuld auf ihnen lastet.

Sering ist ganz consequent, wenn er neben dem Anerbenrecht, als lediglich subsidiärem Intestaterbrecht, für den Grundbesitzer nur die Facultät begründet sehen will, sein Grundstück einer Begrenzung der hypothekarischen Verschuldung zu unterwerfen, diese Unterwerfung aber verlangt, wenn der Grundbesitzer von den Agrarbehörden oder Creditinstituten irgend welche außergewöhnliche Leistungen (Grundentlastung, billigeren Credit u. s. w.) beansprucht. Und wie das Intestatanerbenrecht nach Erlaß eines entsprechenden Gesetzes, in Folge der vis inertiae der Grundbesitzer in den meisten Fällen zur Anwendung kommen werde, so die Verschuldungsgrenze in Folge der Noth, in der sich einzelne Grundbesitzer befinden, oder der Vortheile, die sie sich erringen wollen. Was die Vortheile des billigeren Credits betrifft, so führt Sering die bezeichnende Thatsache an, er habe auf seinen Reisen die altansässigen Bauern oft bitter darüber klagen hören, daß sie ihre Privatdarlehn mit 5 und 6 Procent verzinsen müssen, während die Ansiedler in den benachbarten Rentencolonien einen Staatscredit zu $3^1/_2$ Procent und $^1/_2$ Procent Amortisationszuschlag erhielten.

Der facultative Character der Unterwerfung unter die Verschuldungsgrenze, sowie der indirecte Zwang, der in den Reizmitteln liegt, welche zur Unterwerfung unter die Verschuldungsgrenze führen sollen, fanden vielen Anklang, aber auch in dieser Form, um gleich mehr aber noch in der schrofferen der obligatorischen Schuldbegrenzung, Widerspruch.

Gegen diesen letzteren Vorschlag wurde geltend gemacht, daß er den bisher freiesten Stand einer Entmündigung unterwerfe, daß die Beschränkungen des Realcredits zur Erweiterung des Personalcredits, aber zugleich auch zur Verthenerung dieses Credits, wie der Bodenpreise führen müsse, weil den Gläubigern der Grundbesitz als Executionsobject entzogen werde und die Zahl der Käufer in Folge der Nothwendigkeit größerer Baaranzahlung sich vermindern werde, und endlich, daß die Ziehung einer wirthschaftlich richtigen Verschuldungsgrenze außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich, gewiß aber immer einigermaßen willkürlich sei.

Auf all' diese Gründe wurde freilich zugleich replicirt. Aus den Repliken verdienen folgende besonders hervorgehoben zu werden.

Daß jede solche Verschuldungsbegrenzung etwas Willkürliches enthalten werde, sei nicht zu bestreiten; aber gehe es nicht mit zahlreichen Acten der Gesetzgebung und Verwaltung ähnlich? Muß man sich nicht schon überhaupt damit begnügen, ungefähr das Richtige getroffen zu haben, und liegen denn nicht in der Feststellung der fair rent durch die irischen Landcommissionen, der Begründung einer richtigen Beleihungsgrenze für die Rentengüter durch die Generalcommissionen u. s. w. Versuche der Lösung ähnlich schwieriger Probleme, wie des in Rede stehenden, vor? Auch scheint es mir weniger schwierig zu sein, die erstmalige Feststellung der Verschuldungsgrenze vorzunehmen, als vielmehr die von Zeit zu Zeit nothwendig werdende Revision in Folge der mittlerweile vor sich gegangenen Veränderungen des Ertragswerthes durchzuführen. Die Vertheuerung des Personal- und Realcredits durch die Beschränkung der hypothekarischen Verschuldung wurde bestritten, indem man die Erfahrung der englischen Pächter mit ihrem billigen Personalcredit ins Feld führte. Auch würde sich ein Theil der gegen den Personalcredit erhobenen Bedenken durch eine zweckentsprechende Organisation desselben beseitigen lassen. Wenn endlich gegen die in der Einführung einer Verschuldungsgrenze angeblich liegende Entmündigung des bisher freiesten Standes geltend gemacht wurde, daß die gegebene rechtliche Freiheit das Vorhandensein der größten factischen Unfreiheit, wie sie durch die materielle Noth bedingt ist, nicht ausschließe, so pflegt mit diesem Argument auch die Socialdemokratie dem gegen ihre Ideale erhobenen Einwand, daß er die individuelle, rechtliche Freiheit vernichte, zu begegnen. Nun braucht ein Argument, welches von der Socialdemokratie benutzt wird, deshalb nicht schon unrichtig zu sein; aber man wird sich doch bei Betretung eines Weges, der zu einem nicht gewünschten Ziele führt, vorsehen müssen. Das Hauptargument gegen eine obligatorische und gleichzeitige Einführung einer Verschuldungsgrenze hat aber wohl Sering vorgebracht, wenn er geltend macht, daß dieser Maßregel eine zwangsweise corporative Organisation der gesammten ländlichen Grundeigenthümer vorausgegangen sein muß, hauptsächlich aber wenn er von dieser Maßregel eine Krisis für den gesammten Grundbesitz und seinen Credit befürchtet, die an Tiefe und Heftigkeit ihrer Wirkungen wahrscheinlich ohne Gleichen wäre. Und in der That ist die Situation des ländlichen Grundbesitzes, namentlich im Nordosten Deutschlands, eine ungesunde und jedenfalls gespannte, indem der Verkehrswerth desselben der Bodenrente nicht entspricht. Es bedarf daher vielleicht nur eines Anstoßes von außen, um das, was vorhanden, den Fernerstehenden bisher aber verborgen ist, durch eine beispiellose Entwerthung des Grundbesitzes für Jedermann erkenn- und fühlbar an die Oberfläche zu treiben. Diese Katastrophe ist aber um so mehr zu vermeiden, als unter der gegenwärtigen Conjunctur, wie bereits oben hervorgehoben wurde, die Gefahr, daß Personen mit zu geringem Capital als Käufer werthvoller Güter auftreten, eine sehr geringe ist.

Nicht viel größeren Anklang fand der von dem Conferenzmitgliede Wendorff vorgeschlagene Plan, „eine Grenze der Verschuldung zu finden in der Zeit, für welche die ländlichen Grundstücke belastet und Annuitäten versprochen werden dürfen.“ Es handelt sich also nach diesem Plan um eine Zwangstilgung sämmtlicher hypothekarischer Schulden unter Bemessung der Tilgungsfrist nach der größeren oder geringeren Sicherheit der Forderungen.

Verschieden von dem eben besprochenen radicalen Vorschlage haben, wie bereits oben erwähnt wurde, Sering und zugleich mehrere andere Conferenzmitglieder, wie Schmoller, Conrad, von Buch, Gierke, von Gustedt, von Plötz, von Puttkamer-Plauth eine allmälige, unter Zustimmung der betreffenden Grundbesitzer vor sich gehende Unterwerfung ihrer Güter unter die Verschuldungsgrenze befürwortet. Auf diese Weise hofft man, die befürchtete große Katastrophe zu vermeiden und die Aenderung auf einzelne Punkte und einen großen Zeitraum zu vertheilen. Gewiß ist, daß dieser Modus das für sich hat, daß er nicht auch diejenigen Güter einem neuen Agrarrecht unterwirft, die desselben gar nicht bedürfen, sondern daß er die Selbstbeschränkung der einzelnen Grundbesitzer lediglich als Strafe für Fehler, die in der Vergangenheit begangen worden, wie als Sicherheitsmaßregel für die Zukunft zur Geltung bringt. Auch darf aus dem Umstande, daß das Princip der freiwilligen Unterwerfung unter das Anerbenrecht sich nicht bewährt hat, nicht geschlossen werden, daß dieses Princip zu demselben Resultate auch auf dem Gebiete der Verschuldungsbegrenzung führen müsse, und zwar deshalb nicht, weil dort in den Gerichtskreis der Bauern hauptsächlich Gründe fielen, welche ihnen die Eintragung ihrer Güter in die Höferolle unerwünscht erscheinen ließen (Unbekanntschaft mit der Maßregel, Abrathen der Beamten und der Familienglieder, Nichtmitthun der übrigen Bauern u. s. w.), während hier eine Reihe von Reizmitteln für den Grundbesitzer gegeben sind, die zu seiner Unterwerfung unter die Verschuldungsgrenze führen werden.

Eine noch weitere Abschwächung des Gedankens, den ländlichen Grundbesitz gleichzeitig einer Maximalgrenze der hypothekarischen Verschuldung zu unterwerfen, liegt in dem von Paasche gemachten Vorschlage, es möge nach dem Vorbilde des für die Erbpächter des mecklenburg-schwerinschen Domaniums geltenden Rechtes, für alle dem freien Verkehr unterworfenen Grundbesitzer Preußens in dem in Zukunft zu erlassenden Anerbenrechtsgesetze ausdrücklich ausgesprochen werden, daß die Besitzer das Recht haben sollen, durch Testament die hypothekarische Verschuldung des zu ihrem Nachlasse gehörigen Grundstückes über eine bestimmte Höhe hinaus auszuschließen. Ueber diese Maximalgrenze hinaus soll es nur dann gestattet sein, Meliorationscredit aufzunehmen, wenn die Verwendung der betreffenden, auf dem Wege des Credits beschafften Summe unter die Controle der Generalcommission gestellt, und wenn diese Summe zugleich einer starken Amortisation unterworfen wird.

Die größte Schwierigkeit dürfte übrigens nicht in der Errichtung und Revision einer Grenze für die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes liegen, sondern in der Schaffung der Voraussetzung für eine solche Beschränkung. Dieselbe liegt in der Befreiung der Grundbesitzer von der Ueberschuldung, d. h. von einer Last, die sie nicht zu tragen vermögen.

Der Gedanke einer theilweisen Schuldentlastung, verbunden mit einer Begrenzung der hypothekarischen Verschuldung ist seit dem Schluß der sechziger Jahre von Rudolf Meyer, von Vogelsang, Ratzinger, Preser u. A. vertreten worden, ohne freilich bei den meisten Zeitgenossen etwas Anderes als ein theoretisches Interesse zu erwecken. Der erste Schritt, um ihm durch einen legislativen Versuch näher zu treten, stammt aus Oesterreich, wo bereits unter dem vorigen Ministerium zwei Entwürfe eines neuen Agrarrechts über landwirthschaftliche Genossenschaften und Rentengüter ausgearbeitet und mit spärlichen Motiven, aber reichlichen Beilagen versehen, im Reichsrathe eingebracht worden sind. Der Grundgedanke speciell der projectirten Rentengüter ist, den verschuldeten Grundbesitzern eine leichtere Liquidation ihrer hypothekarischen Schulden zu ermöglichen, wobei der Staat sich entschieden auf die Seite der Grundbesitzer stellt und sie im Wege theils der Zwangs-, theils der freiwilligen Vollstreckung von denjenigen Schulden zu befreien sucht, denen keine wirklichen Vermögensobjecte mehr entsprechen: nach Reduction der Schulden sollen die betreffenden Güter dann wieder an ihre Besitzer zurückgelangen und eine fernere Belastung derselben in der bisher unbegrenzten Weise in Zukunft ausgeschlossen werden.

Gehörten die meisten dieser auf die Schuldenentlastung gerichtet gewesenen Anregungen Oesterreich und Süddeutschland an, so hat der Norden Deutschlands zu derselben Zeit sich mit einem verwandten Gegenstande beschäftigt, nämlich damit, wie sich für den mit Schulden überlasteten Grundbesitzer, der in Execution verfällt, möglichst viel aus seinem Vermögen retten lasse. Hierher gehören die verschiedenen Pläne, die amerikanischen homestead laws nach Deutschland zu verpflanzen, die sich schließlich zu einem Gesetzentwurf über die Begründung von fideicommißähnlichen Einrichtungen auch für den mittleren und kleineren Grundbesitzerstand ausgewachsen haben; hierher der Plan, den Kreis der nach der Reichs-Civilproceßordnung von der Execution eximirten Gegenstände für die Lebenszeit des Schuldners, oder auch über diese hinaus, derart zu erweitern, daß er auch einen Theil des Grundbesitzes umfasse u. A. m.

Diesem Ideenkreise gehört auch Schäffle's Incorporation des Hypothekarcredits an (1882), dessen Inhalt neuerdings schärfer und klarer durchdacht in des Genannten „Zeit- und Kernfragen" (1894) zu erneuter Veröffentlichung gelangt ist.

Endlich hat der Plan der Begründung einer Maximalgrenze für die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes auch im Norden Deutschlands neuerdings gleichsam naturnothwendig zur Beschäftigung mit dem Problem einer Beseitigung der Ueberschuldung des Grundbesitzes geführt.

VI.

Auch auf der Berliner Agrarconferenz wurde eine Reihe solcher Möglichkeiten erwähnt und besprochen.

Sering hat der Eventualität gedacht, daß öffentlichen Corporationen, etwa den neu zu begründenden Landwirthschaftskammern, das Recht ertheilt werde, bei den zur Subhastation gelangenden ländlichen Grundbesitzungen bis zur

Beleihungsgrenze mitzubieten, dieselben sich zuschlagen zu lassen und die früheren Eigenthümer oder deren Verwandte oder Dritte auf deren Wunsch in den Besitz einzusetzen, nachdem dieser von demjenigen Theil der Schulden befreit worden, der nicht in der Meistbotsumme enthalten ist. Gegen diesen Gedanken wurde eingewendet, daß ein Theil der Grundbesitzer, namentlich die größeren, sich zu dieser Art, sich eines Theiles ihrer Schulden zu entledigen, kaum verstehen würde; denn es würde das an Praktiken — gute Pleite! — erinnern, die auch heute schon geübt werden, aber nicht als anständig gelten.

Von diesem Standpunkte würde sich allerdings weniger einwenden lassen gegen den zweiten, ebenfalls auf der Conferenz vorgebrachten Vorschlag, daß die Grundbesitzer-Corporation im Namen der einzelnen Grundbesitzer mit deren Gläubigern über eine Reduction der hypothekarischen Schulden verhandeln solle. Für diesen (ebenfalls von Sering, aber auch von Schmoller u. A. vertretenen) Gedanken ließe sich anführen, daß die Gläubiger einen bereits thatsächlich bestehenden Zustand ja nur formell anzuerkennen hätten, und daß es für die Grundbesitzer leichter sei, auf ihrem Gute zu bleiben, wenn ihre Gläubiger freiwillig einen Theil ihrer Forderungen gestrichen haben, als solches zu thun, wenn die Gläubiger in der Form Rechtens – im Wege der Zwangsvollstreckung — einen Theil ihrer hypothekarischen Rechte verloren hätten. Doch wird auf dem Wege der Zustimmung Seitens der Gläubiger eine nennenswerthe Schuldentlastung wohl kaum zu erzielen sein, worauf in der Conferenz ebenfalls aufmerksam gemacht wurde.

Von dem Plane, daß die nicht überschuldeten Gutsbesitzer auch für die überschuldeten zu haften hätten, der u. A. von Schmoller in beredten Worten vertreten wurde, werden aber wohl die ersteren kaum etwas wissen wollen, da der individualistische Sinn nicht nur bei den Bauern, sondern auch bei den Rittergutsbesitzern ebenso stark, wie der genossenschaftliche in obigem Sinne schwach entwickelt ist.

Dagegen verspricht der von den Conferenzmitgliedern Graf Stosch, Von und von Gustedt befürwortete Weg einen größeren Erfolg. Derselbe würde darin bestehen, daß der Staat die Provinzial-Hülfskassen und Landschaften, welche die Entlastung der übermäßig verschuldeten Güter durchzuführen hätten, in ihrem Vorhaben mit seinem Credit unterstützen müßte, ähnlich wie er am Schluß der siebziger Jahre der schlesischen Provinzial-Hülfskasse ein zinsenfreies Darlehn von einer Million Mark auf zwanzig Jahre gewährt hatte, damit den in Noth gerathenen kleinen Grundbesitzern Oberschlesiens geholfen werde. Die Entlastung wäre hauptsächlich dadurch durchzuführen, daß eine Conversion der hoch verzinslichen Schulden niedriger verzinsliche vorgenommen und diese allmälig getilgt würden. Daß der Staat bezw. Provinzialorgane in allen Fällen, in denen sie ihre Hülfe den Grundbesitzern in der Noth darbieten, sich durch Einschränkung der Verfügungsfreiheit dieser letzteren gegen eine Durchkreuzung ihres Ablösungsplanes sicher stellen müßten, ist selbstverständlich. Jedenfalls erscheint das Opfer des verschuldeten Grundbesitzers weniger bedenklich, als das Opfer, das unter Umständen auch den Gläubigern angesonnen werden müßte; aber beide Opfer würden nur dann verlangt und angenommen

werden dürfen, wenn die Ueberschuldung wirklich Dimensionen angenommen hat, die sie als einen allgemeinen Nothstand erscheinen lassen.

Endlich braucht der Plan, die Grundentlastung Seitens zu bildender Genossenschaften mittels der Ausgabe von unverzinslichen Grundnoten durchzuführen, hier nur kurz gestreift zu werden, und kann von der Verknüpfung desselben mit der Währungsfrage vollends abgesehen werden. Denn er stammt nicht aus der Mitte der Agrarconferenz, sondern ist dem Bunde der Landwirthe von Dr. v. Skarzynski unterbreitet und von einigen Mitgliedern dieses Bundes, die zugleich Mitglieder der Agrarconferenz waren, hier, wie wie es schien, mit nicht recht starkem Glauben an die Realisirbarkeit ihres Projectes, vertreten worden.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des Grunderbrechts bestand unter den Mitgliedern der Conferenz, wie unter den Schriftstellern, die sich über diesen Gegenstand geäußert haben, nahezu Einmüthigkeit. Ich nenne von den letzteren namentlich Helferich, Roscher, Schmoller, Conrad, Buchenberger, E. Jäger, v. Ceto-Reichertshausen, Hullmann, v. Beaulieu-Marconnay, Braun, Meyersburg und den Verfasser dieses Referats. Dieselbe Erscheinung, wie im Norden des Deutschen Reiches, begegnet uns auch in Oesterreich, wo die meisten Schriftsteller, die sich über das Grunderbenrecht geäußert haben, für das Anerbenrecht eingetreten sind; so die clerical-conservativen Freiherr v. Vogelsang und Graf Chorinski, der Antisemit Preser, die Liberalen Peez, von Inama, Marchet, Bärnreither und v. Grabmair, endlich die politisch mehr indifferenten L. v. Stein und C. v. Peyrer.

Dagegen gingen die Ansichten über die Nothwendigkeit oder doch Wünschbarkeit einer neuen Grundentlastung, sowie einer Beschränkung des hypothekarischen Credits auseinander; und selbst diejenigen, welche für diese Einrichtungen eintraten, schienen es nicht mit demselben Ernst zu thun, wie die Vertreter der Erbrechtsreform.

Möglich, daß der Unterschied in der Vertretung der beiden Programme darin beruht, daß die Anerbenrechtsfrage schon seit längerer Zeit durch Wort und Schrift eingehend behandelt worden ist, ja daß auf diesem Gebiet bereits einige mehr oder minder günstig verlaufene Experimente vorliegen, während der andere Gegenstand, die Grundschuldentlastung und Beschränkung erst neuerdings zur Diskussion gestellt und daher noch nicht genügend durchdacht und verarbeitet worden ist.

Möglich aber auch, ja wahrscheinlich ist, daß das ungleiche Resultat bewirkt wurde nicht so sehr durch die verschiedene Dauer und Intensität der Beschäftigung mit den beiden Gegenständen, als vielmehr durch das verschiedene Maaß innerer Schwierigkeiten, auf welche diese Fragen bei ihrer Durchführung stoßen würden.

Denn das Anerbenrecht in der vorgeschlagenen Form eines subsidiären Intestaterbrechts verletzt das Princip der individuellen Freiheit in keinem Punkte, sondern sucht im Gegentheil sein Anwendungsgebiet noch zu erweitern, während die Grundentlastung dazu führt, eine Collision zwischen den Interessen der Grundeigenthümer als Schuldner und der Capitaleigenthümer als

Gläubiger zu Gunsten der Ersteren zu entscheiden, und ferner die Verschuldungsbeschränkung in die Freiheit des Einzelnen eingreift, so zwar, daß dieser Eingriff die weitestgehenden Consequenzen für das Rechtsleben (Zwangsvollstreckung, Concursrecht u. s. w.), ebenso wie für das wirthschaftliche Leben (Einfluß auf den Personalcredit u. s. w.) haben müßte. Endlich begegnen diese Eingriffe bei ihrer Durchführung noch folgenden Schwierigkeiten: es soll die Benützung des Productivcredits nicht, wohl aber die aller andern Arten desselben gehemmt werden; es soll, um auf eine Reduction der Güterpreise einzuwirken, die Benutzung des Besitzcredits beschränkt und doch die aufwärtsstrebende Bewegung der besitzlosen Classen, die naturgemäß größtentheils auf den Creditkauf angewiesen sind, nicht gehindert werden. Die Schwierigkeit der Grundschuldentlastung, soweit sie nicht ohne Opfer der Gläubiger oder des Staates durchzusetzen wäre, würde aber darin bestehen, daß sie sich immer nur nach der Höhe, nicht aber nach den Gründen der Belastung richten würde; sie würde also in gleicher Weise zu Gute kommen Demjenigen, der zugleich ohne seine Schuld durch eine Verkettung widriger Umstände, sowie Demjenigen, der durch seine Kurzsichtigkeit, seine Indolenz, seinen Leichtsinn in Noth gerathen ist. Eine solche Maßregel würde also das Gegentheil der laisser-faire-Politik bedeuten und bewirken; denn während diese von der Fiction ausgeht, daß alle gleichmäßig befähigt sind, ihre Interessen wahrzunehmen, und daher sich selbst überlassen werden können, läßt der Staat oder wer immer die Schuldentlastung durchführen würde, dieselbe allen zu stark Verschuldeten angedeihen, indem sie derselben für bedürftig und zugleich für würdig gehalten werden.

VII.

In der Frage der wünschenswerthesten Creditorganisationen war dagegen wieder viel mehr Uebereinstimmung vorhanden, ähnlich wie in der des Anerbenrechts.

Im höchsten Grade erfreulich erschien es, daß ein Theil der preußischen Creditorganisationen die allgemeinste Billigung fand, sodaß nicht von Neueinrichtungen, sondern nur von Entwicklungen in Anknüpfung an Bestehendes die Rede war. Der Verlauf der Discussion bewegte sich zum Theil in Bahnen, die ich in meinem auf der Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik im September 1888 erstatteten Einleitungsvortrage eingeschlagen hatte[1]).

Im Einzelnen sei wiederholt, daß das eben Gesagte hauptsächlich von den Anstalten für den hypothekarischen Credit gilt. Die Trefflichkeit der Landschaften, sowie der mit denselben hie und da verbundenen sog. Darlehnskassen wurde einmüthig anerkannt und nur bedauert, daß die Amortisationseinrichtung in einer Anzahl derselben zum Schein herabgesunken ist. Auch wurde beklagt, daß die Landschaften der verschiedenen Provinzen und Kreise in ungleichem Maße dem bäuerlichen Grundbesitze zu Gute kommen, und zwar je nachdem die Betreffenden in der Verwaltung machtgebenden Persönlichkeiten der Incorporirung des bäuerlichen Grundbesitzes geneigt sind oder nicht.

[1]) Meine agrarpolitischen Zeit- und Streitfragen, S. 282 ff., namentlich aber 304 ff.

In Anknüpfung an diesen Punkt wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Organisation der Landschaften bis in die einzelnen Dörfer hinab zu führen, da der mittlere und kleine Grundbesitzer immer nur das ergreift, was ihm zugetragen wird, auch wenn es minderwerthig ist, statt das Beste selbst auszuwählen und aufzusuchen. Endlich wurde es als wünschenswerth bezeichnet, den soliden und verhältnißmäßig billigen Credit unter Umständen auch bis zu einer höheren Beleihungsgrenze zu erstrecken. Wenn dies durch die Landschaft selbst nicht geschehen könne, weil nicht alle Mitglieder dies Bedürfniß im gleichen Grade empfänden, so doch durch einen engeren Kreis derselben, für den die Organe der Landschaft auch bezüglich dieses höheren Darlehns die Geschäftsführung aber gleichwohl unentgeltlich übernehmen könnten.

Den Landschaften im Allgemeinen als gleichwerthig wurden die Landescreditkassen im Westen hingestellt, wobei auch der seit sechs Jahren bestehenden rheinischen Landesbank mit Anerkennung gedacht ward.

An den Sparkassen, als den Landwirthen Credit gebenden Einrichtungen, wurde die Nichtübereinstimmung der Fristen für die Activ- und Passivgeschäfte und ebenso das Fehlen des Amortisationszwanges getadelt. Dagegen fanden die Leistungen der Provinzial-Hülfskassen wiederum uneingeschränkten Beifall.

Der Hypothekenbanken wäre wahrscheinlich gar nicht gedacht worden, da man im Allgemeinen der Ansicht zu sein schien, daß sie sich für die Landwirthe Norddeutschlands weder zur Benutzung noch zur Nachahmung empfehlen. Indessen hatte der einzige anwesende Bankdirector, Dr. Hecht aus Mannheim, dafür gesorgt, daß auch ihrer Erwähnung geschah. Er suchte den allgemein, namentlich in den Kreisen norddeutscher Landwirthe geglaubten Satz zu bekämpfen, daß die Hypothekenbanken ausschließlich oder doch hauptsächlich das Interesse der Kapitalisten an hohen Dividenden und zwar auch dann verträten, wenn dieselben sich nur auf Kosten der grundbesitzenden Schuldner erzielen lassen. Zu diesem Zwecke bemühte er sich, nachzuweisen, daß auf sehr weitem Gebiete die Interessen der Kapitalisten und der sie vertretenden Bank, sowie die der Schuldner übereinstimmen, und daß es darauf ankomme, hauptsächlich durch Aufsuchung dieses Gebiets ungetrübter Interessenharmonie dem Bedürfnisse der creditsuchenden Grundbesitzer und zugleich dem der Dividenden empfangenden Actionäre zu dienen. Er selbst hat in seiner doppelten Stellung als Director zweier Actienbanken es an Intelligenz und Anstrengungen nicht fehlen lassen, um dieses Gebiet möglichst zu erweitern und für alle Theile nutzbar zu machen.

Wenn trotzdem, abgesehen von vereinzelten Fällen, den Actien-Hypothekenbanken für den ländlichen Credit in Norddeutschland die Zukunft nicht gehören dürfte, so fehlt es doch sonst nicht an Anstalten, die leicht so ausgebaut werden könnten, daß sie dem vorhandenen Creditbedürfnisse der ländlichen Grundbesitzer vollauf zu genügen im Stande wären. Diesem Zwecke wird der Staat hinfort seine Aufmerksamkeit zu widmen und dafür zu sorgen haben, daß es in keiner Gegend an den, ihren specifischen Agrarverhältnissen angepaßten Instituten für den ländlichen Immobiliarcredit fehle.

Schwieriger, als die Erfüllung dieser Aufgabe, ist die der Schaffung neuer Institute für den Mobiliar- oder Personalcredit, bezw. die Anpassung der bestehenden Einrichtungen an die vorhandenen, noch nicht befriedigten Bedürfnisse. In beiden Beziehungen war man darüber einig, daß, während die einzelnen Anstalten für den hypothekarischen Credit sich auf einen großen Kreis von Personen und Gütern erstrecken können, die Einrichtungen für den persönlichen Credit sich auf kleinere Kreise zu beschränken haben, in denen die persönlichen und Vermögensverhältnisse der Einzelnen sich noch von ihren Nachbarn einigermaßen überblicken lassen.

Im Uebrigen gingen die Ansichten darüber, welcher Art diese Anstalten sein sollen, aber doch auseinander. Während die meisten Conferenzmitglieder, die sich über diesen Gegenstand geäußert haben, für selbständige Anstalten waren, die nur dem Personalcredit zu dienen hätten, wollten andere, nach dem Vorgange einiger Landschaften, die Gewährung des Personalcredits mit der des Realcredits seitens derselben Anstalt in irgend welche Verbindung bringen. Die selbständigen Creditanstalten wurden von den einen als Genossenschaften gedacht, die durchaus auf eigenen Füßen stünden, ähnlich wie die Raiffeisen'sche Darlehnskassenvereine, während nach anderen Conferenzmitgliedern, zu denen auch A. Wagner gehörte, die Institute für den Personalcredit Organe des politischen Verbandes: der Gemeinde, des Kreises, des Bezirks, der Provinz, des Staates und des Reiches sein sollten. Gegen diesen letzteren Plan wurde, wie ich glaube mit Recht, eingewendet, daß die Interessen der Mitglieder der politischen Gemeinde mit denen einer Creditanstalt nicht ohne Weiteres identisch sind. Würde z. B. nicht nur in, sondern auch von der Gemeinde eine Personalcreditanstalt ins Leben gerufen, so müßten selbst diejenigen Mitglieder der politischen Gemeinde, die, wie etwa diejenigen, die keine Grundstücke besitzen, gar kein Interesse an der Gewährung von Credit an die ländlichen Grundbesitzer haben, dennoch für die Verbindlichkeiten dieser Creditanstalt einstehen. Hieraus könnten dann leicht Reibungen und Antagonismen unter den Mitgliedern des politischen Verbandes entstehen, die doch lieber zu vermeiden wären.

Wie die Entscheidung aber immer ausfallen möge, so ist doch zu verlangen, daß der Staat für das Vorhandensein genügender Organisationen auch für den Personalcredit Sorge trage. Diese Aufgabe ist um so dringender, eine je größere Rolle der Entwicklung des Personalcredits in Zukunft zugedacht ist.

Endlich ist auch die Frage, durch welche Organe die ins Auge gefaßte Schuldentlastung durchgeführt werden soll, auf der Conferenz gestreift worden. Auch hier kann die erfreuliche Thatsache constatirt werden, daß ein Bedürfniß nach neuen Organen nicht aufgetreten ist, indem man allgemein der Ansicht war, die vorhandenen Organe würden vollkommen genügen, um auch diese Aufgabe zu übernehmen und durchzuführen. Als solche Organe wurden namhaft gemacht: die alten Generalcommissionen, Provinzial-Hülfskassen, Landschaften, Landescreditkassen, Rentenbanken und die neuen Landwirthschaftskammern.

VIII.

Fasse ich jetzt noch den Gesammteindruck zusammen, den die Enquête auf mich gemacht hat, und suche ich zum Schlusse meine eigene Ansicht in Bezug auf die einzelnen Gegenstände der Enquête zu begründen und auszuführen, so muß zunächst constatirt werden, daß in den Bestrebungen, die zur Agrarconferenz führten, ein Zug hervortrat, der dem wirthschaftlichen Leben unserer Zeit überhaupt eigenthümlich ist: es ist das der Wunsch nach Errichtung einer neuen positiven Ordnung auch für die Grundbesitzer und Landwirthe, wie ähnliche Versuche für den Handel, namentlich aber für das Gewerbe bereits früher unternommen worden sind. Die Agrarverfassung, welche von der modernen Emanzipationsgesetzgebung geschaffen worden ist, war zu ausschließlich auf die Souveränetät des Individuums gegründet, als daß sie mehr als eine negative, gegen die Ordnung des ancien régime gerichtete Bedeutung hätte erlangen können. Denn schon sehr bald, auf dem Gebiete des Arrondirungs-, Versicherungs- und Creditwesens, trat das Bedürfniß nach Zusammenschluß der Einzelnen zu kleineren oder größeren Verbänden hervor. Jedoch wogt der Kampf darüber, ob dieser Zusammenschluß eine lediglich auf dem Princip der individuellen Freiwilligkeit oder des allgemeinen Zwanges beruhender sein soll, noch immer unentschieden hin und her. Und auch in den oben behandelten Fragen trat dieser Gegensatz zu Tage. Doch wird derselbe wohl kaum mit einem Schlage a priori, sondern nur langsam, und für die verschiedenen Gebiete in ungleichem Sinne entschieden werden. Das Experiment in der Geschichte wird auch hier die beste Lehrmeisterin sein.

Rechtfertigen aber lassen sich solche Eingriffe der Gesammtheit in die bisher freigelassene Sphäre der Einzelnen nur durch eine Collision unter den individuellen Interessen, die wieder ihrerseits eine Folge der größeren Complication dieser Interessen ist. Wie man den Eigenthümer eines isolirt dastehenden Ritterguts oder Bauernhofes freier schalten und walten lassen kann, als den Hausbesitzer einer volkreichen Stadt, so wird auch in der heutigen, in den Weltbetrieb hineingestellten agrarischen Gemeinschaft der Einzelne sich manche Beschränkungen durch die Gesammtheit und für die Gesammtheit gefallen lassen müssen, die ihm unter den früheren einfachen Verhältnissen fremd geblieben waren und fremd bleiben konnten.

Ein Schritt in der oben angedeuteten Richtung liegt auch in den von der Conferenz bezüglich des Anerbenrechts befürworteten Vorschlägen, weil diese Vorschläge, in Folge längerer theoretischer Beschäftigung mit dem Gegenstande derselben, um einen bekannten Ausdruck Auguste Comte's zu gebrauchen, den Gesetzen der socialen Statik so gut angepaßt worden sind, daß ihrer Durchführung in der Gegenwart wohl kaum etwas im Wege stehen dürfte, ihrer Durchführung, sofern nämlich der Grundbesitz des Erblassers noch eine wirthschaftliche Einheit bildet, oder doch aus solchen Einheiten besteht, und sofern in der besitzenden Familie der Zusammenhang und Familiensinn noch so stark ist, daß die einzelnen Glieder bereit sind, der Familie Opfer zu bringen. Zu bedauern bleibt allerdings, daß die Einführung des Anerbenrechts wahrscheinlich in einem Augenblicke vor sich gehen wird, in welchem wegen der hohen Ver-

schuldung mancher Güter für die Geschwister des Anerben nicht viel nachbleiben wird. Um so mehr sollten die Anerben den dergestalt „Enterbten" das elterliche Haus in Zeiten der Kindheit, des Alters und der Noth offen halten.

Was die andern beiden ungleich schwieriger durchzuführenden Maßregeln betrifft, so bin ich der Ansicht, daß der Staat sich von der Schuldentlastung nicht in jedem Fall wird unthätig zurückziehen dürfen. Denn es enthält eine solche Schuldentlastung einen so tiefen Eingriff in die bestehende Rechtsordnung, daß sie nur durch den Staat geschehen darf, und auch erst dann, nachdem sie durch Motive des Gemeinwohls genügend gerechtfertigt worden ist.

Es wird daher der Staat sich zunächst, und zwar am Besten auf dem kürzesten Wege der Entsendung von intelligenten und vertrauenswürdigen Commissaren, die mit außerordentlichen Vollmachten zu versehen wären, über den Umfang und die Tiefe der Verschuldungsnoth überzeugen müssen. Sollte sich dann aus dieser wandernden Enquête ergeben, daß die Noth der Einzelnen zu einer Noth der Allgemeinheit gestiegen ist, so würde der Staat in den betreffenden Fällen suchen müssen, eine Entlastung der Schulden bis auf ein zulässiges Maß herbeizuführen, wobei er auch seinerseits Opfer zu bringen hätte.

Nachdem dies geschehen, wäre Seitens des Staates dafür zu sorgen, daß aller Orten die nöthigen, den Bedürfnissen der Grundbesitzer angepaßten und vollständig vertrauenswürdigen Institute für den Real- und Personalcredit vorhanden seien. Dahin würden in der Regel nur die oben namhaft gemachten genossenschaftlichen und staatlichen Institute gehören. Zugleich wäre durch den Erlaß von Normativbestimmungen für diese Institute zu bewirken, daß der Credit von ihnen so billig, als die Lage des Geldmarktes und das von ihnen übernommene Risico es nur irgend gestatten, gewährt werde, und wäre für die hypothekarischen Darlehen außerdem die Unkündbarkeit seitens der Gläubiger und der Amortisationszwang einzuführen, damit durchschnittlich jede Generation die Schulden, die sie contrahirt, auch selbst bezahle. Diesen Creditinstituten könnte dann vom Staate ein Creditmonopol gewährt werden, so jedoch, daß dem einzelnen Grundbesitzer die Wahl bliebe, bei welcher der mehreren vom Staate zugelassenen Anstalten er den Real- oder Personalcredit nehmen wolle. Sind diese Reformen erst durchgeführt, so wird der gegenwärtig gezahlte Zins allein wahrscheinlich genügen, um in Zukunft diesen und auch die Amortisationssumme zu decken.

Dagegen sollte, meines Erachtens, von der Ziehung einer Grenze für die hypothekarische Verschuldung abgesehen werden und zwar aus folgenden Gründen. Werden die Ertragswerthtaxen mit Begünstigung des Anerben erst allgemein, so müssen diese Taxen auch einen regulirenden Einfluß auf die Güterpreise der Kaufverträge ausüben. Dafür, daß nicht wieder Personen mit geringem Capital Güter im vielfachen Betrage der von ihnen gemachten Baaranzahlungen kaufen, ist schon durch die im Vergleich zu der Conjunctur der dreißiger bis siebziger Jahre viel schlechter gewordene Situation der Landwirthschaft genügend gesorgt. Denn bei sinkender Bodenrente wäre ein solches Verfahren durchaus unvortheilhaft und verbietet sich daher von selbst. Und in der That

sind es heute nicht nur die Besitzer geringer, sondern auch diejenigen großer Capitalien, welche in der Regel keine im Verhältnisse zur Größe ihres Capitals stehenden Landgüter kaufen mögen; und daß die Conjunctur hinsichtlich der Höhe der Cerealienpreise und der Productionskosten noch eine Weile anhalten werde, scheint außer Zweifel zu stehen. Möglich hingegen, daß ein anderer Factor der Bodenpreisbildung, der Zins des Geldcapitals, sich früher verändern, d. h. steigen wird; aber diese Veränderung würde bei sonst gleichbleibender oder gar fortgesetzt sinkender Bodenrente naturnothwendig ein Sinken der Bodenpreise zur Folge haben, so daß vollends in diesem Falle von einer Belebung der Speculation in Güterkäufen nichts zu fürchten wäre.

So wird denn, was durch die Verschuldungsgrenze erreicht werden soll, wahrscheinlich auch ohne dieselbe durch das bestimmten Anstalten für den Real- und Personalcredit zu ertheilende beschränkte Monopol erreicht werden. Ja es wird durch diese Unterlassung sogar ein nicht wünschenswerther und daher nicht gewollter Effect vermieden werden. Sollen nämlich durch das Anerbenrecht die Tendenzen gestärkt werden, durch welche der Grundbesitz in der Familie erhalten wird, so würde die Verschuldungsgrenze umgekehrt denselben in die capitalkräftigsten Hände hinausdrängen. Das würde aber vermieden werden, wenn die Beschränkung der hypothekarischen Verschuldung unterbliebe.

Zum Schluß sei noch der Voraussetzungen gedacht, die erfüllt sein müssen, wenn die oben auch von mir befürworteten Reformen nicht nur beschlossen werden, sondern auch in Fleisch und Blut der Bevölkerung, für die sie bestimmt sind, übergehen sollen.

Hier ist nun weniger an die großen Grundbesitzer zu denken, die, soweit die Neuerungen nicht direct gegen ihr Interesse sind, durch Belehrung zu Freunden derselben gemacht werden können.

Dagegen wird es schwer halten, denselben Einfluß in Kurzem auch auf die Bauern zu gewinnen. Hier wird Alles von der Zeit und ihrem Einfluß zu erwarten sein. Es wird daher wenigstens für den Anfang darauf verzichtet werden müssen, die Wirksamkeit des neuen Rechtes von der Initiative der Bauern abhängig zu machen oder auch nur die Unwirksamkeit desselben durch ihr Veto zu provociren. Vor Allem wird die neue Gesetzgebung keine Bestimmungen enthalten dürfen, die gegen die Rechtssätze, welche erst unlängst für die Bauernschaft errungen worden sind und sich namentlich auf ihre Befreiung beziehen, verstoßen.

Aber auch auf denjenigen Theil der ländlichen Bevölkerung, der an den Reformen nicht direct betheiligt ist, wird Rücksicht zu nehmen sein. Ich meine die besitzlosen ländlichen Arbeiter. Hier wird Alles gethan werden müssen, um diese bei jeder passenden Gelegenheit über den wahren Sinn und die Tragweite der Reformen aufzuklären. Nöthigenfalls wird der politischen und socialen Demokratie und der von ihnen bei solchen Gelegenheiten gern geschwungenen Gleichheitsfahne entgegenzutreten sein. Die Frage der Schuldentlastung, des Ausbaues der Creditorganisation und der Einführung der Zwangstilgung für den hypothekarischen Credit wird die besitzlosen Arbeiter

wenig aufregen; umsomehr aber vielleicht die Frage des Anerbenrechts und die scheinbare Bevorzugung des Anerben. Doch ist in diesem Falle darauf zu rechnen, daß der Gegensatz von besitzlosen Arbeitern und besitzenden Unternehmern auf dem Lande lange nicht so scharf ausgebildet ist, wie im Gewerbe, und daß in der Landwirthschaft der fleißige und sparsame Arbeiter noch immer hoffen darf, dereinst Grundbesitzer zu werden. Ja, er wird in diesem Bestreben neuerdings durch den preußischen Staat und seine die Rentengüterbildung begünstigende Gesetzgebung mannigfach unterstützt, wie denn die gegebenen Conjuncturen für die Kleingüterbildung durchaus nicht ungünstig sind. So wird denn Derjenige, der heute seinem Bruder, dem Anerben, scheinbar ein Opfer bringt, vielleicht morgen bereits in der Lage sein, ein solches, wiederum scheinbares Opfer für eins seiner Kinder seitens der Uebrigen in Anspruch zu nehmen.

Auch wird das Bestreben dahin gehen müssen, die weder direct noch indirect am Reformwerk betheiligten Classen für dasselbe zu gewinnen. Denn bei entschiedenem Widerstreben der gesammten, nicht ländlichen Bevölkerung gegen die Reform wird sich dieselbe nicht durchführen lassen. Die vielen und lauten Klagen der Landwirthe, sowie die Ablehnung eines Theils ihrer auf die directe Erhöhung der Preise gerichteten Bestrebungen, und endlich die Unmöglichkeit, die Productionskosten der Landwirthe wesentlich herabzusetzen, dürften vielleicht eine größere Geneigtheit und Empfänglichkeit für Reformen, durch welche die Nicht-Landwirthe kaum etwas zu verlieren hätten, erzeugt haben.

Endlich wird bei Normirung und Durchführung der obigen Reformgedanken zwischen den großen und mittleren Gütern möglichst wenig zu unterscheiden sein. Die großen Grundbesitzer haben das richtig erkannt, indem sie in der letzten Agrarconferenz immer wieder betonten, daß bei Anwendung des Anerbenrechts, bei Durchführung der Schuldentlastung und Ziehung der Verschuldungsgrenze kein Unterschied zwischen Ritter- und Bauergutsbesitzern gemacht werden möge. Doch genügt es nicht, diesen Gedanken in Worten auszusprechen; er muß auch bethätigt werden, wo immer eine Gelegenheit sich dazu findet. So hat es auf die bäuerliche Bevölkerung Hannovers entschieden günstig gewirkt, daß ein Theil der Rittergutsbesitzer keinen Anstand nahm, seine Rittergüter ebenfalls in die Höferolle einzutragen, während solches in Altpreußen nicht geschehen ist.

Ich schließe meinen Bericht mit dem Wunsche, daß es dem in Aussicht genommenen engeren Ausschuß der Conferenz, sowie dieser selbst bei ihrer nächsten Zusammenkunft gelingen möge, das vorläufig nur in den Grundzügen entworfene Bild weiter auszuführen und zum Gedeihen der preußischen Land- und deutschen Volkswirthschaft dereinst verwirklicht zu sehen.

Erinnerungen an August Mariette.

Von

Heinrich Brugsch[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Bereits sind dreizehn Jahre dahingeflossen, seitdem sich mein französischer Freund A. Mariette nicht mehr unter den Lebenden befindet. Und wie schwer wurde es ihm, von dieser Welt, von seinem Museum in Bulak an den Ufern des Nils zu scheiden, aus dem lachenden Sonnenlichte Aegyptens in die düstere Unterwelt hinabzuziehen! Seine Landsleute hatten seinen letzten Willen geehrt und die ägyptische Regierung sich vollkommen damit einverstanden erklärt, die sterblichen Ueberreste des um die Alterthümer Aegyptens hochverdienten Mannes in der Vorstadt Bulak bei Kairo einem Granitsarkophage zu übergeben, der für alle Zeiten seine Aufstellung im Angesicht des Haupteinganges zum Museum finden sollte. Mariette hatte dieses, wenn auch auf Kosten der ägyptischen Vicekönige gegründet — es war gegen das Ende der fünfziger Jahre —, zufällige Funde, Ankäufe und Nachgrabungen hatten die kleinen Anfänge von Jahr zu Jahr in unglaublicher Weise vermehrt und den Sälen die kostbarsten Denkmale zugeführt, so daß bereits zur Zeit der feierlichen Eröffnung des Suez-Kanales den eingeladenen Gästen, von den Kaisern und Königen an bis zum letzten Berichterstatter der großen Zeitungen Europa's und Amerika's, der Anblick einer wohlgeordneten, überaus reichen und werthvollen Sammlung ägyptischer Alterthümer geboten werden konnte.

Hätte mein verstorbener Freund jemals ahnen können, eine Laufbahn zurückzulegen, in welcher das Schicksal ihn, von den ersten dreißiger Jahren seines Lebens an, aus Boulogne-sur-Mer über Paris nach Aegypten versetzte und hier eine zweite Heimath finden ließ, die er bis zu seinem Tode hin fast mehr als sein eigenes Vaterland liebte? Er nahm vor seinem Glücke eine bescheidene

[1]) Nicht ohne wehmüthige Theilnahme wird man dieses letzte Blatt lesen, welches Heinrich Brugsch dem Andenken seines im Tode ihm vorauf gegangenen Freundes gewidmet hat und in welchem so mancher verwandte Zug des eigenen Charakters und Lebenslaufes sich abzuspiegeln scheint. Die Redaction.

Stelle als Lehrer an der höheren Bürgerschule in seiner Vaterstadt ein, mußte sich mit einer geringen Besoldung begnügen, und als Frau und Kinder seinen Hausstand vergrößerten, Romane, Novellen und Gedichte in die Welt schicken, um seine Einnahmen zu vermehren. Gelegentlich führte er artilleristische Zeichnungen für den in Hamm gefangenen Prinzen Louis Napoléon aus, eine Thatsache, von der er mir häufig erzählte. Dabei war es plötzlich um seine Ruhe geschehen, als er in dem kleinen städtischen Museum einen bunt bemalten und mit Hieroglyphen bedeckten Sarg entdeckte, dessen geheimnißvolle Zeichen er zu lösen sich entschloß. Mit diesem Mumienkasten beginnt die Geschichte Mariette's, der nach seinem am 18. Januar 1881 erfolgten Hinscheiden der höchsten bürgerlichen Ehre theilhaftig wurde. Seine dankbare Vaterstadt errichtete ihm eine Broncestatue in ihren Mauern, um das Gedächtniß an ihren hervorragenden Sohn der Mit- und Nachwelt zu erhalten. Anfangs freilich erging es ihm so traurig, wie es häufig großen Geistern ergangen ist, wenn tägliche Sorge die ganze Kraft im Kampfe um das Dasein herausfordert. Der Schulmeister begab sich in das Reich des Ungewissen, indem er damit begann, sich in den Besitz von Werken zu setzen, welche altägyptische Gegenstände, vor Allem die Schrift, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus behandelten. Der Franzose Champollion le jeune, der Engländer Birch und unser Landsmann Lepsius waren die einzigen Gelehrten, welche sich damals mit diesen Studien eingehender beschäftigt hatten. In Kurzem hatte Mariette eine genügende Kenntniß des Inhalts der damals noch jungen ägyptischen Wissenschaft gewonnen, um einem Antrage entsprechen zu können, der von der Verwaltung der Museen in Paris durch Vermittelung eines treuen Freundes, des Herrn de Longpérier, wider Vermuthen an ihn gerichtet worden war.

Die ägyptische Sammlung im Louvre befand sich zu jener Zeit in einem Zustand unglaublichster Unordnung und Vernachlässigung, und es bedurfte langer und zeitraubender Arbeiten, um die einzelnen Gegenstände zu classificiren und in einem Cataloge zu beschreiben. Mariette erhielt den Antrag, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, die in wenigen Monaten zu vollenden war, gegen ein Honorar von 166 Francs und 66 Centimes für jeden einzelnen Monat. Der junge Familienvater arbeitete unabläßig in den wichtigen ägyptischen Schätzen der Sammlung und fand reichlich Gelegenheit, durch die eingehende Beschäftigung mit den Denkmälern seine Kenntnisse einerseits zu verwerthen, andererseits aber beträchtlich zu vermehren. Dennoch reichten die geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen, nicht aus, um seine Familie in der Ferne zu erhalten und seine eigenen Auslagen in Paris zu bestreiten. Alle Mittel und Wege, seine Einnahmen zu erhöhen, schienen ihm recht, so sein Anerbieten, gegen Baarzahlung einige der ägyptischen Papyrusrollen in den Sammlungen des Louvre aufzukleben, was ihm amtlich freilich verweigert wurde, „da der Beschluß gefaßt worden sei, daß Herr Mariette keine andere Beschäftigung, welche vom Museum bezahlt würde, übernehmen könne, nachdem er gegen monatliche Zahlung in Verwendung gekommen." Er ließ sich dennoch nicht entmuthigen, sondern setzte seine Arbeiten in aller Ruhe

fort, indem er zugleich, es war im Jahre 1849, zum ersten Male eine wissenschaftliche Arbeit über einen ägyptischen Gegenstand in der „Revue archéologique“ erscheinen ließ. Ein schweres Hinderniß in seinem Fortkommen am Louvre, dem er zugewiesen blieb, bereitete ihm in demselben Jahre der gelehrte Vicomte Emmanuel de Rougé, welcher schon damals durch seine ägyptischen Arbeiten, die in der Akademie öffentlich vorgelesen wurden, allgemeines, aber sehr berechtigtes Aufsehen erregte, besonders nachdem die Regierung dem jungen Vicomte die Mittel zur Bereisung der ägyptischen Sammlungen in Leyden, Berlin, Wien, Turin, Florenz, Rom und Neapel in reichstem Maße zu Gebote gestellt hatte. Es war nicht leicht, eine solche Concurrenz zu überwinden, und Mariette mußte die Gegnerschaft um so schwerer fühlen, als de Rougé die Stellung eines Honorar-Directors der ägyptischen Sammlungen des Louvre übernommen hatte und ihn zu seinen Untergebenen zählte. Ich weiß aus den mündlichen Mittheilungen meines verstorbenen Freundes, wie tief er sich dem vornehmen Vicomte gegenüber gedemüthigt fühlte, andererseits aber auch, wie sehr der Vicomte Grund hatte, in Mariette einen stillen und gefährlichen Nebenbuhler zu fürchten.

Das Verhältniß zwischen beiden wurde immer unleidlicher, so daß Mariette sein ganzes Denken und Trachten darauf richtete, ähnlich wie de Rougé, mit einer wissenschaftlichen Mission betraut zu werden, die ihn auf einige Monate fern vom Louvre hielt und ihm die Gelegenheit verschaffte, selbständige Arbeiten liefern zu können. Er richtete ein Gesuch an das Unterrichts-Ministerium, um die erforderlichen Mittel zu einer Reise nach Aegypten zu erhalten, zu dem besonderen Zwecke, koptische Handschriften zu erlangen, nachdem es einer englischen Mission damals gelungen war, für das Britische Museum in London eine Menge werthvoller syrischer Handschriften in den sogenannten Natronklöstern zu gewinnen. Mariette verstand wenig von der koptischen Sprache und Literatur und die erbetene Mission erfüllte für ihn allein den Zweck, die Mittel zu Nachgrabungen in Aegypten zu liefern. Mit einer Summe von sechstausend Franken und einem sechsmonatlichen Urlaube, der vom 1. September 1850 seinen Anfang nehmen sollte, trat er seine Reise übers Meer an, um niemals mehr seine Arbeiten im Louvre fortzusetzen. Seine Frau und seine Kinder blieben in Paris zurück und bezogen die geringe Besoldung, welche er früher für seine Arbeiten im Louvre erhalten hatte.

Kaum war Mariette in Aegypten gelandet, so fing er damit an, seine Forschungen den Alterthümern zuzuwenden, von denen auch die Stadt Alexandrien, in welcher er gelandet war, eine genügende Auswahl besaß. Es waren vor Allem Sphinxgestalten, d. h. liegende Löwenkörper mit menschlichem Haupte, sämmtlich aus Kalkstein hergestellt, von kaum Meterlänge und häufig mit griechischen Buchstaben bekritzelt, welche Mariette in den Gärten reicher Alexandriner aufgestellt fand, und welche, nach seinen Erkundigungen, von einem Antikenhändler, einem spanischen Juden Namens Fernandez, käuflich erworben worden waren. In Kairo selber zog Mariette bei der genannten Persönlichkeit, die damals in einer schmalen Seitengasse der Muski-Straße einen Laden mit Kleinwaaren eröffnet hatte, nähere Erkundigungen

über die Herkunft der Sphinxe ein, und der Händler war gesprächig genug, ihm eine Gegend in der Wüste westlich von dem Dorfe Abusir, in vierstündiger Entfernung von Kairo, als Fundort jener Gestalten zu bezeichnen.

Damit war für den französischen Archäologen der Ausgangspunkt seiner späteren großartigen Entdeckungen geliefert. Er erinnerte sich sofort an die Stelle, welche der Geschichtschreiber Strabo über dieselbe Gegend geliefert hat. Sie lautete: „Ein Serapistempel ist auch daselbst an einem sehr sandigen Orte, so daß vom Winde Staubhügel aufgehäuft werden, von welchen wir die Sphinxe theils bis zum Kopf verschüttet, theils halb sichtbar erblickten, woraus man die Gefahr entnehmen kann, wenn den zum Tempel Gehenden ein Windstoß überfällt." Mariette begab sich an Ort und Stelle — wie mir gegenüber Fernandez behauptete, in seiner Begleitung — sah thatsächlich einen der Sphinxköpfe, welche in einer Vertiefung aus dem Sande hervorragten, und sofort war sein Plan gefaßt, an diesem Orte Nachgrabungen zur Aufdeckung des alten Serapeums von Memphis in größtem Maßstabe anzustellen. Das Glück war ihm hold, denn bereits gegen Ende des Jahres 1850 hatte er den eigentlichen Zugang zu den Gräbern der heiligen Apisstiere (der Osor-Hapi von Osiris-Apis = Serapis) gefunden und der Wissenschaft eine ungeheure Quelle der Erkenntniß geöffnet. Ich begnüge mich mit dem Hinweis auf Tausende von Inschriften in Hieroglyphen, in hieratischer und in demotischer Schrift, welche aus den dunklen Räumen an das Tageslicht gezogen wurden und gegenwärtig zu den Schätzen des Louvre gehören.

Es war im Februar des Jahres 1853, als mich zum ersten Male der Weg von Kairo aus nach dem Serapeum führte. Vier Stunden lang trug mich mein Miethsesel durch das grüne, hochaufgeschossene Getreide, während der muntere Treiberjunge lustig daneben einhertrabte und mir arabische Lehrstunden gab. Der sandige Aufstieg zur Wüste auf der letzten Strecke des Weges wurde glücklich überwunden und ich stand vor der schmalen Holzthür, welche den Eingang zur Terrasse vor dem Hause Mariette's bildete. Ein wohnliches Gebäude mitten in der Wüste gehört natürlich zu den größten Seltenheiten, da der Transport der Ziegelsteine in das Sandmeer hinein heutzutage erhebliche Kosten bereiten dürfte. Zum Glück hatten die Alten selber für das Baumaterial gesorgt, denn Mariette hatte so viel altes Ziegelwerk im Serapeum entdeckt, daß er mit Hülfe der gefundenen Masse einen ganzen Palast, geschweige denn ein bescheidenes Haus zu ebener Erde, hätte aufführen lassen können.

Auf das mehrmalige Anschlagen des Eselsbuben öffnete ein Beduine die hölzerne Pforte, und ich sah im Innern auf der Terrasse einen kräftigen Mann von hoher Statur in europäischer Tracht stehen, dessen blondhaariges Haupt mit einem Tarbusch bedeckt war, so roth wie das Gesicht darunter. Es war Mariette selber, der bei dem Anhören meines Namens auf mich zueilte, mich umarmte und zum Eintritt in sein Haus einlud. Diesem ersten Augenblicke folgte eine dreißigjährige Freundschaft. Ich wurde sofort der ständige Gast im Hause beim Serapeum, besaß mein eigenes Zimmer und kroch Monate lang mit Mariette im Sande herum, da wir auch die letzten Winkel und

Ecken der ungeheueren Anlage nicht unbesucht und ununtersucht lassen wollten. Gegen Abend fanden wir unsere Erholung auf der Terrasse, die, nach Norden gelegen, eine weite Aussicht über das grüne Nilthal zur Rechten bis nach Kairo hin und zur Linken über die Wüste bis zu den großen Pyramiden von Gisch gestattete. Das Leben zweier Menschen in der Einsamkeit einer Wüstenei, besonders in der Jahreszeit des heißen Sommers, bindet die Seelen fester an einander, der Gedankenaustausch wird ein innigerer, und das Gewöhnen an einander bildet eine Art von Familienband. Selbst in unseren späteren Jahren, da ich mich als Consul und später als ägyptischer Beamter in Kairo niedergelassen hatte, verging kein Tag, ohne daß wir uns aufgesucht und gesehen hätten. Trennten uns Reisen nach Europa, so trat eine regelmäßige Correspondenz ein, die in jedem einzelnen Falle mit dem schriftlich ausgesprochenen Wunsche nach einem baldigen Wiedersehen schloß. Unsere Freundschaft wuchs in dem Maße, als unser Lebenslauf in jeder Beziehung einen gleichen Gang genommen hatte. Wir hatten beide früh geheirathet, besaßen zahlreiche Kinder, daneben unsere Beschützer und Verfolger und hatten beide in Aegypten eine Zufluchtsstätte gefunden. Die Briefe, welche ich in einem so langen Zeitraum von Mariette empfangen habe, enthalten Geständnisse und Mittheilungen einer Freundesseele, die sich an den Freund richtet, im Glück freudige Theilnahme und im Unglück Trost sucht. Wenn ich die Sammlung heute durchblättere, so empfinde ich es mit Rührung, wie heute ein Todter zu mir spricht, und mit Trauer, daß meine Antworten ihre Adresse nicht mehr erreichen. Mariette's Briefe bilden in ihrem Zusammenhange eine Art Biographie, in welcher der Schmerz über Enttäuschungen eine breite Stelle einnimmt.

Aber diese Enttäuschungen führte er selber auf seine mangelhaften Kenntnisse in der Entzifferung hieroglyphischer Texte und sein Unvermögen zurück, sich in den altägyptischen Geist hineinzudenken. Oft gestand er es mir, und nicht bloß in schwachen Stunden, wie sehr er fühle, daß seine Laufbahn eine verfehlte sein müsse, da er in sich nur Anlagen finde, die ihn für die Kunst oder für schöngeistige literarische Arbeiten befähigten. Thatsächlich besaß Mariette einen ausgeprägten künstlerischen Geschmack, der in seinen farbigen Zeichnungen zu Tage trat, und war ein Meister im Stil, dem die dichterische Begabung im höchsten Maße zu eigen. Es ist mir nicht im Geringsten zweifelhaft, daß Mariette, wäre er nicht den alten Aegyptern verfallen gewesen, ganz Ausgezeichnetes als französischer Schriftsteller ersten Ranges geleistet haben würde. Seine Phantasie war lebendig und jeder poetischen Anregung zugänglich. Es dürfte Wenigen bekannt sein, daß er auf den Wunsch des Vicekönigs von Aegypten, der zur Zeit der feierlichen Eröffnung des Suezkanales seine Gäste durch eine neue Oper überraschen wollte, das Libretto zu Verdi's „Aida" verfaßt hat. Und trotz alledem gehörte Mariette zu den größten Kennern des ägyptischen Alterthums, das er liebte, wie ein Jüngling seine schöne Braut. Er hatte außerdem eine so genaue Kenntniß der Wüste und des ägyptischen Erdbodens gewonnen, daß eine kurze Prüfung seinerseits genügte, um das Vorhandensein verborgener Denkmäler sofort voranszusagen.

Er besaß eben das, was die Franzosen als „la bosse“ bezeichnen, den angebornen Spürsinn. Seine Stärke lag in dem, was man die Arbeit des Archäologen benennt, aber seine Schwäche, wie gesagt, in der Entzifferung der Hieroglyphen, die ihm die größten Schwierigkeiten zu bereiten pflegte. Er empfand diesen Mangel in die tiefste Seele hinein, und schrieb demselben die Mißerfolge zu, denen seine Arbeiten, wie er fürchtete, ausgesetzt seien. Ich war so glücklich, ihm manche Zweifel zu lösen, seine Lesungen zu bestätigen oder zu berichtigen, mit einem Worte, ihm als Helfer zu dienen. Seine Dankbarkeit mir gegenüber kannte keine Grenzen, besonders in jener Periode, welche zwischen seiner Rückkehr nach der Heimath und seiner Anstellung in ägyptischen Diensten lag. Es war zugleich die Zeit, in welcher er am meisten mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen hatte. Er, welcher der französischen Regierung die kostbarsten Denkmäler des Alterthums im Werthe von Hunderttausenden als Eigenthum überliefert hatte, wußte oft kaum, wie er die nothwendigsten Ausgaben bestreiten sollte. Seine in dieser Periode an mich gerichteten Briefe malen mehr als alle weitläufigen Beschreibungen den Seelenzustand und die Herzensqualen des geprüften Mannes. Man begreift es, daß ihn die Sehnsucht nach Rückkehr in das Nilthal befiel, und daß er sich täglich mit dem Gedanken beschäftigte, diese Sehnsucht zu verwirklichen. Thatsächlich sollte ihm das Glück zu Theil werden, seine heißen Wünsche erfüllt zu sehen und ein Museum zu gründen, dessen Reichthum bis zur Stunde alle Welt in Erstaunen setzt. Die Mittel dazu gewährten ihm großherzige Vicekönige Aegyptens, wenn auch im steten Kampfe mit Schwierigkeiten, wie sie einmal bei allen Geldangelegenheiten von den morgenländischen Staatskassen unzertrennlich sind.

Nach einem vierjährigen Aufenthalte in der Wüste, vom Jahre 1850 an bis 1854 hin, in die Heimath zurückgekehrt, bereiteten schon die ersten Tage seines Aufenthaltes in Paris ihm wenig Freude, und ließen ihm die Zukunft in einem düstern Lichte erscheinen. Ein Brief, welchen er am 15. November 1854 an mich richtete, spricht dies in deutlichster Weise aus. Er schrieb mir:

„Ich zeige Ihnen mit einem Vergnügen, welches Sie verstehen, meine endliche Rückkehr in das schöne Paris an, das ich schon vor länger als vier Jahren verlassen habe. Trotz der Erfolge, welche der Zufall mir geschenkt hat, gestehe ich es Ihnen offen, daß ich nicht wieder anfangen möchte. Das war zu viel der Anstrengungen, zu viel des Kummers, zu viel der Schmerzen und endlich der Siege, welche allzu theuer erkauft waren. In vier Jahren habe ich zwanzig Jahre gelebt. Ich habe mich dabei aufgerieben, nicht in Bezug auf den Körper, sondern auf den Geist, und ich trete wieder in das Louvre ein mit allen Wünschen, mich der neuen Waffen zu bedienen, welche ich erobert habe; aber mit einer so ermüdeten Intelligenz, daß ich nicht die Kraft zu arbeiten in mir fühle. Wie dem auch sei, ein paar Ruhetage werden mich wieder in Stand setzen, so hoffe ich, und bald werde ich mich bereit fühlen, meinerseits in den Kampf einzutreten. Daß dieser Leichenbitterton Sie nicht traurig mache, mein theurer Freund! Ich habe schlecht geschlafen und bin mit übler Laune aufgewacht. — Ich hoffe, sollten Sie bald nach Paris kommen, und wenn meine Obscurität nicht die Augen Eurer Herrlichkeit verletzt, daß Sie in mir Ihren guten und fröhlichen Kameraden aus der Wüste wiederfinden werden. Welch' schöne Zeit, die ich mit Ihnen verlebt habe! . . . .“

In einem Briefe vom 13. September 1855, der vor Mariette's Reise nach Berlin an mich gerichtet war, beklagte sich der Entdecker des Serapeums bitter über die geringschätzige Behandlung, welche ihm in Paris von Seiten ausgezeichneter französischer Gelehrten zu Theil ward. Er ließ sich darum folgendermaßen gegen mich aus:

„So eben sind in der „Revue des deux mondes“ und in dem „Journal des Savants“ zwei Artikel erschienen, welche unter der Inspiration des Herrn de Rougé niedergeschrieben sind und, wenn auch in wohlwollender Weise, mein Porträt mit Zügen malen, die mir durchaus nicht in meiner Eigenschaft als Gelehrter schmeichelhaft erscheinen. In dem einen sagt Herr Maury in jedem Augenblick: „Herr Mariette hat im Serapeum ein Königsschild gefunden, welches Herr de Rougé Bokkoris gelesen hat“, als ob ich nicht im Stande wäre, auch nur einen Königsnamen zu entziffern. In dem anderen Artikel stellt mich Herr Biot ganz einfach als einen thätigen Forscher, guten Zeichner und einen Mann dar, dem es gelungen ist, sich mit der Form der Hieroglyphen vertraut zu machen. Mit anderen Worten, Herr Mariette ist kein Gelehrter, und man muß ihn nicht als einen solchen ansehen. Das trifft so vollkommen den Gedanken des Herrn de Rougé, daß ich seine Empfindungen gegen mich errathe und sehe, wie er mich nicht im Ernste nimmt und bemüht ist, dieselbe Meinung auch von Anderen theilen zu lassen. Nichts kann mir aber in diesem Augenblick unangenehmer sein. Ich bin nur ein Anfänger und Herr de Rougé steht auf seiner Höhe in der Wissenschaft. Zermalmt von einem Manne wie er, kann ich das unmöglich überleben. Ich nehme deshalb, theurer Freund, meine Zuflucht zu Ihnen, zu Ihrer guten und offenen Freundschaft für mich, und ohne Führer, wie ich es bin, bitte ich Sie, der meinige zu sein, mich mit Ihren Rathschlägen zu unterstützen, meine Arbeiten zu leiten, damit ich eines Tages nach ausdauernder Arbeit jenen Sonnen, welche sich über den Aufgang meines kleinen Sternes beunruhigt fühlen, zeigen kann, daß ich noch zu Anderem gut bin, als bloß Hieroglyphen zu zeichnen. Ich behaupte nicht, daß diese Herren im Grunde nicht Recht hätten. Alles in Allem bin ich nur ein dummer Kerl, aber ich habe es nicht gern, daß man es in den Zeitschriften ausspricht.“

Der Brief war an dem Tage geschrieben, an welchem Paris von Kanonenschlägen, von Trommelwirbeln und Trompeten widerhallte: man feierte die Erstürmung von Sebastopol.

Gegen Ende des Monats November 1855 traf Mariette in Berlin ein, um von Alexander von Humboldt, und durch diesen Nestor der Wissenschaft vom Könige Friedrich Wilhelm IV. in der schmeichelhaftesten Weise empfangen zu werden. Der König, welchem Mariette die Ehre hatte, Pläne und Zeichnungen von Denkmälern aus dem Serapeum vorzulegen, zog Mariette zu Tisch und verlieh dem französischen Gelehrten den Rothen Adlerorden dritter Klasse. Am 28. December desselben Jahres, nach seiner Rückkehr, erhielt ich aus Paris von meinem französischen Freunde einen längeren Brief, in dem sich folgende Stellen finden:

„Ich würde undankbar sein, wenn ich vergäße, Sie zu bitten, dem verehrungswürdigen und berühmten Herrn von Humboldt meine Ehrerbietung darzubringen, dessen entzückender und mich ehrender Empfang eine unauslöschliche Erinnerung in mir zurückgelassen hat. Sagen Sie es wohl, ich bitte Sie, Herrn von Humboldt; sagen Sie ihm, daß ich ihm vom Grunde meines Herzens dafür danke. Meine Reise nach Berlin ist durch ihn eine ganze Begebenheit in meinem armen,

so traurigen und langweiligen Leben geworden, und Sie, mein theurer Freund, der Sie mich kennen und es wissen, wie sehr mir das Leben vergällt worden ist, Sie werden begreifen, daß ich einen von Humboldt nicht vergessen kann, und daß im Gegentheil ich Sie bitten will, ihm unverzüglich Ihren Besuch zu machen, um ihm meinen Dank mitzutheilen und ihn meiner ewigen Erkenntlichkeit zu versichern. Die Ehren, mit welchen mich Ihr König und Herr von Humboldt beglückt, haben in Paris den besten Eindruck hervorgerufen. Der Herzog de Luynes ist ins Besondere davon erbaut gewesen, und unser Minister des öffentlichen Unterrichtes hatte die Güte, mir seine Glückwünsche darüber auszusprechen. Für meinen Theil bin ich so stolz wie möglich darauf. Meine vier Jahre der Einsamkeit im Serapeum sind mehr als belohnt worden. Darum nimmt Ihr König mit Herrn von Humboldt einen großen Platz in meiner Erinnerung und, wenn ich es sagen darf, in meinem Herzen ein."

In einem Briefe vom 5. November 1856 kommt er noch einmal auf seinen Berliner Aufenthalt zurück, indem er mir die Geburt eines Knaben anzeigt, und dann fortfährt:

„Dem kleinen Weltbürger habe ich die Namen August, Paul und Alphons gegeben, zur Erinnerung an seinen Vater, Großvater und Onkel, und dazu noch Wilhelm gefügt, zur Erinnerung an Ihren König. Mein Besuch in Berlin im vergangenen Jahre ist ein wirkliches Ereigniß in meinem Leben, und bei jeder Gelegenheit bereitet es mir viel Behagen, Jedermann zu beweisen, daß wenigstens der König von Preußen einen Franzosen hat, der ihm die größte Dankbarkeit widmet. Ich meine dasselbe Ihrem ehrwürdigen Herrn von Humboldt gegenüber. Seine beiden Bildnisse, mit allem Luxus eingerahmt, den meine arme kleine Börse zu bestreiten vermag, schmücken mein Arbeitszimmer und hängen neben dem meines Vaters. Was wollen Sie? Wenn ich glaube keinen Kopf zu besitzen, der für die großen Maschinen der Wissenschaft gebaut ist, so behaupte ich wenigstens, ein Herz zu besitzen, in welchem die Liebe und die Erinnerung thronen. Im Leben besagt das Etwas."

Nach mehreren Briefen, in denen er abermals über die geringe Theilnahme klagt, die man ihm in Frankreich beweise, und seiner Sehnsucht nach Aegypten wiederholt Ausdruck gibt, konnte er mir endlich am 5. December 1856 schreiben:

„Ich will Ihnen als meinem besten Freunde jetzt erzählen, wie es in Bezug auf mich möglich ist, daß ich aufs Neue dieses schöne Land wiedersehe. Der Pascha will mich zum Generalinspector ernennen. Ich würde in Kairo bleiben wie Linant-Bey, Clot-Bey und Andere, d. h. als ein Beamter des Pascha. Meine Aufgabe würde darin bestehen, die Alterthümer zu überwachen, ihre Zerstörung zu verhindern, ebenso ihre Verwandlung in Kalk ꝛc. Im Princip ist das ausgezeichnet und durchaus eines Archäologen würdig, um so mehr als ich unter dem Vorwande, sie sicher zu stellen, sie bloßlegen würde. Aber in der Praxis sieht die Sache nicht so schön aus. Thatsächlich kümmert sich der Pascha den Teufel um die Alterthümer wie um mich. Seine Absicht ist nur die, daß die Zeitungen im Chor von ihm sagen können: dieser aufgeklärte Fürst, dieser verständnißreiche Fürst u. s. w. Ich bin dabei nur ein Werkzeug, und wenn die Artikel in den Zeitungen erschienen sind, kann es dem Pascha einfallen, mich aufs Trockene zu setzen, andererseits wird der Inspecteur der Denkmäler gar nichts zu inspiciren haben. Sämmtliche Consuln graben nach, und es würde mir schön bekommen, sie zu verhindern, Löcher in den Mauern zu machen. Mein Platz wird also in einer Sinecure bestehen, und wissenschaftlich würde ich nichts zu thun haben, folglich keinen Nutzen davon tragen. Schließlich mache ich mir nichts daraus, ein Aus-

hängeschild für den Pascha zu sein, einen Schreibtisch in Kairo zu haben und meine Zeit da unten zu verlieren. Von einer anderen Seite kann ich meine Entlassung als Conservateur im Louvre nicht geben. Wenn meine Stellung auch nicht sehr einträglich ist, so ist sie sehr ehrenvoll; sie führt in einigen Jahren ins Institut und sichert mir wenigstens für das ganze Leben mein Brot. Nähme ich jetzt meine Entlassung, und oben genannter Pascha stürbe in sechs Monaten? Sie sehen die Verwicklungen, die sich daraus ergeben können. Rechnen Sie dazu, daß ich 12 000 Franken verlange und daß man mir 8000 anbietet, daß ich verpflichtet sein würde, fern von meiner Familie zu leben u. s. w. Kurzum es ist eine wichtige Angelegenheit. Wenn ich annehme, muß man mir sehr schöne Bedingungen machen. Der Pascha soll mich einfach an die Spitze ernsthafter Ausgrabungen setzen, über ganz Aegypten hin, Ausgrabungen zum Zwecke, ein Museum in Kairo zu schaffen, und ich nehme mit geschlossenen Augen an. Darin liegt eine Aufgabe, würdig eines Alterthumforschers, und ich kann mir ein wissenschaftliches Vermögen und ein reelles Vermögen in baarer Münze schaffen. Aber mich dahin zu begeben, um gar nichts zu thun zu haben und von der Gnade oder Ungnade der Consuln abzuhängen, welche nothwendiger Weise mich niemals mit freundlichen Augen ansehen werden, das kann ich nicht. Das sind, theurer Freund, meine Ansichten, nach Aegypten zu gehen. Herr von Lesseps und Herr Sabatier (damaliger Generalconsul Frankreichs in Aegypten) haben sich jetzt ans Werk gemacht, und ich erwarte alle Tage eine entscheidende Antwort. Meine Reise nach Aegypten ist also durchaus nicht sicher. Ich verlange: 1. meine Entlassung im Louvre nicht zu geben; 2. 12 000 Franken Besoldung; 3. wirkliche Dienstleistungen in Aegypten und keine Sinecure, welche meinen Gelehrtenruf schädigen würde; 4. das Recht, alle Sommer nach Frankreich zurückzukehren; 5. die Verfügung über alle Denkmäler. — Wird man mir Alles dies bewilligen? Ich zweifle daran trotz alles guten Willens des Pascha (Sajid-Pascha), den ich persönlich gekannt habe und der mir sehr wohl will.

Wenn ich nach Aegypten gehe, so werde ich also nicht auf Kosten der französischen Regierung gehen. Was kann ich für Sie thun? Mein lebhafter Wunsch besteht darin, mit Ihnen eine Forschungsreise nach Aegypten zu unternehmen, und dafür würde ich vor nichts zurückweichen. Aber Sie begreifen, daß die schönste Frau der Welt nicht mehr geben kann als das, was sie besitzt. Wir haben nur zwei Wege einzuschlagen, nämlich: 1. Sie officiell mit meiner Angelegenheit in Zusammenhang zu bringen aus dem Grunde, daß ich damit einverstanden bin, Sie vor mir zu sehen oder höchstens neben mir, da ich niemals damit einverstanden wäre, Sie hinter mir zu sehen; 2. sich mit mir officiell zu vereinigen. Machen Sie deshalb einige Ersparnisse, um bis Alexandrien kommen zu können, und für das Uebrige stehe ich ein. Wir werden zusammen als Freunde leben, die guten und bösen Geschicke mit einander theilen und eine gute Barke bewohnen; Sie werden mich in der Eigenschaft als Freund begleiten, was mir erlauben wird, meinen Geschäften nachzugehen, als ob Sie nicht da wären. Aber ich bemerke, daß ich abschweife. Lassen Sie mich, was in einigen Tagen eintreffen wird, mit ja oder nein bezeichnen, und wir werden sehen, wie wir uns verständigen. Tragen Sie wirklich das Verlangen, Aegypten wiederzusehen, so sagen Sie es mir, und ich werde für Sie thun, was ich meinem besten und liebsten Freunde schuldig bin, und sollte ich selbst nach Berlin gehen müssen. Also, mein braver Preuße, wir sind darüber einverstanden. Das tiefste Schweigen über alles Das. Inzwischen zählen Sie auf mich, auf meine Freundschaft, wie Sie auf die Freundschaft Ihres eigenen Bruders zählen können."

Fast hatte es den Anschein, als ob die Pläne Mariette's scheitern sollten, denn noch am 7. April 1857 schrieb er mir:

„Ich habe vor einiger Zeit recht schlimme Geschichten hier gehabt. Thatsache ist, daß ich mit meiner Besoldung vom Louvre allein nicht mehr im Stande bin, zu leben und fünf Kinder zu erziehen. Alles ist schrecklich theuer, und Paris ist nur noch für die goldene Welt mit 20000 Franken Rente geschaffen. In Verzweiflung über meine Armuth und am Ende der Hülfsquellen und des Muthes hatte ich deshalb den Plan gefaßt, die Wissenschaft aufzugeben und in ein Gewerbe einzutreten, welches mir wenigstens den Lebensunterhalt verschafft. Wie Sie sehen, war dies eine ernsthafte Sache. Zum Glück habe ich sie noch aufschieben können. Aber wenn von heute in einigen Wochen keine Aenderung in meiner Stellung eintritt, werde ich mein Wort halten und Jeden zum Kuckuck schicken."

Am 5. April desselben Jahres erhielt ich die folgende briefliche Nachricht:

„Meine Angelegenheit in Aegypten, welche eine gute Wendung genommen hatte, ist plötzlich ins Stocken gerathen. Ich sage Ihnen ein- für allemal, daß, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, da unten etwas zu erreichen, ich schon vor einiger Zeit meine Entlassung aus dem Louvre gegeben haben würde. Man mißhandelt zu stark die Wissenschaft in Frankreich, und die wissenschaftliche Laufbahn gehört nicht mehr in unsere Zeit hinein. Deshalb ist meine größte Hoffnung, nach da unten zurückzukehren. Der Vicekönig hat mir es versprochen, ebenso Herr Sabatier und Herr de Lesseps, und ich muß um jeden Preis hin. Meine wissenschaftliche Zukunft liegt dort, das materielle Glück meiner Familie ebenfalls. Ich habe gute Hoffnung, daß die Sache bald zum Ziele kommt. Was Sie betrifft, mein theurer Freund, so schreiben Sie mir, daß Sie bald dorthin gehen werden. Ich beglückwünsche Sie deshalb. Aber beim Schreiben dieser Zeilen stoße ich einen Seufzer aus. Könnten wir uns dort wiederfinden! Dort wäre das Glück! Mit Ihnen Aegypten zu sehen, ist ein Traum, der mir seit langer Zeit vorschwebt! Wird er sich verwirklichen? Ich weiß es nicht. Ich habe kein Glück. Augenblicklich brauche ich nur einen Plan zu fassen, um Alles um mich zusammenstürzen zu sehen. Wenn ich wenigstens doch zu leben hätte; aber lassen wir nicht die letzten Zeilen dieses Briefes traurig enden. Um nicht an die Zukunft zu denken, denken wir an die Vergangenheit. Wir sind schon alte Freunde; der gute Gott wird uns wieder zusammenführen."

Und wir sahen uns im Winter des Jahres 1857—58 in Aegypten wieder, nachdem Mariette in dem vorangehenden Sommer Frankreich den Rücken gekehrt und mit dem Titel eines General-Directors am Museum in die Dienste des Vicekönigs Sajid-Pascha getreten war. Aus einem Kohlenschuppen hatte er in den Monaten der größten Hitze ein Museum geschaffen, das mich bei meiner Ankunft mit wirklichem Entzücken erfüllte. Von hier aus traten wir unsere erste gemeinschaftliche Nilfahrt auf dem Museums-Dampfer an, um im Angesicht der Denkmäler alles Leid hinter uns zu werfen.

Hans Sachs.

Ein Gedenkblatt.

Von

Erich Schmidt.

[Nachdruck untersagt.]

Der romantische Gruß: „Nürnberg, du vormals hochberühmte Stadt ... gesegnet sei mir deine goldene Zeit!“ erklingt am 5. November, da es den vierhundertjährigen Geburtstag des Hans Sachs zu feiern gilt, durch alle Länder deutscher Zunge, und längst von ihrem größten Dichter bekehrt sühnt die Nation vollends, was so manches Jahrzehnt thörichter Dünkel gegen das Andenken des Meistersingers verbrochen hatte. Vornehme Lateiner und akademische Alexandrinerdrechsler schauten verächtlich nieder auf die Knittelreime der Schusterwerkstatt. Vereinzelt nur regte sich ein leises Verständniß für die ungeschminkte Macht dieser Sprache, die Fülle der Laune und Beobachtung, die Tüchtigkeit der Gesinnung. 1765 trat, durch ein dem Hans Sachs fälschlich zugeschriebenes Kirchenlied zu liebevollem Studium bewogen, Ranisch als Biograph hervor, ohne mit seinem wackeren Buch weiter und tiefer zu wirken, wie von demselben Choral ergriffen Thomasius, der immer den Muth der Meinung besaß, es für keinen Raub gehalten hatte, Hans Sachs mit Homer zu vergleichen. Auch gesunde Worte Kästner's, begeisterte Blätter des Nürnberger Antiquars v. Murr (1772) blieben im Stillen. Ebendamals beschwor der junge Goethe im „Götz von Berlichingen“ das deutsche Leben des sechzehnten Jahrhunderts in seinen Höhen und Tiefen, vom Kaiser bis zum Troßknecht, vor dem staunenden Blick der Nachfahren, zugleich Edelsteine und Eisen aus den Sprachschachten der Vergangenheit schürfend, und wie er die gothische Baukunst dithyrambisch dem engen Kreise eines Straßburger Localpatriotismus entrückte, so wurde er der erste feurige Herold des alten Nürnberg. Von hier hatte er sich nicht zufällig die Vita des Ritters mit der eisernen Hand kommen lassen und unbestellt einen vollen Hauch der Vorzeit dazu. An die starke und tiefsinnige Kunst jener Ahnherrntage mahnte er, höhnend und preisend, die schwächlichen Puppenmaler der Gegenwart: „Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!“

Sein eigener, sieggekrönter Vorsatz ward, nicht bloß schwankweis seine Sache vorzutragen wie ein alter Fastnachtdichter und in dreisten Schönbartspielen allen Muthwillen zu treiben, sondern auch die Welt mit Seherangen anzuschauen, „wie Albrecht Dürer sie gesehn", im erfrischten und erhöhten Stil des sechzehnten Jahrhunderts dessen ernsteste Sagenhelden, Faust und Ahasver, auf neue dramatische oder epische Fahrt zu senden. Er weihte das Reimpaar zum Gefäß für die Bekenntnisse Faust's und Gretchen's, die höchste Genialität wie die innigste Natur. Was den jungen Franken zu dem fernen Alten hinzog, das war in erster Linie die derbe, gesunde Auffassung des Daseins ohne alle angelernte Künstlichkeit, falsche Bildung, verzärtelte Convention, ausgeprägt in einer unverbrauchten und unpolirten landskräftigen Sprache voll schlagender, saftiger, mutterwitziger Wendungen und blanker Bilder, gerad heraus, eigenrichtig, markig, den zimpferlichen Geschmäcklern ein Aergerniß. Dazu kam die ungemeine Leichtigkeit und Wandelbarkeit einer freilich bei Hans Sachs oft holpernden und stolpernden, auch an stereotype Behelfe gewöhnten Versart, die dem knappen Wurf und den langen Falten der Rede gleichermaßen zu Willen war und nun von ihrem neuen Meister auch leidenschaftliches Aufstürmen, geistreiches Bekenntniß und lyrische Weichheit lernte. Goethe idealisirte den Hans Sachs, seine Persönlichkeit, seinen Stil, seinen Vers. Dann mochte er rufen, daß die Welt vor ihm gestanden, „wie Albrecht Dürer sie gesehn", da doch des wackeren, weder in Dürer's Religiosität noch in Dürer's Renaissance eingetauchten Bürgers Poeterei mit dem Größten, was wir seinem zeichnenden und malenden Landsmann verdanken, wenig gemein hat. Goethe schied, wenn er das ihm im Ganzen und Einzelnen wohlvertraute Werk Hans Sachsens überschlug, manche handwerksmäßige Masse aus und hielt sich an das unvergänglich Tüchtige. So erschien ihm im ersten Weimarischen Winter, beim sachten Abschied von dem Unmaß jugendlichen Treibens und Schaffens, als er mit dem schmiegsamen, bald auch im leis alterthümelnden Reimpaar so gewandten Wieland eine feierliche Rettung unternahm, sein Liebling in einem an genrehaftem Leben und allegorischer Weihe reichen verklärenden Holzschnitt. Diese „Poetische Sendung", den sogenannten Bildergedichten alter Zeit gemäß, doch unendlich überlegen, ziert das Aprilheft des „Deutschen Merkurs" 1776; zwei Gedichte des Hans Sachs, eines an seine erste Frau und die köstliche Legende von St. Peter mit der Geis, folgen; endlich hält Wieland einen treuherzigen Schlußsermon, worein Gedenkzeilen des Görlitzer Schülers Adam Puschmann glücklich verwoben sind. Goethe's Verse sind zuguterletzt, zweiundfünfzig Jahre später, als Kernstück eines Prologs zu Deinhardstein's flacher Komödie im Berliner Schauspielhaus recitirt worden, mit einer matteren und steiferen Einleitung, die aber dauernde Liebe bezeugt und dem Gefeierten so viele Tugenden nachrühmt:

Daß er bis auf den heutigen Tag
Noch für einen Dichter gelten mag.

Hans Sachs ist denn auch, immer von Luther abgesehen und vielleicht von Hutten, der einzige deutsche Dichter des Reformationszeitalters, der weiten Kreisen gegenwärtig erscheint, so daß mit seinem Namen eine klar umrissene,

farbige Persönlichkeit und ein lebhaftes Schaffen sich im Bewußtsein unseres Volkes verbindet, ein Bild, unabhängig von der dichterischen Operngestalt Richard Wagner's.

Man wird gern die in einer Zeitschrift verborgenen hitzigen Worte aus Wieland's Brief vom 15. April 1776 lesen: „Haben Sie" — Lavater — „schon gewußt, daß Hans Sachs würklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Größe ist? Ich weiß es erst seit sechs bis acht Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Goethe, Lenz und ich. O die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen! die das erst vom T. Merkur werden lernen müssen! Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ist's mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen — sie haben ihn nicht gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber die Wahrheit muß doch endlich einmal durchbrechen; in weniger als vier Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeistes hat, in Teutschland sein, die Hans Sachsens Namen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll." Goethe, Wieland und ein poetisch reichbegabter Bilderstürmer beugen sich vor dem alten Meistersinger, dessen Name fast zum Gespött geworden war, als vor einem Dichter erster Größe! Nach diesem Concilium wagt man kaum ein dämpfendes Wörtchen, aber auch an Festtagen soll nicht allein die eifernde Begeisterung auftreten.

Hans Sachs war eines braven Handwerkers Kind und ist, von einer frühen Wanderschaft abgesehen, sein langes Leben hindurch in Nürnberg ein braver Handwerker geblieben. Neunzehnjährig hat der fahrende Schneidersohn und Schustergesell sein erstes Gedicht verfaßt „im langen Marner"; es war ein Erlebniß, das ihn zum Reimerguß trieb. Fortan gehörte die Muse arbeitsamer, gesegneter Jahre der Poesie; wie er sich selbst einmal durch Klio weihen läßt: „O Jüngling, dein Dienst sei, Daß du dich auf Poeterei Ergebst durchaus dein Leben lang," oder ein ander Mal betheuert, daß er nicht ablassen könne, weil eine innere Stimme ihn immer wieder zum Dichten rufe. Ja, er war ein geborener Poet; aber die Gewohnheit, täglich ein Pensum schwarz auf weiß zu erledigen, hat ihn auch zum handwerksmäßigen Reimisten gemacht und den Führer der Singschule, der von dem conservativen Nunnenbeck seinen Ausgang nahm, aber allmälig immer entschiedener aus geistlichen Bahnen in weltliche übertrat, Jahr für Jahr etwa dritthalbhundert Meisterlieder schreiben heißen, deren ungefüge Masse wohl nie anders als in Proben und Uebersichten gedruckt werden kann. Die Singschule war trotzalledem eine Stätte der Bildung und Zucht für die ehrsamen Bürger, und Hans Sachs hat da nicht bloß allerlei öde Schablonen ergriffen, sondern auch fruchtbare alte Motive der Naturbeschreibung und des Spaziergangs, des Traumgesichts und der Allegorie übernommen. Sein Schulsack war nicht schwer; er gesteht auch launig, daß er alle Puerilia wieder vergessen habe, und dankt dem lieben Gott für die Gaben, „verliehen einem Mann, Der weder Latein noch Griechisch kann". Er arbeitete als nimmer müder Autodidact an seiner Bildung, begünstigt durch die in Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft reich entfaltete Blüthe der Vaterstadt und den neuen Zeitgeist, der, einem

aristokratischen Humanismus entgegen, auch schlichte Männer aus dem Volk ins Gewehr und zum Worte rief; aber wie er bei aller Lebensfreude und Lustigkeit den wüsten Grobianern der Unterhaltungsliteratur fern blieb, so wurde er in den Kreisen der Reformation weder ein trockener Lehrer noch ein liebloser Eiferer. Andächtig belauschen wir, wie dieser Schuhmacher nach Luther's ersten deutschen Schriften seine ganze Muße an ihr Studium setzt, sie sammelt und verarbeitet, durch ihre Gedanken und ihren Ausdruck gestärkt dann seinerseits das neue Priesteramt der christlichen Laien, der Schuster und Schneider, bewährt, und in Prosadialogen, die sich Lessing's und Herder's Lob verdienten, mit einem Chorherrn siegreich disputirt; mochten nun die Papisten die Nase rümpfen über den „tollen Schuster", oder ein ander Mal, als er ohne sonderliches Unmaß antirömische Bilderverse ausgegeben, der Stadtrath den Meister rüffeln: solches stehe ihm nicht zu, er möge lieber seines Amtes und Schuhmachens warten. Was ihm Doctor Martinus bedeutete, hat er 1523 „Die Wittenbergisch Nachtigall, Die man jetzt höret überall" hell singen lassen, aber in mehr als einem Gedicht auch die „Spitzfünd und Schulzeuk" der Theologen von seinem friedlichen Glaubensboden gesund abgewiesen.

Um den Grundstock der Lutherschriften sammelte sich nach und nach eine ansehnliche Bücherei, deren Schätze Meister Hans mit Behagen registrirte. Wir besitzen den Catalog, nutzen ihn für die Quellenkunde und fassen allen Respect vor dem Handwerker, der den Pfriem bei Seite legte, um sich die Cento novella (Boccaccio) oder die Odyssee, Kranzens nordische Historien oder den Plutarch, das deutsche Heldenbuch oder die Griseldis vom Brett zu langen. So wurde er ein ungemein belesener Mann und nahm in ein feines Gedächtniß eigentlich Alles auf, was von deutscher Geschichtschreibung, Sittenschilderung und Unterhaltungsliteratur durch den Druck und was von antiken Poeten, Philosophen und Historikern, aber auch von Neulateinern, Italienern u. s. w. durch Uebersetzungen zugänglich war. Dann hebt er gern an: „Herodotus, der Kriech verkündt" oder stellt sich eingangs dar, wie er am Abend „den Poeten Homerum" liest. Im Vorwort des vierten Foliauten kann der Verleger nicht Worte genug finden, die Belesenheit dieses „Lichts und Magisters aller Teutschen Poeten" zu rühmen, und Adam Puschmann schildert uns im „Elogium" von 1576 den altersschwachen Greis, der seine Besucher nur noch durch ein stilles Kopfneigen begrüßen kann, aber auf Pult, Tisch und Bank „viel großer Bücher sein" liegen hat.

Diesen Lesestoff hat Hans Sachs unzählige Male ganz mechanisch in Reimpaare umgesetzt, wie die Mühle Alles zermahlt, was man ihr einschüttet. Es war seine Sache nicht, eine Vorlage auf ihren poetischen Gehalt, ihre innere Form, besonders ihre Qualitäten für ein Drama reiflich zu prüfen. So manche zwar ist sein Eigenthum geworden, so manche ein gereimter Rohstoff geblieben. Das erscheint als Handwerk in Hans Sachsens Kunst, und ein Kritiker, der seinen Vorzügen einsichtiges und beredtes Lob zollt, W. Schlegel sagt in den Berliner Vorlesungen zutreffend: „Man erstaunt über seine ungeheure Fruchtbarkeit, aber man muß bedenken, daß er zu dem, was er bezweckte, in jeder Stunde einsammelte und in keiner guten Stunde feierte, um

wieder auszuſäen. Dann iſt ihm jene Art von Kunſt gänzlich unbekannt, die im Verſchweigen beſteht, er ſagt Alles heraus bis auf das Letzte: wirklich iſt nichts in ſeinem Tintenfaſſe zurückgeblieben, und man weiß, wie viel die damaligen Tintenfäſſer, von jener Art wie Dr. Luther dem Teufel eins an den Kopf geworfen haben ſoll, in ſich faßten." Hans Sachs freut ſich naiv der Maſſenhaftigkeit ſeiner Production und iſt wie ein rechtſchaffener Arbeiter ſtolz, ſoviel auf die Bahn gebracht zu haben, wenn er die Jahresernten berechnet oder eine ganze „Summa" in ſein Contobuch ſchreibt. Oft genug hat er denſelben Stoff drei- ja viermal verarbeitet, als Meiſterlied, als erzählenden Schwank, als Spiel. Dieſe Freude an der Maſſe und an ſauberen Additionen verräth ſeine Dichtung auch durch die langen gereimten Liſten von allerlei Hausgeräth, oder Fiſchen, oder Vögeln, oder ſittlichen Eigenſchaften, die Gegenſätze z. B. zwiſchen zwölf durchläuchtigen und zwölf böſen Frauen, die gründlich durchgeführten Vergleiche, wenn etwa der reiche Filz in vierzig Stücken einer Sau ähnlich erfunden wird.

In den fünf Folianten, deren er ſelbſt bei Lebzeiten drei herausgegeben hat und die im Neudruck zweiundzwanzig ſtarke Bände füllen, liegt neben dem Friſcheſten und Köſtlichſten ein großes todtes Material von verdienſtloſen Bibelreimen, „Figuren" und „Alligorien", von Lehrgedichten und ausgelegten Hiſtorien u. ſ. w., deren hölzerne Gravität ſelten genug durch ein kräftiges Wörtlein wohlthätig unterbrochen wird. Und der im Jahre 1527 vollzogene Uebergang zu den höheren dramatiſchen Gattungen der „Tragedi" und „Comedi" iſt dem Meiſter des Volksſpieles nicht gelungen: er hat zahlloſe Stoffe der antiken Heroenwelt und Geſchichte, der Bibel, der neueren Hiſtorie, der deutſchen Heldenſage, der ſogenannten Volksbücher über einen Leiſten geſchlagen, im Gegenſatze zum breitepiſchen Volksdrama der Schweizer Alles in denſelben engen, kahlen Raum weniger Seiten zuſammengepreßt, ſein ſchlichtes, derbes Gefühl nie in tragiſche Abgründe tauchen laſſen, ſeinem bürgerlichen Stil nie den Schwung und Drang der Leidenſchaft eingehaucht, und kann uns in dieſen weiten Wüſten nur durch einzelne draſtiſche oder herzliche Worte und wider Willen durch die Einfalt und Coſtümloſigkeit ſeiner Technik ergötzen, ſo daß ihn manche unberühmte Zeitgenoſſen übertreffen. Nur wo der höhere Vorwurf ins Genre übergeht, ſtellt er ſeinen Meiſter. Es iſt bekannt, daß bis zum heutigen Tag ländliche Weihnacht- und Paradeisſpiele vom Wortlaut Hansſachſiſcher Bibelſtücke zehren, und gleich dem jungen Goethe entzückt uns alle ſeine Darſtellung des vielbehandelten, ihm durch Melanchthon zugetragenen Motivs von den „ungleichen Kindern Eve": wie der liebe Gott durch einen Engel ſeinen Beſuch anſagt, um den Haushalt des erſten Menſchenpaares zu muſtern, wie Mutter Eva die Räume ſchmückt, ihre hübſchen Kinder putzt, die häßlichen und unartigen aber, Kain und Genoſſen, die ſich nicht kämmen laſſen wollen, ins Stroh oder gar ins Ofenloch ſteckt, und wie Gottvater, als führe er Luther's kleinen Katechismus mit ſich, Kinderlehre hält:

Abel, wie heißt das erſt Gebot?
„Du ſolt glauben an einen Gott,
Nit frembde Götter neben ihm hon."
Wie verſtehſt du das, zeig mir on . . .

Er segnet die guten Kinder und setzt die Stände des Königs, Grafen, Ritters, Edelmanns, Bürgers ein; die schlimmen aber, die Eva aus falscher Hoffnung nun hervorholt, reden in der Katechisation verkehrt und heillos drein und werden bestellt zu Landsknechten, Bauern, Holzhackern, Schergen, Kärrnern, nicht zu vergessen — den Schuster. Für dies Spiel, besonders in seiner kürzeren und einheitlicheren Gestalt, geben wir ein Schock Hansſachſiſcher Trauerſpiele hin; wie die gar nicht genug zu preisenden Legenden mit ihrer kerngesunden Moral, die den Herrn so ganz als den klugen, praktischen Lehrer zeigen und den Glatzkopf Petri mit einem ehrerbietigen Humor umspielen, alle gereimten Psalter und Evangelia aufwiegen.

Hans Sachs hat die Landschaft in allen Tages- und Jahreszeiten liebevoll beobachtet und erliegt keiner lahmen, bloß aufzählenden Beschreibung, sondern macht, selbst vom „Genius" geführt, unsern Geleitsmann bis empor ins tirolische Hochgebirge, doch lieber in und um Nürnberg, dessen Lob er, wiederum Bewegung und Handlung statt der Schilderei aufbietend, in volleren Tönen verkündet, als der König der neulateinischen Poeten und Zecher Eobanus Hessus, der schnöde herabsieht auf den nebenbuhlenden Schuster. Dieselbe Bewegung und dieselbe Vertrautheit mit der Natur, wenn es auch in größeren, mehr didaktischen Stücken nicht ohne zoologische Naivetäten abgeht, zeigt Hans Sachs in seinen nicht mit äsopischer Knappheit, vielmehr behaglich breit vorgetragenen Thierfabeln: wie behend weiß er die Affen agiren zu lassen, wie charakteristisch stimmt er den sanften Ton des Schafes gegen den frechen des Wolfes ab. Auch seine allegorischen Figuren bieten, obwohl natürlich die vielen „engelisch geliedmasierten" Frauen einander sehr ähnlich sehen, eine Fülle feiner und grotesker Züge. Schadet der „Melancholia" der unabweisbare Gedanke an Dürer, so betrachte man den Baldanders, den Heinz Widerporst, den guten (blauen) Montag, die Fastnacht, das „greulich Thier, den Eigennutz", den Epicurus als Verkörperung des Materialismus, der sich einen Kranichhals wünscht, um recht lang zu schmecken, ein Maul wie ein Stadelthor, Elephantenzähne und einen Bauch gleich einer Bierkufe. Unser Dichter weiß, welche Neckereien unter den verschiedenen Handwerken und deutschen Stämmen umlaufen, und verwendet, allerlei Zustände zu streifen, auch das hübsche, noch heute in der Schule beliebte Motiv, daß ein Gulden seine Wanderschaft erzählt; oder er, der Schuster, will eines Morgens etwas übernächtig den Gesellen Leder zuschneiden, als die alte Roßhaut zu reden anhebt und ein Pferdeleben in auf- und absteigender Linie erzählt, mit der Bitte zum Schluß, der Meister möge aus ihr Frauenschuhe, keine Bauernstiefel machen. Hans Sachs hat seine Lust an Eulenspiegeleien, ohne die unsäglige Tücke des niedersächsischen Gesellen, an kecken Streichen fahrender Schüler, am unverwüstlichen Treiben der frummen Landsknechte bis hin zum höllischen Wirthshaus, an Lügenmärlein, in denen die spielende Phantasie aller Völker sich so gern ergeht. Da ist der „Stnrm des vollen Bergs", wo die Basteien aus Hirsbrei, die Gräben aus Sülze, die Thürme aus Würsten sind, wo die Kannen der Weinschwelge als Geschosse, Schweinebraten als Hellebarden dienen, wo ein Kämpfer mit einem Schwartenmagen erstochen wird: „Und wer Lust

hat mit ihnen zu kriegen, der füg' sich ins Schlauraffenland", in das Paradies der Schlemmer und Bummler, das nun am krönenden Schlusse des ersten Folianten so ausgelassen und zugleich mit einer so ungesuchten Tendenz gegen die Faulheit geschildert wird, daß diesem berühmten Gedicht der Preis gebührt unter allen Verherrlichungen des Wunschlandes, da Milch und Honig fleußt und die Trägheit königlichen Lohn erntet. Gewiß hat auch Hans Sachs als kräftiger Sohn einer Zeit, in der selbst „das ohrenzart Frauenzimmer", mit Fischart zu reden, sehr robuste Späße vertrug, manchen Schwank recht stark gewürzt; nie jedoch verfällt er dem zotigen Cynismus oder der schmutzigen Witzelei wie seine Vorgänger und manche unsaubern Talente des 16. Jahrhunderts.

So hat das ältere Nürnberger Fastnachtspiel, das in den Wirthshäusern umlief, die übliche Schlußbitte gar nöthig, das Publicum möge ein Auge zudrücken, wenn man zu „grob gesponnen". Eine reinere Luft umfängt uns auf dem Schauplatze des Hans Sachs. Wohl verschmäht er eine Menge hergebrachter Motive und typischer Figuren nicht, wenn er unerschöpflich, nach raschem Anlauf aus halbschürigen Gesprächen heraus dringend und früh des Allerbesten fähig, seine Ehepaare und Nachbarn, Mägde, Vetteln, Pfaffen ihre Händel abwickeln läßt; aber er reinigt das übelriechende Erbe, bereichert es mit lebensfrischer Beobachtung und sprudelnder Laune, bringt neue Bewegung in die Handlung und das Spiel und erweitert durch glückliche Anleihen bei deutschen Facetisten und ausländischen Erzählern das Reich der Fastnachtmuse bedeutend. Besonders gern ging er bei Boccaccio zu Gaste, und wenn ihm die stilistische Feinheit des Florentiners fern bleiben mußte, so war es ein guter Griff, daß er den Tölpel Calandrino aus der wälschen Stadt in ein deutsches Dorf verpflanzte. Wohl erscheinen auch bei ihm die Bauern meist als grobe Knollen und dumme Dildappen, wohl meint auch er: wenn man einen Bauer in den Sack stecke, so gucke immer ein Paar Stiefel verrätherisch heraus; aber nach dem unsäglichen Schmutz seiner Vorfahren kann er fast als Retter der Landleute gelten, deren gesundes und zufriedenes Leben der Dörper des 15. Fastnachtspiels „in sumpa sumparum" gegen Edelmann und Bürger rühmt. Hans Sachs hat mannigfach seine ehrenfeste, nirgend pedantische und grämliche Ethik schwankweis vorgetragen; wie lebendig im Einzelnen und wie findig im summarischen Abschluß muthet uns sein „Narrenschneiden" an, verglichen mit der mürrischen Musterung des Brant'schen „Narrenschiffs"! Wir begreifen den großen Erfolg einer von Goethe 1777 veranstalteten Aufführung, von der noch heute die drolligen Wachsfiguren auf der großherzoglichen Bibliothek zeugen. Hans Sachs ist darin sowohl alterthümlicher als milder denn Luther, daß er Narren mit dem Kolben striegelte, wo dieser seine ungestüme Beredsamkeit des Zorns gegen höllische Laster erdröhnen ließ. So hat Hans Sachs keinen steten mörderlichen Krieg wider den „alt bösen Feind" zu führen, sondern nimmt lieber den dummen deutschen Teufel von der komischen Seite. Er macht uns nicht erbeben, sondern lachen, wenn — im Zeitalter Faust's! — bei ihm ein Kaufmann mit dem Satan einen Blutvertrag auf zehn Jahre geschlossen hat und, als die Zeit des Pactes erfüllt ist, dem Rath eines „Amice"

folgend, zwei alte Weiber zu seinem Schutz in den Laden setzt, die den Teufel hinausprügeln. Das Ganze äußerst lustig und harmlos, mit einem Witzchen gegen die armen Schwiegermütter gepfeffert. Nun ist es mehr bühnenwirksame Tradition als persönliche Meinung, wenn Hans Sachs in zahlreichen Fastnachtspielen die alten Weiber so gesalzen hinstellt und den jungen eine geringe häusliche Zucht beimißt. Er selbst war nie ein Buhler, nie ein Weiberfeind. Den einfachen Rath: „Spart eure Lieb' bis in die Eh', Habt Eine lieb, dann keine meh", hat der stattliche Mann, der uns aus Brosamer's Holzschnitt so liebenswürdig anschaut, von Herzen gesprochen. Eine lange Ehe mit seiner Kunigunde hat ihn beglückt, aber auch mit tiefer Trauer heimgesucht; denn ergreifend klingt nach manchem Ruhm und Preis seine Klage: „Welche mir gebar sieben Kind, Die all in Gott verschieden sind." Er weinte 1760 um die liebe Hausfrau — ein Jahr später aber freite er die schöne Barbara Harscher und schloß das reizende „Künstlich Frauenlob" mit dem Jubelruf: die heißt nun Barbara Sächsin!

„So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt."

Dichterjubiläen werden am Besten durch Versenkung in die Werke gefeiert und haben überhaupt nur ein Recht, wo auch unzünftige Literaturfreunde sich dies und jenes noch vor Aug' und Herz halten. Die „Andacht liturgischer Lection" ist für Hans Sachs nicht vorbei. Rege Forschung ist ihm gewidmet. Ein würdiges Buch freilich, das gut fundirt und lesbar wäre, bleibt noch zu erwarten; aber wir wissen, wer es schreiben kann und schreiben wird. Vor der Hand hat ein Franzose uns Deutschen den Rang abgelaufen. Da die große Ausgabe des Stuttgarter literarischen Vereins, deren zuverlässige Fortführung Edmund Götze verdankt wird, nur Wenigen zugänglich sein kann, so möge, wer den guten Alten selbst hören will, zu den trefflichen und billigen Neudrucken greifen, die Götze den Schwänken und den Fastnachtspielen bereitet hat (Halle, Niemeyer). Am Traulichsten aber wirkt Hans Sachs, wenn wir einen der Folianten in gepreßtem Schweinsleder mit Schließen auf den Knieen wiegen, vorn das Bild des Greises beschauen und dann, den großen Schwabacher Lettern folgend, luftwandeln in dem „gemeinen offenen Lustgärtlein", das nach des Dichters treuherziger Versicherung Kräuter für die Kranken und süße Früchte für die Gesunden trägt.

Ostasiatische Probleme.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

So, oder wenn man genauer übersetzen will, „Probleme des fernen Ostens" betitelt sich ein Buch, das der Unterstaatssecretär für Indien im letzten Cabinet Lord Salisbury's, der ehrenwerthe George N. Curzon, zum großen Theil nach bereits früher in der „Times" erschienenen Artikeln vor Kurzem veröffentlicht hat[1]). Herr Curzon ist kein Neuling auf politisch-literarischem Gebiet; seine Werke über Persien und Rußland in Centralasien erfreuen sich eines wohlverdienten Rufes, und auch das neueste Product seiner Feder bringt viel des Interessanten und Lehrreichen. Er hat die Länder, um die es sich in den „Problemen" handelt, Japan, Korea und China, selbst besucht und mit großem Fleiße zusammengestellt, was er auf seinen Reisen gesehen und gehört hat; aber gerade in dieser Art des Einziehens von Nachrichten liegt die Gefahr einer gewissen Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, die auch Herr Curzon nicht ganz zu vermeiden gewußt hat. Tage oder selbst Wochen genügen nicht, um einen Einblick in das Getriebe ostasiatischer Politik und Lebensanschauungen zu gewinnen, und die Benutzung nur der eigenen Nation angehörigen Gewährsmänner führt leicht zu einer Voreingenommenheit in der Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse, die auch das Auge des sonst Scharfblickenden zu trüben geeignet ist. Ganz besonders einer solchen Gefahr ausgesetzt sind aber die Engländer, und je stärker in einem solchen das Gefühl nationaler Unfehlbarkeit und Ueberhebung ausgeprägt ist, desto schärfer wird auch diese Voreingenommenheit zum Ausdruck kommen. Herr Curzon ist in dieser, wie übrigens in manchen anderen Beziehungen, der typische Engländer, und das Mitglied des conservativen Cabinets unterscheidet sich bei der Beurtheilung der Gegenwart und den Forderungen für die Zukunft in nichts von dem radikalen Baronet, Sir Charles Dilke, der seine Ansichten über die Aufgaben und Ziele der englischen Politik vor wenigen Jahren (1890) in einem ähnlich betitelten Werke „Problems of Greater Britain" niedergelegt hat.

[1]) Problems of the Far East. Japan-Korea-China. By the Hon. George Curzon. M. P. London, Longmans. 1894.

Der Glaube an die Vortrefflichkeit der angelsächsischen Rasse und ihre historische Vorausbestimmung zur Weltherrschaft kann keinen entschiedeneren und, wenn man will, naiveren Ausdruck finden als in den Schlußworten der Vorrede zu den „Problems of the Far East". Da lesen wir: „Kein Engländer braucht der großen Macht, deren Hand über den ganzen Norden Asiens, von den Bergen des Ural bis zum Stillen Meere ausgestreckt ist, ihre glänzenden Erfolge und ihren Besitz zu mißgönnen; keiner hat eine Veranlassung, auf den neugeborenen asiatischen Eifer unseres nächsten Nachbarn in Europa neidisch zu sein; er kann dem greisenhaften Stolze Chinas und dem überströmenden Ungestüm Japans gleiche Achtung zollen. Aber er wird ersehen, daß die beste Hoffnung auf Rettung für die Schwachen und Hinsterbenden in Asien, die weisesten Lehren für die Emancipirten und Neuen, noch immer in dem überlegenen Einfluß des britischen Charakters und, wo erforderlich, unter dem Schutze britischer Herrschaft zu finden sind. Wenn es mir gelingen sollte, diese Ueberzeugung auch nur in dem geringsten Maße dem Geist meiner Landsleute in der Heimath einzuflößen, so werde ich nie die Jahre der Reisen und der Arbeit bedauern, die ich dieser mir sympathischen Aufgabe gewidmet habe."

Es ist hier nicht der Ort, die Selbsttäuschung zu beleuchten, die aus der eben angeführten, wie aus vielen anderen Stellen der „Probleme" spricht; wohl aber aus der Erklärung des Verfassers die Lehre zu ziehen, die auch für uns in derselben liegt, d. h. nicht zu vergessen, daß auch wir ein berechtigtes Interesse an der Lösung der ostasiatischen Probleme haben und selbst darüber wachen müssen, daß dieselbe in einem uns günstigen, zum Mindesten in keinem schädlichen Sinne erfolge. Um das aber zu können, müssen wir uns selbst erst über die Fragen, die vorliegen, klar werden, und dazu an der Hand eigener Erfahrung einen Beitrag zu liefern, soll in Nachstehendem versucht werden.

I.

Die Fragen, die man mit Bezug auf China von Fremden und Chinesen am Häufigsten erwähnen gehört hat, sind die Opium- und die Missionarfrage. Beide gehörten, und eine von ihnen gehört wenigstens noch, zu den offenen Schäden des chinesischen Reichs; beide sind oft und viel, absichtlich und unabsichtlich, verdunkelt und verfälscht worden, und in dem Kampf der widerstreitenden Meinungen, Wünsche und Absichten ist es schwer, die Wahrheit zu erkennen und festzuhalten. Beide, Opium und Missionare, sind von chinesischer Seite wiederholt, so z. B. durch den Prinzen Kung dem früheren englischen Gesandten, Sir Rutherford Alcock, gegenüber, zu Anfang der siebziger Jahre als die großen Uebel bezeichnet worden, an denen China kranke, und an dieser Auffassung hat sich, wenigstens was die Missionare angeht, nichts geändert, obgleich gerade dieselben eifrig bemüht gewesen sind, sich durch Bekämpfung des Opiums annehmbarer oder doch erträglicher zu machen.

Opium als Medicament und Genußmittel ist seit langer Zeit, zum Mindesten seit dem 15. Jahrhundert, in China zum Theil über Land, meistens von den Arabern eingeführt worden; es wird unter Anderem unter den Tribut-

geschenken an die Herrscher der Ming-Dynastie erwähnt, 200 Catties (1 Catty gleich ungefähr 605 Gramm) für den Kaiser und 100 für die Kaiserin. Indessen war die Einfuhr nicht bedeutend und überstieg bis 1720 nicht zweihundert Kisten jährlich, auf die drei Taels per Kiste Zoll entrichtet werden mußten. Kurz vor dieser Zeit, gegen Anfang des 18. Jahrhunderts, haben Chinesen aus Java die Gewohnheit des Opiumrauchens nach Formosa gebracht, ohne daß die Unsitte weiter um sich gegriffen zu haben scheint. Wenigstens bezieht sich ein von dem Kaiser Yung chêng im Jahre 1729 gegen das Opiumrauchen erlassenes Verbot nur auf diese Insel. Das kaiserliche Edict muß ziemlich erfolglos geblieben sein, denn Barrow und Staunton erwähnen aus dem Jahre 1793, daß der Gebrauch des Opiums stetig, wenn auch hauptsächlich unter den besseren Classen, zugenommen habe. Viel zu der schnellen Verbreitung dieser Art des Opiumgenusses mag beigetragen haben, daß die Einführung von Opium und Tabak fast gleichzeitig erfolgte und der letztere vielfach mit wohlriechenden Essenzen und kleinen Quantitäten Opium vermischt geraucht wurde. Die ersten Opiumpfeifen waren einfache Rohre, die mit Kokosnussfasern, Tabak und Opium gestopft wurden; die heutige Form ist neueren Ursprungs, der aufgesetzte Kopf soll der Mohnblume nachgebildet sein.

Im Jahre 1796 erließ der Kaiser Kiaking ein neueres Edict, durch welches die Einfuhr von Opium überhaupt verboten und dasselbe aus der Liste der zollpflichtigen Artikel gestrichen wurde. Dieses Verbot hatte aber nur den Erfolg, daß der Handel ein heimlicher wurde und der Preis der Drogue dem entsprechend stieg, während auch der Verbrauch zunahm. Im Jahre 1820 wurden ungefähr 4000, sechs Jahre später schon 20000 Kisten eingeführt, und die gegen den Schmuggelhandel ergriffenen Maßregeln der Behörden in Canton erwiesen sich als wirkungslos, da die Commandanten der Zollkreuzer mit den fremden Schiffen gemeinschaftliche Sache machten und das Opium gegen eine bestimmte Abgabe passiren ließen oder sich wohl gar selbst an dem Verkauf betheiligten, so daß die Einfuhr zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts auf 40—50000 Kisten geschätzt wurde.

Dieser Zustand erregte in immer höherem Maße die Besorgnisse der hauptstädtischen Behörden. Der Grundsatz, welcher dem Handel mit dem Auslande ursprünglich zu Grunde gelegen hatte, war gewesen, daß kein Silber ausgeführt, sondern nur Waaren gegen Waaren ausgetauscht werden durften. Allmälig und ganz besonders in Folge der Einfuhr von Opium war dieses Princip immer mehr und mehr in Vergessenheit gerathen und die Handelsbilanz gestaltete sich von Jahr zu Jahr ungünstiger für China. Ein im Jahre 1836 von einem Director des Opferamts gemachter Vorschlag, die Drogue wie früher mit einem Eingangszoll zu belegen, den Ankauf aber nur im Umtausch gegen Landesproducte zu gestatten, wurde verworfen, dagegen ein 1838 von dem Director des Ceremonien-Amts, Hwang Tsioh-tsze, auf gänzliche Unterdrückung des Opiumhandels abzielender Antrag den höchsten Provinzialbeamten zur Begutachtung vorgelegt.

Hwang bezeichnete den immer zunehmenden Verbrauch von Opium als die Veranlassung zu allen Leiden China's. Silber, und ebenso Dollars, würden

immer seltener und theuerer, der Werth des Taels sei von 1000 auf 1600 Cash gestiegen, die Staatseinkünfte geriethen in Verwirrung, Unterschleife seien an der Tagesordnung und der Handel sei desorganisirt. Die Engländer ruinirten die Körper und das Vermögen der Chinesen und die schärfsten Maßregeln, die Todesstrafe gegen alle Uebertreter, müßten ergriffen werden, um dem überhandnehmenden Uebel zu steuern. — Der Beamte, der sich in seiner Berichterstattung über die Denkschrift Hwang's am schärfsten in diesem Sinne ausgesprochen, der General-Gouverneur von Hu-kwang, Lin Tsê-sü, wurde mit der Durchführung der erforderlichen Maßregeln betraut, zum General-Gouverneur der beiden Kwangs ernannt und nach Canton geschickt.

Lin's Vorgehen, das ebenso sehr auf die „Zähmung der Barbaren" überhaupt als gegen den Opiumhandel gerichtet war, und das selbst von Hia Sieh, dem Verfasser eines Werkes über die chinesischen und westlichen Beziehungen aus den sechziger Jahren, als übereilt und falsch bezeichnet wird, führte zu dem durch den Frieden von Nanking im August 1842 beendigten Kriege; die chinesische Regierung mußte für das im März 1839 gewaltsam weggenommene und verbrannte Opium eine Entschädigung von sechs Millionen Dollars (damals dreißig Millionen Mark) zahlen, aber bei den Friedensverhandlungen wurde merkwürdiger Weise des Opiumhandels sonst gar keine Erwähnung gethan, wie der chinesische Autor schreibt, „weil unsere Staatsmänner sich fürchteten, die Frage des Verbots der Opiumeinfuhr wieder anzuregen und auf der anderen Seite auch nicht die Einfuhr sanctioniren wollten". — Das Ergebniß dieser eigenthümlichen Politik war, daß Opium während längerer Zeit überhaupt zollfrei einging und der Verbrauch sehr zunahm, bis die Behörden sich entschlossen, für bestimmte Zwecke, wie die Reorganisation der Armee, Abgaben davon zu erheben, die allmälig von 24 bis auf 48 Dollars für die Kiste stiegen. — Nach dem Kriege von 1858, der mit der Opiumfrage selbst nichts zu thun hatte, wurde bei den Verhandlungen über den einzuführenden Tarif von den chinesischen Bevollmächtigten selbst, ohne irgend welchen Druck oder auch nur Anregung von Seiten der englischen Unterhändler, wie trotz aller gegentheiligen Behauptungen der Antiopium-Gesellschaft unzweifelhaft feststeht, die Aufnahme von Opium in den Tarif beantragt, freilich nicht unter seinem alten chinesischen Namen „yap'ien", sondern unter dem neuen, verschämteren „fremde Drogue", und der Kaiser hob alle das Opiumrauchen betreffenden Verbote auf mit Ausnahme der auf Beamten, Soldaten und Eunuchen bezüglichen, welche in Kraft blieben.

Die Auferlegung eines festen Zolls auf Opium machte indessen den Schwierigkeiten, welche die Einfuhr dieses Artikels mit sich brachte, kein Ende; die Besteuerung desselben, sowie er in den inländischen Verkehr überging, blieb in den Händen der Localbehörden und unterlag damit allen den Schwankungen und Unregelmäßigkeiten, welche sich aus den wechselnden Bedürfnissen derselben wie aus der Habsucht und Bestechlichkeit der einzelnen Persönlichkeiten ergaben. — So kam es, daß ein großer Theil des Inlandzolles statt in die öffentlichen Kassen in die Taschen der Beamten floß, während zu gleicher Zeit der Schmuggelhandel von Hongkong aus nach dem

Festlande wie von den geöffneten Häfen nach dem Inlande sich immer reger entwickelte.

Um diesen Zuständen und den fortwährenden Klagen der chinesischen Regierung ein Ende zu machen, wurde in der nach der Ermordung Margary's und aus Veranlassung derselben 1876 abgeschlossenen sogenannten Chefoo-Convention von englischer Seite das Zugeständniß gemacht, daß importirtes Opium unter Zollverschluß niedergelegt und nur nach gleichzeitiger Entrichtung des Einfuhrzolles und der Likin (Inland)-Abgabe, der ersteren durch den Importeur, der letzteren durch den chinesischen Käufer in den Verkehr übergehen solle; die Bestimmung der Höhe der Inlandabgabe wurde den Provinzialbehörden überlassen.

Dieser Artikel der Chefoo-Convention wurde, wie eine Anzahl anderer derselben, Seitens der englischen Regierung nicht ratificirt und, freilich erst im Jahre 1885, durch das zwischen Lord Salisbury und dem damaligen chinesischen Gesandten in London, Marquis Tseng, abgeschlossene Abkommen ersetzt, welches das Princip des Zollverschlusses für Opium und die gleichmäßige Entrichtung von Zoll und Likin festhielt, aber bestimmte, daß der erstere 30 Taels und das letztere nicht über 80 Taels pro Sicul (60,5 Kil) betragen dürfe.

Im Anschluß an diese Vereinbarung wurden dann Abkommen mit Hongkong und Macao getroffen, durch welche den chinesischen Zollbehörden gestattet wurde, an diesen beiden Plätzen Zollämter einzurichten und Maßregeln zur Verhütung des Schmuggelhandels zu treffen, während gleichzeitig die Erhebung des Likin in den geöffneten Häfen von den chinesischen Zollämtern auf die von Fremden geleiteten Seezollämter überging. Diese letzte Anordnung ebenso wie die später eingeführte gleichmäßige Besteuerung des einheimischen Opiums sind in den jahrelangen Bemühungen des General-Inspectors der chinesischen Seezölle, Sir Robert Hart, zu danken, der so der chinesischen Regierung eine neue, sehr erhebliche Einnahmequelle gesichert hat.

Die vorstehende, streng historische Darstellung wird jedem Unvoreingenommenen die Richtigkeit der von Hia Sieh ausgesprochenen Ansicht beweisen, daß, „wenn auch die Fremden das Uebel nach China gebracht, es doch China gewesen sei, welches ihm das Thor geöffnet, da es sein Begehren nach demselben gesteigert habe."

Die Einfuhr von Opium nach China hat in den letzten dreißig Jahren, einige Schwankungen abgerechnet, zwischen 60 und 70000 Piculs betragen; die niedrigste Einfuhr war die von 1869 mit 53413 Piculs, die höchste 1888 mit 82612 Piculs; diese letztere ausnahmsweise hohe Ziffer war auf das Bestreben der Importeure zurückzuführen, die Zeit vor dem Inkrafttreten der Convention von 1885 zu benutzen, wobei ihnen die chinesischen Behörden der einzelnen Häfen durch Herabsetzung der Likinabgabe eifrigst Vorschub leisteten.

Der Werth des 1892 eingeführten fremden Opiums, 70782 Piculs, betrug 27418152 Taels, d. h. annähernd die Summe, um die der Ausfuhrhandel China's geringer als der Einfuhrhandel ist, die $102\frac{1}{2}$ resp. 135 Millionen Taels repräsentiren. Die Einnahmen der Regierung aus Opium be-

liefen sich in demselben Jahre auf 2123000 Taels an Zoll und 5667000 Taels an Likin, d. h. gemeinsam auf 7790000 Taels, die trotz des niedrigen Silbercurses immer noch über 30 Millionen Mark darstellen.

Den Gebrauch, den die Chinesen vom Opiumrauchen machen, ist ein vielfacher und erklärt bis zu einem gewissen Grade die schnelle Verbreitung, die es gefunden hat und noch findet. Es dient als Genußmittel und Aphrodisiacum, als Stimulans, als Schutzmittel und als Medicin. Als Letztere hauptsächlich gegen Lungenleiden und damit verbundene Blutungen, als Prophylacticum gegen Fieber und Dysenterie in Gegenden, in welchen Malaria herrscht. Dies kann kaum Wunder nehmen, da dieselben Ursachen z. B. in England große Theile der Fabrikbevölkerung dazu geführt haben, sich dem Genuß von Opium in flüssigen Lösungen zu ergeben. Als geistiges Stimulans wird es von Gelehrten, Beamten und Kaufleuten, als körperliches von der hart arbeitenden Bootbevölkerung besonders auf dem oberen Laufe des Yangtsze, von den Schiffsziehern, Lastträgern und einem großen Theile der Landbevölkerung, von der letzteren hauptsächlich in Szechuen gebraucht, als Genußmittel von vielen Personen beiderlei Geschlechts der wohlhabenderen Classen, von Beamten und Soldaten und der großen Masse der Nichtsnutze und Tagediebe, die sich in jedem Lande und unter jedem Volke finden; für diese dient es auch als Aphrodisiacum, und aus ihnen stammen gewöhnlich die abschreckenden Beispiele körperlicher und geistiger Verkommenheit, die dem in China eintreffenden Fremden in den Opiumhöhlen gezeigt werden. Daß Opium immer schädlich wirkt oder wirken kann, soll unbestritten bleiben; aber sind wir nicht auch dahin gekommen, den Alkohol als Völkergift zu bezeichnen und die absolute Schädlichkeit desselben zu behaupten? Und ebenso wenig wie auf lange hinaus die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß die an alkoholische Getränke gewöhnten Völker denselben, andere dem Tabak, der Coca, dem Haschisch, dem Betel oder dem Mate entsagen werden, ebenso wenig wird der Chinese dem Opiumrauchen entsagen, es sei denn, daß der Genuß und die Stärkung, die ihm dadurch geboten, auf andere Weise ersetzt oder überflüssig gemacht werden. Letzteres aber dürfte wie beim Alkohol für die große Masse der Bevölkerung nur dann möglich sein, wenn die Nahrung derselben kräftiger würde. Daran ist aber in China für den Augenblick und voraussichtlich noch auf lange hinaus nicht zu denken, da die Bevölkerung selbst zu arm ist und bei der Regierung das Verständniß dafür fehlt.

Ueber die Schädlichkeit des Opiumrauchens ist viel gestritten worden; jedenfalls ist diese Art des Genusses eine viel weniger schädliche als das Essen oder Trinken von Opium oder die Einspritzungen von Morphium. Beim Rauchen, namentlich der besseren indischen Sorten, gehen nur wenige der schädlichen Bestandtheile, welche das Opium enthält, in den Körper über, und Jeder, der längere Zeit in China gelebt hat, wird unter Bekannten und Dienern Leute gekannt haben, die zehn, zwanzig und mehr Jahre starke Opiumraucher gewesen waren, ohne daß ihre geistigen oder körperlichen Kräfte darunter gelitten hätten. Jedenfalls ist das Opium nicht die Ursache so vieler Verbrechen wie der Alkohol; der Raucher wird vielleicht stehlen oder betrügen, um sich das

Geld für den ihm unentbehrlich gewordenen Genuß zu verschaffen, aber dem so weit gesunkenen Opiumraucher fehlt es an der körperlichen wie an der geistigen Kraft zur Begehung eines Verbrechens, denn der Opiumrausch bringt Ermüdung und Erschlaffung, nicht Aufregung und Ueberreizung hervor.

Niemand wird in Abrede stellen, daß die Thätigkeit der Missionare, so lange dieselben, Jeder in seinem Kreise, gegen den Gebrauch des Opiums wirken, eine segensreiche sein kann und vielfach auch unzweifelhaft gewesen ist; aber die öffentliche Agitation der protestantischen Missionare, namentlich der englischen, gegen den Opiumhandel ist weit entfernt davon, gute Früchte getragen zu haben. Die oft mit Entstellung der Thatsachen gegen die eigene Regierung geführte Polemik hat nur der fremdenfeindlichen Partei in China einen Vorwand und ein Thema für weitere Aufhetzungen gegeben, und wenn England und den Engländern heute durch die große Menge mehr, als sie es verdienen, die Schuld an der Einführung und Verbreitung des Opiumrauchens zugeschrieben wird, so können sie sich dafür bei den Missionaren ihrer eigenen Nationalität bedanken. Einen praktischen Erfolg haben die Missionare allerdings aufzuweisen und der ist, daß nach dem, im Wesentlichen der Einwirkung von Exeter Hall zuzuschreibenden Abschluß der Convention von 1885 der Anbau von Opium in ganz China legalisirt worden ist und in einer Weise zugenommen hat, daß jetzt die Production des Inlandes weit, vielleicht zwei oder drei Mal die von Indien eingeführten Mengen übersteigt. Zwar suchen sich die Missionare über diesen Erfolg ihrer Agitation mit der Hoffnung zu trösten, daß das chinesische Product das indische bald ganz verdrängen und die chinesische Regierung dann im Stande sein werde, auch den Anbau im Innern wieder zu unterdrücken; aber abgesehen davon, daß sich auch diese Annahme als irrthümlich erweisen dürfte, ist es doch immer ein gewagtes Spiel, den Teufel durch Beelzebub vertreiben zu wollen.

Auch in anderer Beziehung haben die protestantischen Missionare in der Bekämpfung des Opiumrauchens keine glückliche Hand gehabt. Bei der 1890 in Shanghai stattgefundenen Missionarconferenz erklärte Dr. Boone aus Shanghai als Bevollmächtigter der „Medical Missionary Association of China", daß mit dem Verkauf von sogenannten Anti-Opiumpillen, welche Morphium oder andere Opiumpräparate enthielten, der gröbste Mißbrauch getrieben würde. Ein großer Handel in solchen Pillen oder Pulvern sei in China entstanden und wachse täglich; in einigen Theilen des Landes seien es die eingeborenen Christen und Prediger, welche diese Mittel verkauften, in erster Linie allerdings mit dem Wunsche, das Opiumrauchen zu unterdrücken; bald aber hätten sie gefunden, daß bei dem Geschäft Geld zu verdienen sei. „Mir ist von Canton, Amoy und Swatow auf das Bestimmteste versichert worden," fährt Dr. Boone fort, „daß die eingeborenen Christen durch die Gewohnheit, Geld aus dem Verkauf dieser Medicamente zu erzielen und sich zu bereichern, verdorben würden und daß sie ihren ersten Zweck, den Opiumraucher zu heilen, ganz aus dem Gesicht verloren hätten. Ich bin ferner auf glaubwürdige Weise benachrichtigt worden, daß in Südchina Morphium unter dem Namen „Jesusopium" bekannt ist, und daß die Christen als die Verbreiter dieser Sitte (des Opiumessens) angesehen werden."

Andere Missionar-Aerzte aus Swatow, Hangchow und Canton bestätigten die Erklärung Dr. Boone's mit dem Zusatz, daß das Morphiumessen und, wiewohl seltener, der Gebrauch subcutaner Einspritzungen auch in den am Yangtsze und nördlich an demselben gelegenen Provinzen in bedenklicher Weise um sich greife; daß in einer Anzahl von Missionen und von Missionaren, die sich des Schadens, den sie verursachten, nicht bewußt seien, sowie von eingeborenen Christen diese Morphiumpillen und -Pulver verkauft würden. Morphiumessen sei aber schlimmer als Opiumrauchen! —

Die Versammlung beschloß auf den Antrag eines zu dem Zweck ernannten Comités, alle Missionare aufzufordern, so weit als möglich den Verkauf von Morphium enthaltenden Anti-Opium-Mitteln zu verhindern; gewiß eine lobenswerthe Maßregel, die vielleicht aber zu spät kommen dürfte, um den Schaden wieder gut zu machen, der von wohlmeinenden, aber unwissenden Leuten begangen worden ist.

Eine politische Bedeutung wird die Opiumfrage und die auf dieselbe bezügliche Agitation in Zukunft voraussichtlich mehr für England als für China haben, da die auf das Drängen der Anti-Opium-Gesellschaft vorgenommenen Erhebungen in Indien dort sehr viel böses Blut gemacht und ein ganzes oder theilweises Verbot des Anbaues die materiellen Interessen der ackerbauenden Bevölkerung wie auch der einheimischen Fürsten schwer schädigen würde. Eine solche Maßregel würde außerdem nur den Erfolg haben, nicht den Verbrauch herabzusetzen, sondern die Bezugsquellen zu verändern, wie denn der Ausfall, den die Seitens der indischen Regierung vorgenommene Verminderung der zur Auction gebrachten Quantität bengalischen Opiums zur Folge gehabt hat, einerseits durch die Mehrproduction an chinesischem, andererseits durch die Zunahme in der Einfuhr von persischem Opium (im Handel türkischer genannt), mehr als ausgeglichen worden ist.

II.

Während die Opiumfrage so, wenigstens für China, ihre acute Form verloren und vom politischen Gebiet ganz oder zum größten Theil auf das national-ökonomische übergegangen ist, wird die Missionarfrage von Tag zu Tag eine brennendere und muß und wird in nicht zu langer Zeit ein Eingreifen der chinesischen Regierung, wie der betheiligten fremden Mächte nothwendig machen.

Das Vorwärtsdrängen der Missionare und der immer mehr die Form gewaltsamer Ausschreitungen annehmende Widerstand der chinesischen Bevölkerung gegen die ihr aufgezwungenen Segnungen der christlichen Propaganda sind Symptome, die nicht länger übersehen werden dürfen, wenn China und die Vertragsmächte sich nicht eines Tages einer Katastrophe gegenüber befinden wollen, deren Bedeutung und Tragweite sich kaum übersehen lassen, aber jeden Freund wahrer Cultur und Gesittung mit ernster Besorgniß erfüllen müssen.

Römisch- und griechisch-katholische und protestantische Missionare sind zu verschiedenen Zeiten in China thätig gewesen und sind es noch. — Am wenigsten Bedeutung besitzt, vom religiösen wie vom politischen Gesichtspunkt

aus, die griechisch-katholische Mission. Als nach der Eroberung und Zerstörung Albazin's am Amur 1689 die dort gefangenen Russen nach Peking gebracht und als „russische Centurie" einem Banner einverleibt und in einem besonderen Quartier der Stadt angesiedelt wurden, gestattete der Kaiser ihnen, ihren Gottesdienst frei auszuüben und gab ihnen zu dem Zweck sogar einen buddhistischen Tempel, aus welchem er die Götzen hatte entfernen lassen. Der Erzbischof von Tobolsk, der hiervon Kenntniß erhielt, sandte die erforderlichen kirchlichen Geräthe und empfahl den Albazinern, bei dem Gottesdienst für den Bogdokhan, die russische Bezeichnung für den Kaiser von China, als den Beschützer ihres Glaubens zu beten.

Seit 1716 steht ein Archimandrit an der Spitze dieser gewöhnlich aus zwei bis drei Mönchen bestehenden Mission, deren Thätigkeit sich fast ausschließlich auf die Seelsorge der aus der Ehe mit chinesischen Frauen stammenden Nachkommen der russischen Gefangenen, vierzehn bis fünfzehn Familien mit ungefähr hundertundsechzig Seelen, und von vielleicht zweihundertfünfzig anderen Christen beschränkt, von denen fünfzig in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Peking wohnen, wo sie zu Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts durch den Pater Isaï bekehrt worden sind. Größere Erfolge hat die Mission auf wissenschaftlichem Gebiete aufzuweisen gehabt; die Namen der Archimandriten Hyacinth (Bitschurin) und Palladius, wie auch der aus der früher mit der geistlichen Mission verbundenen Dolmetscherschule hervorgegangenen Gelehrten Wassiljeff, Tatarinow, Bunge und Gashkewicz sind weit, und mit Recht, bekannt.

Bis zum Jahre 1860 stand die Mission unter dem Asiatischen Departement, seit dieser Zeit direct unter dem heiligen Synod. Der Abwesenheit aller propagandistischen Bestrebungen hat die russische Mission es zu verdanken gehabt, daß sie im Großen und Ganzen von allen Verfolgungen verschont geblieben ist, und auch als der letzte katholische Missionar 1823 aus Peking verwiesen wurde, unbehelligt blieb. Auch in der Neuzeit hat sie, im Gegensatz zu der griechisch-katholischen Mission in Japan, wo der Pater, spätere Bischof Nicolas Kassatkine seit 1870 viele Tausende von Bekehrungen und die Gründung von nahe an zweihundert Gemeinden zu verzeichnen hatte, sich jeder Propaganda enthalten.

Aelter als die griechisch-katholische ist die römisch-katholische Missionsthätigkeit in China. Wenn man den Angaben des 781 errichteten, 1625 in Singanfu wieder aufgefundenen berühmten Denkmals Glauben schenken darf, würde der erste nestorianische Missionar China schon 635 erreicht haben. Den Nestorianern scheint, trotz mancher Verfolgungen, denen sie als „fremde Priester aus Tatsin" (Syrien) zugleich mit persischen Magiern und eingeborenen Buddhisten und Taoisten ausgesetzt waren, das Glück gelächelt zu haben; ganz besonderen Einfluß gewannen sie aber unter den Herrschern der Mongolen-Dynastie (1206—1367), von welchen sie sogar einige zum Christenthum bekehrt haben wollten; jedenfalls findet man in den Berichten gleichzeitiger Reisenden häufig die Erwähnung nestorianischer Kirchen, Priester und dieser Secte angehöriger, in mongolischen Diensten stehender Beamten. In diesen Beziehungen

zu der mongolischen Dynastie mag auch die Veranlassung gelegen haben, daß die Nestorianer in den Sturz derselben verwickelt wurden. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind sie aus China verschwunden, ohne daß andere Spuren ihrer Thätigkeit übrig geblieben wären, als das Denkmal in Singanfu und einige Stellen in fremden und chinesischen Autoren.

Zur Zeit der Mongolen-Dynastie kamen auch die ersten rechtgläubigen katholischen Priester nach China, freilich zuerst nicht als Missionare, sondern als päpstliche und königliche Gesandte. Der Siegeszug der Mongolen durch Asien und ihre Bedrohung Europa's veranlaßten den Papst Innocenz IV., 1240 von Lyon aus, wo ein Concil versammelt war, Gesandte an Baitu und den Groß-Chan zu schicken, ein Beispiel, dem bald darauf König Ludwig IX., der Heilige, von Frankreich, von Cypern aus folgte. Die ganze zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist mit Verhandlungen zwischen den Dschingisiden, wie sie Ranke sehr treffend nennt, und dem christlichen Europa angefüllt. Während die ersteren anfänglich einen sehr hohen Ton annahmen und die Unterwerfung des Papstes und der Fürsten unter ihre Oberhoheit verlangten, gewann das Bedürfniß nach einer Verständigung mit den christlichen Mächten gegenüber dem gemeinsamen Feinde, den Saracenen, allmälig die Oberhand, so daß die späteren Annäherungsversuche meistens von den mongolischen Fürsten ausgingen. Auf christlicher Seite fehlte es an dem politischen Verständniß und namentlich an der politischen Einigkeit, welche eine über schöne Redensarten hinausgehende Verständigung mit den Mongolen ermöglicht haben würde, und die Päpste, die sich am Eifrigsten zeigten, legten größeren Werth auf die Bekehrung der Mongolen, als auf ein politisches Zusammengehen. Es macht einen fast komischen Eindruck, wenn Arghun-Chan von Persien verspricht, nach der mit gemeinsamen Kräften ins Werk zu setzenden Eroberung von Jerusalem, den christlichen Glauben anzunehmen, und Papst Nicolas IV. ihm empfiehlt, dies lieber vorher zu thun, da eine solche Handlungsweise nicht verfehlen könne, ihm den Schutz des Himmels zu verschaffen und also die beabsichtigte Eroberung zu erleichtern.

Bei den Verhandlungen, in welche die verschiedenartigsten Fragen, die Interessen der einzelnen christlichen Staaten, die Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen und die Versuche einer Verständigung zwischen der römischen und griechischen Kirche hineinspielten und die neben den Päpsten und Fürsten bald von Mönchen, wie Anselm, Plano Carpini und Rubruk oder den christlichen Gemahlinnen mongolischer Fürsten, aus dem Geschlecht der Palaeologen und der armenischen Könige, bald von Abenteurern, im guten Sinne, wie die Vasalli, Buscarell und die Polo geführt wurden, war es keiner der Hauptpersonen Ernst mit dem, was der anderen Partei zumeist am Herzen lag; der Papst wollte die Bekehrung des Groß-Chans und gebrauchte die politische Frage nur zu diesem Zweck, während für die Kaiser von China und die Herrscher der anderen mongolischen Reiche ihre mögliche Bekehrung nur eine Vorspiegelung war, mit der sie den Papst und die christlichen Fürsten zu täuschen und zu gewinnen hofften. So blieben die Verhandlungen nach jeder Richtung hin erfolglos, und es war schließlich dem Glaubenseifer und der Aufopferung der

geistlichen, in Hochasien und China thätigen Sendboten, namentlich der von Innocenz IV. 1252 aus Franciskanern und Dominikanern organisirten „Societas fratrum peregrinantium propter Christum“ zu verdanken, daß die katholische Missionsthätigkeit in China eine bestimmte Form annahm. Der thätigste dieser Sendboten, der Franciskaner Johann von Monte Corvino, der, 1289 nach China geschickt, Khanbalik (Peking) 1292 erreicht und dort elf Jahre allein gewirkt hatte, wurde 1307 von Papst Clemens V. zum Erzbischof von Peking ernannt, während zugleich zu seiner Unterstützung sieben Suffragan-bischöfe hinausgesandt wurden. Unter ihm und seinem Nachfolger, dem 1325 ernannten Franciskaner Nicolas, früher Professor an der Universität von Paris, befand sich die Mission in blühendem Zustande; die Zahl der Bekehrungen nahm täglich zu, neue Gemeinden entstanden überall, und der Kaiser ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, den Missionaren sein Wohlwollen zu bezeigen. Aber alle diese Erfolge verschwanden wenige Jahre später, als wenn sie nie gewesen wären. Mit dem Sturze und der Vertreibung der Mongolen und der Erhebung der neuen nationalen Dynastie der Ming verlor die katholische Mission die Grundbedingungen ihres Bestehens, den Schutz der Regierung und den Zusammenhang mit Europa. Zwar versuchte Urban V. diesem letzteren Uebelstande in 1370 durch die Ernennung und Entsendung eines neuen Erzbischofs, eines päpstlichen Legaten und einiger achtzig Geistlichen nach Peking abzuhelfen, aber von keinem dieser Sendboten lief je wieder eine Nachricht ein, und das Werk der rechtgläubigen Katholiken ging ebenso spurlos unter, wie das ihrer Gegner und Zeit- und Schicksalsgenossen, der Nestorianer.

Erst beinahe zwei Jahrhunderte später wurde der Versuch zur Bekehrung China's erneuert. Zwar starb der heilige Franz Xaver 1552 auf der Insel Sancian ohne das Festland erreicht zu haben, aber der italienische Jesuit Alexander Valignani, der bei einer Visitationsreise Macao besucht hatte, vermochte es, den Provinzial von Indien zu veranlassen, 1579 zwei Jesuiten, Michael Ruggiero und Matthias Ricci, nach China zu entsenden, denen es gelang, über Macao Canton zu erreichen und dort festen Fuß zu fassen. Trotz vieler Schwierigkeiten und mancher Verfolgungen wurden in Kwangtung und Kwangsi und später in Nanking Stationen errichtet und nicht unbedeutende Erfolge erzielt. Das Mittel, dessen sich die Missionare bedienten, um Zutritt zu den hohen Beamten und deren Wohlwollen zu erlangen, war: die Neugierde derselben durch europäische mechanische Kunstwerke, Uhren, Glockenspiele u. s. w., zu erregen und sich dann durch die Nothwendigkeit, diese Spielereien in Ordnung zu halten, unentbehrlich zu machen. Auf diese Weise gelang es auch Ricci, einen in Nanking befindlichen Eunuchen des Kaisers zu gewinnen und von demselben die Erlaubniß zu erhalten, ihn nach Peking zu begleiten, wo er nach vielem Aufenthalt und manchen Fährlichkeiten 1601 anlangte und von dem in Haremsleben und Vergnügungen versunkenen Kaiser Wan-li mit Interesse und Wohlwollen, als eine neue Zerstreuung, empfangen wurde. In die Streitigkeiten zwischen den hohen Staatsbeamten und Eunuchen, als Schützling der letzteren, verwickelt, wußte Ricci die unbequemen Freunde abzuschütteln und sich auch die Achtung und Unterstützung der höchsten Würden-

träger zu sichern. Als er 1610 starb, wurde er allgemein betrauert und der jetzt noch in Peking als der portugiesische Kirchhof bekannte Begräbnißplatz für seine letzte Ruhestätte angewiesen. Er liegt dort unter einem chinesischen Denkstein, vor dem sich eine steinerne Tafel mit ebensolchen Opfergefäßen befindet. Pater Ricci war stets der Meinung gewesen, daß die Ansichten der Chinesen möglichst geschont und im Anschluß an dieselben ihre Bekehrung versucht werden müsse; sein von ihm selbst bestellter Nachfolger Nicolas Longobardi theilte diese Auffassung durchaus nicht und legte damit den Keim zu den Streitigkeiten, die später den Jesuiten und mit ihnen der ganzen christlichen Missionsthätigkeit in China so verderblich wurden. Bald sollte es sich trotz der anscheinend günstigen Erfolge zeigen, daß der Haß der Literaten und Beamten gegen die fremden Neuerer nicht ruhe, und 1616 erging von Peking, auf den Antrag der Behörden in Nanking, der Befehl, alle Missionare zu verhaften und ins Gefängniß zu werfen; selbst die in Peking im Astronomischen Amt Angestellten wurden von dieser Maßregel nicht ausgenommen. Indessen nahm die Verfolgung nur in Peking und Nanking einen acuten Charakter an, an allen anderen Plätzen fanden die Jesuiten willige Aufnahme und Schutz. Bald auch veranlaßten die immerwährenden Einfälle der Mandschus den neuen Kaiser Tien Ki (Wan-li war 1620 gestorben, sein Nachfolger Tai-Chang vier Monate später), die Missionare zurückzurufen, „um ihm Rath über die Art und Weise, wie man die Mandschus bekriegen könne, zu geben und Kanonen zu gießen, was sie besonders gut verständen". Die nächsten Jahrzehnte waren glückliche für die Mission, die 1627 in sieben Provinzen des Reichs, Kiangsi, Che-kiang, Kiang-nan, Shan-tung, Shan-si-Shensi und Chili 13 000 und zehn Jahre später mehr als 40 000 Bekehrte zählte. Auch der Sturz der Ming-Dynastie 1643, die Besetzung Pekings durch den Rebellen Li-Tsze-ching und die bald darauf erfolgte Einnahme der Stadt durch die Mandschus änderten daran nichts, und der damalige Chef der Mission, Adam Schall aus Cöln, wurde von dem jungen Kaiser Shunchi 1645 zum Präsidenten des Astronomischen Amtes ernannt. Shunchi blieb Schall bis zu seinem 1661 erfolgten Tode gewogen und ertheilte u. A. drei Generationen seiner Vorfahren den ersten Rang. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß dieselbe Auszeichnung vor wenigen Jahren dem verdienten Generalinspector der Seezölle, Sir Robert Hart, zu Theil geworden ist. Bei dem Begräbniß Shunchi's wie bei dem einer vor ihm gestorbenen, von ihm sehr geliebten Concubine, der nach ihrem Tode der Titel als Kaiserin verliehen worden war, fanden zum letzten Male die durch die mandschurische Sitte vorgeschriebenen Menschenopfer und Selbstentleibungen von Freunden und Dienern statt.

Der Nachfolger Shunchi's war der damals achtjährige, später so berühmt gewordene Kaiser Kang-hi, während dessen einundsechzigjähriger Regierung allen Anstrengungen der Missionare zum Trotz und ungeachtet mancher Schwankungen zu ihren Gunsten die Aussichten der katholischen Mission sich, durch eigene Schuld, sehr verschlechterten. Gleich zu Anfang der Regierung des minderjährigen Kaisers griffen die Regenten zu den schärfsten Maßregeln gegen

die Missionare; der alte ehrwürdige, vom Schlage gerührte Schall und sein Stellvertreter Verbiest wurden mit den anderen Missionaren zusammen ins Gefängniß geworfen, der Erstere zum Tode, der Letztere zur Verbannung verurtheilt, und es war nur einem heftigen, nach der Verurtheilung Schall's stattgehabten Erdbeben zu verdanken, daß das gegen ihn ausgesprochene Urtheil nicht zur Ausführung kam. Nach der Uebernahme der Regierung durch den Kaiser besserte sich die Lage der Missionare, besonders da in dem Reichskalender durch die Unfähigkeit der chinesischen Astronomen vorgekommene Fehler nur durch die Europäer richtig gestellt werden konnten. Im Jahre 1671 wurde das Verbannungsdecret gegen die Missionare zurückgenommen, was wohl hauptsächlich auf das persönliche Wohlwollen des Kaisers zurückgeführt werden dürfte, der sich lebhaft für europäische Wissenschaft, namentlich Mathematik, interessirte und es liebte, sich mit den Missionaren darüber zu unterhalten. Die Erhebung Wu-fankwei's in Yünnan und Szechuen gegen die Mandschus 1673 gab Verbiest eine neue Gelegenheit, sich dem Kaiser nützlich zu erweisen, indem er auf den Wunsch desselben eine Anzahl Geschütze goß, die wesentlich zur Unterdrückung des Aufstandes beitrugen. Die Stellung der Missionare in Peking wurde dadurch so einflußreich, daß, als die Provinzialbehörden von Chekiang 1691 die in der Provinz ansässigen fremden Geistlichen und eingeborenen Christen zu verfolgen begannen, der Kaiser 1692 auf ihre Bitte ein Edict erließ, durch das die Duldung des christlichen Glaubens aufs Neue bestätigt wurde. — Inzwischen begann bei den Missionsbestrebungen das politische Element stärker in den Vordergrund zu treten. Durch päpstliche Entscheidung war das geistliche Patronat in Indien, zu dem auch China gerechnet wurde, der Krone Portugal übertragen worden. Mit der steigenden Macht und dem wachsenden Ehrgeize Frankreichs schien dieses Portugal ertheilte Monopol unvereinbar, und bald fingen französische Geistliche, vor Allem der Pater Alexander de Rhodes aus Avignon, und der französische Hof an, in Rom gegen dasselbe zu intriguiren. Der Herzogin von Aiguillon gelang es, bei dem Papst Alexander III. die Ernennung von drei französischen Bischöfen, Pallu, de la Motte Lambert und Cotolendi, durchzusetzen, die nach Siam, Tongking und China entsendet werden sollten. Aber kein portugiesisches, holländisches oder englisches Schiff wollte sich bereit finden lassen, den Bischof Pallu nach Ostasien zu befördern, was zu dem Vorschlage der Errichtung einer französischen Handelsgesellschaft nach dort und bald zu der Gründung der „Compagnie des Indes“ führte. Um die erforderlichen Geistlichen für die in Aussicht genommenen französischen Missionen zu beschaffen, wurden 1663 die „Missions étrangères“ in Paris gegründet (der Grundstein der Kirche derselben wurde 1683 gelegt), und 1685 gingen auf Colbert's Veranlassung und Betreiben eine Anzahl hochwissenschaftlich gebildeter Missionare nach Peking, um den auf den Kaiser gewonnenen Einfluß weiter auszudehnen und zu befestigen, ein Plan, der anscheinend vollkommen gelang.

Schon aber sammelten sich die Wolken, aus denen der Sturm kommen sollte, der dem blühenden Bekehrungswerke ein schnelles Ende bereitete. Selbst unter den Jesuiten waren die Auffassungen über den Gott zu gebenden chine-

fischen Namen und die Zulässigkeit mancher Ceremonien, namentlich bei der Verehrung von Confucius und den Ahnen, getheilt, wenn auch die Meisten Ricci zustimmten, welcher denselben keine abergläubische und götzendienerische Bedeutung beigelegt hatte. Anders dagegen urtheilten die zelotischeren Dominikaner, denen sich später die Lazaristen und die „Missions étrangères“ anschlossen, die alle die weitherzige Auffassung der Jesuiten als unchristlich verdammten. Der Papst wurde zur Entscheidung der Streitfrage angerufen; Innocenz X. erklärte sich 1645 für die Dominikaner, Alexander VII. 1656 für die Jesuiten und Innocenz XI. gewissermaßen auch für die letzteren, indem er die Zulässigkeit der angefochtenen Ceremonien zugestand, wo sie nur als bürgerliche, nicht als götzendienerische angesehen würden. Da die Anordnungen des päpstlichen Stuhles keine der beiden Parteien befriedigten, ging der Streit zwischen den Missionaren weiter, und Bischof Maigrot, ein Mitglied der „Missions étrangères“ und Doctor der Sorbonne, der 1684 von Pallu vor seinem Tode mit der Leitung des ganzen Missionswesens in China betraut worden war, erklärte sich 1693, im Widerspruche mit der päpstlichen Entscheidung, in einer von Nanking datirten Verordnung gegen die Jesuiten, deren Vorstellungen an den päpstlichen Stuhl er als in verschiedenen Punkten nicht der Wahrheit entsprechend bezeichnete. Die Jesuiten weigerten sich, die Entscheidung anzuerkennen, und wendeten sich 1699 an den Kaiser Kanghi selbst, um von ihm eine autorative Erklärung über die Bedeutung der angegriffenen Ceremonien zu erhalten, die denn auch ganz in ihrem Sinne ausfiel. — Inzwischen hatte man in Rom die Sache weiter verfolgt, ein Legat des Papstes, Tournon, Patriarch von Antiochien, wurde nach Peking gesandt, um an Ort und Stelle die Jesuiten zu einer Verständigung zu veranlassen, während die Congregation der Inquisition mit der Untersuchung der Frage beauftragt wurde. Die Inquisition entschied gegen die Jesuiten, und Papst Clemens XI. bestätigte am 20. November 1704 diese Entscheidung. Tournon, dem das päpstliche Decret in Peking zuging, wagte nicht, dasselbe dort zu veröffentlichen; denn er war sich bewußt, daß dadurch ein unheilbarer Bruch mit dem Kaiser herbeigeführt werden würde, schon deshalb, weil die Bezeichnung „Himmel“ „Tien“ als Synonym für Gott nicht zugestanden worden war, während sich z. B. über der Kirche der Jesuiten in Peking eine von Kanghi selbst gestiftete Marmortafel mit den Worten befand: „King tien“: „Betet den Himmel an.“

Tournon schlug einen Mittelweg ein; er berief Maigrot nach Peking, ebenso wie den Jesuiten de Bisdelou, von dem er wußte, daß er die Ansichten seiner Mitbrüder nicht theilte, um durch mündliche Erörterung der Streitfrage die Jesuiten zur Unterwerfung unter die päpstliche Entscheidung zu vermögen. Das päpstliche Decret konnte aber auch unter den chinesischen Christen nicht unbekannt bleiben und kam so zur Kenntniß des Kaisers. Dieser brachte die Frage in öffentlicher und feierlicher Audienz Tournon gegenüber zur Sprache, der seinerseits Maigrot vorschob und den Kaiser veranlaßte, denselben sowohl zu empfangen, als zu einer schriftlichen Erklärung aufzufordern. Der Zusatz, den Maigrot seiner Auseinandersetzung hinzufügte, daß er den Kaiser

nicht als Richter in einer Angelegenheit anerkennen könne, die ausschließlich zur Competenz des heiligen Stuhls gehöre, beschleunigte den Bruch. Maigrot wurde aus China verbannt und Tournon aufgefordert, seine Abreise zu beeilen. Der Erstere konnte sich nicht einmal in Macao einschiffen, sondern mußte sich an Bord eines englischen Schiffes flüchten, das ihn nach Irland brachte; der Letztere ging nach Nanking, und da er noch immer, um den Bruch zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen Stuhle nicht unheilbar zu machen, das päpstliche Decret nicht veröffentlichen wollte, faßte er die Bestimmungen desselben in einer Verordnung zusammen, die er in seinem Namen allen Missionaren zugehen ließ. Einzelne derselben reichten gegen diese Verordnung eine Berufung an den Papst ein, der dieselbe aber 1710 guthieß und bestätigte und die Generale der verschiedenen Orden anweisen ließ, sich ihr zu unterwerfen, was der der Jesuiten, der einzige, der wirklich in Frage kam, auch in unzweideutiger Weise that. — Sobald Kanghi von dem Schritte Tournon's Kenntniß erhielt, ließ er denselben verhaften und nach Macao führen, wo den Portugiesen der Befehl zuging, ihn ins Gefängniß zu werfen, eine Weisung, der sie sich beeilten nachzukommen; Tournon starb dort 1710 als Gefangener. Alle Missionare aber, die sich nicht verpflichten wollten, sich der Entscheidung des Kaisers zu unterwerfen, wurden des Landes verwiesen.

Clemens XI., um dem noch immer nicht gebrochenen Widerstande der in China ansässigen Jesuiten und dem Aergerniß, das durch die verschiedenen Streitschriften gegeben wurde, ein Ende zu machen, erließ endlich 1718 die Bulle „Ex illa die", welche Jeden, ipso facto, mit der größeren Excommunication bedrohte, der sich den Bestimmungen der päpstlichen Constitution von 1704 nicht füge; zugleich entsendete er einen neuen päpstlichen Legaten, den Patriarchen von Alexandrien, Mezzabarba, nach China, dieses Mal aber über Lissabon, um alle Streitigkeiten mit Portugal zu vermeiden. Bei seiner Ankunft in Peking 1720 fand Mezzabarba, trotz der anscheinend vollständigen Unterwerfung der Jesuiten unter den Willen des Papstes, die Lage schwieriger, als er erwartet und selbst gefürchtet hatte. Der Kaiser ließ ihm gleich bei seiner Ankunft in China sagen, daß er die früheren Missionare in China lassen möge, denen, aber nicht den Chinesen, freigestellt sei, die Decrete des Papstes zu befolgen; alle anderen Europäer solle er mit sich nach Rom nehmen, wo er ihnen befehlen könne, was er wolle. Das sei die einzige Form, in der der Kaiser einer Verordnung zu gehorchen gestatte, die im Widerspruch mit seinen unwiderruflichen Edicten stehe.

Um nicht den, wie die Jesuiten erklärten, sonst unvermeidlichen sofortigen Ruin der Mission zu verursachen, entschloß sich Mezzabarba dazu, der Bulle des Papstes acht Clauseln hinzuzufügen, deren Inhalt sich dahin zusammenfassen läßt, daß die Ausübung aller der vielumstrittenen Gebräuche gestattet sein sollte, soweit sie als rein bürgerliche aufgefaßt würden. Aber auch diese Nachgiebigkeit vermochte nicht, den Kaiser günstiger zu stimmen; Mezzabarba erhielt in höflicher, aber bestimmter Weise den Befehl, China zu verlassen und die Missionare, die ihn begleitet hatten, mit fortzunehmen. In Rom war man um so unzufriedener mit dem Verhalten des Legaten, als man, und

wohl nicht mit Unrecht, annahm, daß das Verfahren des Kaisers nicht unwesentlich durch Einflüsterungen der Jesuiten bestimmt worden sei. Benedict XIV. erklärte daher die von Mezzabarba abgegebenen Erklärungen für unzulässig und bestätigte die Entscheidung Clemens' XI. durch die Bulle „Ex quo singulari", durch welche der Streit endgültig gegen die Jesuiten entschieden wurde.

Wie man auch über die Haltung der Jesuiten in dieser Frage denken mag, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie die Folgen richtig beurtheilt hatten, welche die Entscheidnng des päpstlichen Stuhles für die Zukunft der katholischen Missionen nach sich ziehen mußte. Wie der Streit zwischen Bettelorden und Jesuiten den Untergang des Christenthums in Japan herbeiführte, so hat der Ausgang des Kampfes zwischen Dominikanern, Lazaristen und Missions étrangères einer- und den Jesuiten andererseits sehr wesentlich zu den Verfolgungen beigetragen, denen die katholische Kirche in China seit der Sendung Tournon's ausgesetzt gewesen ist. Unter Kanghi's Nachfolger, Yung-chêng (1723—1735) nahmen die Maßregeln gegen die Missionare einen viel schärferen Charakter an, und wenn Kienlung's (1736—1795) persönliches Wohlwollen gegen die in Peking ansässigen Jesuiten, die inzwischen durch die 1773 erfolgte Aufhebung des Ordens laicirt worden waren sich immer gleich blieb, und er ihnen sogar die Mittel zum Wiederaufbau ihrer 1775 abgebrannten Kirche gab, so wurden doch unter ihm, wie unter Kia-king (1797—1820) die Verfolgungen gegen die eingebornen Christen wie gegen die fremden Missionare, die sich heimlich im Lande aufhielten oder in dasselbe einschlichen, immer heftiger und die Zahl der Opfer, die ihre Glaubenstreue mit dem Tode bezahlen mußten, immer größer. Erst die Jahre 1844 und 1845 brachten hierin insofern eine Aenderung, als der Kaiser Taokwang, in Folge der durch den französischen Gesandten de Lagrené gemachten Vorstellungen, die Ausübung der christlichen Religion durch die Chinesen im Innern genehmigte, die Thätigkeit der Missionare aber auf die öffentlichen Häfen beschränkte, mit dem Zusatz, daß, wenn dieselben sich doch ins Innere begäben, sie nicht als Verbrecher behandelt, sondern nur ausgewiesen werden sollten. Erst durch die Verträge von 1858 und 1860 wurde den Missionaren der Zutritt zum Inlande wieder gestattet.

Heute bestehen in China einunddreißig apostolische Vicariate, von denen acht (Mandschurei, Ost-, West- und die Südszechuen, Yünnan, Kwangsi und Kwangtung) den „Missions étrangères de Paris", fünf (Nord- und Westchili, Chekiang, Süd- und Nordkiangsi) den Lazaristen, vier (Süd- und Ostchili, Kiangnan) den französischen Jesuiten, sechs (Nordshantung, Shansi, Nord-, West- und Ost Hupe, Shensi) italienischen Franciskanern min. observ, eine (Süd Hunan) italienischen reformirten Franciskanern, zwei (Honan und Hongkong) den italienischen „Missions étrangères de Milan", eine (Fokien mit Formosa) spanischen Dominikanern, eine (Nord Hunan) spanischen Augustinern aus Manila, zwei (Mongolei und Kansu) den belgischen „Missions étrangères", eine (Süd Shantung) den deutschen Missionaren des Steyler Hauses angehören, während in Macao ein portugiesisches Bisthum errichtet ist.

Von den einunddreißig Vicariaten gehören also siebzehn französischen, neun italienischen, zwei spanischen, zwei belgischen und eine einer deutschen Gesellschaft an; die Zahl der europäischen Missionare beträgt ungefähr 530, die der eingeborenen katholischen Christen etwas über 535 000. —

Die älteste protestantische Mission in China war die aus holländischer Initiative 1624 in Formosa hervorgegangene; sie erzielte unter den Ureinwohnern der Insel ungefähr 9000 Bekehrungen und ging in den Kämpfen unter, die der Besetzung der Insel durch Koxinga (Ching-ching-Kung) folgten und mit der Vertreibung der Holländer endeten. Im Jahr 1684, als der Enkel Koxinga's sich dem Kaiser Kanghi unterworfen hatte, wurden die letzten überlebenden holländischen Gefangenen und einige Nachkommen derselben in Freiheit gesetzt. Sonst erinnern nur einzelne, zum Theil erst seit Kurzem der Vergangenheit entrissene sprachliche Arbeiten an diese erste Episode protestantischer Missionsthätigkeit. —

Beinahe hundertundfünfzig Jahre nach diesem mißlungenen Versuche kam der erste protestantische Missionar, der Engländer Dr. Morrison, nach dem Festlande von China. Aber auch seine Thätigkeit blieb, was das Missionswerk anbetraf, weit hinter den gehegten Erwartungen zurück, ebenso wie die der in Malacca, Singapore, Pinang und Java errichteten Missionen, von denen man gehofft hatte, daß sie unter den dort lebenden Chinesen einen guten, später auf das eigentliche China zu übertragenden Erfolg haben würden. In China waren bis 1842 sechs, auf den Inseln und dem Festlande Hinterindiens in derselben Zeit ungefähr hundertfünfzig Bekehrungen von Chinesen erzielt worden. Die erfolgreichere Thätigkeit der protestantischen Missionen begann erst mit deren nach dem Abschluß des Friedens von Nanking 1843—45 erfolgter Uebersiedelung nach Hongkong und dem eigentlichen China.

Heute zählen die protestantischen Missionen in China 37 287 Communicanten, während sich an dem Missionswerk 589 Männer, 391 verheirathete und 316 unverheirathete Frauen betheiligen, die vierzig verschiedenen amerikanischen, englischen und deutschen Gesellschaften angehören und sich nach den Nationalitäten aus 724 Engländern, 513 Amerikanern und 59 Deutschen zusammensetzen.

Die Zahl der in den Missionsschulen unterrichteten Kinder betrug 16 836; sechzehn Hospitäler und vierundvierzig Apotheken bestanden, in denen 1889 348 439 Kranke verpflegt oder mit Arzeneien versehen wurden. Die Beiträge der einzelnen Christen zu den Kosten der Missionen beliefen sich auf 36 884 Dollars, d. h. auf nicht einen Dollar per Convertiten, während man wohl nicht irre geht, wenn man den Betrag der durch die protestantischen Missionen verursachten Kosten auf weit über eine Million Dollars veranschlagt. —

III.

Wie sich aus der vorstehenden kurzen historischen Skizze ergibt, haben drei anfänglich sehr erfolgreiche Versuche christlicher Missionare, der Nestorianer und der Römisch-Katholischen im vierzehnten, der Protestanten auf Formosa im siebzehnten Jahrhundert, mit einer so vollständigen Vernichtung des Er-

reichten geendet, daß auch nicht die geringsten Spuren übrig geblieben sind. Bei der Vorliebe der Chinesen für historische Analogieen darf man sich daher nicht wundern, wenn wenigstens die Möglichkeit eines derartigen Erfolges auch jetzt der fremden- und christenfeindlichen Partei als ein erreichbares Ziel vorschwebt. Daß die Vernichtung der christlichen Missionen im vierzehnten Jahrhundert mit der Vertreibung einer fremden, der mongolischen Dynastie, zusammenfiel, läßt es verständlich erscheinen, daß bei den angeblich politische Zwecke verfolgenden geheimen Gesellschaften die Aufreizungen gegen die regierende fremde, mandschurische Dynastie mit denen gegen die Christen und Fremden überhaupt Hand in Hand gehen. Die Regierung ist sich der Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges wohl bewußt, und sie hat dieselbe bei den Verhandlungen mit den Vertragsmächten, welche durch die 1891 im Yangtsze-thale gegen die christlichen Missionen gerichteten Angriffe nothwendig wurden, diplomatisch zu verwerthen gewußt, um Aufschiebe und Rücksichten zu erlangen, auf die sie sonst keinen Anspruch gehabt haben würde.

Die Anschuldigungen, welche gegen die christlichen Missionen, die Missionare und Convertiten erhoben werden, zerfallen in vier Classen: sie sind abergläubischer, religiöser, socialer und politischer Art. Was die ersten derselben anbetrifft, so wird den Missionaren vorgeworfen, daß sie die Augen und andere Körpertheile Kranker und Todter zu Zaubermitteln, z. B. um Gold zu machen, und zum Photographiren, gebrauchen. Die Beschuldigung ist keine neue, sie ist schon vor Jahrhunderten erhoben worden und findet sich auch später u. A. in den Berichten Kiying's an den Kaiser Taokwang und in den Edicten des letzteren aus der Mitte der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, sowie in amtlichen Schriftstücken aus der neuesten Zeit. Später, berichtet Kiying 1844, machten Chinesen, die die christliche Religion ausübten, sie zum Deckmantel ihrer Schändlichkeiten, „indem sie Frauen und Töchter (Anderer) verführen und in betrügerischer Weise die Pupillen aus den Augen der Kranken stehlen"; und in den Berichten des Taotai von Wuhu aus dem Jahre 1891 wird ausdrücklich erwähnt, daß diese Beschuldigung gegen die Missionare erhoben worden sei, und er bei einer Untersuchung der Gewölbe der Kirche in derselben einige Leichen gefunden habe, die ihrer Augen beraubt gewesen wären. Bei den auf die Abberufung und Bestrafung dieses Beamten bezüglichen Verhandlungen mit den Ministern des Tsungli Yamen konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wenigstens einige dieser Herren durchaus nicht von der Grundlosigkeit der Beschuldigungen des Taotai's überzeugt waren. Zu derselben Kategorie gehören die gegen die katholischen und protestantischen Waisenhäuser und Hospitäler erhobenen Anklagen, daß sie Kinder zu solchen Zwecken aufkaufen ließen oder Kranke zu denselben mißbrauchten. Die unvorsichtige Zahlung von Belohnungen Seitens der Waisenhäuser an Leute, welche ihnen Kinder überbringen, hat nicht wenig dazu beigetragen, solche Gerüchte zu verbreiten; aber z. B. selbst in dem Hospital der „Soeurs de la Charité de St. Vincent de Paul" beim Nantang in Peking, wo die Chinesen den Schwestern willig die Sorge und die Kosten für die Pflege und die Beerdigung der Kranken überlassen, besuchen Leute nie ihre verstorbenen, schon

aufgebahrten Verwandten, ohne zu untersuchen, ob die Leiche auch noch die Augen besitzt. — Bei Epidemieen können Fremde nicht vorsichtig genug sein. Als die Pest in diesem Jahre in Hongkong herrschte, glaubten selbst Chinesen, die Jahre lang als Diener bei Fremden gewesen waren, daß die Colonialregierung ihre erkrankten Landsleute umbringen lasse, und in Canton entgingen zwei protestantische Missionarinnen, die sich auf der Straße eines Sterbenden annahmen, nur mit Mühe dem Schicksal, von der argwöhnischen Menge zerrissen zu werden. Wundern kann man sich über derartige Auswüchse des dümmsten Aberglaubens nicht; gibt es doch bei uns genug Leute, die trotz aller Aufklärung und Bildung an das Blutritual der Juden glauben, und bei Epidemieen gehören Gerüchte von der Vergiftung der Brunnen und die sich daraus ergebenden Ausschreitungen leider auch nicht zu den Seltenheiten. Man hat daher Unrecht, selbst die albernsten Gerüchte zu mißachten, und thut am besten, Alles zu vermeiden, was denselben neue Nahrung geben kann.

In religiöser Beziehung würde man sich sehr irren, wenn man annähme, daß die gebildeten Chinesen auf einer so niedrigen Stufe ständen, als man nach dem krassen Aberglauben, dem sie oft huldigen, voraussusetzen geneigt sein möchte. Die Disputationen der Kaiser Kanghi und Kienlung mit den päpstlichen Legaten und den Missionaren sind auf chinesischer Seite häufig Meisterwerke der Dialektik, und die Gründe, welche neuere chinesische Schriftsteller gegen die Lehren der Bibel vorbringen, sind oft mindestens ebenso geistreich wie die des Bischofs Colenso. Bei der schon früher erwähnten Missionarconferenz von 1890 hat der Rev. Dr. Edkins einen Vortrag über die Tagesliteratur der Chinesen, insofern sie dem Christenthum feindlich ist, gehalten, der manche interessante Aufschlüsse über diesen Gegenstand bietet. Der eine Autor bestreitet die Möglichkeit der Himmelfahrt aus der bei steigender Höhe zunehmenden Verdünnung der Luft, der Andere greift die biblische Schöpfungsgeschichte an, weil nach ihr Sonne, Mond und Sterne der Erde wegen geschaffen worden seien, ein Dritter zieht die buddhistische Kosmogonie der christlichen vor, weil die erstere nach Aeonen, die letztere nur nach Tagen rechne. Alle aber sträuben sich gegen den Glauben an die Menschwerdung Gottes und die unbefleckte Empfängniß.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Uebersetzung und der Verkauf, resp. die Vertheilung vieler Theile der Bibel, namentlich des alten Testaments, ein großer Mißgriff ist, der die Sache des Christenthums ernstlich schädigt, und daß selbst viele Stellen des Neuen Testaments in den vorhandenen Uebersetzungen dem Chinesen absolut unverständlich bleiben müssen. Ein Redner auf der Conferenz von 1890 führte an, daß die Eingangsworte zu dem Evangelium St. Marcus: „Der Anfang des Evangelinms Jesu Christi, des Sohnes Gottes" in der Uebersetzung lante: „Gottes Sohn Je-su Ki-tuh glücklicher Ton Anfang," wovon jedes Wort ein Räthsel für jeden Chinesen sei und bleiben müsse. Man braucht dabei noch gar nicht an die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Secten über die Uebersetzung des Wortes „Gott" zu denken, die selbst unter den protestantischen Missionaren noch zu keiner Verständigung geführt. Haben doch noch 1880 eine Anzahl Missionare

und nicht die schlechtesten, den Prof. Max Müller auf das Heftigste angegriffen, weil er dem Prof. Legge gestattet hatte, in der Uebersetzung der in die Sammlung der heiligen Bücher des Ostens aufgenommenen chinesischen Classiker das Wort „Shangti" mit „Gott" zu übersetzen.

Der schwerste Vorwurf, der in politischer Beziehung den Missionaren gemacht wird, ist der, daß die Duldung der christlichen Religion China mit Gewalt aufgezwungen worden sei. Diese Behauptung entbehrt, wenigstens theilweise, der Begründung. Der Satz: „Wir zeigen allen das gleiche Wohlwollen," ist ein altes Princip der chinesischen Regierung, von dem sie Christen wie Mohammedanern und Buddhisten gegenüber nur abgewichen ist, wenn sie glaubte, daß die Propaganda derselben eine politische Färbung annähme. Die einheimischen Christen sind oft, mit wie viel Recht oder Unrecht, ist schwer festzustellen, mit der „Secte der weißen Lilie" und anderen geheimen politischen Gesellschaften identificirt und deswegen verfolgt worden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die katholischen Missionare, soweit es sich um innere chinesische Angelegenheiten gehandelt hat, sich stets loyal erwiesen haben, während die protestantischen leider, namentlich zur Zeit des Taipingaufstandes, weniger discret und zuverlässig gewesen sind. In der Unterstellung der Missionare unter einen fremden Schutz und ganz besonders in der Thatsache, daß Frankreich diesen Schutz in der Form eines Patronats über die katholischen Missionen überhaupt auszuüben beansprucht und in der That auch über alle, mit Ausnahme der deutschen, ausübt, liegt allerdings für China eine Gefahr, die in den Augen der Chinesen um so größer erscheint, als einerseits Frankreich bei Ausübung dieses Protectorats unzweifelhaft politische Zwecke verfolgt und andererseits China das Beispiel Annam's und Tonking's vor Augen hat, für welche Länder Missionarfragen die Einleitung und die Veranlassung zur Vernichtung ihrer politischen Selbständigkeit gewesen sind. China hat daher auch 1886 durch die Entsendung eines vertraulichen Agenten des Generalgouverneurs Li-hung-chang, Mr. Dunn, an den Vatican die Ernennung eines päpstlichen Legaten oder Nuntius für China angeregt; Papst Leo XIII. zeigte sich dem Plane nicht abgeneigt, und die Frage würde voraussichtlich die von China gewünschte Lösung gefunden haben, d. h. die Unterstellung sämmtlicher katholischen Missionen unter eine geistliche Autorität, während der Schutz der Personen der einzelnen Missionen den Gesandtschaften ihres Landes zugefallen sein würde, wenn nicht Frankreich durch die Drohung mit Repressalien die Verständigung zwischen dem heiligen Stuhl und China zu verhindern gewußt hätte. —

Einen der schwierigsten Punkte in der ganzen Missionarfrage bildet die Zulassung der Missionare ins Innere und das Recht, sich dort dauernd aufzuhalten; ein Recht, das sonst keinem Fremden in China zusteht und ausschließlich auf Artikel VI des französisch-chinesischen Vertrages von 1860 beruht. Durch den Vertrag von 1858, Artikel XIII, waren die Missionare mit allen anderen Franzosen gleichgestellt worden, d. h. sie durften sich mit von den Consulaten ausgestellten Pässen zeitweilig ins Innere begeben. Artikel VI des Vertrages von 1860 erwähnt in dem französischen, nach dem Vertrage

allein maßgebenden Texte der Missionare gar nicht, sondern enthält nur die Bestimmung, daß ein bereits vom Kaiser Taokwang 1846 freiwillig gegebenes Versprechen, nach welchem die den Christen während der Verfolgung weggenommenen Grundstücke und Gebäude denselben zurückgegeben werden sollten, nunmehr ausgeführt werden solle. Der chinesische Text desselben Artikels enthält aber den Zusatz, daß es den französischen Missionaren gestattet sei, in allen Provinzen des Reiches Grundstücke zu kaufen oder zu miethen und auf denselben Gebäude zu errichten. Es handelte sich bei diesem Unterschied der Texte aller Wahrscheinlichkeit nach um einen hinter dem Rücken des Botschafters Baron Gros auf das Andringen französischer Missionare Seitens der Dolmetscher der Gesandtschaft gemachten unautorisirten Zusatz, dem die Chinesen unter dem Druck der Niederlage ihre Zustimmung zu verweigern nicht gewagt hatten. Als die Chinesen den Sachverhalt entdeckten und sich weigerten, die nicht in dem französischen Text enthaltene Bestimmung anzuerkennen, kam es zu Verhandlungen mit der französischen Gesandtschaft, die damit endeten, daß im Wesentlichen der chinesische Text aufrecht erhalten, aber hinzugefügt wurde, daß nicht die Missionare, sondern nur die christlichen Gemeinden im Innern Eigenthum erwerben dürften und den Missionaren besondere Gesandtschaftspässe ausgestellt werden sollten. Dies im Jahre 1865 getroffene Uebereinkommen wird gewöhnlich mit dem Namen des damaligen französischen Gesandten, Mr. Berthémy, bezeichnet.

Das den katholischen Missionaren gewährte Recht ist von der chinesischen Regierung auch den protestantischen bereitwillig zugestanden worden, obgleich sie nicht verkennen konnte, daß ihr durch die Ausübung desselben von protestantischer Seite viel häufiger und viel größere Ungelegenheiten erwachsen würden. Der katholische Missionar ist ein Glied eines festen Gefüges, er untersteht der Autorität des apostolischen Vicars, zu dessen Mission er gehört, und der letztere ist ein seit Jahrzehnten in China ansässiger, mit den Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen des Landes vertrauter Mann, der seine Missionare nur auf Plätze stellt, für welche dieselben sich durch ihre Kenntniß der Sprache und sonstige Schulung eignen. Die protestantischen Missionare, ganz abgesehen davon, daß sie vierzig verschiedenen Gesellschaften angehören, sind mehr oder weniger unabhängig: die Gesellschaften, die sie heraussenden, haben ihren Sitz in Europa oder Amerika, und die an Ort und Stelle befindlichen älteren Missionare besitzen oft nicht die erforderliche Autorität, manchmal auch nicht den nothwendigen Takt, um vielleicht lobenswerthen, oft aber schädlichen Eifer zu zügeln. Nimmt man dazu die stets vorhandene Rivalität zwischen Amerikanern und Engländern, so kann man sich nicht wundern, daß ein Vorwärtsdrängen entsteht, das zu Conflicten mit Behörden und Volk führen muß und wirklich führt. Ganze Scharen junger Mädchen und Männer kommen aus Amerika und England, seit einiger Zeit auch aus Dänemark und Schweden, die weder die Sprache noch die Sitten des Landes kennen, noch irgend welche Vorbildung für den neuen Beruf besitzen; man steckt sie, zum Theil wenigstens, in chinesische Kleidung, und oft in einer die chinesischen Begriffe von Sitte und Anstand aufs Tiefste verletzenden Weise werden dann zehn oder mehr

dieser Mädchen, unter dem Schutze eines Mannes, ins Innere transportirt. Ueber den schlechten Eindruck, der dadurch hervorgebracht wird, kann nur blinder Fanatismus sich hinwegtäuschen, und es wäre an der Zeit, daß die heimischen Leiter der Missionen in dieser, wie in mancher anderen Beziehung die Zügel etwas straffer anzögen. — Ein anderer, sehr wesentlicher Uebelstand ist die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß viele, wenn nicht alle eingeborenen Christen ihre Beziehungen zu den fremden Missionaren als ein gewisses Schutzverhältniß auffassen, das sie ihren heidnischen Landsleuten und den Landesbehörden gegenüber bei religiösen Verfolgungen stets, bei persönlichen Streitfragen und Angelegenheiten oft anzurufen pflegen. Auch Seitens der Missionare wird nach dieser Richtung hin vielfach gefehlt und dadurch eine tiefgehende Erbitterung hervorgerufen, in der die Ursache mancher Ausschreitungen der Bevölkerung und der Behörden zu suchen ist. —

Am tiefsten aber greift die Thätigkeit der Missionare in die socialen Beziehungen des chinesischen Volkes ein, und hier ist es, wie zur Zeit der Kämpfe zwischen Dominikanern und Jesuiten die Frage der Verehrung der Ahnen, die ebenso, wie sie den Fortgang des Bekehrungswerkes wesentlich beeinträchtigt und hemmt, die Veranlassung zu dem größten Theil aller Streitigkeiten und Zerwürfnisse zwischen Heiden und Christen bildet. Für die katholischen Missionare ist die Frage durch die Bulle Papst Benedict's XIV. thatsächlich erledigt; wenngleich viele unter ihnen die Weisheit der getroffenen Entscheidung anzweifeln mögen, so hat doch Jeder sich eidlich verpflichtet, derselben gemäß zu handeln. Die überwiegende Mehrzahl der protestantischen Missionare steht auf dem päpstlichen Standpunkt. Bei der Conferenz von 1890 machte Dr. Martin, der Präsident der sogenannten Peking-Universität, des Tung wen kwan, und ein ebenso gebildeter wie mit den chinesischen Verhältnissen vertrauter Mann, den Versuch, eine Berücksichtigung der chinesischen Auffassung der Frage herbeizuführen, entging aber selbst nicht der schärfsten Verurtheilung, die sich in einem mit allen gegen zwei Stimmen abgegebenen Votum der Versammlung aussprach.

Die religiöse Seite der Frage zu erörtern, ist hier nicht der Platz, obgleich es seltsam erscheinen mag, daß eine Religion, zu deren Geboten das „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebst auf Erden" gehört, nicht Mittel und Wege finden sollte, sich auf dieser Grundlage mit der chinesischen Auffassung zu verständigen. Die Verehrung der Ahnen ist aber nicht nur geistig der Mittelpunkt, um den sich das Familienleben und die gemeinsamen Interessen des Geschlechts gruppiren, die in China eine so große Rolle spielen. Der Ahnensaal ist der Versammlungsort, an dem die Fragen erörtert und entschieden werden, die auf das Wohl und Wehe des Geschlechts Bezug haben; er enthält die Familienregister und Archive des Geschlechts, und der dem Geschlecht gemeinsame Besitz hängt eng mit ihm zusammen. Sich von der Verehrung der Ahnen lossagen, heißt für den Chinesen aus Familie und Geschlecht ausscheiden, d. h. mit Allem brechen, was ihm seit Jahrtausenden das Werthvollste erscheint. Schwieriger wird die Frage noch, wenn der aus der Familie und dem Geschlecht Ausgetretene Ansprüche auf den

Antheil erhebt, den er früher an dem gemeinsamen, untheilbaren Besitz hatte, und der nun, wenn sein Verlangen erfüllt würde, aus demselben, zum Schaden der Allgemeinheit, ausgeschieden werden müßte. Tritt dann der Missionar auf die Seite seines Bekehrten und unterstützt die Forderung desselben bei den Behörden, so ist der Streitfall fertig, und nicht wenige der Angriffe auf christliche Chinesen, Gemeinden und Missionen sind auf solche Ursachen zurückzuführen.

Die chinesische Regierung hat wiederholt versucht, die Aufmerksamkeit der fremden Mächte auf die sich aus der Thätigkeit der Missionare ergebenden Mißstände zu lenken, und auch Vorschläge in Betreff der Vermeidung derselben gemacht; so 1871, in welchem Jahre sie den fremden Vertretern acht von einer Note begleitete und eingeleitete Artikel vorlegte, ein Schritt, der erfolglos geblieben ist, wie es nicht anders der Fall sein konnte, da die Zeit, ein Jahr nach dem sogenannten Massacre von Tientsin und nach den französischen Niederlagen in Europa, nicht schlechter gewählt sein konnte, und das Ganze ausschließlich gegen die katholischen Missionare gerichtet war, wie es auch sonst in der Begründung der einzelnen Vorschläge viel Falsches und Ungeschicktes enthielt. Trotzdem läßt sich den in den acht Artikeln enthaltenen Beschwerden der chinesischen Regierung nicht jede Berechtigung absprechen, und sie verdienen um so mehr eine eingehende Erwähnung, als die Behörden mit der ihnen eigenen Zähigkeit wiederholt und zuletzt 1891 auf dieselben zurückgekommen sind. Sie lauten:

1. Waisenhäuser sollen entweder gar nicht oder nur für die Kinder von Christen und dann nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung und Aufsicht eingerichtet werden.

2. Frauen soll der Zutritt zu den Kirchen nicht länger gestattet und den barmherzigen Schwestern nicht erlaubt werden, in China das Christenthum zu lehren.

3. Die in China lebenden Missionare sollen den Gesetzen und Gebräuchen des Landes nachkommen.

4. Fremde und Chinesen sollen bei Begehung von Verbrechen jeder nach den Gesetzen seines Landes bestraft werden, aber es soll den Fremden nicht gestattet sein, außer der Bestrafung des Schuldigen auch noch eine Entschädigung zu verlangen.

5. Die Pässe, welche den französischen Missionaren ertheilt werden, sollen den Platz ihres künftigen Aufenthaltsortes und den Weg dorthin genau angeben, und es soll den Missionaren nicht gestattet sein, sich nach einem anderen Platze zu begeben.

6. Niemand soll als Christ aufgenommen werden, ohne daß man sich vergewissert hat, daß er kein Uebelthäter sei.

7. Missionare sollen sich keine amtlichen Vorrechte anmaßen.

8. Missionare sollen nicht Grundstücke für die Kirche erwerben, ohne vorher den Behörden von ihrer Absicht Kenntniß gegeben und sich versichert zu haben, daß keine Einwendungen dagegen bestehen; ebenso sollen sie nicht früher angeblich der Kirche gehörige Grundstücke ohne Weiteres zurückfordern.

Es ist klar, daß einzelne der vorstehenden Vorschläge unannehmbar sind; andere dagegen enthalten den Keim ausführbarer und wünschenswerther Reformen; so namentlich die in Betreff der Reisen und des Aufenthalts der Missionare im Innern, der Waisenhäuser und Anderes. Die Schwierigkeit liegt aber für den Augenblick viel weniger in den Punkten, über die die Regierungen von China und der Vertragsmächte sich verständigen könnten, als in der Möglichkeit, das Ergebniß einer solchen Verständigung praktisch ins

Werk zu setzen. Für die katholischen Missionare würde sich dies leichter machen lassen, unter der Bedingung, daß die Verständigung aus Verhandlungen zwischen China und dem Vatican hervorginge. Daß dies unter dem französischen Protectorat nicht möglich, ist ein weiterer Beweis für die Nachtheile, die den Interessen der Kirche aus demselben erwachsen. Die Zukunft der katholischen Missionare hängt davon ab, daß die Curie sich darüber nicht täusche und rechtzeitig die Mittel ergreife, in directe Beziehungen zu China zu treten.

Für die protestantischen Missionare muß die Revision der bis jetzt geltenden Grundsätze durch die Regierungen erfolgen; man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß dies eine leichte Aufgabe sei. Abgesehen von der Anzahl von Personen, die auf eigene Hand das Bekehrungswerk treiben, besitzen die größeren Missionsgesellschaften in England wie in den Vereinigten Staaten einen so bedeutenden politischen Einfluß, daß die Regierungen der beiden Länder um so weniger Lust haben werden, sich auf eine solche Frage einzulassen, als sie sicher sein können, auf sehr wenig Entgegenkommen zu stoßen. Mr. Curzon führt in seinem genannten Werke die Aeußerung eines hohen Geistlichen der englischen Kirche an, der in Exeter-Hall mit Bezug auf einige, von dem Verfasser in der „Times" gemachte Bemerkungen über christliche Missionen in China sich dahin ausgelassen hatte, daß der Gewinn oder Verlust, der der Civilisation aus christlichen Missionen erwachse, keine Frage der Missionare sei. Der Missionar sei der Unterthan eines Herrn, der höher sei als alle Staatsmänner und Diplomaten der Welt. Nicht der Missionar habe mit dem Diplomaten, sondern der Diplomat mit dem Missionar zu rechnen! Aehnlicher Ueberhebung und Mangel an Verständniß für thatsächliche Zustände wird man oft in England und den Vereinigten Staaten begegnen, und die Befürchtung liegt daher nahe, daß die an der Frage interessirten Regierungen es vorziehen werden, die Sache gehen zu lassen, wie sie geht, statt zu Hause in ein clericales Wespennest zu greifen. Die Missionare und die fremden Regierungen werden sich dann aber auch kaum wundern dürfen, wenn die Angriffe auf Missionen und eingeborene Christen in immer verstärktem Maße wiederkehren, und die chinesische Regierung sich wenig geneigt zeigt, dieselben zu verhindern oder zu bestrafen; denn wenn die Regierungen der Vertragsmächte das Recht haben, zu verlangen, daß China die in den Verträgen übernommenen Verpflichtungen erfülle, so darf China beanspruchen, daß die anderen contrahirenden Parteien, die die Missionare seiner Gerichtsbarkeit entziehen und für dieselben trotzdem das Recht fordern, sich in Gegenden zu begeben, wo auch die fremde Gerichtsbarkeit nicht ausgeübt werden kann, ihrer zum mindesten moralischen Pflicht nachkommen und dafür einen Ersatz schaffen. Einen anderen Ausweg als den mit der chinesischen Regierung gemeinschaftlich Bestimmungen zu erlassen, deren Befolgung die Vorbedingung der Ertheilung von Pässen für das Inland an Missionare sein muß, gibt es aus diesem Dilemma nicht; denn den aus Missionarkreisen gemachten Vorschlag, dem Schutze der fremden Mächte zu entsagen und sich den chinesischen Behörden zu unterstellen, kann Niemand ernst nehmen, der die Verhältnisse

kennt. Das chinesische Strafgesetzbuch enthält eine Reihe von Bestimmungen, deren Anwendung auf sich ein Missionar kaum für zulässig erachten dürfte. Wer ohne obrigkeitliche Erlaubniß ein religiöses Haus gründet, unterhält oder beschenkt, erhält hundert Schläge und wird, wenn er ein Priester ist, seines geistlichen Charakters entkleidet und für Lebenszeit nach jenseits der Grenzen verbannt; handelt es sich um eine Nonne, so wird sie zur Sclaverei im Regierungsdienst verurtheilt; alles Eigenthum, das der Stiftung zugewendet worden, wird eingezogen. — Wer ohne die Erlaubniß der Regierung Priester wird, erhält achtzig Hiebe und wird in den weltlichen Stand zurückversetzt; die Mitglieder und Vorsteher der klösterlichen Gemeinden, die Personen in gesetzwidriger Weise aufnehmen, verfallen der gleichen Strafe. — Der erwähnte Vorschlag könnte also nur den Sinn haben, sich der Aufsicht der eigenen Regierung zu entziehen und der der chinesischen nicht unterwerfen zu wollen, was keiner der beiden Regierungen und schließlich, im Augenblick der Gefahr, auch dem Missionar nicht zusagen dürfte.

IV.

Brennender aber noch als die Missionarfrage und von größerer Wichtigkeit für die Vertragsmächte als für China selbst ist die weitere Entwicklung der politischen Lage in Ostasien. — Während das große, unbehülfliche und unoffensive China sich, seit es in diesem Jahrhundert in nähere Beziehungen zu dem Auslande getreten ist, auf den vergeblichen Versuch der Abwehr von Zumuthungen beschränkt hat, die mit dem, was es für sein Interesse und sein Recht hielt, im Widerspruch standen, repräsentirt Japan in Ostasien das aggressive Element, dem auch die augenblicklichen Verwicklungen mit China allein Schuld zu geben sind. Zweimal innerhalb der letzten zwanzig Jahre hat die japanische Politik China gegenüber Wege eingeschlagen, die bei einem weniger schwerfälligen und friedfertigen Gegner zu ernsthaften Verwicklungen hätten führen müssen. — Liu-kiu und japanische Dschunken waren an der Südspitze von Formosa gescheitert und die Bemannung von den dort wohnenden wilden Ureinwohnern der Insel ermordet worden. Mit charakteristischer Ungeschicklichkeit lehnte China die Verantwortung für diese Vorfälle ab, was Veranlassung zu der 1874 unternommenen japanischen Expedition nach Südformosa gab. Sie wurde durch ein Abkommen zwischen den beiden Mächten beendigt, in welchem China die Handlungsweise Japans als durch den seinen Unterthanen zu gewährenden Schutz berechtigt anerkannte, 100000 Taels Entschädigung für die Familien der ermordeten Seeleute und 400000 Taels für die von den Japanern in Südformosa ausgeführten Wege und sonstigen Bauten zahlte und versprach, in Zukunft dafür Sorge zu tragen, daß die Schiffahrt nicht von den Wilden zu leiden habe.

Wenn die von einem Lobredner Japans (Griffith) gemachten Angaben richtig sind, daß die Expedition nach Formosa den Japanern fünf Millionen Dollars und siebenhundert an Krankheiten gestorbene Soldaten gekostet habe, so ist nur zu bedauern, daß die japanischen Staatsmänner die darin liegende Lehre nicht besser zu benutzen verstanden haben.

Die Liu-kiu-Inseln entrichteten, wie Aehnliches bei vielen asiatischen Staaten der Fall war und ist, seit 1609 gleichzeitig Tribut an China und Japan, d. h. eigentlich an den Prinzen von Satzuma, dessen Truppen in dem Jahre einen erfolgreichen Angriff auf die Inseln gemacht hatten. Im Jahre 1872 befahl die japanische Regierung dem König von Liu-kiu, einen Gesandten nach Tokio zu senden, dem dort mitgetheilt wurde, daß die japanische Regierung dem Könige die Investitur als Herrscher von Liu-kiu ertheile und in Zukunft eine directe Controle über die Verwaltung der Inseln ausüben werde. Der König protestirte gegen diese Vergewaltigung, sah sich aber genöthigt, die Investitur anzunehmen, unter der von Japan zugestandenen Bedingung, daß dadurch weder an der Verfassung noch an der Regierungsform der Inseln etwas geändert werden solle. In Uebereinstimmung hiermit gingen 1872 und 1874 die gebräuchlichen Tributgesandtschaften auch nach China; 1875 aber verbot die japanische Regierung die Fortdauer dieser Beziehungen zu China, was, wie es in dem Protest des Königs von Liu-kiu heißt, von dem ganzen Volke als ein Treubruch Seitens der Japaner angesehen wurde. Die japanische Regierung antwortete 1876 auf diesen Protest und auf den ausgesprochenen Wunsch der Bevölkerung, daß nichts an den Jahrhunderte langen Beziehungen geändert werden möge, mit der Mediatisirung und Fortführung des Königs nach Tokio und der Einverleibung des Landes als des 36. Regierungsbezirkes. Die chinesische Regierung war durch dieses Vorgehen Japan's tief verletzt; sie suchte die Vermittlung des auf einer Reise um die Welt begriffenen früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Grant, nach, die aber erfolglos blieb.

Die Expedition nach Korea ist also nicht die erste Gelegenheit, bei der Japan historische Ansprüche China's mißachtet hat. Kein militärischer oder politischer Erfolg, kein dem in seiner Hauptstadt gefangen gehaltenen König von Korea abgepreßtes Zugeständniß, keine diplomatischen Spitzfindigkeiten können über die Thatsache täuschen, daß Japan unprovocirt, nur um seinen eigenen selbstsüchtigen Interessen zu dienen, mitten im Frieden über ein Nachbarland hergefallen ist, von dessen Volk es tief gehaßt wird, und dessen Regierung es nicht gerufen hat. Diesen Thatsachen gegenüber bleiben alle Vorwände von der Befreiung Korea's, das nicht befreit sein will, und der Einführung von Reformen, die auch auf unblutigem Wege hätten erzielt werden können, bedeutungslos; das Vorgehen Japans erinnert vielmehr an dasjenige Richelieu's, Ludwig's XIV. und Napoleon's I. gegen Deutschland, dem ebenfalls die Vertheidigung der deutschen Libertät als Vorwand dienen mußte. Auch der Vergleich Chinas mit dem Römischen Reich deutscher Nation hinkt weniger, als es vielleicht im ersten Augenblick den Anschein haben dürfte, wenn auch die in dem letzteren ihren persönlichen Interessen dienenden Fürsten und Städte in dem ersteren durch Gouverneure und Generalgouverneure dargestellt werden.

Durch Japan in einen Kampf verwickelt, den es nicht gesucht und nicht vorhergesehen hat, wird sich China allmälig der Unzulänglichkeit seiner militärischen Organisation bewußt und, wie es meistens in solchen Krisen der

Fall zu sein pflegt, wird die Schuld daran dem Manne zugeschoben, der allein von allen chinesischen Staatsmännern die Gefahr erkannt und etwas zur Abwehr derselben gethan hat. Der Generalgouverneur von Chili, Li Hung Chang, ist der einzige von allen Beamten gewesen, der trotz des Widerstandes, den er bei der altchinesischen conservativen Partei, und der geringen Unterstützung, die er überhaupt in Peking fand, eine Armee und eine Flotte geschaffen hat, die allenfalls den Anforderungen der neueren Kriegskunst entsprechen können. Hätten die Generalgouverneure und Gouverneure der anderen achtzehn Provinzen, der Mandschurei und der Mongolei in gleicher Weise ihre Pflicht gethan, so würde China heute über eine Flotte und eine Armee gebieten, die es nicht allein Japan weit überlegen machen, sondern deren bloßes Vorhandensein genügt haben würde, den unruhigen Nachbar von dem Angriff auf Korea abzuhalten. Daß dies nicht geschehen, liegt aber hauptsächlich an der Unwissenheit und der Ueberhebung der maßgebenden Persönlichkeiten in Peking, und zwar weniger an dem Hofe und den Mandschus, als an den Chinesen, die sich von der Ueberzeugung der Unübertrefflichkeit der alt überkommenen Einrichtungen noch nicht haben frei machen können. Selbst die Mißerfolge in dem Conflict mit Frankreich 1883—85 haben diese Leute nicht eines Besseren belehrt; im Gegentheil, der einzige Eindruck, den sie gewonnen, ist, daß die chinesischen Soldaten nicht so schlecht sein könnten, wie englische und andere Berichterstatter sie darstellten, da sie ja doch die Franzosen geschlagen hätten! Diese Ueberzeugung hat nicht unwesentlich auf die Haltung der chinesischen Regierung seit 1885 eingewirkt, und die mannigfachen Enttäuschungen, die dieselbe seit dem Beginn des Krieges mit Japan erfahren hat, sind wesentlich auf Rechnung dieser Ueberschätzung der eigenen Art zurückzuführen, für die noch manche andere, oft ans Lächerliche streifende Beispiele vorhanden sind. So berichteten die chinesischen Generale aus Tonking, daß die alten chinesischen Luntenflinten, was Tragfähigkeit anbetrifft, den fremden gezogenen Hinterladern weit überlegen seien und im Tsungli Yamen wurde diesen Berichten unbedingter Glauben geschenkt, obgleich eine eingehende Untersuchung ergeben haben würde, daß die in manchen Fällen nicht abzuleugnende Thatsache auf die schlechte Qualität der von den chinesischen Arsenalen für die fremden Gewehre gelieferten Munition zurückzuführen sei.

Li Hung Chang, der in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur der Provinz, in welcher Peking gelegen ist, für die Sicherheit der Hauptstadt, wie wegen der geographischen Lage von Chili auch für die Beziehungen mit Korea verantwortlich ist, hat die Gefahr, die in der mangelhaften militärischen Organisation lag, nie verkannt und, da seine Bemühungen, dieselbe umzugestalten, theils an den bestehenden Verhältnissen, d. h. an dem persönlichen Interesse, welches die meisten Truppen-Befehlshaber an der Erhaltung der alten Zustände hatten, theils an der Theilnahmslosigkeit und dem Mangel an Einsicht der Central-Regierung scheiterten, wenigstens versucht, sich selbst davor zu bewahren, in die von ihm vorausgesehenen Mißerfolge verwickelt zu werden. So ist sein ganzes Bestreben während des französisch-chinesischen Conflictes darauf gerichtet gewesen, denselben im Süden zu localisiren, und so hat er ver-

sucht, das Zerwürfniß mit Japan auf das diplomatische Gebiet zu beschränken. Wenn ihm das nicht gelungen, so lag der Grund dafür in dem rücksichtslosen Verfahren der Japaner und der durch den Angriff auf den Kowshing gereizten Stimmung in Peking. Wie wenig man aber in Peking mit den Fortschritten der Kriegskunst rechnete, ergibt sich daraus, daß man dort zweimal seinen, von dem 1890 verstorbenen Generalgouverneur von Nanking, Tsêng Kuo Chüan, unterstützten Antrag ablehnte, die Bestimmungen über die Prüfung der Militärmandarine den veränderten Verhältnissen anzupassen, so daß heute noch, obgleich ein großer Theil der Armee mit modernen Hinterladern bewaffnet ist, die Offiziere, die diese Truppen zu befehligen berufen sind, im Bogenschießen, im Werfen schwerer Steine und in allerhand Kunststeiterstückchen geprüft werden!

Der Krieg mit Japan wird, welches immer der Ausgang desselben sein möge, in dieser Beziehung eine Aenderung hervorrufen. Wie der Conflict mit Frankreich die Einführung des elektrischen Telegraphen im ganzen Reiche und die Besorgniß vor Rußland den Bau der Eisenbahn nach der Mandschurei gebracht haben, so wird der Krieg mit Japan eine Anzahl strategischer Bahnen und die Reorganisation der Armee bringen. Für die letztere fehlt es nicht an Material; der Nord- und Mittelchinese, der Mandschure und der Mongole lassen an physischen und moralischen Eigenschaften für diesen Zweck wenig zu wünschen übrig; sie sind tapfer, ausdauernd und anspruchslos und bedürfen nur guter Führung, um vortreffliche Soldaten zu werden. Auch für diese letztere dürfte Rath werden, wenn man sich in Peking entschließt, fremden Instructeuren nicht nur den theoretischen Unterricht, sondern auch die militärische Ausbildung der jungen Leute anzuvertrauen, bis dieselben selbst die Lehrer- und Führerrolle zu übernehmen im Stande sind. In jeder Nothlage während der letzten dreißig Jahre haben die Chinesen sich nach der Hülfe durch Fremde umgesehen, aber so wie die Stunde der Gefahr vorüber war, haben sie sich, trotz aller Anerkennung der geleisteten Dienste, beeilt, dieselben loszuwerden. Die Centralregierung überläßt alle solche Angelegenheiten den Gouverneuren und Generalgouverneuren der Provinzen, die ihrerseits die Kosten für solche Instructeure auf die einzelnen Truppenführer abwälzen, die theils aus diesem Grunde, theils um sich einer ihnen unangenehmen Controle zu entledigen, die Entlassung der fremden Offiziere fordern, von denen man bereits gelernt habe, was sie lehren könnten. Auf diese Weise haben die chinesische Armee und Marine ihre besten Instructeure eingebüßt, und hierin, wie in so manchen Punkten, wird eine durchgreifende Aenderung stattfinden müssen, wenn das Geld für die Neuorganisation der Armee nicht weggeworfen sein soll. Vor allen Dingen aber wird man sich in Peking daran gewöhnen müssen, die Geschäfte von der Hauptstadt aus zu leiten und mit der Sorge für die Reorganisation auch die Verantwortlichkeit für dieselbe zu übernehmen.

Daß einer solchen Centralisation der Geschäfte in der Hauptstadt die alte Gewohnheit, Alles den Provinzialbehörden zu überlassen, und die Gewissenlosigkeit der Beamten hindernd entgegenstehen, ist unzweifelhaft; aber einer-

seits wird sich in China nach den jüngsten Erfahrungen so Manches ändern müssen, und andererseits dürfte es bei der absoluten Zuverlässigkeit weiter Kreise und besonders der Regierung in Geldfragen, wenn auch schwer, so doch nicht unmöglich sein, auch in dem letzteren Punkte Besserung zu schaffen. Ich selbst habe mehr als ein Beispiel von der Vertrauenswürdigkeit der chinesischen Barbaren, wie Viele sie ansehen, erlebt, das manchen civilisirten Europäer oder Amerikaner beschämen könnte. Ohne die Fälle zu erwähnen, in denen nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Mark für Schadenersatzforderungen auf ein nur mündliches Versprechen der Minister des Tsungli-Yamen gezahlt worden sind, möge hier eine Geschichte Platz finden, die sich erst vor einigen Jahren ereignet hat. Eine deutsche Firma hatte mit dem Gouverneur einer Provinz eine Anleihe zu Verwaltungszwecken abgeschlossen, die nach der stattgehabten Vereinbarung in bestimmter Höhe verzinst und nach einiger Zeit ratenweise zurückbezahlt werden sollte. Die erste Ratenzahlung hatte stattgefunden, als der Gouverneur starb und es sich herausstellte, daß seine Privatverhältnisse sehr zerrüttet und die Provinz ebenfalls tief verschuldet war. Vorwürfe konnten dem hochverdienten, wohlangesehenen und ehrlichen Mann nur insofern gemacht werden, als er auf Staatsgelder, die ihm später zufließen mußten, Geld aufgenommen und zu Verwaltungszwecken verwendet hatte. Die Firma wendete sich an mich, und ich ging aufs Tsungli-Yamen, wo mir die Minister erklärten, daß sie von der ganzen Sache nichts wüßten, aber die erforderlichen Erkundigungen einziehen würden, von deren Eintreffen ich sofort benachrichtigt werden solle; die auf die Angelegenheit bezüglichen Papiere möchte ich ihnen inzwischen zurücklassen. Nach einigen Wochen ließen mich die Minister ersuchen, aufs Yamen zu kommen; dort theilten sie mir mit, die in Frage kommende Anleihe sei allerdings ohne Wissen und Genehmigung der Regierung abgeschlossen, die eingezogenen Erkundigungen hätten aber ergeben, daß der Betrag derselben für amtliche Zwecke verwendet worden, sowie daß die deutsche Firma durchaus in gutem Glauben gehandelt habe. Die Regierung werde also die noch zu machenden Zahlungen leisten; die erste derselben sei in einigen Tagen fällig, und ich möchte die Firma ersuchen, der Regierung eine vierzehntägige Frist für dieselbe zu geben; alle späteren Zahlungen würden pünktlich an den festgesetzten Terminen erfolgen. Und so geschah es. — Wie viele Regierungen könnten einen Fall, der so zu ihren Gunsten spräche, aufweisen? Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Centralregierung allen Versuchungen, die ihr durch das Anerbieten ungezählter Beträge zu billigen Preisen nahegebracht wurden, nicht allein selbst widerstanden, sondern auch den Provinzialbehörden, die in dieser Beziehung leichter dachten, nach einigen üblen Erfahrungen untersagt hat, ohne ihre Genehmigung Anleihen oder Vorschußgeschäfte mit Fremden abzuschließen. Der chinesische Credit steht also heute intakt da, und die finanziellen Wunden, welche der Krieg mit Japan dem Lande schlägt, werden voraussichtlich um so weniger schwer ins Gewicht fallen, als bis jetzt wenigstens Handel und Gewerbe nur indirect unter denselben gelitten haben.

Nach der Wiederherstellung des Friedens wird sich China aber noch anderen Fragen gegenüber finden, unter denen eine Reform des Münzwesens und eine Revision des Zolltarifs zu den auch für die Fremden wichtigsten gehören dürften. Was das Münzwesen anbetrifft, so hatte sich die chinesische Regierung bereits 1876 bei den Verhandlungen über die für die Ermordung Margary's zu leistende Genugthuung bereit erklärt, eine Münze nach fremdem Muster einzurichten; der englische Unterhändler, Sir Thomas Wade, nahm dieses Anerbieten nicht an, da er nicht sah, in welchen Theil der Convention dasselbe einrangirt werden könnte, und die damals versäumte Gelegenheit hat sich seitdem nicht wiederholt, denn der von dem Generalgouverneur von Canton gemachte locale Versuch mit der Ausprägung von Silber- und Kupfermünzen kann nicht als eine Lösung der Frage angesehen werden. Daß derselben bedeutende Schwierigkeiten in dem Weg stehen, ist unzweifelhaft; der Gewinn, den alle Beamten und alle einheimischen wie fremden Banken aus der Umrechnung der verschiedenen Taels unter einander und in Dollars ziehen, läßt auf einen energischen Widerstand Seitens derselben schließen, und die in China sehr verbreitete Falschmünzerei, die im Süden zu dem sogenannten Choppen geführt hat, d. h. dem Abstempeln der Dollars von Seiten jeden Kaufmanns, durch dessen Hände sie gehen, ist ein ebenfalls nicht zu unterschätzendes Hinderniß. Außerdem müssen wenigstens die mit der Feststellung des Feingehalts beauftragten Beamten der Münze Fremde sein, um dem fremden und einheimischen Kaufmannsstand die erforderliche Garantie für die genaue Innehaltung der betreffenden Vorschriften zu geben.

Die Revision des Zolltarifs ist durch den Stand der Silberfrage zu einer unabweislichen Nothwendigkeit geworden; die festen Zollsätze, ursprünglich auf 5 Procent vom Werth berechnet, beruhen auf dem 1858 vereinbarten Tarif und repräsentiren daher, bei dem Fall des Silberpreises, kaum noch 40 Procent von dem, was sie zu der Zeit ihrer Festsetzung werth waren; die chinesische Regierung, deren Kaufkraft durch diesen Rückgang in den Zolleinnahmen wesentlich verringert wird, ist daher an einer solchen Revision interessirt. Die Vertragsmächte würden Unrecht thun, sich derselben zu widersetzen; sie sollten vielmehr die Gelegenheit benutzen, bei offenem Entgegenkommen in diesem Punkte diejenigen Zugeständnisse zu erlangen, die zu einer Ausdehnung des Handels erforderlich sind, d. h. die Eröffnung einzelner Inlandwasserstraßen, so namentlich des Westflusses bei Canton und die Regelung der Inlandzollfrage in dem Sinne, daß der in dem Einfuhrhafen entrichtete Transitzoll, 50 Procent des Eingangszolles, die Waaren im Innern so lange deckt, als sie sich in der ursprünglichen Verpackung befinden. — Die Verhandlungen über diesen letzteren Punkt sind so alt wie die Verträge selbst; sie haben zu keinem Ergebniß geführt, weil die Kaufleute den Zusicherungen der chinesischen Regierung keinen Glauben schenkten — wozu dann überhaupt Vereinbarungen treffen, erwiderte das Tsungli-Yamen nicht mit Unrecht —, und die Vertragsregierungen nicht den Muth hatten, selbständig vorzugehen. In dem Seitens der englischen Regierung nicht ratificirten, von Sir Rutherford Alcock abge-

schlossenen Vertrage von 1869 liegen die entwicklungsfähigen Keime einer Verständigung über diese Punkte.

Die Inangriffnahme von Eisenbahnen für strategische und wirthschaftliche Zwecke, in dem letzteren Sinne hauptsächlich, um die Gebirgsgegenden zu erschließen und in ihnen die periodische Wiederkehr von Hungersnöthen unmöglich zu machen, die Vermehrung und Ausdehnung der Regierungswerkstätten und eine umfassendere und rationellere Bearbeitung der Bergwerke werden dem Handel und der Industrie die Ausfälle reichlich ersetzen, die eine Erhöhung mancher Zollsätze im Gefolge haben könnte. Freilich werden wir, um auch der besonderen deutschen Interessen zu gedenken, ganz besonders darüber zu wachen haben, daß wir bei den bevorstehenden Vereinbarungen nicht zu kurz kommen. Der neueste englisch-japanische Handelsvertrag ist ein gutes Beispiel für die Art, wie Andere für ihre Interessen zu sorgen verstehen. England sichert sich für seine Stapelartikel die Fortdauer niedriger Zollsätze, aber es opfert auf dem Altar des japanischen Verlangens nach einem autonomen Tarif alle in geringeren Mengen eingeführten Artikel, an denen gerade unsere Industrie am meisten betheiligt ist.

Die Vertretung unserer Interessen in China, nicht im Sinne von Personenfragen, sondern unter Berücksichtigung unseres Handels und unserer Industrie und des unseren dort angesessenen Landsleuten zu gewährenden Schutzes verdient überhaupt ernste Berücksichtigung.

Nach vielen Mühen und mit nicht unerheblichen Kosten ist es gelungen, einzelne Techniker heranzubilden, die, was persönliche Tüchtigkeit, Kenntniß der chinesischen Sprache und der Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes anbetrifft, unerreicht dastehen dürften. Die fernere praktische Verwerthung des so erreichten Resultats scheint aber dadurch in Frage gestellt, daß die bisher für diesen Zweck ausgegebenen Beträge, die für die Zukunft jährlich 12 bis 18000 Mark nicht übersteigen würden, an maßgebender Stelle in einem Augenblick abgesetzt werden, in dem sich das Bedürfniß für eine sachverständige Vertretung unserer Industrie in China doppelt fühlbar machen wird. — Gleichzeitig wird an dem Princip gerüttelt, das seit zwanzig Jahren in China maßgebend war, und nach dem im Consulardienst daselbst Niemand Verwendung finden soll, der nicht der chinesischen Sprache mächtig ist. — Es ist dies der alte Kampf über die aus dem Justizdienst oder dem Dolmetscherdienst hervorgegangenen Consularbeamten, der sich in allen Ländern abspielt, und in dem die Ministerien, sehr zum Nachtheil der Sache, meistens auf Seite der ersteren stehen. Auch in England, wo an der Kenntniß der Landessprache bei jedem in China angestellten Consularbeamten festgehalten wird — und selbst die diplomatischen Beamten erhalten eine Zulage von 100 Pfd. Sterl. jährlich, wenn sie eine Prüfung im Chinesischen ablegen —, kann man sich für den diplomatischen Dienst noch nicht von dieser Befangenheit frei machen, obgleich mehrere der erfolgreichsten englischen Diplomaten aus den Dolmetschern hervorgegangen sind. Mr. Curzon schreibt darüber: „Es gibt gewisse Punkte in Betreff unserer diplomatischen Vertretung in Ostasien, auf die die Aufmerksamkeit zu lenken wohl am Platze sein dürfte. Das Auswärtige Amt

scheint manchmal einzelne dieser Posten als nur von nebensächlicher Bedeutung angesehen zu haben, als Ruheposten für Leute, die an andern Orten nichts geleistet hatten oder wenigstens keine besondere Qualifikation für Ostasien besaßen. Meiner Ansicht nach gibt es wenige wichtigere Posten, als die bei den Höfen von China und Japan und, wenn auch in einem geringeren Grade, in Siam, und doch ist es vorgekommen, daß Personen für diese Posten ernannt wurden, die keine persönliche Bekanntschaft mit dem Osten oder keine Kenntniß der Probleme besaßen, mit denen sie sich zu beschäftigen berufen waren . . . Mir scheint im Osten noch viel Platz für eine diplomatische Laufbahn zu sein. Wir unterhalten in Tokio, in Peking und in Bangkok eine Anzahl sogenannter Dolmetscher-Eleven, die, nachdem sie eine vorläufige Prüfung bestanden haben, nach dem Osten geschickt werden, dort einen gründlichen Unterricht in der Sprache des Landes, in dem sie so viele Zeit ihres Lebens zubringen sollen, erhalten, und dann in den Consulardienst übernommen werden. Aus ihnen sind Leute wie der verstorbene Sir Harry Parkes, dessen Namen in jedem Haushalt in China und Japan gekannt und geachtet ist, Mr. Satow, der jetzige britische Gesandte in Tanger, und Andere, deren Namen sich Jeder erinnert, hervorgegangen. Heute ist gerade so viel Gelegenheit für die Hervorbringung solcher Leute als früher, und das Bedürfniß für sie ist noch größer. Ostasien verlangt Kenntnisse, die nur nach Jahren erworben werden können, und ein diplomatisches Talent, das zum Theil in der localen Atmosphäre erzogen worden sein muß. Die große Stellung, die der verstorbene Sir William White, der aus ähnlichen Anfängen hervorgegangen war, in Constantinopel erworben hatte, kann auch in Ländern erreicht werden, wo eine örtliche Frage vorliegt, die nicht weniger wichtig ist als die Herrschaft über den Bosporus und der Besitz der St. Sophia."

Was Mr. Curzon hier über die Vorbedingungen für den englischen diplomatischen Dienst in Ostasien sagt, paßt noch viel besser auf den deutschen Consulardienst in China. Wer dorthin geht, muß wissen, daß er das für seine ganze amtliche Laufbahn thut, und daß sein Fortkommen in derselben von seiner Kenntniß der chinesischen Sprache und seinem Anpassungsvermögen an die dortigen Verhältnisse abhängt. Darin liegt keine Härte; die Besoldungen sind viel höher als in anderen Ländern, das materielle Leben ist mindestens ebenso angenehm, die Art der Berechnung der Dienstzeit ermöglicht die Pensionirung nach zwanzig Jahren activen Dienstes, und für einen gebildeten Mann bieten die Länder so viele Anregung, daß Niemand eine Verknöcherung seiner geistigen Fähigkeiten zu befürchten hat. Gutes Material für den Dienst in Ostasien kann man nur schaffen, wenn man aus der Kenntniß der chinesischen Sprache die unumstößliche Bedingung zum Eintritt und zum Fortkommen in demselben macht, und keine Ausnahmen zu Gunsten einzelner Persönlichkeiten zuläßt. China darf, auf Kosten der allgemeinen Interessen, keine Durchgangsstation für Leute sein, die schnellere Carriere machen wollen oder sollen.

Der materielle Schutz der sich in China aufhaltenden Deutschen ist eine Frage, die bei jeder innern oder äußern Complication, welche die Sicherheit

ihres Lebens oder ihres Eigenthums zu bedrohen scheint, wieder in den Vordergrund tritt. Daß dieser Schutz nur durch Kriegsschiffe gewährt werden kann, ist selbstverständlich; die Wassertiefe der Zugänge zu vielen der geöffneten Häfen, Tientsin, Canton, Hankeou ist aber immer oder wenigstens zeitweise eine so unbedeutende, daß nur Schiffe von geringem Tiefgange dieser Aufgabe gewachsen sind. Die bisher auf der ostasiatischen Station befindlichen Kanonenboote „Iltis" und „Wolf" erfüllten diesen Zweck vollständig, obgleich sie in anderen Beziehungen, Seetüchtigkeit, Gefechtsfähigkeit und Unterbringung der Bemannung viel zu wünschen übrig ließen. Ein Ersatz für diese Fahrzeuge würde also nur durch ähnliche von gleichem Tiefgang stattfinden können, in anderem Falle würde das Reich den Schutz seiner Angehörigen in Tientsin und Canton, wo dieselben nach Shanghai die größte Gemeinde bilden, dauernd den Schiffen anderer Nationen überlassen müssen, was weder den Interessen noch der Würde Deutschlands entsprechen dürfte. Die Vertheidigung der deutschen Schiffahrt in Kriegszeiten kommt dabei nicht in Frage. Im April 1894 hatte England 22 Schiffe, darunter 2 Panzerschiffe und 6 Torpedoboote, Frankreich 23 mit 2 Panzerschiffen und Rußland 11 Schiffe in den ostasiatischen Gewässern, ohne die Geschwader dieser Mächte im Stillen Ocean zu rechnen; diesen Streitkräften gegenüber haben zwei oder drei kleine Schiffe, die keinen Stützpunkt zum Verproviantiren, Ausbessern und Kohleneinnehmen besitzen, überhaupt keine praktische Bedeutung; man würde also Unrecht haben, die Substanz für den Schatten, den möglichen Schutz der Deutschen in China für den unter den augenblicklichen Verhältnissen und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln unmöglichen Schutz der deutschen Schiffahrt in den ostasiatischen Gewässern in Kriegszeiten aufzugeben.

Die politischen Probleme, die sich aus der Lage in Ostasien entwickeln können, sind in Vorstehendem nicht berührt worden; sie werden im Wesentlichen von der Ausdauer, die China in dem Kampfe gegen Japan zeigen wird, von der Möglichkeit für Japan, an seinem ersten Programm in Betreff Korea's festzuhalten, und von der Haltung der Mächte abhängen, deren Interessen durch eine politische Umgestaltung Korea's berührt werden. Für Deutschland dürfte die Erhaltung des Zustandes vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten oder eine Neutralisirung Korea's unter der Garantie der verschiedenen Mächte die wünschenswertheste Lösung sein; direct einzugreifen hat es kaum eine Veranlassung, es sei denn, daß es sich darum handle, die mit Bezug auf Korea vorhandenen Handels- und Schiffahrtsrechte zu wahren. Dieselben sind, es ist wahr, augenblicklich nicht von großer Bedeutung; aber es ist immer gut, seine Stellung klar zu definiren, — und unsere Absatzgebiete in Ostasien dürfen durch keine politischen Veränderungen beschränkt werden.

Zum zehnten November.

„Schiller's Todtenfeyer"

Ein dramatischer Entwurf Goethe's.

Von

Bernhard Suphan.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Epilog zur Glocke und Plan einer größeren Dichtung zu Schiller's Gedächtniß; Aufzeichnungen dazu in Goethe's Nachlaß.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bey uns im sichern Port,
Nach wildem Sturm, zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

„Schiller's Lied von der Glocke ward zu dessen Andenken in Lauchstädt am 10. August 1805 dramatisch aufgeführt, mit einem Epilog von Goethe. Die sämmtlichen weimarischen Hofschauspieler nahmen Theil an der Feier. Der Schauplatz war des Gießers Werkstätte. Schlußchor: Vivos voco, fulgura frango, mortuos plango."

Der Epilog zur Glocke, den Goethe mit diesem einfachen Vorbericht erscheinen ließ, gilt uns als die schönste Doxologie Schiller's und zugleich als das schönste Denkmal des Freundschaftsbundes unserer größten Dichter, der vor hundert Jahren geschlossen und, wie Goethe sagt, besiegelt ward. Wir denken kaum daran, daß jenes einzige Gedicht in seiner ersten Gestalt zunächst eine locale Bestimmung gehabt hat. Das stolze Wort „Denn er war unser!" findet heute seinen vollen Widerklang in dem deutschen Nationalbewußtsein; damals war es die Künstlerfamilie des Weimarer Theaters, die im Hochgefühl der Trauer um einen solchen Verlust den Abgeschiedenen für sich in Anspruch nahm.

Die Lauchstädter Aufführung, so würdig und schön sie auch verlaufen war, sollte doch nur eine vorläufige Gedächtnißfeier sein und der Epilog nur

die erste Weihespende auf dem Grabe des großen Freundes. Goethe hat, als er jene herrlichen Stanzen dichtete, eine größere, für das Weimarer Theater selbst bestimmte Dichtung geplant: eine Huldigung im großen Stil, die den Manen des Dichters an der eigentlichen Stätte seiner Großthaten dargebracht werden sollte. Von diesem Gedichte ist die Rede in Goethe's Brief an Zelter, dessen Mitwirkung der Dichter zunächst für die Lauchstädter Feier erbeten hatte (4. August 1805): „Sodann hoffe ich das andere Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum zehnten November, zur Feier des Geburtstags unsres Freundes könnte gegeben werden." — „Es ist wohl billig, das Andenken eines solchen Freundes mehr als einmahl zu feyern," schreibt Goethe später an Friedrich August Wolf, den großen Alterthumskenner, und wie in einer Vorahnung des schwersten Verlustes hatte er der Schrift über Winckelmann, erinnernd an den Brauch, zum Andenken milder Stiftungen Jahresfeste zu begehen, die Worte vorausgeschickt: „In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen." Das ahnungsvolle Wort am Schlusse derselben Schrift, das man seither so manches Mal auf Schiller bezogen hat, war jetzt in Erfüllung gegangen: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. . . . In der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft . . ."

Zelter und Wolf, Jeder der Trefflichste in seiner Art, gewannen eben in dieser Zeit für Goethe einen höheren Werth; Jeder rückte an seiner Stelle in die Lücke ein, die von einem Einzelnen nie wieder ausgefüllt werden konnte. Sie sind ihm beide in jenen Monaten auch persönlich nahe gekommen und haben Wochen und Tage, Zelter einmal, Wolf wiederholt, mit ihm zugebracht. Bezeichnend für den Grad seiner Schätzung und nicht minder für sein Freundschaftsbedürfniß ist es, wie Goethe sich gelegentlich über das Zusammensein mit ihnen äußert. „Geheimrath Wolf von Halle hoffe ich auch bei dieser Gelegenheit hier zu sehen," schreibt er an den Herzog Carl August am Vorabend der Aufführung der Glocke. „Dadurch daß er für Preußen erhalten wird, geschieht auch mir eine besondere Wohlthat. Ich kann doch hoffen, ihn jährlich eine Zeitlang zu sehen und mich an seinem Wissen und seinem Charakter zu erbauen. Indem ich dieses schreibe, tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöhre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen." Und an die alte Freundin, Frau von Stein, nach dem Bericht über die Aufführung, „wobey uns ein guter Beyfall zu Theil geworden", den 12. August: „Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr

vom Winde hin und her bewegt werden. Nun gedencke ich noch eine kleine Reise mit Geheimerath Wolf und August (dem Sohne) nach Helmstädt zu machen."

Goethe betrachtete seine Arbeiten als Geheimnisse. Er hielt mit jeder Mittheilung darüber so lange wie möglich zurück, selbst gegen Schiller — „da ich weiß (schreibt er diesem einmal), daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut, oder jemanden offenbart habe". Ueber seine Dichtung auf Schiller hat er mit Zelter und Wolf gesprochen, in einer Weise freilich auch, der man jene Scheu deutlich anmerkt. „Sie sollen aber nun bald möglichst, wenigstens zuerst, mein Schema erfahren und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorsatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig sind und getrost auftreten können." So schreibt er an Zelter den 19. Juni, und noch am 4. August wiederholt er brieflich nur diese Zusage.

Zelter war von vornherein im Geheimniß. Ihm zuerst auch hat Goethe nach einem langen Schweigen sein Inneres erschlossen. „Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe," beginnt er den Brief vom 1. Juni, „sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und thue das Nächste ohne an eine weitre Folge zu denken." Und mit trübem Humor fährt er fort: „Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unseres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feyern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bei Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dazu behülflich seyn wollen. . . . Wäre es nicht möglich, daß Sie Ende July nach Lauchstädt kämen, um daselbst jene obengedachte Arbeit einzuleiten und ausführen zu helfen?" Zelter geht auf den Gedanken sogleich und mit ganzer Seele ein, und indem er die erbetene Beisteuer, seine Motette „Der Mensch lebt und bestehet", und eine freiwillige, den Anfang seines Requiem, sendet, erbietet er sich zu höherer Leistung. Nicht auf Einlagen und Zuthaten, nein auf eine gemeinsame Schöpfung verpflichtet er sich. „Warum aber wollen wir uns mit geborgten Gütern behelfen? Ich sollte denken, es werde Ihnen eben nicht schwer fallen, etwas Besonders zu machen oder anzuordnen, wozu ich Ihnen die Musik so bald es mir nur möglich ist liefern will. Die vorerwähnten Stücke sind wirklich auf eine Kirche berechnet, und ich fürchte, daß sie außer dieser Sphäre nicht ihre volle Wirkung haben werden. Wenn dagegen wir Beyde, um eines Dritten willen, den wir nun wohl fortlieben werden, etwas zu Stande bringen, so sollte ich denken, es müßte sich sehen und hören lassen; mir wenigstens wird es nach unsres Freundes Tode die erste erfreuliche Arbeit seyn. Darüber erwarte ich mit umgehender Post Ihre Meinung und Ihren Willen." Und nun rühmt er das „ehrwürdige Betragen" Ifflands, des Leiters der Berliner Bühne, der

einen Schiller-Cyclus begonnen und selbst sogleich im ersten Stücke, als Franz in den „Räubern", sein Bestes geboten habe. „Das Haus war zum Ersticken voll. Künftigen Freitag steht „Cabale und Liebe" auf dem Repertorio, und es scheint, als wenn die Direction durch kurz auf einander folgende Darstellungen aller Schillerschen Stücke theils das Publicum, das Schillern sehr liebt, fetiren, theils die großen Verdienste des Verewigten auf Eine Tafel bringen wollte, um endlich dadurch etwas für Schillers Andenken zu bewirken. Auch leidet die Kasse eben dadurch nicht, denn das Haus ist bey Schiller'schen Stücken immer voll, welches in der jetzigen Jahreszeit sonst nicht der Fall ist. Lassen Sie demnach uns auch etwas für diese Sache thun, das sich dauernd an einen dauernden Gegenstand anschließt. Wenn Sie nicht zu sehr angegriffen sind, so kann es eine lindernde wohlthätige Arbeit für Sie sein, und ich will mich zusammen nehmen und leisten, was ich kann. Um so mehr, da eigentlich in dieser Art nichts Rechtes existirt, das sich für eine Bühne eignete. Vielleicht könnte unsere Arbeit etwas Allgemeines werden, das sich wie ein ordentliches Stück bey jeder feyerlichen Gelegenheit anwenden ließe... Das Requiem, welches ich Ihnen anbey sende, ist das nämliche mit welchem ich Schillers Andenken am 21. Mai in der Singakademie begangen habe.... Geschlossen am 11. Junius 1805."

So wird der Aufgebotene zum Treiber und Anreger. Goethe läßt es, wie wir sahen, zunächst bei dem Versprechen des „Schemas" bewenden. Merkwürdig aber ist, wie er umgehend, den 19. Juni, auf die Nachrichten von dem Berliner Theater replicirt. „Iffland hat auf jede Weise Recht, den pathologischen Antheil des Publicums für seine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren. Setzt er seine Reihe der Vorstellungen durch und führt er sie am Ende zu einer tüchtigen Benefiz-Vorstellung für die hinterlassenen Kinder, so soll er gerühmt werden." Und nun tischt er dem Freunde ein Seitenstück auf: das Frankfurter Journal Nr. 92, Montag 10. Juni 1805. „Das Frankfurter Absurdum", sagt er. „Man hat soeben Schiller's Hintritt im hiesigen Schauspielhaus gefeiert, wozu die Herren Schmitt und Jhlee das gebildete Publicum privatim eingeladen hatten. Durch passende Musik und durch Recitationen einiger Stücke aus des Hingeschiedenen Werken wurden die regen Gefühle des Verlustes und der Trauer bei den Anwesenden noch reger. In einem schwarz behängten Saale" u. s. w. Die Beschreibung des Actus gehört nicht hierher, wohl aber das Unwetter, das in Goethe's Brief darüber losbricht. „Man setzt in die Zeitung: er sey nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publicum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeyer! — Pfaffen und Mönche wissen die Todtenfeyer ihrer Heiligen besser zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt haben; sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten. Ver-

zeihen Sie mir, daß ich so weitläufig bin. Ich konnte es noch mehr seyn, wenn ich sagen wollte, was über diesen Gegenstand alles zu sagen ist." —

Am 27. Oktober 1808 schenkte Zelter einem Berliner Freunde, dem Stadtrath David Friedländer, einen Halbbogen, auf dessen Vorderseite, in durchgehends eigenhändiger Schrift, Folgendes zu lesen steht[1]):

Symphonie
Mimische Entreen
Exposition
Donnerschlag
Erscheinung

Das Stück

Verwandl. zum Katafalk
Trauergesang
Epilog des Vaterlandes
Verwandl. in's Heitre.
Gloria in excelsis.

Zelter begleitete die Gabe mit eigenen Zeilen. „Unterdessen sende ich das anfolgende Blatt. Es enthält eine Anordnung zu einer Gedächtnißfeyer für den Freund Schiller und kann Freunden dadurch merkwürdig werden. Göthe schrieb dies Blatt vor drei Jahren in Lauchstädt, in meiner Gegenwart als eine bloße Notiz für mich, indem ich zu diesem Werke den musikalischen Theil besorgen solte.

„Ich hatte mich schon in die Arbeit hineingethan. Was Göthe gemacht hatte, weis ich nicht, doch dieser ward recht gefährlich krank.

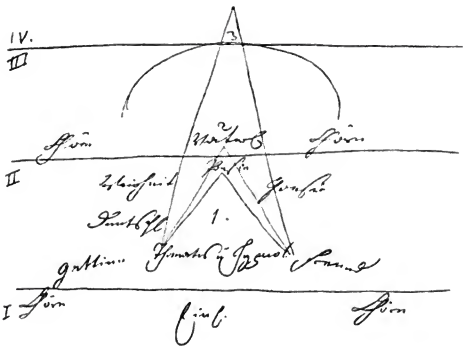
„Das Vaterland, welches (beiher gesagt) in dem Stücke eine große breite Figur geben sollte, kam endlich dahin, wo es eben ist; es mußte bonis cedіren und von Katz' und Hunden fressen sehen, was es seinen Helden und seinen Weisen nicht hatte gönnen wollen; so zerschlug sich die Sache, die nun wohl, wenigstens auf diese Art, nicht in Erfüllung gehen wird."

Das Goethe'sche Blatt, durch Zelter's Beiwort nun in zwiefachem Sinne ein Denkmal schwerer Zeit und so gewiß von Vielen auf der Berliner Goethe-Ausstellung des Jahres 1861 betrachtet, galt eine Zeit lang als verloren. Zum Glück aber ist es in guter Hand verblieben; ich entdeckte es, nach mehrfacher Nachfrage, in dem Handschriftenschatze des Geheimen Justizraths Lessing in Berlin, des Enkels von Lessing's Bruder Karl, und mit freundlicher Bereitwilligkeit hat mir der Besitzer selbst eine Abschrift davon, wie von Zelter's Brief besorgt.

---

[1]) Durch den Fund des Zelter'schen Blattes, der leider für Band XVI der Goethe-Ausgabe zu spät kam, ist erst der congruente Entwurf, den ich (als H[1]) dort S. 562 vorangestellt habe, ganz verständlich geworden. Die Zeile 7 dieses Concepts ist also „Verwandlung in Ca[tafalk]" zu lesen; ich hatte die schier unleserlichen Buchstaben am Rande als tr gelesen und, entsprechend der Zeile 10, ergänzt „Verwandlung in tr[aurige]". Zeile 10 hat das Concept nur ‚Epilog'; in dem Mundum erst setzte Goethe hinzu ‚des Vaterlandes'. Eine unvollständige Abschrift hat Gustav v. Loeper besessen und in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe, Bd. XI, S. 237, Anmerkung * drucken lassen.

Aber dank einem günstigen Schicksal ist uns von der geplanten Dichtung mehr bewahrt geblieben, als diese von Zelter gerettete Handschrift. Goethe hat alle seine Niederschriften dazu in einem Umschlag gesammelt, den er selbst mit der Aufschrift versah: „Schillers Todtenfeyer." So haben sie sich in seinem Nachlaß gefunden: zwei Blätter mit schematischen Aufzeichnungen, die eine Uebersicht des Ganzen gewähren, und zehn[1]), die, entsprechend der Folge der Auftritte, mit Ueberschriften versehen und zur Aufnahme der ersten Ausführungen eingerichtet sind; dazu noch ein Verzeichniß der Personen. Diese Blätter gehören, allem Anschein nach, sämmtlich in die Zeit des Lauchstädter Aufenthalts, und die ersten beiden sind nachweislich im ersten Drittel des August geschrieben; denn auf Blatt 1 befindet sich das Concept der „Notiz" für Zelter, und das zweite Schema ist auf ein Blatt gezeichnet, welches zuerst dem Theaterkassirer zu Notirungen über die Aufführung des „Götz von Berlichingen, Sonnabend den 3. August 1805", gedient hat. Gezeichnet, sage ich; denn was dieses Blatt enthält, ist ein figürliches Schema, ein merkwürdiger und für Goethe charakteristischer Versuch, sich den Aufbau des Dramas, und vielleicht bis zu einer gewissen Grenze auch die scenische Darstellung, gegenständlich zu machen. Dies Tableau läßt sich nicht beschreiben, und so füge ich es hier in verkleinerter genauer Nachbildung ein, zu einer vorläufigen Uebersicht des Ganzen, die wohl jedem Leser, wie mir zunächst auch, recht fragwürdig vorkommen mag.



Den Schlüssel zu dieser Figur, und die Bestätigung der vier sozusagen Etagen des Dichtwerks gibt die auf demselben Blatte befindliche Ordnung der Auftritte, die deshalb hier ebenfalls vollständig Platz finden muß; ich stelle die auf einem besonderen Blatte (dem einzigen mundirten Stücke außer Zelter's Notiz) gegebene Personenreihe rechts daneben.

[1]) Ein Nebenblatt zum ersten, das nur zwei belanglose Zeilen trägt, zähle ich nicht mit.

1 Chöre	I	Jünglinge Jungfrauen Männer Greise
2 Thanatos	II	Tod
3 Gattin		Schlaf
4 Freund		Gattin
5 Deutschland		Freund
6 Weisheit		Deutschland
7 Poesie		Weisheit
Poesie allein		Dichtung
8 Chöre	III	Vaterland
9 Vaterland		
10 Chöre	IV	

So wissen wir nun, „was Goethe gemacht hat", oder zunächst wenigstens haben und sehen wir es. Wenn die ersten Verweser und Herausgeber von Goethe's Nachlaß nichts davon bekannt gemacht haben, so liegt dies jedenfalls nur daran, daß sie nicht im Stande gewesen sind, diesen Blättern ihr Geheimniß zu entlocken. Eilfertig und nur für das Bedürfniß des nächsten Tages geschrieben, sind sie allerdings mit ihren Abkürzungen und verblichenen Schriftzügen etwas schwer zu entziffern. Sind sie aber entziffert und in die nothwendige Folge gebracht, dann hebt erst die rechte Schwierigkeit an. Sie haben mich nicht losgelassen, nachdem ich es einmal übernommen hatte, diese Fragmente, Skizzen und Ansätze für die Weimarische Goethe-Ausgabe zu bearbeiten, in deren sechzehntem Bande sie jetzt erscheinen. Der Reiz, den werdende Gedanken und Gebilde ausüben, ist allzu groß. Immer wieder bin ich zu diesen schönen Räthseln zurückgekehrt. Es gibt ein Verfahren, die Gestalten und Farben verwitterter Wand- und Deckengemälde wieder hervorzurufen und aufzufrischen. Eine ähnliche Technik gilt es hier zu üben, ja eine noch schwerere Kunst vielleicht: zu ahnen, was einmal auf der Zaubertafel des Dichters gestanden haben mag, und wovon kein äußerliches Zeichen auf seine Blätter kam. Hier ist eine divinatorische Kritik am rechten Platze, deren Aufgabe es ist, die Herstellung eines Kunstwerks bis zu dem Punkte zu führen, wo des Lesers und Betrachters eigene Phantasie einzusetzen hat. Denn diese muß schließlich das Beste thun: die Gestalten selbst beleben und ausmalen und die Illusion eines Ganzen und Fertigen hervorbringen.

II.
Inhalt und Gang der Dichtung.

Die Information, die Goethe für den Componisten niederschrieb, und das bildliche Schema, das er für sich selbst entwarf, leisten den Dienst eines Grund- und Aufrisses. Nach Goethe's Zählung hätte man vier Haupttheile zu unterscheiden. Will man indessen, was ich für statthaft halte, die Schlußchöre (IV) als einen musikalischen Epilog, der sich vollendend an den poetischen (III) anfügt, mit diesem in Eins zusammenfassen, so erscheint ein dreigliedriger Aufbau, dessen Theile als Vorspiel, „Stück" und Epilog bezeichnet werden mögen.

1. Das Vorspiel.

Zu der ersten Abtheilung bietet das figürliche Schema nur die Worte: „Einleitung. Chöre." Zelter's Blatt gibt als dem Stück vorangehend an: „Symphonie. Mimische Entreen. Exposition. Donnerschlag. Erscheinung."

Für die „Symphonie" — man gebrauchte das Wort damals noch ebenso, wie wir es aus der herrlichen Parentation „Mieding's Tod" kennen —[1]), also nach neuerer Benennung für die Ouvertüre, hat der Dichter die Anweisung gegeben, sie solle heiter anheben, dann aber in „dunkle" Weisen übergehen und so den Hörer auf den Wandel vorbereiten, der sich in seiner Seele mit dem Verlauf des Stückes selbst vollziehen mußte. Die Scene eröffnet sich — ich denke sie mir ähnlich wie in der „Huldigung der Künste", eine freie ländliche Gegend — und ein bunt bewegtes Bild stellt sich dar. „Chorgesang, Festliches Kommen — Darbringen, Chöre von verschiedenem Charakter, instrumental, mimisch", so hat Goethe in einem ersten, etwas ausgiebiger angelegten Concept für Zelter die Situation bezeichnet, während er in letzter Fassung sich auf die Formel „Mimische Entreen" beschränkt. Diese Formel aber bekommt sofort Leben und Inhalt durch Aufzeichnungen, die uns auf dem ersten der „zehn Blätter" aufbewahrt sind.

Eingangschöre.

Jünglinge, zur Idee erhoben
Mädchen, ihrer Würde bewußt
Krieger, zum höchsten Punkte des Muths erhoben
Haide: Silbenmaß „Wohlauf Kameraden"
Greise, die freudig in das kommende Jahrhundert hineinschauen (Attinghausen)

Jünglinge
Bergbewohner aus Tell, Ackerleute
Handwerker aus der Glocke
Studirende | Seine durchgewachten Nächte / Haben unsern Tag gehellt,
Soldaten, die jüngern aus Wallensteins Lager.
Frauen
Thella, Bertha
Frau des Staufachers. Tells
Männer
Handwerker
Krieger
Greise
Gesetzgeber
Attinghausen

„Auf dem bretternen Gerüst der Scene wird eine Idealwelt aufgethan"; dies Wort aus Schiller's berühmten Stanzen an Goethe trifft hier vollkommen

[1]) Goethe schildert da den Moment, wenn der Hof in seine Loge tritt und durch dreimaliges Aufstoßen des Marschallstabes das Zeichen zum Anfangen gegeben wird.

„Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein,
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein."

zu. Denn was wir sehen, ist jene Welt, die Schiller mit den Gebilden seiner Phantasie bevölkert hat. Und indem wir es sehen, werden wir sogleich selbst hineingezogen in die Welt, die er „zur Idee erhoben hat", die ihm (mit dem Epilog zur Glocke zu reden) auch „verdankt", d. h. dankt, „was er sie gelehrt". Von der Bühne her vernehmen wir solche Bekenntnisse.

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt

erklingt es aus dem Jugendchor der „Studirenden", und unter den Kriegern sollte der Küraſſier (Goethe hat gleich den Namen des Schauspielers Haide eingetragen, dem von der ersten Aufführung des „Lagers" an diese Rolle zugetheilt war) die muntere Weise des Reiterliedes anstimmen. Schiller's tapfere, freudige Seele lebt ja so recht in diesem Liede und jener Idealismus der That, der für die höchsten Güter das Leben einsetzt. Ihn feiert der Epilog zur Glocke:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens —

und diesen Sinn hätten wohl auch die neuen Strophen ausgesprochen, die Goethe hier einlegen wollte. So deuten schon die ersten Spuren der Aufführung auf einen Lobpreis Dessen, der im Reiche der Erkenntniß und des Sittlichen die Seinen zum Höchsten hingeführt hat.

Betrachten wir nun das ideale Publicum genauer, das die Bühne füllt. Mannigfaltig gegliedert nach Alter, Geschlecht, Beruf und Beschäftigung, ist es ein Abbild der Gesammtheit. Aus dem klassenhaft Allgemeinen aber, das solche Gruppen sonst zu haben pflegen, sollte sich hier lebensvoll das Persönliche erheben, und zwar nicht in der gewöhnlichen individuellen, sondern in erhöht typischer Bedeutung. In solchem Sinne sind die Charakterfiguren aus Schiller's Dramen gewählt. Thekla und Bertha führen die „Mädchen, die ihrer Würde bewußt sind"; im Chor der Greise sollte Attinghausen stehen, nicht als der Lebensmüde, dessen Zeit „schon unter der Erde ist", sondern als der Seher, dem die Seele voll ist von der künftigen Größe des freien Vaterlandes. In dieser Gruppe übrigens (von den Handwerkern aus der „Glocke" abgesehen) ist Goethe aus dem Bereich der Dramenschöpfung Schiller's herausgeschritten; denn wenn er hier auch „Gesetzgeber" einführen wollte, so hat er an die Gestalten des Moses, Lykurg und Solon gedacht, die er in den historischen Aufsätzen der Thalia von 1790 gezeichnet fand; den Aufsatz über „Lykurg und Solon" hat er, wie Körner, für eine eigene Arbeit Schiller's gehalten.

Welchem Anlaß aber gilt der Aufzug und Gesang dieser Chöre, gilt ihr „festliches Kommen und Darbringen"? Hierauf antwortet Goethe's Brief an Zelter. „Zur Feier des Geburtstags unsers Freundes" ist das Stück bestimmt, vertraut er dem musikalischen Freunde und Beistande an. Am Geburtstage opferte man im Alterthum dem Genius; auch die Freunde thaten das. Ein Altar des Genius, etwa mit Schiller's Bild, konnte auf der Bühne sichtbar sein. Und wäre dies auch nicht zu denken, so haben sich doch, jener Idee gemäß, am Lebenstage, dem „dies genialis", die Kinder seines Geistes und die

Empfänger seiner Gaben zum Festchor versammelt, um seinem Genius eine Huldigung zu bereiten.

Dies der Inhalt der „mimischen Entreen" und wohl auch des Titels, der in Zelters Register sich anschließt: der Exposition. Das Wort steht in lateinischer Schrift da, bezeichnet somit, aller Wahrscheinlichkeit nach, einen selbständigen, materiellen Bestandtheil der Dichtung; denn der Hinweis, in jenen „Entreen" sei eben die sogenannte Exposition des Dramas gegeben, wäre, Zelter gegenüber, ganz müßig gewesen, und ein müßiges Wort kann in der sorgsam überlegten, knapp gefaßten Uebersicht nicht vorkommen. „Exposition" ist nicht unterstrichen, d. h. der Componist hatte mit dieser Partie nichts zu thun. In dem figürlichen Schema befindet sich an entsprechender Stelle (I) das Wort „Einleitung". Bedeutet es, zwischen den „Chören", ein gesprochenes Stück? Merkwürdiger Weise hat Goethe gerade in der Correspondenz mit Zelter das Wort im gleichen Sinne gebraucht. Im Verfolg von Belehrungen, die er dem Freunde über den antiken Chor ertheilt (Juli, August 1803), erinnert er an eine primitive Gestalt des musikalischen Dramas, die sich in der katholischen Kirche erhalten habe, das Absingen der Leidensgeschichte in der Charwoche. „Drei Personen und der Chor (turba) stellen das Ganze dar." Er räth, es auf diesem Wege mit eigener Composition zu versuchen, jedoch unter einer zweckmäßigen Abänderung. „Verweisen Sie die Function des Evangelisten bloß auf den Anfang hin, so daß er eine allgemeine historische Einleitung als Prologus spreche, und machen, durch Kommen und Gehen, Bewegen und Handeln der Personen, die von ihm gegenwärtig emanirenden Zwischenbestimmungen unnütz; so haben Sie schon ein Drama recht gut eingeleitet." (Briefwechsel 1, 72). Sollte in gleicher Weise etwa hier die Würde des Tages, der Zweck der Feier noch besonders von einem Sprecher dargelegt werden?

Kehren wir jedoch nun von Vermuthung und Frage zur Anschauung zurück. Diese „heitere" Feier gilt einem Lebenden. Der Mann, den diese festlichen Chöre feiern, weilt noch im Lichte des Tages. Ich möchte das nicht Fiction, poetische Redeform nennen. Für Goethe war es innerliche Wahrheit. „Dem Tode zum Trutz", wie er sagt, hat er getrachtet in seiner Weise, thätig, gemeinsam Begonnenes weiterführend, die Unterhaltung mit dem Freunde, ein geistiges Zusammenleben fortzusetzen. Und ist es nicht Wahrheit überhaupt, im einfach menschlichen Sinne? Die Liebe überwindet den Tod. Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren. Auch der Epilog zur Glocke ruht, in seiner Eingangsstrophe, auf dieser Vorstellung. Das Landesfest wird geschildert, zu dem der Dichter die schönste Gabe, die „Huldigung der Künste", gespendet. „Da hör' ich schreckhaft mitternächtig Läuten" — und nun tritt die Katastrophe ein.

So auch hier. Furchtbar kündet sich, mitten in den Spielen der Freude, „im lebensregen Drange", die höhere Gewalt an. Ein Donnerschlag erdröhnt. Jedem ist die Symbolik dieser Natursprache verständlich, Goethe hat sie einmal poetisch erläutert, indem er, im „Maskenzuge" von 1818, mit feierlichen Strophen die „Braut von Messina" einführt.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerschlag erschreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit schwer gesenkter Nebelschichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgibt, der Himmel flammet,
Seltsam geregelt Strahl am Strahle strahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schicksal sei's, das ohne Schuld verdammet!

Und wer kennt sie nicht, die Worte des Chorliedes in dem Schiller'schen Drama selber:

Wenn dumpf tosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Das Furchtbare aber, das sich so, unheimlich drohend anmeldet, gewinnt sofort eine bestimmte Gestalt. Dem Grauen folgt der Schrecken. Eine „Erscheinung" zeigt sich, ein Vorbild dessen, was sich alsbald ereignen soll.

Es sei hier eine Zwischenbemerkung gestattet. Goethe hat als Dramatiker die Vision, die zu sinnlichem Anschauen gesteigerte Ahnung, höchst wirkungsvoll verwandt. Die Hochgerichtserscheinung im Faust. Der Traum Egmonts. Und Schiller, der anfangs, als Recensent des Egmont, sich ablehnend verhalten und von einem Saltomortale in die Opernwelt gesprochen hatte, hat dann selbst, auf der Höhe seiner Kunst und seines Zusammenwirkens mit Goethe, die Vision in das historische Drama hohen Stils einführen wollen. Demetrius: Romanow sieht den künftigen Glanz seines Hauses. Wenn in unserem Drama also, an der Stelle gerade, wo die obere Welt in die irdische hineinragt, unter Mitwirkung zumal der Musik (wie im Egmont) die „Erscheinung" eintritt, so hat Goethe das auf dem Grunde einer ihm und dem Freunde, den er betrauerte, gemeinsamen Kunsterkenntniß ersonnen.

Was aber war es, das sich, als ein nahe Zukünftiges, dem Blicke darstellen sollte? Es ist verwegen, eine Vermuthung auszusprechen. Ist es ein Bild des letzten Abschiedes? Sind es die Götter selbst, die nunmehr bald leibhaft auf der Bühne erscheinen — Tod und Schlaf, den Dichter, dem das Todesloos gefallen, geleitend? Oder Jener allein, der dunkle König (wie ihn der griechische Tragiker nennt), „der schwarze Fürst der Schatten"?

2. „Das Stück".

Erster Auftritt.

„Thanatos und Hypnos".

„Tod und Schlaf", zuerst aber, wie in dem figürlichen Schema, mit den griechischen Namen, ist der erste Auftritt auf dem zweiten der zehn Blätter überschrieben. Zur Ausführung hat Goethe in acht Zeilen Folgendes notirt: „Spricht Tod — Jüngling — Mädchen — Mann — Greis — Tod; antwortet ihm; sendet den Schlaf weg." (Die Striche bedeuten das bei jeder Person zu wiederholende „spricht".) Auf dem Blatte, das die ersten Mittheilungen für Zelter enthält, die ersten Zeilen also überhaupt, die Goethe zu

diesem Entwurf geschrieben hat, findet sich schon ein erster Versuch, die Scene zu skizziren. Das erste Wort der kurzen Aufzeichnung ist: „Aufgehört". Das Wort, mit dem Thanatos alle Freude und Hoffnung niederschlägt, abschneidet. „Scheiden ist der Tod." Von jeder Gruppe des Chors naht sich ein Vertreter. Der Tod spricht nur zu dem Letzten, dessen Leben zur Neige geht. Und er heißt den Schlaf sich entfernen. Der mildere Begleiter hat hier keines Dienstes mehr zu walten. „Denn der Schlummer der Todten ist schwer."

Hypnos und Thanatos, die Brüder, wir kennen sie aus dem Homer. Im sechzehnten Buche der „Ilias" ist erzählt, wie sie den von Patroklos erlegten Sarpedon, den Göttergleichen, in die Heimath überführen. Apollo selbst hat den Leichnam gewaschen und mit Ambrosia gesalbt und übergibt ihn den Beiden. Denn so hat Zeus, da er den geliebten Sohn nicht zu retten vermag, es ihm geboten:

> Dann ihn wegzutragen vertrau den schnellen Begleitern
> Beiden, dem Schlaf und dem Tode, den Zwillingen, welche sofort ihn
> Stellen ins weite Gebiet des fruchtbaren Lykierlandes,
> Wo ihn rühmlich bestatten die Brüder zugleich und Verwandten
> Mit Grabhügel und Säule; denn das ist die Ehre der Todten.
>
> (Voß, Ilias 1802.)

Goethe kannte seinen Homer. Und im Verkehr mit Friedrich August Wolf, dem Homer-Forscher, mag eben auch diese Stelle ihm lebendig geworden sein. Wer an die Beweiskraft sprachlicher Beobachtungen glaubt, wird diese Vermuthung gutheißen. Goethe hat wiederholt — so sehr war er den Griechen damals ergeben — zu den deutschen (mit Tinte geschriebenen) Ueberschriften der einzelnen Auftritte mit Blei eine griechische Benennung gefügt. So setzt er denn auf das nächste Blatt über den ersten Titel „Verwandtschaft" (woneben „Die Gattin — Kinder") das Wort *κασιγνεη*[1]), also eben das in jenen Homerversen vorgefundene Wort in weiblicher Form. Es hat ihn nicht gekümmert, daß es im Griechischen niemals die Gattin bezeichnet, sondern die Blutsverwandte, die Schwester.

Und wie sollen wir uns des Todes Gestalt denken? Als „das alte heitere Bild," das Lessing von den Sarkophagen herabgerufen und dem Zeitalter der Humanität heilig und werth gemacht hatte? Es wäre verfrüht, schon hier danach zu forschen. Keine Frage aber kann es sein, daß der ernste, herbe, strenge Bruder sich von dem stillen, sanften, mit dem er zusammen eintrat, merklich unterscheiden mußte. Nun hat er ihn entlassen, um Denen, die trauervoll an ihn herantreten, im eigentlichen Sinne, Rede zu stehen. Aus dem Inhalt seiner Reden können wir am ehesten hoffen, eine Idee von seiner Erscheinung zu gewinnen.

---

[1]) Goethe schreibt so statt *καασιγνήτη*. Auch Herder, der doch besser Griechisch verstand, macht solche Fehler. Im nächsten Auftritt über „Freund" (erst „Freundschaft") *φελος*, dann weiter (Auftritt 5) *σοφια* über „Philosophie", was dann in „Weisheit" geändert wurde. Die Person des Todes ist einmal mit Θ, dem griechischen Anfangsbuchstaben, bezeichnet. In der Ueberschrift von Auftritt 1 steht, um auch diese Kleinigkeit anzumerken, Hüpnos; es ist also die Schreibung der Vossischen „Odüsse" von 1781, an die Goethe gewöhnt war.

Zweiter Auftritt.

„Gattin und junges Chor".

Die Menge, die erst gruppenweise den Raum einnahm, hat sich in zwei Massen getheilt: in den „Chor der Jugend" und den „Chor der Alten" [1]). Mit jenem tritt, von der linken Seite, heran „die Gattin, sich und die Kinder darstellend". Auf die angeführten Worte folgt in Goethe's Niederschrift (Blatt 3) eine auf den ersten Blick inhaltlose Zeile: „ist genug gesagt". Wie es scheint, der Schlußaccent zu der ersten Rede der Trauernden. „Wie ich hier dastehe, bin ich ein Bild der Klage; euch, die ihr mit mir fühlt, ist schon damit genug gesagt." Aufblickend erkennt sie die idealen Gestalten, die dramatischen Gebilde Schiller's:

Alles ist das Werk des Gatten,
Was von Leben uns umgibt.

Aber sie versinkt wieder in die Tiefe ihres Leides. Ein einzelnes Wort: „Hülflosigkeit", und dazu eine Zeile

Soll ich ihm nicht mehr das leisten?

geben, wie sie zusammen gehören, diesen Gang der Empfindung zu erkennen. Mit dem Gatten ist ihr des Hauses Stütze genommen und der theuerste Gegenstand einer in Pflege und Fürsorge beseligten Liebe. Tröstend entgegnet ihr der Tod:

Das Gute, was man Liebenden erzeigt,
Belohnet sich in dieser ernsten Stunde. —

„Kasignete, die Gattin". Vielleicht entsprach das griechische Wort gerade dem Sinne des Dichters. Einst hatte er, was ihn zu seiner Charlotte, der Seelenführerin zog, in die Worte gefaßt:

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Auf seiner geistigen Höhe wird das Verhältniß der Gatten ein geschwisterliches. So wird es, oder bleibt es, wenn der Tod die Liebenden getrennt hat.

Dritter Auftritt.

„Freund und älteres Chor".

Von der rechten Seite der Bühne bewegt sich der Chor der Alten heran, und an seiner Spitze „der Freund". Das Grundmotiv ihrer Klage ist angegeben in drei Zeilen, die sich erst zu Versen bilden wollen:

Wer reicht mir [zuerst: uns] die Hand beym Versinken ins Reale?
Wer gibt so hohe Gabe?
Wer nimmt so freundlich an, was ich zu geben habe?

Die Erwiderung des Todes faßt Goethe zuerst in eine Zeile zusammen:

Der traure, der den Lebenstag versäumt.

---

[1]) Goethe schreibt: „Das Chor"; „älteres Chor".

Dann aber gestaltet er sie völliger aus, und hier sehen wir strophische Form angelegt:

Hast du versäumt
Hast du verträumt
Launisch gemieden
. . . . . .
Kamst du aber dem Regen
Thätig entgegen,
Widerstrebtest du nicht seinem Zug,
Lähmtest du nicht seinen Flug
Durch Willkür und Laune,
So danke dir selbst für dein Glück —
Es ist vorüber, es kommt nicht zurück.

Die Lücke ist dem Sinne nach leicht ergänzt: „So magst du jetzt freilich weinen und klagen." Ich glaube, es ist nicht von ungefähr, daß gerade diese Stelle vergleichsweise am weitesten gediehen ist. Hier hat der Dichter für das Gefühl, mit dem er sich über den Schmerz des Verlustes erhob, Worte gesucht. „Wir haben zusammen gelebt, denn wir haben zusammen gewirkt." Hier hat er für den Freund, sein Wesen und seinen Kern die kürzeste, kräftigste Formel gefunden. Er ist „der Rege". Der, dem Ruhe und Stillstand Tod war. Der von sich sagt, wie Wallenstein: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Der nach diesem stärksten Bedürfniß sich auch den Freund wählt und in den Xenien es ausspricht:

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt.

So gipfelt ja auch im Epilog die Schilderung des „Lebenswürdigen" einmal in den Versen, die das gewaltige Fortschreiten seines Geistes schildern und dann sogleich den Adel seiner Seele. Wer ist der Freund aber? Es ist kaum nöthig, so zu fragen. Der Dichter ist hier dem Triebe gefolgt, persönlich ein Bekenntniß abzulegen. Er hat es später ebenso gethan in der Rechenschaft, die er über sein „Verhältniß zu Schiller" niederschrieb. Da spricht er von seinem „hartnäckigen Realismus", der manchmal „Anlaß zu lebhaftem Widerspruch gegeben". „Selten ist es aber" — fügt er hinzu — „daß Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen." Und in den Annalen von 1805, wo er des Verlustes gedenkt und auf das Zusammenwirken mit Schiller zurückblickt, erklärt er die gegenseitige Förderung, die daraus erwachsen, mit den Worten: „Schillers ideeller Tendenz konnte sich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen." Die wehmüthige Klage des Realisten um den Verlorenen, die Frage: „Wer reicht mir die Hand?" sie klingt fast wie Wallenstein's Klage um „den Freund".

Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Weshalb? Wodurch? Noch ein Mal drängt sich hier der Ausdruck jener großen Doxologie herzu und bietet sich von selbst ergänzend zur Antwort dar:

Denn hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Die beiden Auftritte „Gattin und junges Chor" — „Freund und älteres Chor" bilden seelisch wie in ihrem Aufbau ein Ganzes. Sie sollten, als ein Solches, abgeschlossen werden durch eine lyrische Partie, einen Threnos, nach dem Kunstausdruck der griechischen Tragödie, in welchem die beiden Chöre einander „entsprachen". Dies jedenfalls bedeutet die Angabe: „Klagen im abwechselnden Chor".

Vierter Auftritt.

„Deutschland" (Vaterland)[1].

Bis jetzt hat das rein menschliche Gefühl gesprochen; jetzt erweitert sich gleichsam der Raum, und Gestalten treten ein, die das Maß des Persönlichen überragen. Die erste unter diesen hehren Erscheinungen ist das Vaterland, im Prachtgewand, reich geschmückt mit den Wappen der deutschen Länder. Was hatte Deutschland an dieser Stelle zu sprechen? Goethe hat folgenden Gedankengang aufgezeichnet:

Dünkt sich höher als die Einzelnen
Lob des Emporstrebens
Werth vieler
Werth der einzelnen
Vorsprache.

Ich versuche es, diese Zeilen auszulegen und in directe Rede umzusetzen. „Mächtiger Gott, Hartherziger, du hast Gattin und Freunde nicht erhört, ich aber messe mir einen höheren Werth bei. Meine Stimme ist die Stimme der Gesammtheit. Gib mir den herrlichen Mann, den du eben in der Blüthe höchsten Strebens entraffen willst. Zu immer höheren Höhen wird sich sein schaffender Genius schwingen, und sein Volk wird er mit Macht sich nachziehen. Mehr als die Menge, weit mehr gilt ja der Eine, der sie leitet und beseelt. Solch ein Führer zum Bessern ist er uns gewesen. Ihm ist das Leben, die Mitwelt noch Vieles schuldig geblieben. Lange hat er mit der Ungunst des Geschickes gerungen; zu den Glücklichen, denen die Gnade der Himmlischen mühelos das Schönste reicht, hat er nicht gehört. So höre du nun meine Fürsprache und nimm sie an. Du rettest Viele, indem du den Einen verschonst."

Ich darf mich für einen wesentlichen Theil dieser Auslegung auf Goethe selbst berufen. Er hat das Thema „Werth Vieler, Werth der Einzelnen" schon in der „Natürlichen Tochter" behandelt. In den Worten des Königs zu Eugenie:

Wenn dir die Menge, gutes edles Kind,
Bedeutend scheinen mag: so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

[1] Die erste Ueberschrift „Vaterland" ist nicht gestrichen, sondern mit Blei ist darüber gesetzt „Deutschland".

Und wenn sich der Wortlaut des voranstehenden Versuchs augenfällig an bekannte Gedichte Schiller's (Das Glück, Der Genius) anlehnt, so ist auch darin nichts Willkürliches. Der Ausleger wird mit Freuden nutzen, was einst dem Dichter Anregung geboten hat. Goethe hatte, wie wir wissen, in Lauchstädt ein von Frau von Stein entliehenes Exemplar von Schiller's Gedichten, Band I (mit der „Glocke"), bei sich, sonst aber hatte er „in Hoffnung, selbst thätig zu sein", wie er an Fr. A. Wolf am 30. August schreibt, „gar keine Bücher mitgenommen". Anklänge an Schiller's Sprache sind im Epilog, ebenso auch hier und da in Versen und im Entwurf unseres Dramas vorhanden. Jene beiden Gedichte aber stehen im ersten Bande, gleich auf dem zweiten Bogen, beisammen[1]). Das Schlußwort der „Vorsprache" (Fürsprache) endlich, für welches die Skizze keinen Anhalt bietet, ist gesichert durch die Entgegnung des Thanatos:

Ungleichheit des Geschicks nicht ungerecht
wegen Gleichheit des Nothwendigen.

Der Gott verweist auf „der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche". Auch hier lenke ich wieder in Schiller's Worte ein — Worte aus dem Gedichte „Der Genius", oder, wie es zuerst betitelt war, „Natur und Schule". Denn es ist das gemeinsame Credo beider Freunde, das hier zum Ausdruck gelangt. „Uebrigens bekommt es uns ganz wohl, daß wir mehr an Natur als an Freiheit glauben und die Freiheit, wenn sie sich ja einmal aufdringt, geschwind als Natur tractiren; denn sonst wüßten wir ja gar nicht mit uns selbst fertig zu werden." Goethe an Schiller, 5. Juli 1803. Von diesem Standpunkte haben sie beide die Schicksale der Völker und der Einzelnen betrachtet. So das Geschick Ludwig's XVI., den Zusammenbruch der alten Ordnungen in Frankreich. „Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur," schreibt Goethe nach der Lectüre von Soulavie's Memoiren, „und nichts von dem," (setzt er scherzend hinzu) „was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten." Im Zusammenhange des großen Ganzen soll man nun auch des Freundes Geschick, als ein mit seinem Wesen, mit dem rastlosen Vorwärts! seiner Natur nothwendig gegebenes verstehen und sich darein finden lernen.

Es folgen auf der nämlichen Seite Verse oder Versversuche, die, hin und her gewendet, einen dem Fortgang der Rede des Thanatos zugehörigen Gedanken wiedergeben:

Von deinen Schildern darf das Rad allein,
Es darf allein der Rautenkranz sich zeigen.

Zwei Sterne . . . .
Indeß der ganze Himmel sich
Theilnahmlos

[1]) Den Hinweis auf den mitgenommenen Gedichtband (Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil. Leipzig 1804) danke ich der Abhandlung „Goethe's Epilog zu Schiller's Glocke" in der Zeitschrift für „Deutsche Philologie", Bd. XXVI, S. 81—105, 1893, einer vortrefflichen exegetischen Gabe Heinrich Düntzer's. Der Einfluß von Schiller's Sprache zeigt sich sogar in den kurz schematisirten Reihen: „Mädchen, ihrer Würde bewußt", nach „Würde der Frauen", I, 330.

Den Pfauenschweif von allen deinen Bildern,
Soll ich deshalb die strengen Schlüsse mildern?

es kann von deinen Schildern
Das Rad allein, allein der Rautenkranz . . .

„Deutschland" hat im Namen aller seiner Lande und Landesfürsten gesprochen. Thanatos bestreitet ihm dies Recht. Nur zwei deutsche Länder haben dem Dichter, den jetzt alle den Ihren nennen wollen, eine freundliche Heimstätte gewährt: Kurmainz (Rad) und Sachsen (Raute). Und nur zwei Sterne haben ihm geleuchtet, während der ganze Himmel theilnahmlos blieb; neben Dalberg und Carl August hätte hier ein Dritter genannt sein sollen, der dem Dichter wahrhaft als ein Rettungsstern erschien: der hochherzige Augustenburger. „Soll etwa" — schließt Thanatos, mit herbem Vorwurf die stolze „Vorsprache" der Herrscherin erwidernd, „um deines Gepränges willen das Gesetz umgangen werden, dem alle Wesen unterworfen sind?"

„Die strengen Schlüsse" — es klingt das wiederum wie eine Reminiscenz aus Schiller's Gedichten: „Ewig steht der Schluß des Zeus" in der „Klage der Ceres" (Seite 8 der Gedichte). Aber hier wirkt unstreitig ein Anderer ein: Lessing. Gegen eine antiquarische Bemerkung in Winckelmann's Schrift von der Allegorie — die Gaditaner (Bewohner von Gades, Cadix) wären die Einzigen unter allen Völkern gewesen, „die den Tod verehret", — wendet Lessing, mit Bezug auf die von Jenem mißverstandene Stelle eines griechischen Autors ein: „Selbst bey den Griechen war der Tod nicht ohne Verehrung. Das Besondere der Gaditaner war nur dieses, daß sie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß sie glaubten, durch Opfer und Päane seine Strenge mildern, seinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heißen im besondern Verstande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels gesungen werden." Die Stelle steht in der Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" ziemlich vorn, und so ist sie, da Goethe sicherlich, seit ihm die „Todtenfeyer" im Sinne lag, das berühmte Büchlein mehr als einmal aufgeschlagen hat, ihm im Gedächtniß geblieben. Ferner aber: auf der Vorstellung, daß die Gottheit des Todes erbittlich sei, beruht ja auch unsere Dichtung, und so hätten denn Winckelmann und Lessing, in gewissem Sinne, als ihre Urväter zu gelten.

Fünfter Auftritt.

„Weisheit und Dichtung".

Weisheit und Poesie, zwei Schwestern, verschieden in Art und Gebärde, wie in Kunst und Rede, treten von verschiedenen Seiten gleichzeitig ein. Beiden ist der, den der Todesgott als den Seinen anspricht theuer. Die Aeltere erhebt zuerst die Klage um ihn, der tief („im Abgrund", wo sie wohnt) die Wahrheit zu erforschen und sie mit der Klarheit, die aus der Fülle kommt, darzustellen vermocht. Die Poesie aber weiß Höheres von ihm zu künden. Es sind nur wenige Zeilen zu diesem Auftritt auf das Blatt gekommen, das sonst bloß

die Ueberschriften enthält, und diese Zeilen gehören der Rede der Poesie an. Zuerst die Ansätze:

Das können tausend . . .
Durch einen nur kann ich reden . . .
Nur durch den Einen kann ich reden.

Dann der gelungene Guß:

Von tausend Lippen fließt die Weisheit hier;
Mein Wort kann ich nur Wenigen vertrauen.

Nur Wenigen; einst hatte Goethe auf den erwählten Fels in seinem Garten die Worte gesetzt:

Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Er zumeist ist es gewesen, der den Freund in der Ueberzeugung beglaubigt hat, zu der Zahl der Auserwählten zu gehören, der ihn in den Wetteifer des dichterischen Schaffens hinein- und damit von der Philosophie abgezogen hat, deren Vorwalten, wie er später aussprach, Schiller's poetischer Production Eintrag gethan. In dem gemeinsamen Xenienwerke steht denn auch das jetzt erst bekannt gewordene Distichon Schiller's, das, an Kant gerichtet, die knappe und entschiedene Absage bringt:

Zwey Jahrzehende kostest du mir; zehn Jahre verlor ich,
Dich zu begreifen, und zehn, mich zu befreyen von dir. —

Die Weisheit schweigt und geht ab. Der Poesie bleibt das letzte Wort. „Dichtung allein". Es gebührt ihr, den Hörer über das Gefühl der Vergänglichkeit zu erheben und den Nachruhm ihres Lieblings, sein Fortleben bei den fernsten Geschlechtern zu verkünden. Ihm geschieht, wie er geglaubt hat:

Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoß. —

Jetzt verläßt Thanatos die Bühne, um den nächtlichen Weg zu wandeln mit dem Abgeschiedenen. Die Scene ändert sich. „Verwandlung zum Katafalk" (Zelter's Blatt). Während sie sich vollzieht, stimmt der gesammte Chor den „Trauergesang" an, oder, wie es im Entwurf der zehn Blätter heißt, die „Nänie". Es ist dies der alte Name für den Leichen- oder Grabgesang. Aber hier ist er doch wohl gewählt im Gedanken an Schiller's eigenes Gedicht „Auch das Schöne muß sterben," das eben diese Ueberschrift trägt[1]):

Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

[1]) Schiller's Gedichte, Bd. I, S. 325. 1804.

3. Der Epilog.

Der Katafalk, der „Bau des Todes", ist errichtet; er stand schon, als die Nänie verklang. Wir denken an das Trauergepränge in der „Braut von Messina": „Wände und Säulen mit schwarzem Flor behangen", vielleicht auch wie dort „Genien, mit Fackeln in den Händen".

Die Aufzeichnungen des Dichters zur Ausführung sind gegen den Schluß hin immer spärlicher geworden, und die letzten Blätter bieten uns leider nichts weiter als Ueberschriften: „Vaterland". „Magnificat". Indessen auch diese Ständer zum Gerüst lassen sich noch einigermaßen umkleiden; und hier gerade kommen uns Zelter's kurze Notizen noch zu Hülfe.

„Epilog des Vaterlandes" steht auf Zelter's Schema, und so ist auch in dem figürlichen Plane das Vaterland als einzige sprechende Person an der Spitze des zweiten Dreiecks (zu Abtheilung III gehörig) eingetragen. Im Trauergewande erscheint es nun, weinend um den „verherrlichten Sohn". Aber nicht zum Klagen bloß, ja auch nicht hauptsächlich zum Klagen ist das Vaterland an Schiller's Sarkophag erschienen. Hier, am Ruhebette des „Regen", galt es ein kräftiges Memento vivere! auszusprechen. Euch stärke der Anhauch seiner Kraft! „Aufs Leben seid, nicht auf den Tod bedacht!"

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth.

Es galt zu vollbringen, was Goethe an Iffland's Beginnen so löblich gefunden hatte: die reale Rührung zur idealen zu läutern, und diese zum Positiven, zum Idealismus der That, in Schiller's Sinne, zu erheben. Der wackere Zelter hat gewußt, was Goethe bei dem Epilog des Vaterlandes — das, wie er ja auch wußte, im Stücke selbst „eine große und breite Figur gibt" — im Schilde geführt hat; oder er hat es aus Goethe's Mittheilungen richtig errathen. Und auch wir können es, aus den schriftlichen Mittheilungen, errathen: aus dem Zornesausbruch Goethe's über seine lieben Mitbürger, die Herren Frankfurter, aus dem Winke, wie man von Pfaffen und Mönchen lernen müsse, die Todtenfeier der Heiligen zum Vortheil der Lebenden zu nutzen. So verstehen wir nun erst die ganze Bitterkeit der grimmigen Bemerkung Zelter's und fühlen, wie dem preußischen Patrioten das Herz weh gethan hat, als er sie niederschrieb: „Das Vaterland mußte bonis cediren, und von Katz' und Hunden fressen sehen, was es seinen Helden und seinen Weisen nicht hatte gönnen wollen."

Wir dürfen den temporären Zweck, zu dem der Dichter selbst sich bekennt, von seiner Dichtung nicht ausschließen. Das Wort „Hülflosigkeit" steht nicht umsonst unter den Motiven der Scene „Gattin und Kinder". Zur Dankbarkeit gegen die geistigen Wohlthäter und Stifter, von denen er in seinem Vorwort zum „Winckelmann" redet, wollte Goethe die Deutschen erziehen. Eindringlicher, strenger als mit der verhaltenen Mahnung, die schon in der Schlußstrophe des Lauchstädter Epilogs zur Glocke vernommen werden konnte:

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch jetzt empfindet sein verklärtes Wesen
Nur Einen Wunsch, wenn es herüber schaut.
O! möge doch den heil'gen letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!

Der letzte Gedanke und Wunsch des Scheidenden hat den Seinen gegolten; dem Vaterlande, dem er sein Edelstes gewidmet hat, gebührt es, an den Unversorgten Vaterpflicht zu übernehmen. So hätte denn der Dichter den Epilog dieser Trauerfeier gipfeln lassen in einem Schlußwort ähnlich dem des Prometheus in seiner „Pandora“:

Des echten Mannes wahre Feier ist die That. —

Jedoch der letzte Schluß war nicht der menschlichen Rede vorbehalten, und nicht das irdische Vaterland sollte das letzte Wort sprechen. Auf einen Berg der Verklärung gleichsam sollten die Genossen der Feier sich gehoben fühlen. Die Scene verwandelt sich wieder „ins Heitere“, ein himmlischer Glanz erfüllt das Haus. Die feierlichste Weise ertönt, das Magnificat, oder, nach der Aufzeichnung für Zelter, das Gloria in excelsis . . .

Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzu viel verloren? . . .

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu bringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's[1]).

Nach dem Tode König Frederik's VII. von Dänemark.

[Nachdruck untersagt.]

Am 5. November 1863, zehn Monate nach Ausbruch des polnisch-russischen Aufstandes und zehn Tage vor dem Tode König Frederik's VII. von Dänemark, hatte Napoleon III. die Session der Pariser parlamentarischen Körperschaften mit einer Rede eröffnet, die unter Anderem den nachstehenden, in ganz Europa mit höchstem Interesse aufgenommenen Satz enthielt:

„Da die Verträge von 1815 zu bestehen aufhören, kann nichts vernünftiger erscheinen, als die Einberufung der Mächte Europa's zu einem Congreß — zu einem obersten Schiedsgericht über alle obschwebenden Fragen."

Unter demselben Datum war von der französischen Regierung an die sämmtlichen Monarchen des Welttheils die Einladung zum persönlichen Erscheinen in Paris und zur Abhaltung eines Congresses gerichtet worden.

Bei der damaligen Weltlage konnte für ausgemacht angesehen werden, daß der französische Kaiser sich dafür rächen wollte, daß England und Oesterreich seinen Versuch, zu Gunsten Polens zu interveniren, anfänglich unterstützt, im entscheidenden Augenblicke dagegen preisgegeben hatte und daß die Spitze des Vorschlages vom 5. November sich gegen das Wiener Cabinet richtete.

Rußland, Oesterreich und England zögerten mit der Antwort, obgleich sie in der Stille entschlossen waren, die französische Einladung abzulehnen: Rußland, weil es noch mit Niederschlagung des polnischen Aufstandes beschäftigt und über Napoleon's polenfreundliche Velleitäten erbittert war; England, weil es der weiteren Ausbreitung des französischen Einflusses auf die continentalen Dinge in den Weg treten zu müssen glaubte; Oesterreich, weil es durchsah, daß der neue Schachzug des Imperators dem Reste seines italienischen Besitzstandes gelte. Die kleineren Höfe hatten bereitwillig angenommen, während Preußen (zum Mißvergnügen des Wiener Cabinets) zur Antwort gab, daß principielle Bedenken gegen den Vorschlag nicht beständen, gewisse Einzelheiten indessen noch der Erwägung bedürften; es werde zweckmäßig sein, ein vorgängiges Einverständniß der fünf Großmächte herbeizuführen und statt der Souveräne

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXX, S. 96 ff. und S. 214 ff.

deren leitende Minister in Paris zu versammeln. Im Uebrigen wurde betont, daß die Verträge von 1815, soweit sie nicht abgeändert worden, nach preußischer Auffassung zu Recht beständen.

Die damalige Lage der inneren preußischen und deutschen Verhältnisse kann mit wenigen Worten bezeichnet werden.

Das Ministerium Bismarck stand im zweiten Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit, in der Periode erbittertsten Kampfes um die Militär-Reorganisation, für welche das Abgeordnetenhaus die erforderlichen Geldmittel wiederholt verweigert hatte. Im Sommer (1863) waren die bekannten Preß-ordonnanzen erlassen worden, deren vom Abgeordnetenhause geforderte Zurücknahme in Berlin das Interesse des Tages bildete.

Das übrige Deutschland theilte seine Aufmerksamkeit zwischen den preußischen Vorgängen und den beiden Angelegenheiten, die während des Spätsommers zu Frankfurt a. M. verhandelt worden waren: dem (an dem Widerspruch Preußens gescheiterten) österreichischen Project einer Bundesreform und dem Protest, welchen der Bundestag unter gleichzeitiger Bedrohung einer Bundes-Execution gegen die Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie nach Kopenhagen gerichtet hatte (1. October 1863).

So lagen die Dinge, als die Kunde von dem am 15. November erfolgten, von Niemandem erwarteten Ableben des erst fünfundfünfzigjährigen Königs Frederik VII., des letzten Vertreters des königlichen Mannesstammes, eintraf.

Theodor von Bernhardi's damalige äußere und innere Stellung ist in diesen Blättern wiederholt berührt worden. Als Privatmann in Berlin lebend, stand er mit seinen Grundanschauungen auf dem Boden der gemäßigt liberalen Partei, während er zugleich entschiedener Anhänger der Militärreform war, die er wiederholt und nachdrücklich in seinen Schriften vertreten hatte. Dieser letztere Umstand erklärt die Thatsache, daß er, außer mit Männern der verschiedensten politischen Richtungen, insbesondere mit dem Kriegsminister von Roon in naher Beziehung stand.

Ueber die Ereignisse und Stimmungen der zweiten Hälfte des November 1863 enthalten seine Tagebücher unter Anderem das Folgende:

16. November. Ausgegangen bei trübem Wetter. In der Bellevuestraße begegnet mir Herr von Benda und fragt, ob ich die große Tagesneuigkeit schon wisse: der König von Dänemark ist plötzlich gestorben: Il n'y a manqué plus que cela, war mein erster Gedanke — noch eine Complication mehr! . . . Nicht daß ich einen Krieg fürchtete — wollte Gott, die Sachen stünden so, daß man dergleichen erwarten könnte —, nein, ich fürchte, die Sache der Herzogthümer wird noch ein Mal und zwar zum letzten Male verdorben. Es wird irgend ein neues unseliges Protocoll zusammengekleistert und Schleswig-Holstein verloren werden. Nach den Antecendenzien des Ministeriums muß man das erwarten.

18. November. Die Zeit nimmt eine sehr ernste Wendung. Der Prinz Friedrich von Holstein-Augustenburg, vermöge der Resignation seines Vaters Herzog von Schleswig-Holstein, ist hier eingetroffen und will seine Rechte auf das Entschiedenste geltend machen. Der Bundestag hat dem

Londoner Protocoll (sc. durch welches die Großmächte das Successionsrecht des gegenwärtigen Königs Christian IX. und die Integrität des dänischen Reichs anerkannten) nie zugestimmt. Ebenso wenig haben es die deutschen Regierungen zweiten und dritten Ranges gethan — sie sind in keiner Weise gebunden. Die dänische Regierung wird nun selbst durch die Sanctionirung des sogenannten Grundgesetzes, durch welches Schleswig in Dänemark einverleibt wird, die Verträge zerreißen, welche die Grundlage des Wiener Protocolls bilden. Der Herzog von Coburg hat bereits den Prinzen Friedrich als regierenden Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt. (NB. Das hatte ich soeben mit einiger Verwunderung aus der Zeitung ersehen.) — Das ist aber keineswegs bloß ein excentrischer Streich von seiner Seite. Baden und die sämmtlichen sächsischen Herzogthümer werden im Laufe des heutigen Tages dasselbe thun — Oldenburg höchst wahrscheinlich auch — und mit einem ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit erwartet man denselben Schritt auch von Bayern. Es ist demnach Aussicht da, daß der Bundestag den Prinzen Friedrich anerkennen könnte.

Holsteinische Notablen — Mitglieder der Ständeversammlung — die sich morgen in Kiel versammeln, wollen, wenn sie nur einige Aussicht auf Unterstützung von Seiten Deutschlands haben, den förmlichen Beschluß fassen, der Krone Dänemark den Huldigungseid zu versagen. — Prinz Friedrich wird morgen einen Aufruf an die Schleswig-Holsteiner erlassen, der aber, aus Rücksicht für unsern König, nicht hier, sondern in Hamburg gedruckt werden soll. — Heute Abend noch gehen die Notifications-Schreiben an die sämmtlichen europäischen Höfe ab, in denen er seinen Regierungsantritt meldet.

Das Alles müßte aber ziemlich ohnmächtig bleiben, wenn es nicht durch Preußens reale Macht getragen würde. Das Interesse Deutschlands und das Interesse Preußens erheischt, daß Preußen die Sache in die Hand nimmt und sich an die Spitze der Bewegung stellt. — Dahin muß man es zu bringen suchen. — Der Prinz Friedrich wird heute eine Audienz bei unserm König haben. — Einen Augenblick dachte er daran, auch durch das Abgeordnetenhaus einen Druck auf unsere Regierung zu üben, die Fortschrittspartei und das linke Centrum (Bockum-Dolffs) zu einer Adresse, zu einer Manifestation für Schleswig-Holstein zu veranlassen, das ist aber sofort wieder aufgegeben worden. Theils haben die Oppositionsparteien bei uns durchaus keine Lust, sich auf die Sache einzulassen, denn sie sagen sich wohl, daß sie die Regierung dann auch unterstützen, das Militärbudget wenigstens für jetzt annehmen, Anleihen, und was sonst nöthig ist, bewilligen müssen, wenn sie einmal zur Action gedrängt haben. Dieser Widerstand, den man hier findet, wäre vielleicht zu besiegen — man müßte aber befürchten, den König „kopfscheu" zu machen, wenn die Opposition sich der Sache lebhafter als der ihrigen annehmen wollte — und so mag es besser unterbleiben.

Es kommt also darauf an, unsere Regierung dahin zu bringen, daß sie die Initiative ergreift und entschlossen vorgeht aus eigenem Antrieb. Ich soll deshalb mit Roon sprechen.

Ich kann aber nicht gut zu Roon gehen, um über ernste Angelegenheiten mit ihm zu sprechen, da ich ihm noch keinen Höflichkeitsbesuch gemacht habe, und außerdem ist die Frage, ob ich ihn träfe. Ich entschließe mich also, ihm einen ausführlich auf die Sache eingehenden Brief zu schreiben. Und zwar sogleich; denn was überhaupt geschehen soll, muß augenblicklich geschehen, sonst werfen sich die außerdeutschen Großmächte mit Protesten dazwischen.

19. November 1863. Eine über alle Erwartung freundschaftliche Antwort von Roon, noch gestern Abend geschrieben: „Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank für Ihre heute empfangenen freundlichen Zeilen aussprechend, verzichte ich zwar auf die schriftliche Discussion der von Ihnen berührten Fragen; ich werde mich indessen freuen, wenn Sie mir, bei Gelegenheit eines vertraulichen Besuchs, recht bald Anlaß zu einem Gedankenaustausch geben wollen. Sie kennen ja die Stunden, in denen ich von meinen gewöhnlichen Geschäften minder bedrängt zu sein pflege."

Droysen kommt zu mir; auch er ist politisch thätig und sucht die Sache der Herzogthümer in Gang und die Regierung dahin zu bringen, daß sie energisch die Initiative darin ergreift — daß sie die Gunst des Augenblicks begreift und ergreift. Er bearbeitet den Unterstaatssekretär v. Thile, bei dem er Zutritt hat und Gehör findet. — Der weiß aber von gar nichts, ist in der deutsch-dänischen Streitfrage ganz und gar nicht orientirt und verwundert über Alles, was er durch Droysen davon erfährt.

Droysen hegt für den Fall, daß der Augenblick nicht gehörig benutzt wird, Besorgnisse, die ich nicht in demselben Grade und Umfange theile; er meint: werden die Herzogthümer jetzt nicht vollständig gewonnen, so gehen sie für immer verloren. Noch ist die Bevölkerung gut deutsch gesinnt — läßt man sie aber auch diesmal im Stich, so geben sie die Sache verloren und gehen mit Sack und Pack in das dänische Lage über, um auf diese Weise aus einer unerträglichen Lage heraus zu kommen, und es vergehen nicht vierzig Jahre, so sind das enragirte Dänen.

Und dann! ist erst „das norddeutsche Elsaß" verloren, dann folgt auch „das norddeutsche Straßburg" — nämlich Hamburg, das sich ganz von Dänemark umfaßt, dänischer Herrschaft auf die Länge nicht entziehen kann!

Ich klage darüber, daß aber auch mit unseren Liberalen, mit den Vernünftigsten und Besten unter ihnen, gar nichts anzufangen ist auf dem Gebiet wirklicher Politik; es fehlt ihnen durchaus der staatsmännische Blick für die Bedeutung der Dinge und der Maßstab dafür; die Angelegenheit der Herzogthümer geht fast unbemerkt an ihnen vorüber; sie sind verloren in lauter Lappalien, Ausschreitungen eines Landraths und dergleichen.

Droysen erzählt noch: „Wissen Sie, was Schwerin gesagt hat, als er den Tod des Königs von Dänemark erfuhr? — Er sagte: „Bismarck hat Glück! nun kommt er um die Execution herum!"

Nach Tisch Max Duncker bei mir. Der ist natürlich vor Allem energisch thätig in der Sache der Herzogthümer. Er ist mit Schleinitz in gutem Vernehmen geblieben — Schleinitz ist der Einzige aus der früheren Periode, der mit dem König über Politik sprechen kann; er ist gescheidt, hat

staatsmännische Einsicht, und wenn er die Verantwortung nicht unmittelbar zu tragen hat, fehlt es ihm auch nicht an Muth. Auf Max Duncker's Meinung gibt er etwas. Das Alles benutzt dieser und veranlaßt ihn ernstlich, über die große Angelegenheit des Tages mit dem König zu sprechen.

Zwischen acht und neun Uhr zu Roon, anderthalbstündiges Gespräch mit ihm in seinem Cabinet; ein sehr gutes Gespräch, das mich nicht ganz unbefriedigt läßt und wohl einige Aussichten eröffnet, wenn auch allerdings keineswegs durchaus genügende.

Ich beginne das Gespräch mit der Bemerkung: „Ich benütze die Erlaubniß Ew. Excellenz sofort, weil ich einiges Thatsächliche mitzutheilen habe, das von Werth sein könnte. Ich habe in Paris einen Freund und Correspondenten, der auf dem Fuß großer Vertrautheit mit Nigra (dem damaligen italienischen Gesandten) lebt. Der schreibt mir, bis vor drei Wochen etwa hegte Napoleon III. die Aussicht, er könne und werde Oesterreich zum Kriege mit Rußland bewegen. — Jetzt hat er dieses Bestreben als entschieden fruchtlos durchaus fallen lassen — Metternich, der dieser Combination zustimmte und ihre Verwirklichung in jeder Weise herbeizuführen bemüht war, ist darüber auf das Aeußerste niedergeschlagen. — Jetzt geht Napoleon III. auf ein Bündniß mit Rußland gegen Oesterreich aus — was nicht gelingen wird, wie ich nach meiner Kenntniß der Lage der Dinge im Osten Europa's glaube mit Bestimmtheit aussprechen zu dürfen. In Oesterreich aber ist man darüber in große Angst gerathen, sucht sich sicher zu stellen und zwar dadurch, daß man sich mit Rußland zu versöhnen sucht. Das plötzlich sehr entschiedene Auftreten Oesterreichs gegen die Polen in Galizien liefert den Beweis, daß dem Allen wirklich so ist; es soll zu der Versöhnung mit Rußland führen."

Roon findet das Alles so wichtig, daß er es sich sofort mit Bleistift notirt. Was die deutsch-dänische Frage anbetrifft, findet er Preußens Lage sehr schwierig, denn Preußen sei nun einmal durch das unselige Londoner Protocoll von 1852 gebunden, da es dieses unglücklicher Weise unterschrieben habe.

Ich: Dänemark hat nun aber selbst durch die Incorporation von Schleswig, wie sie im neuen Grundgesetz ausgesprochen ist, die bestehenden Verträge zerrissen, und wir sind nicht länger daran gebunden.

Roon: Die Verträge von 1815 hat Dänemark allerdings zerrissen, und Dänemark gegenüber sind wir zu nichts mehr verpflichtet; — aber in dem Protocoll von 1852 haben sich die fünf Großmächte nicht gegen Dänemark, sondern gegeneinander verpflichtet, die Integrität der dänischen Monarchie zu wahren, und gegenüber den Londoner Conferenz-Mächten sind wir unserer Verpflichtung nicht entbunden. Es sei freilich sehr zu beklagen, daß Preußen dieses Protocoll unterschrieben habe; das sei ein unverzeihlicher Fehler gewesen. Ueberhaupt habe es nie eine elendere Politik gegeben als die Manteuffel's.

Es wäre nicht schwer, nachzuweisen, daß auch das Londoner Protocoll hinfällig ist, weil die Voraussetzungen, auf die es gegründet war, nicht erfüllt worden sind; Dänemark die Zustimmung der Agnaten (Augustenburger und

Oldenburger), namentlich aber die der vor Allen Betheiligten, der schleswigschen und holsteinischen Stände, nicht geschafft und nachgewiesen hat.

Ich werfe nur dazwischen, Manteuffel's Politik sei auch mir immer sehr verwerflich erschienen — und darum nicht weniger, weil die Schuld, das Londoner Protocoll angenommen zu haben, zum großen Theil den verstorbenen König selber treffe, der in seiner Unberechenbarkeit in dem seltsamen Wahn lebte, Preußen verliere seine Großmachtstellung, wenn seine Signatur nicht unter dem unseligen Protocoll stehe. — Wie dem aber auch sei, „jetzt kann es sich doch nur darum handeln, **wie** wir von dem Londoner Protocoll loskommen; **daß** wir davon loskommen müssen, versteht sich von selbst und ist keine Frage."

Roon stimmt dem bei, vollkommen und unbedingt; da urgire ich die Hinfälligkeit desselben Protocolls nicht weiter, und um so weniger, da ich zugleich gewahre, daß Roon den Werth dieses Protocolls in der That nicht höher anschlägt, als es verdient. Das Protocoll wird nur vorgewendet, der eigentliche Grund der Scheu und des Zauderns ist ein ganz anderer: er liegt in der Besorgniß vor einem unberechenbaren Conflict, in den man gerathen könnte, und dem man dann nicht gewachsen wäre.

Roon sagt nämlich: man müsse sehr vorsichtig zu Werke gehen und sich hüten, keine Uebereilung zu begehen, denn man könnte sonst in eine sehr bedenkliche Lage kommen. Die Aufgabe in Holstein sei, der örtlichen Schwierigkeiten wegen, nicht so ganz leicht zu lösen; der Krieg dort werde immerhin bis 70000 Mann in Anspruch nehmen; wenn wir nun zwei Armeecorps in Holstein haben, und ein Krieg am Rhein dazu kommt, dann müssen wir erwarten, daß „unsere angenehmen Freunde an der Donau" sich „über Nacht" mit Frankreich verbinden: — dann haben wir einen dreifachen Krieg; nach drei Seiten zugleich —: sind wir dem gewachsen? — Diese Besorgniß herrscht besonders an maßgebender Stelle (also beim König, wie ich natürlich verstehen soll).

Ich verweise auf Nigra's Mittheilungen und die neuesten Kundgebungen in Oesterreich, um darzuthun, daß eine solche Gefahr in der That nicht zu besorgen ist. Die Combination, die Napoleon III. jetzt im Sinne hat, das Bündniß mit Rußland, wird allerdings nicht zu Stande kommen, das glaube ich mit Bestimmtheit vorhersagen zu können. Napoleon III. hat diesen Plan wohl überhaupt nur fassen können, weil ihm der slawische Osten von Europa durchaus unbekannt ist, weil er die bodenlose Unvernunft und Unzuverlässigkeit der Polen so wenig kennt, als das stolze Selbstgefühl des Russen dem Polen gegenüber. Die Vorbedingung eines solchen Bündnisses wird nicht zu erlangen sein; Napoleon III. müßte, um die öffentliche Meinung in Frankreich zu beruhigen, von der russischen Regierung irgend eine Concession für Polen erlangen —: die ist aber unmöglich, und an dieser Unmöglichkeit wird der ganze Plan scheitern. Einstweilen aber ist man darüber, wie gesagt, in Oesterreich in großer Angst — und in Folge dessen ist Oesterreich in diesem Augenblick sehr wohlfeil zu haben; wenn wir ihnen ein Bündniß auf einige Jahre anbieten, ihnen den gegenwärtigen Besitzstand nur auf wenige

Jahre garantiren, als Preis für ihre Zustimmung zu unserer Politik in Schleswig-Holstein, so greifen sie gewiß mit beiden Händen zu. Rußland ist sehr leicht zu beschwichtigen und dankt dem Himmel, wenn wir ihm als Schirm alle feindlichen Mächte von Polen abhalten — von den Engländern ist gar nichts zu befürchten, die bellen nur und beißen nicht. Roon stimmt auf das Lebhafteste bei, von denen sei durchaus nichts zu besorgen.

Ich: Man darf, glaube ich, noch mehr sagen. Die Engländer wollen Friede haben in Europa, damit ihre Handelsthätigkeit nicht gestört werde; sie poltern und schimpfen gegen uns in der Absicht, uns einzuschüchtern, damit wir Ruhe halten, und sie thun das um so geräuschvoller, weil sie sehr gut wissen, daß sie nichts weiter thun können, oder wollen, daß diese Einschüchterung ihre einzige Waffe gegen uns ist. Kehren wir uns daran nicht; sehen sie, daß wir uns nicht einschüchtern lassen, so ändert sich die Scene. Gehen wir heute entschlossen gegen Dänemark vor, so wendet sich morgen dieselbe leidenschaftliche Sprache Englands gegen Dänemark, um die Dänen einzuschüchtern und die Ruhe auf diese Weise zu erhalten.

Roon citirt selbst die neuesten Artikel der „Times", die schon einlenken.

Ich: So bleiben als feindliche Mächte in der That nur Dänemark und Frankreich übrig, und mit denen kann man es in Verbindung mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland wohl mit einiger Zuversicht aufnehmen.

Roon: Die andere Combination: Rußland, Preußen und Frankreich wäre mir eigentlich lieber, denn den lieben Freunden in Wien ist nicht über den Weg zu trauen. (NB. Durch diese Worte gab er mir einen sehr werthvollen Aufschluß; ich sehe, das Herz der Herren hängt noch immer an Bismarck's großen Plänen von ehemals, an der großen Tripel-Allianz gegen Oesterreich, die sie noch immer auch bei dieser Gelegenheit wieder zu Stande bringen möchten. Sie werden nur mit Widerstreben auf andere Combinationen eingehen. Diese Entdeckung ist sehr viel werth!)

Ich: Nun! zu trauen ist dem Manne in den Tuilerien wahrhaftig auch nicht!

Roon (lachend): Nein, gewiß nicht! Er hat aber auch noch andere Bedenken. Es ist, meint er, gar sehr die Frage, ob es im Interesse Preußens liegt, da in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der dann möglicher Weise auch unser Feind und Gegner in Deutschland sein könnte — freilich liegt diese Gefahr für jetzt ganz in der Ferne!

Ich: Dieser Gefahr wäre, wie mir scheint, leicht vorzubeugen. Rendsburg kann ohnehin nicht den schwachen Kräften der Herzogthümer allein überlassen bleiben; nichts ist leichter, als Rendsburg zur Bundesfestung mit preußischer Besatzung zu machen, und Kiel zum Bundeshafen auch mit preußischer Besatzung.

Roon: Kiel eignet sich dazu nicht; es kann örtlicher Schwierigkeiten wegen nicht befestigt werden; die Höhen zu beiden Seiten der Bucht steigen terrassenförmig, so daß man immer dominirt bleibt, wenn man auch mit seinen Befestigungen so weit geht als irgend möglich.

Ich: Nun, dann Eckernförde!

Roon kommt darauf zurück, daß man sehr vorsichtig zu Werke gehen müßte; das wollen die Leute eben nicht sehen; eben war Jemand bei mir, der nicht weniger und nicht mehr verlangte, als wir sollten sofort den Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen und unverzüglich in Holstein einrücken. Wenn ich Ihnen sägen wollte, wer das war, würden Sie sich wundern; es ist einer der Führer der röthesten Reaction!

20. November 1863. — Abermaliger Besuch bei Roon.

Ich: Sie waren neulich der Meinung, daß man jedenfalls von dem Londoner Protocoll loskommen müsse, daß es sich bloß um das Wie handelt. — Wenn man aber etwas unter allen Umständen thun muß, dann kommt es darauf an, es in solcher Weise zu thun, daß es einem als Verdienst angerechnet wird, und daß man auch Dank dafür erntet. Nicht so, daß man es nur mit Widerstreben und gezwungen zu thun scheint.

Roon: Allerdings, man muß sich das Verdienst „einer schmucken That" nicht entgehen lassen. In diesem Fall aber hat die sofortige Action große Schwierigkeiten. Oesterreich erklärt sich ganz entschieden für Dänemark und verlangt von uns, wir sollen dasselbe thun, und mit dem Prinzen von Augustenburg „kurzen Prozeß machen". — Oesterreich spricht sich so schroff aus, daß man dahinter eine Falle vermuthen konnte, die man uns stellen will. Ich glaubte, Bismarck warnen zu müssen; ich sagte ihm: Geben Sie Acht! Man will uns vielleicht veranlassen, eine ähnliche Erklärung abzugeben, um dann die Schuld auf uns zu schieben und sagen zu können: „Ja! ohne Preußen können wir nicht!" — Hannover und Sachsen wollen sich nun auch von der Execution lossagen.

Ich: Von Execution kann, wie mir scheint, überhaupt gar nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Occupation, bis zur Erledigung des Erbstreites, oder einfach für den legitimen Landesherrn.

Roon: Doch, Execution! Die Rechte Deutschlands müssen unter allen Bedingungen gewahrt werden, die Legitimität des Prinzen von Augustenburg aber ist mir nicht so klar! — Auf Lauenburg hat er gar kein Recht!

Darüber ließe sich streiten; Lauenburg ist freilich als Entschädigung für Norwegen gegeben worden —, aber wem denn? — Doch gewiß nicht der Krone Dänemark, die Norwegen nie besessen hat, da zwischen beiden Ländern nur Personal-Union bestand! Also der Dynastie, dem Hause Holstein-Oldenburg. Und nach welchem Recht muß dieses selbständige deutsche Herzogthum nun in dem Hause vererbt werden? — Nach deutschem, d. h. einheimischem Fürstenrecht, oder nach fremdem Recht, nämlich nach dänischem Erbrecht? — Doch lasse ich das auf sich beruhen und suche nur daran zu erinnern, daß der Prinz Friedrich von Augustenburg nach deutschem Fürstenrecht ganz unzweifelhaft Erbe von Schleswig-Holstein ist und auch unbedingt dafür gegolten hat, bis auf die ganz willkürlichen Rechtsverletzungen durch den offenen Brief von 1846. Roon weicht der Erörterung aus.

Roon: „Die Frage ist überhaupt eine Frage der Macht, nicht eine Frage des Rechts; — und haben wir die Macht?" — ver-

weist von Neuem auf die perfiden „Freunde an der Donau" — erinnert daran, daß die „süddeutschen Freunde" sehr unzuverlässig sind und uns wenig helfen werden, stellt den dreifachen Krieg an der Eider, am Rhein und im Süden in Aussicht — und fragt, ob ich, wenn ich an der Spitze der Geschäfte stünde, unter diesen Bedingungen den Herzog anerkennen und ohne Weiteres als Dänemarks Feind in die Herzogthümer einrücken würde?

Ich: Das ist eine Frage, die ich eigentlich gar nicht beantworten kann; ich habe meine Jahre nicht erreicht, ohne einige Erfahrung zu gewinnen, und weiß daher sehr wohl, daß die öffentlichen Geschäfte sich immer anders ausnehmen, wenn man darin steht, als wenn man sie von außen ansieht. Ich kann daher nur sagen: so wie ich die Sache jetzt sehe: Ja!

Roon scheint unter Hm, Hm! und Kopfnicken gegen diese Antwort nichts einwenden zu können.

Ich: Soweit ich die Sache übersehen kann, scheint mir allerdings die Lage nicht so gefährlich; wenn auch Oubril (der damalige russische Gesandte) sagt: prenez garde, ne touchez pas au protocol de Londres — so hat das gar nichts zu bedeuten. (Ich wollte sehen, was Roon dazu sagen wird.)

Roon: „Rußland hat sich über diese Angelegenheit noch gar nicht geäußert" (NB. er spricht in ruhigem Ton, als ob man Rußlands sehr sicher wäre) — „Rußland ist zufrieden mit uns und hat auch Ursache dazu." — Nun kommt es vor Allem auf Frankreich an; solange man nicht weiß, was der Mann in den Tuilerien sagt, kann man keinen bestimmten Entschluß fassen. — Es gibt einen Weg, in anständiger Weise von dem Londoner Protocoll los zu kommen. Der wird auch eingeschlagen werden — nur kann man nicht Alles sagen! Zunächst muß auf der Execution bestanden werden; da können zwei Fälle eintreten: entweder die Dänen weichen ohne Widerstand aus Holstein: das wäre der schlimmere Fall.

Ich: Sie werden Holstein ohne Widerstand räumen, nur Rendsburg und besonders den Brückenkopf von Friedrichstadt nicht, der doch auf holsteinischem Grund und Boden liegt.

Roon: Auf dem Besitz von Rendsburg und dem Brückenkopf müssen wir aber bestehen; widersetzen sich die Dänen: dann ist der Krieg da! — und der Krieg hebt alle Tractate auf — die werden erst beim Friedensschluß wieder neu gemacht. — (NB. er spricht in Ton und Gebärde, als werde es alsdann sehr großartig und glänzend hergehen.) „Wir haben nun vorgestern Moltke nach Frankfurt geschickt;" — er soll die militärischen Maßregeln besprechen; — er soll auf der Execution bestehen; — „er hat sehr bestimmte Instruktionen" — er soll den kleinen Herren sagen: wenn sie die Execution nicht ausführen wollen, wird Preußen sie aufnehmen — und wenn sie nicht mitwollen, wenn sie uns da allein lassen, und es entstehen dann weiter aussehende Händel aus der Sache, „dann mögen sie zusehen, wie sie ihre süddeutsche Grenze selber vertheidigen!"

Das Kunstgewerbe auf der Berliner Kunstausstellung.

[Nachdruck untersagt.]

Die diesjährige Kunstausstellung ist geschlossen. Wieder einmal hat sie sich in dem Eisenschuppen einrichten müssen, den man wie zum Hohn „Landesausstellungspalast" nennt. Man hatte gewisse Erwartungen an ihr Erscheinen geknüpft. Sie hieß nicht mehr, wie einhundertundsechs ihrer Vorgängerinnen, „Ausstellung der königlichen Akademie der Künste", sondern wie die von 1893 „Große Berliner Kunstausstellung". Man hatte in Künstlerkreisen seit einigen Jahren die Meinung lebhaft verfochten, daß die Akademie der Künste nicht geeignet sei, die gesammte Künstlerschaft zu vertreten, daß hierbei die Richtung der „Alten" einseitig zum Ausdruck komme, daß die „Jungen" nunmehr ernstlich mitsprechen müßten. Aus langem Streit ist das Compromiß erwachsen, daß die eine Hälfte der Ausstellungscommission von der Akademie, die andere vom Künstlerverein gewählt werde, und diese neu geschaffene Commission war im vorigen Jahre zum ersten Male thätig. Daß sich trotzdem die Ausstellung nicht bemerkbar von den früheren unterschied, konnte man auf die Kürze der Zeit schieben, welche zu eingreifenden Aenderungen nicht ausreichte; hatte man ein weiteres Jahr vor sich, so ließ sich ein neuer Weg ausfindig machen, auf dem alle frischen Regungen in der Kunst unbehindert voranschreiten und das etwas erlahmte Interesse des Publicums wieder gewinnen konnten. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Hoffnungen zu bringen wird hoffentlich kommenden Jahren gelingen. Ein durchgreifender Unterschied gegen die früheren Zustände, etwa in der Art wie in München der Unterschied der Secessionisten vom Glaspalast, kann einstweilen nicht erwartet werden; die Herren, welche der Künstlerverein deputirt hat, wandeln keineswegs andere Pfade, als die Herren der Akademie, außerdem hat Düsseldorf seine Reservatrechte älteren Stiles behalten.

Etwas greifbar Neues war vielleicht nur die breitere Entfaltung der Architektur und die Aufnahme des Kunstgewerbes in den Rahmen der Kunstausstellung. Es ist verschiedentlich an mich die Aufforderung herangetreten, mich über diese erste Vorführung des Kunstgewerbes in so stolzem Rahmen zu äußern; es schien mir aber richtiger, den Schluß der Ausstellung abzuwarten, um nicht den vielen guten Willen, der sich hier gezeigt, zu kränken; außerdem war kaum Etwas vorgeführt worden, was nicht auf mancherlei anderen Ausstellungen schon gezeigt und besprochen worden wäre. Jetzt nach Schluß liegt kein Grund mehr vor, auf Einzelnes einzugehen; wir haben uns nur die allgemeine Frage zu stellen, ob der eingeschlagene Weg innerhalb dieser Gruppe richtig war und ob wir Wiederholungen gleicher Art wünschen sollen. Die Frage ist um so bedeutsamer, als für die Berliner Gewerbeausstellung von 1896 der Gedanke aufgetaucht ist, das Kunstgewerbe vom übrigen Gewerbe abzulösen und der Kunstausstellung anzuschließen.

An sich ist die Einfügung kunstgewerblicher Erzeugnisse in die Säle der Gemälde und Sculpturen nicht unbedingt neu. Die Berliner Akademie hatte es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchaus als ihre Pflicht angesehen, das Kunstgewerbe zu fördern; sie ernannte Lithographen, Steinschneider, Kalligraphen, Zinkgießer u. s. w. zu akademischen Künstlern und trug kein Bedenken, einen gut ausgeführten silbernen Tafelaufsatz, Cartons zu Glasfenstern, geschnittene Steine und Aehnliches gelegentlich auszustellen. Unter den architektonischen Zeichnungen fanden sich Gestühle, Kelche, Kronleuchter für die Kirchen, und von Seiten der

Maler wurden Fächer, Stellwände, Diplome und Festkarten beigesteuert. Die Akademische Jubiläumsausstellung von 1886 öffnete vollends dem Kunstgewerbe alle Thore: damals wurden das Tafelsilber des Kaisers, die besten Stücke der Porzellanmanufactur, von Wien her alle Preisarbeiten des österreichischen Museums und von München eine Fülle von Kleingeräth ausgestellt.

Den eigentlichen Anstoß für die officielle Erweiterung des Programms mag wohl der Erfolg der Pariser Ausstellung auf dem Marsfeld gegeben haben. Seitdem dort die Secession ihren jährlichen Salon eröffnet, hat sie die Kleinkünste in ihr Programm aufgenommen und weigert keinem Werke den Eintritt, das den Anspruch auf künstlerische Erfindung und Durchführung erheben kann. Eine äußerliche Grenze nach der Richtung des Gewerbes hin gibt es hierbei nicht. Diejenigen Werke decorativer Kunst, für welche die Mitwirkung ausgebildeter Maler und Bildhauer unerläßlich ist, wie monumentale Brunnen, Candelaber mit vollem Figurenschmuck, decorative Malereien oder Entwürfe für Glasfenster und Gobelins, waren auch im alten Salon der Champs Elysées courfähig, aber auf dem Marsfeld ging man von dieser äußerlichen Begrenzung ab und erkannte an, daß auch in der Gestaltung und Färbung eines irdenen Kruges, einer Lederkapsel sich selbständiges, rein künstlerisches Empfinden offenbaren könne. Hier wurden zuerst Arbeiten vorgeführt wie die glasirten Irdenwaaren des genialen, kürzlich verstorbenen Bildhauers Cariés, die nach Art altjapanischer Gefäße mit Farben überflossenen Steingutvasen von Delaherche, die Glasgeräthe von Gallé in Nancy und andere wohlgelungene Stücke, welche dem neu erwachten Sinne für fein abgestimmte lichte Töne reichlichere Nahrung bieten, als ganze Reihen tastender Versuche in der Malerei. Die rein künstlerische Bedeutung dieser Arbeiten ist jetzt in Frankreich so vollkommen anerkannt, daß man sogar in das Musée du Luxembourg, welches nach seiner Bestimmung unserer Nationalgalerie entspricht, einzelne Werke dieser Gruppe aufgenommen hat, darunter Stücke ohne irgendwelchen Schmuck von Figuren oder Pflanzen, sogar ohne eigentliche Ornamente; Stücke, die lediglich durch Farbencombinationen wirken, merkwürdige Erscheinungen der Kunstperiode, die ja auch landschaftliche Bilder entstehen läßt, in denen die Zeichnung völlig verschwindet und nur noch die Farbenstimmungen übrig bleiben. Die Aufnahme dieser Stücke in das Museum der Malereien und Sculpturen wird in Paris allerdings noch dadurch gefördert, daß es dort kein staatliches Kunstgewerbe-Museum gibt.

Auch in Chicago hatten die genannten Arbeiten, ausgewählt von der Union centrale des arts appliqués à l'industrie ihren Platz innerhalb der französischen Kunstausstellung erhalten. In England ist man seitens der officiellen Kunstausstellungen sehr zurückhaltend gegen lediglich ornamentale Arbeiten. Aber in den Kreisen der Neueren und Neuesten verschmilzt man die hohe Kunst und die decorative Kunst in gleichem Streben. Die Arts and Crafts exhibition society bringt seit einigen Jahren ganz kleine aber außerordentlich gewählte Ausstellungen, in welchen geistreiche Künstler, von denen Walter Crane bei uns der bekannteste sein mag, neue Probleme für Formen und noch mehr für Farben vorführen, bei denen sogar die hohe Kunst stärker von der decorativen beeinflußt wird als umgekehrt, wie denn auch der geniale Decorateur William Morris Präsident der Gesellschaft ist. Sehr bemerkenswerth ist es, daß die Ausstellungen sich nur alle zwei Jahre wiederholen um den Erfindungen Zeit zum Ausreifen zu lassen.

Dieses gleichzeitige Auftauchen verwandter Bestrebungen an den großen Culturstätten — die kleinen schließen sich selbstverständlich an — zeigt hinreichend, daß es sich hier nicht um eine Laune handelt, sondern daß die Kunst unserer Zeit die Einkapselung innerhalb rein idealer Aufgaben nicht verträgt, sondern mit ihren neuen Richtungen das Leben in allen seinen Erscheinungen zu durchdringen sucht.

Somit dürfen wir es dankbarlichst begrüßen, daß auch die Berliner Ausstellungen mit dem alten Banne brechen und den weniger anspruchsvollen Schöpfungen in der Kunst gleiches Licht und gleiche Luft gewähren.

Aber so viel ist klar: wenn ein kunstgewerbliches Stück in Gemeinschaft mit Gemälden und Sculpturen ausgestellt werden soll, so müssen seine berechtigten Ansprüche viel höher sein, als etwa in einer Gewerbeausstellung. Gute Ausführung, geschmackvolle Verwendung bekannter Motive, allgemeine Zierlichkeit in Form und Farbe genügen hierbei nicht. Es muß etwas Selbständiges, Schöpferisches — wenn auch auf noch so engem Gebiete —, es muß zum Mindesten das Bestreben erkennbar sein, neue Ausdrucksmittel der Kunst flüssig zu machen für decorative Zwecke, das Bestreben, die Geistesbewegung unserer Zeit auch in dem Gebrauchsgeräth in greifbare Form zu bannen. Daß diese Versuche völlig gelungen seien, brauchen wir nicht einmal zu fordern, es werden auch darüber die Meinungen der Alten und der Jungen oft genug auseinander gehen. Aber die Richtung auf künstlerische Selbständigkeit hin muß klar herausleuchten; sonst gehört ein Stück, das auf einer Gewerbeausstellung oder selbst einer Kunstgewerbeausstellung noch eine ganz anständige Figur machen könnte, nicht in die Kunstausstellung, mag sie nun akademisch, secessionistisch oder aus beidem verschmolzen sein.

Ob man bei der Auswahl der Stücke, welche im diesjährigen Katalog die Gruppe „Kunstgewerbe" bildeten, hinreichend vorsichtig gewesen ist, möchte ich hier nicht im Einzelnen erörtern. Wir wollen anerkennen, daß viel Hübsches herbeigeschafft ist; man hat vielleicht gemeint, daß man den ersten Aufmarsch des Kunstgewerbes an dieser Stelle recht stattlich führen müsse und ist etwas in die Breite gegangen. Das nächste Jahr, in welchem man schon nicht mehr auf ältere Stücke zurückgreifen kann, wird hoffentlich eine Klärung bringen. Diese Klärung muß vor Allem dahin gehen, daß man reiche Ausstattung und mühevolle Arbeit, selbst solche von leidlichem Geschmack, nicht als hinreichende Beglaubigung für den Eintritt ansieht. Ornamente von guter Form liegen heute geradezu auf der Straße unserer Handwerkerei; daß man sie aufgreift und einem beliebigen Stücke, das etwas Reicheres vorstellen soll, anheftet, ist weit mehr eine Krankheit, als ein Verdienst unserer Zeit. Unter diesem Kringelwesen wird der Grundgedanke des Geräths erstickt; die Erfindung reiner, zweckangemessener Formen hört auf, wenn man Waaren durch gedankenlose Zusätze in billiger Weise absatzfähig macht. Gerade für die Stufe, auf welcher wir heute stehen, ist es das Wichtigste, zu einfachen Formen zurückzukehren, aber nicht etwa in der äußerlichen Weise, daß man den üppigen Stil der Renaissance und des Rococo gegen den nüchternen des Empire vertauscht, sondern vielmehr durch das Eingehen auf die Grundsätze moderner Construction und modernen Gebrauches. Ein solches in seinem Gerippe verständig organisirtes Geräth braucht schließlich nicht einfach zu bleiben, sondern kann unter besonderen Umständen reichen Zierrath erhalten, wenn eben seine Bestimmung es erfordert; nur muß dieser Zierrath organisch aus der Beschaffenheit und Technik des Gerätes erwachsen sein. Es gibt also keinerlei äußerliche Kennzeichen, weder Reichthum noch Einfachheit, nach denen man unter diesen sogenannten kunstgewerblichen Stücken das Gute vom Bösen sondern könnte. Es bedarf für diese Sichtung künstlerischen Blickes und höchster Strenge. Man muß völlig absehen von den industriellen Interessen, welche auf einer Gewerbeausstellung ihre Berechtigung haben; man hat bei der Ausstellung im Kunstpalast nicht die Pflicht, das Kunstgewerbe in augenfälligem Maße, in möglichster Vollständigkeit aller Gruppen und Werkstätten vorzuführen, Anfänger zu ermuthigen oder gewisse Betriebe lebensfähig zu erhalten, sondern man hat lediglich die rein künstlerischen Eigenschaften der Stücke zu berücksichtigen.

Hierin, und nur hierin, liegt der Nutzen, ja sogar die Berechtigung für das Heranziehen des Kunstgewerbes in die Kunstausstellung. Dieser Nutzen kann sehr groß sein. Durch eine solche Ausschließlichkeit werden wirklich neue Keime in ihren Ansätzen klar hervorleuchten, der Erfinder kann sicher sein, daß nicht durch den Wust landläufiger Waare die Sehfähigkeit und das Interesse der Beschauer erstickt wird, der wirkliche Künstler bedarf keiner sehr theuren Werkstattsarbeiten, sondern kann unter Umständen durch ein einzelnes, in seinem Material anspruchsloses Stück

die höchste Wirkung erzielen. Ein einziger vollendet gemalter Topf, auf besonderem Sockel zwischen Gemälden ausgestellt, gilt und wirkt als Kunstwerk, das seinem Schöpfer alle Erfolge und Ehren einbringen kann. Die Wiederholungen können ihm nur schaden.

In einer Gewerbe- oder auch einer gewöhnlichen Kunstgewerbeausstellung, in welcher man dem Verkauf der Waaren erhebliche Zugeständnisse machen muß, derartige neue Kunstgedanken rein herauszuschälen, ist überaus schwer, ja vielleicht unmöglich. Wir haben also alle Veranlassung, den Grundgedanken des Anschlusses an die Kunst festzuhalten und nur dafür zu sorgen, daß er sich in gesunder Weise gedeihlich entwickele.

Viel schlimmer als die Versehen, die innerhalb der oben angeführten Gesichtspunkte entstanden sein mögen, sind übrigens auf der diesjährigen Ausstellung die Fehler gewesen, die man der allgemeinen Decoration zu Liebe geduldet hat. An sich ist das Bedürfniß, die unwirthlichen Räume in Moabit behaglich zu decoriren, hinreichend gerechtfertigt. Leider fehlt es hierzu bei uns an leicht beschaffbarem Material. Wenn in Paris eine Ausstellung decorirt werden soll, so verfügt man über die herrlichen Gobelins der Gardemeubles; ein Ehrensaal für Büsten u. dgl. wird mit diesem Wandschmuck und einigen Gruppen von Blattpflanzen ohne irgend welche Schwierigkeit mit absoluter Sicherheit des Erfolges hergerichtet. Bei uns hilft man sich mit orientalischen Teppichen, den Magazinen entnommen, deren Firmen angeheftet werden, kommt aber damit nicht über Flickereien hinaus, da ein Material, das für den Fußboden bestimmt ist, an der Wand unrichtig wirkt.

Man hat in diesem Jahre in der Herrichtung, Theilung und Beschattung der Wände, so weit es in diesem Gebäude möglich ist, sehr verdienstlich geneuert; es hat sich auch hier wieder die sichere Hand des leitenden Architekten Hoffacker, dem wir einen guten Theil unserer Erfolge in Chicago verdanken, trefflich bewährt. Eine besonders glückliche Idee war es, kleine Cabinete einzuführen, denen geschickte Decorateure in Wand, Boden und Mobiliar eine bestimmte Farbentönung gaben, die für einen bestimmten Kreis von Bildern den gewünschten Hintergrund bilden konnte. Auch die Münchener Secessionisten haben für die verschiedenen Colorite der Bilder Cabinete mit lichtgelben, grünen, rothen und blauen Wänden hergerichtet. Die Berliner Decorateure, welche Tapeten und Teppiche hinzufügen, gehen hierin noch weiter. Hier kann man es sich gefallen lassen, wenn Tische und Stühle eingestellt werden, die nichts Besonderes bieten, aber die Grundstimmung in Form und Farbe weiter führen. Wenn man dagegen in ein mit verschiedenartigen Bildern vollgehängtes Cabinet von neutraler Wandfarbe eine Möbelgarnitur oder auch nur Spiegel und Schmuckschränke hineinstellt, wie in eine „gute Stube", und nun meint, damit die Starrheit der Bildermassen angenehm unterbrochen zu haben, so ist man in einem verwunderlichen Irrthum. In solchem Falle wirken die betreffenden Möbel als Ausstellungsobjecte, und wenn sie den Ansprüchen, die man an solche stellen muß, nicht genügen, so gereichen sie lediglich zu einer unverständigen Störung. Es ist ganz unbegreiflich, bis zu welchem Grade man in dieser Ausstellung den Decorateuren freie Hand gelassen hat, was sie Alles in den Landesausstellungspalast, unter der Vorgabe zu decoriren, haben hineinstellen dürfen. Von den vorhandenen Möbeln waren nur verschwindend wenige berechtigt zu erscheinen, dabei waren so viele angefahren, daß sich in den Durchgängen oft drei, vier Büffets und Schränke an einander drängten. Was von diesen Stücken durch die kunstgewerbliche Commission gebilligt und was von den Tapezierern als „Decoration" hinzugefügt war, konnte der Beschauer nicht unterscheiden und mußte schließlich glauben, daß alle diese Waaren von der königlichen Akademie und dem Verein der Berliner Künstler als würdig angesehen worden seien. Den Kundigen konnten die großen angehefteten Firmenschilder allenfalls belehren; wer nicht Fachmann ist, kann aber nicht wissen, ob der Inhaber der Firma kunstgewerblicher Fabrikant oder Händler ist. Manchmal ist er auch beides. Man hat aber den Händlern sogar gestattet, ganz fremden Kram

von veralteten Formen in die Säle hineinzustellen. Kaminganituren von französischer Bronce aus den vierziger Jahren, Figuren der königlichen Porcellanmanufactur, welche die Manufactur selbst als nicht gelungene Waare billig ausverkauft hat, und derartige unverwerthbare Ladenbestände machten sich breit. Nicht besser sah es in der chinesisch-japanischen Gruppe aus. Wenn es möglich ist — gleichviel ob aus Privatbesitz oder aus einer Kunsthandlung — wirklich gute ostasiatische Kunstwerke auszustellen, so ist dies bei dem starken Einflusse von Japan auf den heutigen Geschmack sehr willkommen; aber was hat denn in einer Kunstausstellung die plumpe Marktwaare zu thun, die in Japan für die ungebildete Masse europäischer Abnehmer liederlich und grellfarbig hergestellt wird?

Ebenso unklar und systemlos hat man Stickereien zugelassen, Copien alter Tapisserien, Copien von Kupferstichen, Tischdecken, deren Borten nach älteren Stickereien des Kunstgewerbemuseums copirt sind, sehr hübsch für eine Gewerbeausstellung als Decke auf einen Tisch, aber ganz ungehörig in einer Kunstausstellung, an der Wand aufgehängt. Und so geht es weiter durch alle Gebiete hindurch, immer mit dem Bestreben, nur ja recht viel von dem zuzulassen, was man auf Grund einer gewissen Fülle von Ornamenten nach oberflächlichem Sprachgebrauch als kunstgewerblich bezeichnen kann. Augenscheinlich hat man geglaubt, durch solche Bereitwilligkeit dem Kunstgewerbe, als dem neuen Gaste, einen besonderen Dienst zu erweisen. Aber gerade diese Anschauung macht es mir zur Pflicht, öffentlich Einsprache zu erheben.

Durch die Vermischung der durch eine Prüfungscommission zugelassenen, auch nicht einwandsfreien, und der durch die Tapeziere selbständig eingestellten Stücke mußte ein Wirrsal entstehen, das den Anblick der Säle entstellte und das heimische Kunstgewerbe in der öffentlichen Werthschätzung herunter setzte. Ich muß es hier mit voller Bestimmtheit wiederholen, daß ein erheblicher Theil der Stücke, die sich gerade am anspruchsvollsten entfalteten, auf einer kunstgewerblichen Ausstellung von verständiger Leitung nicht zugelassen worden wären.

Auch die Aeußerlichkeiten kommen hierbei in Betracht: auf keiner Ausstellung dürfte es gestattet werden, daß sich die gewerblichen Firmenschilder in Placatform vordrängen, daß jeder aus Stuckmarmor fabricirte Sockel einer Büste ein Placat mit Preisangabe trägt, größer als das Namensschild des Bildhauers u. s. w. In keiner aus Industriellen zusammengesetzten Commission würde der Industrie das erlaubt worden sein, was ihr hier die Künstler erlaubt haben.

Es hatte sich die Frage aufgedrängt, ob auf Grund der hier gemachten Erfahrungen es wünschenswerth sein könne, daß sich bei der Gewerbeausstellung von 1896 das Kunstgewerbe mit der Kunst, statt mit dem Gewerbe, zusammenthue. Es bleibt wohl nicht zweifelhaft, daß der Platz der weitaus größesten Menge aller Betriebe und die richtige Abschätzung ihres Werthes beim Gewerbe zu erhoffen ist. Dies schließt keineswegs aus, daß man auch 1896 einzelne ganz hervorragende Stücke von schöpferischer Kraft den Bildern und Sculpturen anreiht. Die Zahl der hierfür wirklich geeigneten Stücke wird nicht so groß sein, daß sie im Gewerbepalast Lücken entstehen ließe oder den Kunstpalast überfüllte.

Will man dagegen den 1894 beschrittenen Massenaufmarsch fortsetzen, so schadet man der Kunst und dem Kunstgewerbe in gleicher Weise. Daß man den besten Willen gehabt hat, ändert an der Sache nichts; wer die Verantwortlichkeit für die Mißgriffe trägt, zu untersuchen, ist nicht meines Amtes. Aber so viel ist klar: je complicirter eine Commission zusammengesetzt ist, je öfter sie in ihren Mitgliedern wechselt, je mehr sie von den Strömungen jährlicher Wahlen abhängig ist, um desto weniger wird sie Anforderungen entsprechen können, welche außerhalb des eigentlichen Wirkungskreises der einzelnen Mitglieder liegen. Um desto mehr ist es also geboten, daß die Grundsätze, nach denen bleibend verfahren werden soll, geklärt werden. Lediglich dies und nicht eine nachträgliche Kritik ist der Zweck dieser Ausführung.

Julius Lessing.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck haben beinahe zu derselben Zeit dem deutschen Nationalgefühle, gegenüber den in jüngster Zeit lebhafter geltend gemachten Bestrebungen des Polonismus, in hohem Grade dankenswerthe Anregungen gegeben. In Thorn richtete der Kaiser, als er am 22. September dort weilte, an die Vertreter der Stadt eine Ansprache, in der er zunächst für die ihm zu Theil gewordene Begrüßung dankte, dann aber unter Hinweisung auf den deutschen Charakter der Stadt betonte, daß die polnischen Bürger lediglich dann auf seine Gnade und Theilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürften, wenn sie sich unbedingt als preußische Unterthanen fühlten. Hieran knüpfte der Monarch die bedeutsame Bemerkung, daß es nur unter der Voraussetzung möglich wäre, den Kampf gegen den Umsturz siegreich zu Ende zu führen, falls Alle, Mann an Mann geschlossen, wie eine Phalanx zusammenstehen würden. Viel eingehender erörterte Fürst Bismarck die von Seiten des Polonismus drohenden Gefahren, indem er beim Empfange der aus der Provinz Posen eintreffenden Landsleute am 16. September, sowie acht Tage später, als in Varzin zahlreiche Deutsche Westpreußens zur Begrüßung eingetroffen waren, im Einzelnen das Vorgehen des polnischen Adels und des mit diesem verbündeten Clerus einer scharfen Kritik unterzog. Sicherlich werden die Worte des Kaisers sowohl als auch diejenigen des Fürsten Bismarck zur Stärkung des deutschen Nationalgefühls beitragen; der frühere Reichskanzler unterließ aber nicht, zu betonen, daß, wenn in dem „herzerhebenden" kaiserlichen Aufrufe zum Kampfe gegen den Umsturz aufgefordert worden sei, für ihn der polnische Adel gleichfalls eine Partei des Umsturzes darstelle. Kehren in diesen bemerkenswerthen Ansprachen charakteristische Betrachtungen über den Kampf gegen den Umsturz wieder, so darf mit Interesse den bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen entgegengesehen werden. Ist doch bereits in der Presse aufs lebhafteste darüber gestritten worden, in welchem Maße ein solcher Kampf auf dem Gebiete der Gesetzgebung aufgenommen und durchgefochten werden soll.

Was aber in Bezug auf die Zurückweisung polnischer Bestrebungen vom Kaiser Wilhelm und dem früheren Reichskanzler hervorgehoben worden ist, mußte nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den officiellen russischen Kreisen beruhigend wirken. Mit tiefem Bedauern ist die Nachricht von der Erkrankung des Zaren in Rußland und außerhalb der Grenzen dieses Reiches aufgenommen worden. Hat sich doch Kaiser Alexander III. als ein zuverlässiger Freund der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens erwiesen, mochten ihm immerhin in Frankreich im Hinblick auf das zwischen der Republik und Rußland abzuschließende Zukunftsbündniß andere Bestrebungen zugeschrieben werden. Gerade vor Jahresfrist wohnte der Schreiber dieser Zeilen in Paris den zu Ehren des Admirals Avellan und der russischen

Marineofficiere veranstalteten Festen bei, so daß er Augen- und Ohrenzeuge des Enthusiasmus wurde, mit dem die Pariser Bevölkerung eine neue Aera zu begrüßen schien. Wie hoch gingen damals die Wogen der Begeisterung, während heute sicherlich Manchem sich die resignirte Frage des Dichters François Villon aufdrängen mag: „Mais où sont les neiges d'antan?“ „Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr?“ Allerdings hatten schärfer sehende und urtheilende Politiker jenseits der Vogesen bereits vor der Erkrankung des Zaren deutlich erkannt, daß dieser keineswegs gewillt sei, sich in das Schlepptau der Revanchepolitik nehmen zu lassen. Damit stand wohl auch die unleugbare détente im Zusammenhang, die in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland in erfreulicher Weise eingetreten ist. War aber in allen durch den Chauvinismus nicht verblendeten politischen Kreisen längst bekannt, daß Kaiser Alexander III. von durchaus friedlichen Gesinnungen beseelt ist, so muß nunmehr auch den Anhängern der früheren „Patriotenliga“ in Frankreich einleuchten, daß mit Rücksicht auf das Leiden des Zaren in absehbarer Zukunft kriegerische Verwicklungen von russischer Seite sicherlich nicht drohen. Andererseits wird sich jetzt gerade zeigen, auf einer wie friedlichen Grundlage der Dreibund beruht, so daß die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens mehr als jemals gesichert erscheint.

Um so mehr überraschen mußte daher die Aufregung, mit der in der Presse jüngst die plötzliche Einberufung des englischen Ministerrathes erörtert wurde. Allerdings befanden sich einige Mitglieder des Cabinets Rosebery im Auslande auf Urlaub; allein aus der Ankündigung eines Ministerconseils durfte nicht ohne Weiteres geschlossen werden, daß in der That zwischen England und Frankreich ernsthafte Complicationen zu befürchten ständen. An Muthmaßungen in diesem Zusammenhange fehlte es nicht; bald sollte Siam, bald Madagascar, bald Aegypten die Veranlassung des drohenden Conflictes sein. Bei ruhiger Betrachtung mußte man aber sogleich erkennen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt, in dem im äußersten Oriente Chinesen und Japaner mit einander um die Vorherrschaft zu ringen scheinen, schlecht gewählt wäre, um in Siam verhältnißmäßig untergeordnete Streitfragen aufzubauschen. In Madagascar, wo die Franzosen mit Recht der Hovasregierung gegenüber ihre eigenen Ansprüche geltend machen, muß zunächst abgewartet werden, welchen Erfolg die Mission des mit den madagassischen Verhältnissen wohlvertrauten Abgeordneten Le Myre de Vilers haben wird. Davon erst wird es abhängen, ob eine Expedition gegen die Hovas nothwendig ist. Unzweifelhaft dürfen aber die Schwierigkeiten einer solchen nicht unterschätzt werden, so daß für die Engländer vorläufig keine Veranlassung vorläge, eine Einmischung zu versuchen, die von der öffentlichen Meinung Europa's, ja im eigenen Lande kaum gebilligt werden würde. Was endlich Aegypten betrifft, so hat sich in jüngster Zeit nichts ereignet, was eine Veränderung in den dort bestehenden geordneten Verhältnissen angezeigt erscheinen ließe. Die englische Verwaltung hat sich in Aegypten vortrefflich bewährt, und wenn die Auseinandersetzung mit Madagascar unbedenklich den Franzosen überlassen werden darf, so könnten diese wiederum keinen Rechtstitel anrufen, falls sie plötzlich eine ägyptische Frage aufwerfen wollten. Daß die französische Regierung den Engländern den maßgebenden Einfluß in Aegypten überließ, war lediglich ihre Schuld; mit Fug wird nur auch in Zukunft daran festgehalten werden müssen, daß der Suezkanal allen Nationen offen steht. Von französischer Seite ist aber thatsächlich in jüngster Zeit die ägyptische Angelegenheit officiell gar nicht angeregt worden, während die Betrachtungen der Pariser Blätter sich lediglich in dem alten Geleise bewegten.

Der englische Ministerrath hat sich denn auch in seiner kurzen Sitzung weder mit Siam noch mit Madagascar, noch mit Aegypten, sondern mit dem chinesisch-japanischen Conflicte beschäftigt und die Absendung weiterer Kriegsschiffe nach den ostasiatischen Gewässern beschlossen. England wird nach wie vor, gleich den übrigen europäischen Mächten, die volle Neutralität bewahren; allein das Cabinet Rosebery

kann sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß insbesondere in China der bisherige Verlauf des Krieges eine hochgesteigerte Erregtheit hervorgerufen hat, die es nothwendig erscheinen läßt, zum Schutze der nach früheren Erfahrungen bedrohten Europäer umfassende Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Hierzu kommt, daß das durch die bis jetzt errungenen Siege hervorgerufene Selbstbewußtsein der Japaner später eine Situation schaffen könnte, die den Einspruch der europäischen Mächte oder einiger von ihnen verursachen würde. In dieser Beziehung braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß Rußland selbst nicht ruhig zusehen würde, falls Japan das ausschließliche Protectorat über Korea ausüben wollte. Wenn daher die Seemächte Panzergeschwader oder einzelne Kriegsschiffe nach den ostasiatischen Gewässern entsenden, so dürfen darin keine besorgnißerregenden Symptome erblickt werden; vielmehr gilt es eben nur, für alle Eventualitäten im Voraus gesichert zu sein, sowie den in China lebenden Europäern Schutz zu gewähren. Wird doch mit Recht hervorgehoben, daß die chinesische Bevölkerung, die in normalen Zeiten bereits die Fremden mit Mißgunst betrachtet, jetzt nach den zu Wasser und zu Lande erlittenen Niederlagen sich zu groben Ausschreitungen gegen Europäer hinreißen lassen könnte, in dem Gefühle, daß Japan seine Erfolge im Wesentlichen der europäischen Schule verdanke. Daß es den Chinesen freigestanden hätte, selbst auf den verschiedenen Culturgebieten, sowie in der Kriegskunst und im Marinewesen sich fortzubilden und zu entwickeln, wird von der großen Masse der Bevölkerung im „Reiche der Mitte" kaum verstanden werden. Die „chinesische Mauer" hat insofern auch eine symbolische Bedeutung, als dort dem Eindringen jedes Fortschrittes Halt geboten wurde. Weiter schauenden Politikern erscheint deshalb als eine mit Sicherheit zu erwartende Folge des Zusammenpralls der verfeinerten Civilisation Japans mit der zurückgebliebenen Cultur China's dessen Bekehrung zu mehr modernen Anschauungen.

Darf aber daran festgehalten werden, daß Japan, indem es den friedlichen Rathschlägen der Vertreter der europäischen Mächte vor der Eröffnung der Feindseligkeiten nicht Rechnung trug, eine große Verantwortlichkeit übernommen hat, so gereicht andererseits zur Beruhigung, daß Rußland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika als die indirect am meisten betheiligten Länder eine durchaus correcte Haltung beobachten. Hätte es zunächst den Anschein gewinnen können, als ob eine Gruppirung der Mächte in der Weise stattfinden würde, daß Rußland und Frankreich sich auf die Seite Japans stellten, so ist bereits betont worden, daß Rußland, sobald erst die sibirische Eisenbahn in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet sein wird, auf Korea besondere Interessen zu verfolgen geneigt sein muß. Frankreich seinerseits würde durch eine offene Parteinahme für Japan unverzüglich bewirken, daß in Tonking die „schwarzen Flaggen", die der französischen Occupation die größten Schwierigkeiten bereiteten, in ausgedehntem Maße wieder ihr Unwesen trieben und die Unterstützung der chinesischen Regierung fänden. Ueberdies ist Frankreich gerade in Colonialangelegenheiten augenblicklich zur Genüge beschäftigt, so daß auch von dieser Seite der Grundsatz der Nichtintervention kaum verletzt werden wird.

So ergibt sich das eigenartige Schauspiel, daß, während im äußersten Oriente Alles von Waffen starrt, und Panzerschiffe der Mehrzahl der Großmächte zur Observation eingetroffen sind, in Europa gerade das entgegengesetzte Bild sich darbietet. Nur die Vorgänge in dem ungarischen Delegationsausschusse hätten den Anschein erwecken können, daß es auch am politischen Horizonte Europas nicht an schwarzen Punkten fehle. Wurde es in dem österreichischen Budgetausschusse dem gemeinschaftlichen Minister des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, nicht allzu schwer, die gegen den Dreibund von tschechischer Seite abermals erhobenen Anschuldigungen zu entkräften, so mußte der leitende Staatsmann im ungarischen Delegationsausschusse sich derselben Aufgabe unterziehen sowie über die gesammte Führung der auswärtigen Angelegenheiten Rechenschaft ablegen. Obgleich die Beziehungen zu Rumänien einen breiten Raum in diesen Erörterungen der allzu empfindlichen

ungarischen Delegirten einnahmen, wobei insbesondere auf die angeblichen Bestrebungen der Rumänen für die „Romania irredenta“ auf Kosten Ungarns hingewiesen wurde, so konnte Graf Kalnoky doch die gehegten Besorgnisse mühelos zerstreuen. Treffend wies der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, an das Beispiel der „Italia irredenta“ anknüpfend, darauf hin, daß er in Bezug auf Rumänien genau dieselben Erfahrungen gemacht habe wie hinsichtlich Italiens. Diese Erfahrungen lassen sich aber dahin zusammenfassen, daß, je bessere Beziehungen mit der fremden Regierung unterhalten werden, desto mehr die Wirksamkeit der „Irredenta“ versiegt, während diese sogleich wieder ihr Haupt erhebt, wenn vermuthet werden darf, daß zwischen den Regierungen eine gewisse Erkaltung oder Spannung eingetreten ist. Durch dieses Argument wurden zugleich die an anderer Stelle gegen die Tripelallianz erhobenen Bedenken widerlegt, nach denen das Bundesverhältniß nur Deutschland zu statten kommen sollte. Als ob der von den italienischen Irredentisten gegen Oesterreich geführte Feldzug nicht sofort in schärferer Form und mit größerer Aussicht auf Erfolg fortgesetzt werden würde, falls nicht eben die Regierungen gemäß den durch den Dreibund geschaffenen Verhältnissen die besten Beziehungen unterhielten.

In Bezug auf Bulgarien führte Graf Kalnoky im ungarischen Delegationsausschusse aus, daß der jüngste Regierungswechsel, die Ersetzung Stambulow's durch Stoilow, auf kein Motiv der äußeren Politik zurückgeführt werden dürfe, wie denn auch die neue Regierung in nichts die äußere Politik ihrer Vorgängerin geändert habe. Von besonderem Interesse war in dieser Beziehung die Erklärung des Grafen Kalnoky, er besitze die allerentschiedensten Versicherungen, daß das Ministerium Stoilow ebenso bemüht sein werde, das von Stambulow hergestellte gute Einvernehmen mit der Pforte aufrecht zu erhalten, wie zugleich nicht das geringste Anzeichen dafür vorhanden sei, daß das Verhältniß Bulgariens zu Oesterreich-Ungarn eine Veränderung erfahren könnte.

Von allgemeiner Bedeutung war das Eingehen des Ministers des Auswärtigen auf das Verhalten, das gegenüber der anarchistischen Bewegung beobachtet werden soll. Mußten mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der anarchistischen Propaganda in den romanischen sowie in den übrigen Ländern internationale Vereinbarungen von Anfang an verfehlt erscheinen, so betonte Graf Kalnoky noch ausdrücklich, daß ein solches Abkommen von keiner Seite angeregt worden wäre. Der Minister des Auswärtigen fügte hinzu, daß mehr in der öffentlichen Meinung als unter den Regierungen der Wunsch geäußert worden sei, in dieser Angelegenheit eine gemeinsame Action einzuleiten oder doch Maßregeln internationaler Natur zu vereinbaren. Graf Kalnoky constatirte die bei den Regierungen vorherrschende Ansicht, daß auf dem Wege der Gesetzgebung eine derartige gemeinsame Action nicht zu Stande kommen könne, daß vielmehr jeder Staat, indem er vielleicht mit den anderen Fühlung zu gewinnen suche, die nach der eigenen Gesetzgebung zulässigen Maßregeln werde ergreifen müssen. Eine Verständigung auf dem Wege der Polizei und der Verwaltung bleibt deshalb nicht ausgeschlossen. Haben sich doch gerade die wechselseitigen Benachrichtigungen der Polizeibehörden sehr nützlich erwiesen, wie durch eine Reihe von Fällen erhärtet worden ist.

Da es im ungarischen Delegationsausschusse längst üblich ist, „de omni re scibili et quibusdam aliis“ zu interpelliren, stellte ein Delegirter, der Erzbischof Samassa von Erlau, Erörterungen über die Vorbereitungen des österreichisch-ungarischen Cabinets im Hinblick auf die nächste Papstwahl an. Die dem Vatican näher stehenden Organe unterließen nicht darauf hinzuweisen, daß es wenig tactvoll sei, eine solche Angelegenheit ohne jeden Grund zur Besprechung zu bringen, zumal da sich Leo XIII. der besten Gesundheit erfreue. Dieser Vorwurf kann sich aber nur gegen den Kirchenfürsten richten, der hinter seinen weltlichen Collegen nicht zurückstehen wollte und die Anzahl der Interpellationen um eine weitere vermehrte. In durchaus correcter Weise erwiderte Graf Kalnoky in Bezug auf die Frage, ob in Rom

die Sicherheit und die Freiheit im Conclave gefährdet sein könnte, er hege die volle Ueberzeugung und befinde sich auch im Besitz der kategorischen Erklärung der italienischen Regierung, daß diese die unbeschränkte Freiheit und Unabhängigkeit des Conclave, sobald diese Eventualität eintreten sollte, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu sichern entschlossen sei und in dieser Beziehung mit derselben Loyalität vorgehen werde, wie bei der Wahl des Nachfolgers Pius' IX. Da Erzbischof Samassa an seine erste Frage die weitere geknüpft hatte, ob der Minister des Auswärtigen beabsichtige, bei der nächsten Papstwahl den Ueberlieferungen der Vergangenheit gemäß vorzugehen, betonte Graf Kalnoky, es wäre kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß jene Traditionen, die dem Kaiser und König von Oesterreich-Ungarn einen berechtigten Einfluß auf die Papstwahl gestatten, aufgegeben worden seien und nicht auch künftig nach den bestehenden Umständen zur Geltung gebracht werden sollen. Was die in diesen Erklärungen in Bezug genommene Ueberlieferung betrifft, so nehmen Frankreich, Oesterreich und Spanien das Recht in Anspruch, gegen die Wahl eines ihnen mißliebigen Cardinals im Voraus, das heißt ehe die Stimmenmehrheit von zwei Dritteln auf einen Cardinal sich vereinigt hat, zu protestiren, indem jeder dieser Staaten, in der Regel insgeheim, einen Cardinal mit der sententia exclusiva betraut.

Jedenfalls war die von dem ungarischen Kirchenfürsten an den Grafen Kalnoky gerichtete Interpellation nicht bloß tactlos, sondern auch durchaus müßig, da gerade in jüngster Zeit durch die vom Papste Leo XIII. angeordnete Errichtung einer von dem französischen geistlichen Präfecten unabhängigen italienischen Präfectur der Colonie Eritrea, sowie durch die Ertheilung des königlichen Exequatur an mehrere italienische Bischöfe in den Beziehungen zwischen dem Vatican und dem Quirinal eine Besserung eingetreten ist. Ueberdies wird durch das gesammte Verhalten des italienischen Conseilpräsidenten bewiesen, daß der von ihm geleiteten Regierung daran gelegen ist, wenn auch nicht in absehbarer Zukunft eine Aussöhnung mit dem Papstthume herbeizuführen, doch innerhalb der durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen eine Verständigung nicht principiell abzulehnen. Allerdings haben die Ultraradicalen und die mit ihnen zum Feldzuge gegen Crispi verbündeten Elemente aus den bezüglichen Zugeständnissen des italienischen Ministerpräsidenten neue Waffen gegen diesen schmieden wollen. Insbesondere soll ihm nicht verziehen werden, daß er in Neapel, als er die bei einer früheren Choleraepidemie von dem Cardinal-Erzbischof bewiesene Menschenfreundlichkeit pries, die Nothwendigkeit der Religion im Staatsleben betonte. Crispi soll dadurch seine eigene politische Vergangenheit verleugnet haben.

In Wirklichkeit bekundet er nur von Neuem seine staatsmännische Begabung, wenn er, ohne Rechte der Staatsgewalt preiszugeben, in Bezug auf bestimmte Fragen einen Ausgleich mit der römischen Curie anzubahnen sucht. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß die „Italie", ein häufig die Anschauungen der italienischen Regierung widerspiegelndes Organ, gerade im Hinblick auf die nächste Papstwahl für die unbedingte Freiheit des Conclave eintritt. Die von dem Erzbischofe Samassa von Erlau im ungarischen Delegationsausschusse eingebrachte Interpellation erfährt daher eine eigenartige Illustration, wenn von italienischer Seite gerade ein noch viel weiter gehender Schutz der Freiheit des Conclave in Aussicht gestellt wird. Die „Italie" führt aus, daß, falls der Vatican sich entschließen sollte, diese Freiheit auf diplomatischem Wege zu vertheidigen, indem er die factische und rechtliche Beseitigung des Vetorechtes verlange, das von Frankreich, Oesterreich und Spanien in Anspruch genommen werde, er in Italien, das heißt bei der italienischen Regierung, seine besten Freunde finden würde. „Das Veto ist das Mittelalter, die Freiheit des Conclave ist die moderne Zeit." Dieser von dem der Regierung des Königs Umberto nahestehenden Blatte aufgestellte Satz wird in denjenigen Kreisen, in denen in Bezug auf die Freiheit der nächsten Papstwahl Besorgnisse zur Schau getragen werden, jedenfalls überraschen. Die Be-

gründung der Auffassung der „Italie“ erscheint durchaus zutreffend, wenn davon ausgegangen wird, daß die Mächte, so lange das Papstthum insbesondere ein politischer Staat war, in gewissem Maße berechtigt erscheinen konnten, sich in die Wahl des Papstes einzumischen. Damals mußte Frankreich sich ebenso entschieden und so weit als möglich der Wahl eines Papstes widersetzen, dessen ganze Sympathien auf Seiten Oesterreichs waren, wie dieses nicht dulden konnte, daß die päpstliche Macht in die Hände eines Cardinals mit französischen Neigungen fiel. Durch die Aufhebung der weltlichen Macht ist das Papstthum von den Banden befreit, die daraus oftmals das gelehrige Instrument der Staaten oder ihrer Begehrlichkeiten machten, so daß es nunmehr, darauf beschränkt, nur noch eine religiöse Gewalt zu sein, berechtigt erscheint, frei von jedem Zwange zu bleiben und keinem fremden Staate eine längst verjährte und in Verfall gerathene Prärogative zuzugestehen. Eine drastischere Erwiderung hätten die von dem Erzbischofe von Erlau im ungarischen Delegationsausschusse in Bezug auf die Freiheit des nächsten Conclave geäußerten Besorgnisse gar nicht finden können. Ist es doch nicht die italienische Regierung, durch die diese Freiheit bedroht wird; vielmehr soll dieselbe gerade auf die Unterstützung Italiens zählen dürfen, sobald von Oesterreich-Ungarn oder Frankreich eine Beschränkung der völligen Unabhängigkeit des Conclave in Anspruch genommen werden sollte. „Libera Chiesa in libero Stato“; dieses in anderen Beziehungen anfechtbare Schlagwort Cavour's würde also in Bezug auf die Papstwahl Geltung erhalten, falls die römische Curie auf die von italienischer Seite gemachten Vorschläge eingehen würde.

Mögen immerhin die Ultraradicalen und Republikaner jenseits der Alpen über Verrath schreien; Crispi's ganze Vergangenheit bürgt dafür, daß er keineswegs gewillt sei, das sacrifizio dell' intelletto zu bringen, indem er vor dem Vatican capitulirt. Sehr charakteristisch ist denn auch, daß eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Italiens, dessen berühmtester Dichter der Gegenwart, Giosuè Carducci, der gleichfalls früher von den „Republikanern“ als Gesinnungsgenosse in Anspruch genommen wurde, sich beeilt hat, seine volle Uebereinstimmung mit der Auffassung Crispi's in Bezug auf die Nothwendigkeit der Religion im Staatsleben zu betonen. Giosuè Carducci wiederum, dessen Hymnus an Satan mit Unrecht als eine atheistische Kundgebung angesehen worden ist, während dieser „Inno a Satana“ in Wahrheit nur für die unbedingte Freiheit der Forschung eintritt, konnte sich gerade den Republikanern gegenüber auf eine Autorität wie Mazzini berufen. Alles dies wird freilich nicht verhindern, daß sogleich nach der Wiedereröffnung des Parlaments die extremen Elemente der Linken im Bunde mit anderen Gegnern Crispi's dessen Rede in Neapel zum Anlasse eines neuen Ansturmes zu benutzen suchen werden. Mußte die Opposition doch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Reformpolitik des gegenwärtigen Conseilpräsidenten im Uebrigen so sehr den Interessen des Landes entspricht, daß ihm der Sieg verbleiben wird. Falls jedoch nicht alle Anzeichen trügen, wird auch die jüngste Phase der Kirchenpolitik Crispi's keinen erfolgreichen Widerstand finden.

Literarische Rundschau.

Hehn's Culturpflanzen und Hausthiere.

[Nachdruck untersagt.]

Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Von Victor Hehn. Sechste Auflage, neu herausgegeben von O. Schrader, mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin, Gebrüder Borntträger (Ed. Eggers). 1894.

Die neue, sechste Auflage des Hehn'schen, 1870 zum ersten Mal erschienenen Werks ist seit dem Tode des Verfassers (21. März 1891) die erste. Seit der zweiten Auflage (1874) war es im Wesentlichen unverändert geblieben. Eine Bearbeitung war nothwendig, um die seit zwei Jahrzehnten abgeschlossenen Untersuchungen hinter der unterdeß vielfach fortgeschrittenen Forschung nicht zurückbleiben zu lassen. Von einem Fachmann aber konnte diese Arbeit nicht ausgeführt werden. Hehn's Werk ist aus einer noch nicht dagewesenen Vereinigung sehr umfassender Studien auf drei Gebieten hervorgegangen: dem sprachwissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen und historischen. Dies letztere beherrschte er so völlig, daß hier eine Nachlese auf keinen Fall erhebliche Erträge liefern würde, und Erweiterungen nur da möglich sind, wo wir durch neue Entdeckungen (wie namentlich die Schliemann's) Einblicke in Perioden erhalten haben, die vor aller Ueberlieferung liegen. Daß Hehn nicht auch die beiden andern Gebiete eben so völlig beherrschen konnte (wenn er gleich auf beiden in erstaunlicher Weise bewandert war), liegt in der Natur der Sache. Die Bearbeitung des sprachwissenschaftlichen Theils hat der Herausgeber, Professor O. Schrader in Jena (Verfasser von „Sprachvergleichung und Urgeschichte"), die des botanischen der durch häufige Reisen mit der Flora des Südens vertraute Director des botanischen Gartens in Berlin, Professor A. Engler, übernommen. In zoologischen Fragen, die in weit geringerem Umfang in das Untersuchungsgebiet Hehn's eingreifen, hat der Herausgeber hauptsächlich Arbeiten und Mittheilungen von A. Nehring benutzt.

Die Bearbeitung ist mit der Pietät ausgeführt worden, die dem wahrhaft Klassischen, durch die Vollendung der Form nicht am wenigsten ausgezeichneten Werke gebührt. Der Text ist völlig unverändert geblieben; den einzelnen Abschnitten sind aber, so weit es erforderlich war, berichtigende und ergänzende Erörterungen angehängt, so daß der Umfang des Buchs nicht unbeträchtlich gewachsen ist: die Seitenzahl ist von 522 (der fünften Auflage) auf 625 gestiegen.

Die Correcturen und Vervollständigungen, deren Hehn's Werk bedurfte, beziehen sich hauptsächlich auf die Frage nach Herkunft und Verbreitung der Culturpflanzen, welche die moderne Botanik vielfach mit andern Mitteln und in anderer Weise beantwortet, als es von ihm geschehen war. Die paläontologische Forschung

hat ihr eine Reihe wichtiger Daten geliefert: es hat sich namentlich mit Sicherheit ergeben, daß mehrere Pflanzen, welche heutzutage im ganzen Mittelmeergebiet verbreitet sind, und welchen aus culturgeschichtlichen Gründen asiatische Abstammung zugeschrieben wurde, schon gegen das Ende der Tertiärperiode, vor der Erscheinung des Menschen in Europa, existirten. Sodann hat Hehn nicht hinlänglich berücksichtigt, daß Pflanzen, die mit guten Verbreitungsmitteln ausgestattet waren, d. h. deren Früchte oder Samen leicht durch Thiere oder Wind weitergeführt werden konnten, nicht der Thätigkeit des Menschen bedurften, um sich, bald nach dem ersten Auftreten in einer Zone, überall, wo in derselben die Existenzbedingungen vorhanden waren, rasch zu verbreiten. Wenn ferner viele ältere Culturpflanzen Europas nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu andern Pflanzen des Ostens zeigen, so sind auch dies uralte, vor die Existenz des Menschen zurückdatirende, die für die Wanderungen in der gegenwärtigen Erdperiode nicht mehr in Betracht kommen.

Auf der andern Seite hat die lebhafte Entwicklung der Sprachvergleichung in den beiden letzten Jahrzehnten zu manchen Ergebnissen geführt, nach welchen Hehn's Gleichungen von Benennungen der Pflanzen bei verschiedenen indogermanischen Völkern sammt den daraus gezogenen Schlüssen unhaltbar erscheinen. Sodann hat Hehn der Thatsache, daß ein Pflanzenname entlehnt ist, zu großen Werth für die Bestimmung der Heimath der Pflanze beigelegt. — Sprachliche Entlehnungen treten keineswegs nur dann auf, wenn ein neuer Gegenstand aus der Fremde eingeführt wird, sondern auch, wenn an einem längst bekannten Gegenstande durch fremde Einwirkung eine neue culturhistorische Erfahrung gemacht worden ist: wie man z. B. das Pferd in Deutschland mit einem lateinischen Namen benannte, als man von den Romanen eine neue Benutzung (als Postpferd, paraveredus) gelernt hatte. Andererseits beweist Verschiedenartigkeit der Benennungen für ein und dieselbe Errungenschaft der Cultur bei verschiedenen Völkern noch nicht gegen die Gemeinsamkeit ihres Besitzes. Hehn hat die Annahme eines vorhistorischen Ackerbaues der Indogermanen wegen der Verschiedenartigkeit der Ackerbausprache im Griechischen und Lateinischen verworfen: doch ist diese Annahme nach den Ergebnissen der ältesten Stationen der Pfahlbauten nicht abzuweisen; und daß bei zunehmender Erfahrung sich in den Einzelsprachen auseinandergehende Terminologien entwickeln konnten, wird durch Analogien auf anderen Culturgebieten bestätigt. Waren aber die Indogermanen Europa's in vorhistorischer Zeit bereits zu einer gewissen Stufe der Agricultur vorgeschritten, so dürfte ihr Capital an Culturpflanzen ein größeres gewesen sein, als Hehn annimmt.

Das von ihm entworfene Bild des europäischen Südens vor dessen Besiedelung durch die Indogermanen muß also in mancher Beziehung umgestaltet werden. Mehrere Gewächse, die nach seiner Ansicht in Griechenland und Italien aus Asien eingeführt wurden, sind, wie gesagt, in Südeuropa seit unvordenklichen Zeiten heimisch gewesen. Hehn glaubte, daß der Weinstock aus seiner Heimath am Südrande des caspischen Meeres und in den pontischen Ländern von semitischen Stämmen über Kleinasien nach Griechenland, von Griechenland nach Italien gebracht worden sei; doch Reste von Vitis vinifera finden sich in Frankreich und Italien schon in den jüngeren Lagerstätten fossiler Pflanzen, und zweifellos ist der (wegen seiner Beerenfrüchte zur Verbreitung durch Vögel sehr befähigte) Weinstock vor der Weincultur durch ganz Südeuropa und einen Theil Mitteleuropa's verbreitet gewesen. Nach Hehn kannten die Griechen der homerischen Zeit nur den wilden Oelbaum, das Olivenöl nur als phönicischen Importartikel; doch die in Mycenä gefundenen Olivenkerne beweisen, daß man dort schon in vorhomerischer Zeit Oliven aß, und daß man auch Oel daraus preßte, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Der europäische Feigenbaum stammt (nach der classischen Monographie des Grafen zu Solms-Laubach) zwar wahrscheinlich aus dem Osten; aber er hat sich schon in vorhistorischen Zeiten von Osten nach Westen verbreitet, als er noch nicht Gegenstand der Cultur war. Ueberhaupt hat Hehn den Unterschied zwischen der Herkunft der

wilden Pflanze und derjenigen ihrer Cultur nicht immer scharf genug hervorgehoben. Auch Lorbeer und Myrte sind nicht erst, wie er annahm, im Gefolge wandernder religiöser Culte (des Apollo und der Aphrodite) aus dem Orient über Griechenland nach Italien gelangt. Mag auch der Cultus des Lorbeers diesen Weg genommen haben, so ist doch die prähistorische Existenz des Baumes selbst durch paläontologische Thatsachen bezeugt; und die Verbreitung der Myrte in allen Macchien des Mittelmeergebiets, und gerade an den von der Cultur am wenigsten berührten Stellen, läßt über ihr Indigenat in Europa keinen Zweifel aufkommen.

Wie bei diesen und einigen anderen Gewächsen nehmen auch bei einigen Hausthieren die Naturforscher auf Grund paläontologischer Indicien ein höheres Alter in Europa an als Hehn. Wenn er glaubte, daß die Indogermanen das Pferd in seiner central-asiatischen Urheimath nur in wildem Zustande kannten, und daß die europäischen Indogermanen es als Hausthier von iranischen Stämmen empfingen, so nehmen die Naturforscher mit großer Entschiedenheit an, daß das wilde Pferd in Europa ursprünglich heimisch war, und auch das Eindringen des asiatischen Hauspferdes muß nach Nehring in Europa schon in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben.

Die wichtigsten, gegen Hehn's Annahmen erhobenen Einwendungen beziehen sich, wie man sieht, mehr auf die Heimathsbestimmung namentlich der Gewächse, als auf ihre Verwendung, d. h. ihre Bedeutung für die Cultur; und nur ausnahmsweise erstrecken sie sich über die Grenze hinaus, welche das Dunkel und die Dämmerung der vorhistorischen Zeit von der Helle der homerischen Welt scheidet. Von da ab, wo Hehn's Untersuchungen und Darstellungen sich auf historischem Boden bewegen, werden sie schwerlich jemals einen erheblichen Widerspruch erfahren. Das von ihm gesammelte Material kann kaum vervollständigt, der Scharfsinn, die Umsicht und die Behutsamkeit, mit der er bei seiner Verwerthung zu Werke gegangen ist, kaum überboten werden. Hätte er, der verständnißvollste Interpret der Natur und Cultur des Südens, uns auch nichts weiter geboten, als z. B. den Ueberblick über die Wandlungen der Landschaft Italiens, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen, so würde sein Werk schon einen unvergänglichen Werth behalten. Wir verfolgen in seiner musterhaften Darstellung die Umgestaltung der Halbinsel aus einem relativ nordischen Lande mit ungeheueren unwirthlichen Wäldern und Waldwildnissen, mit großen Holz-, Pech-, Jagd- und Weideträgen, zu einem Garten edler Fruchtbäume: ein Proceß, der hauptsächlich durch die stille liebevolle Thätigkeit asiatischer Sclaven und Freigelassenen ermöglicht wurde. Durch immer neue Entlehnungen sehen wir dann im späteren Alterthum und im Mittelalter das Bild der Vegetation Italiens immer reicher, mannigfaltiger und südlicher werden, bis endlich die Zeit kam, wo „im dunkeln Laub die Goldorangen glühten", und Cactus und Aloe „den Typus der mediterranen Landschaft durch ein völlig einstimmendes Element ergänzten". Doch das ist ja nur eine der neuen, wichtigen, für immer gesicherten Anschauungen, die wir Hehn verdanken. Für die ganze Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen der Natur und der von Osten nach Westen und dann weiter nach Norden fortschreitenden Cultur des Südens bleibt die Bedeutung des Buchs unvermindert, und sie besteht auch für die Urgeschichte der Völker unseres Stammes im Wesentlichen fort. Daß Untersuchungen, die der historischen Forschung ein so weites, von ihr noch so gut wie nie betretenes Gebiet zum ersten Mal erschlossen, nicht überall das Richtige treffen konnten, liegt auf der Hand: doch die Arbeit, die einzelne ihrer Ergebnisse als unhaltbar erweist, ist erst durch sie möglich geworden. Mit Recht sagt der Herausgeber, daß, wenn nach Goethe's Ausspruch allein das Fruchtbare wahr ist, Hehn's Buch im höchsten Sinne wahr sei und bleiben werde. Dem Herausgeber, seinem Mitarbeiter und dem Verleger gebührt für die Erneuerung des herrlichen Werks der wärmste Dank Aller, die seinen Werth zu würdigen wissen.

L. Friedlaender.

Frau von Bronsart und Bayreuth.

Von Herrn Hofrath Professor Dr. Eduard Hanslick in Wien geht uns das Nachfolgende zur Veröffentlichung zu:

Die Gemahlin des Großherzogl. weimarischen Hoftheater-Intendanten Baron von Bronsart, Frau Ingeborg von Bronsart, ersucht mich in einem Briefe, datirt Kissingen 13. September d. J., um Berichtigung einer Stelle in meinen Lebenserinnerungen (Juniheft der Deutschen Rundschau 1894), welche von den ersten Bayreuther Festspielen erzählt. Ich glaube den Wunsch der hochgeehrten Frau von Bronsart am besten zu erfüllen, indem ich ihren Brief, so weit er unsere Angelegenheit betrifft, hier wörtlich mittheile.

Frau von Bronsart schreibt: „Hochgeehrter Herr Professor! Als Herr Dr. Rodenberg mir Ihren Aufsatz ‚Aus meinem Leben' zuschickte, in dem Sie mit so großer Liebenswürdigkeit unserer Begegnung in Bayreuth gedenken, fiel mir sofort ein kleines Mißverständniß auf, mit dessen Berichtigung ich aber nicht glaubte Sie belästigen zu sollen. Neuerdings jedoch ist die betreffende Aeußerung Ihres Aufsatzes von der Weimarer Zeitung ‚Deutschland' zum Ausgangspunkt eines gegen mich persönlich gerichteten, höchst gehässigen Angriffs benutzt worden. Obwohl mein Mann seit seinem Amtsantritt vergeblich bemüht gewesen ist, das Aufführungsrecht von ‚Siegfried' und ‚Götterdämmerung' von den Wagner'schen Erben zu erlangen, und ich selbstredend nie mit einem Worte dagegen gesprochen, sondern mit meinem Manne der Ansicht bin, daß das Hoftheater die Pflicht hat, außer den bereits dort aufgeführten beiden ersten Opern des Nibelungenrings auch die beiden letzten zu bringen, hat die Zeitung ‚Deutschland' mich verdächtigt, durch meinen Einfluß die Aufführung der genannten Opern hintertrieben zu haben, und zur Begründung dieser seltsamen Behauptung sich auf die Stelle Ihres Aufsatzes bezogen, wo Sie von den vier Bayreuther ‚Martertagen' sprechen und meiner Zustimmung erwähnen. Ich kann mich natürlich nicht jedes Wortes unseres Gesprächs erinnern, möchte mir aber erlauben, zu constatiren, daß das Anhören der Nibelungen keinesfalls von mir als Marter empfunden worden, wenn auch bei den übermäßigen Längen dieses Werkes, unter den damaligen localen Verhältnissen, der großen Hitze, der höchst mangelhaften Vorkehrungen für die Festgäste und vor Allem des sich überall aufdrängenden blindwüthigen Fanatismus der sogenannten Wagnerianer, von denen der Meister selbst seufzend einmal zu Liszt geäußert hat: ‚Ja, wenn diese Esel, die Wagnerianer, nur nicht wären!' — wenn auch dieses Alles zusammengenommen schon geeignet war, auch den aufrichtigen Bewunderern des Wagner'schen Genius den Genuß zu trüben. Zu Letzteren habe ich stets gehört und gehöre ich noch, wenn ich auch nicht auf dem Standpunkte jener Fanatiker stehe, die zwar anerkennen, daß die Sonne ihre Flecken hat, aber von irgend einer Schwäche der Wagner'schen Muse nichts wissen wollen. Die Aufführungen in Bayreuth hatten für mich ein hohes künstlerisches Interesse (auch später habe ich keine Gelegenheit versäumt, einer Aufführung der Nibelungen beizuwohnen); meine Aeußerung gegen Sie konnte sich also nur darauf beziehen, daß ich nach Ihren Schilderungen begriff und zustimmte, daß diese Tage für Sie Martertage sein mußten. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie dieser beispiellosen Ausschreitung der Zeitung ‚Deutschland' die Spitze abbrechen wollten, indem sie einige aufklärende Worte über jene Aeußerung an die ‚Deutsche Rundschau' richten."

γ. **Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen.** Von Dr. Carl Neumann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

Schon seit geraumer Zeit ist die so lange gepflegte Vorstellung erschüttert, als ob das byzantinische Reich, das von 395—1453, also über ein Jahrtausend, bestanden hat, nur ein Scheinleben geführt habe: als ob es ohne lebendige Bedeutung für die Geschichte und also des Interesses der Forscher nicht werth sei. Mit Recht kämpft auch der Verfasser der oben erwähnten Schrift, der sich schon vor einigen Jahren durch eine andere über griechische Geschichtschreiber im 12. Jahrhundert als Byzantiologe gut eingeführt hat, gegen die früher hergebrachte Unterschätzung jenes Reiches und leitet sie nicht ohne Grund davon her, daß der ästhetisch-literarische Widerwille gegen die in so schroffem Abstand von der classischen sich befindende byzantinische Literatur auf das historisch-politische Gebiet übertragen worden sei. Die byzantinische Welt sei sozusagen verdeckt durch einen Vorbau, eine Schulmeister- und Mönchsfassade, die man entfernen müsse; sobald dies geschehen, zeige sich, daß diese Welt von großen Problemen bewegt wurde, daß begabte und lebendige Menschen auch in ihr thätig gewesen sind. So stellt sich Neumann's Schrift als ein Beitrag dar, dieser originellen Welt zu einer besseren Würdigung zu verhelfen. In vier Capiteln bespricht er von dieser principiellen Grundlage aus das Reich im 10. Jahrhundert; Eroberungspolitik und Verjüngung des Reiches; das Reich im 11. Jahrhundert; Türken und Normannen. Man folgt Neumann's aus erster Hand geschöpfter, kenntnißreicher und anregender Darstellung mit wirklichem Genuß und bedauert nur, daß er mit dem Augenblick abbricht, wo die Komnenenkaiser beginnen. Aber er thut es mit einem bezeichnenden Ausblick: „Die Wurzel alles Unheils war in der Hauptstadt und ihrer ungefunden Uebermacht zu suchen. Für die neue Ordnung, welche die Komnenen begründet haben, wurde es ein Vorzeichen und Signal, daß sie mit einer Eroberung von Constantinopel begann."

ρ. **Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses.** Von Dr. Lothar von Heinemann, Privatdocent an der Universität Halle. Erster Band. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1894.

Nicht in ihren dauernden Folgen kann mit der normannischen Eroberung Englands die fast gleichzeitige des italischen Südens sich messen; aber mehr noch als in jenem, ist in diesem Unternehmen ein romantischer Zug, Etwas, das uns manchmal anmuthet wie das Heldengedicht des Arioſt. Als Soldaten und abenteuernde Ritter in Unteritalien erschienen, machten diese Normannen sich im Verlaufe von wenig über sechzig Jahren zu Herren des Landes, das sie theils dem Kaiserreich Byzanz, theils den einheimischen langobardischen Fürstenhäusern entrissen, in blutigen Kämpfen untereinander, bald als Gegner, bald als Beschützer des Papstes behaupteten und endlich durch Niederwerfung der Saracenen in seinem Machtgebiet beträchtlich erweiterten. Es ist ein unvergleichliches Schauspiel, die freiwillig oder gezwungen aus der normannischen Heimath Auswandernden, die Nichts besaßen als ihren Arm und ihr Schwert, hier unten ein Reich schaffen zu sehen, das beinahe zwei Jahrhunderte lang das glänzendste der damaligen Christenheit war. Die Geschichte dieser, namentlich in ihren Anfängen, sich stets befehdenden Interessen und Gegensätze, dieses langen, bald mit offener Gewalt, bald mit Verschlagenheit und Hinterlist geführten Kampfes, in dem Hunderte von Namen auf- und untertauchen und der immer auf irgend eine Weise mit der hohen Politik des deutschen Kaiserthums und der römischen Kirche zusammenhängt, war gewiß nicht leicht zu erzählen. Aber dem Verfasser ist es gelungen, aus diesen höchst verwickelten Verhältnissen heraus, in schlichter, überall auf dem umfassendsten Quellenmaterial beruhenden Darstellung uns ein deutliches Bild der Personen und Ereignisse zu geben, das den Leser umsomehr fesseln wird, als er in dem bunten Durcheinander niemals den Faden verliert. Dieser erste Band führt bis zum Tode Robert's, mit dem Beinamen Guiscard, der Schlaue, jenes heldenhaften Herzogs, der in steter Fehde mit seinen Stammesgenossen, tapfer, klug und rücksichtslos vor allen Anderen, der eigentliche Begründer der normannischen Macht in Unteritalien und Sicilien war. Wie daraus unter Roger, dem jüngsten Sohne des Hauses Hauteville, und seinen Nachkommen das sicilische Königreich der Normannen, ein kräftiges Staatswesen mit einer fest gegliederten Verfassung und eigenartiger Cultur sich entwickelte: dieser schönere Theil der Aufgabe ist dem zweiten Bande vorbehalten, dem wir mit reger Erwartung entgegensehen.

φλ. **Der Mensch.** Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Von dem herrlichen Werke, das wir bereits früher besprachen, ist die zweite Auflage erschienen. Die kaum zu steigernde Klarheit und Prägnanz der ersten Bearbeitung ist noch erhöht, überall ist vermehrt, gekürzt, gesichtet, gefeilt, immer aber verbessert worden. Die wesentlichsten Aenderungen hat die Entwicklungsgeschichte erfahren, die ja die imposantesten Fortschritte in den letzten Jahren aufzuweisen vermag. Aber auch die Lehre vom Bau und von der Verrichtung der Organe, sowie die Rassenkunde sind auf ihren neuesten Standpunkt erhoben. Immer ruht der Nachdruck auf den Thatsachen. Die Hypothesen sind, der Mahnung J. Müller's eingedenk, ins Laboratorium des Forschers verwiesen. Kein Werk gibt über die physischen Verhältnisse und die Urgeschichte des Menschen exactere und doch zugleich so allgemein verständliche Belehrung als Ranke's Buch, das hiermit den weitesten Kreisen abermals nachdrücklichst empfohlen sein mag, wenn anders das noch nöthig wäre.

χγ. **Geschichte des antiken Communismus und Socialismus.** Von Dr. Robert Pöhlmann, ord. Professor der alten Geschichte an der Universität Erlangen. Erster

Band. München, C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung. Oskar Beck. 1893.

Der Verfasser gehört zu den wenigen philologischen Forschern, welche den Stoff der antiken Geschichte unter den Gesichtspunkten der Nationalökonomie kritisch zu sichten und neu anzuordnen bestrebt sind. Er hat mehrere Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig mit Erfolg gelöst, so insbesondere „Die Uebervölkerung der antiken Großstädte" (Leipzig 1884). Diese Erfolge haben ihn wohl veranlaßt, ein näheres Interesse der heutigen volkswirthschaftlichen Literatur zuzuwenden, und mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, legt er jetzt einen ersten Band des neuen umfangreichen Werkes über den antiken Communismus und Socialismus vor. Dieser enthält den größten Theil dessen, was sich auf Griechenland bezieht, während ein Rest davon sowie die römische Geschichte nebst den religiösen Erscheinungen im Judenthum und Christenthum dem zweiten Bande vorbehalten bleibt. Der Verfasser untersucht die Spuren der ältesten griechischen Zeit, zumal an der Hand der Homerischen Gedichte, auf das Vorkommen eines primitiven Gesammteigenthums. Den Schwerpunkt des Bandes aber bildet eine sehr eingehende Darlegung dessen, was Plato in seinen staatswissenschaftlichen Büchern gelehrt hat. Der bekannte Inhalt derselben wird in Zusammenhang mit den neueren politischen und ökonomischen Aeußerungen heutiger Fachmänner gebracht, und die beständigen Parallelen erinnern deutlich an die Methode Wilhelm Roscher's. Im Ganzen bleibt es zweifelhaft, ob dem Umfange des neuen Werkes die Masse des neuen Inhaltes gegenüber seinen Vorgängern entspricht. Der Stoff bleibt, auch unter seiner Behandlung, ein ziemlich eng umgrenzter, an dem sich nun wiederholte Deutungen immer wieder versuchen. In jedem Falle verdient der Fleiß des Autors warme Anerkennung und Ermunterung für die Vollendung des Begonnenen.

xy. **Das Communalabgabengesetz vom 14. Juli 1893.** Für den praktischen Gebrauch mit einer geschichtlichen Einleitung und Erläuterungen versehen von F. Adickes, Oberbürgermeister in Frankfurt am Main. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 1894.

Am 1. April 1895 tritt das neue Gesetz über die Gemeindebesteuerung in Kraft — ein umfassendes Werk, die Codification des preußischen Communalsteuerwesens und Communaleinnahmewesens überhaupt, zugleich der Abschluß der Miquel'schen Steuerreform. Der Nachfolger Miquel's im Frankfurter Bürgermeisteramt, eine in der Gemeindeverwaltung hervorragende, wissenschaftlich geschulte Persönlichkeit, gibt in dem vorliegenden Buche eine geschichtliche Darlegung des Entwicklungsganges, der bis zu dem gegenwärtigen Gesetze geführt hat, und einen Commentar zu den einzelnen Paragraphen des Gesetzes. Geradeso wie das Steuerreformwerk selber, so ist auch diese Erläuterung aus einem lebendigen Zusammenhange mit den Erkenntnissen und Fortschritten der Steuerwissenschaft hervorgegangen. Dieselbe wird daher nicht nur das Verständniß des Gesetzes in den weiten dadurch betroffenen Kreisen fördern, sondern auch zu der so wünschenswerthen Ausbreitung staatswissenschaftlicher und finanzieller Bildung beitragen. Insbesondere werden die Gemeindeverwaltungen, städtischen Körperschaften, Vertretungen der Bürgerschaft und der Kreiseingesessenen, daraus großen Nutzen ziehen; das neue Gesetz selber aber wird so viel leichter in die Gewöhnungen übergehen.

o. **Rheinlieder.** Aus dem Munde der Dichter ausgewählt von Carl Hessel. Coblenz, W. Groos'sche Hofbuchhandlung. 1894.

Unerschöpflich ist die Fülle der Lieder, die den Rhein verherrlichen: die Sage, die Legende hat seine blühenden Ufer mit ihren unverwelklichen Kränzen geschmückt, und die stolzesten nationalen Erinnerungen verbinden sich mit seinem Namen. Aus einem solchen Schatze von Poesie zu wählen, ist schwer; doch der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hat mit sicherer Hand herausgegriffen, was seinem Zweck entsprach und es sinnig zu Gruppen geordnet, in denen der Rhein als deutscher Strom gefeiert, das Leben am Rhein geschildert, der Rheinwein gepriesen, das rheinische Land in Vorzeit und Gegenwart besungen und mit einem Blick in seine Nebenthäler geschlossen wird. Kaum ein deutscher Dichter von irgend welchem Belang, der hier nicht mit einem Liede vertreten wäre; die mundartliche Dichtung, alemannisch, pfälzisch, der Dialekt von Coblenz und das Kölner Platt mischen sich hinein, und die Stimmen fremder Völker und ferner Jahrhunderte fehlen nicht im volltönigen Chor: Ausonius, der Poet von Burdigala und Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitiers singen in lateinischen, Byron und Mrs. Norton in englischen, Nicolas Martin in französischen Versen, vom Herausgeber vortrefflich verdeutscht, das Lob des Rheines. Die Alpenrose, die Gottfried Keller hineinwirft, wird uns für immer theuer sein, als ein schönes Symbol der poetischen Gemeinschaft zwischen Deutschland und der Schweiz.

π. **Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von Ludwig Anzengruber.** Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Das Buch enthält Manches, was besser im Nachlaß verblieben wäre. Namentlich in den „Mären aus alter Zeit" schreitet der Dichter unsicher auf ungewohntem Boden; und ebenso zeigt er sich in den „Skizzen", die in der Mehrzahl großstädtisches Leben darstellen wollen, nicht von seiner stärksten Seite. Doch reichlich entschädigen uns eine Anzahl der „Dorfgänge", wo mit schalkhafter Anmuth, längst bekannt und doch wieder neu, ein fröhlich-lebendiges Völkchen an uns vorübergleitet, aber auch herbe Schicksale sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit erfüllen. Anzengruber hat selten Großes geleistet, wenn er aus seiner ureigenen Sphäre heraus trat; den unübertrefflichen Darsteller ländlichen Lebens aber im Gedächtniß unsres Volkes lebendig zu erhalten, wird auch dieser Band ein Gutes beitragen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. October zugegangen sind, verzeichnen wir, nähere Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Vom Kätzchen. Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Osterwyck. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Altenkrüger. — Friedrich Nicolai's Jugendschriften. Von Ernst Altenkrüger. Berlin, Carl Heymann. 1894.

Astor. — A journey in other worlds. A romance of the future. By John Jacob Astor. Third edition. Berlin, Carl Ulrich & Co. 1894.

Auch ein paar nüchterne Betrachtungen über die Frauenfrage. Von einer Frau. Bad Ems, Robert Sommer.

Babré. — Le nabab René Madec. Par Émile Babré. Paris, Félix Alcan. 1894.

Berger. — Daheim und Draußen. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Blennerhassett. — Talleyrand. Eine Studie von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Erster Band. München, C. H. Beck. 1894.

Böttcher. — Von sonnigen Küsten. Mittelmeer-Briefe von Karl Böttcher. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Vierte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1894.

Dahms. — Die Frau im Staats- und Gemeindedienst. Von Gustav Dahms. Berlin, Richard Taendler. 1894.

Die Epigonen der Raubritter. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte unseres Jahrhunderts. Stuttgart, Robert Lutz. 1894.

Ebner-Eschenbach. — Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. — Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Herausgegeben von A. v. d. Linden. Dritter Band. Leipzig, H. Barsdorf. 1895.

Ellinger. — E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894.

Emants. — Liitib. Ein Gedicht in drei Gesängen von Marcellus Emants. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crous. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895.

Ernst. — Litterarische Charakterbilder. Von Adolf Wilhelm Ernst. Erste Lieferung. Hamburg, Conrad Kloß. 1894.

Evangelium oder Menschensatzung? Die Greifswalder Petition in Sachen des neuen preußischen Agendenentwurfs erläutert, angegriffen, vertheidigt. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Fedorowicz. — Aphorismen. Von Wladislaw von Fedorowicz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Franke. — Die Entwicklungsgeschichte des sittlichen Gefühls und die Pädagogik. Von Th. Franke. Bielefeld, A. Helmich.

Fränkel. — Der Kampf gegen die Margarine. Von Dr. Heinrich Fränkel. Weimar, R. Wagner Sohn. 1894.

Frapan. — In Wasser und zu Lande. Novellen von Ilse Frapan. — Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Freise. — Unkraut. Ein Liederbüchlein von Hermann Freise. Metz, G. Scriba. 1894.

Frimmel. — Handbuch der Gemäldekunde von Dr. Theodor v. Frimmel. Leipzig, J. J. Weber. 1894.

Fuchs. — Sanctus Diabolus. Märchen und Reime von Georg Fuchs. München, Verlag der Allgemeinen Kunstchronik. 1894.

Giessler. — Wegweiser zu einer Psychologie des Geruches. Von Dr. phil. Carl Max Giessler. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1894.

Goethe. — Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joh. Wolfgang von Goethe. Schulausgabe von Dr. W. Büchner. Essen, G. D. Bädeker. 1894.

Glasenapp. — Das Leben Richard Wagner's in sechs Bänden dargestellt von Carl Fr. Glasenapp. Erster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

Gregorovius. — Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Herman von Petersdorff. Mit einem Bildnis von Ferdinand Gregorovius. Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Guillaume. — Procès-verbeaux du comité d'instruction publique de la convention nationale publies et annotés par M. J. Guillaume. Tome deuxième. Paris, Imprimerie nationale. 1894.

Hensel. — Carl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Geschildert von S. Hensel. Berlin, B. Behr. 1894.

Hoffmann. — Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Hucke. — Das Geld-Problem und die soziale Frage. Von Julius Hucke. Berlin, Mitscher & Röstell. 1894.

Jensen. — Edrystone. Von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Katscher. — Schuldlos verurtheilt. Anregungen, Betrachtungen, Erzählungen von Leopold Katscher. Leipzig, Alfred Janssen. 1895.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Lieferung 5—7. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1894.

Krauß. — Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinen nachgelassenen Papieren von Rudolf Krauß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Kühnle. — Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. Auf Grund eigner Erlebnisse erzählt von Wilhelm Kühnle. Stuttgart, Robert Lutz. 1894.

Kurt. — Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmann's. Von Dr. R. Kurt. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1894.

Lepsius. — Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig, Akademische Buchhandlung W. Faber. 1895.

Lichtwark. — Markartbouquet und Blumenstrauß. Von Alfred Lichtwark. — Wege und Ziele des Dilettantismus. Von Alfred Lichtwark. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1894.

Maack. — Heimweh und Verbrechen. Von Dr. med. Ferdinand Maack. Leipzig, Bacmeister.

Mahn. — Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus. Von Dr. Paul Mahn. Berlin, R. Neumeister. 1894.

Meinhard. — Wider den Strom. Vermischte Gedichte ernsten Inhalts von Heinrich Meinhard. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Mémoires du général Thiébault, publiés d'après le manuscrit original par Fernaud Calmettes. III. 1799—1806. Troisième édition. Paris, Librairie Plon. 1894.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Sechster Band. Erbit bis Gaimersheim. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Misch. — Der Irrweg. Roman von Robert Misch. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895.

Moleschott. — Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen von Jac. Moleschott. Gießen, Emil Roth. 1895.

Nurel. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 13. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Nabert. — Die Bedrängniß des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn. Von H. Naberl. Stuttgart, Robert Lutz. 1894.

Negri. — Schicksal (Fatalità). Gedichte von Ada Negri. Aus Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Alexander Duncker. 1894.

Nicoullaud. — Casimir Périer, député de l'opposition, 1817—1830. Paris, Librairie Plon. 1894.

Nordheim. — Die Erlösung des Christenthums auf Grundlage der Entwicklungslehre. Von P. Nordheim. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Oldenberg. — Die Religion des Veda. Von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894.

Pecht. — Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen von Friedrich Pecht. 2. Bd. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1894.

Pierson. — Preußische Geschichte von William Pierson. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Mit einem Stahlstich Kaiser Wilhelm's I. und einer historischen Karte von Heinrich Kiepert. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Julius Petri in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Zwölftes Capitel.

Es war spät, als man aufbrach. Schon bald nach Zehn hatte Effi zu Gieshübler gesagt: „es sei nun wohl Zeit; Fräulein Trippelli, die den Zug nicht versäumen dürfe, müsse ja schon um sechs von Kessin aufbrechen," die daneben stehende Trippelli aber, die diese Worte gehört, hatte mit der ihr eigenen ungenirten Beredtsamkeit gegen solche zarte Rücksichtsnahme protestirt. „Ach, meine gnädigste Frau, Sie glauben, daß unsereins einen regelmäßigen Schlaf braucht, das trifft aber nicht zu; was wir regelmäßig brauchen, heißt Beifall und hohe Preise. Ja, lachen Sie nur. Außerdem, so 'was lernt man, kann ich auch im Coupé schlafen, in jeder Situation und sogar auf der linken Seite und brauche nicht einmal das Kleid aufzumachen. Freilich bin ich auch nie eingepreßt; Brust und Lunge müssen immer frei sein, und vor Allem das Herz. Ja, meine gnädigste Frau, das ist die Hauptsache. Und dann das Capitel Schlaf überhaupt, — die Menge thut es nicht, was entscheidet, ist die Qualität; ein guter Nicker von fünf Minuten ist besser als fünf Stunden unruhige 'Rumdreherei, 'mal links, 'mal rechts. Uebrigens schläft man in Rußland wundervoll, trotz des starken Thees. Es muß die Luft machen oder das späte Diner oder weil man so verwöhnt wird. Sorgen gibt es in Rußland nicht; darin — im Geldpunkt sind beide gleich — ist Rußland noch besser als Amerika."

Nach dieser Erklärung der Trippelli hatte Effi von allen Mahnungen zum Aufbruch Abstand genommen, und so war Mitternacht herangekommen. Man trennte sich heiter und herzlich und mit einer gewissen Vertraulichkeit.

Der Weg von der Mohrenapotheke bis zur landräthlichen Wohnung war ziemlich weit; er kürzte sich aber dadurch, daß Pastor Lindequist bat, Innstetten und Frau eine Strecke begleiten zu dürfen; ein Spaziergang unterm Sternenhimmel sei das Beste, um über Gieshübler's Rheinwein hinwegzukommen. Unterwegs wurde man natürlich nicht müde, die verschiedensten Trippelliana

heranzuziehen; Effi begann mit dem, was ihr in Erinnerung geblieben, und gleich nach ihr kam der Pastor an die Reihe. Dieser, ein Ironikus, hatte die Trippelli, wie nach vielem sehr Weltlichen, so schließlich auch nach ihrer kirchlichen Richtung befragt und dabei von ihr in Erfahrung gebracht, daß sie nur eine Richtung kenne, die orthodoxe. Ihr Vater sei freilich ein Rationalist gewesen, fast schon ein Freigeist, weshalb er auch den Chinesen am liebsten auf dem Gemeindekirchhof gehabt hätte; sie ihrerseits sei aber ganz entgegengesetzter Ansicht, trotzdem sie persönlich des großen Vorzugs genieße, gar nichts zu glauben. Aber sie sei sich in ihrem entschiedenen Nichtglauben doch auch jeden Augenblick bewußt, daß das ein Specialluxus sei, den man sich nur als Privatperson gestatten könne. Staatlich höre der Spaß auf, und wenn ihr das Cultusministerium oder gar ein Consistorialregiment unterstünde, so würde sie mit unnachsichtiger Strenge vorgehen. „Ich fühle so 'was von einem Torquemada in mir."

Innstetten war sehr erheitert und erzählte seinerseits, daß er etwas so Heikles, wie das Dogmatische, geflissentlich vermieden, aber dafür das Moralische desto mehr in den Vordergrund gestellt habe. Hauptthema sei das Verführerische gewesen, das beständige Gefährdetsein, das in allem öffentlichen Auftreten liege, worauf die Trippelli leichthin und nur mit Betonung der zweiten Satzhälfte geantwortet habe: „Ja, beständig gefährdet; am meisten die Stimme."

Unter solchem Geplauder war, ehe man sich trennte, der Trippelli-Abend noch einmal an ihnen vorübergezogen und erst drei Tage später hatte sich Gieshübler's Freundin durch ein von Petersburg aus an Effi gerichtetes Telegramm noch einmal in Erinnerung gebracht. Es lautete: Madame la Baronne d'Innstetten, née de Briest. Bien arrivée. Prince K. à la gare. Plus épris de moi que jamais. Mille fois merci de votre bon accueil. Compliments empressés à Monsieur le Baron. Marietta Trippelli.

Innstetten war entzückt und gab diesem Entzücken lebhafteren Ausdruck als Effi begreifen konnte.

„Ich verstehe Dich nicht, Geert."

„Weil Du die Trippelli nicht verstehst. Mich entzückt die Echtheit; Alles da, bis auf das Pünktchen überm i."

„Du nimmst also Alles als eine Komödie."

„Aber als was sonst? Alles berechnet für dort und für hier, für Kotschukoff und für Gieshübler. Gieshübler wird wohl eine Stiftung machen, vielleicht auch bloß ein Legat für die Trippelli."

Die musikalische Soirée bei Gieshübler hatte Mitte December stattgefunden, gleich danach begannen die Vorbereitungen für Weihnachten, und Effi, die sonst schwer über diese Tage hingekommen wäre, segnete es, daß sie selber einen Hausstand hatte, dessen Ansprüche befriedigt werden mußten. Es galt nachsinnen, fragen, anschaffen, und das Alles ließ trübe Gedanken nicht aufkommen. Am Tage vor Heiligabend trafen Geschenke von den Eltern aus Hohen-Cremmen ein, und mit in die Kiste waren allerhand Kleinigkeiten aus dem Cantorhause gepackt: wunderschöne Reinetten von einem Baum, den

Effi und Jahnke vor mehreren Jahren gemeinschaftlich oculirt hatten, und dazu braune Puls- und Kniewärmer von Bertha und Hertha. Hulda schrieb nur wenige Zeilen, weil sie, wie sie sich entschuldigte, für X. noch eine Reisedecke zu stricken habe. „Was einfach nicht wahr ist," sagte Effi. „Ich wette, X. existirt gar nicht. Daß sie nicht davon lassen kann, sich mit Anbetern zu umgeben, die nicht da sind!"

Und so kam Heiligabend heran.

Innstetten selbst baute auf für seine junge Frau, der Baum brannte und ein kleiner Engel schwebte oben in Lüften. Auch eine Krippe war da mit hübschen Transparenten und Inschriften, deren eine sich, in leiser Andeutung, auf ein dem Innstetten'schen Hause für nächstes Jahr bevorstehendes Ereigniß bezog. Effi las es und erröthete. Dann ging sie auf Innstetten zu, um ihm zu danken, aber eh' sie dies konnte, flog, nach altpommerschem Weihnachtsbrauch, ein Julklapp in den Hausflur: eine große Kiste, drin eine Welt von Dingen steckte. Zuletzt fand man die Hauptsache, ein zierliches, mit allerlei japanischen Bildchen überklebtes Morsellenkästchen, dessen eigentlichem Inhalt auch noch ein Zettelchen beigegeben war. Es hieß da:

Drei Könige kamen zum Heiligenchrist,
Mohrenkönig einer gewesen ist; —
Ein Mohrenapothekerlein
Erscheinet heute mit Spezerein,
Doch statt Weihrauch und Myrrhen, die nicht zur Stelle
Bringt er Pistazien- und Mandel-Morselle.

Effi las es zwei-, dreimal und freute sich darüber. „Die Huldigungen eines guten Menschen haben doch etwas besonders Wohlthuendes. Meinst Du nicht auch, Geert?"

„Gewiß meine ich das. Es ist eigentlich das Einzige, was einem Freude macht oder wenigstens Freude machen sollte. Denn Jeder steckt noch so nebenher in allerhand dummem Zeuge drinn. Ich auch. Aber freilich, man ist wie man ist."

Der erste Feiertag war Kirchtag, am zweiten war man bei Borcke's draußen, Alles zugegen, mit Ausnahme von Grafenabb's, die nicht kommen wollten, „weil Sidonie nicht da sei", was man als Entschuldigung allseitig ziemlich sonderbar fand. Einige tuschelten sogar: „Umgekehrt; gerade deshalb hätten sie kommen sollen." Am Sylvester war Reffourcenball, auf dem Effi nicht fehlen durfte und auch nicht wollte, denn der Ball gab ihr Gelegenheit, endlich einmal die ganze Stadtflora beisammen zu sehen. Johanna hatte mit den Vorbereitungen zum Ballstaate für ihre Gnäd'ge vollauf zu thun, Gieshübler, der, wie Alles, so auch ein Treibhaus hatte, schickte Camelien, und Innstetten, so knapp bemessen die Zeit für ihn war, fuhr am Nachmittage noch über Land nach Papenhagen, wo drei Scheunen abgebrannt waren.

Es war ganz still im Hause. Kristel, beschäftigungslos, hatte sich schläfrig eine Fußbank an den Herd gerückt, und Effi zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie sich, zwischen Spiegel und Sopha, an einen kleinen, eigens zu diesem Zweck zurecht gemachten Schreibtisch setzte, um von hier aus an die

Mama zu schreiben, der sie für Weihnachtsbrief und Weihnachtsgeschenke bis dahin bloß in einer Karte gedankt, sonst aber seit Wochen keine Nachricht gegeben hatte.

„Kessin, 31. December. Meine liebe Mama! Das wird nun wohl ein langer Schreibebrief werden, denn ich habe — die Karte rechnet nicht — lange nichts von mir hören lassen. Als ich das letzte Mal schrieb, steckte ich noch in den Weihnachtsvorbereitungen, jetzt liegen die Weihnachtstage schon zurück. Innstetten und mein guter Freund Gieshübler hatten Alles aufgeboten, mir den heiligen Abend so angenehm wie möglich zu machen, aber ich fühlte mich doch ein wenig einsam und bangte mich nach Euch. Ueberhaupt, so viel Ursache ich habe, zu danken und froh und glücklich zu sein, ich kann ein Gefühl des Alleinseins nicht ganz los werden, und wenn ich mich früher, vielleicht mehr als nöthig, über Hulda's ewige Gefühlsthräne moquirt habe, so werde ich jetzt dafür bestraft und habe selber mit dieser Thräne zu kämpfen. Denn Innstetten darf es nicht sehen. Ich bin aber sicher, daß das Alles besser werden wird, wenn unser Hausstand sich mehr belebt, und das wird der Fall sein, meine liebe Mama. Was ich neulich andeutete, das ist nun Gewißheit, und Innstetten bezeugt mir täglich seine Freude darüber. Wie glücklich ich selber im Hinblick darauf bin, brauche ich nicht erst zu versichern, schon weil ich dann Leben und Zerstreuung um mich her haben werde oder, wie Geert sich ausdrückt, „ein liebes Spielzeug". Mit diesem Worte wird er wohl Recht haben, aber er sollte es lieber nicht gebrauchen, weil es mir immer einen kleinen Stich gibt und mich dann erinnert, wie jung ich bin, und daß ich noch halb in die Kinderstube gehöre. Diese Vorstellung verläßt mich nicht (Geert meint, es sei krankhaft), und bringt es zu Wege, daß das, was mein höchstes Glück sein sollte, doch fast noch mehr eine beständige Verlegenheit für mich ist. Ja, meine liebe Mama, als die guten Flemming'schen Damen sich neulich nach allem Möglichen erkundigten, war mir zu Muth, als stünd' ich schlecht vorbereitet in einem Examen, und ich glaube auch, daß ich recht dumm geantwortet habe. Verdrießlich war ich auch. Denn manches, was wie Theilnahme aussieht, ist doch bloß Neugier und wirkt um so zudringlicher, als ich ja noch lange, bis in den Sommer hinein, auf das frohe Ereigniß zu warten habe. Ich denke, die ersten Julitage. Dann mußt Du kommen oder noch besser, sobald ich einigermaßen wieder bei Wege bin, komme ich, nehme hier Urlaub und mache mich auf nach Hohen-Cremmen. Ach, wie ich mich darauf freue und auf die havelländische Luft — hier ist es fast immer rauh und kalt — und dann jeden Tag eine Fahrt ins Luch, Alles roth und gelb, und ich sehe schon, wie das Kind die Hände danach streckt, denn es wird doch wohl fühlen, daß es eigentlich da zu Hause ist. Aber das schreibe ich nur Dir. Innstetten darf nicht davon wissen und auch Dir gegenüber muß ich mich wie entschuldigen, daß ich mit dem Kinde nach Hohen-Cremmen will und mich heute schon anmelde, statt Dich, meine liebe Mama, dringend und herzlich nach Kessin hin einzuladen, das ja doch jeden Sommer fünfzehnhundert Badegäste hat und Schiffe mit allen möglichen Flaggen und sogar ein Dünenhôtel. Aber daß ich so wenig Gastlichkeit zeige, das macht nicht.

daß ich ungastlich wäre, so sehr bin ich nicht aus der Art geschlagen, das macht einfach unser landräthliches Haus, das, so viel Hübsches und Apartes es hat, doch eigentlich gar kein richtiges Haus ist, sondern nur eine Wohnung für zwei Menschen, und auch das kaum, denn wir haben nicht einmal ein Eßzimmer, was doch génant ist, wenn ein paar Personen zu Besuch sich einstellen. Wir haben freilich noch Räumlichkeiten im ersten Stock, einen großen Saal und vier kleine Zimmer, aber sie haben alle etwas wenig Einladendes, und ich würde sie Rumpelkammern nennen, wenn sich etwas Gerümpel darin vorfände; sie sind aber ganz leer, ein paar Binsenstühle abgerechnet, und machen, das Mindeste zu sagen, einen sehr sonderbaren Eindruck. Nun wirst Du wohl meinen, das Alles sei ja leicht zu ändern. Aber es ist nicht zu ändern; denn das Haus, das wir bewohnen, ist ... ist ein Spukhaus; da ist es heraus. Ich beschwöre Dich übrigens, mir auf diese meine Mittheilung nicht zu antworten, denn ich zeige Innstetten immer Eure Briefe, und er wäre außer sich, wenn er erführe, daß ich Dir das geschrieben. Ich hätte es auch nicht gethan und zwar um so weniger, als ich seit vielen Wochen in Ruhe geblieben bin und aufgehört habe, mich zu ängstigen; aber Johanna sagt mir, es käme immer 'mal wieder, namentlich wenn wer Neues im Hause erschiene. Und ich kann Dich doch einer solchen Gefahr oder, wenn das zu viel gesagt ist, einer solchen eigenthümlichen und unbequemen Störung nicht aussetzen! Mit der Sache selber will ich Dich heute nicht behelligen, jedenfalls nicht ausführlich. Es ist eine Geschichte von einem alten Capitän, einem sogenannten Chinafahrer, und seiner Enkelin, die mit einem hiesigen jungen Capitän eine kurze Zeit verlobt war und an ihrem Hochzeitstage plötzlich verschwand. Das möchte hingeh'n. Aber was wichtiger ist, ein junger Chinese, den ihr Vater aus China mit zurückgebracht hatte und der erst der Diener und dann der Freund des Alten war, der starb kurze Zeit danach und ist an einer einsamen Stelle neben dem Kirchhof begraben worden. Ich bin neulich da vorüber gefahren, wandte mich aber rasch ab und sah nach der andern Seite, weil ich glaube, ich hätte ihn sonst auf dem Grabe sitzen sehen. Denn ach, meine liebe Mama, ich habe ihn einmal wirklich gesehen, oder es ist mir wenigstens so vorgekommen, als ich fest schlief und Innstetten auf Besuch beim Fürsten war. Es war schrecklich; ich möchte so 'was nicht wieder erleben. Und in ein solches Haus, so hübsch es sonst ist (es ist sonderbarer Weise gemüthlich und unheimlich zugleich), kann ich Dich doch nicht gut einladen. Und Innstetten, trotzdem ich ihm schließlich in vielen Stücken zustimmte, hat sich dabei, so viel möcht' ich sagen dürfen, auch nicht ganz richtig benommen. Er verlangte von mir, ich solle das Alles als alten Weiberunsinn ansehen und darüber lachen, aber mit einem Male schien er doch auch wieder selber daran zu glauben, und stellte mir zugleich die sonderbare Zumuthung, einen solchen Hausspuk als etwas Vornehmes und Altadeliges anzusehen. Das kann ich aber nicht und will es auch nicht. Er ist in diesem Punkte, so gütig er sonst ist, nicht gütig und nachsichtig genug gegen mich. Denn daß es Etwas damit ist, das weiß ich von Johanna und weiß es auch von unserer Frau Kruse. Das ist nämlich unsere Kutscherfrau, die mit einem schwarzen Huhn beständig in einer überheizten Stube sitzt.

Dies allein schon ist ängstlich genug. Und nun weißt Du, warum i ch kommen will, wenn es erst so weit ist. Ach, wäre es nur erst so weit. Es sind so viele Gründe, warum ich es wünsche. Heute Abend haben wir Sylvesterball, und Gieshübler — der einzig nette Mensch hier, trotzdem er eine hohe Schulter hat, oder eigentlich schon etwas mehr — Gieshübler hat mir Camelien geschickt. Ich werde doch vielleicht tanzen. Unser Arzt sagt, es würde mir nichts schaden, im Gegentheil. Und Innstetten, was mich fast überraschte, hat auch eingewilligt. Und nun grüße und küsse Papa und all' die andern Lieben. Glückauf zum neuen Jahr. Deine Effi."

Dreizehntes Capitel.

Der Sylvesterball hatte bis an den frühen Morgen gedauert, und Effi war ausgiebig bewundert worden, freilich nicht ganz so anstandslos wie das Camelienbouquet, von dem man wußte, daß es aus dem Gieshübler'schen Treibhause kam. Im Uebrigen blieb auch nach dem Sylvesterball Alles beim Alten, kaum daß Versuche gesellschaftlicher Annäherung gemacht worden wären, und so kam es denn, daß der Winter als recht lange dauernd empfunden wurde. Besuche seitens der benachbarten Adelsfamilien fanden nur selten statt, und dem pflichtschuldigen Gegenbesuche ging in einem halben Trauertone jedesmal die Bemerkung voraus: „Ja, Geert, wenn es durchaus sein muß, aber ich vergehe vor Langerweile." Worte, denen Innstetten nur immer zustimmte. Was an solchen Besuchsnachmittagen über Familie, Kinder, auch Landwirthschaft gesagt wurde, mochte gehen; wenn dann aber die kirchlichen Fragen an die Reihe kamen und die mitanwesenden Pastoren wie kleine Päpste behandelt wurden, oder sich auch wohl selbst als solche ansahen, dann riß Effi der Faden der Geduld, und sie dachte mit Wehmuth an Niemeyer, der immer zurückhaltend und anspruchslos war, trotzdem es bei jeder größeren Feierlichkeit hieß, er habe das Zeug, an den „Dom" berufen zu werden. Mit den Borckes, den Flemmings, den Grafenabbs, so freundlich die Familien, von Sidonie Grafenabb abgesehen, gesinnt waren — es wollte mit Allen nicht so recht gehen, und es hätte mit Freude, Zerstreuung und auch nur leidlichem sich Behaglichfühlen manchmal recht schlimm gestanden, wenn Gieshübler nicht gewesen wäre. Der sorgte für Effi, wie eine kleine Vorsehung, und sie wußte es ihm auch Dank. Natürlich war er, neben allem Anderen, auch ein eifriger und aufmerksamer Zeitungsleser, ganz zu geschweigen, daß er an der Spitze des Journalzirkels stand, und so verging denn fast kein Tag, wo nicht Mirambo ein großes, weißes Couvert gebracht hätte, mit allerhand Blättern und Zeitungen, in denen die betreffenden Stellen angestrichen waren, meist eine kleine, feine Bleistiftlinie, mitunter aber auch dick mit Blaustift und ein Ausrufungs- oder Fragezeichen daneben. Und dabei ließ er es nicht bewenden; er schickte auch Feigen und Datteln, Chokoladentafeln in Satinpapier und ein rothes Bändchen drum, und wenn etwas besonders Schönes in seinem Treibhaus blühte, so brachte er es selbst und hatte dann eine glückliche Plauderstunde mit der ihm so sympathischen jungen Frau, für die er alle schönen

Liebesgefühle durch und neben einander hatte, die des Vaters und Onkels, des Lehrers und Verehrers. Effi war gerührt von dem allen und schrieb öfters darüber nach Hohen-Cremmen, so daß die Mama sie mit ihrer „Liebe zum Alchymisten" zu necken begann; aber diese wohlgemeinten Neckereien verfehlten ihren Zweck, ja berührten sie beinahe schmerzlich, weil ihr, wenn auch unklar, dabei zum Bewußtsein kam, was ihr in ihrer Ehe eigentlich fehlte: Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten. Innstetten war lieb und gut, aber ein Liebhaber war er nicht. Er hatte das Gefühl, Effi zu lieben, und das gute Gewissen, daß es so sei, ließ ihn von besonderen Anstrengungen absehen. Es war fast zur Regel geworden, daß er sich, wenn Friedrich die Lampe brachte, aus seiner Frau Zimmer in sein eigenes zurückzog. „Ich habe da noch eine verzwickte Geschichte zu erledigen." Und damit ging er. Die Portière blieb freilich zurückgeschlagen, so daß Effi das Blättern in dem Aktenstück oder das Kritzeln seiner Feder hören konnte, aber das war auch Alles. Rollo kam dann wohl und legte sich vor sie hin auf den Kamineppich, als ob er sagen wolle: „Muß nur 'mal wieder nach Dir sehen; ein Anderer thut's doch nicht." Und dann beugte sie sich nieder und sagte leise: „Ja, Rollo, wir sind allein." Um Neun erschien dann Innstetten wieder zum Thee, meist die Zeitung in der Hand, sprach vom Fürsten, der wieder viel Aerger habe, zumal über diesen Eugen Richter, dessen Haltung und Sprache ganz unqualificirbar seien, und ging dann die Ernennungen und Ordensverleihungen durch, von denen er die meisten beanstandete. Zuletzt sprach er von den Wahlen, und daß es ein Glück sei, einem Kreise vorzustehen, in dem es noch Respect gäbe. War er damit durch, so bat er Effi, daß sie 'was spiele, aus Lohengrin oder aus der Walküre, denn er war ein Wagner-Schwärmer. Was ihn zu diesem hinübergeführt hatte, war ungewiß; Einige sagten seine Nerven, denn so nüchtern er schien, eigentlich war er nervös; Andere schoben es auf Wagner's Stellung zur Judenfrage. Wahrscheinlich hatten beide Recht. Um Zehn war Innstetten dann abgespannt und erging sich in ein paar wohlgemeinten, aber etwas müden Zärtlichkeiten, die sich Effi gefallen ließ, ohne sie recht zu erwidern.

* * *

So verging der Winter, der April kam, und in dem Garten hinter dem Hofe begann es zu grünen, worüber sich Effi freute; sie konnte gar nicht abwarten, daß der Sommer komme mit seinen Spaziergängen am Strand und seinen Badegästen. Wenn sie so zurückblickte, der Trippelli-Abend bei Gieshübler und dann der Sylvesterball, ja, das ging, das war etwas Hübsches gewesen; aber die Monate, die dann gefolgt waren, die hatten doch viel zu wünschen übrig gelassen, und vor Allem waren sie so monoton gewesen, daß sie sogar 'mal an die Mama geschrieben hatte: „Kannst Du Dir denken, Mama, daß ich mich mit unsrem Spuk beinah' ausgesöhnt habe? Natürlich die schreckliche Nacht, wo Geert drüben beim Fürsten war, die möcht' ich nicht noch einmal durchmachen, nein, gewiß nicht; aber das immer Alleinsein und so gar nichts Erleben, das hat doch auch sein Schweres, und wenn ich dann in der Nacht

aufwache, dann horche ich mitunter hinauf, ob ich nicht die Schuhe schleifen höre, und wenn Alles still bleibt, so bin ich fast wie enttäuscht und sage mir: wenn es doch nur wiederkäme, nur nicht zu arg und nicht zu nah."

Das war im Februar, daß Effi so schrieb, und nun war beinahe Mai. Drüben in der Plantage belebte sich's schon wieder, und man hörte die Finken schlagen. Und in derselben Woche war es auch, daß die Störche kamen, und einer schwebte langsam über ihr Haus hin und ließ sich dann auf einer Scheune nieder, die neben Utpatel's Mühle stand. Das war seine alte Raststätte. Auch über dies Ereigniß berichtete Effi, die jetzt überhaupt häufiger nach Hohen-Cremmen schrieb, und es war in demselben Briefe, daß es am Schlusse hieß: „Etwas, meine liebe Mama, hätte ich beinah' vergessen: den neuen Landwehrbezirkscommandeur, den wir nun schon beinah' vier Wochen hier haben. Ja, haben wir ihn wirklich? Das ist die Frage, und eine Frage von Wichtigkeit dazu, so sehr Du darüber lachen wirst und auch lachen mußt, weil Du den gesellschaftlichen Nothstand nicht kennst, in dem wir uns nach wie vor befinden. Oder wenigstens ich, die ich mich mit dem Adel hier nicht gut zurecht finden kann. Vielleicht meine Schuld. Aber das ist gleich. Thatsache bleibt: Nothstand, und deshalb sah ich, durch all' diese Winterwochen hin, dem neuen Bezirkscommandeur wie einem Trost- und Rettungsbringer entgegen. Der alte war ein Greuel, von schlechten Manieren und noch schlechteren Sitten, und zum Ueberfluß auch noch immer schlecht bei Kasse. Wir haben all' die Zeit über unter ihm gelitten, Innstetten noch mehr als ich, und als wir Anfang April hörten, Major von Crampas sei da, das ist nämlich der Name des neuen, da fielen wir uns in die Arme, als könne uns nun nichts Schlimmes mehr in diesem lieben Kessin passiren. Aber, wie schon kurz erwähnt, es scheint, trotzdem er da ist, wieder nichts werden zu wollen. Crampas ist verheirathet, zwei Kinder von zehn und acht Jahren, die Frau ein Jahr älter als er, also sagen wir fünfundvierzig. Das würde nun an und für sich nicht viel schaden, warum soll ich mich nicht mit einer mütterlichen Freundin wundervoll unterhalten können? Die Trippelli war auch nahe an Dreißig, und es ging ganz gut. Aber mit der Frau von Crampas, übrigens keine Geborne, kann es nichts werden. Sie ist immer verstimmt, beinahe melancholisch (ähnlich wie unsere Frau Kruse, an die sie mich überhaupt erinnert) und das Alles aus Eifersucht. Er, Crampas soll nämlich ein Mann vieler Verhältnisse sein, ein Damenmann, Etwas, was mir immer lächerlich ist und mir auch in diesem Falle lächerlich sein würde, wenn er nicht, um eben solcher Dinge willen, ein Duell mit einem Kameraden gehabt hätte. Der linke Arm wurde ihm dicht unter der Schulter zerschmettert, und man sieht es sofort, trotzdem die Operation, wie mir Innstetten erzählt (ich glaube, sie nennen es Resection, damals noch von Wilms ausgeführt), als ein Meisterstück der Kunst gerühmt wurde. Beide, Herr und Frau von Crampas, waren vor vierzehn Tagen bei uns, um uns ihren Besuch zu machen; es war eine sehr peinliche Situation, denn Frau von Crampas beobachtete ihren Mann so, daß er in eine halbe und ich in eine ganze Verlegenheit kam. Daß er selbst sehr anders sein kann, ausgelassen und übermüthig, davon überzeugte ich mich, als er vor

drei Tagen mit Innstetten allein war, und ich, von meinem Zimmer her, dem Gang ihrer Unterhaltung folgen konnte. Nachher sprach auch ich ihn. Vollkommener Cavalier, ungewöhnlich gewandt. Innstetten war während des Krieges in derselben Brigade mit ihm, und sie haben sich im Norden von Paris bei Graf Gröben öfter gesehen. Ja, meine liebe Mama, das wäre nun also Etwas gewesen, um in Kessin ein neues Leben beginnen zu können; er, der Major, hat auch nicht die pommerschen Vorurtheile, trotzdem er in Schwedisch-Pommern zu Hause sein soll. Aber die Frau! Ohne sie geht es natürlich nicht, und mit ihr erst recht nicht."

* * *

Effi hatte ganz recht gehabt, und es kam wirklich zu keiner weiteren Annäherung mit dem Crampas'schen Paare. Man sah sich 'mal bei der Borcke'schen Familie draußen, ein andermal ganz flüchtig auf dem Bahnhof und wenige Tage später auf einer Boot- und Vergnügungsfahrt, die nach einem am Breitling gelegenen großen Buchen- und Eichenwalde, der „der Schnatermann" hieß, gemacht wurde; es kam aber über kurze Begrüßungen nicht hinaus, und Effi war froh, als Anfang Juni die Saison sich ankündigte. Freilich fehlte es noch an Badegästen, die vor Johanni überhaupt nur in Einzelexemplaren einzutreffen pflegten, aber schon die Vorbereitungen waren eine Zerstreuung In der Plantage wurden Carousel und Scheibenstände hergerichtet, die Schiffersleute kalfaterten und strichen ihre Boote, jede kleine Wohnung erhielt neue Gardinen, und die Zimmer, die feucht lagen, also den Schwamm unter der Diele hatten, wurden ausgeschwefelt und dann gelüftet.

Auch in Effi's eigener Wohnung, freilich um eines anderen Ankömmlings als der Badegäste willen, war Alles in einer gewissen Erregung; selbst Frau Kruse wollte mitthun, so gut es ging. Aber davor erschrak Effi lebhaft und sagte: „Geert, daß nur die Frau Kruse nichts anfaßt; da kann nichts werden, und ich ängstige mich schon gerade genug." Innstetten versprach auch Alles, Kristel und Johanna hätten ja Zeit genug, und um seiner jungen Frau Gedanken überhaupt in eine andere Richtung zu bringen, ließ er das Thema der Vorbereitungen ganz fallen und fragte statt dessen, ob sie denn schon bemerkt habe, daß drüben ein Badegast eingezogen sei, nicht gerade der erste, aber doch einer der ersten.

„Ein Herr?"

„Nein, eine Dame, die schon früher hier war, jedesmal in derselben Wohnung. Und sie kommt immer so früh, weil sie's nicht leiden kann, wenn Alles schon so voll ist."

„Das kann ich ihr nicht verdenken. Und wer ist es denn?"

„Die verwittwete Registrator Rode."

„Sonderbar. Ich habe mir Registratorwittwen immer arm gedacht."

„Ja," lachte Innstetten, „das ist die Regel. Aber hier hast Du eine Ausnahme. Jedenfalls hat sie mehr als ihre Wittwenpension. Sie kommt immer mit viel Gepäck, unendlich viel mehr als sie gebraucht, und scheint überhaupt eine ganz eigene Frau, wunderlich, kränklich und namentlich schwach auf den Füßen. Sie mißtraut sich deshalb auch und hat immer eine ältliche Dienerin

um sich, die kräftig genug ist, sie zu schützen oder sie zu tragen, wenn ihr 'was passirt. Diesmal hat sie eine neue. Aber doch auch wieder eine ganz ramassirte Person, ähnlich wie die Trippelli, nur noch stärker.

„O, die hab' ich schon gesehen. Gute braune Augen, die einen treu und zuversichtlich ansehen. Aber ein klein bißchen dumm."

„Richtig, das ist sie."

* * *

Das war Mitte Juni, daß Innstetten und Effi dies Gespräch hatten. Von da ab brachte jeder Tag Zuzug, und nach dem Bollwerk hin spazieren gehen, um daselbst die Ankunft des Dampfschiffes abzuwarten, wurde, wie immer um diese Zeit, eine Art Tagesbeschäftigung für die Kessiner. Effi freilich, weil Innstetten sie nicht begleiten konnte, mußte darauf verzichten, aber sie hatte doch wenigstens die Freude, die nach dem Strand und dem Strandhôtel hinausführende, sonst so menschenleere Straße sich beleben zu sehen, und war denn auch, um immer wieder Zeuge davon zu sein, viel mehr als sonst in ihrem Schlafzimmer, von dessen Fenstern aus sich Alles am besten beobachten ließ. Johanna stand dann neben ihr und gab Antwort auf ziemlich Alles, was sie wissen wollte; denn da die Meisten alljährlich wiederkehrende Gäste waren, so konnte das Mädchen nicht bloß die Namen nennen, sondern mitunter auch eine Geschichte dazu geben.

Das Alles war unterhaltlich und erheiternd für Effi. Grade am Johannistage aber traf es sich, daß kurz vor elf Uhr Vormittags, wo sonst der Verkehr vom Dampfschiff her am buntesten vorüberfluthete, statt der mit Ehepaaren, Kindern und Reisekoffern besetzten Droschken, aus der Mitte der Stadt her ein schwarz verhangener Wagen (dem sich zwei weitere Trauerkutschen anschlossen) die zur Plantage führende Straße herunter kam und vor dem der landräthlichen Wohnung gegenüber gelegenen Hause hielt. Die verwittwete Frau Registrator Rode war nämlich drei Tage vorher gestorben, und nach Eintreffen der in aller Kürze benachrichtigten Berliner Verwandten war seitens eben dieser beschlossen worden, die Todte nicht nach Berlin hin überführen, sondern auf dem Kessiner Dünenkirchhof begraben zu wollen. Effi stand am Fenster und sah neugierig auf die sonderbar feierliche Scene, die sich drüben abspielte. Die zum Begräbniß von Berlin her Eingetroffenen waren zwei Neffen mit ihren Frauen, Alle gegen Vierzig, etwas mehr oder weniger, und von beneidenswerth gesunder Gesichtsfarbe. Die Neffen, in gut sitzenden Fracks, konnten passiren, und die nüchterne Geschäftsmäßigkeit, die sich in ihrem gesammten Thun ausdrückte, war im Grunde mehr kleidsam als störend. Aber die beiden Frauen! Sie waren ganz ersichtlich bemüht, den Kessinern zu zeigen, was eigentlich Trauer sei, und trugen denn auch lange, bis an die Erde reichende schwarze Kreppschleier, die zugleich ihr Gesicht verhüllten. Und nun wurde der Sarg, auf dem einige Kränze und sogar ein Palmenwedel lagen, auf den Wagen gestellt, und die beiden Ehepaare setzten sich in die Kutschen. In die erste — gemeinschaftlich mit dem einen der beiden leidtragenden Paare — stieg auch Lindequist, hinter der zweiten Kutsche aber ging

die Hauswirthin, und neben dieser die stattliche Person, die die Verstorbene zur Aushülfe mit nach Kessin gebracht hatte. Letztere war sehr aufgeregt und schien durchaus ehrlich darin, wenn dies Aufgeregtsein auch vielleicht nicht gerade Trauer war; der sehr heftig schluchzenden Hauswirthin aber, einer Wittwe, sah man dagegen doch allzu deutlich an, daß sie sich beständig die Möglichkeit eines Extrageschenkes berechnete, trotzdem sie in der bevorzugten und von anderen Wirthinnen auch sehr beneideten Lage war, die für den ganzen Sommer vermiethete Wohnung noch einmal vermiethen zu können.

Effi, als der Zug sich in Bewegung setzte, ging in ihren hinter dem Hofe gelegenen Garten, um hier, zwischen den Buchsbaumbeeten, den Eindruck des Lieb- und Leblosen, den die ganze Scene drüben auf sie gemacht hatte, wieder los zu werden. Als dies aber nicht glücken wollte, kam ihr die Lust, statt ihrer eintönigen Gartenpromenade lieber einen weiteren Spaziergang zu machen, und zwar um so mehr, als ihr der Arzt gesagt hatte, viel Bewegung im Freien sei das Beste, was sie, bei dem, was ihr bevorstände, thun könne. Johanna, die mit im Garten war, brachte ihr denn auch Umhang, Hut und Entoutcas, und mit einem freundlichen „Guten Tag" trat Effi aus dem Hause heraus und ging auf das Wäldchen zu, neben dessen breitem chaussirten Mittelweg ein schmalerer Fußsteig auf die Dünen und das am Strand gelegene Hôtel zulief. Unterwegs standen Bänke, von denen sie jede benutzte, denn das Gehen griff sie an, und um so mehr, als inzwischen die heiße Mittagsstunde herangekommen war. Aber wenn sie saß und von ihrem bequemen Platz aus die Wagen und die Damen in Toilette beobachtete, die da hinausfuhren, so belebte sie sich wieder. Denn Heiteres sehen, war ihr wie Lebensluft. Als das Wäldchen aufhörte, kam freilich noch eine allerschlimmste Wegstelle, Sand und wieder Sand und nirgends eine Spur von Schatten; aber glücklicherweise waren hier Bohlen und Bretter gelegt, und so kam sie, wenn auch erhitzt und müde, doch in guter Laune bei dem Strandhôtel an. Drinnen im Saal wurde schon gegessen, aber hier draußen um sie her war Alles still und leer, was ihr in diesem Augenblicke denn auch das Liebste war. Sie ließ sich ein Glas Sherry und eine Flasche Biliner Wasser bringen und sah auf das Meer hinaus, das im hellen Sonnenlichte schimmerte, während es am Ufer in kleinen Wellen brandete. „Da drüben liegt Bornholm und dahinter Wisby, wovon mir Jahnke vor Zeiten immer Wunderdinge vorschwärmte. Wisby ging ihm fast noch über Lübeck und Wullenweber. Und hinter Wisby kommt Stockholm, wo das Stockholmer Blutbad war, und dann kommen die großen Ströme und dann das Nordcap, und dann die Mitternachtssonne." Und im Augenblick erfaßte sie eine Sehnsucht, das alles zu sehen. Aber dann gedachte sie wieder dessen, was ihr so nahe bevorstand, und sie erschrak fast. „Es ist eine Sünde, daß ich so leichtsinnig bin und solche Gedanken habe und mich wegträume, während ich doch an das Nächste denken müßte. Vielleicht bestraft es sich auch noch und Alles stirbt hin, das Kind und ich. Und der Wagen und die zwei Kutschen, die halten dann nicht drüben vor dem Hause, die halten dann bei uns . . . Nein, nein, ich mag hier nicht sterben, ich will hier nicht begraben sein, ich will nach Hohen-Cremmen. Und Lindequist, so

gut er ist — aber Niemeyer ist mir lieber; er hat mich getauft und eingesegnet und getraut, und Niemeyer soll mich auch begraben." Und dabei fiel eine Thräne auf ihre Hand. Dann aber lachte sie wieder. „Ich lebe ja noch und bin erst Siebzehn, und Niemeyer ist Siebenundfünfzig."

In dem Eßsaal hörte sie das Geklapper des Geschirrs. Aber mit einem Male war es ihr, als ob die Stühle geschoben würden; vielleicht stand man schon auf, und sie wollte jede Begegnung vermeiden. So erhob sie sich auch ihrerseits rasch wieder von ihrem Platz, um auf einem Umwege nach der Stadt zurückzukehren. Dieser Umweg führte sie dicht an dem Dünenkirchhof vorüber, und weil der Thorweg des Kirchhofs gerade offen stand, trat sie ein. Alles blühte hier, Schmetterlinge flogen über die Gräber hin, und hoch in den Lüften standen ein paar Möven. Es war so still und schön, und sie hätte hier gleich bei den ersten Gräbern verweilen mögen; aber weil die Sonne mit jedem Augenblick heißer niederbrannte, ging sie höher hinauf, auf einen schattigen Gang zu, den Hängeweiden und etliche an den Gräbern stehende Traueresche bildeten. Als sie bis an das Ende dieses Ganges gekommen, sah sie zur Rechten einen frisch aufgeworfenen Sandhügel, mit vier, fünf Kränzen darauf, und dicht daneben eine schon außerhalb der Baumreihe stehende Bank, darauf die gute, robuste Person saß, die, an der Seite der Hauswirthin, dem Sarge der verwittweten Registratorin als letzte Leidtragende gefolgt war. Effi erkannte sie sofort wieder und war in ihrem Herzen bewegt, die gute, treue Person, denn dafür mußte sie sie halten, in sengender Sonnenhitze hier vorzufinden. Seit dem Begräbniß waren wohl an zwei Stunden vergangen.

„Es ist eine heiße Stelle, die Sie sich da ausgesucht haben," sagte Effi, „viel zu heiß. Und wenn ein Unglück kommen soll, dann haben Sie den Sonnenstich."

„Das wär' auch das Beste."

„Wie das?"

„Dann wär' ich aus der Welt."

„Ich meine, das darf man nicht sagen, auch wenn man unglücklich ist oder wenn Einem wer gestorben ist, den man lieb hatte. Sie hatten sie wohl sehr lieb?"

„Ich? Die? J, Gott bewahre."

„Sie sind aber doch sehr traurig. Das muß doch einen Grund haben."

„Den hat es auch, gnädigste Frau."

„Kennen Sie mich?"

„Ja. Sie sind die Frau Landräthin von drüben. Und ich habe mit der Alten immer von Ihnen gesprochen. Zuletzt konnte sie nicht mehr, weil sie keine rechte Luft mehr hatte, denn es saß ihr hier und wird wohl Wasser gewesen sein; aber so lange sie noch reden konnte, redete sie immerzu. Es war 'ne richtige Berlin'sche . . ."

„Gute Frau?"

„Nein; wenn ich das sagen wollte, müßt' ich lügen. Da liegt sie nun, und man soll von einem Todten nichts Schlimmes sagen, und erst recht nicht, wenn er so kaum seine Ruhe hat. Na, die wird sie ja wohl haben! Aber sie taugte

nichts und war zänkisch und geizig, und für mich hat sie auch nicht gesorgt. Und die Verwandtschaft, die da gestern von Berlin gekommen . . . gezankt haben sie sich bis in die sinkende Nacht . . . na, die taugt auch nichts, die taugt erst recht nichts. Lauter schlechtes Volk, happig und gierig und hartherzig, und haben mir barsch und unfreundlich und mit allerlei Redensarten meinen Lohn ausgezahlt, bloß weil sie mußten und weil es bloß noch sechs Tage sind bis zum Vierteljahrsersten. Sonst hätte ich nichts gekriegt, oder bloß halb oder bloß ein Viertel. Nichts aus freien Stücken. Und einen eingerissenen Fünfmarkschein haben sie mir gegeben, daß ich nach Berlin zurückreisen kann; na, es reicht so gerade für die vierte Klasse, und ich werde wohl auf meinem Koffer sitzen müssen. Aber ich will auch gar nicht; ich will hier sitzen bleiben und warten, bis ich sterbe . . . Gott, ich dachte nun 'mal Ruhe zu haben und hätte auch ausgehalten bei der Alten. Und nun ist es wieder nichts und soll mich wieder 'rumstoßen lassen. Und kattolsch bin ich auch noch. Ach, ich hab' es satt und läg' am liebsten, wo die Alte liegt, und sie könnte meinetwegen weiter leben . . . Sie hätte gerne noch weiter gelebt; solche Menschenschikanierer, die nich 'mal Luft haben, die leben immer am liebsten."

Rollo hatte sich mittlerweile vor die Person hingesetzt, die Zunge weit heraus, und sah sie an. Als sie jetzt schwieg, erhob er sich, ging einen Schritt vor und legte seinen Kopf auf ihre Knie.

Mit einem Male war die Person wie verwandelt. „Gott, das bedeutet mir 'was. Da is ja 'ne Kreatur, die mich leiden kann, die mich freundlich ansieht und ihren Kopf auf meine Knie legt. Gott, das ist lange her, daß ich so 'was gehabt habe. Nu, mein Alterchen, wie heißt du denn? Du bist ja ein Prachtkerl."

„Rollo," sagte Effi.

„Rollo; das ist sonderbar. Aber der Name thut nichts. Ich habe auch einen sonderbaren Namen, das heißt Vornamen. Und einen andern hat unsereins ja nicht."

„Wie heißen Sie denn?"

„Ich heiße Roswitha."

„Ja, das ist selten, das ist ja . . ."

„Ja, ganz Recht, gnädige Frau, das ist ein kattolscher Name. Und das kommt nun auch noch dazu, daß ich eine Kattolsche bin. Aus'm Eichsfeld. Und das Kattolsche, das macht es einem immer noch schwerer und saurer. Viele wollen keine Kattolsche, weil sie so viel in die Kirche rennen. Immer in die Beichte; und die Hauptsache sagen sie doch nich' — Gott, wie oft hab' ich das hören müssen, erst als ich in Giebichenstein im Dienst war und dann in Berlin. Ich bin aber eine schlechte Katholikin und bin ganz davon abgekommen, und vielleicht geht es mir deshalb so schlecht; ja, man darf nich von seinem Glauben lassen und muß Alles ordentlich mitmachen."

„Roswitha," wiederholte Effi den Namen und setzte sich zu ihr auf die Bank. „Was haben Sie nun vor?"

„Ach, gnäd'ge Frau, was soll ich vor haben. Ich habe gar nichts vor. Wahr und wahrhaftig, ich möchte hier sitzen bleiben und warten, bis ich todt

umfalle. Das wär' mir das Liebste. Und dann würden die Leute noch denken, ich hätte die Alte so geliebt wie ein treuer Hund, und hätte von ihrem Grabe nicht weg gewollt und wäre da gestorben. Aber das ist falsch, für solche Alte stirbt man nicht; ich will bloß sterben, weil ich nicht leben kann."

„Ich will Sie 'was fragen, Roswitha. Sind Sie, was man so ‚kinderlieb' nennt? Waren Sie schon 'mal bei kleinen Kindern?"

„Gewiß, war ich. Das ist ja mein Bestes und Schönstes. Solche alte Berlin'sche — Gott verzeih' mir die Sünde, denn sie ist nun todt und steht vor Gottes Thron und kann mich da verklagen — solche Alte, wie die da, ja, das ist schrecklich, was man da alles thun muß, und steht einem hier vor Brust und Magen, aber solch' kleines, liebes Ding, solch' Dingelchen wie 'ne Puppe, das einen mit seinen Kuckäugelchen ansieht, ja, das ist 'was, da geht einem das Herz auf. Als ich in Halle war, da war ich Amme bei der Frau Salzdirectorin, und in Giebichenstein, wo ich nachher hinkam, da hab' ich Zwillinge mit der Flasche groß gezogen; ja, gnäd'ge Frau, das versteh' ich, da drin bin ich wie zu Hause."

„Nun, wissen Sie was, Roswitha, Sie sind eine gute, treue Person, das seh' ich Ihnen an, ein bißchen gradezu, aber das schadet nichts, das sind mitunter die Besten, und ich habe gleich ein Zutrauen zu Ihnen gefaßt. Wollen Sie mit zu mir kommen? Mir ist, als hätte Gott Sie mir geschickt. Ich erwarte nun bald ein Kleines, Gott gebe mir seine Hülfe dazu, und wenn das Kind da ist, dann muß es gepflegt und abgewartet werden, und vielleicht auch gepäppelt. Man kann das ja nicht wissen, wiewohl ich es anders wünsche. Was meinen Sie, wollen Sie mit zu mir kommen? Ich kann mir nicht denken, daß ich mich in Ihnen irre."

Roswitha war aufgesprungen und hatte die Hand der jungen Frau ergriffen und küßte sie mit Ungestüm. „Ach, es ist doch ein Gott im Himmel, und wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten. Sie sollen sehn, gnäd'ge Frau, es geht; ich bin eine ordentliche Person und habe gute Zeugnisse. Das können Sie sehn, wenn ich Ihnen mein Buch bringe. Gleich den ersten Tag, als ich die gnäd'ge Frau sah, da dacht' ich: ‚ja, wenn Du 'mal solchen Dienst hättest.' Und nun soll ich ihn haben. O du lieber Gott, o du heil'ge Jungfrau Maria, wer mir das gesagt hätte, wie wir die Alte hier unter der Erde hatten, und die Verwandten machten, daß sie wieder fortkamen, und mich hier sitzen ließen."

„Ja, unverhofft kommt oft, Roswitha, und mitunter auch im Guten. Und nun wollen wir gehen. Rollo wird schon ungeduldig und läuft immer auf das Thor zu."

Roswitha war gleich bereit, trat aber noch einmal an das Grab, brummelte 'was vor sich hin und machte ein Kreuz. Und dann gingen sie den schattigen Gang hinunter und wieder auf das Kirchhofsthor zu.

Drüben lag die eingegitterte Stelle, deren weißer Stein in der Nachmittagssonne blinkte und blitzte. Effi konnte jetzt ruhiger hinsehen. Eine Weile noch führte der Weg zwischen Dünen hin, bis sie, dicht vor Utpatel's Mühle, den Außenrand des Wäldchens erreichte. Da bog sie links ein, und unter

UNIVERSITY LIBRARY ILLINOIS

Benutzung einer schräg laufenden Allee, die die „Reeperbahn" hieß, ging sie mit Roswitha auf die landräthliche Wohnung zu.

Vierzehntes Capitel.

Keine Viertelstunde, so war die Wohnung erreicht. Als beide hier in den kühlen Flur traten, war Roswitha beim Anblick all' des Sonderbaren, das da umher hing, wie befangen; Effi aber ließ sie nicht zu weiteren Betrachtungen kommen und sagte: „Roswitha, nun gehen Sie da hinein. Das ist das Zimmer, wo wir schlafen. Ich will erst zu meinem Manne nach dem Landrathsamte hinüber — das große Haus da neben dem kleinen, in dem Sie gewohnt haben — und will ihm sagen, daß ich Sie zur Pflege haben möchte bei dem Kinde. Er wird wohl mit Allem einverstanden sein, aber ich muß doch erst seine Zustimmung haben. Und wenn ich die habe, dann müssen wir ihn ausquartiren, und Sie schlafen mit mir in dem Alkoven. Ich denke, wir werden uns schon vertragen."

Innstetten, als er erfuhr, um was sich's handle, sagte rasch und in guter Laune: „Das hast Du recht gemacht, Effi, und wenn ihr Gesindebuch nicht zu schlimme Sachen sagt, so nehmen wir sie auf ihr gutes Gesicht hin. Es ist doch, Gott sei Dank, selten, daß einen das täuscht."

Effi war sehr glücklich, so wenig Schwierigkeiten zu begegnen, und sagte: „Nun wird es gehen. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr."

„Um was, Effi?"

„Ach, Du weißt ja . . . Aber Einbildungen sind das Schlimmste, mitunter schlimmer als Alles."

* * *

Roswitha zog in selbiger Stunde noch mit ihren paar Habseligkeiten in das landräthliche Haus hinüber und richtete sich in dem kleinen Alkoven ein. Als der Tag um war, ging sie früh zu Bett und schlief, ermüdet wie sie war, gleich ein.

Am anderen Morgen erkundigte sich Effi — die seit einiger Zeit (denn es war gerade Vollmond) wieder in Aengsten lebte — wie Roswitha geschlafen und ob sie nichts gehört habe?

„Was?" fragte diese.

„O, nichts. Ich meine nur so; so 'was wie wenn ein Besen fegt oder wie wenn einer über die Diele schlittert."

Roswitha lachte, was auf ihre junge Herrin einen besonders guten Eindruck machte. Effi war fest protestantisch erzogen und würde sehr erschrocken gewesen sein, wenn man an und in ihr 'was Katholisches entdeckt hätte; trotzdem glaubte sie, daß der Katholicismus uns gegen solche Dinge „wie da oben" besser schütze; ja, diese Betrachtung hatte bei dem Plane, Roswitha ins Haus zu nehmen, ganz erheblich mitgewirkt.

Man lebte sich schnell ein, denn Effi hatte ganz den liebenswürdigen Zug der meisten märkischen Landfräulein, sich gern allerlei kleine Geschichten

erzählen zu lassen, und die verstorbene Frau Registratorin und ihr Geiz und ihre Neffen und deren Frauen boten einen unerschöpflichen Stoff. Auch Johanna hörte dabei gerne zu.

Diese, wenn Effi bei den drastischen Stellen oft laut lachte, lächelte freilich und verwunderte sich im Stillen, daß die gnädige Frau an all' dem dummen Zeuge so viel Gefallen finde; diese Verwunderung aber, die mit einem starken Ueberlegenheitsgefühle Hand in Hand ging, war doch auch wieder ein Glück und sorgte dafür, daß keine Rangstreitigkeiten aufkommen konnten. Roswitha war einfach die komische Figur, und Neid gegen sie zu hegen, wäre für Johanna nichts Anderes gewesen, wie wenn sie Rollo um seine Freundschaftsstellung beneidet hätte.

So verging eine Woche, plauderhaft und beinahe gemüthlich, weil Effi dem, was ihr persönlich bevorstand, ungeängstigter als früher entgegen sah. Auch glaubte sie nicht, daß es so nahe sei. Den neunten Tag aber war es mit dem Plaudern und den Gemüthlichkeiten vorbei; da gab es ein Laufen und Rennen, Innstetten selbst kam ganz aus seiner gewohnten Reserve heraus, und am Morgen des 3. Juli stand neben Effi's Bett eine Wiege. Doctor Hannemann patschelte der jungen Frau die Hand und sagte: „Wir haben heute den Tag von Königgrätz; schade, daß es ein Mädchen ist. Aber das Andere kann ja nachkommen, und die Preußen haben viele Siegestage." Roswitha mochte wohl Aehnliches denken, freute sich indessen vorläufig ganz uneingeschränkt über das, was da war, und nannte das Kind ohne Weiteres „Lütt-Annie", was der jungen Mutter als ein Zeichen galt. „Es müsse doch wohl eine Eingebung gewesen sein, daß Roswitha gerade auf diesen Namen gekommen sei." Selbst Innstetten wußte nichts dagegen zu sagen, und so wurde schon von Klein-Annie gesprochen, lange bevor der Tauftag da war. Effi, die von Mitte August an bei den Eltern in Hohen-Cremmen sein wollte, hätte die Taufe gern bis dahin verschoben. Aber es ließ sich nicht thun; Innstetten konnte nicht Urlaub nehmen, und so wurde denn der 15. August, trotzdem es der Napoleonstag war (was denn auch von Seiten einiger Familien beanstandet wurde), für diesen Taufact festgesetzt, natürlich in der Kirche. Das sich anschließende Festmahl, weil das landräthliche Haus keinen Saal hatte, fand in dem großen Ressourcen-Hôtel am Bollwerk statt, und der gesammte Nachbaradel war geladen und auch erschienen. Pastor Lindequist ließ Mutter und Kind in einem liebenswürdigen und allseitig bewunderten Toaste leben, bei welcher Gelegenheit Sidonie v. Grasenabb zu ihrem Nachbar, einem adligen Assessor von der strengen Richtung, bemerkte: „Ja, seine Casualreden, das geht. Aber seine Predigten kann er vor Gott und Menschen nicht verantworten; er ist ein Halber, einer von Denen, die verworfen sind, weil sie lau sind. Ich mag das Bibelwort hier nicht wörtlich citiren." Gleich danach nahm auch der alte Herr v. Borcke das Wort, um Innstetten leben zu lassen. „Meine Herrschaften, es sind schwere Zeiten, in denen wir leben. Auflehnung, Trotz, Indisciplin, wohin wir blicken. Aber so lange wir noch Männer haben, und ich darf hinzusetzen, Frauen und Mütter (und hierbei verbeugte er sich mit einer eleganten Handbewegung gegen Effi) . . . so lange

wir noch Männer haben wie Baron Innstetten, den ich stolz bin meinen Freund nennen zu dürfen, so lange geht es noch, so lange hält unser altes Preußen noch. Ja, meine Freunde, Pommern und Brandenburg, damit zwingen wir's und zertreten dem Drachen der Revolution das giftige Haupt. Fest und treu, so siegen wir. Die Katholiken, unsere Brüder, die wir, auch wenn wir sie bekämpfen, achten müssen, haben den Felsen Petri, wir aber haben den Rocher de Bronce. Baron Innstetten, er lebe hoch!" Innstetten dankte ganz kurz. Effi sagte zu dem neben ihr sitzenden Major v. Crampas: Das mit dem ‚Felsen Petri' sei wahrscheinlich eine Huldigung gegen Roswitha gewesen; sie werde nachher an den alten Justizrath Gadebusch herantreten und ihn fragen, ob er nicht ihrer Meinung sei. Crampas nahm diese Bemerkung unerklärlicher Weise für Ernst und rieth von einer Anfrage bei dem Justizrath ab, was Effi ungemein erheiterte. „Ich habe Sie doch für einen besseren Seelenleser gehalten."

„Ach, meine Gnädigste, bei schönen, jungen Frauen, die noch nicht Achtzehn sind, scheitert alle Lesekunst."

„Sie verderben sich vollends, Major. Sie können mich eine Großmutter nennen, aber Anspielungen darauf, daß ich noch nicht Achtzehn bin, das kann Ihnen nie verziehen werden."

Als man von Tisch aufgestanden war, kam der Spätnachmittags-Dampfer die Kessine herunter und legte an der Landungsbrücke, gegenüber dem Hôtel, an. Effi saß mit Crampas und Gieshübler beim Kaffee, alle Fenster auf, und sah dem Schauspiel drüben zu. „Morgen früh um Neun führt mich dasselbe Schiff den Fluß hinauf, und zu Mittag bin ich in Berlin, und am Abend bin ich in Hohen-Cremmen, und Roswitha geht neben mir und hält das Kind auf dem Arme. Hoffentlich schreit es nicht. Ach, wie mir schon heute zu Muthe ist! Lieber Gieshübler, sind Sie auch 'mal so froh gewesen, Ihr elterliches Haus wiederzusehen?"

„Ja, ich kenne das auch, gnädigste Frau. Nur bloß ich brachte kein Anniechen mit, weil ich keins hatte."

„Kommt noch," sagte Crampas. „Stoßen Sie an, Gieshübler; Sie sind der einzige vernünftige Mensch hier."

„Aber, Herr Major, wir haben ja bloß noch den Cognac."

„Desto besser."

Fünfzehntes Capitel.

Mitte August war Effi abgereist, Ende September war sie wieder in Kessin. Manchmal in den zwischenliegenden sechs Wochen hatte sie's zurückverlangt; als sie aber wieder da war und in den dunklen Flur eintrat, auf den nur von der Treppenstiege her ein etwas fahles Licht fiel, wurde ihr mit einem Male wieder bang, und sie sagte leise: „Solch' fahles, gelbes Licht gibt es in Hohen-Cremmen gar nicht."

Ja, ein paarmal, während ihrer Hohen-Cremmer Tage, hatte sie Sehnsucht nach dem „verwunschenen Hause" gehabt, Alles in Allem aber war ihr doch das Leben daheim voller Glück und Zufriedenheit gewesen. Mit Hulda

freilich, die's nicht verwinden konnte, noch immer auf Mann oder Bräutigam warten zu müssen, hatte sie sich nicht recht stellen können, desto besser dagegen mit den Zwillingen, und mehr als einmal, wenn sie mit ihnen Ball oder Croquet gespielt hatte, war ihr's ganz aus dem Sinn gekommen, überhaupt verheirathet zu sein. Das waren dann glückliche Viertelstunden gewesen. Am liebsten aber hatte sie wie früher auf dem durch die Luft fliegenden Schaukelbrett gestanden, und in dem Gefühle: „jetzt stürz' ich", etwas eigenthümlich Prickelndes, einen Schauer süßer Gefahr empfunden. Sprang sie dann schließlich von der Schaukel ab, so begleitete sie die beiden Mädchen bis an die Bank vor dem Schulhause und erzählte, wenn sie da saßen, dem alsbald hinzukommenden alten Jahnke von ihrem Leben in Kessin, das halb hanseatisch und halb skandinavisch und jedenfalls sehr anders als in Schwantikow und Hohen-Cremmen sei.

Das waren so die täglichen kleinen Zerstreuungen, an die sich gelegentlich auch Fahrten in das sommerliche Luch schlossen, meist im Jagdwagen; Allem voran aber standen für Effi doch die Plaudereien, die sie beinahe jeden Morgen mit der Mama hatte. Sie saßen dann oben in der luftigen, großen Stube, Roswitha wiegte das Kind und sang in einem thüringischen Platt allerlei Wiegenlieder, die Niemand recht verstand, vielleicht sie selber nicht; Effi und Frau von Briest aber rückten ans offene Fenster und sahen, während sie sprachen, auf den Park hinunter, auf die Sonnenuhr oder auf die Libellen, die beinahe regungslos über dem Teich standen, oder auch auf den Fliesengang, wo Herr von Briest neben dem Treppenvorbau saß und die Zeitungen las. Immer, wenn er umschlug, nahm er zuvor den Kneifer ab und grüßte zu Frau und Tochter hinauf. Kam dann das letzte Blatt an die Reihe, das in der Regel der „Anzeiger für's Havelland" war, so ging Effi hinunter, um sich entweder zu ihm zu setzen oder um mit ihm durch Garten und Park zu schlendern. Einmal, bei solcher Gelegenheit, traten sie, von dem Kieswege her, an ein kleines, zur Seite stehendes Denkmal heran, das schon Briest's Großvater zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo hatte aufrichten lassen, eine verrostete Pyramide mit einem gegossenen Blücher in Front und einem dito Wellington auf der Rückseite.

„Hast Du nun solche Spaziergänge auch in Kessin," sagte Briest, „und begleitet Dich Innstetten auch und erzählt Dir allerlei?"

„Nein, Papa, solche Spaziergänge habe ich nicht. Das ist ausgeschlossen, denn wir haben bloß einen kleinen Garten hinter dem Hause, der eigentlich kaum ein Garten ist, bloß ein paar Buchsbaumrabatten und Gemüsebeete mit drei, vier Obstbäumen drin. Innstetten hat keinen Sinn dafür und denkt wohl auch nicht mehr lange in Kessin zu bleiben."

„Aber Kind, Du mußt doch Bewegung haben und frische Luft, daran bist Du doch gewöhnt."

„Hab' ich auch. Unser Haus liegt an einem Wäldchen, das sie die Plantage nennen. Und da geh' ich denn viel spazieren und Rollo mit mir."

„Immer Rollo," lachte Briest. „Wenn man's nicht anders wüßte, so sollte man beinah' glauben, Rollo sei Dir mehr aus Herz gewachsen als Mann und Kind."

„Ach, Papa, das wäre ja schrecklich, wenn's auch freilich — so viel muß ich zugeben — eine Zeit gegeben hat, wo's ohne Rollo gar nicht gegangen wäre. Das war damals . . . nun, Du weißt schon . . . Da hat er mich so gut wie gerettet oder ich habe mir's wenigstens eingebildet, und seitdem ist er mein guter Freund und mein ganz besonderer Verlaß. Aber er ist doch bloß ein Hund. Und erst kommen doch natürlich die Menschen."

„Ja, das sagt man immer, aber ich habe da doch so meine Zweifel. Das mit der Kreatur, damit hat's doch seine eigene Bewandtniß, und was da das Richtige ist, darüber sind die Acten noch nicht geschlossen. Glaube mir, Effi, das ist auch ein weites Feld. Wenn ich mir so denke, da verunglückt Einer auf dem Wasser oder gar auf dem schülbrigen Eis, und solch ein Hund, sagen wir so einer wie Dein Rollo, ist dabei, ja, der ruht nicht eher, als bis er den Verunglückten wieder an Land hat. Und wenn der Verunglückte schon todt ist, dann legt er sich neben den Todten hin und blafft und winselt so lange, bis wer kommt, und wenn keiner kommt, dann bleibt er bei dem Todten liegen, bis er selber todt ist. Und das thut solch' Thier immer. Und nun nimm dagegen die Menschheit! Gott, vergieb mir die Sünde, aber mitunter ist mir's doch, als ob die Kreatur besser wäre als der Mensch."

„Aber, Papa, wenn ich das Innstetten wieder erzählte . . ."

„Nein, das thu' lieber nicht, Effi . . ."

„Rollo würde mich ja natürlich retten, aber Innstetten würde mich auch retten. Er ist ja ein Mann von Ehre."

„Das ist er."

„Und liebt mich."

„Versteht sich, versteht sich. Und wo Liebe ist, da ist auch Gegenliebe. Das ist nun 'mal so. Mich wundert nur, daß er nicht 'mal Urlaub genommen hat und 'rübergeflitzt ist. Wenn man eine so junge Frau hat . . ."

Effi erröthete, weil sie gerade so dachte. Sie mochte es aber nicht einräumen. „Innstetten ist so gewissenhaft und will, glaub' ich, gut angeschrieben sein, und hat so seine Pläne für die Zukunft; Kessin ist doch bloß eine Station. Und dann am Ende, ich lauf' ihm ja nicht fort. Er hat mich ja. Wenn man zu zärtlich ist . . . und dazu der Unterschied der Jahre . . . da lächeln die Leute bloß."

„Ja, das thun sie, Effi. Aber darauf muß man's ankommen lassen. Uebrigens sage nichts darüber, auch nicht zu Mama. Es ist so schwer, was man thun und lassen soll. Das ist auch ein weites Feld."

* * *

Gespräche, wie diese, waren während Effi's Besuch im elterlichen Hause mehr als einmal geführt worden, hatten aber glücklicherweise nicht lange nachgewirkt, und ebenso war auch der etwas melancholische Eindruck rasch verflogen, den das erste Wiederbetreten ihres Kessiner Hauses auf Effi gemacht hatte. Innstetten zeigte sich voll kleiner Aufmerksamkeiten, und als der Thee genommen und alle Stadt- und Liebesgeschichten in heiterster Stimmung durchgesprochen waren, hing sich Effi zärtlich an seinen Arm, um drüben ihre Plaudereien mit ihm fortzusetzen und noch einige Anekdoten von der Trippelli

zu hören, die neuerdings wieder mit Gieshübler in einer lebhaften Correspondenz gestanden hatte, was immer gleichbedeutend mit einer neuen Belastung ihres nie ausgeglichenen Contos war. Effi war bei diesem Gespräche sehr ausgelassen, fühlte sich ganz als junge Frau und war froh, die nach der Gesindestube hin ausquartirte Roswitha auf unbestimmte Zeit los zu sein.

Am anderen Morgen sagte sie: „Das Wetter ist schön und mild und ich hoffe, die Veranda nach der Plantage hinaus ist noch in gutem Stande, und wir können uns ins Freie setzen und da das Frühstück nehmen. In unsere Zimmer kommen wir ohnehin noch früh genug, und der Kessiner Winter ist wirklich um vier Wochen zu lang."

Innstetten war sehr einverstanden. Die Veranda, von der Effi gesprochen, und die vielleicht richtiger ein Zelt genannt worden wäre, war schon im Sommer hergerichtet worden, drei, vier Wochen vor Effi's Abreise nach Hohen-Cremmen, und bestand aus einem großen gedielten Podium, vorn offen, mit einer mächtigen Marquise zu Häupten, während links und rechts breite Leinwandvorhänge waren, die sich mit Hülfe von Ringen an einer Eisenstange hin und her schieben ließen. Es war ein reizender Platz, den ganzen Sommer über von allen Badegästen, die hier vorüber mußten, bewundert.

Effi hatte sich in einen Schaukelstuhl gelehnt und sagte, während sie das Kaffeebrett von der Seite her ihrem Manne zuschob: „Geert, Du könntest heute den liebenswürdigen Wirth machen; ich für mein Theil find' es so schön in diesem Schaukelstuhl, daß ich nicht aufstehen mag. Also strenge Dich an, und wenn Du Dich recht freust, mich wieder hier zu haben, so werd' ich mich auch zu revanchiren wissen." Und dabei zupfte sie die weiße Damastdecke zurecht und legte ihre Hand darauf, die Innstetten nahm und küßte.

„Wie bist Du nur eigentlich ohne mich fertig geworden?"

„Schlecht genug, Effi."

„Das sagst Du so hin und machst ein betrübtes Gesicht, und ist doch eigentlich Alles nicht wahr."

„Aber Effi . . ."

„Was ich Dir beweisen will. Denn wenn Du ein bißchen Sehnsucht nach Deinem Kinde gehabt hättest — von mir selber will ich nicht sprechen, was ist man am Ende solchem hohen Herrn, der so lange Jahre Junggeselle war und es nicht eilig hatte . . ."

„Nun?"

„Ja, Geert, wenn Du nur ein bißchen Sehnsucht gehabt hättest, so hättest Du mich nicht sechs Wochen mutterwindallein in Hohen-Cremmen sitzen lassen wie eine Wittwe, und nichts da als Niemeyer und Jahnke und 'mal die Schwantikower. Und von den Rathenowern ist Niemand gekommen, als ob sie sich vor mir gefürchtet hätten oder als ob ich zu alt geworden sei."

„Ach, Effi, wie Du nur sprichst. Weißt Du, daß Du eine kleine Kokette bist?"

„Gott sei Dank, daß Du das sagst. Das ist für Euch das Beste, was man sein kann. Und Du bist nichts Anderes als die Anderen, wenn Du auch so feierlich und ehrsam thust. Ich weiß es recht gut, Geert . . . Eigentlich bist Du . . ."

„Nun, was?"

„Nun, ich will es lieber nicht sagen. Aber ich kenne Dich recht gut; Du bist eigentlich, wie der Schwantikower Onkel 'mal sagte, ein Zärtlichkeitsmensch und unterm Liebesstern geboren, und Onkel Belling hatte ganz Recht, als er das sagte. Du willst es bloß nicht zeigen und denkst, es schickt sich nicht und verdirbt einem die Carrière. Hab' ich's getroffen?"

Innstetten lachte. „Ein bißchen getroffen hast Du's. Weißt Du was, Effi, Du kommst mir ganz anders vor. Bis Anniechen da war, warst Du ein Kind. Aber mit einem Male . . ."

„Nun?"

„Mit einem Male bist Du wie vertauscht. Aber es steht Dir, Du gefällst mir sehr, Effi. Weißt Du was?"

„Nun?"

„Du hast 'was Verführerisches."

„Ach, mein einziger Geert, das ist ja herrlich, was Du da sagst; nun wird mir erst recht wohl ums Herz . . . Gieb mir noch eine halbe Tasse . . . Weißt Du denn, daß ich mir das immer gewünscht habe. Wir müssen verführerisch sein, sonst sind wir gar nichts . . ."

„Hast Du das aus Dir?"

„Ich könnt' es auch wohl aus mir haben. Aber ich hab' es von Niemeyer . . ."

„Von Niemeyer! O du himmlischer Vater, ist das ein Pastor. Nein, solche gibt es hier nicht. Aber wie kam denn der dazu? Das ist ja, als ob es irgend ein Don Juan oder Herzensbrecher gesprochen hätte."

„Ja, wer weiß," lachte Effi . . . „Aber kommt da nicht Crampas? Und vom Strand her. Er wird doch nicht gebadet haben? Am 27. September . . ."

„Er macht öfter solche Sachen. Reine Renommisterei."

Derweilen war Crampas bis in nächste Nähe gekommen und grüßte.

„Guten Morgen," rief Innstetten ihm zu. „Nur näher, nur näher."

Crampas trat heran. Er war in Civil und küßte der in ihrem Schaukelstuhl sich weiter wiegenden Effi die Hand. „Entschuldigen Sie mich, Major, daß ich so schlecht die Honneurs des Hauses mache; aber die Veranda ist kein Haus und zehn Uhr früh ist eigentlich gar keine Zeit. Da wird man formlos, oder wenn Sie wollen intim. Und nun setzen Sie sich und geben Sie Rechenschaft von Ihrem Thun. Denn an Ihrem Haar, ich wünschte Ihnen, daß es mehr wäre, sieht man deutlich, daß Sie gebadet haben."

Er nickte.

„Unverantwortlich," sagte Innstetten, halb ernst-, halb scherzhaft. „Da haben Sie nun selber vor vier Wochen die Geschichte mit dem Bankier Heinersdorf erlebt, der auch dachte, das Meer und der grandiose Wellenschlag würden ihn um seiner Million willen respectiren. Aber die Götter sind eifersüchtig unter einander, und Neptun stellte sich ohne Weiteres gegen Pluto oder doch wenigstens gegen Heinersdorf."

Crampas lachte. „Ja, eine Million Mark! Lieber Innstetten, wenn ich die hätte, da hätt' ich es am Ende nicht gewagt; denn so schön das Wetter

ist, das Wasser hatte nur neun Grad. Aber unsereins mit seiner Million Unterbilanz, gestatten Sie mir diese kleine Renommage, unsereins kann sich so 'was ohne Furcht vor der Götter Eifersucht erlauben. Und dann muß einen das Sprichwort trösten: ‚Wer für den Strick geboren ist, kann im Wasser nicht umkommen'."

„Aber, Major, Sie werden sich doch nicht etwas so Urprosaisches, ich möchte beinah' sagen an den Hals reden wollen. Allerdings glauben Manche, daß . . . ich meine das, wovon Sie eben gesprochen haben . . . daß ihn Jeder mehr oder weniger verdiene. Trotzdem, Major . . . für einen Major . . ."

„. . . Ist es keine herkömmliche Todesart. Zugegeben, meine Gnädigste. Nicht herkömmlich und in meinem Falle auch nicht einmal sehr wahrscheinlich — also Alles bloß Citat oder noch richtiger façon de parler. Und doch steckt etwas Aufrichtiggemeintes dahinter, wenn ich da eben sagte, die See werde mir nichts anhaben. Es steht mir nämlich fest, daß ich einen richtigen und hoffentlich ehrlichen Soldatentod sterben werde. Zunächst bloß Zigeunerprophezeiung, aber mit Resonanz im eigenen Gewissen."

Innstetten lachte. „Das wird seine Schwierigkeiten haben, Crampas, wenn Sie nicht vorhaben, beim Großtürken oder unterm chinesischen Drachen Dienste zu nehmen. Da schlägt man sich jetzt herum. Hier ist die Geschichte, glauben Sie mir, auf dreißig Jahre vorbei, und wer seinen Soldatentod sterben will . . ."

„. . . Der muß sich erst bei Bismarck einen Krieg bestellen. Weiß ich Alles, Innstetten. Aber das ist doch für Sie eine Kleinigkeit. Jetzt haben wir Ende September; in zehn Wochen spätestens ist der Fürst wieder in Varzin, und da er ein liking für Sie hat — mit der volksthümlicheren Wendung will ich zurückhalten, um nicht direct vor Ihren Pistolenlauf zu kommen — so werden Sie einem alten Kameraden von Vionville her doch wohl ein bißchen Krieg besorgen können. Der Fürst ist auch nur ein Mensch, und Zureden hilft."

Effi hatte während dieses Gesprächs einige Brotkügelchen gedreht, würfelte damit und legte sie zu Figuren zusammen, um so anzuzeigen, daß ihr ein Wechsel des Themas wünschenswerth wäre. Trotzdem schien Innstetten auf Crampas' scherzhafte Bemerkung antworten zu wollen, was denn Effi bestimmte, lieber direct einzugreifen. „Ich sehe nicht ein, Major, warum wir uns mit Ihrer Todesart beschäftigen sollen; das Leben ist uns näher und zunächst auch eine viel ernstere Sache."

Crampas nickte.

„Das ist recht, daß Sie mir Recht geben. Wie soll man hier leben? Das ist vorläufig die Frage, das ist wichtiger als alles Andere. Gieshübler hat mir darüber geschrieben, und wenn es nicht indiscret und eitel wäre, denn es steht noch allerlei nebenher darin, so zeigte ich Ihnen den Brief . . . Innstetten braucht ihn nicht zu lesen, der hat keinen Sinn für dergleichen . . . beiläufig eine Handschrift wie gestochen und Ausdrucksformen, als wäre unser Freund statt am Kessiner Alten-Markt an einem altfranzösischen Hofe erzogen. Und daß er verwachsen ist und weiße Jabots trägt wie kein anderer Mensch mehr — ich weiß nur nicht, wo er die Plätterin hernimmt — das paßt Alles so vorzüglich.

Nun, also Gieshübler hat mir von Plänen für die Ressourcenabende geschrieben und von einem Entrepreneur, Namens Crampas. Sehen Sie, Major, das gefällt mir besser als der Soldatentod oder gar der andere."

„Mir persönlich nicht minder. Und es muß ein Prachtwinter werden, wenn wir uns der Unterstützung der gnädigen Frau versichert halten dürfen. Die Trippelli kommt . . ."

„Die Trippelli? Dann bin ich überflüssig."

„Mit nichten, gnädigste Frau. Die Trippelli kann nicht von Sonntag bis wieder Sonntag singen, es wäre zu viel für sie und für uns; Abwechslung ist des Lebens Reiz, eine Wahrheit, die freilich jede glückliche Ehe zu widerlegen scheint."

„Wenn es glückliche Ehen gibt, die meinige ausgenommen . . ." und sie reichte Innstetten die Hand.

„Abwechslung also," fuhr Crampas fort. „Und diese für uns und unsere Ressource zu gewinnen, deren Vicevorstand zu sein ich zur Zeit die Ehre habe, dazu braucht es aller bewährten Kräfte. Wenn wir uns zusammen thun, so müssen wir das ganze Nest auf den Kopf stellen. Die Theaterstücke sind schon ausgesucht: Krieg im Frieden, Monsieur Herkules, Jugendliebe von Wilbrandt, vielleicht auch Euphrosine von Genschen. Sie die Euphrosine, ich der alte Goethe. Sie sollen staunen, wie gut ich den Dichterfürsten tragire . . . wenn ‚tragiren' das richtige Wort ist."

„Kein Zweifel. Hab' ich doch inzwischen aus dem Briefe meines alchymistischen Geheimcorrespondenten erfahren, daß Sie, neben vielem Anderen, gelegentlich auch Dichter sind. Anfangs habe ich mich gewundert . . ."

„Denn Sie haben es mir nicht angesehen."

„Nein. Aber seit ich weiß, daß Sie bei neun Grad baden, bin ich anderen Sinnes geworden . . . neun Grad Ostsee, das geht über den kastalischen Quell . . ."

„Dessen Temperatur unbekannt ist."

„Nicht für mich; wenigstens wird mich Niemand widerlegen. Aber nun muß ich aufstehen. Da kommt ja Roswitha mit Lütt-Annie."

Und sie erhob sich rasch und ging auf Roswitha zu, nahm ihr das Kind aus dem Arm und hielt es stolz und glücklich in die Höhe.

Sechzehntes Capitel.

Die Tage waren schön und blieben es bis in den October hinein. Eine Folge davon war, daß die halb zeltartige Veranda draußen zu ihrem Rechte kam, so sehr, daß sich wenigstens die Vormittagsstunden regelmäßig darin abspielten. Gegen Elf kam dann wohl der Major, um sich zunächst nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen und mit ihr ein wenig zu medisiren, was er wundervoll verstand, danach aber mit Innstetten einen Ausritt zu verabreden, oft landeinwärts, die Kessine hinauf bis an den Breitling, noch häufiger auf die Molen zu. Effi, wenn die Herren fort waren, spielte mit dem Kind oder durchblätterte die von Gieshübler nach wie vor ihr zugeschickten

Zeitungen und Journale, schrieb auch wohl einen Brief an die Mama oder sagte: „Roswitha, wir wollen mit Annie spazieren fahren," und dann spannte sich Roswitha vor den Korbwagen und fuhr, während Effi hinterherging, ein paar hundert Schritt in das Wäldchen hinein, auf eine Stelle zu, wo Kastanien ausgestreut lagen, die man nun auflas, um sie dem Kinde als Spielzeug zu geben. In die Stadt kam Effi wenig; es war Niemand recht da, mit dem sie hätte plaudern können, nachdem ein Versuch, mit der Frau von Crampas auf einen Umgangsfuß zu kommen, aufs Neue gescheitert war. Die Majorin war und blieb menschenscheu.

Das ging so wochenlang, bis Effi plötzlich den Wunsch äußerte, mit ausreiten zu dürfen; sie habe nun 'mal die Passion und es sei doch zu viel verlangt, bloß um des Geredes der Kessiner willen, auf Etwas zu verzichten, das einem so viel werth sei. Der Major fand die Sache kapital und Innstetten, dem es augenscheinlich weniger paßte — so wenig, daß er immer wieder hervorhob, es werde sich kein Damenpferd finden lassen — Innstetten mußte nachgeben, als Crampas versicherte, „das solle seine Sorge sein". Und richtig, was man wünschte, fand sich auch, und Effi war selig, am Strande hinjagen zu können, jetzt wo „Damenbad" und „Herrenbad" keine scheidenden Schreckensworte mehr waren. Meist war auch Rollo mit von der Partie, und weil es sich ein paarmal ereignet hatte, daß man am Strande zu rasten oder auch eine Strecke Wegs zu Fuß zu machen wünschte, so kam man überein, sich von entsprechender Dienerschaft begleiten zu lassen, zu welchem Behufe des Majors Bursche, ein alter Treptower Ulan, der Knut hieß, und Innstetten's Kutscher Kruse zu Reitknechten umgewandelt wurden, allerdings ziemlich unvollkommen, indem sie, zu Effi's Leidwesen, in eine Phantasie-Livree gesteckt wurden, darin der eigentliche Beruf beider noch nachspukte.

Mitte October war schon heran, als man, so herausstaffirt, zum ersten Mal in voller Cavalcade aufbrach, in Front Innstetten und Crampas, Effi zwischen ihnen, dann Kruse und Knut und zuletzt Rollo, der aber bald, weil ihm das Nachtrotten mißfiel, Allen voraus war. Als man das jetzt öde Strandhotel passirt und bald danach, sich rechts haltend, auf dem von einer mäßigen Brandung überschäumten Strandwege den diesseitigen Molendamm erreicht hatte, verspürte man Lust, abzusteigen und einen Spaziergang bis an den Kopf der Mole zu machen. Effi war die erste aus dem Sattel. Zwischen den beiden Steindämmen floß die Kessine breit und ruhig dem Meere zu, das wie eine sonnenbeschienene Fläche, darauf nur hier und da eine leichte Welle kräuselte, vor ihnen lag.

Effi war noch nie hier draußen gewesen, denn als sie vorigen November in Kessin eintraf, war schon Sturmzeit, und als der Sommer kam, war sie nicht mehr im Stande, weite Gänge zu machen. Sie war jetzt entzückt, fand Alles groß und herrlich, erging sich in kränkenden Vergleichen zwischen dem Luch und dem Meer und ergriff, so oft die Gelegenheit dazu sich bot, ein Stück angeschwemmtes Holz, um es nach links hin in die See oder nach rechts hin in die Kessine zu werfen. Rollo war immer glücklich, im Dienste seiner Herrin sich nachstürzen zu können; mit einem Mal aber wurde seine Auf-

merksamkeit nach einer ganz anderen Seite hin abgezogen, und sich vorsichtig, ja beinahe ängstlich vorwärts schleichend, sprang er plötzlich auf einen in Front sichtbar werdenden Gegenstand zu, freilich vergeblich, denn im selben Augenblicke glitt von einem sonnenbeschienenen und mit grünem Tang überwachsenen Stein eine Robbe glatt und geräuschlos in das nur etwa fünf Schritt entfernte Meer hinunter. Eine kurze Weile noch sah man den Kopf, dann tauchte auch dieser unter.

Alle waren erregt, und Crampas phantasirte von Robbenjagd und daß man das nächste Mal die Büchse mitnehmen müsse, „denn die Dinger haben ein festes Fell."

„Geht nicht," sagte Innstetten; „Hafenpolizei."

„Wenn ich so 'was höre," lachte der Major. „Hafenpolizei! Die drei Behörden, die wir hier haben, werden doch wohl untereinander die Augen zudrücken können. Muß denn Alles so furchtbar gesetzlich sein? Alle Gesetzlichkeiten sind langweilig."

Effi klatschte in die Hände.

„Ja, Crampas, Sie kleidet das, und Effi, wie Sie sehen, klatscht Ihnen Beifall. Natürlich; die Weiber schreien sofort nach einem Schutzmann, aber von Gesetz wollen sie nichts wissen."

„Das ist so Frauenrecht von alter Zeit her, und wir werden's nicht ändern, Innstetten."

„Nein," lachte dieser, „will ich auch nicht. Auf Mohrenwäsche lasse ich mich nicht ein. Aber Einer wie Sie, Crampas, der unter der Fahne der Disciplin groß geworden ist und recht gut weiß, daß es ohne Zucht und Ordnung nicht geht, ein Mann wie Sie, der sollte doch eigentlich so 'was nicht reden, auch nicht einmal im Spaß. Indessen, ich weiß schon, Sie haben einen himmlischen Kehrmichnichtdran und denken, der Himmel wird nicht gleich einstürzen. Nein, gleich nicht. Aber 'mal kommt es."

Crampas wurde einen Augenblick verlegen, weil er glaubte, das alles sei mit einer gewissen Absicht gesprochen, was aber nicht der Fall war. Innstetten hielt nur einen seiner kleinen moralischen Vorträge, zu denen er überhaupt hinneigte. „Da lob' ich mir Gieshübler," sagte er einlenkend, „immer Kavalier und dabei doch Grundsätze."

Der Major hatte sich mittlerweile wieder zurechtgefunden und sagte in seinem alten Tone: „Ja, Gieshübler; der beste Kerl von der Welt und, wenn möglich, noch bessere Grundsätze. Aber am Ende woher? warum? Weil er einen „Verdruß" hat. Wer gerade gewachsen ist, ist für Leichtsinn. Ueberhaupt ohne Leichtsinn ist das ganze Leben keinen Schuß Pulver werth."

„Nun hören Sie, Crampas, gerade soviel kommt mitunter dabei heraus." Und dabei sah er auf des Majors linken, etwas verkürzten Arm.

Effi hatte von diesem Gespräche wenig gehört. Sie war dicht an die Stelle getreten, wo die Robbe gelegen, und Rollo stand neben ihr. Dann sahen beide, von dem Stein weg, auf das Meer und warteten, ob die „Seejungfrau" noch einmal sichtbar werden würde.

* * *

Ende October begann die Wahlcampagne, was Innstetten hinderte, sich ferner an den Ausflügen zu betheiligen, und auch Crampas und Effi hätten jetzt um der lieben Kessiner willen wohl verzichten müssen, wenn nicht Knut und Kruse als eine Art Ehrengarde gewesen wären. So kam es, daß sich die Spazierritte bis in den November hinein fortsetzten.

Ein Wetterumschlag war freilich eingetreten, ein andauernder Nordwest trieb Wolkenmassen heran, und das Meer schäumte mächtig, aber Regen und Kälte fehlten noch, und so waren diese Ausflüge bei grauem Himmel und lärmender Brandung fast noch schöner, als sie vorher bei Sonnenschein und stiller See gewesen waren. Rollo jagte vorauf, dann und wann von dem Gischt überspritzt und der Schleier von Effi's Reithut flatterte im Winde. Dabei zu sprechen, war fast unmöglich; wenn man dann aber, vom Meere fort, in die schutzgebenden Dünen oder noch besser in den weiter zurückgelegenen Kiefernwald einlenkte, so wurd' es still, Effi's Schleier flatterte nicht mehr, und die Enge des Wegs zwang die beiden Reiter dicht nebeneinander. Das war dann die Zeit, wo man — schon um der Knorren und Wurzeln willen im Schritt reitend — die Gespräche, die der Brandungslärm unterbrochen hatte, wieder aufnehmen konnte. Crampas, ein guter Causeur, erzählte dann Kriegs- und Regimentsgeschichten, auch Anekdoten und kleine Charakterzüge von Innstetten, der mit seinem Ernst und seiner Zugeknöpftheit in den übermüthigen Kreis der Kameraden nie recht hineingepaßt habe, so daß er eigentlich immer mehr respectirt als geliebt worden sei.

„Das kann ich mir denken," sagte Effi, „ein Glück nur, daß der Respect die Hauptsache ist."

„Ja, zu seiner Zeit. Aber er paßt doch nicht immer. Und zu dem allen kam noch seine mystische Richtung, die mitunter Anstoß gab, einmal weil Soldaten überhaupt nicht sehr für derlei Dinge sind, und dann weil wir die Vorstellung unterhielten, vielleicht mit Unrecht, daß er doch nicht ganz so dazu stände, wie er's uns einreden wollte."

„Mystische Richtung?" sagte Effi. „Ja, Major, was verstehen Sie darunter? Er kann doch keine Conventikel abgehalten und den Propheten gespielt haben. Auch nicht einmal den aus der Oper . . . ich habe seinen Namen vergessen."

„Nein, so weit ging er nicht. Aber es ist vielleicht besser, davon abzubrechen. Ich möchte nicht hinter seinem Rücken etwas sagen, was falsch ausgelegt werden könnte. Zudem sind es Dinge, die sich sehr gut auch in seiner Gegenwart verhandeln lassen, Dinge, die nur, man mag wollen oder nicht, zu 'was Sonderbarem aufgebauscht werden, wenn er nicht dabei ist und nicht jeden Augenblick eingreifen und uns widerlegen oder meinetwegen auch auslachen kann."

„Aber das ist ja grausam, Major. Wie können Sie meine Neugier so auf die Folter spannen. Erst ist es 'was und dann ist es wieder nichts. Und Mystik! Ist er denn ein Geisterseher?"

„Ein Geisterseher! Das will ich nicht gerade sagen. Aber er hatte eine Vorliebe, uns Spukgeschichten zu erzählen. Und wenn er uns dann in große

Aufregung versetzt und Manchen auch wohl geängstigt hatte, dann war es mit einem Male wieder, als habe er sich über alle die Leichtgläubigen bloß moquiren wollen. Und kurz und gut, einmal kam es, daß ich ihm auf den Kopf zusagte: „Ach was, Innstetten, das ist ja alles bloß Komödie. Mich täuschen Sie nicht. Sie treiben Ihr Spiel mit uns. Eigentlich glauben Sie's grad so wenig wie wir, aber Sie wollen sich interessant machen und haben eine Vorstellung davon, daß Ungewöhnlichkeiten nach oben hin besser empfehlen. In höheren Carrieren will man keine Alltagsmenschen. Und da Sie so 'was vorhaben, so haben Sie sich 'was Apartes ausgesucht und sind bei der Gelegenheit auf den Spuk gefallen."

Effi sagte kein Wort, was dem Major zuletzt bedrücklich wurde. „Sie schweigen, gnädigste Frau."

„Ja."

„Darf ich fragen warum? Hab' ich Anstoß gegeben? Oder finden Sie's unritterlich, einen abwesenden Freund, ich muß das trotz aller Verwahrungen einräumen, ein klein wenig zu hecheln? Aber da thun Sie mir trotz alledem Unrecht. Das alles soll ganz ungenirt seine Fortsetzung vor seinen Ohren haben, und ich will ihm dabei jedes Wort wiederholen, was ich jetzt eben gesagt habe."

„Glaub' es." Und nun brach Effi ihr Schweigen und erzählte, was sie alles in ihrem Hause erlebt und wie sonderbar sich Innstetten damals dazu gestellt habe. „Er sagte nicht ja und nicht nein, und ich bin nicht klug aus ihm geworden."

„Also ganz der Alte," lachte Crampas. „So war er damals auch schon, als wir in Liancourt und dann später in Beauvais mit ihm in Quartier lagen. Er wohnte da in einem alten bischöflichen Palast — beiläufig, was Sie vielleicht interessiren wird, war es ein Bischof von Beauvais, glücklicherweise „Cochon" mit Namen, der die Jungfrau von Orleans zum Feuertod verurtheilte — und da verging denn kein Tag, d. h. keine Nacht, wo Innstetten nicht Unglaubliches erlebt hatte. Freilich immer nur so halb. Es konnte auch nichts sein. Und nach diesem Princip arbeitet er noch, wie ich sehe."

„Gut, gut. Und nun ein ernstes Wort, Crampas, auf das ich mir eine ernste Antwort erbitte: wie erklären Sie sich dies alles?"

„Ja, meine gnädigste Frau . . ."

„Keine Ausweichungen, Major. Dies alles ist sehr wichtig für mich. Er ist Ihr Freund und ich bin Ihre Freundin. Ich will wissen, wie hängt dies zusammen? Was denkt er sich dabei?"

„Ja, meine gnädigste Frau, Gott sieht ins Herz, aber ein Major vom Landwehrbezirks-Commando, der sieht in gar nichts. Wie soll ich solche psychologischen Räthsel lösen? Ich bin ein einfacher Mann."

„Ach, Crampas, reden Sie nicht so thöricht. Ich bin zu jung, um eine große Menschenkennerin zu sein; aber ich müßte noch vor der Einsegnung und beinah' vor der Taufe stehen, um Sie für einen einfachen Mann zu halten. Sie sind das Gegentheil davon, Sie sind gefährlich . . ."

„Das Schmeichelhafteste, was einem guten Vierziger, mit einem a. D. auf der Karte, gesagt werden kann. Und nun also, was sich Instetten dabei denkt . . ."

Effi nickte.

„Ja, wenn ich durchaus sprechen soll, er denkt sich dabei, daß ein Mann, wie Landrath Baron Innstetten, der jeden Tag Ministerial-Direktor oder dergleichen werden kann (denn glauben Sie mir, er ist hoch hinaus), daß ein Mann wie Baron Innstetten nicht in einem gewöhnlichen Hause wohnen kann, nicht in einer solchen Kathe, wie die landräthliche Wohnung, ich bitte um Vergebung, gnädigste Frau, doch eigentlich ist. Da hilft er denn nach. Ein Spukhaus ist nie 'was Gewöhnliches . . . Das ist das Eine."

„Das Eine? mein Gott, haben Sie noch Etwas?"

„Ja."

„Nun denn, ich bin ganz Ohr. Aber wenn es sein kann, lassen Sie's 'was Gutes sein."

„Dessen bin ich nicht ganz sicher. Es ist etwas Heikles, beinah Gewagtes, und ganz besonders vor Ihren Ohren, gnädigste Frau."

„Das macht mich nur um so neugieriger."

„Gut denn. Also Innstetten, meine gnädigste Frau, hat außer seinem brennenden Verlangen, es koste was es wolle, ja, wenn es sein muß unter Heranziehung eines Spuks, seine Carriere zu machen, noch eine zweite Passion: er operirt nämlich immer erzieherisch, ist der geborene Pädagog, und hätte, links Basedow und rechts Pestalozzi (aber doch kirchlicher als beide) eigentlich nach Schnepfenthal oder Bunzlau hingepaßt."

„Und will er mich auch erziehen? Erziehen durch Spuk?"

„Erziehen ist vielleicht nicht das ganz richtige Wort. Aber doch erziehen auf einem Umweg."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Eine junge Frau ist eine junge Frau, und ein Landrath ist ein Landrath. Er kutschirt oft im Kreise umher, und dann ist das Haus allein und unbewohnt. Aber solch Spuk ist wie ein Cherub mit dem Schwert . . ."

„Ah, da sind wir wieder aus dem Walde heraus," sagte Effi. „Und da ist Utpatel's Mühle. Wir müssen nur noch an dem Kirchhof vorüber."

Gleich danach passirten sie den Hohlweg zwischen dem Kirchhof und der eingegitterten Stelle, und Effi sah nach dem Stein und der Tanne hinüber, wo der Chinese lag.

Siebzehntes Capitel.

Es schlug zwei Uhr, als man zurück war. Crampas verabschiedete sich und ritt in die Stadt hinein, bis er vor seiner am Marktplatz gelegenen Wohnung hielt. Effi ihrerseits kleidete sich um und versuchte zu schlafen; es wollte aber nicht glücken, denn ihre Verstimmung war noch größer als ihre Müdigkeit. Daß Innstetten sich seinen Spuk parat hielt, um ein nicht ganz gewöhnliches Haus zu bewohnen, das mochte hingehen, das stimmte zu seinem Hange, sich von der großen Menge zu unterscheiden; aber das Andere, daß er

den Spuk als Erziehungsmittel brauchte, das war doch arg und beinah beleidigend. Und „Erziehungsmittel", darüber war sie sich klar, sagte nur die kleinere Hälfte; was Crampas gemeint hatte, war viel, viel mehr, war eine Art Angstapparat aus Calcül. Es fehlte jede Herzensgüte darin und grenzte schon fast an Grausamkeit. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und sie ballte ihre kleine Hand und wollte Pläne schmieden; aber mit einem Male mußte sie wieder lachen. „Ich Kindskopf! Wer bürgt mir denn dafür, daß Crampas Recht hat! Crampas ist unterhaltlich, weil er medisant ist, aber er ist unzuverlässig und ein bloßer Haselant, der schließlich Innstetten nicht das Wasser reicht."

In diesem Augenblick fuhr Innstetten vor, der heute früher zurück kam, als gewöhnlich. Effi sprang auf, um ihn schon im Flur zu begrüßen, und war um so zärtlicher, je mehr sie das Gefühl hatte, etwas gut machen zu müssen. Aber ganz konnte sie das, was Crampas gesagt hatte, doch nicht verwinden, und inmitten ihrer Zärtlichkeiten, und während sie mit anscheinendem Interesse zuhörte, klang es in ihr immer wieder: „also Spuk aus Berechnung, Spuk, um dich in Ordnung zu halten."

Zuletzt indessen vergaß sie's und ließ sich unbefangen von ihm erzählen.

* * *

Inzwischen war Mitte November herangekommen, und der bis zum Sturm sich steigernde Nordwester stand anderthalb Tage lang so hart auf die Molen, daß die mehr und mehr zurückgestaute Kessine das Bollwerk überstieg und in die Straßen trat. Aber nachdem sich's ausgetobt, legte sich das Unwetter, und es kamen noch ein paar sonnige Spätherbsttage. „Wer weiß, wie lange sie dauern," sagte Effi zu Crampas, und so beschloß man, am nächsten Vormittage noch einmal auszureiten; auch Innstetten, der einen freien Tag hatte, wollte mit. Es sollte zunächst wieder bis an die Mole gehen; da wollte man dann absteigen, ein wenig am Strande promeniren und schließlich im Schutze der Dünen, wo's windstill war, ein Frühstück nehmen.

Um die festgesetzte Stunde ritt Crampas vor dem landräthlichen Hause vor; Kruse hielt schon das Pferd der gnädigen Frau, die sich rasch in den Sattel hob und noch im Aufsteigen Innstetten entschuldigte, der nun doch verhindert sei: letzte Nacht wieder großes Feuer in Morgenitz — das dritte seit drei Wochen, also angelegt — da habe er hingemußt, sehr zu seinem Leidwesen, denn er habe sich auf diesen Ausritt, der wohl der letzte in diesem Herbste sein werde, wirklich gefreut.

Crampas sprach sein Bedauern aus, vielleicht nur um 'was zu sagen, vielleicht aber auch aufrichtig, denn so rücksichtslos er im Punkte chevalereske Liebesabenteuer war, so sehr war er auch wieder guter Kamerad. Natürlich, Alles ganz oberflächlich. Einem Freunde helfen und fünf Minuten später ihn betrügen, waren Dinge, die sich mit seinem Ehrbegriffe sehr wohl vertrugen. Er that das Eine und das Andere mit unglaublicher Bonhommie.

Der Ritt ging wie gewöhnlich durch die Plantage hin. Rollo war wieder vorauf, dann kamen Crampas und Effi, dann Kruse. Knut fehlte.

„Wo haben Sie Knut gelassen?"

„Er hat einen Ziegenpeter."

„Merkwürdig," lachte Effi. „Eigentlich sah er schon immer so aus."

„Sehr richtig. Aber Sie sollten ihn jetzt sehen! Oder doch lieber nicht. Denn Ziegenpeter ist ansteckend, schon bloß durch Anblick."

„Glaub' ich nicht."

„Junge Frauen glauben Vieles nicht. Und dann glauben sie wieder Vieles, was sie besser nicht glaubten."

„An meine Adresse?"

„Nein."

„Schade."

„Wie dies „Schade" Sie kleidet. Ich glaube wirklich, Major, Sie hielten es für ganz in der Ordnung, wenn ich Ihnen eine Liebeserklärung machte."

„So weit will ich nicht gehen. Aber ich möchte den sehen, der sich dergleichen nicht wünschte. Gedanken und Wünsche sind zollfrei."

„Das fragt sich. Und dann ist doch immer noch ein Unterschied zwischen Gedanken und Wünschen. Gedanken sind in der Regel etwas, das noch im Hintergrunde liegt, Wünsche aber liegen meist schon auf der Lippe."

„Nur nicht gerade diesen Vergleich!"

„Ach, Crampas, Sie sind . . . Sie sind . . ."

„Ein Narr."

„Nein. Auch darin übertreiben Sie wieder. Aber Sie sind etwas Anderes. In Hohen-Cremmen sagten wir immer, und ich mit, das Eitelste, was es gäbe, das sei ein Husarenfähnrich von achtzehn . . ."

„Und jetzt?"

„Und jetzt sag' ich, das Eitelste, was es gibt, ist ein Landwehr-Bezirksmajor von zweiundvierzig."

„ . . . Wobei die zwei Jahre, die Sie mir gnädigst erlassen, Alles wieder gut machen, — küss' die Hand."

„Ja, küss' die Hand. Das ist so recht das Wort, das für Sie paßt. Das ist wienerisch. Und die Wiener, die hab' ich kennen gelernt, in Carlsbad, vor vier Jahren, wo sie mir vierzehnjährigem Dinge den Hof machten. Was ich da alles gehört habe!"

„Gewiß nicht mehr als recht war."

„Wenn das zuträfe, wäre das, was mir schmeicheln soll, ziemlich ungezogen . . . Aber sehen Sie da die Bojen, wie die schwimmen und tanzen. Die kleinen rothen Fahnen sind eingezogen. Immer, wenn ich diesen Sommer, die paarmal wo ich mich bis an den Strand hinauswagte, die rothen Fahnen sah, sagt' ich mir: da liegt Vineta, da muß es liegen, das sind die Thurmspitzen . . ."

„Das macht, weil Sie das Heine'sche Gedicht kennen."

„Welches?"

„Nun, das von Vineta."

„Nein, das kenne ich nicht; ich kenne überhaupt nur wenig. Leider."

„Und haben doch Gieshübler und den Journalzirkel! Uebrigens hat Heine dem Gedicht einen anderen Namen gegeben, ich glaube „Seegespenst“ oder so ähnlich. Aber Vineta hat er gemeint. Und er selber — verzeihen Sie, wenn ich Ihnen so ohne Weiteres den Inhalt hier wiedergebe — der Dichter, während er die Stelle passirt, liegt auf einem Schiffsdeck und sieht hinunter, und sieht da schmale, mittelalterliche Straßen und trippelnde Frauen in Capothüten, und alle haben ein Gesangbuch in Händen und wollen zur Kirche, und alle Glocken läuten. Und als er das hört, da faßt ihn eine Sehnsucht, auch mit in die Kirche zu gehen, wenn auch bloß um der Capothüte willen, und vor Verlangen schreit er auf und will sich hinunterstürzen. Aber im selben Augenblicke packt ihn der Capitän am Bein und ruft ihm zu: Doctor, sind Sie des Teufels?“

„Das ist ja allerliebst. Das möcht' ich lesen. Ist es lang.“

„Nein, es ist eigentlich kurz, etwas länger als ‚Du hast Diamanten und Perlen‘ oder ‚Deine weichen Lilienfinger‘ . . .“ und er berührte leise ihre Hand. „Aber lang oder kurz, welche Schilderungskraft, welche Anschaulichkeit! Er ist mein Lieblingsdichter, und ich kann ihn auswendig, so wenig ich mir sonst, trotz gelegentlich eigener Versündigungen, aus der Dichterei mache. Bei Heine liegt es aber anders; Alles ist Leben, und vor Allem versteht er sich auf die Liebe, die doch die Hauptsache bleibt. Er ist übrigens nicht einseitig darin . . .“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, er ist nicht bloß für die Liebe . . .“

„Nun, wenn er diese Einseitigkeit auch hätte, das wäre am Ende noch nicht das Schlimmste. Wofür ist er denn sonst noch?“

„Er ist auch sehr für das Romantische, was freilich gleich nach der Liebe kommt und nach Meinung Einiger sogar damit zusammenfällt. Was ich aber nicht glaube. Denn in seinen späteren Gedichten, die man denn auch die „romantischen“ genannt hat, oder eigentlich hat er es selber gethan, in diesen romantischen Dichtungen wird in einem fort hingerichtet, allerdings vielfach aus Liebe. Aber doch meist aus anderen gröberen Motiven, wohin ich in erster Reihe die Politik, die fast immer gröblich ist, rechne. Karl Stuart zum Beispiel trägt in einer dieser Romanzen seinen Kopf unterm Arm, und noch fataler ist die Geschichte vom Vitzliputzli . . .“

„Von wem?“

„Vom Vitzliputzli. Vitzliputzli ist nämlich ein mexikanischer Gott, und als die Mexikaner zwanzig oder dreißig Spanier gefangen genommen hatten, mußten diese zwanzig oder dreißig dem Vitzliputzli geopfert werden. Das war da nicht anders, Landessitte, Cultus, und ging auch alles im Handumdrehen, Bauch auf, Herz 'raus . . .“

„Nein, Crampas, so dürfen Sie nicht weiter sprechen. Das ist indecent und degoutant zugleich. Und das alles so ziemlich in demselben Augenblicke, wo wir frühstücken wollen.“

„Ich für meine Person sehe mich dadurch unbeeinflußt und stelle meinen Appetit überhaupt nur in Abhängigkeit vom Menu.“

Während dieser Worte waren sie, ganz wie's das Programm wollte, vom Strand her bis an eine schon halb im Schutze der Dünen aufgeschlagene Bank, mit einem äußerst primitiven Tisch davor, gekommen, zwei Pfosten mit einem Brett darüber. Kruse, der vorauf geritten, hatte hier bereits servirt: Theebrötchen und Aufschnitt von kaltem Braten, dazu Rothwein und neben der Flasche zwei hübsche zierliche Trinkgläser, klein und mit Goldrand, wie man sie in Badeörtern kauft oder von Glashütten als Erinnerung mitbringt.

Und nun stieg man ab. Kruse, der die Zügel seines eigenen Pferdes um eine Krüppelkiefer geschlungen hatte, ging mit den beiden anderen Pferden auf und ab, während sich Crampas und Effi, die durch eine schmale Dünenöffnung einen freien Blick auf Strand und Mole hatten, vor dem gedeckten Tische niederließen.

Ueber das von den Sturmtagen her noch bewegte Meer goß die schon halb winterliche Novembersonne ihr fahles Licht aus, und die Brandung ging hoch. Dann und wann kam ein Windzug und trieb den Schaum bis dicht an sie heran. Strandhafer stand umher, und das helle Gelb der Immortellen hob sich, trotz der Farbeverwandtschaft, von dem gelben Sande, darauf sie wuchsen, scharf ab. Effi machte die Wirthin. „Es thut mir leid, Major, Ihnen diese Brötchen in einem Korbdeckel präsentiren zu müssen . . ."

„Ein Korbdeckel ist kein Korb . . ."

„ . . . Indessen Kruse hat es so gewollt. Und da bist Du ja auch, Rollo. Auf Dich ist unser Vorrath aber nicht eingerichtet. Was machen wir mit Rollo?"

„Ich denke, wir geben ihm Alles; ich meinerseits schon aus Dankbarkeit. Denn sehen Sie, theuerste Effi . . ."

Effi sah ihn an.

„ . . . Denn sehen Sie, gnädigste Frau, Rollo erinnert mich wieder an das, was ich Ihnen noch als Fortsetzung oder Seitenstück zum Vitzliputzli erzählen wollte, — nur viel picanter, weil Liebesgeschichte. Haben Sie 'mal von einem gewissen Pedro dem Grausamen gehört?"

„So dunkel."

„ . . . Eine Art Blaubartskönig."

„Das ist gut. Von so einem hört man immer am liebsten, und ich weiß noch, daß wir von meiner Freundin Hulda Niemeyer, deren Namen Sie ja kennen, immer behaupteten: sie wisse nichts von Geschichte, mit Ausnahme der sechs Frauen von Heinrich dem Achten, diesem englischen Blaubart, wenn das Wort für ihn reicht. Und wirklich, diese Sechs kannte sie auswendig. Und dabei hätten Sie hören sollen, wie sie die Namen aussprach, namentlich den von der Mutter der Elisabeth, — so schrecklich verlegen, als wäre sie nun an der Reihe . . . Aber nun bitte, die Geschichte von Don Pedro . . ."

„Nun also, an Don Pedro's Hofe war ein schöner, schwarzer spanischer Ritter, der das Kreuz von Calatrava — was ungefähr so viel bedeutet, wie schwarzer Adler und pour le mérite zusammen genommen — auf seiner Brust trug. Dies Kreuz gehörte mit dazu, das mußten sie immer tragen, und dieser Calatrava-Ritter, den die Königin natürlich heimlich liebte . . ."

„Warum natürlich?“

„Weil wir in Spanien sind.“

„Ach so.“

„Und dieser Calatrava-Ritter, sag' ich, hatte einen wunderschönen Hund, einen Neufundländer, wiewohl es die noch gar nicht gab, denn es war grade hundert Jahre vor der Entdeckung von Amerika. Einen wunderschönen Hund also, sagen wir wie Rollo . . .“

Rollo schlug an, als er seinen Namen hörte, und wedelte mit dem Schweif.

„Das ging so manchen Tag. Aber das mit der heimlichen Liebe, die wohl nicht ganz heimlich blieb, das wurde dem Könige doch zu viel, und weil er den schönen Calatrava-Ritter überhaupt nicht recht leiden mochte, — denn er war nicht bloß grausam, er war auch ein Neidhammel, oder wenn das Wort für einen König und noch mehr für meine liebenswürdige Zuhörerin, Frau Effi, nicht recht passen sollte, wenigstens ein Neidling — so beschloß er, den Calatrava-Ritter für die heimliche Liebe heimlich hinrichten zu lassen.“

„Kann ich ihm nicht verdenken.“

„Ich weiß doch nicht, meine Gnädigste. Hören Sie nur weiter. Etwas geht schon, aber es war zu viel, der König, find' ich, ging um ein Erkleckliches zu weit. Er heuchelte nämlich, daß er dem Ritter wegen seiner Kriegs- und Heldenthaten ein Fest veranstalten wolle, und da gab es denn eine lange, lange Tafel, und alle Granden des Reichs saßen an dieser Tafel, und in der Mitte saß der König und ihm gegenüber war der Platz für *den*, dem dies alles galt, also für den Calatrava-Ritter, für den an diesem Tage zu Feiernden. Und weil Der, trotzdem man schon eine ganze Weile seiner gewartet hatte, noch immer nicht kommen wollte, so mußte schließlich die Festlichkeit ohne ihn begonnen werden, und es blieb ein leerer Platz — ein leerer Platz gerade gegenüber dem König.“

„Und nun?“

„Und nun denken Sie, meine gnädigste Frau, wie der König, dieser Pedro, sich eben erheben will, um gleißnerisch sein Bedauern auszusprechen, daß sein „lieber Gast“ noch immer fehle, da hört man auf der Treppe draußen einen Aufschrei der entsetzten Dienerschaften, und ehe noch irgend wer weiß, was geschehen ist, jagt etwas an der langen Festestafel entlang, und nun springt es auf den Stuhl und setzt ein abgeschlagenes Haupt auf den leergebliebenen Platz, und über eben dieses Haupt hinweg starrt Rollo auf sein Gegenüber, den König. Rollo hatte seinen Herrn auf seinem letzten Gange begleitet und im selben Augenblicke, wo das Beil fiel, hatte das treue Thier das fallende Haupt gepackt, und da war er nun, unser Freund Rollo, an der langen Festestafel und verklagte den königlichen Mörder.“

Effi war ganz still geworden. Endlich sagte sie: „Crampas, das ist in seiner Art sehr schön, und weil es sehr schön ist, will ich es Ihnen verzeihen. Aber Sie könnten doch Beff'res und zugleich mir Lieberes thun, wenn Sie mir andere Geschichten erzählten. Auch von Heine. Heine wird doch nicht bloß von Vitzliputzli und Don Pedro und *Ihrem* Rollo — denn meiner hätte so was nicht gethan — gedichtet haben. Komm, Rollo! Armes Thier, ich

kann Dich gar nicht mehr ansehen, ohne an den Calatrava-Ritter zu denken, den die Königin heimlich liebte . . . Rufen Sie, bitte, Kruse, daß er die Sachen hier wieder in die Halfter steckt, und wenn wir zurückreiten, müssen Sie mir 'was anderes erzählen, ganz 'was anderes."

Kruse kam. Als er aber die Gläser nehmen wollte, sagte Crampas: „Kruse, das eine Glas, das da, das lassen Sie stehen. Das werde ich selber nehmen."

„Zu Befehl, Herr Major."

Effi, die dies mit angehört hatte, schüttelte den Kopf. Dann lachte sie. „Crampas, was fällt Ihnen nur eigentlich ein? Kruse ist dumm genug, über die Sache nicht weiter nachzudenken, und wenn er darüber nachdenkt, so findet er glücklicherweise nichts. Aber das berechtigt Sie doch nicht, dies Glas . . . dies Dreißigpfennig-Glas aus der Josephinenhütte . . ."

„Daß Sie so spöttisch den Preis nennen, läßt mich seinen Werth um so tiefer empfinden."

„Immer derselbe. Sie haben so viel von einem Humoristen, aber doch von ganz sonderbarer Art. Wenn ich Sie recht verstehe, so haben Sie vor — es ist zum Lachen, und ich genire mich fast, es auszusprechen — so haben Sie vor, sich vor der Zeit auf den König von Thule hin auszuspielen."

Er nickte mit einem Anfluge von Schelmerei.

„Nun denn, meinetwegen. Jeder trägt seine Kappe; Sie wissen, welche. Nur das muß ich Ihnen doch sagen dürfen, die Rolle, die Sie mir dabei zudictiren, ist mir zu wenig schmeichelhaft. Ich mag nicht als Reimwort auf Ihren König von Thule herumlaufen. Behalten Sie das Glas, aber bitte, ziehen Sie nicht Schlüsse daraus, die mich compromittiren. Ich werde Innstetten davon erzählen."

„Das werden Sie nicht thun, meine gnädigste Frau."

„Warum nicht?"

„Innstetten ist nicht der Mann, solche Dinge so zu sehen, wie sie gesehen sein wollen."

Sie sah ihn einen Augenblick scharf an. Dann aber schlug sie verwirrt und fast verlegen die Augen nieder.

Die Nordlandreise des Deutschen Kaiserpaares im Jahre 1894.

Von
Paul Güßfeldt.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Seit dem Jahre 1889 hat Kaiser Wilhelm II. alljommerlich, mit einziger Ausnahme, Fahrten in den norwegischen Gewässern unternommen und daselbst diejenige Erholung gefunden, welche ihm die Heimath nicht gewähren konnte. Denn je größer die Machtfülle ist, mit welcher die Vorsehung einen Monarchen ausgestattet hat, um so karger ist ihm zugemessen, wonach wir uns Alle von Zeit zu Zeit sehnen: jene innere Ruhe, in welcher wir leidenschaftslos rückwärts und vorwärts blicken. Der Kaiser hat dies selbst bei feierlicher Gelegenheit mit folgenden Worten zum Ausdruck gebracht:

„Bei Meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staats-Einrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen; sondern diese Reisen, die ja vielfach Mißdeutungen ausgesetzt waren, haben für Mich den hohen Werth gehabt, daß Ich, entrückt dem Partei-Getriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternen-Himmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Werth einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von Meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzungen, und das thut uns Allen Noth."

Diese Worte sind als Motto dem Buche[1]) vorangestellt, welches von den vier ersten norwegischen Reisen des Kaisers handelt. Die jüngste Reise brachte

[1]) Güßfeldt, Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

nun eine unerwartete Aenderung dadurch, daß Ihre Majestät die Kaiserin den erlauchten Gemahl begleitete. Die Anwesenheit der hohen Frau an Bord der Yacht übte einen stillen Zauber aus, dessen Wirkung ein Jeder empfand; ihm ist es zuzuschreiben, daß die Nordland-Fahrt des Jahres 1894 schönere Erinnerungen hinterließ, als irgend eine zuvor. So ist denn das Gefühl der Dankbarkeit der Impuls geworden für den vorliegenden Aufsatz. Derselbe soll nicht nur das Leben an Bord schildern, sondern auch einen Theil der norwegischen Landschaften, zu welchen der Deutsche Kaiser unsere Kaiserin geleitete.

Die innere politische Lage des Landes hatte es im Sommer 1893 dem Kaiser unmöglich gemacht, die nöthige Zeit für eine vierwöchentliche Reise nach Norwegen zu gewinnen. Dieselbe fiel aus und wurde durch Kreuzer-Touren ersetzt, welche während der zweiten Hälfte des Juli von Kiel aus zunächst nach der schwedischen Insel Gotland führten, und dann nach Tullgarn, der Sommer-Residenz des Kronprinzen von Schweden und seiner Gemahlin. An der, kaum acht Tage umfassenden Fahrt nahm auch die Kaiserin Theil, und diesem Umstand war es zu verdanken, daß die Frauen und Mädchen von Visby eine Art von Aufführung veranstalteten, welche wir sonst wohl nicht gesehen hätten.

Visby, die Hauptstadt von Gotland, war im Mittelalter ein berühmter Handelsplatz der Hansa. Die verschiedenen, daselbst vertretenen Nationalitäten, Stämme und Städte errichteten in ihr eigene Kirchen, fünfzehn an der Zahl. Vierzehn davon liegen jetzt in Trümmern, die aber zum Theil so wohl erhalten sind, daß ihr Anblick einen ehrwürdigen und weihevollen Eindruck hinterläßt. Der Eindruck ist um so stärker, als wir im hohen Norden so gar nicht an große Ruinenstätten gewöhnt sind. Man sieht die zusammengeschrumpfte Stadt, für welche die thürmetragende, festungsartige Ringmauer viel zu mächtig geworden ist, und blickt auf Bäume und Gärten, denen Mauerreste als Einfriedigung dienen. Das Meer liegt nahe, und nach der anderen Richtung dehnt sich das Plateau der Insel, nicht gerade öde, aber doch auch nicht heiter. Warum sollte man nicht an Syracus denken, ins Nordische übersetzt, ins Mittelalterliche?

Die Majestäten begaben sich mit dem Gefolge am achtzehnten Juli an Land und statteten den vier schönsten und besterhaltenen Kirchen einen eingehenden Besuch ab. Außer der Dom- oder Marien-Kirche, welche allein noch im Gebrauch ist, waren es die St. Nicolas-, die Heiliggeist- und die Katharinen-Kirche. Ihre Erbauung fällt in das dreizehnte Jahrhundert; der Spitzbogenstil herrscht vor.

Noch am Abend desselben Tages erfolgte ein zweiter Besuch, der sich auf zwei Ruinen beschränkte. In der einen, es war die Kirche von St. Lars (Laurentius), fand eine Art kirchlicher „Fantasia" statt: von dem grasbewachsenen Boden des Langschiffs, wo für die Majestäten Sitze hergerichtet waren, sah man, wie die oberen Wandelgänge der Ruinen sich belebten; Nonnen,

in weiße Gewänder gehüllt, erschienen, brennende Lichter tragend, und zogen schweigend dahin, während fromme Gesänge ertönten. Bald verschwanden die lichten Gestalten hinter den dicken Mauern, bald tauchten sie wieder auf, eingerahmt von den Profilen der Bogenfenster. So zogen sie hin und her, zuweilen zwei Reihen bildend, die in entgegengesetzten Richtungen dahin schwebten. Im Dämmerlicht lag der Rest der Kirche da, ihres Charakters als Ruine gleichsam entkleidet, und nur die leuchtenden Sterne über dem eingestürzten Dach verkündeten die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Das merkwürdige Schauspiel endete mit dem Verschwinden des letzten Lichtes, mit dem Ersterben des letzten Tones. Lautlos verharrte die dichtgedrängte Menge in der Dunkelheit, und erst als der Kaiser und die Kaiserin sich erhoben, wurde es wieder lebendig.

Die Majestäten und alles Volk begaben sich nunmehr zu der relativ wohl erhaltenen Katharinen-Kirche. Hier war ein Podium aufgeschlagen für die hohen Gäste und deren Gefolge. In angemessener Entfernung davon hatte ein Sängerchor Aufstellung genommen. Ich glaube, daß es nur in Schweden möglich ist, eine so große Zahl schöner und sanggerechter Stimmen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, wie es hier der Fall war. Denn schließlich entspricht die Bevölkerung Visby's derjenigen unserer kleinen Mittelstädte. Höchstens Italien könnte dasselbe leisten; aber dort gibt es so viele professionelle Sänger, die aller Orten auftreten, daß die Dilettanten über dem Zuhören gar nicht zum Singen kommen.

Die schwedischen Sänger ließen uns viele ihrer nationalen Lieder hören, zu deren Melodie und Tonart die ehrwürdigen Ruinen recht wohl paßten. Der Kaiser sprach sich sehr befriedigt über die dargebotenen Leistungen aus, und erst zu später Stunde kehrten die Majestäten an Bord der „Hohenzollern" zurück.

II.

Ein Jahr später unternahm die neu erbaute Yacht ihre erste Fahrt in das Schärengebiet des norwegischen Küstenmeeres. Beide Majestäten befanden sich an Bord und begannen die Nordland-Reise, am zweiten Juli 1894, von Kiel aus.

Der südliche Theil der norwegischen Westküste wurde nach einer glücklichen Fahrt erreicht; und wie fünf Jahre zuvor, wo der Kaiser zum ersten Male Norwegen sah, so liefen wir auch diesmal die Stadt Stavanger als ersten Ort an. Hier befanden wir uns, sozusagen mit einem Schlage, mitten in Norwegen, trotz der Küste.

Denn was Italien an untrüglicher Charakteristik durch seine Bewohner und seine Wohnstätten leistet, das leistet Norwegen durch seine Landschaft. Zwar kann man nicht kurzweg von einer einzigen norwegischen Landschaft sprechen, wohl aber von einigen Typen, deren jeder dem Kenner, auch wenn man ihn mit verbundenen Augen hineinversetzt hätte, das Land verräth. Freilich will eine solche Kenntniß durch Anschauung, nicht aus Büchern erworben sein.

Einer der erwähnten Landschaftstypen ist durch die Gegend um Stavanger verkörpert, ich meine jene Combination der salzigen Fluth mit den modellirten Abstürzen eines vornehmlich aus Gneißmassen bestehenden Gebirges, dessen letzte, gegen das Meer vorgeschobene Thäler unter Wasser stehen und als Fjords bezeichnet werden. Davor lagern sich rundliche Felsinseln und bilden in ihrer Gesammtheit das, was man die Schären-Flur nennt. Diese ändert freilich, auf dem langen Wege von Stavanger bis zum Nordkap, ihr Aussehen in mannigfacher Art; denn oft wachsen jene kleinen, nur klippenartigen „Holme" in die Höhe und in die Breite, bald Inseln bildend mit Weideland und zerstreuten Culturen, bald sich aufbäumend zu wilden Felsmassen, die wie ein vornehmes Gebirge daliegen oder das Auge vorübergehend durch ihre grotesken Formen reizen.

In seiner nächsten Nähe besitzt Stavanger einen Fjord, er heißt Lyse-Fjord, welcher eine Vorahnung gibt, wie schnell in Norwegen eine ruhige Landschaft sich in eine Coulissen-Landschaft wandeln kann.

Diesem galt der erste Ausflug; kein Wunder, daß derselbe einen großartigen Eindruck hervorbrachte. Man sieht Felswände aus dem Wasser emporsteigen, die, an sich hoch, doppelt hoch erscheinen, weil man ihnen so nahe ist. Das Auge, welches vom Fjordspiegel aus das Aufstreben der Gebirgsmauern verfolgt, wird mehr und mehr verwirrt, je steiler es aufsieht. Denn die Zeichnung, welche jedes derartige Gebilde durch Felsrisse, Klüftungen und Schichtgrenzen erhält, wird mit dem kleiner werdenden Gesichtswinkel zu immer engeren Maschen zusammengedrängt.

Daher oft das Abschreckende hoher Felsberge, welche man sich anschickt zu ersteigen. Das geläufigste Beispiel dafür ist das Matterhorn. Seine Ersteigung, sowohl die vom Col du Lion, wie die vom Zmutt-Grat aus, bestätigt das Gesagte mit besonderer Eindringlichkeit. Im Uebrigen aber stehen die Felsufer eines norwegischen Fjords unter durchaus anderen Bedingungen als die Hochgebirgsfelsen. Die Gegensätze beruhen auf der sehr verschiedenen Dichtigkeit der Atmosphäre, auf den nicht minder großen Unterschieden des Feuchtigkeitgehaltes, der Sonnenbestrahlung, der Geschwindigkeit im Temperaturwechsel. Auch spielt die Vegetation eine Rolle, nicht nur für die Verwitterung, sondern auch für das dargebotene physiognomische Bild. Denn die Hochgebirgsfelsen sind nackt, während das in dem Fjordwasser gespiegelte Gebirge die Lebensbedingungen für Moose, Gräser und Kräuter darbietet, ja sogar für den Baumwuchs; und so sieht man denn Birken, Erlen, Kiefern, wohl auch Eschen, Pappeln und Weiden über die Abstürze des Gebirges ausgestreut. An einzeln dastehenden Kiefern lernt man erkennen, wie genügsam die Natur sein kann, oder richtiger, welches Anpassungs-Vermögen sie einigen ihrer Geschöpfe gegeben hat. Denn diese Bäume scheinen zuweilen direct aus dem harten Fels herauszuwachsen; man sieht nicht den kümmerlichen Nährboden des Erdreichs, das sich mit den Wurzeln des Baumes in einem unsichtbaren Riß verbirgt. Diese Kiefern gleichen den Menschen, bei denen man nicht begreift, wie sie es fertig bringen zu existiren.

Der Besuch des Lyse-Fjord fand am Nachmittag des vierten Juli statt. Am Vormittag desselben Tages hatte sich die Kaiserin in Stavanger an Land begeben, um einen Erholungs-Spaziergang nach der Seefahrt zu unternehmen; deshalb unterblieb die Besichtigung des alten Doms. Derselbe besitzt nur kleine Dimensionen, sein Inneres jedoch, mit den gedrungenen schwarzgrauen Säulen und den in dickes Mauerwerk eingelassenen romanischen Bogenfenstern, veranlaßt zu ernster Stimmung.

Der Himmel war bezogen, die Luft schwül, die Straße staubig, der Landungsplatz mit Erwachsenen und Kindern erfüllt, so daß dieser erste Besuch des Landes der hohen Frau keine Vorstellung von dem geben konnte, was nun bald in reichem Maße geboten werden sollte, und wovon die Fahrt durch den Lyse-Fjord das würdige Vorspiel war.

Der Kaiser hatte das Schiff nicht verlassen, weil bereits in Stavanger der erste Courier abgefertigt wurde. Dieser Umstand ist für Seine Majestät gleichbedeutend mit unerbittlicher Nothwendigkeit. Das Leben eines großen Reiches ruht eben nie, und in einem monarchischen Staat ist der Herzschlag dieses Lebens an die Person des Souveräns geknüpft.

III.

Die Bedingungen, unter denen sich die fünfte Nordland-Fahrt vollzog, waren so glückliche, daß sie besonderer Erwähnung verdienen. Deshalb muß hier zunächst das Schiff genannt werden, die erst seit fünfzehn Monaten fertig gestellte Yacht „Hohenzollern"; sie trug nicht nur die Kaiserin, sondern auch den Kaiser zum ersten Male nach Norwegen. Die ersten vier Reisen waren auch auf einer „Hohenzollern" ausgeführt worden, aber diese verlor ihren Namen mit der Taufe des neuen Schiffes und heißt jetzt „Kaiseradler"; indeß wird sie von den alten Fahrtgenossen meist die „Alte Hohenzollern" genannt.

Das neue Fahrzeug ist zu dem Zweck erbaut worden, den erhöhten Anforderungen zu dienen, welche der Kaiser an die Marine und an sich selbst stellt, als obersten Kriegsherrn des Heeres wie der Flotte. Die Inspectionen und die Abnahme der Flotten-Manöver erheischten nicht nur ein schnelles Schiff, von dem Charakter der Avisos, sondern auch ein so eingerichtetes, daß eine der Machtstellung des Deutschen Kaisers entsprechende Repräsentation ermöglicht wurde. Die Vereinigung beider Bedingungen ward begreiflicher Weise durch kein Schiff der Marine erfüllt; es mußte also eines erbaut werden. Bei der Parlaments-Verhandlung, welche durch die Einstellung dieses Postens in das Budget der Marine veranlaßt wurde, hat gerade Süddeutschland mit feinem Takt den Bau als eine Ehrenpflicht gegen den Deutschen Kaiser bezeichnet.

Das Schiff wurde in der Zeit vom 27. Juli 1891 bis 4. April 1893, an welchem Tage die Abnahme erfolgte, auf der Werft des „Vulcan" erbaut, lief am 27. Juni 1892 vom Stapel und wurde an demselben Tage von Seiner Majestät dem Kaiser auf den Namen „Hohenzollern" getauft. Vom 1. bis 3. April 1893 machte es seine Probefahrt und hat sich seit jener Zeit glänzend bewährt. Die Yacht steht in ihrer Art einzig da, sowohl durch ihre Leistungen, wie durch die zweckentsprechende Schönheit ihrer Einrichtung.

Nach den officiellen Angaben hat die „Hohenzollern" ein Deplacement von 4187 Tonnen, eine Länge von 117 m, eine Breite von 14 m, einen mittleren Tiefgang von 5,74 m, eine dreifache Expansions-Maschine von 9000 indicirten Pferdekräften.

Die Besatzung besteht aus einem Stabe von acht Officieren, zwei Ingenieuren, einem Stabsarzt, einem Zahlmeister und aus einer Mannschaft von 295 Mann.

Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß es sich um ein außergewöhnlich stattliches Schiff handelt, welches durch seine Dimensionen und durch die Leistungsfähigkeit seiner Maschinen viele Oceandampfer übertrifft.

Daß die innere Einrichtung einzig in ihrer Art dasteht, braucht wohl kaum besonders ausgesprochen zu werden. Man hat hier sozusagen den Mikrokosmos eines monarchischen Staates vor sich: die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin stellen das Palais vor, der große Speisesaal ist der Weiße Saal des Berliner Schlosses, die lange Reihe der Kammern, in denen die Herren des Gefolges untergebracht sind, ist eine Hauptstraße der Residenz; der Raum, in welchem die Schreibpulte aufgestellt sind, ist das Regierungs-Gebäude; an Stelle der Kasernen tritt das Zwischendeck, wo die Matrosen in Hängematten schlafen, an Stelle des Exercirplatzes tritt ein Theil des Decks. Unbeschränkter Minister, nur dem Monarchen Rechenschaft schuldig, ist der Commandant; er befehligt eine Reihe von Officieren, die in einem besonderen Viertel wohnen, um einen bedeckten Platz herum, „Officier-Messe" genannt. Auch das Gefolge besitzt einen Club, der aber wenig besucht wird. Denn ein Jeder, der lesen, schreiben oder nachdenken will (wozu auf Seereisen auch ein sanftes Einschlummern gerechnet werden muß), der zieht sich lieber in seine eigene Kammer zurück.

Was diese Kammern (Cabinen) betrifft, so hat der Kaiser dabei eine besondere Fürsorge für seine Begleitung walten lassen. Man muß nur oft und lange zur See gefahren sein, um zu wissen, was eine geräumige, gut eingerichtete und gut ventilirte Cabine bedeutet, noch dazu wenn man sie mit keinem Anderen zu theilen braucht. Die Gefolge-Kammern auf der neuen Yacht lassen dem Bewohner keinen Wunsch mehr übrig. Sie liegen so hoch über dem Wasser, daß man die große Pforte nur in seltenen Fällen zu schließen braucht; sie besitzen einen Schreibtisch, ein Sopha, einen Kleiderschrank und so viele Kasten, daß die Erfordernisse einer vierwöchentlichen Reise mühelos darin Platz finden. Ein Wasser-Reservoir innerhalb derselben überhebt jeder Sorge um Wassermangel. Des Abends wird der Raum durch elektrisches Glühlicht erhellt; außerdem aber steht noch eine tragbare elektrische Lampe bereit, die für den Schreibtisch bestimmt ist. Hinter Gardinen verborgen liegt die Coje (das Bett), über welcher, wenn es nöthig wird, eine zweite Coje aufgeschlagen werden kann. Ferner stehen dem Gefolge mehrere Baderäume zum ausschließlichen Gebrauche frei; die darin aufgestellten Wannen zeichnen sich durch besondere Größe aus.

Obwohl nun auf der neuen „Hohenzollern" viel mehr Platz zur Verfügung vorhanden war, als auf der alten, so hatte Seine Majestät doch nichts geändert an der Anzahl des Gefolges und der durch Einladungen ausgezeichneten

Gäste. Ja, es waren zum größeren Theil wieder dieselben Persönlichkeiten versammelt, welche die früheren Reisen hatten mitmachen dürfen. Es waren der Hausmarschall Freiherr von Lyncker; der Contre-Admiral und Admiral à la suite Seiner Majestät des Kaisers Freiherr von Senden (Marine-Cabinet); der General- und Leib-Arzt Dr. Leuthold; die Flügeladjutanten Oberst von Lippe (Militär-Cabinet), Oberstlieutenant Hellmuth von Moltke, Graf von Hülsen-Haeseler, Major von Jacobi; der königlich preußische Gesandte von Kiderlen-Waechter (Auswärtiges Amt und Civil-Cabinet).

Als Gäste geladen waren der Graf von Görtz, der Botschafter Graf Philipp Eulenburg, der Flügeladjutant Graf Moltke, der Intendant des Wiesbadener Hoftheaters Georg von Hülsen, der Marinemaler Carl Saltzmann und ich selber: im Ganzen also vierzehn Personen.

Der Theilnahme der Kaiserin an der Nordlandfahrt verdankten wir die Erweiterung dieses Kreises durch den diensthuenden Kammerherrn v. d. Knesebeck. Sein Name ist allen Denen bekannt, welche die Thätigkeit der hochseligen Kaiserin Augusta im Dienste der werkthätigen Liebe verfolgt haben. Länger als ein Jahrzehnt verwaltete Herr v. d. Knesebeck bei der leidenden, durch Leiden ungebeugten Fürstin das Amt des Cabinetssecretärs und entwickelte dabei eine Thätigkeit, welche nur auf der Grundlage einer tiefgehenden Bildung zu leisten war.

Durch die Anwesenheit Ihrer Majestät an Bord wurde nichts an der Tageseintheilung der früheren Reisen geändert; auch alle Landausflüge behielten denselben Charakter bei. Der Kaiser wollte eben seiner hohen Gemahlin ein Bild geben von den alten Nordlandfahrten, von denen so oft im Schloß die Rede gewesen war.

Deshalb wurden die Mahlzeiten, ganz wie sonst, gemeinsam eingenommen, ein Frühstück um halb neun Uhr, ein Mittagessen um ein Uhr und eine Abendtafel um acht Uhr. Die Pünktlichkeit, mit welcher die Kaiserin jeder Zeit, auch zu den frühen Tagesstunden, erschien, mag den deutschen Frauen ein Vorbild sein. Unter ihnen dürfte es nur wenige geben, die während einer mehrwöchentlichen Seereise nicht gelegentlich hätten auf sich warten lassen.

Wir waren in der Regel um den Kaiser versammelt, wenn Ihre Majestät, begleitet von der Hofdame Fräulein von Gersdorff, des Morgens auf Deck erschien. Das fast ausnahmslos gute Wetter gestattete, daß das Deck des Schiffes als Versammlungspunkt vor den Mahlzeiten dienen konnte. Wenn dann der Hausmarschall den Majestäten gemeldet hatte, daß Alles bereit wäre, so begaben sich diese in den auf dem Deck erbauten Speisesaal. Der Kaiser nahm seinen Platz in der Mitte der Tafel gegenüber der Kaiserin, und Herr von Lyncker bestimmte jedesmal die vier Personen, welche die Ehre haben sollten, neben den Majestäten zu sitzen. Sowohl hierin, wie auch durch den Umstand, daß der übrige Theil des Gefolges die Plätze nach Belieben wählen durfte, fand eine Abweichung von der Etiquette statt. Denn diese weist jedem zur Tafel befohlenen Gast denjenigen Platz an, welcher ihm nach der Hof-Rangordnung gebührt. Daß für die „Fahrtgenossen" des Kaiserschiffes eine Ausnahme gestattet und eingeführt wurde, das lag wiederum in den be-

sonderen Verhältnissen. Denn es kommt sonst nicht vor, daß eine relativ kleine Schar von Gästen während eines Monats mit den Majestäten stets an Einem Tische speisen darf.

Die kaleidoskop-artigen Aenderungen des Placements kamen in erster Linie der Unterhaltung zu statten, weil diese sich zwischen täglich anders zusammengesetzten Gruppen bewegte. Wenn man die Auszeichnung genoß, zur Seite der Kaiserin sitzen zu dürfen, so erfuhr man eine noch größere Auszeichnung durch die herablassende Milde der hohen Frau.

Nach der Sitte der früheren Jahre geschah die Bedienung bei Tisch nicht durch Leibjäger und Lakaien, sondern durch einfache Matrosen, welche für die Dauer der Fahrt zu diesem Zwecke commandirt waren und die Bezeichnung „Läufer" erhielten. Dadurch bekam die Sache „Localcolorit". Unfälle durch Ungeschicklichkeit oder Ueberhastung kamen nie vor; ein alter Kammerdiener hätte seine Sache nicht besser machen können. Aber man wundert sich darüber nicht, wenn man täglich Gelegenheit hat, das Leben an Bord und die Anstelligkeit der Mannschaft zu beobachten. Dieselbe war aus der ganzen Marine ausgesucht; durch das Commando zu dem Kaiserschiff sollten die Besten und Pflichttreusten belohnt werden.

Ueber die Diensttüchtigkeit der Leute kann ich nicht urtheilen, wenn sie mir auch zweifellos erscheint; aber immerhin durfte ich mich als Laie darüber freuen, daß die Mannschaft den Dienst stets heiterer Miene verrichtete, daß jeder Einzelne so adrett und flink erschien. In der Instruction war nur ein Punkt nicht vorgesehen: das war das Verhalten gegen die an Bord befindlichen vier Teckel des Kaisers. Diese Thiere, im Bewußtsein ihrer Schönheit, ihrer echten Race und ihrer bevorzugten Stellung, hatten sich einen besonderen Sport erdacht, dem sie mit Erfolg und Leidenschaft huldigten. Er bestand darin, daß sie, meist zu zweit, laut bellend hinter den Matrosen, wenn sie ihren Dienst im Laufschritt verrichteten, herliefen und sie in die Beine bissen. Als die Teckel einmal vor den Augen des Kaisers einen Ober-Bootsmaat attaquirten, ließ der Kaiser der Mannschaft verkündigen, es sollte sich in Zukunft Niemand diesen Unfug gefallen lassen.

Außer dem Gefolge wurden zu allen Mahlzeiten als Gäste der Commandant des Schiffes, Flügeladjutant von Arnim, befohlen, und diejenigen Officiere des Stabes, welche dienstfrei waren. Man trat dadurch einander viel näher, als es sonst der Fall gewesen wäre; und da es jeder Zeit erwünscht ist, mit Vertretern verschiedener Lebensberufe zu verkehren und Meinungen auszutauschen, so wurde dadurch die Vielseitigkeit des Verkehrs erhöht.

Auch für Tafelmusik war gesorgt. Auf Befehl des Kaisers war die Capelle der zweiten Matrosen-Division auf der „Hohenzollern" eingeschifft worden. Was die Leistungsfähigkeit dieser Künstler betrifft, so ist ausgerechnet worden, daß dieselben während der Nordland-Reise etwa tausend Musikstücke aufgeführt haben. Sie spielten zunächst des Morgens um acht Uhr bei der Flaggen-Parade und gaben zu jeder Mahlzeit ein Concert, das sich meist über die eigentliche Tischzeit verlängerte. Das Programm war von einer überraschenden Mannigfaltigkeit, Compositionen aller Meister kamen zu Gehör;

aber gerade dadurch wurden Vergleiche und lebhafte Gespräche wachgerufen. Das war natürlich; denn die Bewunderung für das Genie Richard Wagner's beeinflußt das Urtheil über die Schöpfungen vorangegangener Heroen, und erst spätere Generationen werden den Ausgleich finden, welchen Goethe zu seinen Lebzeiten schon in Bezug auf Schiller fand. Seine Meinung war: die Leute sollten, statt zu streiten, wer von beiden der Größere wäre, sich freuen, daß die Welt zwei solcher „Kerle" besäße.

Noch einer Besonderheit der Tafel an Bord der „Hohenzollern" muß gedacht werden. Wenn das eigentliche Mahl beendet war, so zog sich Ihre Majestät zurück, begleitet von dem engeren Gefolge. Der Kaiser verweilte noch länger im Gespräch und begab sich danach meist auf Deck zur Musik.

Des Abends verlängerte sich das Concert zuweilen über das Programm hinaus. Der Capellmeister mußte stets auf dem qui vive sein; denn es war gar nichts Seltenes, daß der Kaiser unerwartet irgend ein nicht auf dem Programm befindliches Musikstück zu spielen befahl. Von Zeit zu Zeit durfte sich auch der zahlreiche Sängerchor der Matrosen hören lassen. Dieselben standen unter einem aus ihrer Mitte hervorgegangenen Dirigenten und sangen ihre deutschen Volkslieder unbefangen und mit offenen Kehlen. Von tiefgehender Wirkung war es, wenn Chor und Capelle vereint, im Dämmern der Nacht, ein altniederländisches Lied anstimmten, einen choral-artigen Lobgesang, voller Glaubensfreudigkeit, der nun weit hinausschallte über die schweigenden Fluthen des Fjord und an den dunklen Bergwänden erstarb.

IV.

Das Reiseprogramm war so eingerichtet worden, daß die Kaiserin einige der schönsten Theile des südlichen Norwegens, bis nach Trondhjem hinauf, kennen lernte. Aber zwischen einem Programm und seiner Ausführung liegt eine weite Kluft. Zu ihrer Ueberbrückung müssen viele Bedingungen erfüllt sein, und glücklicher Weise waren alle erfüllt. In erster Linie fühlte sich die Kaiserin von der Großartigkeit der landschaftlichen Bilder so angezogen und äußerte sich auch in diesem Sinne, daß die Reise gleich von Anfang an die rechte Stimmung erhielt. Die hohe Frau unterzog sich weit größeren Anstrengungen, als beabsichtigt war, so daß die Landausflüge denselben rüstigen Fortgang nahmen, als hätte sie der Kaiser allein mit seinem Gefolge unternommen. Dazu kam, daß das Wetter uns nicht Ein Mal in Stich ließ; dafür mußte freilich oft große Hitze und der Staub auf den fahrbaren Straßen in den Kauf genommen werden.

Bekanntlich werden die meisten Fahrten in Norwegen auf zweirädrigen Karren ausgeführt, die je nach ihrem Bau Karriols oder Stuhlkarren heißen und von einem Pony gezogen werden. Der Kaiser fährt mit Vorliebe in einem Karriol; ein solches wird stets an Bord mitgeführt; es ist in Bergen erbaut, von gefälliger Eleganz und hatte bereits auf drei Reisen gedient. Indessen schien ein karriolartiges Gefährt nicht geeignet für die Kaiserin. Es wurde deshalb ein Wagen aus dem Inventar des Marstalls ausgesucht, der sich bereits auf dem Manöver-Terrain bewährt hatte. Ob das Gefährt

sich auch in Norwegen bewähren würde, das konnte man freilich zuvor nicht wissen. Denn es fehlten die kaiserlichen Hengste, der erprobte Leibkutscher, das erprobte Geschirr. Alles dieses konnte nur in Norwegen selbst beschafft werden; hier konnten nur norwegische Ponies dienen, und dazu gehörte norwegisches Geschirr und ein norwegischer Kutscher. Aber Alles ging vortrefflich, und die Kaiserin, welche, von ihrer holsteinischen Heimath her, ein besonderes Interesse und Verständniß für Pferdezucht, für Reiten und Fahren bewahrt hat, sprach sich anerkennend über die Leistungen der wackeren kleinen Ponies aus. Da dieselben bei jeder Fahrt wechselten, so war auch jede neue Fahrt ein neuer Versuch. Ihre Majestät war dabei stets von Fräulein von Gersdorff begleitet. Herr von Lyncker und Herr v. d. Knesebeck, ein Jeder in einem besonderen Karriol, folgten unmittelbar dem Wagen.

Es war nicht immer ganz einfach, einen Landausflug so vorzubereiten, daß nie eine Störung eintrat. Die Fahrzeuge, welche nöthig waren, bildeten eine Wagenburg; sie mußten richtig aufgestellt werden, zuweilen auf engem Raum, und so, daß, wenn die Majestäten an Land kamen, kein Verzug in der Abfahrt eintrat. Im Laufe der Jahre hatten sich die Dinge mehr und mehr so entwickelt, daß die Inscenirung in Herrn von Lyncker's und meine Hände gelegt war.

Der erste Ausflug galt dem Buar-Brae, dem bekanntesten Gletscher der Folge-Fonn. Sie ist ein schneebedecktes Plateau, welchem zwei Seitenarme des großen Hardanger-Fjords die Form einer Halbinsel gegeben haben. Die „Hohenzollern" war am Abend des vierten Juli nach der Fahrt durch den Lyse-Fjord in dem Karm-Sund zu Anker gegangen, damit die Kaiserin den Hardanger-Fjord in seiner ganzen Ausdehnung bei Tage sehen könnte. Dieser Tag war der fünfte Juli, dessen Heiterkeit der lieblichen Landschaft entsprach.

Auf beiden Ufern sind die Hänge bewachsen, und wenn man tiefer in den Fjord eingetreten ist, so sieht man die weißen Profillinien der Folge-Fonn. Mit dem Eintritt in den Arm des Sör-Fjord, der den östlichen Abfall des soeben genannten Schneeplateaus bespült, sieht man zum ersten Mal kleine Gletscher. Sie erfüllen den oberen Theil verhältnißmäßig unbedeutender Felsschluchten, welche sich aufwärts in dem Firn der Folge-Fonn verlieren. Das gegenüberliegende Ufer zeigt keine Gletscher; hier liegt das schneetragende hohe Fjeld, die Plateaufläche, weiter zurück.

Beiden Hängen gemeinsam ist die Fruchtbarkeit der Ufer-Streifen, wo man viele Gehöfte sieht. Die Temperatur kann im Sör-Fjord zur Julizeit unerträglich hoch steigen und bewirkt das Reifen von Kirschen und Aepfeln. Aehnlich liegen die Verhältnisse in den innern Verzweigungen des nördlicheren Sogne-Fjord, wo auch bereits der continentale Charakter des Klimas deutlich ausgeprägt ist, mit kalten Wintern, heißen Sommern und weit geringeren Niederschlägen, als sie an der Küste beobachtet werden.

Der keilförmige Sör-Fjord hat die mittlere Breite eines mächtigen Flusses; an seinem Südende liegt Odde auf fruchtbarem Schwemmland, dessen Entstehung sich dem Auge durch horizontale Linien verräth, wie wir sie auch an den Erdwerken befestigter Plätze sehen. Diese Bildungen kehren in Nor-

wegen fast überall da wieder, wo ein großes Thal in einen Fjord mündet; das Becken des letzteren ist, orographisch genommen, nur die Fortsetzung des Thales, seine tiefstgelegene Terrassenstufe. Die nächsthöhere, dem Schwemmland benachbarte Stufe ist meist von einem See erfüllt oder ist ein altes Seebecken. Verfolgt man das Thal weiter aufwärts, so läßt sich für das Flußbett häufig eine Neigung zu treppenartiger Anordnung feststellen. Die Anzahl der Stufen ist freilich gering, selbst bei Hauptthälern, aber doch groß genug, um landschaftliche Abwechselungen zu bringen. Denn jede Stufe zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der eine, sozusagen, einen horizontalen, der andere einen verticalen Charakter hat. Dadurch entsteht für die Thalsohle ein lieblicher Typus mit Wiesen, Feldern, wohl auch Wohnstätten, und ein wilder Typus, wo der Fluß schäumend und brausend über nackte Felsen stürzt.

Nichts liegt mir ferner, als Landschaften schematisiren zu wollen; aber der beobachtende und denkende Reisende hat das Recht, die Summe der ihm zu Theil gewordenen Einzeleindrücke zu vergleichen, und wenn alsdann der Vergleich ein gemeinsames Etwas herausspringen läßt, so darf es wohl in Worte gefaßt werden. Diese Thätigkeit bildet für den älteren Reisenden den Hauptreiz. Der Jugend werden ganz andere Freuden geboten; sie ist so eindruckfähig und eindruckbegierig, daß das bloße Sehen ungekannter Landschaften und Städte, fremder Menschen und Gebräuche ihr genügt. Der Eindruck als solcher ist ihr die Hauptsache; deshalb läßt sie sich nichts entgehen und steht bewundernd still, wo das Alter gleichgültig vorüberschleicht; denn dieses besitzt schon, was jene erst erwirbt.

Im Besonderen ist es für den angehenden Naturforscher oder den späteren Philosophen ein unschätzbares Glück, in jüngeren Jahren viel gereist zu sein. Die Eindrücke bleiben, die Kunst der Beobachtung wird geübt, und dem Geist wird Stoff der Betrachtung geliefert. Man lernt zuerst sehen, dann das Gesehene beschreiben, dann ergründen. Und kommt man über solcher Thätigkeit zu Jahren, wo die neuen Eindrücke an unmittelbarem Reiz verloren haben, so findet man in der erworbenen Fähigkeit des Vergleichens den Ersatz für das Verlorene.

Die norwegischen Landschaften fordern nun vielfach zu Vergleichen auf, sowohl unter sich, wie mit Hochgebirgen. Da ich sechsmal in Norwegen gereist bin, in Summa sieben bis acht Monate, und jedesmal danach die Alpen aufsuchte, so ist es begreiflich, daß dieser Bericht auch hier und da eine verallgemeinernde Bemerkung enthält.

V.

Von dem Oertchen Odde würde nicht viel übrig bleiben, wenn man ihm seine hölzernen Hôtels nähme und den Kiosk, wo für den Fremdling die bekannten norwegischen Fabrikate von silbernen Löffeln und Humpen, hölzernen Schachteln und gewirkten Teppichen feilgeboten werden.

In Norwegen deckt sich der Begriff der Ortschaft mit dem unsrigen nur bezüglich der Städte; eigentliche Dörfer gibt es nicht, weil schließlich die

cultivirten Strecken viel zu spärlich vorhanden sind, als daß die Einwohnerschaft eines Dorfes vom Ackerbau leben könnte. An die Stelle des Dorfes tritt eine Anzahl getrennt liegender Anwesen, deren jedes aus einem bis drei Bauerhöfen besteht. Odde hat aber eine besondere Bedeutung, einmal weil es seiner landschaftlichen Schönheit wegen von Reisenden stark besucht wird; und dann auch, weil es den Endpunkt einer der großen Verkehrsstraßen bildet, welche das westliche und östliche Norwegen verbinden. Zwischen beiden Theilen herrschen nicht minder große Unterschiede als zwischen Nord- und Süddeutschland.

Erst seit Kurzem sind die Arbeiten vollendet worden, welche die östliche Hälfte der Straße zu einem einheitlichen Wasserwege gemacht haben; seine Niveau-Unterschiede werden mittels einer Reihe großartig angelegter Schleusen überwunden. Es ist jedem Reisenden anzurathen, einmal den Weg von Christiania über die Stadt Skien durch Telemarken zu nehmen, über den Paß bei Haukeli-Saeter das westliche Norwegen zu betreten und von da nach Odde zu fahren. Man lernt dabei eine Reihe verschiedener, für Norwegen charakteristischer Landschaften kennen: das langerstreckte, seenerfüllte Thal des Ostens; das norwegische Fjeld mit der Zebra-Schneebedeckung und seinen langgezogenen Gneißkuppen; die felsigen, grün und grüner werdenden Thaleinschnitte des westlichen Gebirgsabfalls und endlich den norwegischen Fjord in der ruhigen Schönheit seines Wasserspiegels und der eisgekrönten Erhabenheit seiner Einfassung.

Die „Hohenzollern" lag bereits am Nachmittag des fünften Juli vor Odde zu Anker, so daß Zeit blieb, die Vorbereitungen für den beabsichtigten Ausflug des Kaiserpaares nach dem Buar-Brae zu treffen. Der Wagen der Kaiserin wurde sofort an Land gebracht, mit den ausgesuchten Ponies bespannt und ausprobirt. Desgleichen wurden die beiden Reitpferde probeweise gesattelt, welche für die Kaiserin und deren Hofdame bestimmt waren.

In der Frühe des folgenden Tages begaben sich die Majestäten an Land, nur von denjenigen Herren an der Landungsbrücke erwartet, welche dienstlich befohlen waren. Das übrige Gefolge und die geladenen Officiere des Stabes der „Hohenzollern" erwarteten die Ankunft an dem rechten Ufer des Sandven-Sees, welcher 70 m über Odde liegt, in halbstündiger Entfernung. Hier lag ein Dampfboot bereit, dessen Dürftigkeit und winzige Dimensionen einen grellen Gegensatz zu dem Glanz und der Größe der „Hohenzollern" bildeten. Aber die Landschaft hatte Glanz und Größe, und darüber schienen es die Majestäten gar nicht bemerken zu wollen, daß sie sich mit einer schmalen Holzbank, in unmittelbarer Nähe der heißen Maschine, begnügten.

Der Sandven-Vand (Vand bedeutet See) ist etwa eine Stunde lang und halb so breit. Seine felsigen Ufer sind hoch hinauf mit Buschwerk und Kräutern bestanden; und an drei Stellen ziehen Wasserfälle ihre breiten, schaumweißen Bänder über sie hin. Für die Straße ist kaum Platz gelassen, so nahe tritt der Rand des Wasserspiegels an den Gebirgshang. Beim Aufstieg hat man den See zur Rechten und gewinnt dadurch einen Einblick in das gegenüberliegende Thal, welches seine Berühmtheit dem abschließenden Gletscher, dem Buar-Brae,

verdankt. Man sieht letzteren so nahe (in 4—5 Kilometer Entfernung), daß sich bereits viele Details erkennen lassen, und gewinnt einen Ueberblick, welcher mit der Annäherung verloren geht. Zwei kuppenförmige Felsberge, deren Ostflanken gegen den See abfallen, bilden das Eingangthor des Thales und rahmen die Eismasse des Hintergrundes ein; dadurch entsteht das Bild einer geschlossenen Alpenlandschaft, welche sich in dem See spiegelt. Der kleine Dampfer durchschnitt ihn und brachte die hohen Reisenden an das linke Ufer, wo die vom Gletscher kommenden Wasser einmünden. Diese Stelle hatte der Kaiser schon vor fünf Jahren betreten und geleitete nun seine Gemahlin durch das Thal zu dem Absturz des Buar-Brae.

Der Weg ist steinig und schmal, so daß mehrere Personen bequemer hinter einander gehen, als neben einander. Zwischen den hohen Thalwänden liegt die Luft oft unbewegt da, und in der Zeit des Hochsommers, wo die Sonne länger als zwanzig Stunden über dem Horizont bleibt, kühlen sich die erwärmten Felsen nur wenig ab. Kein Wunder also, daß die Hitze sehr fühlbar wurde. Trotzdem zog die Kaiserin vor, den Weg zu Fuß zurückzulegen.

Der Kaiser hatte mir befohlen, die Tête zu nehmen und unmittelbar vor Ihrer Majestät zu gehen. Das Marschtempo wurde so langsam gewählt, daß die Kaiserin Muße fand, sich des Weges zu erfreuen und der Ausblicke, welche derselbe darbot. Trotzdem war das Ziel in wenig mehr als anderthalb Stunden erreicht; und obwohl die Steigung mehr als 250 Meter betragen hatte, so blieb jedes Gefühl der Ermüdung ausgeschlossen, das Hitze und Anstrengung hätten hervorbringen können.

Die Kaiserin nahm auf einem Felsen Platz, welcher dem linken Thalhang angehört, und konnte aus nächster Nähe betrachten, wie ein Gletscher endet. Denn viel mehr als das Ende sieht man nicht; und wenn die Profillinie, mit welcher das Eis abschneidet, auch hoch zu liegen scheint, so steigt der Gletscher hinter ihr doch weit höher auf, ehe er seinen Ursprung im Firn erreicht.

Dafür bot die große Nähe andere Reize, vor Allem die Möglichkeit, jenes wechselvolle Spiel zu beobachten, welches der Gletscher mit allen Farben-Nüancen, vom Weiß bis zum Dunkelblau, treibt, jenes Auf- und Niederwogen farbiger Töne, denen ein anderes Spiel an die Seite tritt: das der verschiedenen Formen. Denn die Oberfläche des Gletschers ist bis in beträchtliche Tiefen zerklüftet; sie zeigt Systeme von Spalten, aus denen sich bei steilem Hange vielgestaltige Figuren entwickeln; und schließlich ein Gewölbe, aus welchem das Schmelzwasser abfließt. Auch liegt im südlichen, oft auch im nördlichen Norwegen das Ende eines Gletschers eingebettet zwischen vegetationstragenden Hängen, und selten verfehlt dieser Gegensatz zwischen der Welt des Eises und der Welt organischen Lebens seine Wirkung auf den denkenden Beschauer.

Der Naturbewunderung wurde eine materielle Unterlage durch ein Gabelfrühstück gegeben, bei welchem das Gefolge um die Majestäten vereinigt blieb. Man kann sich denken, daß es keine Kleinigkeit ist, ein solches Mahl zuzurichten und sammt allem dazu gehörigen Geräth auf dem Rücken von Pferden über schlechte Wege bis zu einem Gletscher zu transportiren.

Die Rast am Buar-Brae währte zweieinhalbe Stunde, und Mittag war gerade vorüber, als der heiße Rückmarsch begann. Auf die Bitte Seiner Majestät bestieg die Kaiserin den vorgeführten Pony; aber das Thier erweckte der hohen Frau, die nur an stattliche Pferde gewöhnt ist, so wenig Zutrauen, daß der Kaiser von seiner Bitte Abstand nahm. Ihre Majestät ließ sich einen Bergstock reichen und legte den Weg durch das Thal bis zum See in fünfviertel Stunden zurück.

Bei den von Obstgärten umgebenen Häusern des Sandven-Gaard lag der Dampfer, auf der anderen Seite des Sees standen die Wagen, an der Landungsbrücke lag die Pinaß, und ohne Zeitverlust fuhren die Majestäten über den See, dann im schnellen Trabe bei wirbelndem Staube hinab nach Odde und endlich zurück an Bord der Yacht.

Reicher an Eindrücken hätte der erste Ausflug nicht verlaufen können, auf welchem die Kaiserin die Eigenthümlichkeiten der norwegischen Landschaft kennen lernte. Aber den werthvollsten Beitrag lieferte die hohe Frau selbst, indem sie alle Beschwerden lächelnd hinnahm und den allgemein herrschenden Frohsinn gleichzeitig belebte und in schönen Grenzen erhielt.

VI.

Für den folgenden Tag waren besondere Festsetzungen nicht getroffen worden, und der Kaiser gab mir Urlaub zu einer Recognoscirung. Der Ausflug, welchen ich von Odde aus unternahm, war viel leichter auszuführen, als der nach dem Buar-Brae. Man bleibt auf der großen Straße und läßt, schnell im leichten Karriol dahintrabend, Bilder an sich vorüberziehen, denen es nicht an reichem Wechsel fehlt. Man hat den Vortheil, den Anblick des Buar-Gletschers sehr lange zu genießen; denn das Ostufer des Sandven-Vand wird in seiner ganzen Erstreckung von dem Wege umsäumt, und jenseit des Westufers liegt eben die Folge-Fonn mit ihren Eisabflüssen.

Erst am oberen Ende des Sees wird aus dem Kessel ein Flußthal, dessen Sohle Platz läßt für Wiesen, Felder und Gehöfte, dessen Hänge vornehmlich mit Birken bestanden sind. Die höher gelegenen Stufen, oberhalb Seljestad, werden öder und wilder.

Für Reisende, namentlich wenn ihnen Norwegen noch etwas Neues ist, bilden die Wasserfälle des Thals den Hauptanziehungspunkt. Die schönsten sind von Odde aus in etwa zweistündiger Fahrt zu erreichen und stürzen von beiden Seiten in die Tiefe: auf dem rechten Hang der Lote- und Skar-Fos, ein Zwillingspaar; gegenüber der Espeland-Fos. Fos bedeutet Wasserfall.

Norwegen ist das Land der Wasserfälle. Durch die Häufigkeit machen sie sich Concurrenz, aber durch ihre Mächtigkeit, wohl auch durch Formenreichthum ziehen sie das Auge stets von Neuem an. Der Anblick bewegter Massen erweckt fast immer das Interesse des Menschen. Wer betrachtete nicht gern die vorüberbrausende Locomotive und sähe ihr nach? Oder den erglühenden Meteor oder die tobende Lawine? Der Wasserfall hat noch das Besondere, daß aus der Summe der bewegten Tropfen ein constantes Ganze hervorgeht; etwa wie die Armee ein constantes Ganze ist und sich doch stetig in

ihren Elementen verändert; oder wie die Wolkenfahne eines hochaufragenden Felsgipfels, an dem der Wind seine Feuchtigkeit absetzt: das Dunstbläschen bildet sich an dem kalten Gestein, wird vom Winde fortgeführt, und in Gemeinschaft mit allen anderen, gleich ihm bewegten bildet es die ruhig verharrende Fahne und löst sich wieder auf, wenn es der Kältesphäre des Gesteins entronnen ist.

Norwegische Wasserfälle und norwegische Gletscher sind nur verschiedene Ausdrücke derselben Ursachen. Ihr häufiges Auftreten und ihre bedeutende Vertical-Erstreckung erklärt sich aus dem Bau des Landes, welches ein Plateau ist mit steilen Abfällen, und dessen Klima dem Gebirge schon bei mäßiger Erhebung eine Schneegrenze gibt. Es kommt hinzu, daß die Nähe des Atlantischen Oceans so viel Feuchtigkeit liefert, daß auch wirklich große Schneemassen auf dem Plateau angehäuft werden können. Dies ist der Nährboden sowohl der Gletscher wie der Wasserfälle; in die Erscheinung treten sie, wo die Hänge zu Schluchten modellirt sind. Läge Norwegen da, wo die Alpen liegen, d. h. hätte es das Klima Mitteleuropas, so würden seine Wasserfälle kümmerlich fließen, wohl auch ganz versiegen; und von den Gletschern würde nichts übrig bleiben, als gelegentlich ein Eisfeld in einer schattenreichen Schlucht.

Zu denjenigen Punkten, welche der Kaiser am häufigsten besucht hat, sowohl bei gutem Wetter, wie bei strömendem Regen, gehört Stalheim, das bereits dem Gebiet der Sogne-Fjord angehört. Und als es sich um den Entwurf des Reiseprogramms handelte, legte Seine Majestät besonderes Gewicht darauf, daß die Kaiserin jene oft gerühmte Landschaft kennen lernte. Da aber der Weg, welcher aus dem Hardanger-Fjord nach Stalheim führt, kaum minder Schönes bietet, als der Zielpunkt selbst, so sollte auch die Landreise von Eyde über Stalheim nach Gudvangen ausgeführt werden: achtzig Kilometer.

Am Nachmittag des siebenten Juli nahm die „Hohenzollern" die Anker auf, nachdem sie zwei Tage vor Odde gelegen; und bei einer Fahrtgeschwindigkeit von fünfzehn Meilen zogen sie an uns vorüber: die hängenden Gletscher der Folge-Fonn, die in dunklen Schluchten verschwindenden Wasserfälle, die darunter wieder auftauchenden Bäche, die überwachsenen Schuttkegel, die Obstgärten, grünen Haine und freundlichen Wohnstätten. Das Kaiserpaar wandte keinen Blick von diesen, zu einem harmonischen Ganzen verschmolzenen Einzelheiten. Nach den heißen Tagen bot der Fahrtwind eine willkommene Brise, und die mächtigen Maschinen der „Hohenzollern" brachten das ruhige Wasser des Sör-Fjord in kräftige Wallung. Dazu ein Schiff, auf welchem die Pracht nur als Schmuck der Behaglichkeit erscheint, bei Allen dieselbe Freudigkeit, dem Herrscherpaar zu dienen: kein Wunder, daß so schöne Stunden unvergessen bleiben.

Das breite Becken des Hauptfjords wurde in kurzer Zeit durchschnitten; dann lief die „Hohenzollern" in den sehr schmalen, geradlinigen Graven-Fjord ein und ankerte vor Eyde, das am Ende liegt.

VII.

Am folgenden Tage sollten sechsundsechzig Kilometer zurückgelegt werden, so groß ist die Entfernung von Eyde bis Stalheim. Dazwischen, etwa halbwegs, liegt die Stadt Voß oder Vossevangen in einem Thal, welches mehrere langerstreckte Seen besitzt und schließlich in den Bolstad-Fjord übergeht. Derselbe mündet in das von der Osterö (Insel) beherrschte Seebecken, an dessen Ufern auch Bergen liegt.

Die Abwesenheit von der „Hohenzollern" war auf drei Tage berechnet. Unter den obwaltenden Umständen konnte dies nicht geschehen ohne Mitnahme von entsprechendem Gepäck und Dienerschaft; und es ist begreiflich, daß die Landreise einem friedlichen Kriegszug glich. Auch wurde in getrennten Colonnen marschirt.

Den Zug eröffnete die Kaiserin mit der engeren Begleitung. Die hohe Frau kam kurz nach sieben Uhr früh an Land; eines unserer Torpedo-Boote, die den Verkehr mit fernliegenden Telegraphen-Stationen vermittelten, diente als Landungsbrücke. Was an Neugierigen vorhanden war, das hatte sich längst versammelt. Bereits um fünf Uhr, wo ich an Land gegangen war, konnte ich eine gewisse Spannung wahrnehmen. Denn eine Kaiserin auf norwegischem Boden, in dem Oertchen eines verlorenen Fjords, das hatte noch Niemand gesehen! Und nun der Wagen mit einer Krone und einer Uhr auf dem Rücksitz, und der große Lakai, der auf dem Bock Platz nahm! So etwas mußte gesehen werden. Und dann erst das freudige Staunen, als die Kaiserin nun wirklich erschien, mit leutseliger Milde grüßte, den Kindern die dargebrachten Blumen abnahm, ihnen die Hand aufs Köpfchen legte und sie in fließendem Norwegisch anredete.

Das Geleite Ihrer Majestät bestand nur aus so vielen Wagen, als dringend erfordert war. Die Trockenheit hatte ganz Norwegen ergriffen, und überall waren die Straßen staubig. Deshalb hielten sich die Karriols mit den Herren des Gefolges in weiter Entfernung, und erfolgte der Aufbruch derselben erst eine halbe Stunde später.

Gegen neun Uhr, als die große Karawane bereits rollte, setzte der Kaiser vom Schiff ab und überschritt wenige Minuten später die Landungsbrücke. Seine Majestät bestieg dann das Karriol, um sich von Neuem in ungestörter Ruhe der überaus lieblichen Landschaft zu erfreuen, durch welche der Weg führt. In raschem Trabe ging die Fahrt fast eben dahin, längs des Graven-Sees, der zwischen grünen Hängen eingebettet ist. Dann kam die starke Steigung des Terrassensprungs, welchen der Weg in Serpentinen überwindet. Hier mußte im Schritt gefahren werden. Ich verließ deshalb mein Karriol und ging neben demjenigen Seiner Majestät. Weithin herrschte Stille, nur sanft belebt durch das Rauschen der Cascade, in welcher der Fluß zu der grünenden Tiefe niedergeht. Diese Abgeschiedenheit bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu den Bedingungen, welche sonst dem Leben eines Monarchen das Gepräge geben. Hier konnte der Kaiser einmal sich selbst leben, nicht wie sonst Anderen. Schon Helmholtz hat es ausgesprochen, wie sehr die Freude, welche durch das Betrachten einer schönen Landschaft in uns wach-

gerufen wird, zum Aufwerfen naturwissenschaftlicher Fragen geneigt macht. Der Kaiser betrachtet die Natur mit elementarer Unbefangenheit und läßt sich nie an oberflächlichen Erklärungen genügen. Ich kenne keinen besseren Prüfstein dafür, ob man einen Gegenstand beherrscht oder nicht, als daß man vom Kaiser darüber befragt wird. Denn die Antwort muß durchaus klar ausfallen, wenn sie befriedigen soll, und das Bemänteln der Unklarheit durch wissenschaftlich tönende Phrasen wird als das verworfen, was es ist: als unwürdig.

Am oberen Rande der Terrassenstufe von Skjervet breitet sich waldbestandenes Land aus mit kleinen Sumpfseen, in deren Nähe die Wasserscheide des Fjordes von Hardanger und des Thales von Vos liegt. Dann senkt sich die Straße, ist aber so gut angelegt, daß man im scharfen Trabe fahren kann. Dies geschah, und trotz des erwähnten Anstiegs, im Ganzen 266 m, legte der Kaiser die dreißig Kilometer von Eyde nach Vos in zwei Stunden zurück.

Hier wurde das Frühstück eingenommen und alsdann die Fahrt fortgesetzt. Diesmal war die Reihenfolge eine andere. Der Kaiser fuhr voran, begleitet von wenigen Herren. Dann folgte Ihre Majestät. In kurzer Zeit waren alle übrigen Gefährte unterwegs; ich selbst wurde zum Nachzügler.

Mit derselben Behaglichkeit, mit welcher mein langsames Pferd den Weg zurücklegte, betrachtete ich wiederum eine Landschaft, die ich so oft passirt hatte. Sie ist durch Mannigfaltigkeit gekennzeichnet, durch Ausblicke auf Wasserfälle, ausgedehnte Wiesenstrecken und schneetragendes Gebirge. Anfänglich lieblich, wird sie allmälig rauher. Der Opheims-Vand, welcher die Wasserscheide gegen das Sogne-Gebiet bildet, liegt bereits so hoch, daß die Umgebung den fjeld-artigen Charakter annimmt. Längs dieses Sees läuft die Straße und führt vom anderen Ende desselben in kaum merklicher Neigung durch ein breites Jochthal nach Stalheim, wo ein überraschender Wechsel der Scenerie eintritt. Denn hier senkt sich die Thalsohle schroff und tief, und man sieht nieder in eine Art von Kessel, dessen Wände aus aschgrauem Labrador-Gestein bestehen. Die eigenthümlichen Formen der nackten Felsberge, ihre Farbe und die Tiefe, zu welcher die fast vertical gestellten Gesteinswände niedergehen, combiniren sich zu einem merkwürdigen Gesammtbilde, von dem man sagen muß, daß es einzig dasteht. Diesem Umstand verdankt Stalheim seine Berühmtheit.

Das Hôtel daselbst gewährte die Möglichkeit eines geeigneten Quartiers für das Kaiserpaar. Die Gemächer waren behaglich eingerichtet und standen in Verbindung mit einer gegen das Naeröthal geöffneten Veranda, welche leidlichen Schutz gegen photographische Angriffe gewährte. Bei seinem ersten Aufenthalt hatte sich der Kaiser mit einem kleinen Zimmer ganz einfacher, wenn auch zweckmäßiger Einrichtung begnügt. Mittlerweile war das Hôtel erweitert worden und bot nun eine Zahl größerer und comfortabler Räume.

Der starke Fremdenzufluß, welcher während der guten Jahreszeit nie eine Unterbrechung erleidet, machte es an sich unmöglich, das ganze Hôtel mit Beschlag zu belegen. Indeß waren so viele Räume im Voraus gemiethet, als für die behagliche Unterbringung des Hoflagers erforderlich war. Die Mahl-

zeiten wurden so gelegt, daß der Speisesaal für die hohen Reisenden und deren Gefolge reservirt bleiben konnte, ohne daß die übrigen Hôtelgäste Unbequemlichkeit erfuhren. Dadurch war jeder berechtigten Klage in dem fremden Lande vorgebeugt.

Die Veranda und einige kleinere Salons dienten als Versammlungspunkte, vornehmlich nach der Tafel. Ueber die Zeit war so disponirt worden, daß ein Tag für das Verweilen in und um Stalheim frei blieb, daß also die Ankunft am Tage zuvor, die Abreise am Tage nachher stattfand. Die Majestäten wollten den Aufenthalt genießen, dem Augenblicke anheimgebend, wie er verbracht werden sollte.

So verfloß denn der neunte Juli, frei von der Tyrannei des Programms, in schöner Weise. Vormittags unternahmen die Majestäten einen Spaziergang auf der Straße, welche über Stalheims Kleven (so heißt der Terrassensprung) zu der unteren Thalstufe führt. Von geeigneten Punkten wurden die beiden Wasserfälle betrachtet, welche durch den Abfluß des Opheims-Vand und durch den Bach eines linken Seitenthals gebildet werden; die strahlende Sonne entlockte ihnen die Farbenpracht hin- und herwogender Regenbogen.

Auch am Nachmittag wünschte der Kaiser einen Spaziergang mit der Kaiserin zu unternehmen und schlug einen Weg ein, welcher durch Wald eben gegen Opheimssee führt. Es waren mehrere Stunden dafür erforderlich, und am fernsten Punkt ruhten die Majestäten auf einigen Steinblöcken aus; umher saß die Begleitung. Weder Wagen noch Dienerschaft, noch Führer waren erfordert. Schlichter konnte der Ausflug des Kaiserpaares nicht verlaufen.

Der Vormittag des folgenden Tages wurde auf der Veranda verbracht. Der Kaiser unterhielt sich eingehend mit den wenigen Herren, welche anwesend waren, und äußerte sich zu uns über verschiedene Punkte von Bedeutung, unter Anderem über die Folgen einer Erweiterung des Canalsystems in Deutschland, über staatliche Fürsorge bezüglich der unteren Volksklassen, über den Wandel in den Parlamenten, über die planvolle Ausnutzung einer langen Friedensperiode.

VIII.

Wenige Stunden später geschah der Aufbruch nach Gudvangen, wo das Naeröthal in den gleichnamigen Fjord mündet.

Wegen der Steilheit der Straße und ihrer vielen Kehren — der Vergleich mit der Straße vom Malojapaß ins Bergell liegt nahe — blieb die Benutzung der Wagen zunächst ausgeschlossen. Sie waren am Fuß von Stalheims Kleven aufgestellt, und ich malte mir bereits aus, wie schön die Fahrt durch das Naeröthal sich gestalten würde. Denn die untere Thalstufe ist nur mäßig geneigt, die Straße sicher, und nach dem Marsch in Hitze und Staub mußte alsdann der Blick aufwärts zu den hohen Gesteinswänden, und abwärts zu den Wasserfällen des Fjords, über das grüne Buschwerk fort, vom Wagen aus besonderes Vergnügen bereiten.

Als wir indessen unten angekommen waren, bestieg der Kaiser das Karriol nicht, sondern ging mit der Kaiserin weiter, dem Zuge voraus. Die noch

fehlende Strecke von zehn Kilometern wurde in wenig mehr als anderthalb Stunden zurückgelegt. Es war glühend heiß, die Sonne sandte ihre Strahlen direct und von den Felsen reflectirt hernieder, kein Fußpfad lief neben der Wagenstraße her, und wo Seitenbäche mündeten, breiteten sich Geröllfelder aus, über welche die Kaiserin so leicht dahinschritt, als wären sie nicht vorhanden.

Als der Fjord und die weißleuchtende „Hohenzollern" in Sicht kamen, murmelte ich im Stillen ein dankbares Thalatta, Thalatta.

Die Majestäten begaben sich sofort an Bord. Als eine Stunde später die Anker gelichtet wurden, erschien die Kaiserin bereits wieder auf dem Deck.

Die Fahrt durch den Naerö-Fjord begann und entrollte Bilder von düsterer Großartigkeit; er ist die natürliche Fortsetzung des gleichnamigen Thals und ein linker Seitenarm des großen Sogne-Fjord. Diesen durchschnitten wir, liefen in den Fjärlands-Fjord ein und gingen bei Mundal vor Anker.

Von hier aus wurde am folgenden Tage, dem elften Juli, ein Ausflug zu dem Suphelle-Brae unternommen, einem der vielen Gletscher, welchen das Firnplateau von Jostedal-Brae Entstehung gibt. Er stößt bemerkenswerth weit vor und endet erst in einem Niveau von fünfzig Metern. Unebenes Schuttterrain, gebildet aus Resten alter Steinmoränen, umgibt seinen Fuß, und von hier betrachtete die Kaiserin die abschüssigen Eismassen. Der Besuch erforderte verhältnißmäßig kurze Zeit und wurde Nachmittags ausgeführt unter drohenden Wetteranzeichen. Zum Glück fiel kein Regen, aber ein Umschlag der Witterung war eingeleitet; und es herrschte eine Art Föhnluft. In meiner Kammer, deren große Pforte nie geschlossen wurde, las ich 21½ Grad C. ab.

Die Reise sollte nun westwärts gehen bis zur Mündung des Fjords, dann südwärts bis Bergen. Gerade der Sogne-Fjord ist bekannt dadurch, daß die Niederschläge mit der Annäherung an die Küste stärker und häufiger werden; mit anderen Worten, wir konnten mit Sicherheit auf Regenwetter rechnen, das ja auch für Bergen sprichwörtlich ist.

Immerhin hinderten die Wolken nicht, daß man eine richtige Vorstellung von der Landschaft des Sogne-Fjords erhielt, und von Neuem empfand ich, daß die Gebirge des Jostedal den Ufern und Seitenthälern eine Größe geben, welche Hardanger nicht besitzt.

Als die „Hohenzollern" am Abend des zwölften Juli in Bergen einlief, war es stürmisch und regnerisch, und der Kaiser bedauerte, daß Ihre Majestät weder von der schönen Einfahrt noch von der schönen Lage Bergens den rechten Eindruck hatte gewinnen können.

In der Frühe des folgenden Tages lief der Hamburger Dampfer „Augusta Victoria" ein und paradirte vor der hohen Frau, deren Namen er trägt. Das Schiff war auf einer Nordland-Fahrt begriffen und hatte sehr viele Passagiere an Bord. Einer derselben, der Reichstags-Vicepräsident Dr. Bürklin, wurde zur Tafel gezogen.

Nachmittags durfte der Pelzhändler Brandt eine Collection seiner besten Stücke in dem Salon der Kaiserin vorlegen. Feines Pelzwerk besitzt für mich eine Art von Poesie; die schwierige Beschaffung aus kalten Einöden, der Glanz,

das Wärmende, das vornehm Schmückende und die Höhe des Preises lassen es entweder begehrenswerth erscheinen oder bieten dem neidlosen Beschauer den Genuß einer echten Augenweide. Unter so vielen Kostbarkeiten die rechte Wahl zu treffen, das mochte nicht leicht sein; aber sie wurde getroffen; und wenn es Dinge gab, würdig, als Erinnerungszeichen an diese Reise zu dienen, so waren es die Pelze, welche der Kaiser seiner Gemahlin als Geschenk auswählte.

Für die Kaiserin nahte die Nordlandreise nunmehr ihrem Ende; sie sollte in Trondhjem ihren Abschluß finden und die Fahrt dorthin, durch die Schärenflur der vielgestaltigen Küste, direct gemacht werden.

Dennoch trat eine schöne Unterbrechung dadurch ein, daß der Kaiser die Einfahrt in den Molde-Fjord befahl. Unmittelbar nach Ankunft des Couriers war die „Hohenzollern" am Morgen des vierzehnten Juli in See gegangen. Dieser Tag hatte für das Kaiser-Paar eine besondere Bedeutung; denn an ihm vollendete der drittälteste Sohn das zehnte Lebensjahr und trat damit in die Marine ein. Mag es ein gutes Omen für Prinz Adalbert werden, daß seine Kaiserliche Mutter ihm ihre Segenswünsche von Bord eines Schiffes auf glücklicher Fahrt sandte.

Das Wetter wurde nun wieder gut, und die oft stürmische Umschiffung von Cap Statt ging bei geringer Dünung von Statten. Am Morgen des fünfzehnten Juli — es war ein Sonntag — hatte die „Hohenzollern" bereits vor Molde Anker geworfen, und die glänzende, von südlichen Reizen umspielte Landschaft dehnte sich weithin aus unter dem Zauber eines heiteren Tages. Die Glocke rief zur Kirche, auf dem Lande, wie auf dem Schiff, und der Kaiser hielt den Gottesdienst ab vor der Kaiserin und der andächtigen Menge.

Als das Schlußlied gesungen war und die Feier ihr Ende erreicht hatte, ging die „Hohenzollern" wieder in See, zunächst nach Vaeblungsnaes, wo das Romsdal mündet. In dieses wurde der letzte Ausflug unternommen. Der Weg führte durch jenen berühmten Durchschnitt des Gebirges, wo das Romsdal-Horn und die Troll-Tinder einander mit Felswänden von 1500—1800 m Höhe gegenüberstehen. In Horgheim wurde der Thee genommen, und wenige Stunden später war die „Hohenzollern" bereits wieder in der Fahrt nach der alten Krönungsstadt Trondhjem, wo die Ankunft am Morgen des sechzehnten Juli erfolgte.

Trondhjem bietet keine andere Sehenswürdigkeit als den Dom, der — seit Jahren im Ausbau begriffen — für Norwegen eine ähnliche Rolle spielt, wie einst der Kölner Dom für Deutschland.

Dadurch, daß die überwiegende Zahl aller Häuser und selbst die Kirchen aus Holz gemacht werden, noch dazu Bretter dabei die Hauptrolle spielen, kann von einer Entwicklung der Architektur in Norwegen kaum die Rede sein. Die alte Bauernschaft besaß zwar Häuser aus Balken, mit denen sich eine architektonische Idee ausdrücken ließ, und die, ihres originellen Aussehens wegen, von reichen Leuten vergrößert nachgeahmt werden; desgleichen existirten sogenannte Stave-Kirker (Balken-Kirchen), aber die Neuzeit baut vornehmlich mit Brettern und bedient sich der Balken nur so weit, wie es die Stabilität erfordert. Die Folge ist, daß gerade die Städte ein einförmiges und lang-

weiliges Aussehen erhalten, welches oft noch gesteigert wird durch die Gradlinigkeit der Straßen und ihre schachbrettartige Anordnung. Ein Beispiel dafür bietet Trondhjem, aber gleichzeitig entschädigt es dadurch, daß es in seinem Dom ein Bauwerk von seltener Schönheit und historischer Bedeutung besitzt. Kein zweites existirt in Norwegen, das ihm auch nur annähernd an die Seite gestellt werden könnte. Das Land hat nur eine Pflicht gegen sich selbst geübt, wenn es den bereits zerfallenen Bau wieder aus seinen Trümmern entstehen ließ.

Der Kaiser hat bei jeder Anwesenheit in Trondhjem den Dom besucht und der Bauverwaltung jedes Mal eine bedeutende Summe gespendet. Man hat das Geld vorläufig unberührt gelassen, weil die schöne Absicht besteht, daraus einen besonderen Schmuck für die Kirche herzustellen und dadurch gleichzeitig das Andenken an den hohen Geber zu verewigen.

Dieses Mal galt es vornehmlich, der Kaiserin den Dom zu zeigen. Sowohl der Leiter des Baucomités, wie auch der Dombaumeister führten dieselbe durch die geweihten Räume. Der Besuch währte lange, und der Kaiser ließ sich eingehenden Vortrag über den Fortgang des Baues halten.

Vom Dom aus begaben sich die Majestäten aufs Land, in die Villa des Deutschen Consuls Herrn Jensen, wo das Frühstück eingenommen wurde. Die Villa ist im Stil eines norwegischen Bauernhauses, einer sogenannten Rog-Stue, erbaut und macht einen ebenso originellen wie behaglichen Eindruck. Ein ähnliches Haus hat der Kaiser in seinen Romintener Jagdgründen errichten lassen.

Die Rückkehr an Bord erfolgte um drei Uhr. Es blieben nur noch wenige Stunden bis zu der Abreise der Kaiserin in die Heimath.

Geleitet von Seiner Majestät erschien die hohe Frau gegen sieben Uhr auf dem Bahnhof von Trondhjem, woselbst sich das Gefolge bereits versammelt hatte, und mit dem siebenten Schlage der Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Er brachte unsere Kaiserin nach Christiania, wo S. M. Schiff „Stein" bereit lag für die Fahrt nach Kiel.

IX.

Trondhjem sollte der nördlichste Punkt der Reise bleiben. Der Kaiser hatte den Polarkreis bereits auf drei vorangegangenen Fahrten durchschnitten, das eigentliche Nordland bot ihm nichts Neues mehr, und auf die Dauer bleibt der Besuch des südlichen Norwegens doch schöner, als der des nördlichen.

Das Programm des zweiten Theiles der Reise zeichnete sich durch Einfachheit aus. Der Kaiser wollte nur den Geiranger- und den Nord-Fjord besuchen.

Der Geiranger-Fjord erfreut sich des Rufes besonderer Großartigkeit, weil seine Ufer sehr steil und hoch sind, und weil einige Wasserfälle — in der That von überraschender Pracht — darüber hinstürzen. Noch interessanter jedoch ist es, in dem Oertchen Merok an Land zu gehen und der Straße zu folgen. Sie darf verglichen werden mit den Heerstraßen der Schweiz, etwa mit der von Andermatt über die Furca in das Wallis, weil sie auch hoch über das Gebirge führt und eine wichtige Verbindung zwischen dem Geiranger-Fjord und dem Gudbrands-Thal, mit anderen Worten, zwischen dem Westen und Osten Norwegens herstellt.

Wir gingen am achtzehnten Juli von Trondhjem aus in See und trafen nach vierzehnstündiger Fahrt am späten Abend vor Merok ein. In der Dämmerung und dem düsteren Wetter machte der Geiranger-Fjord einen phantastischen Eindruck. Der Kaiser gestattete mir, am folgenden Morgen zur Recognoscirung an Land zu gehen. Ich dehnte meinen Marsch auf der erwähnten Straße bis zu dem Djub-Vand aus, einem Hochgebirgs-See in 1000 m Höhe, und erhielt, trotz einsetzenden Regenwetters, so großartige Eindrücke, daß es mir geboten erschien, Seiner Majestät diesen Ausflug zu empfehlen.

Zwei Tage danach unternahm der Kaiser diese Fahrt nach dem Djub-Vand. Was an Ponies weit und breit vorhanden war, das wurde mobil gemacht. Das Gros der Expedition brach zuerst auf, dann folgte der Kaiser und legte den Weg in seinem Karriol zurück. Auf siebzehn Kilometer findet eine Steigung von 1030 m statt; es wurden zweieinhalbe Stunde dafür beansprucht.

In dieser schnellen Erhebung bestand das Interessante des Ausflugs. Denn gerade so wie bei einer Hochgebirgs-Besteigung wurden dabei die verschiedenen Vegetations-Zonen durcheilt, welche zwischen dem Meeresspiegel und der Schneegrenze liegen. Merok selbst, das sehr geschützt ist und so heiße Sommertage aufweist, wie Deutschland, besitzt noch Obstgärten und selbstverständlich auch Culturen von Gerste, Hafer und Kartoffeln.

Unmittelbar hinter der kleinen Häusergruppe steigt der Weg auf, längs der Wände des Kessels, in welchen verschiedene Flüsse als Wasserfälle niedergehen. Man gewinnt erst in 300 m Höhe eine Thalstufe, das Fly-Dal, und in 400 m Höhe eine zweite, weiter erstreckte, das Oplandske-Dal, d. h. das Oberland. Hier sieht es aus, wie in der Mattenregion der Alpen, und hohes Gebirge umschließt ringsum diese grüne Mulde. Im Rücken hat man die schneetragenden Berge des Geiranger-Fjords, dessen Spiegel bereits verschwunden ist; und in der aufsteigenden Fahrt-Richtung dehnen sich die Randlinien des Hochgefildes, des Fjelds, das betreten werden soll. Eine Zahl kleiner Steinbrücken, aus einem einzigen, gedrungenen Bogen bestehend, führt über die wilden Bäche. Schon bei 550 m Höhe sind die Birken selten geworden, und allmälig werden die Matten durch Beerenkräuter, Moose und Farne verdrängt. Der Weg zieht sich aus einem kleinen Hochthal um den Bergkopf nach rechts in ein anderes Hochthal, das immer öder wird. Bei 900 m ist die Vegetation so weit verschwunden, daß sie keine Rolle mehr spielt für den Charakter der Landschaft. Die Steigung wird geringer, das Thal flacher, weithin dehnen sich die felsigen Flächen, vielfach bedeckt mit Trümmerblöcken. Der schäumende Bach verschwindet nicht selten unter den angehäuften Schneemassen, welche in Folge von Unterhöhlung aufbrechen und an die Bildung alpiner Firnregionen erinnern. Durch diese Oede verläuft die prächtige Straße und führt durch eine Fjeld-Mulde aus dem Gebiete des Atlantischen Oceans in das der Nordsee. Zur Seite ragen die Berge noch 500—800 m höher auf, und einer derselben ist vergletschert. Er fällt nieder gegen den See, gegen den Djub-Vand, auf dessen Wasser Eisblöcke und Eistafeln schwimmen; man sieht ihre Fortsetzung nach unten und erfreut sich an dem bläulichen Farbenspiel unter der Oberfläche.

Hart am Ufer liegt ein kleines Schutzhaus, welches der Kaiser indeß nicht betrat; denn auf einem Felsen über der Straße war ein Zelt aufgeschlagen und daneben eine Feldküche improvisirt worden.

Der Ausflug fesselte das Interesse Seiner Majestät deshalb besonders, weil er mitten hineinführte in das norwegische Hochgebirge; und die Frage lag nahe, wie wohl die Fortsetzung des Weges sich gestalten würde. Zur Beantwortung dieser Frage detachirte mich der Kaiser und bestimmte, daß ich am folgenden Tage von Merok aus über Land gehen und die „Hohenzollern" erst in Olden wieder erreichen sollte.

Den Weg vom Djub-Vand bis zum Geiranger-Fjord (17—18 Kilometer) legte Seine Majestät ganz zu Fuß zurück, und zwar in zweidreiviertel Stunden. Ein so schnelles Marschtempo ist nicht Jedermanns Sache, und allmälig bevölkerten sich die leer gebliebenen Karriols, welche in langer Reihe und angemessener Entfernung hinter dem Kaiser herfuhren; ich gehörte auch zu den Missethätern. Der Kaiser sah uns, denn die vielen Windungen wurden zum Verräther, und lächelte!

Am folgenden Morgen, Sonntag den zweiundzwanzigsten Juli, ging die Kaiserliche Yacht wieder in See und lief Abends in den südlicher gelegenen Nord-Fjord ein. Vor Oldören, dem am meisten landein gelegenen Punkte, wurde Anker geworfen.

In keinem anderen Theile Norwegens hatten die bisher ausgeführten Nordlandfahrten so sehr unter schlechtem Wetter leiden müssen, wie in diesem. Zweimal bereits hatte Seine Majestät längere Zeit hier verweilt. Jedesmal strömte der Regen nieder, wenn der Kaiser den Briksdals-Brae besuchte; und wiederum stand der Besuch dieses Gletschers auf dem Programm. Um die Chancen so günstig wie möglich zu gestalten, wurde dieses Mal ein Aufenthalt von sechs Tagen vorgesehen; zwei davon waren verstrichen, als ich von meiner Recognoscirung an Bord zurückkehrte.

X.

Kurz ehe die „Hohenzollern" den Anker vor Merok aufnahm, hatte ich meine Fahrt angetreten und legte nun zum dritten Mal in vier Tagen denselben Weg zurück. Heute sah es recht trübe aus, und als ich im Sprühregen von meinem Karriol aus die Kaiserliche Yacht durch den Geiranger-Fjord dampfen und hinter Felslinien verschwinden sah, da beschlich mich das Gefühl der Vereinsamung. Bald aber wandten sich die Gedanken dem Studium der Landschaft zu, deren fesselnde Züge ich festzuhalten strebte.

An dem ersten Reisetage gelangte ich bis Grotlid, das nur 41 Kilometer entfernt liegt. Der Weg dorthin senkt sich vom Djub-Vand aus nur unbedeutend und kann in zweieinhalb Stunden zurückgelegt werden, weil die Straße durchweg gut ist. Man erhält dabei einen erschöpfenden Einblick in die großartige Monotonie des norwegischen Fjelds: alle Profillinien sind lang gezogen und sanft gewellt, nirgendwo eckige Formen, die Hänge bedeckt mit Zebraschnee. Die breite, weithin übersehbare Mulde, in welcher der Weg verläuft, ist zum Theil von Seen erfüllt, deren höchstgelegener der Djub-Vand

ist. Die unteren Hänge und die Thalsohle stellen sich dar als ein Gemisch von großen Gneißblöcken mit einer dem Menschen nutzlosen Vegetation. Das häufige Auftreten von Wollgras verräth die Neigung zur Sumpf- und Moorbildung; Krüppelweiden und Zwergbirken, Farne, Moose, Eriken und beerentragende Kräuter sind weithin ausgebreitet. Alles Grün erscheint abgetönt ins Graue, ins Gelbliche oder in ein stumpfes Blau; nur einige blühende Phanerogamen sind die Träger lebendigerer Farben. Dazu noch der wolkige Himmel und gelegentlich ein Regenschauer. Heiter war diese Landschaft nicht, aber vor Allem war sie auch nicht kleinlich; sie besaß Größe.

An der Grenze einer milderen Zone liegen die Häuser von Grotlid, in etwa 880 m Höhe; der Schneeberg Skridalaupen ragt in der Nachbarschaft auf. Ein sehr gut gehaltenes, der Regierung unterstehendes Wirthshaus lieferte mir Unterkunft. In dem Nachbarhause wohnte der Ingenieur Pedderſen, den ich besuchte, und der am folgenden Tage mein Reisegefährte wurde. Derselbe leitet den Bau einer Straße, welche man hofft, noch in diesem Jahre fertig zu stellen, und die von Grotlid nach dem Stryn-Vand führt, d. h. in das Gebiet des Nord-Fjords. Diese Straße ist sowohl bezüglich ihrer kunstgerechten Anlage, wie bezüglich der durchschnittenen Gegend als eine Zwillingsschwester der bereits geschilderten anzusehen. In Grotlid haben beide ihre gemeinsame Wurzel und gehen von hier in ziemlich spitzem Winkel auseinander; beide führen durch die Region der Hochgefilde und senken sich dann, dem Aufbau des Landes gemäß, steil nieder zu zwei verschiedenen Fjords. Diese neue Straße bereichert Norwegen wiederum um ein Bindeglied zwischen dem Westen und Osten; aber sie bereichert gleichzeitig alle Reisenden um eine der schönsten Excursionen, welche sich in Norwegen machen lassen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß der Weg von Merok über Grotlid nach Visnaes im Nord-Fjord binnen Kurzem Berühmtheit erlangen wird.

Der Wegbau in Norwegen steht unter der Leitung des Wegdirectors Krah, desselben Mannes, der auch den „Kaiser-Wilhelm-Weg" bei Christiania erbaut hat. Man ist erstaunt zu hören, mit einem wie geringen Aufwand von Mitteln hier Werke geschaffen werden, welche unseren schwierigen Alpenstraßen ebenbürtig an die Seite treten. Denn die Straße von Merok nach Grotlid (41 km, höchster Punkt 1038 m) kostet nur 335 000 Kronen = 376 900 Mark und die andere, von Grotlid bis Hjelle (39 km, höchster Punkt 1139 m), noch etwas weniger, 306 000 Kronen = 344 300 Mark.

Den Weg über das Fjeld legte ich zum größeren Theil zu Fuß zurück; denn hier befindet sich die Straße noch im Bau. Das Wetter war bereits während der Nacht klar geworden, und ein blauer Himmel spannte sich über das weite Fjeld, das nun einen ganz andern Eindruck machte, als am Tage zuvor. In großen Massen lag der Schnee, so daß die Blendung empfunden wurde; aber auch die Aehnlichkeit mit echtem Hochgebirge wurde dadurch vergrößert; und als ich mein kleines Packpferd graziös über einen Firnhang schreiten ließ, erwachten in mir Erinnerungen an die Andes; und wiederum, nachdem längs großer, eisbedeckter Seen die Paßhöhe, die plateauförmige Wasserscheide überschritten worden war, und der Blick sich in den blauen

Duft eines sonnendurchglühten Thales verlor, da war mir zu Muth, als stiege ich vom Großen St. Bernhard nach St. Rémy ab.

Hier begann die fertiggestellte Fahrstraße von Neuem, und ein Wagen erwartete mich bereits. Denn der Dolmetscher, welcher seit vier Jahren die Nordlandfahrten begleitet, hatte Tags zuvor von der „Hohenzollern" aus ein Telegramm expedirt zu dem Zweck, daß mir ein Karriol entgegengesandt werden sollte. Das war geschehen; aber nun wußte auch die ganze Thalschaft, daß ich zu der Begleitung des Kaisers gehörte; und ich wurde geehrt, als hätte Seine Majestät mich mit der Vertretung in Norwegen betraut. Am Ende der Fahrstraße, wo der Stryn-See beginnt, lag die kleine Dampfpinaß für mich bereit, die sonst zu ganz andern Stunden fährt; am gegenüberliegenden Ufer stand ein Karriol, das mir der Sohn des Wirthes aus Visnaes entgegengebracht hatte. Eine bequemere Reise konnte man nicht wünschen, auch nicht schöneres Wetter. Dabei boten das Thal und der Stryn-See so reiche Scenerien, so viel Wechsel von Schroffheit und Lieblichkeit, so anziehende Ausblicke auf die schneegekrönten Berge des Jostedal-Brae, daß mir traumartig zu Muth wurde.

Von Visnaes aus, das bereits am Nord-Fjord liegt, hätte ich direct an Bord der „Hohenzollern" zurückkehren können; ich that es nicht, sondern dehnte die Recognoscirung noch weiter aus bis zu den großen Gletschern oberhalb des Loen-Vand.

Im Grunde des Nord-Fjord wiederholt sich dieselbe Gebirgsbildung dreimal: an ein auffallend fruchtbares Uferland und seine thalartige Fortsetzung landein schließt ein Gebirgssee, welcher trotz seiner tiefen Lage den Blick auf nahe gelegene Firnfelder bietet; da, wo der See sein oberes Ende hat, liegt ein Kessel, dessen Wände den Abstürzen des Jostedal-Brae angehören. Entsprechend den großen Schneemassen auf der Höhe des Plateaus sieht man Gletscher niederfließen, deren Entwicklung zuweilen beträchtlich ist. Die Namen der drei Seen sind Stryn, Loen und Olden; ihre Längsaxen convergiren gegen den Fjord. Ein jeder von ihnen hat seine besonderen Reize; sie gegen einander abzuwägen, scheint mir nutzlos; aber das darf ausgesprochen werden, daß der Kjendal-Gletscher im Kessel von Loen alle übrigen Gletscher des geschilderten Gebietes übertrifft.

XI.

Die Besichtigung des Kjendal-Brae behielt der Kaiser einer späteren Reise vor und beschränkte die größeren Ausflüge auf den Besuch des Briksdal-Brae. Nun sollte Seine Majestät endlich in ungetrübter Pracht erblicken, was bei den früheren Besuchen in Kälte, Regen und Wind dagelegen hatte.

Die Fahrt ging zunächst über das sogenannte „Eyd", d. h. über das Land zwischen Fjord und See; diese unternahm der Kaiser in einer zweisitzigen Stuhlkarre; denn das Karriol war über den See vorausgesandt worden. Auf dem Olden-Vand lag ein kleiner Dampfer; derselbe hatte vornehmlich die Aufgabe, das Boot zu schleppen, welches Seine Majestät für diesen und ähnliche Zwecke von Potsdam aus hatte mitnehmen lassen, und das dem Kaiser bereits während der Bonner Studienzeit für den Rudersport gedient hatte. In diesem

zierlichen, aus Mahagoniholz gefertigten Boot nahm der Kaiser Platz, während die Herren des Gefolges durch denselben Dampfer in einem größeren Boot geschleppt wurden.

Nach anderthalbstündiger Fahrt wurde das andere Ende des langen Sees erreicht. Hier stand das Karriol. An dem Hofe Briksdal begann die Fußwanderung zu dem gleichnamigen Gletscher. In etwa 250 m Höhe wurde auf breiter Felsfläche ein Rastplatz auf dem rechten Thalhang ausgesucht. Der Kaiser war sehr erfreut über die Schönheit des dargebotenen Bildes: in geringer Entfernung lag der Gletscher da, sein blaues Farbenspiel unter den Strahlen einer klaren Sonne entfaltend; schiefergraue Gesteinswände faßten ihn ein; Erlengebüsch deckte die Thalsohle; und abwärts sah man einen Halbcircus von mächtigen Dimensionen, eingelassen in den steinernen Bau des Jostedal-Gebirges.

Seine Majestät begab sich während des Aufenthalts vor Oldören häufig an Land und verbrachte zuweilen eine bis zwei Stunden mit Lachsfischen. Wie in früheren Jahren geschah dies in dem von Mr. Edmund Byron gepachteten Flusse, dem Abfluß des Olden-Vand. Trotz alles Interesses für diesen Sport legte sich der Kaiser Beschränkung in der Ausübung auf und that gelegentlich den Ausspruch: „Ich habe zu viel zu thun, um einen ganzen Tag auf einen Lachs warten zu können."

Der in Oldören am meisten ins Auge springende Berg ist die Cecilienkrone; sie liegt am unteren Ende des Olden-Vand, bildet daselbst das linke Ufer und beherrscht auch das flache Eyd und den daselbst eingerissenen Abfluß. Sie ist 1720 m hoch und erscheint, aus der Tiefe beobachtet, als eine steile Pyramide. Ein sehr originelles Bild, das ich aufnehmen durfte, zeigt im Hintergrunde die Cecilienkrone; eine breite Wasserfläche — es sind die schäumenden Fluthen des Olden-Flusses — erfüllt den Mittel- und Vordergrund; hier steht ganz allein der Kaiser, in dem Gewande des Lachsfischers, mit beiden Armen die schwere Angelruthe haltend, den Blick auf das Wasser gerichtet.

XII.

Seine Majestät willfahrte meinem Wunsche, die Cecilienkrone zu ersteigen; ich hoffte dadurch neue Einblicke in die norwegische Gebirgsnatur zu gewinnen. Graf von Görtz, früher ein eifriger Alpinist, schloß sich mir an; unser gemeinsamer Gefährte war der Stabsarzt der „Hohenzollern" Dr. Arimont, so daß unsere kleine Expedition aus drei Herren bestand; drei Einheimische begleiteten uns als Träger und Führer.

In Norwegen ragt ein Berg von 1700—1800 m Höhe bereits über der Schneegrenze auf und führt in lebensfeindliche Oeden. Bei der Ersteigung von Alpengipfeln durchmißt man selten einen größeren Niveau-Unterschied als etwa 1800 bis 2200 m. Denn die Ausgangspunkte der Schutzhütten oder Biwaks liegen selbst schon hoch. Für die Abstiege nach den Dörfern handelt es sich dann freilich um andere Zahlen; z. B. liegt Chamonix 3760 m unter dem Montblanc. Für die Cecilienkrone war der Meeresspiegel Ausgangspunkt; und die relative Höhe über Olden fiel zusammen mit der absoluten. Unser

Aufstieg war also äquivalent mit der Ersteigung eines Alpengipfels von etwa 4000 m Höhe. Doch bezieht sich die Aequivalenz vornehmlich auf den Kraftaufwand, nicht so sehr auf die Schwierigkeiten.

Wie fast überall in Norwegen führten die ersten Stunden über sehr steile Hänge, und die Hitze wurde nicht minder stark empfunden, als etwa im Grindelwald, wenn man Nachmittags zur Besteigung des Schreckhorns auszieht. Bereits nach zweieinhalbstündigem Marsch standen wir 1000 m über dem Fjord und genossen nun erst die Freuden einer kräftigeren Luft und weiterer Umblicke. Zu Füßen lag das flache Eyd mit seinen Häusern und Culturen; die untere Hälfte des Olden-Vand war sichtbar, durch seine lauchgrüne Farbe und die schneetragende Einfassung an einen See des Engadin erinnernd. In intensivem Blau erstrahlte der Himmel, nur geschmückt durch wenige, scharf umränderte Cumuli-Wolken, die Verkünder beständigen Wetters.

Wir betraten nun ein geneigtes Schneefeld und traversirten es, dem Gipfel den Rücken kehrend. Mittels eines großen Umweges erreichten wir unser Ziel, dem wir uns erst wieder auf der Höhe des Fjeld zuwandten. In den Alpen wäre man direct gegangen und hätte das vorgelagerte Firnfeld und den Bergschrund überwunden. In Norwegen aber ruht die Gebirgstechnik in den Händen sehr Weniger, und der leichtere Umweg wird dem gefährlich scheinenden directen Wege im Allgemeinen vorgezogen. Außerdem hatte Seine Majestät mir die Verantwortlichkeit dafür auferlegt, daß unsere Expedition nicht in gefährliche Situationen geriethe.

Wir erreichten den Gipfel der Cecilienkrone um halb drei Uhr Nachmittags nach achtstündiger Expedition, bei welcher sechs Stunden auf den Marsch, zwei auf die Ruhepausen entfielen. Dr. Arimont hatte eine Flagge mitgenommen, die nun wehte; seine seemännischen Kenntnisse befähigten ihn, festzustellen, daß das Signal auf der „Hohenzollern" wahrgenommen worden war, weil es erwidert wurde.

Am meisten mußte bei dem Aufenthalt auf dem Gipfel der Blick in die Ferne interessiren. Die Atmosphäre war ausnahmsweise klar, sie schien durchzogen von einem Meer feiner Berglinien, dem Ausdruck der Fjeld-Formationen. Am kräftigsten hob sich das Firndach des Jostedal-Brae ab; aus den weißen Flächen seiner Wölbung sah man nach unten zu graue Eismassen sich entwickeln, jene Gletscher, die, aus der Nähe betrachtet, so schön, selbst großartig erscheinen, und die nun zu unbedeutenden Details der Landschaft wurden. Nur einundzwanzig Stunden zuvor hatten wir den Kessel des Briksdal-Brae bewundert; und jetzt lag er da: dürftig und degradirt. So wechselt mit dem Standpunkt das, was den Menschen fesselt, und wie Vieles, auch in der Welt des Intellectes, erscheint uns nur deshalb groß, weil das Größere uns unsichtbar ist.

Wir verbrachten eine schöne Stunde auf dem Gipfelpunkt. Graf Görtz hatte seit längerer Zeit das Hochgebirge oberhalb seiner Schneegrenze nicht betreten, Dr. Arimont überhaupt noch nie. Sie theilten mit mir eine Freude, die dem Alpinisten von Fach so leicht verloren geht über der Freude an schwieriger Technik oder überwundener Gefahr.

Auf dem Gipfel trennte ich mich von meinen Gefährten, weil ich noch eine zweite Seite der Cecilienkrone kennen zu lernen wünschte; sie stiegen auf dem bereits bekannten Wege ab, während ich den Fuß des Berges über die Felsen zu gewinnen beabsichtigte, welche dem Olden-See direct zugewandt sind. Einer der drei Norweger kam mit mir. Besondere Schwierigkeiten waren trotz der Steilheit nicht vorhanden, weil die horizontale Schichtung der Gneißbänke treppenartige Bildungen zur Folge hat. Ab und an mußte wohl auch ein Schneefeld traversirt werden. Hier verlangte die Unterhöhlung durch Wasserläufe Vorsicht. Aber wer übte diese nicht gerne, wenn er viele Menschen durch eigene Schuld im Gebirge hat zu Grunde gehen sehen?

Der Abstieg war landschaftlich von großer Schönheit, besonders durch die Niederblicke auf den See. Das tiefstgelegene Schneefeld lag 900 m hoch; bald hörte die Felsregion auf, und über erlen-bestandene Hänge führte der Weg an das untere Ende des Olden-Vand. Nach 3¼ Stunden war ich in der Thalsohle angelangt; dreißig Minuten später trafen Graf Görtz und Dr. Arimont ein. Wir fuhren über das Eyd nach Oldören und kehrten gegen neun Uhr Abends an Bord zurück. Der Herr Hausmarschall hatte väterlich für uns gesorgt; unser Tisch war bereits gedeckt. Wir durften uns auch nicht erheben, als der Kaiser erschien, sich niederließ und genauen Bericht forderte.

XIII.

Am achtundzwanzigsten Juli, dem Tage vor der Abfahrt nach Bergen, wurde die Abendmahlzeit im Freien genommen, auf grüner Wiese am Ufer des Fjord. Später versammelte sich Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder. Die Knaben mußten allerhand Spiele ausführen und wurden vom Kaiser durch Preise belohnt. Auch ließ Seine Majestät den Armen von Oldören zur Erinnerung an seinen Aufenthalt ein größeres Geldgeschenk überweisen.

Am Abend des neunundzwanzigsten Juli lief die „Hohenzollern" bei wolkenlosem Himmel in Bergen ein. Am folgenden Tage begab sich Seine Majestät an Land, besuchte Kongshall, d. h. die Königshalle, und erstieg den schönen Aussichtspunkt des Floi-Fjeld. Dem Botschafter Grafen Eulenburg, welcher uns am Nachmittag verließ, um von Odde über Land nach Schweden zu reisen, gab der Kaiser das Geleite zu dem bereit gestellten Torpedoboot.

Dem Besuch in Bergen verdankt das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin eine ebenso seltene, wie originelle Erwerbung. Der Director des genannten Museums, Dr. Bastian, hatte gehört, daß es im Bergen-District eine Bucht gäbe, wo Wale mit der Armbrust getödtet würden, entsprechend einer Ueberlieferung aus uralten Zeiten. Er bat mich vor meiner Abreise nach Norwegen, Erkundigungen darüber in Bergen einzuziehen. Die Sache erschien mir so phantastisch, daß ich ihr nur geringen Glauben beimaß. Um so mehr war ich erstaunt, als der erste Custos des Museums mir eine solche Armbrust zeigte und die Richtigkeit der Sache bestätigte. In der That wird in der Skogsvaag-Bucht bei Bergen eine bestimmte Wal-Art (Balaenoptera rostrata) mit Pfeilen geschossen, welche einen Holzschaft besitzen und auf dem Wasser schwimmen. Es verirren sich nämlich fast in jedem Jahre einzelne kleine

Barten-Wale, bei der Verfolgung von Heringen, in die Bucht, die alsdann gesperrt wird. Die Anwohner derselben, ein Jeder mit der Armbrust bewaffnet und Pfeilen, welche den Namen des Besitzers tragen, vereinigen sich in Booten und beginnen diese halb prähistorische Jagd. Der erlegte Wal wird gemäß der Güte der Schüsse vertheilt; die Pfeilspitzen sind vergiftet.

Von dieser Merkwürdigkeit machte ich Seiner Majestät Mittheilung mit dem Bemerken, daß dem Völker-Museum viel daran läge, eine der wenigen Armbrüste aus alter Zeit zu erwerben. Der Kaiser gab seinem Interesse dafür Ausdruck, und man entschloß sich in Bergen, dem Berliner Institut das seltene Stück zum Geschenk zu machen. Durch Vermittlung des deutschen Consuls Mohr erhielt ich die Armbrust und brachte sie in die Heimath. Der Kaiser bestimmte nunmehr, daß von unserer Seite ein entsprechendes Gegengeschenk gemacht würde.

Am einunddreißigsten Juli ging die „Hohenzollern" des Morgens um vier Uhr in See und fuhr am Vormittag des ersten August nach schneller und glücklicher Fahrt in die Schleuse von Wilhelmshafen ein.

Damit wurde eine Reise vollendet, deren Verlauf den Erwartungen des Kaisers entsprach, und welcher die Theilnahme der Kaiserin den Stempel der Anmuth und des Liebreizes aufgeprägt hatte.

Ueber Neo-Vitalismus.

Rede

zur Feier des Leibnizischen Jahrestages
in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Juni 1894
gehalten
von

E. du Bois-Reymond *).

[Nachdruck untersagt.]

Descartes, von welchem sonst so viel Großes ausging, behauptete bekanntlich, die Thiere seien, im Gegensatz zum Menschen, seelenlose Geschöpfe, mit einem Wort, Maschinen; was um so schwerer zu begreifen ist, als man nicht recht weiß, was für einigermaßen thierähnliche, also doch wohl automatische Maschinen ihm seiner Zeit bekannt sein und bei jenem Vergleich vorschweben mochten.

Leibniz, zu dessen Andenken wir versammelt sind, schrieb zwar den Thieren eine Seelenmonade zu, dehnte aber diese Vorstellung auch auf den Menschen aus, indem nach seiner Lehre alle Vorgänge im menschlichen Körper rein mechanisch ablaufen, und die entsprechenden Seelenzustände, Sinnesempfindungen und Willensäußerungen, ohne ursächlichen Zusammenhang mit den gleichzeitigen körperlichen Vorgängen, gleich diesen durch Gott beim Schaffen der zugehörigen Seelenmonade im Voraus geregelt wurden. So glaubte er das Problem der scheinbaren Wechselwirkung einer immateriellen Seele und eines materiellen Körpers durch eine prästabilirte Harmonie beider lösen zu können; eine Theorie, welche, nicht viel glücklicher erdacht als der Occasionalismus der Cartesianer, außer ihrem Urheber selber, der darauf den größten Werth legte, wohl kaum noch Jemand befriedigt hat. Eine Seite seiner Lehre verdient aber, wie sich zeigen wird, noch heute Berücksichtigung. Sichtlich läßt er die ganze organische Welt mit allen ihren Wundern, ihrer äußeren Anpassung und inneren Zweckmäßigkeit, rein mechanisch zu Stande kommen. Bei Leibniz ist von keiner Lebenskraft, keinem Hippokratischen

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

ἐνορμῶν oder Boerhaave'schen Impetum faciens, keinem van Helmont'schen Archeus influus die Rede. Die zweckwidrigen Einrichtungen, an denen es in der organischen Natur, in unserem eigenen Körper, ja nicht fehlt, boten ihm keine Schwierigkeit, da diese Welt ihm nur die bestmögliche war, für welche unter unendlich vielen möglichen Welten das Verhältniß der Summe des Guten zur Summe des Uebels von Gott wie durch Variationsrechnung als das Maximum erkannt und welche deshalb von ihm gewählt und ins Dasein gerufen sei. Da Leibniz die Willensfreiheit leugnete, erwuchs ihm auch daraus kein Hinderniß.

Diese Aufstellungen lagen indeß dem gewöhnlichen Menschenverstande zu fern, um einen großen Einfluß auf die Meinungen der Naturforscher und Aerzte zu üben. Voltaire verspottete sie im Candide, die Gelehrten von Fach ließen sie abseits liegen und fuhren fort, sich über die Lebenserscheinungen ihre eigenen Theorieen zu bilden. Die Wissenschaft im Ganzen war noch von den Fesseln der Theologie umstrickt, das Licht der großen Newton'schen Entdeckungen warf nur spärliche Strahlen in das biologische Gebiet. Sie erweckten wohl das Streben nach ähnlichen Fortschritten in der Physiologie, wie sie der geniale Landgeistliche Stephen Hales in seiner Vegetable Staticks und Hemastaticks experimentell, die Jatro-Mechaniker und -Mathematiker von Montpellier, über die sich d'Alembert lustig macht, theoretisch versuchten. Doch blieb in der Frage nach den in der organischen Natur waltenden Grundkräften ein halb spiritualistischer Dualismus herrschend, wie er dem menschlichen Hange zur Personification unbekannter Ursachen am meisten zusagte. Das schlagendste Beispiel davon liefert der merkwürdige Mann, der seine Unsterblichkeit dreien von ihm ausgegangenen Irrlehren verdankt, der Lehre vom Phlogiston, der vom Muskeltonus und der von der Anima inscia, als der die körperlichen Verrichtungen besorgenden Seele. Nicht Alle aber dachten mit so klarer Bestimmtheit wie, wenn auch in unrichtigem Sinne, Georg Ernst Stahl. Zum Verständniß der organischen Natur, die Leibniz rein mechanisch werden ließ, riefen die Meisten unfaßbar dunkle Mächte an, bei denen sich so wenig etwas denken ließ, wie einst bei Platon's „bewegenden Ideen", und für welche sich allmälig der Name „Lebenskraft" einbürgerte. Wer diesen in Deutschland zuerst gebrauchte, ist wohl kaum auszumachen. Haller, der doch die Meinungen Descartes' und Leibnizens für, die Newton's gegen Erhaltung der Kraft zu des letzteren Gunsten abwägt, schlägt sich dabei noch mit dem schwierigen Begriff der Aristotelischen Entelechie herum;[1] nach der Lebenskraft suchte ich vergeblich bei ihm. In Frankreich wird von Milne Edwards das zweifelhafte Verdienst, eine Force vitale erdacht und benannt zu haben, Barthez zugeschrieben, der sich übrigens, wie ich finde, immer nur des Ausdruckes Principe vital bedient.[2] Vollends wäre es unthunlich, durch das ganze achtzehnte Jahrhundert die verschiedenen Definitionen zu verfolgen, welche die Autoren von ihren Lebenskräften gaben. Im Allgemeinen sah man die Lebenskraft als ein der Seele verwandtes, neben ihr im Körper hausendes Wesen an, andererseits vermischte man auch deren Begriff vielfach mit dem des sogenannten Nervenprincips oder gar der thierischen Wärme, später der

Elektricität, wie denn Prochaska ohne Weiteres das Leben einen galvanischen Proceß nennt.[3] „Die Mythen von imponderablen Stoffen und von eigenen Lebenskräften in jeglichem Organismus verwickeln und trüben die Ansicht der Natur" — sagt im Kosmos Alexander von Humboldt,[4] der in der Jugend selber in diesen Wahnvorstellungen befangen gewesen war, und sie sogar in dem Apolog vom Rhodischen Genius für Schiller's Horen poetisch verklärt hatte. Nur kurze Zeit darauf machte er in seinem Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser auf eine noch heute lesenswerthe lichtvolle Auseinandersetzung Vicq-d'Azyr's aufmerksam,[5] wodurch, wie man meinen sollte, die Lebenskraft für immer aus der ernsten Wissenschaft hätte verbannt werden können.[6] Zwar eröffnete noch Reil sein „Archiv für die Physiologie", welches bald sein hundertjähriges Jubiläum feiern wird, mit einem gewichtigen Artikel über die Lebenskraft, doch sieht er verständig genug in ihr nur den Ausdruck der Form und Mischung der Materie in den Lebewesen.[7] Gleichzeitig suchte Brandis in einem eigenen Buche die Lebenskraft zu dem, wie er es nennt, phlogistischen Proceß in der thierischen Faser, d. h. der Athmung, in Beziehung zu setzen.[8] Blumenbach sprach dem Blute Lebenskraft ab, dagegen schrieb er dem, was wir heute die verschiedenen Gewebe nennen würden, verschiedene Lebenskräfte zu.[9] Die unermeßlichen Aufgaben, welche damals in Frankreich der Forschung durch Cuvier in der vergleichenden Morphologie, durch Bichat in der Histiologie gestellt wurden, während in Deutschland die Geisteskrankheit der falschen Naturphilosophie traurige Verheerungen anrichtete, lenkten dann wohl längere Zeit von dem Streit über Vitalismus und Mechanismus ab, wenn sie nicht ersterem von vorn herein ein siegreiches Uebergewicht sicherten. Nur in Magendie erstand noch ein schneidiger Antivitalist.[10] Wir lassen nichts Wesentliches aus, wenn wir jetzt sofort zu Johannes Müller's auch in dieser Richtung bahnbrechender und grundlegender Thätigkeit übergehen.

Als er nach Ablauf seiner subjectiv-physiologisch-philosophischen Periode als objectiver Forscher ersten Ranges auftrat und durch sein gewaltiges Handbuch der Physiologie sich als Herrscher auf diesem Gebiet ankündigte, stellte er sich zugleich unverhohlen an die Spitze der entschiedensten Vitalisten. Ja, wie ich es früher schon einmal in meiner Gedächtnißrede ausführte,[11] er erwarb sich auch hier ein charakteristisches Verdienst, indem er die Vorstellung der Lebenskraft, wie man sie sich zu denken habe, wenn sie das ihr Zugeschriebene sollte vollbringen können, so scharf durchdachte und ausgestaltete, daß er Denen den wesentlichsten Vorschub leistete, die berufen waren, das von ihm hingestellte Trugbild zu entlarven.

Die Lebenskraft war ihm die einheitliche Ursache und der oberste Ordner aller Lebenserscheinungen, wesentlich verschieden von den anorganischen Kräften, mit denen sie jedoch in Conflict geräth. Alle Geheimnisse der Physik und Chemie waren ihr von Anfang an enthüllt, so daß sie dem Wunderbau der Sinnes- und Bewegungs-Werkzeuge, des Athmungs-, Verdauungs- und Genital-Apparates, mit einem Worte, der Organisation, gewachsen war. Sie kannte das Brechungsgesetz vor Snell, den Luftdruck vor Torricelli, den elek-

triſchen Schlag vor Kleiſt und Musſchenbroek, die Vierwerthigkeit des Kohlenſtoffes vor Kekulé, die Obertöne vor Helmholtz. Sie ſchuf alle Thierſpecies nach einem unendlich umfangreichen, auf das Feinſte gegliederten Plane, ſo zwar, daß in allen Thieren derſelben Art die Lebenskräfte im Einverſtändniß handeln, in denen verſchiedener Art ihre Wirkungen nie ſich verwirren. Trotz der Stahl'ſchen Seele beſorgt ſie alle Entwicklung, als Naturheilkraft alle nöthigen und möglichen Ausbeſſerungen des kranken oder verſtümmelten Körpers. Einen beſtimmten Sitz im Körper hat ſie nicht; ſie iſt überall zugegen und wirkt auf keinen beſtimmten Punkt. Sie bemächtigt ſich der eingeführten Nahrungsmittel, belebt die belebungsfähige Materie, die dadurch ſelber Sitz von Lebenskraft wird, und ſtößt die Materie wieder von ſich, welche aufgehört hat, für Lebenszwecke tauglich zu ſein, denn die Belebbarkeit der Materie iſt begrenzt. Wozu dieſer Stoffwechſel diene, bleibt unerklärt. Wie dem auch ſei, im Weizenkorn aus der Mumienhand wie im vertrockneten Räderthier, im Scheintod wie in der Narkoſe iſt die Lebenskraft latent; im Tode verſchwindet ſie ſpurlos, den phyſiſchen und chemiſchen Kräften das Feld räumend, da dann der Graus der Fäulniß Platz greift, dem während des Lebens nur ſie wehrte. Bei der Zeugung aber, was das Merkwürdigſte iſt, geht ſie über auf den Keim des neuen Geſchöpfes, ohne daß die Erzeuger etwas davon einbüßen, und da die Abkömmlinge eine ins Unendliche divergirende Reihe bilden, iſt ſie alſo ohne Schwächung in unendlich viele gleichwerthige Theile theilbar.

Zu den gewöhnlich aufgezählten Unterſchieden zwiſchen der organiſchen und der anorganiſchen Natur fügte Müller noch einen ſeiner Meinung nach grundlegenden hinzu in der Bemerkung, daß in der anorganiſchen Natur ein Körper dem anderen Bewegung mittheile — mechaniſche Einwirkung —, oder zwei Körper ihre Qualitäten in Einem Product zu einer dritten verſchmelzen — chemiſche Einwirkung —, während in der organiſchen Natur eine Art der Reaction ſich offenbare, zu der dort kein Seitenſtück zu finden ſei, die der Reizung, wobei die mannigfaltigſten mechaniſchen und chemiſchen Veränderungen ſtets nur dieſelbe Wirkung, der ſpecifiſchen Energie des Organs entſprechend, hervorbringen.[12]

Kein Wunder, daß Müller in dieſen Gedankenwegen ſich ſicher fühlte, da er darauf nicht bloß mit eigentlichen Fachgenoſſen, wie Rudolph Wagner, ſondern auch mit Meiſtern im naturwiſſenſchaftlichen Denken, wie Liebig und Wöhler, zuſammentraf, von denen der letztere doch unlängſt durch die Syntheſe des Harnſtoffes gezeigt hatte, daß die chemiſchen Erzeugniſſe des Thierkörpers auch außerhalb des Bereiches der Lebenskraft, im Laboratorium, nachgeahmt werden können. Andererſeits fehlte es freilich nicht an Kundgebungen im entgegengeſetzten Sinne von Männern wie Berzelius, Schwann, Schleiden, Lotze, Eſchricht.[13]

Beſonders Schwann war es, der durch ſeine Entdeckung der Zuſammenſetzung aller Lebeweſen aus ſelbſtändig, obwohl nach gemeinſamem Princip, ſich entwickelnden Gebilden dazu gelangte, die Vorſtellung einer den Geſammtorganismus beherrſchenden Lebenskraft zu verwerfen. Sogar die Möglichkeit

einer physikalischen Theorie der Zellbildung durch eine Art von Krystallisation imbibitionsfähiger Stoffe, also von Urzeugung, hatte er ins Auge gefaßt, wobei freilich die Gewebe der später von Reichert und Hrn. Virchow unterschiedenen Bindesubstanzen und die Nerven- und Muskelfaser zu kurz kamen. In dem nachmals von mir veröffentlichten, merkwürdigen Briefe, in welchem Schwann mir auf meine Bitte sein Verhältniß zu Müller eingehend geschildert hatte, wiederholt er nicht bloß sein Verdammungsurtheil über die Lebenskraft, sondern gibt sich sogar, wie früher mündlich gegen mich in Neuß, als echten Cartesianer, indem er nur beim Menschen (seiner Freiheit wegen) ein von der Materie substantiell verschiedenes Princip anerkennt, wodurch sein System sich scharf von dem der Materialisten trenne.[14] So dachte auch Lotze, dem dafür die Xenie zu Theil ward:

Sorglich gießt Ihr zuerst, auf daß nicht die Neige den Trank Euch
Trübe; zu guter Letzt schüttet Ihr dann sie hinein.

In dem bald nach Schwann's Untersuchungen erschienenen zweiten Bande seiner Physiologie erkannte zwar Müller das selbständige Leben der Zellen an, hielt aber an seiner Idee der Lebenskraft fest, wodurch seine Anschauungen in dem Maße verdunkelt wurden, wie sie an Folgerichtigkeit verloren hatten. Doch war damals, wie es schien, für den Vitalismus der letzte Tag nahe. Zufälliger Weise fand sich in Müller's nächster Nähe eine Gruppe seiner Schüler, welche, besonders physikalisch geschult und mit besserer Einsicht in die Grundprincipien der theoretischen Naturforschung, als sie Müller auf seinem Bildungsgange erreichbar gewesen war, das Unhaltbare in seinen Glaubenssätzen durchschauten, und deren Einer, bei aller Verehrung für ihn als Lehrer und Forscher, es doch nicht lassen konnte, seinen Vitalismus mit rücksichtsloser Schärfe zu bekämpfen und dessen Blößen aufzudecken.[15] Von gewissen Seiten als physikalische Schule in den Bann gethan, hatten diese jungen Männer, welche übrigens durch ihre eigenen Erfolge als Forscher ihre Berechtigung, hier das Wort zu nehmen, wohl darthaten, die Genugthuung, daß sich ihnen aus der Ferne in Hrn. Ludwig ein Talent hohen Ranges anschloß, welcher mit Unrecht stets mit ihnen zusammen als Schüler Müller's genannt wird. Ihm kommt im Gegentheil das Verdienst zu, ohne solche Schule und solche Genossenschaft selbständig das Befreiungswerk aus dem Vitalismus unternommen zu haben. Durch die Einführung der autographischen Methode hat er wichtigen Zweigen der Experimental-Physiologie einen streng physikalischen Charakter verliehen.

Der große Unterschied zwischen dem von Müller's Schülern gegen den Vitalismus eröffneten Feldzug und den früheren dawider gerichteten Angriffen bestand darin, daß sie von ihrem physikalisch-mathematischen Standpunkt aus das πρῶτον ψεῦδος der Lehre von der Lebenskraft zu erkennen und dadurch die ganze Angelegenheit auf eine andere Grundlage zu stellen vermochten. Jener Grundfehler ist die falsche Auffassung des Begriffes Kraft. Die Kraft ist nichts Wirkliches, wie der Vitalismus es sich denkt, nicht ein mit dem materiellen Substrat zusammengefügtes, die Materie, wie sie unseren Sinnen erscheint, ausmachendes Wesen, welches auch von der Materie getrennt selbst-

ständig fortbestehen kann. Sie ist nichts als eine, zur scheinbaren Befriedigung unseres Causalbedürfnisses eingebildete Ursache von Veränderungen, welche selber das einzig Wirkliche sind, das wir wahrnehmen. Sie ist, wenn man auf den Grund geht, wie schon Newton es sagt, nichts als ein mathematischer Begriff, die zweite Ableitung des Weges des in veränderlicher Bewegung begriffenen Körperlichen nach der Zeit. Um nach fast einem halben Jahrhundert das Gleichniß zu wiederholen: die Atome sind nicht wie ein Fuhrwerk, davor die Kräfte als Pferde nun angespannt, dann davon abgeschirrt werden können; ihre Eigenschaften sind von Ewigkeit, unveräußerlich, unübertragbar. Wie die Spectralanalyse bestätigt hat, sind sie die nämlichen im entferntesten Sonnensystem, wie hier auf Erden in einer Denkzelle unseres Gehirns, gleichviel, wie ich einst Liebig antworten durfte, ob man dabei an die uns heute noch als Grundstoffe erscheinenden Atome oder an deren uns noch verborgene Urbestandtheile denkt.

In Firdusi's Heldensage vom überstarken Rostem heißt es:

„Im Melme sank ihm ein der Fuß bis an den Knöchel;
Da lachte neben ihm der Berggeist mit Geröchel.
Wer, fragte Rostem, lacht? Dumpf sprach der Berggeist: Ich!
Worüber? Weil ich seh im Grund einsinken dich.
Die dir die Mutter gab, die Kraft ist lästig dir,
Du bist zu schwach für sie, gieb sie zu tragen mir!
Und brauchst du sie einmal, wenn matt sind deine Glieder,
So komm und ruf! so geb ich deine Kraft dir wieder.
Da gab der Pehlewan dem Berggeist in Verwahr
Den Ueberschuß der Kraft, die ihm beschwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, ehr im Berge modern
Er ließe seine Kraft, sie nun zurück zu fodern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zusammen seine Kraft."

Bei Firdusi ist es übrigens, wie Rückert mir sagte, nicht der von ihm erfundene Berggeist, sondern Gott selber, welcher die Kraft in Verwahr nimmt. Gott oder Berggeist, wir lassen uns die tragische Mär trotz ihrer physiologischen Ungeheuerlichkeit gern gefallen. Wenn aber in den Träumen der Vitalisten mit der Lebenskraft in derselben Weise verfahren wird, wie bei Firdusi mit Rostem's Kraft, so wenden wir uns mit ungläubigem Lächeln ab.

Das erste Princip der Naturforschung ist, wie von Helmholtz bemerkt, daß wir uns die Natur begreiflich vorstellen müssen, da es sonst keinen Sinn hätte, sie erforschen zu wollen.[16] Was aber soll man sich denken unter einer Kraft, vor welcher alle Räthsel der Natur offen liegen; welche wie ein bewußtes Wesen denkt und handelt; unter einer Kraft, welche ohne bestimmten Sitz im Körper auf keinen bestimmten Punkt wirkt, sondern Billionen von Atomen nach allen erdenklichen Richtungen verschiebt und doch Eine sein soll; unter einer Kraft, die im Tode ohne Gegenwirkung verschwindet, da doch der Leichnam, statt zu erkalten, dabei eine angemessene Temperaturerhöhung zeigen, vielleicht Selbstverbrennung erfolgen müßte; unter einem Dinge zuletzt, welches ohne Verminderung des ursprünglichen Ganzen in unendlich viele gleichwerthige Theile getheilt werden kann. Wie in der Gedächtnißrede auf Johannes

Müller gesagt wurde: indem er sich gezwungen sah, seiner Lebenskraft diese Attribute beizulegen, lieferte er unvermerkt den apagogischen Beweis für deren Nichtexistenz.[17]

Die ältere Biologie hatte sich vielfach bemüht, Merkzeichen organischer und anorganischer Bildung, der Lebewesen und der Krystalle, aufzufinden. Ernst Heinrich Weber besonders hatte mit vielem Scharfsinn auf eine Reihe solcher Unterschiede aufmerksam gemacht, wie daß eine und dieselbe chemische Substanz immer dieselbe Krystallform zeige, aber nicht dieselbe organische Form; daß die äußere Gestalt der Krystalle variire bei gleicher innerer Textur, die innere Textur der organischen Gebilde bei gleicher äußerer Gestalt u. d. m.[18] Es ist auffallend, daß der wahre und grundlegende Unterschied der beiden Classen von Gebilden noch nicht allgemein und ausdrücklich anerkannt ist. Er besteht darin, daß in den Krystallen, oder den todten Körpern überhaupt, die Materie in statischem Gleichgewichte, sei es nun stabil, indifferent oder labil, in den Lebewesen in dynamischem Gleichgewichte sich befindet.[19] Dynamisches Gleichgewicht hat Willem Smaasen den Zustand der Elektricität in einer Querscheibe eines von einem stationären Strome durchflossenen Leiters genannt, wobei die Querscheibe von der einen Seite her so viel Elektricität erhält, wie sie nach der anderen Seite hin abgibt.[20] Dasselbe gilt von der Wärme, ja nach Hrn. Ad. Fick von einem gelösten Körper im einfachsten Falle der Hydrodiffusion.[21] In diesem Sinne kann man aber auch vom dynamischen Gleichgewichte des Wassers in einer Querscheibe eines Flusses oder eines durchströmten Sees reden, welche weder steigen noch fallen, oder der Bevölkerung einer Stadt innerhalb eines Zeitraumes, in welchem ebenso viele Kinder geboren werden und Menschen zuziehen, wie Menschen sterben und fortziehen. Ist der elektrische oder Wärme- oder Diffusions-Strom nicht stationär, steigt oder fällt das Wasser im Flusse oder See, schwankt die Bevölkerungszahl der Stadt, so ist das dynamische Gleichgewicht gestört, kaufmännisch zu reden: die Bilanz ist nicht Null, sondern positiv oder negativ. Die Materie in den Lebewesen verhält sich nun ebenso, insofern deren Substanz in fortwährendem Wechsel begriffen ist. Sie bestehen in jedem Augenblick aus zum Theil anderer Substanz, im idealen Falle mit der Null gleicher, sonst mit positiver oder negativer Bilanz. Dies ist der allgemeinste Ausdruck des Stoffwechsels, welcher den Vitalisten stets eine so unüberwindliche Schwierigkeit bot, weil sie den Grund dafür, geschweige seine Nothwendigkeit, nicht einzusehen vermochten. Allerdings gehört dazu die Einsicht in das große Princip der Erhaltung der Kraft. Wärme und Muskelarbeit, Wimperbewegung und amöboide Bewegungen, nicht zu vergessen elektrische Strömung, sie können im Thiere nicht anders erzeugt werden, als durch Umwandlung von potentieller in kinetische Energie, wesentlich durch Oxydation von Kohlenstoff und Wasserstoff. Dazu sind jene Bedingungen unerläßlich, welche Johannes Müller mit der älteren Physiologie als „integrirende Reize" bezeichnete, nämlich Nahrungsstoffe, Wasser, Luft, Wärme, für die Pflanzen auch Belichtung.[22] Bei der verschwindenden Wahrscheinlichkeit einer der Null gleichen Bilanz ergibt sich ferner daraus der zeitliche Verlauf, dem die Lebewesen unterliegen, im Gegen-

satz zu dem, wenn nicht äußere Kräfte zerstörend eingreifen, in Ewigkeit bedürfnißlos in sich ruhenden Krystall. Es ist eine der erhabensten Anschauungen, zu denen die Naturforschung gelangte, daß dem dynamischen Gleichgewicht im einzelnen Lebewesen ein solches in der ganzen organischen Natur entspricht, jener von Priestley bis zu Julius Robert Mayer erkannte Kreislauf der organischen Materie durch Pflanzen und Thiere hindurch, dessen ungeheures Getriebe das Sonnenlicht, Müller könnte sagen, als integrirender Reiz, im Gang erhält.

Aber nicht bloß dynamisches Gleichgewicht ist bezeichnend für die Organismen, es überwiegt auch in ihnen labiles Gleichgewicht. Denn dies ist die einfache Erklärung jener besonderen Form der Reaction, welche Müller ihnen im Gegensatz zu todten Gebilden zuschrieb, der Reizbarkeit. Daß die verschiedensten physikalischen und chemischen Einflüsse in den Lebewesen stets dieselbe Veränderung erzeugen, ihre specifische Energie zum Vorschein bringen, beruht sichtlich auf nichts Anderem, als darauf, daß darin, zur Thätigkeit bereit, schwach gehemmte Mechanismen sich befinden, welche bei jeder Art sie auszulösen, d. h. die Hemmung zu entfernen, in gleicher Weise thätig werden. Nichts ist leichter, als mit anorganischen Hülfsmitteln Entsprechendes zu verwirklichen. Eine Repetiruhr kann so eingerichtet werden, daß sie wie ein Muskel durch Zug oder Druck, durch Wärme oder Kälte, durch Feuchtigkeit oder Trockniß, durch Elektricität oder Chemismus zum Schlagen gebracht wird. Wie der Muskel reagirt sie auf die Reizung stets mit ihrer specifischen Energie, dem Stundenschlage.

Aus alledem geht hervor, daß in der ihm von unserem hohen Meister ertheilten Gestalt der Vitalismus aufzugeben ist. Vergeblich riefe man zu seiner Stütze die althergebrachten Argumente an, wie die Unbegreiflichkeit, die Wunderbarkeit, die Unnachahmlichkeit der organischen Natur. Unbegreiflich ist auch die anorganische Natur, da weder Materie noch Kraft, noch erste Bewegung begreiflich sind, und insbesondere die scheinbar einfachste der Kräfte, die Schwerkraft, bisher allen Versuchen zu ihrer Construction widerstand. In dem Augenblick, wo durch Heinrich Hertz' unsterbliche That die Fernwirkungen elektrischer Ströme auf Aetherwellen zurückgeführt sind, wäre es wohl verfrüht, meines Bruders mathematischen Beweis,[28] wonach die Schwerkraft durch Aetherstöße nicht erklärbar sei, hier schon für das letzte Wort gelten zu lassen. Was dann die Wunderbarkeit der organischen Natur betrifft, so fragt zwar der tiefsinnige Hafis: Sind nicht, sage, Suleima's holde Gebärden wunderbar? Doch besinnt er sich alsbald, und ihm dünket am Ende Alles auf Erden wunderbar. Und sind denn nicht der gestirnte Himmel, Sonne und Mond auch wunderbar? Endlich die Forderung, Erzeugnisse der organischen Natur nachzumachen, beruht auf einem vollkommenen Mißverständniß. Mit der Pincette die dazu nöthigen Molekeln Stück für Stück aus ihren Schachteln unter der Lupe hervorholend und aneinanderfügend können wir allerdings kein Baumblatt machen, aber auch keinen Krystall. Allein werden sie so von der Natur gemacht? So, wie die Natur sie macht, können wir sie auch entstehen lassen. Wir müssen dazu nur die Bedingungen ihrer Entstehung kennen

und im Stande sein, diese zu verwirklichen, um alsbald den Krystall aus seiner Mutterlauge, Pflanze und Thier aus Samen und befruchtetem Ei hervorgehen zu sehen. Und so ist es auch mit der vielumstrittenen Urzeugung, welche hier immer als letzter Trumpf ausgespielt zu werden pflegt. Wer kann behaupten, daß sie nicht in unseren Laboratorien zu Stande käme, wenn wir über Atmosphäre, Gewässer, Sonnenstrahlung von der urweltlichen Beschaffenheit verfügten?

Freilich, ein ernsteres Bedenken erweckt nun die Zweckmäßigkeit der organischen Natur. Die Zweckmäßigkeit auch der anorganischen, die Zweckwidrigkeiten auch der organischen Natur haben nur geringes Gewicht angesichts der beim ersten Blick sinnfälligen Unmöglichkeit, die Entstehung der organischen Natur mechanisch zu erklären, wie sie schon Panätios und Cicero durch die Ungereimtheit der Annahme versinnlichten, daß durch Ausschütten eines Schriftkastens ein Gedicht zu Stande kommen könnte. Wenigstens war dies der Stand der Dinge bis zu Müller's Tode. Wie Cuvier und wie Louis Agassiz glaubte er daher an die schubweisen Schöpfungen oder Schöpfungsperioden, während er natürlich zugleich die Urzeugung verwarf. Die Entoconcha mirabilis versetzte ihn eine Zeit lang in die qualvollste Ungewißheit, da er ganz nahe daran war, in dem Parasitismus von verlarvten hermaphroditischen Schnecken in einer Synapta einen Fall von Heterogenie zu erblicken, welcher das vormals geglaubte Entstehen von Eingeweidewürmern im Darm der Thiere an beweisender Kraft noch weit übertroffen hätte.

Da trat Darwin's Origin of Species ans Licht und vermaß sich zu halten, was einst Lamarck zu früh gewagt hatte. Schade, daß Müller deren Aufgang nicht mehr erlebte. Nun schien Alles in Ordnung. Die Gründe gegen die Erzeugung neuer Species durch Kreuzung der alten waren als hinfällig erkannt; durch die Unvollständigkeit des paläontologischen Archives, an der Hand von Lyell's geologischem Actualismus, waren die schubweisen Schöpfungen überflüssig geworden, und die natürliche Zuchtwahl schien in Darwin's sinnreich verführerischer Darstellung vollauf genügend, um die Zweckmäßigkeit der bestehenden Organismen verständlich zu machen, denn das Unzweckmäßige war ja mit wenigen Ausnahmen im Kampf ums Dasein zu Grunde gegangen. So war der Vitalismus aus seiner mächtigsten Verschanzung getrieben und in die Flucht geschlagen. Wohl noch nie hat eine wissenschaftliche Schrift von rein theoretischem Interesse so schnell und in so weitem Umkreise die gesammte gebildete Welt ergriffen und uralte Ueberzeugungen zum Wanken gebracht und entwurzelt. Besonders in England selber und in Deutschland feierte der Darwinismus seine Triumphe, bei den dort so mächtigen kirchlichen Einflüssen ein doppelt hoch anzuschlagender Erfolg. Sogar eine politische Partei sah sich bei uns bemüßigt, von dem ihr gefährlich scheinenden Umschwung Notiz zu nehmen, und ein in diesem Saale gelesener Nachruf an Darwin wurde der Gegenstand gehässiger Beurtheilung, welche bis auf die Rednerbühne des Abgeordnetenhauses ihren Weg fand.

Dies ist im wesentlichen die Geschichte des Vitalismus, wenigstens in Deutschland, während des letzten halben Jahrhunderts bis zu unseren Tagen

gewesen. Aber ich höre die Frage: warum wurde diese Geschichte des Vitalismus jetzt hier erzählt, da doch die Sache als abgethan zu betrachten Neues dabei kaum zur Sprache zu bringen war? Die Antwort lautet: weil, trotz dem, wie man meinen sollte, endgültigen Sturze des Vitalismus, in neuester Zeit diese Lehre wieder auftaucht und in gewissen Schichten der biologischen Wissenschaften festen Fuß zu fassen droht. Diesem Neo-Vitalismus, wie er mit Emphase verkündigt wird, bei Zeiten entgegenzutreten, dürfte natürliche Aufgabe, ja Pflicht Derjenigen sein, welchen es bis jetzt als ein Theil ihrer Lebensarbeit angerechnet wurde, zur Niederkämpfung jener Irrlehre beigetragen zu haben. Dazu war es gut, sich letztere erst wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Der Neo-Vitalismus, der schon eine ansehnliche Literatur aufweist, geht nicht von den eigentlichen Physiologen aus. Wenn Hr. Heidenhain durch eine lange Reihe der schwierigsten und sorgfältigsten Versuche den Beweis geführt hat, daß die Resorption im Darm und die Lymphbildung in den intercapillaren Räumen nicht allein durch Transfusion und Diffusion bedingt sein können, sondern daß dabei noch unbekannte physikalische und chemische Wirkungen der Gewebe im Spiele sind, so gab dies nur durch ein gröbliches Mißverständniß zu der Meinung Anlaß, er sei ins vitalistische Lager übergegangen.[24] Aehnliches war längst von der Harn- und Speichelsecretion durch Hrn. Ludwig nachgewiesen, ohne daß Jemand daran dachte, ihn deshalb des Vitalismus zu verdächtigen, und Hr. Heidenhain hat es denn auch nicht an der energischen Versicherung fehlen lassen, daß nichts ihm ferner liege, als auf der von ihm erreichten Höhe seine Abkunft aus der physikalischen Schule verleugnen zu wollen.[25]

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die vitalistische Reaction vorzüglich auf morphologischem Gebiet erwuchs. Wie vorher in Erinnerung gebracht wurde, hatte Schwann auf die Selbständigkeit der Zelle seine antivitalistische Ueberzeugung gegründet. Seine Anschauung der Zelle als eines imbibitionsfähigen Krystalls war unhaltbar, und sein sogenanntes Zellenschema wich im Lauf der Jahre besonders durch Max Schultze's und Brücke's Bemühungen dem Begriff des Elementarorganismus. Die Zelle, deren unrichtig gewordener Name doch nicht verbannt werden kann, wurde mehr und mehr als mit einem einzelligen Thiere gleichwerthig erkannt, da dann aus dem Fortfall des Schwann'schen Zellenschema's seine Lehre von der selbständigen Natur der Zelle sich gerade mit verdoppelter Kraft wiedergebar. Sie gipfelte in Hrn. Virchow's Cellularpathologie und in seinem der Schwann'schen Urzeugung von Zellen im intercellularen Kytoblastem entgegengesetzten: Omnis cellula a cellula. Die den ganzen Organismus eines vielzelligen Thieres erfüllende Lebenskraft trat nun zwar in den Hintergrund, dagegen wurden in die einzelnen Elementarorganismen Lebenskräfte verlegt, theils um in deren Innerem allerlei Processe anzuregen und zu leiten, wie etwa die von Hrn. Flemming entdeckten Wunder der Pyrenokinesie, theils um die Beziehungen der Elementarorganismen zu einander und zu ihrer sonstigen Umgebung zu beherrschen.

Mittlerweile war auch die Entwicklungsgeschichte aus einer bloß formbeschreibenden Disciplin eine experimentelle geworden. Durch verschiedene

äußere Einwirkungen, mechanischer, thermischer, chemischer Art, war es gelungen, den Gang der Entwicklung mannigfach zu beeinflussen. In diesem Sinne war in den Versuchen von Hrn. Pflüger, Hrn. Wilhelm Roux, Hrn. Hans Driesch, unserem Collegen Hrn. O. Hertwig eine Entwicklungsmechanik, wie man es nennen kann, entstanden, während Hr. Herbst den Entwicklungsgang eines Echinus durch eine geringe Menge dem Seewasser zugesetzten Lithiumsalzes in völlig andere Bahnen lenkte, ohne daß das Thier, wie man etwa denken könnte, vergiftet zu Grunde ging. Ob die Lebenskräfte der einzelnen Zellen den Neo-Vitalisten genügen, um sowohl diese Erscheinungen wie die der normalen Entwicklung abzuleiten, oder ob sie mit Hinblick darauf außer jenen Kräften nicht noch wie vormals Müller eine gemeinsame Lebenskraft walten lassen, steht dahin; wer vitalistisch zu denken gewohnt ist, wird sich diese kleine Hülfe schwerlich versagen.

Unter den neo-vitalistischen Kundgebungen nimmt eine Rectoratsrede von Hrn. Rindfleisch in Würzburg vom 2. Januar 1888 eine hervorragende Stelle ein.[26] Hr. Rindfleisch empfiehlt unter dem Namen Neo-Vitalismus auf das Angelegentlichste eine Auffassung der Lebenserscheinungen, welche er auf Hrn. Virchow's Lehren in Würzburg in den fünfziger Jahren zurückführen zu können glaubt. Er sagt: „Ganz unabhängig von jenen älteren vitalistischen Theorieen hat sich der Neo-Vitalismus entwickelt, welcher die Lebenskraft nur in der innigsten Verbindung mit einem zu ihr gehörigen Lebensstoff kennt und beide gleichzeitig zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung macht. Derselbe ist redlich bemüht, die Erscheinungen des Lebens aus der chemisch-physikalischen Beschaffenheit des Lebensstoffes zu erklären . . . Er verhehlt sich aber nicht, daß es auch abgesehen von den Erscheinungen des Bewußtseins Thatsachen gibt, welche der Forschung vielleicht unübersteigliche Hindernisse bieten werden . . ." Und Hr. Rindfleisch schließt mit dem Rath, uns „ernster, aufrichtiger und bewußter Zurückhaltung gegenüber dem Unerforschlichen und unverdrossener Arbeit in der Erforschung dessen zu befleißigen, was wir messen und wägen können". Nun freilich, anders glauben wir es, nach besten Kräften, auch bisher nicht gehalten zu haben. Nur daß wir nichts von einer Kraft wissen, zu deren Wesen es gehört, daß man sie nur in Verbindung mit einem Stoff kenne. Wir meinten, das sei das Gleiche für alle Kräfte, und fragen daher: worin unterscheidet sich denn die neo-vitalistische Lebenskraft von den physischen und chemischen Kräften?

Neuerlich hat Hr. Driesch es unternommen, aus den in unübersehbarer Fülle vorliegenden Thatsachen der Physiologie, Histiologie, Cellular-Biologie und Entwicklungsgeschichte allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft. Eine kritische" — wir können hinzufügen, philosophisch — „kritische Studie" (Leipzig 1893). Dieser Titel läßt den Grundgedanken der Schrift schon deutlich genug durchblicken, daß die Biologie auf anderen Füßen stehe, als Physik und Chemie, denen sie coordinirt, nicht subordinirt sei. Hr. Driesch, welcher seine eigenen verdienstvollen empirischen Arbeiten entwicklungsmechanische Studien nennt, sagt von der Entwicklungsmechanik, daß sie diesen

Namen nicht verdiene, wenn es sich herausstellen sollte, daß ein dem Nisus formativus älterer Autoren ähnlicher, unfaßbarer Regulator gleichsam über der Formbildung schwebe, worüber wir aber nichts wüßten. Er betont, wie beschränkt jene Ansicht sei, die im „Leben" ein Problem sehe, welches nicht nur mechanistisch, sondern sogar physikalisch-chemisch, d. h. in unsere Physik-Chemie principiell auflösbar sei. Er sieht kein Bedenken, auch teleologische Betrachtungen zur Naturforschung zu zählen, womit er nicht etwa deren auch uns geläufige heuristische Anwendung meint, sondern die Zweckmäßigkeitsgründe für organische Bildungen und Einrichtungen. Er hat nichts dagegen, daß man sage, wo Causalität aufhöre, höre auch Naturforschung auf. „Nur vergesse man nicht, daß dann dort etwas Anderes, sich an die teleologische Beurtheilungsform Anschließendes anfängt." Wenn er so mit erhobenem Finger in gesperrtem Druck vielleicht vor dem Supernaturalismus zu warnen beabsichtigt, so kann er ruhig sein, den vergessen wir nicht.

Hr. Driesch beruft sich zuletzt auf einen Ausspruch Kant's in seiner „Dialektik der teleologischen Urtheilskraft", wonach es für Menschen ungereimt sei, die organisirten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Principien erklären zu wollen oder zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton erstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde.[27] Allein wie groß auch sonst Kant's Autorität anzuschlagen sei, der ja zuerst die Entstehung des Planetensystems verstand, so ist er doch auf naturwissenschaftlichem Gebiete nicht für unfehlbar zu achten. Man erinnere sich, wie er in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" der Lehre von der Erhaltung der Kraft mit keiner Silbe gedenkt; in seinen „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" diese Lehre bekämpft, ja Folgerungen daraus gleichfalls für ungereimt erklärt.[28]

Weit hinaus über das noch etwas schüchterne Eintreten für den Neo-Vitalismus bei Hrn. Rindfleisch und Hrn. Driesch ist merkwürdigerweise schon vor einigen Jahren der Professor der physiologischen Chemie Hr. Bunge in Basel gegangen. Er eröffnet ein Lehrbuch seiner Wissenschaft (Leipzig 1887) mit einem Vortrage über Vitalismus und Mechanismus, in dessen Eingang es heißt: „Wenn die Gegner des Vitalismus behaupten, daß in den lebenden Wesen durchaus keine anderen Factoren wirksam seien, als einzig und allein die Kräfte und Stoffe der unbelebten Natur, so muß ich diese Lehre bestreiten. Daß wir an den lebenden Wesen nichts Anderes erkennen, das . . . liegt einfach daran, daß wir zur Beobachtung der belebten und der unbelebten Natur immer nur ein und dieselben Sinnesorgane benutzen, welche gar nichts Anderes percipiren, als einen beschränkten Kreis von Bewegungsvorgängen . . . Zu erwarten, daß wir mit denselben Sinnen in der belebten Natur jemals etwas Anderes entdecken könnten, als in der unbelebten, — das wäre allerdings eine Gedankenlosigkeit. Aber wir besitzen ja zur Beobachtung der belebten Natur einen Sinn mehr: es ist der innere Sinn zur Beobachtung der Zustände und Vorgänge des eigenen Bewußtseins.... Der tiefste, der unmittelbarste Einblick, den wir gewinnen in unser innerstes

Wesen, zeigt uns etwas ganz Anderes, zeigt uns Qualitäten der verschiedensten Art, zeigt uns Dinge, die nicht räumlich geordnet sind, zeigt uns Vorgänge, die nichts mit einem Mechanismus zu thun haben. . . . Daß die physiologische Forschung mit dem complicirtesten Organismus, dem menschlichen, beginnt, rechtfertigt sich aus dem Grunde, daß dieser der einzige ist, bei dessen Erforschung wir nicht bloß auf unsere Sinne angewiesen sind, in dessen innerstes Wesen wir gleichzeitig noch von einer anderen Seite her eindringen — durch die Selbstbeobachtung, den inneren Sinn, um der von außen vordringenden Physik die Hand zu reichen."

Ich muß gestehen, daß es mir unmöglich ist, mit dieser Auseinandersetzung einen Sinn zu verbinden. Hr. Bunge führt dann weiter aus, daß „je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten". Er erläutert dies an der Resorption im Darm, welche man auf „Diffusion und Endosmose" (soll wohl heißen Diffusion und Transfusion) zurückführen zu können glaubte, während man jetzt den Epithelzellen und den Leukocyten einen Antheil zuzuschreiben genöthigt ist, wobei letztere sogar eine Wahlanziehung erkennen lassen. Schließlich kommt Hr. Bunge zu dem Ausspruch: „In der Activität — da steckt das Räthsel des Lebens drin."

Gewiß, und diese „Activität", Hrn. Virchow's „immanente Bewegung", ist eben das, was vorher als dynamisches Gleichgewicht in den Lebewesen und als der grundlegende Unterschied zwischen ihnen und den todten Körpern bezeichnet wurde, also etwas ganz physikalisch Vorstellbares. Hr. Bunge übersieht, daß diese Activität Nahrungsstoffe, Wasser, Luft und Wärme, die integrirenden Reize der älteren Physiologie, voraussetzt; daß sie aufhört, wenn diese fehlen, daß folglich, was er Activität nennt, und worin in der That das Räthsel des Lebens steckt, nichts ist, als ein durch den von ihm verschmähten Chemismus unterhaltener Stoffwechsel, wodurch potentielle in kinetische Energie umgewandelt wird.

Wiederum tritt hier, bei Hrn. Driesch und bei Hrn. Bunge, nur in etwas veränderter Gestalt, dasselbe πρῶτον ψεῦδος zu Tage, welches wir vorher dem alten Vitalismus vorwerfen mußten. Sie stellen sich vor, daß in den Lebewesen, in einer Zelle andere Kräfte thätig seien, als die, welche die Atome der Zellen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor u. s. w. außerhalb der Zelle entfaltet haben würden, aber sie bleiben den Beweis dafür schuldig. Haben die Atome keine anderen Kräfte entfaltet, so sind eben alle Vorgänge in der Zelle physischer und chemischer Art wie in einem Reagirglase. Mit diesem einfachen Schluß ist der Neo-Vitalismus gerichtet, wie sein Vorgänger mit der Bemerkung, daß ein Atom kein Fuhrwerk sei. Dabei ist es vollkommen gleichgültig, ob es sich um die verhältnißmäßig einfacheren Probleme handle, über welche unsere Vorgänger vor fünfzig Jahren sich den Kopf zerbrachen, oder um die mehr verwickelten, welche Hr. Bunge mit einem: Ἰδοὺ Ῥόδος uns vorhält; gleichgültig, ob um die Zellen als

Elementarorganismen im bisherigen Sinne, oder um deren feinere Bestandtheile, heißen sie nun Micellen, Plasome oder Granula; gleichgültig endlich, ob um die Atome als Grundstoffe der heutigen Chemie, wie sie in Hrn. Mendelejeff's System ihre natürliche Ordnung fanden, oder um deren noch unbekannte, wahrhaft letzten Elemente. Ich bin es wahrlich nicht, der sich weigert, vor Grenzen unseres Naturerkennens Halt zu machen. Bewahren wir aber doch unser Ignorabimus für Punkte auf, wo es wirklich am Platze ist.

Hr. Bunge scheint übrigens nicht abgeneigt zu Compromissen. Die Wissenschaft schrickt ihm vor keiner selbstgesteckten Grenze zurück. Selbst die Beschränktheit unserer Geistesgaben vermöge ihren Siegeslauf nicht aufzuhalten. Nicht der leiseste Vernunftsgrund sei dafür vorhanden, daß nicht eine Zeit kommen werde, wo die alsdann lebenden Menschen uns in ihren geistigen Gaben ebenso hoch überragen würden, wie wir mit unserem Verstande die Infusorien des Urmeeres, und alsdann vermöchten, die uns heute mechanisch unverständlichen Vorgänge mechanisch zu verstehen. Ich habe indessen schon Hrn. Haeckel bemerklich machen müssen, daß auf diesem Wege, ohne paratypische Entwicklung, höchstens das unter dem Namen des Laplace'schen Geistes bekannte Ideal zu erreichen wäre, für den aber unser Ignorabimus erwiesenermaßen auch geschrieben steht.[29]

Was den Einwand der Neo-Vitalisten betrifft, daß die Elementarorganismen zu klein, die Verwicklung der Vorgänge darin zu groß seien, um mechanisch vorgestellt werden zu können, daß besonders die Vererbung der väterlichen Eigenschaften dabei unbegreiflich bleibe, so fällt dieser Einwand gegenüber der von der modernen Moleculartheorie erlangten Einsicht in die freilich, wie die Entfernung der Gestirne, unvorstellbare Kleinheit der letzten Theile der Materie.

Wenn wir so über diese uns in den Weg gelegten Hindernisse leichten Fußes hinwegschreiten, so wartet unser beim Vertheidigen der mechanistischen Weltansicht doch noch eine ernstere Schwierigkeit. Nachdem die Darwin'sche Lehre den oben geschilderten Triumphzug gehalten hatte, verflog nach einiger Zeit der Rausch. Von verschiedenen Seiten her erhoben sich lauter und immer lauter Zweifel an der Strenge von Darwin's Beweisführungen. In einem großen Werke hatte der früh verstorbene Albert Wigand sie schon vor Jahren zusammengestellt,[30] doch war damals die allgemeine Meinung Darwin noch so günstig, der Dank für seine befreiende That so lebendig, daß man gern über diesen oder jenen fragwürdigen Punkt fortsah, um so eher, als deren mehreren Darwin selber mit großem Geschick zuvorgekommen war. Ich kann, beiläufig gesagt, dazu nicht den rechnen, den ich selber einmal an dieser Stelle hervorhob, nämlich daß nicht einzusehen sei, wie gewisse Organe schon in ihrem ersten Werden dem Individuum im Kampf ums Dasein nützen konnten. Darwin hatte sich selber darauf entgegnet, daß man nicht wissen könne, zu welchem anderen Zweck als dem später zu erfüllenden sie dienlich sein mochten. Man versteht aber beim besten Willen nicht, wozu einem Zitterfisch seine Batterieen, einer Schlange ihr Giftzahn nützen konnten, ehe das Organ stark genug schlug, das Gift wirksam genug war, um als

Schutz- und Trutzwaffe zu dienen.[31] Doch es wäre nicht gut möglich, die allmälig sich steigernde und ausbreitende Polemik wider den Darwinismus hier im einzelnen zu verfolgen. Dies bedeutete nichts Geringeres als Berichterstattung über eine ganze umfang- und beziehungsreiche Literatur.

Die darin enthaltenen Angriffe betreffen weniger die Abstammungslehre an sich, obschon auch diese immer wieder die Klagen wegen der vermißten Mittelformen und beweisenden Beispiele, wegen der Unausführbarkeit von Versuchen in absehbarer Zeit zu hören bekommt. Mr. Marsh's Entdeckungen, offenbar einer der bedeutendsten Fortschritte der Paläontologie, haben dieser Art von Einwendungen viel von ihrem Gewichte genommen.

Ungleich bedenklicher steht es um den anderen Theil der Darwin'schen Lehre, um die Vererbung vortheilhafter Eigenschaften als Mittel zur Vervollkommnung der Thiere und zur Herstellung zweckmäßig eingerichteter Organe. Der Zustand der Theorie in Bezug hierauf läßt sich in Kürze nicht besser darlegen, als durch Hinweis auf die beiden Männer, welche in England und Deutschland als Kritiker des Darwinismus die Führung übernommen haben, auf Mr. Herbert Spencer und Hrn. Weismann. Ersterer hat sich neuerlich in The Contemporary Review über „die Unzulänglichkeit der natürlichen Zuchtwahl" ausgelassen,[32] vorzüglich auf den Grund hin, daß diese Art, die Entstehung zweckmäßiger Einrichtungen zu erklären, auf die Fälle nicht passe, in denen geringere Vollkommenheit eines Organs noch nicht Zugrundegehen der benachtheiligten Thierform nach sich ziehen könnte, wie beispielsweise geringere Feinheit des Ortsinnes an der Zungenspitze. Dagegen würde es nach ihm leicht sein, die in anderen Fällen sich kundgebende Vervollkommnung dieses Sinnes durch Vererbung einer durch Uebung erworbenen feineren Ausbildung verständlich zu machen. Hr. Weismann seinerseits hat mit unermüdlichem Nachdenken und staunenswerthem dialektischen Scharfsinn eine an die Pangenesis des Hippokrates anknüpfende Reihe von Theorieen entwickelt, welche in der Continuität, ja Ewigkeit seines „Keimplasma's" gipfelt, woraus die Vererbung elterlicher Eigenschaften überhaupt erst verständlich wird, während diejenige erworbener Eigenschaften so gut wie ausgeschlossen scheint.[33] Also sowohl die natürliche Auslese der durch Varietätenbildung entstandenen Zweckmäßigkeiten, wie die Vererbung erworbener Vorzüge werden jede von einem der berufensten Ergründer dieser schwierigen Probleme in Zweifel gezogen. Die sogenannte geschlechtliche Auslese, der übrigens auch manche Bedenken entgegenstehen, der Schutz, den nach Mr. Wallace wehrlose Geschöpfe sich durch Verlarven als gefährliche Räuber verschafft haben, spielen hier nur eine Nebenrolle.

Bei früheren Gelegenheiten habe ich selber schon zu diesen Dingen Stellung genommen und will heute nicht darauf zurückkommen. Ich will vielmehr, ohne dadurch etwas in Betreff meiner jetzigen Meinungen zu präjudiciren, einmal von der Annahme ausgehen, welche Hr. Driesch als Vorkämpfer des Neo-Vitalismus mit unbedingter Schärfe ausspricht, daß der Darwinismus nichts gewesen sei, als eine leichtgläubig hingenommene,

blendende Täuschung, und will untersuchen, welche Weltanschauung alsdann dem Naturforscher übrig bleibe.

Es ist klar, wir stehen nach wie vor gegenüber jenen unüberwundenen Räthseln, der ersten Entstehung der Organismen, ihrer Zweckmäßigkeit, der Schöpfungsgeschichte mit ihren Abenteuern. Es scheint keine andere Auskunft übrig, als sich dem Supernaturalismus in die Arme zu werfen. Es muß eine schaffende Allmacht gewesen sein, welche, als die Erde hinreichend abgekühlt war, ein erstes Mal Lebewesen ins Dasein rief; sie dann in einer Anwandlung von Gleichgültigkeit oder Ueberdruß zum Untergang verurtheilte; dann eines Besseren sich besinnend, es mit einer neuen Schöpfung versuchte, um nach einiger Zeit, vielleicht nach Hunderttausenden von Jahren, dasselbe Spiel zu wiederholen.

So kann man es zur Noth sich denken: doch ist dazu Folgendes zu bemerken. Jenes erste, von Helmholtz an die Spitze gestellte, schon vorher von uns beanspruchte Princip ist dabei außer Acht gelassen: daß die Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Natur zu begreifen, von der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit ausgehen müsse. Nun muß man doch gestehen, daß, Eine Schwierigkeit, eine Unwahrscheinlichkeit für die andere, und abgesehen von allem mythisch Hergebrachten, die obige Art, die Entstehung der organischen Welt zu erklären, im entschiedensten Nachtheil ist gegen die Abstammungslehre, wie lückenhaft auch die Phylogenie, wie dunkel die Teleologie, wie scheinbar rettungslos verloren augenblicklich die Abiogenese. Könnte es nöthig sein, das physisch Unmögliche noch auszumalen, daß ein Willensact eines immateriellen Wesens hier, wo nichts ist, im Nu einen Wallfisch oder auch nur eine Mücke entstehen ließe? Ist dies denkbarer als das Zustandekommen von Schiller's Glocke durch Ausschütten eines Schriftkastens, in dem doch wenigstens die Lettern schon vorräthig sind? Gibt es irgend einen Ausweg aus dieser Enge, so muß er versucht werden.

Und in der That, die Sache hat noch eine andere Seite. Kann es etwas der göttlichen Allmacht, die wir hier zu Hülfe rufen, Unwürdigeres geben, als solches Beginnen? Erst die Welt unbelebt zu schaffen, dann unter Durchbrechung der von ihr selber gegebenen physischen und chemischen Gesetze die Lebewesen nach anderen Gesetzen entstehen zu lassen; dann sie wiederholt zu vernichten und neu zu schaffen, in gewissen Punkten vollkommener, als habe sie es das vorige Mal noch nicht recht verstanden, in anderen wenigstens nicht besser, als habe sie nichts gelernt? sie sich vorzustellen als gebunden an von ihr selbst geschaffene Typen, wie die vier Extremitäten der Wirbelthiere, da es ihr doch ein Leichtes gewesen wäre, den Versuch zu machen mit einem sechsgliedrigen Wirbelthiere, wenn es auch kein Pegasus hätte werden können. Wäre es nicht praktischer gewesen, wenn statt jenes wiederholten Eingriffes in die Naturgesetze, statt der Vernichtung ihres früheren Werkes, sie nur ein-für allemal den Keim des Lebens in die abgekühlte See, auf die am Fuß der Urgebirge mit feuchter Ackerkrume überzogene Erdoberfläche geworfen hätte, so vorgerichtet, daß daraus die heutige organische Natur werden mußte?

Aber nicht genug. Auch dies wäre ihrer noch nicht völlig würdig gewesen. Ihrer würdig allein ist, sich zu denken, daß sie vor unvordenklicher Zeit durch Einen Schöpfungsact die ganze Materie so geschaffen habe, daß nach den ihr mitgegebenen unverbrüchlichen Gesetzen da, wo die Bedingungen für Entstehen und Fortbestehen von Lebewesen vorhanden waren, beispielsweise hier auf Erden, einfachste Lebewesen entstanden, aus denen ohne weitere Nachhülfe die heutige organische Natur, von einer Urbacille bis zum Palmenwalde, von einem Urmikrokokkos bis zu Suleima's holden Gebärden, bis zu Newton's Gehirn ward. Daß in unseren Versuchen im Laboratorium nie Abiogenese stattfindet, erklärt sich, wie schon erwähnt wurde, aus dem biologischen Actualismus. So kämen wir mit Einem Schöpfungstage aus und ließen, ohne alten und neuen Vitalismus, die organische Natur rein mechanisch entstehen.

Denn hier schließt sich unerwartet unsere Betrachtung zum in sich zurückkehrenden Kreise. Dies war die Seite von Leibnizens Weltanschauung, von der ich Eingangs sagte, daß sie noch heute Berücksichtigung verdiene. Er dachte sich ja, wie wir jetzt dazu gelangt sind, die Welt nur einmal geschaffen und mechanisch sich zum Kosmos entwickelnd. Man kann noch einen Schritt darüber hinausgehen, aber freilich dann aus dem Supernaturalismus in den Materialismus, indem man sich denkt, daß die unendliche Materie, mit ihren heutigen Eigenschaften, von Ewigkeit her im unendlichen Raume sich bewegte.

Wie dem auch sei, auf alle Fälle sieht man, daß dem Neo-Vitalismus aus dem von seinen Anhängern schon laut verkündeten Untergange des Darwinismus kein Vortheil erwachsen würde.

Anmerkungen.

[1] (S. 385) Elementa Physiologiae Corporis humani. T. IV. Lausannae 1762. 4°. p. 557.

[2] (S. 385) Milne Edwards, Leçons sur la Physiologie et l'Anatomie comparée de l'Homme et des Animaux. t. XIV. Paris 1880—81. p. 260. — Barthez, Nouveaux Élémens de la Science de l'Homme. 2me Éd. Paris 1806. t. I. p. 21, 33, 34, 36, 44, 45 etc.

[3] (S. 386) Prochaska, Physiologie oder Lehre von der Natur des Menschen. Wien 1820. S. 26 ff.

[4] (S. 386) Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Stuttgart und Tübingen 1845. Bd. I, S. 67.

[5] (S. 386) Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser u. s. w. Posen und Berlin 1797. Bd. II, S. 49.

[6] (S. 386) Œuvres de Vicq-D'Azyr etc. Paris 1805. t. IV. p. 14.

[7] (S. 386) A. a. O. Bd. I. 1796. S. 8—162 (1. Juli 1795).

[8] (S. 386) Brandis, Versuch über die Lebenskraft. Hannover 1795.

[9] (S. 386) De vi vitali sanguini neganda vita autem propria solidis quibusdam corporis humani partibus adserenda etc. Gottingae 1795. 4°.

[10] (S. 386) Précis élémentaire de Physiologie. t. I. Paris 1816. p. III, IV.

[11] (S. 386) Die Gedächtnißrede auf Johannes Müller ist abgedruckt in meinen Reden. Zweite Folge. 1887. S. 143—334. — Vergl. dort S. 218, 219.

[12] (S. 387) Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen u. s. w. Coblenz 1826. S. 4, 5. — Die Quelle für Müller's Lehre von der Lebenskraft, wie sie im Texte dargestellt ist, sind vorzüglich die „Prolegomena" zum Handbuch der Physiologie des Menschen u. s. w. Vierte Aufl. Coblenz 1844. S. 1—62. — Die bezüglichen Stellen konnten hier nicht einzeln aufgeführt werden, da fast jedem Satze mehrere Citate entsprochen hätten.

[13] (S. 387) Das physische Leben in populären Vorträgen dargestellt u. s. w. Berlin 1852. S. 51 ff. — In Betreff der übrigen im Texte genannten Autoren vergl. Reden. Zweite Folge. S. 27, 28.

[14] (S. 388) Reden. Ebenda S. 302—306.

[15] (S. 388) Untersuchungen über thierische Elektricität. Band I. Berlin 1848. Vorrede S. XXXIV ff., auch abgedruckt in der zweiten Folge der Reden, S. 8 ff. — Meine in der gegenwärtigen Rede zusammengefaßte Kritik des Vitalismus findet sich, abgesehen von dieser ersten Stelle, zerstreut in der Gedächtnißrede auf Johannes Müller (s. oben Anm. 11), in der Rede über die Grenzen des Naturerkennens, sowie in der über die sieben Welträthsel (beide letztere in der Ersten Folge der Reden, letztere auch in der „Deutschen Rundschau", 1881, Bd. XXVIII, S. 352 ff.)

[16] (S. 389) Ueber die Erhaltung der Kraft u. s. w. Berlin 1847. S. 3.

[17] (S. 390) S. oben Anm. 11, Reden a. a. O. S. 219.

[18] (S. 390) Hildebrandt's Handbuch der Anatomie des Menschen. Vierte Ausgabe, besorgt von E. H. Weber. Bd. I. Stuttgart 1833. S. 116.

[19] (S 390) Vergl. Reden. Zweite Folge. S. 25.

[20] (S. 390) Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. 1846. Bd. LXIX. S. 161.

[21] (S. 390) Ebenda 1855. Bd. CLXX. S. 66.

[22] (S. 390) Handbuch der Physiologie u. s. w. Vierte Aufl. Bd. I, S. 27, 28.

[23] (S. 391) Paul du Bois-Reymond, Ueber die Grundlagen der Erkenntniß in den exacten Wissenschaften. Nach einer hinterlassenen Handschrift (herausgegeben von Dr. Guido Hauck). Tübingen 1890. S. 43 ff.

[24] (S. 393) Pflüger's Archiv für die gesammte Physiologie. 1888. Bd. XLIII. Supplementheft. S. 62 ff.; — 1891. Bd. XLIX, S. 209 ff.

[25] (S. 393) Ebenda. 1889. Bd. XLIV, S. 270—272.

[26] (S. 394) Aerztliche Philosophie. 4°.

[27] (S. 395) Immanuel Kant's Werke . . . . Gesammtausgabe in zehn Bänden von G. Hartenstein. Bd. VII. Leipzig 1839. S. 277.

[28] (S. 395) Ebenda. Bd. VIII. Leipzig 1838. S. 86.

[29] (S. 397) Reden. Erste Folge. S. 396.

[30] (S. 397) Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's. Drei Bände. Braunschweig 1874, 76, 77.

[31] (S. 398) Reden. Erste Folge. S. 224, 225.

[32] (S. 398) The Inadequacy of „Natural Selection". February and March, 1893.

[33] (S. 398) Eine kritische Darstellung der Weismann'schen Theorie von George John Romanes . . . überseßt von Dr. Karl Fiedler. Leipzig 1893.

Das vorarmenische Reich von Van.

Von

C. F. Lehmann.

[Nachdruck untersagt.]

Bei ihren auf die Begründung einer Weltherrschaft zu Ehren des Gottes Assur gerichteten Kriegszügen im westlichen Vorderasien haben die Assyrer nirgends einen so energischen und nachhaltigen Widerstand gefunden, wie in dem Gebiet des heutigen Armenien. Dort läßt sich seit etwa der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts die Bildung eines Reiches verfolgen, das von den Assyrern mit dem Namen Urartu bezeichnet wird (dem Ararat des alten Testaments entsprechend), und dessen Centrum die Stadt Tuspa (griechisch Thospia), das heutige Van, gebildet hat.

Nachdem Salmanassar II. (860—825) zuerst mit den Urartäern in Berührung gekommen war, erstarkte dieses Reich in glücklichen Kämpfen gegen dessen Nachfolger wie gegen die umwohnenden Völkerschaften so sehr, daß es an Ausdehnung dem assyrischen Reiche zum Mindesten gleichkam und ihm an Macht und innerer Festigung bei Weitem überlegen war. Erst durch Tiglatpileser, den letzten König dieses Namens, den eigentlichen Schöpfer des neuassyrischen Weltreiches, und seinen zweiten Nachfolger Sargon II. wurde eine Niederlage und Schwächung Urartu's herbeigeführt, die jedoch nicht zu einer eigentlichen Unterwerfung geführt hat. Im siebenten Jahrhundert sehen wir den Assyrerkönig Asurbanabal mit den vorarmenischen Königen Rusas III. und Sardur III. als mit gleichgestellten Bundesgenossen verhandeln, und erst in den Stürmen und Wirren der indogermanischen Einwanderung, die auch zum Untergange des assyrischen Reiches wesentlich beigetragen haben, geht dieses vorarmenische Reich zu Grunde, während seine Bewohner ihr Volksthum noch lange unverfälscht bewahrten.

Erscheint es daher von historischem Interesse, über die Stammeszugehörigkeit und über die Nationalität dieses Volkes, das der Kriegsmacht Assur's so erfolgreich Trotz bot, ins Klare zu kommen, die Entwicklung des Staatswesens, das Wachsthum seiner Macht zu verfolgen und über Cultur, Sitten und Gebräuche der Urartäer eine Anschauung zu gewinnen, so dürften wir

einen genügenden Aufschluß über diese Fragen von den assyrischen Inschriften nicht erwarten, selbst wenn die Quellen für alle Abschnitte dieser Epoche in gleicher Vollständigkeit und Ausführlichkeit vorlägen. Denn eine einigermaßen objective Würdigung fremdländischer Verhältnisse ist mit dem Charakter der Königsinschriften, wie sie uns für diese Periode auf assyrischer Seite neben den knappen Angaben der Eponymenlisten allein zu Gebote stehen, unverträglich. Diese Inschriften sind in erster Linie officielle Documente, bestimmt, die Thaten des jedesmaligen Herrschers für Mit- und Nachwelt in möglichst günstigem Lichte darzustellen. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß Erfolge überschätzt, Niederlagen vertuscht werden, und daß über die Modalitäten eines feindlichen Widerstandes, über die Beweggründe einer „Rebellion" gegen das Joch Assur's nur selten richtige Kunde und Klarheit zu erlangen ist. Erst das Vorhandensein nichtassyrischer Quellen begründet die Möglichkeit, dem thatsächlichen Bilde der Verhältnisse näher zu kommen, seien es einheimische Inschriften, seien es die Nachrichten classischer Autoren — letztere, auch wenn sie spärlich vorhanden sind und Irrthümer enthalten, immer von besonderer Wichtigkeit, weil die griechischen Beobachter die orientalischen Verhältnisse, denen sie fremd gegenüber standen, gewissermaßen mit unseren Augen ansahen und Aufschluß geben über Dinge und Verhältnisse, die die einheimischen Inschriften als selbstverständlich unerörtert und unerläutert lassen.

Für die Geschichte des urartäischen Volkes sind beide Gattungen von Nachrichten vorhanden, eine verhältnißmäßig große Anzahl von gleichzeitigen Inschriften vorarmenischer Könige und vereinzelte Notizen griechischer Schriftsteller.

Den Grundstock des bisher bekannten Materials solcher vorarmenischer Keilinschriften verdanken wir dem hessischen Gelehrten Professor Ed. Schultz, der, auf Anregung von St. Martin nach Armenien gesandt, im Jahre 1828 — also lange ehe in Chorsabad und Kujundschyk Botta und Layard die Trümmer assyrischer Königspaläste mit ihrem Reichthum an Inschriften aufdeckten, ja selbst ehe Burnouf und Lassen, auf Grotefend's Entzifferung fortbauend, das volle Verständniß der altpersischen Keilinschriften gesichert hatten — nicht weniger als 42 Keilinschriften entdeckte und copirte, welche in der Umgebung von Van, zumeist in Felsen gehauen, sich vorfanden. Der muthige Forscher sollte von dieser Reise nicht zurückkehren; er fiel von der Hand eines räuberischen Kurdenhäuptlings. Seine Copien, deren verhältnißmäßige Zuverlässigkeit bei dem damaligen Mangel jeglichen Schlüssels zum Verständnisse der Inschriften bewundernswerth ist, wurden lange nach seinem Tode im „Journal Asiatique" veröffentlicht. Eine Vermehrung dieses Materials fand Jahrzehnte lang nur durch zufällige und vereinzelte Funde statt.

Ein Versuch, die Inschriften zu entziffern, konnte erst beginnen, nachdem die Erforschung der ninivitischen Keilinschriften in Fluß gekommen war, mit deren Schriftzeichen, wie leicht zu erkennen war, die vannischen Charaktere die engste, von voller Identität nur wenig entfernte Verwandtschaft zeigten. Die Sprache der Inschriften hat aber, wie durch die Arbeiten von Sayce und Guyard feststeht, weder zu dem semitischen Assyrischen oder überhaupt zu den

semitischen Sprachen noch zu den indogermanischen Sprachen irgend welche Beziehung. Sie gehört zu der durch neue Entdeckungen für uns stets wachsenden Zahl alter vorderasiatischer Idiome, die verhältnißmäßig die meiste Aehnlichkeit mit dem Bau der ural-altaltaischen Sprachen aufweisen, ohne daß bisher, was bei der Spärlichkeit des überdies zum Theil erst seit Kurzem bekannten Materials nicht zu verwundern ist, eine nähere Verwandtschaft zwischen diesen verschiedenen Idiomen selbst, geschweige denn ihre Zugehörigkeit zu einem Zweige einer bestimmten Sprachfamilie hätte erwiesen werden können. Unter diesen Umständen blieb die Entzifferung zunächst auf die Thatsache angewiesen, daß gewisse Zeichengruppen, sogenannte Ideogramme, die in der assyrischen Schrift einen Gegenstand nicht sowohl nach seiner lautlichen Bezeichnung, als vielmehr seinem Begriffe nach und bildlich darstellen, auch in diesen altarmenischen Inschriften wiederkehren. So konnte man rein nach der äußeren Gestalt des Zeichens erkennen, wo von einem Gott, einem König die Rede war, und die Namen von Göttern und Königen ermitteln, ohne daß man wußte, welches die chaldischen Bezeichnungen für „Gott", „König" seien. So ergab sich auch, daß die Herrscher von Van sich, wahrscheinlich nach der um Van belegenen Landschaft als „Könige von Biaina" bezeichneten. Dagegen blieb aus später zu erörternden Gründen unerkannt, daß die Könige ihre Unterthanen nach dem von ihnen verehrten Hauptgotte Chaldis als „Chalder" (Chaldini) bezeichneten, und daß wir somit in ihnen die nördlichen Bergbewohner zu erblicken haben, die von den griechischen Autoren als Chalder, häufiger noch — aber wie wir sehen werden, irrthümlicher Weise — als Chaldäer genannt werden. Im Folgenden werden, dem einheimischen Brauche entsprechend, die Bezeichnungen „Chalder" und „chaldisch" überwiegend verwendet werden.

Dem Scharfblick Guyard's und Sayce's gelang es dann, ebenfalls zunächst nach den vorkommenden Ideogrammen, nachzuweisen, daß gewisse Sätze, welche regelmäßig am Schlusse längerer chaldischer Inschriften erscheinen, dem Inhalte nach entsprechen den Fluchformeln, mit welchen am Schlusse der assyrischen Königsinschriften vor einer Schädigung der Inschrift selbst oder der Bauten, auf welche sie sich bezieht, gewarnt zu werden pflegt. Dadurch wurde ein Einblick in den Bau und in den lexicalischen Bestand der Sprache angebahnt, und Sayce konnte den Versuch machen, die bis dahin bekannten Inschriften zu übersetzen und zu erläutern, wobei jedoch auf den „Versuch" ein besonderer Nachdruck zu legen ist.

In allerjüngster Zeit hat unser Material an chaldischen Inschriften eine bedeutende Vermehrung erfahren, die gleichzeitig einige Fortschritte im Verständniß der Inschriften ermöglicht hat.

Herr Dr. Waldemar Belck hat auf einer im Jahre 1891 unternommenen Forschungsreise durch Armenien eine große Anzahl von chaldischen Keilinschriften copirt, von denen sich eine bedeutende Anzahl als gänzlich unbekannt erwiesen hat.

Herr Belck ist seines Zeichens Chemiker. Schon als Student der Chemie hat er die von der Berliner theologischen Facultät gekrönte Preisschrift über die Geschichte des Montanismus verfaßt und so von seiner Befähigung, auf

ihm ursprünglich fern liegenden Gebieten Tüchtiges zu leisten, Zeugniß abgelegt. Mit der Keilschriftforschung war er bei Antritt seiner im Einverständniß mit Herrn Professor R. Virchow unternommenen, zunächst mehr anthropologischen und ethnologischen Zwecken dienenden Reise in keinerlei Berührung gekommen, stand also den Inschriften, die er copirte, ganz so fremd gegenüber wie seiner Zeit Schultz. Daß Belck, nachdem er drei Jahre lang als Elektrotechniker in dem Siemens'schen Kupferbergwerke in Kedabeg gearbeitet hatte, mit Land und Leuten wohl vertraut war und sich freundschaftlicher Förderung von Seiten der hohen armenischen Geistlichkeit zu erfreuen hatte, mag ihm auch bei der Aufsuchung und dem Copiren der Inschriften in gewisser Hinsicht förderlich gewesen sein. Jedenfalls erweisen sich seine Copien als vielfach noch genauer als die von Schultz; auch ist es ihm gelungen, von Inschriften, die Schultz als unleserlich bezeichnet hatte, brauchbare Copien anzufertigen. Nachdem Herr Belck schon in Armenien begonnen hatte, sich die bisherigen Ergebnisse der Entzifferung der altarmenischen Inschriften anzueignen — er las mir bei unserem ersten, von Herrn Virchow veranlaßten Zusammentreffen die Königsnamen aus den von ihm copirten Inschriften ohne Weiteres vor — haben wir dann gemeinsam das neue inschriftliche Material zu bearbeiten begonnen. Diese Arbeit ist noch nicht abgeschlossen. Ebenso ist das Material, auch jetzt noch, von Vollständigkeit weit entfernt, da Belck auf seiner Reise nicht alle Orte besuchen konnte, an denen, zuverlässigen Nachrichten gemäß, noch Keilinschriften — und zwar zum Theil recht umfangreiche — zu finden sind. Wohl aber haben wir durch die neuen Inschriften über zwei wichtige Epochen der Geschichte der Stadt und damit des Reiches von Van sichere und werthvolle Kunde erhalten. Und da bei der geschilderten Sachlage ein auch nur einigermaßen abgeschlossenes Bild von der Geschichte und der Cultur der Chalder nicht geboten werden kann, so sei es mir gestattet, in der folgenden Skizze bei diesen neuen Ergebnissen und der Art und Weise ihrer Ermittlung vorwiegend zu verweilen.

Die Gestalt des Van-Sees ist der der Insel Sicilien nicht ganz unähnlich. Etwa der Lage von Syracus entsprechend, jedoch, außer beim höchsten Wasserstande des Sees, nicht unmittelbar am südlichen Theile des östlichen Seeufers, liegt die heutige Stadt Van. Den Zugang zum Van-See von Assyrien her (also von Südsüdwest und Südost) verwehren hohe, fast unübersteigliche Bergzüge mit schwer zugänglichen Pässen von 10000 Fuß Höhe, die noch dazu wegen ihrer Enge durch eine Handvoll Menschen leicht zu vertheidigen waren. Diese Bergzüge haben denn auch die Assyrer niemals überschritten, sondern sind regelmäßig nur, indem sie westlich und dann nordöstlich um den Van-See herumzogen, durch das zwischen diesem und dem Araxes gelegene Gebiet an das Ostufer des Van-Sees und weiter an den Urmia-See gelangt.

Die ursprünglichen Sitze der Chalder sind wahrscheinlich östlich vom Van-See zu suchen, genau läßt sich nicht angeben, wo; als sie ihre Macht am Nordufer des Sees und darüber hinaus nach Westen ausdehnten, trafen sie am Arsanias, dem östlichen Quellfluß des Euphrat, mit den Assyrern zusammen. Erst nach diesem Zusammenstoß sind — wie nachweisbar, ebenfalls in neu

erobertem resp. erworbenem Gebiete — die ersten baulichen Anlagen an der Stätte von Van erfolgt. Die Hauptstadt, der Sitz des Gottes Chaldis, wurde sicher nicht ohne bestimmte Absicht in den für einen assyrischen Angriff zuletzt und am schwersten erreichbaren Theil des Vansee-Gebietes verlegt.

Ueber demjenigen Viertel der Stadt, das heutzutage von dem türkischen Theile der Bevölkerung bewohnt wird, erhebt sich im Norden ein steiler, isolirter Felskegel, der für fortificatorische Anlagen besonders geeignet erscheint. Heut trägt er die Citadelle von Van, im 9. Jahrhundert v. Chr. hat dort vielleicht schon Sardur I., Lutipris' Sohn, — der erste chaldische König, von dem uns Inschriften erhalten sind — Befestigungen anzulegen begonnen, die dann von seinen Nachfolgern, Ispuinis (in den Inschriften des Assyrerkönigs Samsi-Ramman als Uspina genannt) und dessen schon bei Lebzeiten des Vaters zur Mitregentschaft berufenen Sohne Menuas fortgesetzt wären. Erst Menuas aber kann als Gründer der eigentlichen Stadt Van angesehen werden. Denn ehe in der Ebene, unfern des Burgberges, eine städtische Ansiedlung erstehen konnte, mußte, da größere Flußläufe und Quellen fehlten, und da auch das Wasser des Van-Sees, seines Salzgehaltes wegen, außer Betracht lag, für eine genügende Zuführung von Wasser gesorgt werden.

Diese Aufgabe wurde von Menuas in einer wahrhaft großartigen Weise gelöst. Die großen Reservoirs und die Canalisationsanlagen der Aegypter wie der Babylonier, — der Mörissee, das Becken von Sippar — erregten das Staunen und die Bewunderung des Alterthums; der König Chammurabi, der Schöpfer des großbabylonischen Reiches (gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends), bezeichnete den nach ihm benannten Chammurabi-Canal stolz als den „Segen der Menschen": der Menuas-Canal steht an Schwierigkeit der Herstellung hinter diesen bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete des Wasserbaues nicht zurück; an Nutzen und Dauerbarkeit hat er sie bei Weitem übertroffen, da er seine ursprüngliche Bestimmung zum Theil noch heute erfüllt.

Der Canal, über welchen zuverlässige Nachrichten erst durch Belck in die Oeffentlichkeit gebracht sind, hat, die Krümmungen eingerechnet, eine Länge von 75—80 Kilometern. „Die Quelle, welche den Canal speist, entspringt am Fuße einer felsigen Bergkette von mehreren hundert Metern relativer Höhe, welche die südliche Grenze des Haiozzor genannten unteren Koschabthales bildet, etwa 1,5 Kilometer vom Kurdendorfe „oberes Meschingert" entfernt. Dort sprudelt die sehr starke und außerordentlich kohlensäurereiche Quelle aus vielen Felsspalten hervor und strömt gleich darauf mit starkem Fall über felsigen Boden hinweg. Die Quelle floß vor Erbauung des Canals auf direktestem Wege nach Norden in den nur etwa 5 Kilometer entfernten Koschabfluß; das alte Bett ist auch heute noch fast überall deutlich erkennbar und wird theilweise von den Dorfbewohnern als Rinne für abgezweigte kleinere Canäle benutzt.

„König Menuas ließ nun die Quelle unmittelbar an ihrem Austritt abfangen, leitete sie zunächst zum oberen Meschingert, wo sich in alten Zeiten nach der Ueberlieferung der Armenier eine größere Stadt befunden haben soll,

in einen mächtigen, mit kleiner Stauvorrichtung versehenen Sammelteich und weiterhin behufs Ueberführung über den Koschab auf den folgenden circa 4 Kilometern in erhöhtem Bette fort zum unteren Meschingert, wo ein aus mächtigen, im Laufe der Jahrhunderte stets wieder erneuten Baumstämmen zwar ziemlich roh, aber doch sehr dicht zusammengefügter Holzcanal in etwa 3 Meter Höhe über den Fluß gelegt ist.

„Bis zum Koschab läuft auch der Canal unter mancherlei starken Krümmungen in der Hauptrichung, Nord, dann aber biegt er unmittelbar hinter der Ueberführung scharf nach Westen um, da er dort den das Haiozzor im Norden begrenzenden Bergzug erreicht hat, an dessen Fuße hier der Koschab nahe entlang strömt. Beim unteren Meschingert führt eine große Holzbrücke über den Canal, der gleich darauf an hohen, steilen Felsenwänden vorbeifließt. Dort befindet sich circa 100 Meter westlich von der Brücke in einer Höhe von etwa 15 Metern über dem Canal an leicht zugänglicher Stelle auf einem großen Felsblock eine durch Wind und Wetter arg zerstörte vierzehnzeilige Keilinschrift. Von hier ab läuft der Canal ununterbrochen am Fuße der erwähnten, zum Van-See hin sich allmälig verflachenden Bergkette, wesentlich in westlicher Richtung, bis nahe zum Dorfe Ischchanikom hin, eine Strecke von circa 22 Kilometern, biegt dann allmälig ganz nach Osten um und läuft auf dem nördlichen Abhange desselben Bergzuges bis Artamid weiter. Bald hinter Artamid wendet sich der Canal nach Norden, um sich schließlich, wenige Kilometer südlich von Van, auf den dortigen Feldern zu verlaufen, die in früheren Zeiten sehr wahrscheinlich die Gärten und Häuser der Stadt trugen, jetzt aber größtentheils unbebaut daliegen. Bis Artamid besitzt der Canal ein recht bedeutendes Gefälle und ist deshalb auch sehr reißend; späterhin ist dasselbe weit geringer. Vom unteren Meschingert bis Surp Wartan ist der Bau des Canals, weil meist in lockerem Erdreich erfolgt, keinen besonderen Schwierigkeiten begegnet, dann aber war bis Artamid ein äußerst schwieriges Terrain zu überwinden, fast durchweg felsiger Boden, zerrissen durch tiefe, weit einschneidende Schluchten. Ueber die letzteren fort hat man häufig genug den Canal in sehr eigenthümlicher Weise geführt, indem man fortlaufend am Rande der Schluchten breite cyklopische Mauern vom Grunde herauf bis zu der erforderlichen Höhe aufführte, auf deren Oberfläche dann das Canalbett angelegt wurde. Diese Mauern, welche oft eine Höhe von 15 Metern und darüber erreichen, sind aus kleinen und großen Felsblöcken ohne Bindemittel aufgeführt."

Auch in anderer Beziehung noch ist nach Belck's Berichten dieser Aquäduct sehr merkwürdig. Das Bett desselben senkt sich nämlich nicht allmälig und gleichmäßig herab, sondern vielmehr in der Hauptsache sprungweise. Und überall da, wo es die Umgebung irgendwie zuließ, sind diese absichtlich hervorgerufenen kleinen Wasserfälle zum Betriebe von Mühlen — und zwar, was überraschend genug, auf dem Turbinenprincip beruhenden Mühlen — benutzt worden. Besonders scharf tritt dies auf der Strecke zwischen dem Anfange des Canals und seiner Ueberführung über den Koschab hervor, wo das erhöhte, künstliche Bett von vornherein für den Betrieb mehrerer derartiger

Mühlen angelegt wurde. Noch heutzutage liefert der Canal einem großen Theile der im Haiozzor belegenen zweiundvierzig Dörfer das für die Felder und Gärten unentbehrliche Berieselungswasser, und von den mehr als vierzig Mühlen, die noch im Laufe unseres Jahrhunderts, ehe die Kurden in das Haiozzor eindrangen, vorhanden waren, sind zwanzig noch jetzt im Betriebe. Von dem culturfeindlichen Wirken der Kurden legen die Ruinen der übrigen Mühlenanlagen beredtes Zeugniß ab.

Die nicht unbedeutenden trigonometrischen und technischen Kenntnisse, die nothwendig sind, um einen derartigen großen Wasserbau zu planen und auszuführen, sind, wie die Schrift und sicher die übrigen wesentlichen Elemente der in Babylon wurzelnden vorderasiatischen Cultur, von den Assyrern zu den Chaldern gelangt.

Eine dunkle Erinnerung an einen derartigen Zusammenhang hat sich bis auf den heutigen Tag in der Tradition der Armenier erhalten. Sie betrachten den Canal als Werk der Assyrerin Semiramis, und auch die Stadt Van bezeichnen sie als Schamiramagert („Stadt der Semiramis").

Ueber die Anlage dieses Semiramis-Canals (Schamiramsue) durch die Assyrerin weiß auch Moses von Chorene in seiner Urgeschichte Armeniens Näheres zu berichten. Obgleich er keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß er den Canal nicht selbst gesehen hat, also, sei es zeitgenössischen Mittheilungen, sei es der Tradition oder älteren Berichten folgt, so stimmt seine Beschreibung ganz ausgezeichnet zu dem heutigen Befunde.

Daß der beschriebene großartige Aquäduct ein Werk des Menuas ist, lehren zahlreiche Inschriften, die den Canal in seinem Laufe begleiten. Sie sind theils auf den zu seinem Bau verwendeten Steinen, theils auf Felsblöcken oder Felswänden in dessen Nachbarschaft angebracht und, wie es scheint, namentlich da, wo der Bau mit Schwierigkeiten verknüpft war. So sind sie z. B. sehr zahlreich in der Gegend von Artamid, wo Belck und, theils mit ihm zusammen, theils nachher, Consul Devey neun Inschriften in einem gegenseitigen Abstand von höchstens 50—100, zum Theil nur von zehn Metern aufgefunden haben.

Diese Inschriften nehmen in der Hauptsache folgenden Verlauf: „Menuas (folgen die Titel), der mächtige König, hat diesen pili erbaut, Menuaipili ist sein Name". Es ist klar, daß sich pili hier nur auf den Canal beziehen kann, den der König, sein Erbauer, stolz mit seinem Namen belegt. Pili heißt also Canal, Aqäduct. Das konnte aber nur erkannt werden dadurch, daß genaue Angaben über den Standort der Inschriften von Belck gemacht wurden. Anderenfalls hätte man wahrscheinlich, auch wenn Copien von zehn und mehr Inschriften dieses Wortlauts ohne solche Angaben nach Europa gesandt worden wären, die Uebersetzung beibehalten, mit der man sich bei dem einen, schon früher bekannten Exemplar dieser Inschriftengruppe begnügte, nämlich: „Menuas hat diese Inschrift gesetzt; Menuas-Inschrift ist ihr Name" — obgleich man billig hätte einsehen müssen, daß vernünftiger Weise der König nicht eine Inschrift (geschweige denn mehrere), die von vornherein ausdrücklich als von ihm herrührend bezeichnet waren, noch besonders mit dem

Namen „Menuas-Inschrift" belegt haben konnte, daß demnach pili einen außerhalb der Inschrift stehenden Gegenstand bezeichnen müsse.

Die Canalinschriften des Menuas haben uns so nicht bloß die erste Bereicherung unserer Kenntniß des chaldischen Wortschatzes geliefert, sondern sie haben, was wichtiger ist, die Erkenntniß gezeitigt, daß für jeden Fortschritt im Verständnisse der Inschriften von Van die genaue Beachtung des jedesmaligen Standorts der Inschrift und der Reste etwaiger alter baulicher Anlagen das unerläßliche Erforderniß ist.

In ähnlicher Weise wie hier bei dem Worte „Canal, Wasserleitung" ist die Ermittlung einer Anzahl anderer bautechnischer Ausdrücke gelungen und dabei ein Bild von der auch in anderen Richtungen außerordentlich ausgebreiteten Bauthätigkeit des Menuas gewonnen worden. Außer einem zweiten Canal und zwei weiteren Städte-Gründungen kommt die Anlage von einer ganzen Anzahl kleiner Festungen und Burgen auf seine Rechnung. Menuas hat nämlich in glücklichen Kriegszügen die Grenzen des Chaldi-Reiches, wie aus dem zur Zeit bekannten Verbreitungsgebiet seiner Inschriften hervorgeht, ungleich weiter ausgedehnt, als man sich bisher vorgestellt hatte.

Er hat für seinen Vater Ispuinis die Gebiete südwestlich vom Südufer des Urmia-Sees und im Norden das ganze Gebiet bis zur Eriwanschen Ebene hin erobert. Nach Ispuinis Tode eroberte Menuas die Länder am Oberlaufe des Murad bis zu dem westlichen Quellfluß des Euphrat hin und dehnte sein Gebiet im Südwesten auf Kosten der syrischen Staaten bis Malatiyeh (Melitene) aus, das den Assyrern bis dahin tributpflichtig gewesen war; kurz, Menuas beherrschte bereits das weite Gebiet vom Westufer des Urmia-Sees bis über Malatiyeh und Erzerum hinaus einerseits und vom Araxes im Norden bis zum Süduser des Urmia-Sees andererseits.

Die Regierung seines Sohnes, Argistis I., bezeichnet den Höhepunkt der chaldischen Macht. Auf seinen siegreichen Feldzügen, über welche uns seine auf dem Burgberg von Van in den Felsen eingehauenen umfangreichen Annalen berichten, überschritt er den Araxes, drang über Eriwan bis an das Nordostufer des Göktschai-Sees vor und schlug die heutigen Gouvernements Eriwan und Kars zum Gebiete seines Reiches. Im Osten aber unterwirft er sich die Gebiete am Südost- und Ostufer des Urmia-Sees — Gebiete, die von Salmanassar II. Assyrien tributpflichtig gemacht waren — und rühmt sich bei dieser Gelegenheit, die Truppen Assyrien's wiederholt geschlagen zu haben. Auch im Westen erlitt die Herrschaft der Assyrer durch Argistis weitere Schmälerungen und Erschütterungen.

Zu den Assyrerkönigen, mit denen er zu kämpfen hatte, gehört, den chronologischen Verhältnissen nach, Salmanassar III. (783—773), der nach Ausweis der assyrischen Eponymenlisten in sechs von den elf vollen Jahren seiner Regierung gegen Urartu zu Felde zog. Seine beiden nächsten Nachfolger scheinen auf jeden thätigen Widerstand gegen Chaldia verzichtet zu haben, während im Reiche von Van nach Argistis' Tode Sardur II. die kriegerischen Unternehmungen des Vaters erfolgreich fortsetzte. So schien es, als solle die Suprematie im westlichen Vorderasien dauernd den Chaldern zufallen, als

hätten die Chalder allein die Berechtigung gewonnen, ihrem Gott und dem Könige, seinem Stellvertreter, den Titel „Herr der Welt, König der Welt" beizulegen, den sie schon zu Beginn des großen Kampfes den Assyrern streitig machten. Bald aber wendete sich das Blatt. Mit dem (biblischen) Tiglatpileser bestieg wieder ein thatkräftiger Herrscher den Thron Assyriens, der die Wiederherstellung der assyrischen Obmacht sich zur Aufgabe machte und durchführte. Schon in seinem dritten Regierungsjahre (743) bringt er dem Heere Sardur's, das zum Entsatz der von Tiglatpileser belagerten syrischen Stadt Arpad herbei eilte, eine empfindliche Niederlage bei und löst dadurch die Bande sei es freiwilliger Bundesgenossenschaft, sei es erzwungener Botmäßigkeit, die die syrischen Kleinstaaten mit Armenien verknüpften. Nachdem diese dann in langwierigen und erfolgreichen Kämpfen Assyrien theils einverleibt, theils tributpflichtig gemacht waren, konnte Tiglatpileser den entscheidenden Schlag gegen Chaldia führen. Er drang bis in das Herz des Landes vor (735), und wenn auch die Burg auf dem „Citadellenberg" sich als uneinnehmbar erwies, die Anlage an dessen Fuß, die vom Menuascanal bewässerte Gartenstadt Tosp, wurde zerstört und blieb seither verlassen.

Weit entfernt aber, sich nunmehr etwa Assyrien zu unterwerfen, erwiesen sich die Chalder vielmehr in der Folge von einer bewundernswerthen Thatkraft und Zähigkeit. Rusas I., in den assyrischen Inschriften meist als Ursa bezeichnet, war der erbittertste Gegner Sargon's II. von Assyrien, des zweiten Nachfolgers Tiglatpileser's. Erst nachdem von der großen Coalition, die er zu Schutz und Trutz gegen Assyrien zusammengebracht hatte und zusammenhielt, ein Glied nach dem anderen von den Assyrern geschlagen und gedemüthigt war, und nachdem auch der letzte seiner Bundesgenossen, der König des stammverwandten Mußaßir, den Widerstand aufgegeben hatte, zog er den selbstgewählten Tod des freien Mannes dem Ende durch Feindeshand oder schmählicher Gefangenschaft vor.

Hatten die Assyrer etwa geglaubt, nunmehr in Armenien als unbestrittene Herren der Lage gelten zu können, so täuschten sie sich darin. Dem siegreichen Assyrerkönig machte noch des unglücklichen Rusas Sohn, Argistis II., ernstlich zu schaffen. Von der strengen Bewachung, welche die Urartäer unter Argistis II. in der Folge seitens der Assyrer erfahren, gibt uns der Bericht eines assyrischen Statthalters an den König Sanherib oder Sargon Kunde.

Daß wir die Chalder, wo immer möglich, auf Seiten der Gegner Assyriens und seiner geordneten Entwicklung finden, kann nicht Wunder nehmen. Die Mörder Sanherib's, seine eigenen Söhne, scheinen bei dem Kampfe gegen ihren Bruder Asarhaddon Unterstützung und Zuflucht in Armenien gefunden zu haben. Mit den Kimmeriern, den nordischen Barbaren indogermanischen Stammes, deren ersten Anprall gegen die Peripherie des assyrischen Reiches Asarhaddon vorläufig mit Erfolg, wenn auch mühsam zurückschlug, scheint, neuesten Veröffentlichungen gemäß, Rusas II., Argistis' II. Sohn, im Einvernehmen gestanden zu haben, und der erneute Aufschwung, den das Chalderreich in den folgenden Jahrzehnten genommen zu haben scheint, wird mit den Erschütterungen, die die assyrische Herrschaft schon

damals in Folge der Kimmeriereinfälle direct und mittelbar erlitt, in ursächlichen Zusammenhang zu bringen sein. Von Rusas' II. Nachfolger, Erimenas, wissen wir nichts Näheres. Mit den Gesandtschaften der Könige Rusas III., Erimenas' Sohn, und Sardur III. an Asurbanabal (um 655 und gegen 640) schließt, wie Eingangs erwähnt, unsere historische Kunde von dem vorarmenischen Reich der Chalder oder Urartäer. Der assyrische Bericht stellt diese Sendungen dar als hervorgerufen durch den Respect vor der Uebermacht Assur's und seines königlichen Vertreters, dessen Gunst nachzusuchen man sich beeilt habe. Es ist aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß diese, wie sehr viel ähnliche „Begrüßungsgesandtschaften", keinen anderen Zweck hatte, als den, dem Assyrerkönige, nach einem bereits in ungleich älterer Zeit nachweisbaren, den heutigen diplomatischen Gewohnheiten entsprechenden Brauche, einen in dem gleichberechtigten Nachbarreiche erfolgten Thronwechsel zu notificiren.

Wo aber haben wir uns in dieser Zeit, nachdem die von Menuas gegründete Ansiedlung von den Assyrern zerstört worden war, die Hauptstadt des Reiches, den Sitz des Gottes Chaldis zu denken?

Etwa vier Kilometer östlich von dem Citadellenberg von Van erhebt sich der Bergzug des Zemzemdagh, dessen westlicher Theil den Namen Toprakkaleh (Erdfestung) führt. Auf dem Toprakkaleh sind vor einigen Jahren durch Ausgrabungen, welche die Engländer vornahmen, die Ueberreste chaldischer Bauten zu Tage getreten. Sie haben eine reiche Ausbeute an Erzeugnissen chaldischer Gewerbthätigkeit, namentlich Metallarbeiten, geliefert, welche in verschiedenen europäischen Sammlungen Aufnahme gefunden haben. Der größte Theil befindet sich im Britischen Museum. Die Berliner Sammlung enthält u. A. eine Statuette, der Hauptsache nach aus theilweise stark vergoldeter Bronce in zierlicher Arbeit gefertigt; das Gesicht besteht aus weißem Stein, der Halsschmuck war in eingelegten, kostbaren, jetzt ausgebrochenen Steinen hergestellt. Ferner besitzt sie Bestandtheile eines broncenen Thronsessels in ähnlicher künstlerischer Arbeit und Ausstattung, dazu Theile vom Steinmosaik eines Fußbodens, silberne und broncene Armringe u. s. w. Unter den Fundstücken vom Toprakkaleh befinden sich in London wie in Berlin mehrere Weiheschilde aus Bronce, mit Thierfiguren in getriebener Arbeit verziert. Aus assyrischen Reliefdarstellungen wissen wir, daß solche Weiheschilde am Eingang der chaldischen Tempel aufgehängt zu sein pflegten. Die stereotype Inschrift auf diesen Weiheschilden besagt in deutlichen Worten, daß „Rusas, Sohn des Erimenas, dem Chaldis, dem Herrn der Welt, diesen Tempel erbaut habe".

Auf dem Gipfel des Toprakkaleh-Felsens befand sich also zu Rusas' III. Zeiten der Haupttempel des Gottes Chaldis. Dieses prächtig ausgestattete Heiligthum aber bildete nur einen wesentlichen Bestandtheil einer großartigen, städtischen Anlage, die von einem der Könige Namens Rusas, also jedenfalls nachdem unter Rusas' I. Vater Alt-Tosp durch Tiglatpileser zerstört war, geschaffen worden ist. Ueber diese Neugründung der Hauptstadt des Chalderreiches sind wir durch eine sehr merkwürdige Urkunde unterrichtet, über deren Lage und Auffindung ihr Entdecker, Herr Belck, wie folgt berichtet:

„Die Inschrift befindet sich in wilder Gebirgsgegend, circa 23 Werst östlich von Van und circa 6 Werst vom christlichen Dorfe Toni, in dem zwanzig Nestorianer- und zehn Armenier-Familien in friedlicher Gemeinschaft hausen. Der Weg dorthin führt von Van aus allmälig ansteigend bis an den Fuß des steilen Warrakberges und dann an der Rückseite (Ostseite) desselben in einer Schlucht an einem kleinen Bächlein aufwärts zunächst nach Toni, wobei wir an zwei großen, für die Gärten in Van von der Regierung angelegten Thalsperren vorbeikommen. Gleich hinter Toni nimmt das Land einen wilden, öden Charakter an, überall hohe, steil abfallende Gelände, sehr schmale Schluchten, in denen sich die Abhänge treffen, häufig genug ungeheure Kessel, Steinwände bildend, dabei fast ohne Vegetation. Nach etwa dreiviertelstündigem Ritt erblickt man vor sich den Keschisch Göll (Priester-See), eine künstliche Stauung für Regenwasser, die ebenfalls für die Gärten in Van angelegt worden ist; das sehr große Bassin enthielt (am Tage von Belck's Anwesenheit den 1. October 1891) gar kein Wasser. Nunmehr steigt man sogleich rechts den steilen, reichlich unter 45 Grad abfallenden Hang, an dessen Rande man schon seit längerer Zeit hingeritten ist, etwa 150 Meter hinab und bemerkt dann die Keilinschrift, welche sich noch etwa 30—40 Meter über der Sohle der Schlucht befindet. Das Monument ist namentlich deshalb so interessant, weil es sich auch heute noch — im Gegensatze zu sehr vielen fortbeweglichen Inschriften — auf dem Platze befindet, wo es vor mehr als 2500 Jahren aufgestellt wurde, in eintöniger menschenleerer Gebirgsgegend, in der nie eine menschliche Niederlassung bestanden haben, noch je existiren kann, mitten auf einer außerordentlich steilen Berglehne, deren Ersteigung sehr schwer fällt, und auf einem sonst gar nicht weiter hergestellten oder geebneten Platze." Bis vor Kurzem hat das Monument unverändert und unerschüttert seinen ursprünglichen Standort behauptet. Erst vor etwa vier Jahren haben die Dorfbewohner, die große Schätze unter ihm vermutheten, den schweren Schriftstein aus dem Sockel herausgehoben und dann den Sockel selbst, einen gewaltigen Felsblock von circa 4 Fuß Länge und Breite und circa 1½ Fuß Dicke, einige Fuß von seinem ursprünglichen Standorte entfernt, so daß jetzt beide Steine neben einander liegen. Wahrscheinlich ist bei dieser Operation der fehlende obere Theil der Stele abgebrochen und in die Schlucht hinabgestürzt. Nachforschungen nach diesem fehlenden Stücke sind im Gange, gleichzeitig werden Vorbereitungen zu einem Versuche, den Stein zu wenden, getroffen. Vorderhand besitzen wir nur eine Copie der Inschrift, so weit sie den erhaltenen Theil der Vorderseite der Stele bedeckt.

Trotz dieser weiteren Erschwerungen ist es — durch Belck's genaue Angaben über den Standort — gelungen, den Inhalt des Documents der Hauptsache nach klarzulegen:

Belck's Bericht schloß mit den Worten: „Falls das Monument nicht einen Grenzstein vorstellen soll, so hat es vielleicht auf den vor unvordenklichen Zeiten angelegten Keschisch Göll Bezug, das würde wenigstens nach dem Ortsbefund das Wahrscheinlichste sein."

Diese Vermuthung hat sich vollauf bestätigt. Die Inschrift bietet aber noch ungleich reichhaltigere und wichtigere Nachrichten.

Außer der mehrfach wiederholten Phrase „Rusas spricht (also:)", die darüber keinen Zweifel ließ, daß wir es mit einer Urkunde eines der anderweitig bereits bekannten chaldischen Könige dieses Namens zu thun hatten, war aus dem Vorkommen verschiedener, zwar in den chaldischen Inschriften bisher unbelegter, aber von dem assyrischen Schriftbrauche her wohlbekannter Ideogramme ersichtlich, daß die Inschrift von Wasserbauten und von einer Regulirung von Flußläufen sprach: ja es wurde der Name eines Flusses: Alais erwähnt; ferner kam auffallend oft das Wort Rusachina, d. h. Stadt oder Städte des Rusas, vor, und schließlich erschien besonders bemerkenswerth, daß von der Anlage von Weinpflanzungen, Hainen und Gärten die Rede war, und zwar unter gleichzeitiger Erwähnung der Einwohner der Stadt Tuspa-Van. Der Schluß lag nahe, daß das als Keschisch Göll bezeichnete Wasserbecken bestimmt war, als Reservoir für die Bewässerung der von Rusas angelegten Gartenstadt zu dienen. Denn diese Rusasstadt konnte in der öden Umgebung des Keschisch Göll nicht gesucht werden, und andererseits war, da in der beim Keschisch Göll aufgestellten Stele unausgesetzt von der Rusasstadt die Rede war, anzunehmen, daß zwischen dem Staubecken und der Stadtanlage irgend welche Beziehung bestände. Daß jener von Rusas III. erbaute Tempel einen Bestandtheil der Rusasstadt gebildet habe, mußte von vornherein als eine naheliegende Annahme gelten. Die Gartenanlagen, von denen in der Inschrift die Rede ist, mußten in diesem Falle südlich des Toprakkaleh belegen gewesen sein, ähnlich wie die ältere Gartenstadt, die der Mennas-canal bewässerte, südlich vom Citadellenberg, wenn auch von diesem etwas entfernter, sich ausgedehnt hatte.

Wenn nun die topographischen Verhältnisse der Art waren, daß der Abfluß des Keschisch Göll etwaige am Fusse des Toprakkaleh belegene Gartenanlagen bewässern konnte, so war die Annahme, daß wir im Keschisch Göll den in der Inschrift genannten Rusarsue (was dann als Rusas-See zu fassen wäre), in den Anlagen auf dem Toprakkaleh den zu den Burgbauten der Rusasstadt Rusachina gehörigen Tempel zu erblicken haben, auf die höchste Stufe der Wahrscheinlichkeit gerückt.

Daß sich die Sache thatsächlich so verhielt —, daß der Abfluß des Keschisch Göll nothwendiger Weise die Ebene südlich des Toprakkaleh treffen muß, konnte mir Belck nicht nur bestätigen, sondern weiter noch als entscheidendes Argument für diese Identification hinzufügen, daß, wenn einmal (aus irgend welchen Gründen) die Anlage von Pflanzungen am Fuße des Toprakkaleh beschlossen war, auch eine neue Bewässerungsanlage nöthig wurde, da es nicht anging, den Semiramis-Mennas-Canal einfach nach Toprakkaleh hin zu verlängern, weil diese Lokalität bedeutend höher als die frühere, südlich des Citadellenberges belegene Gartenstadt liegt. Vielmehr wäre es für diesen Zweck erforderlich gewesen, dem Canal schon mindestens von Ischchanikom ab einen ganz anderen Lauf mit geringerem Gefälle zu geben, wobei man noch mehr in das Gebirge mit seinen Schluchten hineingerathen wäre, als es jetzt schon, zumal bei Artamid, der Fall ist. Einer solchen Arbeit gegenüber erschiene die Anlage der Keschisch Göll-Leitung mit ihrer sich durch die natürliche

Lage ergebenden Abflußrinne als Spielerei, und Rusas hätte mit der Ausführung der Keschisch Göll-Leitung jedenfalls das Schnellere und Billigere gewählt. Das letztgenannte sehr wesentliche Merkmal traf auf keine der anderen Oertlichkeiten zu, die, von der inschriftlichen Beglaubigung abgesehen, allenfalls noch für die Rusas-Gründung hätten in Betracht kommen können.

Eine volle Bestätigung für die genannte Schlußfolgerung und Identification hat die topographische Untersuchung ergeben, welche auf unsern Wunsch Herr Ingenieur Sester an Ort und Stelle vorgenommen hat. Er theilt in einem Bericht vom Januar vorigen Jahres mit, daß er dem Abfluß des Keschisch Göll von seinem Austritt an zu Fuße nachgegangen sei und dabei gefunden habe, daß derselbe thatsächlich bis zum Fuße des Berges Toprakkaleh und auch noch weiter geleitet sei. Anderthalb Stunden oberhalb (d. h. östlich) vom Toprakkaleh wird das Wasser des Abflusses (nach Art der persischen Wasserleitungen) in unterirdische Canäle geleitet, die zu der am Fuße des Toprakkaleh belegenen heutigen Gartenstadt Van führen. Auf der Strecke vom Keschisch Göll bis zu diesem Punkte wird der Abfluß rechts noch durch fünf, links durch zwei kleinere und größere Zuflüsse verstärkt, die alle auf dem Warrak Dagh ihre Quelle haben. Im Hochsommer ist der Göll stets trocken gelegt. Aus Herrn Sester's Bericht geht ferner hervor, daß einer der Canäle, der vom Abfluß des Keschisch Göll gespeist wird, noch heutzutage um Toprakkaleh bis Van-Kaleh (d. i. die Citadelle mit dem Felsschloß) fließt, und zwar in offenem, nicht unterirdischem Laufe. Derselbe ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit dem Bette des bereits erwähnten periodischen Flüßchens, das sich am Fuße des Toprakkaleh hinzieht, bei Van in den See mündet und in der Rusas-Stele Alaïs genannt wird.

Von vornherein war anzunehmen, daß sich Rusas in seiner Stadt auch einen Palast gebaut habe. Dieser wäre am wahrscheinlichsten auf dem hochgelegenen Theile, auf der Burg der neuen Stadtanlage zu suchen gewesen. In der That nimmt der auf dem Toprakkaleh ausgegrabene Tempel nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum auf dem östlichsten Theile des schmalen, schwer zugänglichen Plateaus ein, während der ganze übrige Theil mit den Mauerüberresten eines umfangreichen, langgestreckten Gebäudes bedeckt war. Nun sind vor Kurzem in Russisch-Armenien zwei Inschriften, eine von Menuas, eine von Argistis aufgefunden worden, die folgenden Typus haben: „Menuas hat diesen Palast gebaut" („Palast" hier mit dem wohlbekannten Ideogramm geschrieben): „Menuachinili ist sein Name." Da die betreffenden Inschriften nichts weiter enthalten, als eben die Nachricht über den Palastbau, so ist klar, daß Menuachinili nichts Anderes heißen kann, als Menuas-Palast: chi ist Suffix der Zugehörigkeit; in dem auch isolirt häufig vorkommenden, bisher gänzlich mißdeuteten Worte inili(s) lernen wir das chaldische Wort für „Großbau, Palast" kennen und können danach in den bisher bekannten Inschriften eine große Anzahl solcher königlicher Bauten nachweisen; und auch in der Rusas-Stele finden wir, wie erwartet, thatsächlich die Nachricht von dem Bau eines „Rusachinili", eines Rusaspalastes.

Von welchem der drei Könige des Namens Rusas diese städtische Anlage herrührt, läßt sich, da der Anfang der Steleninschrift mit der Titulatur

und der patronymischen Bezeichnung des Königs fehlt, nicht mit voller Bestimmtheit erkennen. Schien es anfangs das Nächstliegende, daß, wie der uns in seinen Resten erhaltene Tempel auf dem Toprakkaleh, auch der ganze städtische Complex von Rusas III. herrührte, so hat sich inzwischen aus einer zuerst von Belck richtig gewürdigten Inschrift mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß ein Neu-Tosp bereits zu Rusas' II. Zeiten existirt haben muß. Danach muß es nunmehr als wahrscheinlich gelten, daß gleich der Nachfolger Sardur's II., des Herrschers, der die Zerstörung der Chaldi-Stadt erleben mußte, Rusas I., der unermüdliche Gegner Sargon's, deren Neuanlage und Verlegung betrieben und ausgeführt hat. Als dann wieder friedliche Zeiten für die Chalder gekommen waren, hätte Rusas III. den damals erbauten Tempel, der die Spuren bedrängter Umstände in Anlage und Ausführung an sich tragen mochte, durch ein neues und prächtigeres Heiligthum ersetzt. Dazu stimmt aufs Beste der Umstand, daß, während die vorerwähnten Reste des Palastes auf den Toprakkaleh lediglich aus lufttrocknen Lehmziegeln bestehen, die Mauern des Tempels aus schön behauenen Quadersteinen erbaut sind.

Daß ferner bei der Anlage der neuen Stadt die Rücksicht auf die Zwecke der Vertheidigung offenbar eine bedeutsame Rolle gespielt hat, spricht jedenfalls nicht gegen die Annahme einer Entstehung in jenen kriegerischen Zeiten. Der Grund nämlich, warum Rusas, wenn er überhaupt die Stadt Van neu zu besiedeln beschloß, seine Anlage in der Hauptsache nach Toprakkaleh verlegte und nicht vielmehr an die Stelle der alten, von Tiglatpileser zerstörten Stadt, wird darin zu suchen sein, daß die frühere Gartenstadt etwa fünf Kilometer entfernt von der alten Burg, dem heutigen Citadellenberg, lag und liegen mußte, weil der Menuascanal mit seinen schließlichen Veräftelungen nur bis dorthin geführt werden konnte. Diese Entfernung war aber für eine wirksame Vertheidigung der Stadt von der Burg aus viel zu groß. Sie ermöglichte dem von Norden kommenden Feinde eine unbehelligte Umgehung des Burgberges und einen Angriff auf die städtische Anlage von Nordosten her. Aus diesem Grunde — und nicht aus diesem allein — mußte es sich für die Chalder, die im Uebrigen, wie noch aus Xenophon's Berichten zu erkennen ist, von den Höhen herab auf eine verhältnißmäßig recht beträchtliche Entfernung dem anrückenden Feinde mit ihren Wurfgeschossen gefährlich zu werden wußten, darum handeln, einen näheren Zusammenschluß von Berg und Stadt zu erzielen. Den Menuascanal näher an den Burgberg zu leiten, war nicht möglich; so wurde als neuer Burgberg der Toprakkaleh gewählt, nachdem eine Zuführung von Wasser bis unmittelbar an dessen Fuß sich als thunlich erwiesen hatte.

Da durch Einbeziehung des Alaïs in die Canalisationsanlage wenigstens ein Theil des Wassers auch bis an den Fuß des Citadellenberges geleitet werden konnte, so war eine sofortige oder spätere Ansiedlung auch im unmittelbaren Schutze dieses Berges nicht ausgeschlossen.

Und das Bild, das wir somit von der Stadt des Rusas gewonnen haben, bietet Van noch heutzutage. Denn die circa 20000 Seelen zählende armenische Bevölkerung bewohnt einzig und allein die sogenannte Gartenstadt Van, die

am Fuße des Toprakkaleh-Felsens genau die Lage der einstigen Gartenstadt Rusas einnimmt, und die noch heutzutage wie jene durch den Abfluß des Rusas-Sees, des Keschisch Göll, bewässert wird. Die türkische Bevölkerung aber wohnt am Fuße des Citadellenberges, während die alte, von diesem einige Kilometer entfernte Gartenstadt des Menuas verlassen geblieben ist. Somit liegt uns in der Rusasstele zugleich die Urkunde über die im achten vorchristlichen Jahrhundert erfolgte Neugründung der heutigen Stadt Van vor. Einer so alten, im inschriftlichen Original erhaltenen Gründungsurkunde wird sich schwerlich eine der heute noch bewohnten Städte des vorderasiatisch-europäischen Culturkreises rühmen können. —

War dergestalt bei den Chaldern die Wehrhaftigkeit nicht minder ausgebildet, wie die Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete baulicher, der Wohlfahrt der Gesammtheit dienender Anlagen, so wird die hier zu beobachtende gesunde Entwicklung begründet gewesen sein oder doch eine wesentliche Förderung gefunden haben in der Concentration des Staatswesens auf theokratischer Grundlage, welche unsere Chalder in einer geradezu paradigmatischen Vollkommenheit und Consequenz durchgeführt zu haben scheinen. Der Hauptgott war Chaldis; als „Chaldi-Gottheiten" oder „Chaldi-Kinder" wurden, wie es scheint, auch die übrigen Gottheiten (zusammenfassend) bezeichnet. Aber auch die gesammten Angehörigen des Volkes, das den Chaldis verehrte, galten als Kinder oder Angehörige der Chaldis, als Chalder. Für Chaldis und zu seiner Ehre geschahen alle Eroberungen, wurden alle Bauten und Anlagen ausgeführt, welche der Wohlfahrt der irdischen Chaldi-Angehörigen zu dienen bestimmt sind. Die Hauptstadt Tuspa-Van, der Sitz des Gottes, ist die Chaldi-Stadt (Chaldina); befestigte Plätze, selbst wenn sie in recht weiter Entfernung von der Hauptstadt angelegt werden, gelten als „Thore" der Chaldi-Stadt. Das ganze Gebiet heißt Chaldia, das „Chaldi-Land".

Es dürfte schwerlich ein weiterer Fall bekannt sein, in welchem die Idee der Theokratie eine derartige stricte, auch in den äußeren Formen erkennbare Durchführung erfahren hätte.

Dem Verständniß der Inschrift erwuchs aus dieser Erscheinung eine eigenthümliche Erschwerung. Man glaubte nämlich, daß überall, wo Chaldini, „Angehörige der Chaldis", erwähnt wurden, von Göttern die Rede sei. Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Name überall, ob er die Chaldigottheiten, oder die dem Chaldis zugehörigen Menschen bezeichnet, von dem Determinativ der Gottheit begleitet ist. Das ist auch bei dem Land und bei der Stadt der Fall, aber mit dem Unterschied, daß in der Composition das Wort, resp. das Suffix für „Land", „Stadt" deutlich erkennbar hervortritt. So kam es, daß man einfache Phrasen, wie die in den Annalen des Argistis regelmäßig wiederkehrenden Worte: „Zu den Chaldern (d. h. zu seinen Unterthanen) spricht Argistis" (worauf dann jedesmal der Bericht über die kriegerischen Errungenschaften eines Feldzuges folgt), vollständig verkannte. Und möglicher Weise würden wir bezüglich dieses Punktes überhaupt nicht zur richtigen Erkenntniß gelangt sein, wenn uns nicht Nachrichten aus dem classischen Alterthum zu Hülfe gekommen wären.

Die griechischen Schriftsteller, welche über die Pontusländer und Armenien zu berichten haben, nennen übereinstimmend ein Volk, das gemeinhin als Chaldäer bezeichnet wird, also ganz so, wie das im Süden Babyloniens wohnhafte Volk und die gleichnamige Priesterclasse, die in Babylon und anderen babylonischen Städten eine hervorragende Rolle spielte. Nicht minder glaubwürdige Quellen aber kennen an geographisch entsprechender Stelle ein Land Chaldia und geben als Bezeichnung für den einzelnen Bewohner die Form Chaldos oder geradezu Chaldis, während sich bei Suidas als Name einer Stadt schlechtweg Chaldine verzeichnet findet. So sind uns die inschriftlich belegten Bezeichnungen des Landes, seiner Angehörigen und seiner Hauptstadt nach dem Gotte in gesicherten, der einheimischen Form lautlich genau entsprechender Wiedergabe erhalten.

Hieraus dürfte sich mit voller Deutlichkeit ergeben, daß dem nördlichen Bergvolk, das die Assyrer mit dem Namen der Urartäer benennen — eine Bezeichnung, die bei Herodot in der Form „Alarodier" wiederkehrt —, resp. dessen führendem Stamme, der Name der Chalder zukam. Werden sie in der classischen Literatur überwiegend als Chaldäer bezeichnet, so liegt darin eine auf dem Namensanklang beruhende Verwechselung, die allerdings schon sehr früh Platz gegriffen hat, ein Mißbrauch, dessen man sich übrigens, wie aus Eustathius' Commentar zur Erdbeschreibung des Dionysius Periegetes hervorgeht, zum Theil bewußt geblieben ist. Die Namen „Chaldäer" und „Chalder" haben ursprünglich und etymologisch nicht das Mindeste mit einander zu thun. Denn im Namen des armenischen Gottes und Volkes ist das l stammhaft. Der ursprüngliche Name der südbabylonischen Völkerschaft dagegen ist Kashdu, Kashdayu, und erst durch einen den Babylonisch-Assyrischen eigenthümlichen Lautwandel von sh zu l vor Dentalen ist daraus Kaldu, Kaldayu geworden, woran sich das griechische Chaldaios anschließt. Nun geht freilich aus der Mehrzahl der Stellen der classischen Autoren, die überhaupt eine genauere geographische Bestimmung zulassen, hervor, daß in der Zeit, auf welche deren Berichte Bezug nehmen, die Sitze der Chalder in den Gebirgen nordwestlich vom Van-See und näher nach dem Schwarzen Meere hin zu suchen sind, also in einer Gegend, die zwar ebenfalls zum chaldischen Reich in seiner größten Ausdehnung gehört hat, die aber doch von dem Centrum des Reiches einigermaßen abliegt. Eine solche Aenderung der Wohnsitze in der Zeit zwischen dem Anfang des siebenten Jahrhunderts, aus dem die Rusasstele stammt, und dem Ende des sechsten Jahrhunderts, aus welchem möglicher Weise die frühesten griechischen Nachrichten herrühren, kann nicht überraschen. Denn gerade in die Zwischenzeit, gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, fällt die, vermuthlich in mehr oder minder engem Zusammenhang mit den Kimmerierzügen erfolgte Einwanderung des indogermanischen Stammes der Armenier, von welchem Land und Volk erst ihren uns geläufigen Gesammtnamen erhalten haben. Doch sprechen gewisse Nachrichten (bei Xenophon) dafür, daß daneben ein Theil der Chalder in seinen ursprünglichen Sitzen am Van-See und in dessen weiterer Umgebung bis in das fünfte vorchristliche Jahrhundert verblieben ist.

In der Wehrhaftigkeit und Freiheitsliebe, die noch Xenophon an den Chaldern oder, wie auch er sie nennt, den Chaldäern rühmt, mit denen die zehntausend Griechen auf ihrem Rückzuge mehrfach in feindliche Berührung kamen, werden wir eine wesentliche Ursache für die Erscheinung zu erblicken haben, daß die Chalder viele Jahrhunderte nach dem Untergange des Reiches von Van und in großentheils veränderten Sitzen ihr Volksthum rein und unverfälscht erhalten haben. Wir finden sie bei den Feldzügen des Lucullus in den Pontusländern als gefürchtete Gegner der römischen Krieger genannt, und aus den Schriften des Constantinus Porphyrogennetos geht hervor, daß zu seiner Zeit, also im zehnten Jahrhundert nach Christi Geburt, das Chalderland noch eine Größe war, mit der man rechnete. Chaldia, mit der Hauptstadt Trapezunt, ist eine — die achte — der Militärprovinzen des byzantinischen Reiches, die auch gelegentlich der Saracenenkämpfe verschiedentlich erwähnt wird. Als ein vielfach mit Trapezunt zusammen genanntes Bisthum aber und, ungefähr seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als Erzbisthum der griechischen Kirche mit dem Sitze in Gümüschchana, der „Silberstadt" Gümüschchana (unfern des bereits im Alterthum betriebenen und berühmten Silberbergwerks) besteht Chaldia noch heute fort.

Ist so an der späteren Heimath der Chalder seit Xenophon's Zeiten der alte Name haften geblieben, so erhält dadurch die bereits früher mehrfach geäußerte Vermuthung, daß unter den so außerordentlich mannigfaltigen Völkern und Völkerresten, die sich in den Gebirgen Armeniens und im Kaukasus erhalten haben, sich auch Nachkommen der Chalder befinden mögen, in bestimmter Richtung einen, freilich nicht zu hoch zu veranschlagenden, Zuwachs an Wahrscheinlichkeit; es wäre selbst nicht ganz undenkbar, daß sich versprengte Ueberreste des Chaldervolkes an verschiedenen Theilen des einst von ihm beherrschten weiten und vielgestaltigen Gebietes erhalten hätten.

Ehe jedoch diese Frage mit Aussicht auf eine im negativen oder positiven Sinne ergiebige Beantwortung untersucht werden kann — was zunächst und hauptsächlich auf linguistischem Wege zu geschehen hätte —, müßte die Sprache der Inschriften ihrer völligen Entzifferung und gründlichen Erforschung erheblich näher gebracht sein. Als nächste Aufgabe und als Vorbedingung für jeglichen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der chaldischen Forschung muß die Sammlung des gesammten noch vorhandenen Materials an chaldischen Keilinschriften gelten. Wird dabei, wie es nach den an den Belck'schen Texten gemachten Erfahrungen unerläßlich ist, die topographische und archäologische Erforschung des jedesmaligen Fundortes mit einigem Nachdruck betrieben, so dürfen wir hoffen, gründlichere Kenntnisse und deutlichere Vorstellungen über die Geschichte eines Volkes zu erlangen, das in der altorientalischen Geschichte eine keineswegs belanglose Rolle gespielt hat und das zudem durch die ungewöhnlich scharfe Ausprägung seiner nationalen Individualität die Aufmerksamkeit der Forschung in Anspruch nimmt und wach hält.

Ada Negri.

I.[1])

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Vor mir liegt ein Büchlein in zierlicher Elzevir-Ausstattung: Ada Negri. Fatalità. Milano. Fratelli Treves, Editori 1893. Quarta edizione.

Eine junge Dichterin, die es zu einer vierten Auflage gebracht hat, in Italien, wo es noch weniger zum guten Ton gehört, Bücher zu kaufen, als im Lande der Dichter und Denker, — ein Büchlein Lyrik von 250 Seiten, darunter freilich nach löblicher italienischer Sitte 85 leere, um das volumetto anzuschwellen — keine Lyrik des neuesten Stils, halb Heine, halb Baudelaire, gewürzt durch das Modeparfüm der Demimonde, in das ein leiser Verwesungshauch sich mischt, sondern lyrische Bekenntnisse einer herben, reinen, jungfräulichen Seele und doch von solchem Reiz, daß Italien sofort nach dem Erscheinen dieser Erstlinge in der Verfasserin seine bedeutendste lebende Dichterin begrüßte — fürwahr, eine Erscheinung, die zu denken und zu staunen gibt.

Noch vor wenigen Jahren war der Name Ada Negri nur Denen bekannt, die den „Corriere della Sera“ oder die „Illustrazione Popolare“ lasen. In diesen Blättern erschienen von Zeit zu Zeit Verse, die weit über die gewöhnlichen poetischen Lückenbüßer politischer Zeitungen hinausragten; Gedichte, in denen ein starker, leidenschaftlicher Herzschlag pulsirte, ein Ton wahrhaftigen, nicht rhetorisch erkünstelten Schmerzes und tiefen Mitgefühls mit den Leiden der Armen und Elenden, dazwischen eine brennende Sehnsucht nach Freiheit, Liebe und Schönheit. Auch solche Leser, die an dichterischen Ergüssen sonst mit kühler Miene vorüberzugehen pflegen, fühlten sich von den heftigen Naturlauten, die aus dieser einsamen Seele hervorbrachen, gefesselt und gerührt. Doch erst als diese Gedichte gesammelt erschienen, wurde Italien inne, daß ihm wieder einmal eine Dichterin erstanden war, und von allen Seiten erscholl die Frage: Wer ist Ada Negri?

[1]) Obiger Artikel ist uns bereits im August d. J. zugegangen.
Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Eine ihr befreundete Schriftstellerin, Sofia Bisi Albini, hat in einer kurzen Vorrede zu den Gedichten das Wenige mitgetheilt, was von der Person und den Lebensumständen der so plötzlich aus Dunkelheit zu hellem Ruhm Gelangten zu sagen war.

In Lodi ist Ada Negri geboren, von armen Eltern, ihre Mutter eine Fabrikarbeiterin. Mit achtzehn Jahren verläßt Ada die „feuchte Hütte", in der sie ihre erste Jugend, von Noth und Sorgen gedrückt, zugebracht hat, um in dem weltentlegenen Flecken Motta-Visconti am Ticino, „zu dem noch nicht einmal eine Trambahn führt", eine Stelle als Schullehrerin einzunehmen. Hier wohnt sie in einem geringen Hause. Durch einen weiten, schmutzigen Hof, auf den die Ställe sich öffnen und wo die Gänse schnattern, gelangt man über zwei hohe, ausgetretene Stiegen in ihr dürftiges Zimmer, in das nur ein trübes Licht fällt. Denn die Fensterscheiben sind nicht von Glas, sondern aus Papier. Ihr bestes Möbel ist die Bücherkiste, die ihr als Divan dient.

„Jetzt, da die ersten harten Jahre durchgekämpft sind, hat sie wenigstens den Trost, daß sie die Mutter zu sich nehmen konnte. Die alte Frau hat unter tausend Entbehrungen an nichts Anderes gedacht, als mit ihrer Hände Arbeit der Tochter die Mittel zu schaffen, sich zur Lehrerin auszubilden. Die Tochter vergilt ihr dies Opfer mit der innigsten Liebe, und so oft sie in ihren Versen des Segens der Arbeit, der strengen Pflicht, im Schweiß des Angesichts sein Brot zu essen, gedenkt, tritt das Bild der alten Frau vor ihre Seele. Auch denkt sie nicht daran, jetzt, da ihr Name durch ganz Italien genannt wird, sich als Dichterin zur Ruhe zu setzen. Wenn sie aus der Schule kommt, wo sie die achtzig Knaben und Mädchen unterrichtet hat, dann erst gönnt sie sich das Feierabendglück, zu lesen und zu dichten.

„Ada Negri hat sehr wenige neuere Bücher gelesen, aber sie kennt sie alle aus den oft einander widersprechenden Kritiken der literarischen Journale, und es ist merkwürdig, wie sie aus dem Guten und Bösen, was darüber gesagt wird, das Richtige herauszufinden weiß. Sie hat nie ein Theater besucht, aber sie schwärmt für die Duse und hat nur Einen Gedanken: sie einmal spielen zu sehen. Das Alles sagen ihr ihre Zeitungen, ein großes Bündel fast aller literarischen Journale, die in Italien erscheinen und ihr allwöchentlich mit dem Poststempel Mailand von einem ihrer Bewunderer zugeschickt werden, der sich ihr nie zu erkennen gibt.

„Ada Negri hat nie das Meer gesehen, auch nicht Berge und Hügel oder einen See. Noch vor wenigen Monaten nicht einmal eine große Stadt, da sie Mailand nur auf dem Wege von Porta Ticinese nach Porta Romana durcheilte, um in den Ferien ihre Mutter in Lodi zu besuchen.

„In diesem Sommer" — das nähere Datum ist nicht angegeben — „wollten einige Freunde sie zwei Tage lang in der Stadt festhalten. Ein unbekanntes neues Leben that sich vor ihren Augen auf in der großen, volkreichen Stadt, in der Jahreszeit, wo Wettrennen und Ausstellungen ihr so viel Glanz verliehen. Zum ersten Mal sah sie allen Zauber des Luxus, der Schönheit und Eleganz sich entfalten. In der Brera machte die Kunst einen übermächtigen Eindruck auf sie . . . .

„Zwei Tage wie im Traum; ihre ganze schmächtige Gestalt gerieth in ein aufgeregtes Zittern, ihre großen schwarzen Augen glühten wie im Fieber, so daß die Freunde sich fragten, ob sie nicht übel daran gethan hatten, ihr das Alles zu zeigen, was sie doch nicht auf die Länge genießen konnte.

„Sie kehrte dann zu ihrer Schule zurück und lehrte wieder ihre achtzig lärmenden und hartköpfigen Kinder buchstabiren. Doch wie schwer wurde es ihr, sich selbst zu beruhigen und sich wieder in ihr dunkles Schicksal zu ergeben."

Seit dies geschrieben wurde, hat das Leben der Dichterin sich freundlicher gestaltet. Eine edle und für alles Große und Schöne begeisterte Frau, Donna Emilia Peruzzi, die Wittwe des um Florenz hochverdienten Ubaldino Peruzzi, gewann für die Dichtungen Ada Negri's ein so lebhaftes Interesse, daß sie es bei dem Gemeinderath von Florenz durchsetzte, den Ehrensold, den die junge neapolitanische Dichterin Giannina Milli erhalten hatte, jetzt, da diese gestorben war, der Lehrerin von Motta-Visconti zu gewähren, die nun auch nicht lange mehr in ihrer Stellung als Elementarlehrerin gelassen, sondern an die höhere Normalschule in Mailand versetzt wurde, um dort den Unterricht in der italienischen Literatur zu übernehmen.

Aus ihrem Büchlein ist nicht zu erkennen, welche Gedichte vor jenem Epoche machenden Besuch in Mailand entstanden sind, welche durch die neuen Eindrücke ihr eingegeben wurden. Doch bedurfte es sicher keines tieferen Einblicks in die schroffen Gegensätze der heutigen Gesellschaft, um den Groll und Stolz der „Plebejerin" in der Seele des begabten Mädchens zu nähren. Auch was ihre Bücher und Journale an vagen Vorstellungen von der Welt des Glanzes und Scheins, des Müßiggangs und der Verderbtheit in ihr geweckt haben mögen, konnte kaum sonderlich dazu beitragen, das demokratische Bewußtsein in der feurigen Seele der Dichterin zu bestärken. Ihr und der Ihrigen armes Loos, die Bilder des Elends, die ihr täglich vor Augen waren, zusammen mit der „unbezähmten Flamme" in ihrer Brust mußten die Stimmung in ihr erzeugen, die in all ihren dichterischen Ergüssen die herrschende blieb.

Vielleicht hieraus ist der ungewöhnliche Eindruck zu erklären, den alle Klassen der italienischen Gesellschaft von Ada Negri's Poesieen empfangen haben. Nach den Wuthausbrüchen der landläufigen socialistischen Muse pflegt die gebildete und besitzende Welt nicht hinzuhören. Hier aber war ein hochsinniges, von allen Idealen der Menschheit erfülltes Mädchen zu tiefstem Mitgefühl mit den Enterbten, Glück- und Hoffnungslosen entflammt worden und hatte, ohne einen Gedanken an agitatorische Wirksamkeit, numine afflata ihren Gefühlen den erschütterndsten Ausdruck verliehen. Zugleich klangen alle zarteren und innigeren Seiten eines weiblichen Gemüthes mit an. Eine Proletarierin zeigte sich vom reinsten geistigen Adel, eine sociale Ruferin im Streit, die sich niemals in einer theatralischen Pose gefällt, die für alles Schöne und Liebliche, für jeden elementaren Zauber der Natur ein offenes Auge hat und doch die Kraft, jeder Verführung durch falschen Schimmer zu widerstehen; die den schlichten, berußten Arbeiter dem koketten Adonis vorzieht und in schwesterlichem Mitgefühl dem schmutzigen Gassenjungen um den Hals fällt, in banger Sorge um die Zukunft des verwais'ten, verkommenen, schutz- und führerlosen Kindes.

Doch diese Verse, die an schlichter und doch so wuchtiger Kraft die berühmten Barbier'schen „Jambes" überbieten und in ihrer eintönigen Stimmung immer neu zu fesseln vermögen, bedürfen keines ausführlichen Commentars. Ueber ihre Form mögen sich die Landsleute der Dichterin aussprechen. In Sachen des Stils — es muß immer wieder gesagt werden — steht nur den Sprachgenossen ein Urtheil zu. Uns Fremden freilich kann es nicht entgehen, daß manche dieser Gedichte mehr den Eindruck genialer Improvisationen, als ausgereifter, sorgsam gefeilter lyrischer Kunstwerke machen. Hin und wieder treffen wir auf unklare oder allzu gehäufte Bilder, Wiederholungen, die abschwächen, statt zu steigern; dieselben Themata werden mit geringen Variationen mehrfach behandelt (so gleich die sonst so mächtigen Fatalità und Marchio in fronte), und zuweilen glauben wir zu erkennen, daß Ada Negri nicht zu ihrem Vortheil Victor Hugo gelesen hat. Doch was bei diesem nur allzu sichtbar als declamatorische Manier erscheint, ist bei der autodidaktisch gebildeten Italienerin ihrem ungeübten Geschmack zu Gute zu halten, zumal dergleichen Schlacken an dem edlen Erz ihrer Dichtung nur als seltene Ausnahme begegnen.

Nicht Alles aber, was in deutscher Nachdichtung vielleicht allzu überschwänglich erscheinen mag, wird auf einen feinsinnigen Landesgenossen der Dichterin in gleicher Weise wirken. Wir haben uns zu erinnern, daß dem leidenschaftlicheren südlichen Temperament ein getragener Stil der Rede gemäß ist, auch wo sich's nicht um dichterischen Ausdruck handelt, wie viel mehr in den höchsten Momenten lyrischer Ekstase. Wie sehr neben dem hinreißendsten Pathos ihrer Kriegserklärungen gegen die Feinde wahrer Menschlichkeit auch die schlichtesten Töne ihr zu Gebote stehen, erkennen wir überall, wo, gleichsam in einem kurzen Waffenstillstand, ihr Gemüth dem Zauber der Natur, dem Hauch einer Liebesempfindung sich öffnet, oder die Erinnerung an ihre Mutter und das Glück, das sie trotz alledem in ihrer Nähe genossen, mit ergreifender Innigkeit ihr wieder vor die Seele tritt.

Ohne Namen.

Mein Nam' ist unbekannt. Plebejer sind
Die, denen ich entstamme.
Feucht war die Hütte, drin ich lebt' als Kind,
Doch unbezähmt in mir wohnt eine Flamme.

Ein frommer Engel und ein böser Zwerg
Begleiten meine Schritte.
Es überfliegt mein Denken Thal und Berg,
Mazeppa gleich auf seinem Todesritte.

Voll Kraft und Schwäche, Lieb' und Haß zugleich,
Ein seltsam Räthsel bin ich.
Mich lockt des Abgrunds dunkles Schreckensreich,
Und eines Kindes Kosen rührt mich innig.

Tritt in die enge Kammer unterm Dach
Das Unglück mir, so lach' ich.
Wird meine Kraft in schwerem Kampfe schwach
Und bin ich trost- und freudelos, so lach' ich.

Doch seh' ich welker Greise müde Qual
Und Hungernde, so wein' ich,
Und über zarte Kinder, krank und fahl,
Und tausend unbekannte Leiden wein' ich.

Und wenn mein Herz von Thränen überschwillt,
Im Lied, dem seltsam trüben,
Das in der Brust mir bebt, vom Mund mir quillt,
Ausström' ich all mein Zürnen und mein Lieben.

Nicht acht' ich, wer es hört. Wenn hämischer Sinn
Und Bosheit mich umringen,
Geh' ich getrost vorbei und seh' nicht hin,
Und nicht ins Blut kann mir der Giftpfeil dringen.

Das Maal an der Stirn.

In rothem Kleid ein fremdes junges Weib
Rührte die Stirn mir mit dem Finger, lachend;
Mir schauerte der Leib.

Sie sprach: Du trägst ein Zeichen an der Stirn.
Seltsam geformt ist in Gestalt des Kreuzes
Das Maal an deiner Stirn.

In deiner Jahre schicksalsvollem Lauf
Wirst du es immer tragen. Denn es drückte
Ein Vampyrbiß dir's auf.

Des Lebens besten Theil in gier'ger Brunst
Saugt' er dir aus, die Gluth aus deinen Adern.
Der Vampyr ist die Kunst.

In wachen Nächten o wie manches Mal
Trat hungrig spähend er zu deinem Kissen,
Lüstern nach deiner Qual.

Apoll's uraltem Dienst bist du geweiht.
Doch gilt Genie zu haben als Verbrechen
Der schnöden Krämerzeit.

Wohlan! Entblöß im flammenden Gedicht
Die zuckend offnen Wunden deines Herzens:
Man lacht dir ins Gesicht.

In frischer, goldner Jugend Ueberschwang
Juble ein Liebeslied: phantastisch werden
Sie schelten deinen Sang.

Weise und Kritiker — sie folgen dir
Mit Schmähn, wie Wölfe ihrem Raub, die Beute
Zerstückelnd voll Begier.

Doch jenes Maal — nie kannst du's tilgen, wie
Der Funke des Gedankens nie zu löschen,
O niemals, niemals, nie! . . .

*

Sprach's. Und das Weib, das allen Trost mir raubt'
Und trotzig vor mir stand, schien mir das Schicksal . . .
Da neigt' ich stumm das Haupt.

Eine kurze Geschichte.

Sie war so hold wie eines Dichters Traum,
Stets weiß gekleidet; in den Zügen war
Der Gleichmuth einer Sphinx des Orients.

Es regt' ihr schöner, träger Leib sich kaum,
Bis auf die Hüften hing ihr seidnes Haar,
Ihr Lachen klang in trillernder Cadenz.

Sie liebte — unerwidert. Heimlich nährte
Mit heitrer Stirn sie in des Herzens Grunde
Die böse, stumme Gluth, die sie beseelte.

An jener Leidenschaft, die sie verzehrte,
Starb sie in einer Herbstesdämmerstunde,
Wie die Verbene, der die Sonne fehlte.

Die Wittwe.

Trauernde Wittwe, die so still du wohnst,
Unter dem rauchgeschwärzten Dach verborgen,
Und nähst und nähst und nie die Kräfte schonst,
Am Bette deines kranken Sohns voll Sorgen,

Auf dem verhärmten Antlitz trägst du noch
Die tiefe Spur von alten Kümmernissen.
Unglücklich bist du und so wacker doch;
Sieh, auf die falt'ge Stirn möcht' ich dich küssen.

Am Simse deines kleinen Fensters hier
Blüht ein Geraniumtopf mit rothem Schimmer.
Dein Loos ist schwer, nicht knickt's die Flügel dir;
Du weinteſt viel, und doch — du hoffst noch immer.

Laß knie'n mich hin zu dir, daß du mich lehrst
Zu dulden, zu verzeihn mit stillem Muthe.
Die du dem Haß und Neid so tapfer wehrst,
O segne mich, du Große, Echte, Gute!

Nie so wie hier mit tiefbewegtem Sinn
Dacht' ich der Mutter, und mir war, als würde
Mir offenbart durch dich, o Dulderin,
Des Schmerzes hohe Würde.

Auf der Bresche.

Sie ziehn dahin, ein ernst geschlossner Zug,
Entblößten Haupts und stumm.
Das lange schwarze Bahrtuch deckt ringsum
Des Todten Sarg und wallt im Windesflug.

In die gefurchten Stirnen gräbt sich fest
Brütende Trauer ein.
Vergebens lacht herab der Sonnenschein;
Die Thräne quillt, die Jeder fließen läßt.

In den sechs Brettern naht der arme Tropf
Zerschmettert seinem Grab.
Vom Dach, wo er geschafft, stürzt' er herab,
Zerschellt' auf hartem Pflaster seinen Kopf.

Von Leben strotzend, schön wie ein Titan,
Wenn er da oben stand,
Stürzt' er. Die kalte, dürre Todtenhand
Faßt einer Wittwe Herz nun schaurig an.

So trägt man, den die Hand des Herren schlug,
Zur letzten Ruhe fort.
Nach des Vergessens und des Schlummers Ort
Ziehn sie dahin, ein ernst geschlossner Zug,

Und denken, ob ein Schicksal, diesem gleich,
Auch ihnen werden soll.
Arbeit ist Kriegsdienst, und sie wissen's wohl.
Schwer athmen sie, und ihr Gesicht wird bleich.

Herkulische Männer, voller Muth und Fleiß,
Und ihre Träume sind
Ein heitres, kleines Haus und Weib und Kind.
Und Mancher doch fällt morgen schon — wer weiß? —

Von einem Dach, kommt im Fabriklärm um,
Ein Sturz bricht ihn entzwei
Der Decke — wer hört seinen letzten Schrei?
Ein Opfer mehr — wer kümmert sich darum?

Die Lücke, die der Tod riß, füllt sich wieder.
Trauer bringt Hoffnung mit.
Ein zahllos Heer rückt vor mit stetem Schritt
Und setzt den Fuß auf die gefallnen Brüder.

Und wie auf Gräbern mit vergnügtem Sinn
Harmlose Kinder spielen,
So überm Staube Derer, die da fielen,
Ziehn unbedenklich die Lebend'gen hin.

So seh' ich euch nun wieder . . .

So seh' ich euch nun wieder, arme Zimmer —
Mir scheint ihr schön — in meiner Mutter Haus!
Mit wie viel Hoffnungen, von ros'gem Schimmer
Umflossen, zog ich einst aus euch hinaus!
So seh' ich euch nun wieder, arme Zimmer.

Du weißes Bett, drin ich als Kind gelegen,
Ihr schönen Blumen und mein Spielzeug hier!
Wie sanft und traulich, wie ein Himmelssegen,
Von Jugendfrühlingstagen redet ihr!
Du weißes Bett, drin ich als Kind gelegen.

Die Hoffnung will im Herzen neu erglühen,
Da theurer Zeit Erinnern sich erneut.
Der Glaube läßt ein Lächeln neu erblühen,
Das längst mein Mund verlernt, nur schöner heut.
Die Hoffnung will im Herzen neu erglühen.

O Mutter, hier, so fern dem Weltgewühle
Neig' ich bei deinem Kosen still das Haupt,
Daß ich auf deinem Schooß als Kind mich fühle,
Dir sage, was den Frieden mir geraubt,
O Mutter, hier, so fern dem Weltgewühle.

Verlaß, verlaß mich nicht, du einzig eine
Zuflucht für meine traurigen zwanzig Jahr'!
Mutter, du weißt's, bei dir, bei dir alleine
Vergeff' ich, wie so hart mein Schicksal war.
Verlaß, verlaß mich nicht, du einzig Eine!

Ein Friedenshauch dringt aus der Luft hernieder.
Wie hell entflammt im Blau die Sterne sind!
Ein jedes Menschenleid entschlummert wieder,
Die Blumen schlafen, und es schweigt der Wind ....
Ein Friedenshauch dringt aus der Luft hernieder.

Eine aus dem Volk.

Die Spindel schnurrt, der Faden läuft, ich singe:
Bin achtzehn Jahre nun,
Hab' einen Schatz, ein Kleidchen von Kattun,
Zwei schöne Augen und bin guter Dinge.

Löf' ich mein rothes Haar, in dessen Locken
Erglänzt ein goldner Schein,
Blitzt Jedem, der mich sieht, ins Herz hinein
Ein Funke; seines Blutes Pulse stocken.

Mich kümmert's nicht; dem faden Schmeichlerhaufen
Lach' ich nur ins Gesicht.
Für meinen Schatz spar' ich die Küsse; nicht
Um eine Welt könnt' sie ein Andrer kaufen.

Ich lieb' ihn. Wie des Hammers König seh' ich
Ihn in der Schmiede stehn.
Wie ist er hoch und stark, nervig und schön!
Nur wie ein Kind an seiner Seite steh' ich.

Schlägt er das glüh'nde Eisen, um von Schlacken
Das starre zu befrei'n,
Und glüht dann sein Gesicht vom Widerschein
Und schwillt so mächtig sein entblößter Nacken,

Fühl' ich in meinem Stolz mich so erhaben —
Die Welt versinkt umher.
Mein Dämon, ja, mein Abgott ist nur Er;
Für mich, für mich allein will ich ihn haben.

Und wart' ich dann auf ihn in meiner Kammer,
Und schon verstrich die Zeit —
Die Kehle schnürt mir's zu vor Bitterkeit,
Und um die Brust legt sich's wie eine Klammer.

Doch jetzt — sein Schritt erdröhnt schon auf den Stiegen —
Die Thür geht auf — die Hand
Bebt — mein Gesicht wird weiß wie dort die Wand,
Doch Flügel hab' ich, ihm ans Herz zu fliegen.

Strahlend von Liebe, mag auch Ruß ihn schwärzen,
Müd' von des Tages Last,
Hat er mich glühend in den Arm gefaßt,
Und schlagen darf mein Herz an seinem Herzen.

Heidnischer Kuß.

Im goldnen Aehrenfeld, im Angesicht
Der Sonne, die in Gluth getaucht das Thal,
Das dampft von Wärm' und Licht,
Küßt' er sie auf den Mund zum ersten Mal.

Der blaue Himmel lacht, es lacht die Flur
Den liebetrunknen Zwei'n.
Rings jauchzt um sie die mächtige Natur
Bei diesem Kuß, so frisch und süß und rein.

Aus den erschlossnen Kelchen quillt ein Duft
Als wie von Lippen, die nach Liebe schmachten.
Empor steigt in die Luft
Der Erde Blüthenhauch, der neu erwachten.

Lächelnd inmitten alles Grüns umschlingt
Sich zärtlich Arm und Arm,
Indeß ein Lerchentriller aufwärts dringt
Zum weiten Firmament, so blau und warm.

Und allumher, dort unterm Schattendach
Des Hains, im blonden Korn, im dunklen Nest
Bebt wie berauschend nach
Der Kuß, der neues Leben aufblühn läßt.

Nur dich.

Hier — dich, nur dich allein! O laß mich, laß
Mit Schluchzen mich an deine Schulter lehnen,
Ausweinen, was ich litt ohne Unterlaß,
Die Qualen all' und das geheime Sehnen!
Ich sehne mich nach Thränen.

An dein hochklopfend Herz — o laß mich, laß
Das Haupt mich schmiegen, das der Schlaf gemieden,
Der welken Rose gleich, von Thaue naß,
Dem Vogel, dem kein warmes Nest beschieden!
Ich sehne mich nach Frieden.

Auf deine junge Stirn — o laß mich, laß
Die Lippe drücken, heiß von bangem Triebe,
Und flüstern dir ins Ohr, im Uebermaß
Des Glücks, ein einzig Wort so süß und trübe:
Ich sehne mich nach Liebe!

Während des Orkans.

Wenn in des Ungewitters grimmem Tosen
Der Sturmwind heult, die Lüfte gelblich sprühn,
Und Aeolus gleich einer zügellosen
Furie hineinzischt in der Blitze Glühn,
Dann, in der Elemente wildem Streite
Von goldnem Strahl umzückt,
Möcht' ich vergehn, verlieren mich ins Weite,
So, an dein Herz gedrückt.

Indeß im Fieber Erd' und Himmel zagen,
Ins Grenzenlose fortgestürmt mit dir,
Vom alten, bittern Kampf würd' ich dir sagen,
Den du nicht ahnst und Gott nicht kennt in mir.
Rings um mich her des Wettersturms Empörung,
Nacht, jedes Sterns beraubt,
Zu meinen Füßen Schrecken und Zerstörung,
An deiner Brust mein Haupt!

Trag mich fort!

O trag hinauf mich, wo im ew'gen Eise
Der Berghang wie gediegnes Silber blinkt,
Wo durch des Aetherraums azurne Kreise
Der Adler rauschend sein Gefieder schwingt!

Wo nicht der Boden Koth, wo der verhaßten
Stimme der Welt ich sicher bin entrückt,
Wo ich die Schwere minder fühle lasten
Des dürren Kreuzes, das mich niederdrückt.

O trag hinauf mich, daß wir Küsse tauschen,
Umspielt vom Hauch der herben Bergesluft!
Dort will ich kosend dir das Herz berauschen
Mit Frührothlächeln und Cyclamenduft.

Mein Herz bedrängt der graue Nebelreigen,
Im Reisfeld hier verstummt der Muse Wort.
Ich will dich lieben dort im ew'gen Schweigen
Des Hochgebirgs — o Liebster, trag mich fort!

Im April.

O Liebe, Liebe, Liebe! Weit und breit
Fühl' ich dich göttlich in der Sonne beben,
Im Hauch des Windes, der die Brust befreit,
Im sanften, reinen, zitternd süßen Duft
Der ersten Veilchen schweben.

Als Lebenssaft befruchtend quillst du warm
In aller Keim' und Sprossen Lenzgewimmel,
Jauchzest im Lerchenlied, belebst den Schwarm
Von tausend goldnen Pünktchen und versprühst
Licht über Erd' und Himmel.

O Liebe, Liebe, Liebe! Lenz beginnt
Im Wonnetaumel nur durch dein Gebot.
Den Rosen gibst du Duft, beschwingst den Wind,
Segnest die Flur mit Strahlen und mit Küssen —
In mir nur bist du todt.

Komm mit ins Feld!

Komm mit ins Feld! Mein seidner Schuh, vom Thaue
Wird er benetzt, und wo in Blumen steht
Die Wiese, will ich pflücken roth' und blaue,
All' diese jungen Triebe.
Komm mit mir in die Wälder, mein Poet,
Doch sprich mir nicht von Liebe!

Die Schwalbe schwingt sich durch den ros'gen Himmel,
Die feuchten Blätter blitzen wie Demant.
Im Moose der Insecten Glanzgewimmel
Freut sich des kurzen Lebens.
Schau, wie viel Licht und Jubel rings im Land!
Gott waltet nicht vergebens.

Sprich mir von Liebe nicht! Von jenem Glanze
Ist unsre Seel' ein blasser Widerschein.
Sieh, wie in dieser Strahlen Feuerkranze
Die Flur erglüht vor Wonne,
Welch einen mächt'gen Liebesbund geht ein
Die Erde mit der Sonne!

Du kannst so ewig küssen nicht und kosen.
Aus Schwachheit und aus Eifersucht gewoben,
Aus trübem Nebeldunst und Winterrosen,
Aus heiß' und kaltem Triebe —
Sag, gegen all' den holden Einklang droben
Was gilt wohl deine Liebe?

Ich will, ich will nur Fluren ohne Ende,
Wo Alles keimt und jede Knospe springt;
Gleich einem flinken Roß im Thalgelände
So will, so will ich schweifen,
Nach allem Glanz, der an der Iris blinkt,
In alle Meere greifen,

Das Laub abreißen und den Stengel knicken,
Vom Bergeshauch entfesselt Seel' und Sinn,
Dort auf des wolkennahen Gipfels Rücken
Am Sonnengold erwarmen,
Berauscht vom Glück, gleich einer Sultanin
In eines Königs Armen.

Hast du gearbeitet?

Also du liebst mich. Du gestandst mir's. Zitternd nun
Schweigst du und harrst, und vor der Antwort bangst du,
Verfärbten Angesichts.
Ein Lächeln, einen Kuß von mir verlangst du
Und meiner Jugend Blüthe — weiter nichts.

Doch sag: kennst du die Kämpfe, das gewaltige
Ringen nach hohem Ziel, die nie erkalten?
Weißt du, was Leiden heißt?
Wozu denn hast du Kraft und Blut erhalten
Und deines Athems Hauch und Seel' und Geist?

Kennst du die Arbeit? Jene ernsten, männlichen
Schlaflosen Nächte, strengem Werk erkoren,
Hast du sie je gekannt?
Welch einem Banner hast du zugeschworen
Die schöne Jugendzeit, eh' ich dich fand?

Du schweigst? O geh von hinnen! Zu den lustigen
Genossen träger Stunden magst du kehren,
Bei denen such dein Heil,
Bei deinen Bällen, Karten und Hetären!
Mein Herz und meine Küsse sind nicht feil.

O, wenn erschöpft, zerlumpt du mir begegnet wärst,
Doch Stolz im Antlitz, den die Arbeit weckte,
Ein Werk, das gut und nütz,
Wenn arbeitsmatt nach mir dein Arm sich streckte
Und dir im großen Auge flammt' ein Blitz,

Wärſt du Plebejer, doch ob all den Tauſenden,
Entnervt von ſchnöder Faulheit, dürftſt du heben
Dein Haupt nach edlen Mühn,
Und in der mächt'gen Stirne ſäh' ich beben
Des Strebens Luſt, des Denkens Fieber glühn —

Ja, dann würd' ich dich lieben, um die redliche
Arbeit und Müh', die dir geſtählt die Sehnen
Und deinen Namen ehrt.
Mein Haupt an deine Bruſt dann würd' ich lehnen,
Dich achtend meiner treuen Liebe werth.

Doch du — wer biſt du? Was von mir erhoffſt du noch?
Armſel'ger Sklav' mit deinem faden Schmachten,
Geh, weiche von mir weit!
Was giltſt du mir? Ich kann dich nur verachten,
Du welker Sprößling einer welken Zeit!

Der Gaſſenjunge.

Wenn auf der koth'gen Gaſſ' ich ihn gewahre,
So ſchmutzig und ſo ſchön,
Wie ſeines Jäckchens Fetzen ihn umwehn,
Die Schuh' zerriſſen und zerzauſ't die Haare;

Wenn ich ihn lungern ſehe bei den Wagen
Mit halb entblößten Beinen,
Wie er nach armen Hunden wirft mit Steinen,
Schon Dieb und ſchon verderbt, frech und verſchlagen;

Wenn ich ihn lachen ſeh' und denk': Nun hat er
Kein Heim, der Heckenſproß;
Die Mutter ging in die Fabrik und ſchloß
Die Hütte zu, im Zuchthaus ſitzt der Vater:

Dann fühl' ich Angſt um ihn mein Herz bedrücken.
Was ſoll aus dir nur werden,
Unwiſſend, ohne Leitung hier auf Erden
Und preisgegeben allen Zufallstücken?

Geſchwätz'ger Vogel, ſag: in zwanzig Jahren
Wo wirſt du Loſer niſten?
Verwogen, ruchlos und erpicht auf Liſten,
Oder in redlichem Erwerb erfahren?

Wirſt du in ſchlichter Arbeitsblouſe gehen?
Trägſt du dann Sträflingskleider?
Werd' ich dich in der Werkſtatt oder leider
Im Kerker, im Spital dich wiederſehen?

Hinab dann auf die Gaſſe möcht' ich eilen,
Ihn drücken an mein Herz,
Und, ihn umarmend, meinen tiefen Schmerz,
Mein Mitleid, meine Todesangſt ihm zeigen.

Mit tausend Küssen dann auf Mund und Augen
Möcht' ich ihn an mich ziehn
Und, zärtlich schwesterlich bemüht um ihn,
Mit Schluchzen in sein Ohr die Worte hauchen:

In Noth und Kummer lebt' auch ich. Auch ich
Entsproß dem Dornenstrauch.
In die Fabrik ging meine Mutter auch;
Ich weiß, was leiden heißt, — ich liebe dich!

Cascade.

Aus wie hohem Quell bist du entsprungen,
Ungestümer Sturzbach du?
Klippenabwärts kühn zu Thal geschwungen
Rauschest du dem Meere zu,
Schäumst und sprühst und glänzest. Nichts hält auf
Den jahrhundertlangen Lauf.

Aus wie hohem Quell bist du entsprungen,
Lichtgedankenfluth,
Dran die Menschheit labt der durst'gen Zungen
Ungestillte Gluth?
Sonnen spiegeln sich in dir, und nichts hält auf
Deinen Ewigkeitenlauf.

Bis an mein Ende und drüber hinaus.

Sie sagte mir: du kannst nicht lachen. Immer
Verwünscht dein herber Vers und grollt und höhnt.
Ein Lied gelingt dir nimmer
Voll Freudejauchzen, drin im Licht die süße
Musik der Küsse tönt.

Du kennst nicht apollinisch helle Töne,
Der griechischen Göttin gleich, die ihr Gewand
Abwirft, in nackter Schöne
Empor sich schwingt und aus den Lüften streut
Glycinien und Akanth.

Und weiter sprach sie: Wo bist du geboren?
Hat eine böse Fee zur Dichterin
Des Unheils dich erkoren
Schon in der Wieg'? — Und ich: Arm war die Hütte,
Drin ich geboren bin.

Dem Schlamm entsproß ich. Durch der goldnen Sonne
Triumphgesang, die Hymnen, die das All
Durchbeben voller Wonne,
Dringt nah und fernher an mein Ohr von Klagen
Ein banger Widerhall.

Aufs Herz mir tropft, ein rother Regenschauer,
Das Blut der edlen todgeweihten Schaar,
Die ihre Brust voll Trauer
Dem Feind entblößt, wo eine Schutzesmauer
Der Freiheit nöthig war.

Aus jeder Werkstatt, wo in wirrem Lärmen
Ein Menschenhaufe dicht zusammensteckt
Und, fahl von Noth und Härmen,
Nach hartem Brot, verdient mit saurem Schweiße,
Hungernd die Hände streckt;

Aus den Fabriken, wo man rastlos schwingend
Stählerner Riesenhebel Sausen hört
Und durch die Poren dringend
Der scharfe Dunst schwindsücht'gen Weberinnen
Am ros'gen Blute zehrt;

Aus dürrem Land, Reisfeldern, wo den Bauern
In Mark und Bein die gift'ge Feuchte dringt,
Aus jener Häuser Mauern,
Wo so viel arme träge Gottgeschöpfe
Man Gott zum Opfer bringt,

Zu mir, zu mir dringt fort und fort die Klage,
Die mich verfolgt und unermüdlich spricht
Mit ewig düstrer Frage,
Mich wie die Fledermaus mit ängst'gem Flügelschlage
Umschwirrt im Dämmerlicht.

Was schön und freudig, seh' ich vor mir fliehen,
Das holde Licht, mit jedem Morgen neu;
Das süßverwegne Glühen
Der Liebe flieht mich und des Kusses Taumel —
Der Schmerz nur bleibt mir treu.

Der Schmerz, der nimmer nachgibt, was auch drohe,
Der Schmerz, der kämpfend sich zum Gott erhebt,
Die Kraft, die göttlich hohe,
Die einst Prometheus stählte, da am Felsen
Gefesselt er geschwebt.

Und düster tönend fliegen meine Lieder
Ueber der Menge, die erblassend lauscht,
Wie riesenhaft hernieder
Ueber des Gletschers ew'gem Eis der Fittich
Des wunden Adlers rauscht.

[Nachdruck untersagt.]

II.

Eben erschienen ist bei Alexander Duncker in Berlin ein schmales Buch von 126 Seiten: „Schicksal (Fatalità)“, Gedichte von Ada Negri, ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Der eigentliche Sinn des Wortes wäre hier: Das Ringen mit dem Schicksal, denn Schicksal allein hat zu sehr den Sinn des Unterliegens, während Ada Negri mit dem Schicksal im Kampfe lag und es — dürfen wir jetzt wohl denken — bezwungen hat. Der Vorrede zufolge sind diese Verse die Gedankenströme, die der Seele eines jungen Mädchens entsprangen, das in tiefer Verborgenheit die Stelle eines Bauernkinder das A-B-C lehrenden Schulmeisters in einem kleinen lombardischen Neste, nicht weit von Lodi gelegen, inne hatte. Jahre hindurch sind Ada Negri's Gedichte einzeln in einer bestimmten Zeitung erschienen, bis die öffentliche Aufmerksamkeit sich ihnen immer dringender zuwandte. Nun trägt das mir vorliegende Bändchen von 1893 bereits die Bezeichnung: Vierte Auflage.

Man darf, von mir redend, wohl als etwas Auffallendes bezeichnen, daß Jemand, dem so viele Jahre hindurch in ununterbrochener Zufuhr Gedrucktes jeder Art unter die Augen kommt, im höchsten Grade erstaunt über ein paar Seiten, die er in einem Bändchen lyrischer Gedichte zufällig liest. Mein Gefühl glich der Verwunderung und dem Entzücken, mit dem man auf einem gewohnten Spaziergange, etwa über eine Wiese hin, plötzlich ein Nest von Blumen dastehen sähe, deren Schönheit in Farbe und Form uns völlig neu wäre. Nichts Wunderliches, Seltsames, Grelles in diesen Blüthen, sondern einfache Schönheit. Schönheit der Gedanken, der Sprache, der Empfindung. Und zugleich ein Duft, der ein Gefühl kindlicher Freude am Dasein, gemischt mit rührendem, aber sanftem Schmerze über eigenes und fremdes Schicksal, ausspricht. Hierin zumal liegt das uns vertraulich ansprechende „Moderne“ dieser Dichtungen. Der „Menschheit ganzer Jammer“ bestürmt die Seele der Dichterin, der Sonnenschein der Jugend aber bricht zugleich siegreich durch und hebt uns mit empor. Die tiefe Verlassenheit des jungen Mädchens ergreift uns, aber wir sagen uns, daß diese Verse nicht zu hoch damit bezahlt werden. Nur ein Mädchen auch hätte so dichten können, ein einsames, armes Kind, verzehrt von Sehnsucht nach dem der Zukunft zudrängenden Gewühl der Menschen, aus dem ihm Stimmen der Anerkennung und des Verständnisses entgegenkämen. Heute wird Ada Negri das nun wohl gefunden haben, und wir gönnen es ihr ohne den Hintergedanken, gerade dieser kummervollen Stille habe es vielleicht bedurft, um so viel Schönes herauszulocken. Ihre Natur fordert durchaus keinen tragischen Abschluß. Man kann sie sich als glücklich verheirathete Frau und Mutter glücklicher Kinder denken, ohne daß ihrer Erscheinung dadurch etwas genommen würde. Diese trägt den Charakter gleichmäßiger Durchbildung. Wie man von „musikalischen“ jungen Leuten spricht, denen es unmöglich wäre, ein anderes Element für die seelische Existenz zu

finden als Musik, denen es ebenso unmöglich wäre, eine falsche Note zu spielen als Anderen, eine richtige, so ist Ada Negri in Poesie eingetaucht. Jedes ihrer kleinen Gedichte ist in Composition und Bildern ein Meisterstück, ein Naturproduct, man könnte sagen, ein Theil des italienischen Lebens von heute. Ich glaube nicht, daß Jemand diese Verse wieder vergessen könnte, der sie einmal gelesen oder gehört hat.

Es würde nichts nützen, hier Beispiele zu geben, man muß das Bändchen mit den nur sechzig kurzen Stücken durchlesen, denn eins gehört zum anderen: man muß die ganze Reihe kennen, wie wir eine Symphonie von der ersten bis zur letzten Note gehört haben müssen. Dann erst fällt uns die Verbindung tiefer Kenntniß alles Dessen auf, was Armuth und Noth über ein Leben von frühester Kindheit an verhängen, und leichtbeschwingter Erhebung darüber. Die Trübsal des gedrücktesten Daseins hat die Reinheit dieses Jugendlebens, das immer noch jugendlich frei fortstrebt, nicht anzutasten vermocht. Bei Dickens finden wir solche weibliche Kinderseelen, die im Schlamme aufwachsend zu unberührtem Blüthenthume sich erheben. Ada Negri ist nicht herabgekommen zu Armuth und Entbehrung, sie ist die Tochter einer armen Frau. Sie hat als kleines Kind schon den Kampf um das tägliche Brot als das Beherrschende gekannt. Es hat sie das zuweilen mit Bitterkeit erfüllt, niemals mit Haß. Sie hat gearbeitet und ihre Mutter als alte Frau weiterarbeiten sehen müssen, ohne sie darüber hinausheben zu können. Formales religiöses Leben scheint ihr fremd, all ihre Gedanken aber sind von Religiosität erfüllt. Eine tiefe Vertrautheit mit dem Leben des Arbeiters ist ihr eigen, nirgends aber auch nur ein Anklang anarchischer Denkungsart. Alles — ich sage Alles, — was die Welt Böses und Nothvolles beherbergt, kennt Ada Negri und hat es zum Theil erfahren, aber sie findet die sanftklingenden, versöhnenden Noten, die die Schicksalsschreie der Armen und Verlassenen zu einem Theil der gewaltigen Harmonie werden lassen, zu der menschliches Glück und Unglück sich den Gedanken der Vorsehung nach zusammenschließen. Ihr Glaube an die Schönheit und den Werth des Lebens wird uns nicht in Phrasen vorgedudelt, an deren verschwommenen Inhalt sie selbst nicht glaubt; was sie bringt, hat reine Form, festen Inhalt und, wo es sich um die Gefühle eines jungen Herzens handelt, glühende Farben, wo echtes Feuer durchleuchtet. Daneben aber, wo das sociale Elend der Zeit vor ihr sich auftut, schildert sie das Rauhe und Harte in rauhen und harten Bildern, und es liegt nichts Beschönigendes in ihrer Sprache. Gustav Spangenberg hat als sein tiefstes Werk den „Zug des Todes" hinterlassen; so deutlich jedoch seine künstlerische Sprache hier zu sein scheint: vergleichen wir damit Ada Negri's Gedicht vom Zuge der Verlassenen und Elenden! Und dann, gerade hier, überrascht uns mit doppelter Kraft der versöhnende Ausklang. Sie will einen Ausdruck dafür finden, wie all dieses furchtbare Leiden ein jugendliches Gemüth nicht dazu bringen kann, am Leben zu verzweifeln. Ich lege, während ich dies schreibe, die Feder hin und durchblättere das Buch, um etwas auszuwählen, das sich hier als Citat einflechten ließe, aber ich fühle, daß es ein Unrecht sei, aus diesem Kranze eine einzelne Blume herauszureißen. Und so schließe ich ab.

Die Uebersetzung ist an vielen Stellen mit den Originalen von mir verglichen worden. Hedwig Jahn ist eine treue Uebersetzerin. Man glaubt nicht mit fremder Sprache zu thun zu haben. Sie dichtete die Verse in Deutschem Wohlklange nach. Nirgends tönen uns die leeren Worte entgegen, mit denen geschäftsmäßige Uebertragung gereimter Dinge sich oft behilft. Ich habe die überraschende Kraft dieser Dichtungen in den letzten Tagen bei Vielen erprobt, denen ich das kleine Buch in die Hände gab. Meistens Solche, die freiwillig lyrische Gedichte nicht zu lesen pflegen. Ich thue es selbst nicht. Ich füge auch noch die Bemerkung hinzu, daß mir Dichterin und Uebersetzerin beide persönlich unbekannt sind. —

Hätte ich Ada Negri literarhistorisch hier zu besprechen, so würde ich Carducci's Einfluß auf die jüngere Generation des heutigen Italiens zu erwähnen haben. Das Land hat neben Ada Negri noch andere dichtende Frauen von hoher Begabung hervorgebracht. So Alinda Brunamonti, deren „Nuovi Canti" 1887 in Citta di Castello erschienen. Auch hier der furchtlose Ausblick auf das Allgemeine, der Reichthum an Bildern und die natürliche Bescheidenheit einer muthvollen Frau, die ihre Zeitgenossen anredet, weil sie an die Schönheit des irdischen Daseins glaubt. Bei Beurtheilung der neueren italienischen Lyrik müßte auch von Victor Hugo die Rede sein, dessen Reichthum an bildender Phantasie nach Italien übergeflossen ist. Im Hintergrunde aber ragt Dantes Gestalt empor, wie bei uns überall Goethe und Shakespeare. Goethe's Universalität hat uns für das Verständniß auch der neuesten italienischen Dichtung vorbereitet.

Berlin, October 1894. Herman Grimm.

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

15. November 1894.

Seit dem Beginn der neuen Spielzeit am 1. September ist in der Verwaltung der Berliner Bühnen eine verhängnißvolle Aenderung eingetreten. Zwei altbewährte ausgezeichnete Theaterleiter, Adolf L'Arronge und Ludwig Barnay, sind theatermüde von der Stätte ihres Wirkens zurückgetreten. Das Deutsche Theater, das L'Arronge im Verein mit August Förster, Friedrich Haase, Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann 1883 begründete, hat in der Entwicklung des Berliner Theaterlebens im letzten Jahrzehnt eine entscheidende Rolle gespielt. Sowohl in Bezug auf die dramatische Kunst, Dichtung und Darstellung, wie in Bezug auf die Geschmacksbildung des Publicums und die Einwirkung, die es auf das Schauspielhaus ausübte. Der ursprüngliche Gedanke der Gründung zwar, ein Theater zu schaffen, in dem die Schauspieler zugleich die Gesellschafter des Unternehmens wären, ließ sich nicht durchführen. Zuerst entfernte sich Haase aus einem Verhältniß, das die Eigenart seines Talentes einengte, Barnay folgte ihm, Friedmann trat in den Hintergrund zurück: schließlich stand die Leitung und Entscheidung in der Wahl der aufzuführenden Stücke wie in ihrer Einrichtung bei Förster und L'Arronge. Seit der Berufung Förster's nach Wien (1886) lag die Last und die Verantwortung, aber auch der Ruhm auf L'Arronge's Schultern allein. Während seiner guten Zeit wetteiferte das Deutsche Theater erfolgreich mit dem Schauspielhause. Sein Repertoire war geschickt aus classischen und modernen Schauspielen zusammengesetzt; mit den Lustspielen von Oskar Blumenthal „Der Probepfeil" und „Die große Glocke" hatte es in der ersten Zeit, mit Ludwig Fulda's Märchenkomödie „Der Talisman" und mit Kadelburg's Schwank „Der Senator" in seinen beiden letzten Jahren große Treffer gezogen. Im Anschluß an die Inscenirungskunst der Meininger richteten L'Arronge und Förster eine lange Reihe classischer Dramen musterhaft ein, stilvoller und lebendiger, als wir sie zu derselben Zeit im Schauspielhause sahen. Calderon's „Richter von Zalamea", Grillparzer's „Jüdin von Toledo" waren glückliche und auch für die Kasse vortheilhafte Bereicherungen des classischen Repertoires. Ausgezeichnete schauspielerische Kräfte gaben auch bei den Wiederholungen den Darstellungen Glanz und Relief, Joseph Kainz und Agnes Sorma fesselten durch die Entwicklung ihres Talents die Zuschauer immer aufs Neue; Georg Engels wuchs in dem Verband und in der Schule dieses Theaters von einem lustigen Hanswurst zu einem hervorragenden Charakterspieler, von vielseitiger Originalität, auf. Wie jede Bühne hatte auch das Deutsche Theater seine Finsternisse; zuweilen ermüdeten die Leitung wie die Darsteller. Daß Joseph Kainz das Theater verließ, um bei dem Concurrenzunternehmen des Berliner Theaters sein Glück zu versuchen, Herbst 1889, brachte ihm persönlich wie dem Deutschen Theater schweren künstlerischen Schaden. Als er sich dann wieder zu der Stätte seines Ruhmes zurück-

gefunden hatte, kehrte ihr Agnes Sorma den Rücken. Trotz alledem wußte L'Arronge, wenn auch mit nachlassender Freudigkeit und geringeren Erfolgen, den Ruf des Deutschen Theaters bis zu dem Ende seiner Directionsführung aufrecht zu erhalten. Aber als er das Theater dem bekannten Literarhistoriker und Kritiker Otto Brahm am 1. September dieses Jahres übergab, waren menschlicher Voraussicht nach die guten Zeiten des Deutschen Theaters vorüber. Der Kampf mit dem Schauspielhause, den L'Arronge so muthig aufgenommen und so standhaft geführt hatte, kann jetzt, nachdem unter der Verwaltung des Grafen Hochberg ein frischerer Zug in die königlichen Bühnen gekommen ist, und die Aufführungen der classischen Dramen in Ausstattung wie in Spiel eine wohlthätige Erneuerung erfahren haben, nicht mehr gewagt werden. Die Mittel des neuen Directors sind im Vergleich zu denen des Schauspielhauses beschränkt, und er bringt überdies, nach seiner Geschmacksrichtung und von seiner früheren literarischen Stellung her, der Dichtung der Vergangenheit nicht jenes lebendige Interesse und jene nachempfindende Empfänglichkeit entgegen, ohne die eine Aufführung classischer Dramen immer eine steife akademische Leistung bleibt oder in ihr Gegentheil eines rohen Naturalismus ausartet. Vorstellungen wie die von Schiller's „Kabale und Liebe" und Shakespeare's „Hamlet" haben in dem einen wie im anderen Sinne abschreckende Beispiele geliefert.

Der Wechsel, der sich in der Führung des Berliner Theaters vollzogen, stellt der Zukunft auch dieser Bühne ein Fragezeichen. Das Berliner Theater wurzelte in der Persönlichkeit Ludwig Barnay's. Er war sein technischer Director, sein künstlerisches Haupt, Regisseur und erster Schauspieler zugleich. Wie viele Personen er auch in verschiedenen Dienstzweigen verwandte, er drückte sie sämmtlich zu untergeordneter, unselbständiger Beihülfe herab. Die Arbeitskraft, die er in diesen sechs Jahren, vom September 1888 bis zum Juli 1894, aufwandte, ist eine erstaunliche, und man begreift im Hinblick auf den Aufwand von Energie, den seine Thätigkeit erforderte, daß er sich nach Ruhe und Ausspannung sehnte. Barnay's Theaterleitung hat eine durchaus entgegengesetzte Beurtheilung gefunden, hier von Seiten des Publicums, dort von Seiten der Kritik. Er hatte dem mittleren Bürgerstande in dem Berliner Theater eine Schaubühne geschaffen, die den Wünschen und den Ansprüchen, dem Verständniß und dem Geldbeutel dieser Kreise entsprach. Ihnen gefiel der Regisseur Barnay ebenso sehr wie der Schauspieler. Barnay's Einrichtungen strebten dem Meiningenschen Muster nach, freilich mit einem Stich in das Grelle und das Imitirte. Aber die Zuschauer waren nicht im Stande, immer das Unechte von dem Echten zu unterscheiden, sie begnügten sich mit der historischen Treue und der Localfarbe im Großen und Ganzen und wogen nicht behutsam jede Einzelheit auf der Goldwage. Auch muß billig zugegeben werden, daß die Massenscenen stets glücklich und wirksam durchgeführt wurden, daß Barnay, wenn er in der Gebelaune als Schauspieler war, allen Mitspielenden etwas von seinem Feuer und seinem Geiste einflößte. Die Gegenwart des Kaisers, der das Berliner Theater gern bei den Aufführungen patriotischer Schauspiele besuchte, that dann das Ihrige, solche Darstellungen, im populären Rahmen, auch für einen feineren Geschmack, in ihrer Weise zu wohlgelungenen und in sich abgerundeten zu machen. Völlig im Unrecht war indessen die Kritik mit ihren Ausstellungen trotzdem nicht. Barnay hatte in der Wahl der Neuheiten, die er vorführte, nur in seltenen Fällen ein sicheres Urtheil, eine Witterung der Stimmung und des Geschmacks. Die „Premièren" im Berliner Theater endeten meist mit einem Krach. Und zugleich gab es Abende, wo auch im classischen Drama den Regisseur die Erfindung, den Schauspieler die Laune oder die Kraft verließ, wo Alles einen handwerksmäßigen Zug annahm. Barnay hatte das Berliner Theater mit der Absicht eröffnet, hier der Stadt ein echtes Volksschauspielhaus zu geben: an dieser Absicht wurde all' sein Thun und Treiben gemessen. Daß der Director, der täglich, um seine Anstalt zu erhalten, Komödie spielen mußte, oft beim besten Willen nicht erfüllen konnte, was er sich selbst und dem Publicum, als sein Plan noch im

Werden lag, versprochen hatte, wollte die Kritik nicht gelten lassen. Sie sah nur die Fehlgriffe und Irrungen, den ärgerlichen Zwiespalt Barnay's mit dem einen und dem anderen seiner Künstler, die allzu große Rücksicht auf die Theaterkasse. Aber bis zuletzt blieb die Masse der Zuschauer dem Director und Schauspieler Barnay treu: die Angriffe der Kritik, die berechtigten wie die unberechtigten, machten keinen Eindruck auf sie. Für jeden Einsichtigen unterliegt es denn auch keinem Zweifel, daß der neue Director in den Geleisen Barnay's fortfahren muß, um das Fortbestehen des Berliner Theaters zu sichern.

Zu der Geschicklichkeit und Findigkeit Oskar Blumenthal's, der es übernommen, hat in allen theatralischen Dingen das Berliner Publicum ein gewisses Zutrauen. Das Bedenkliche ist nur, daß er jetzt für zwei Theater zu sorgen und zu denken hat. Seine Neigung wie sein Talent befähigen ihn unvergleichlich besser zur Leitung einer vornehmen Salonbühne, der er selbst den Namen und den Zweck eines Theaters für die Lebendigen ertheilte, als für die Verwaltung eines Volkstheaters, das in erster Reihe das classische Drama und das Volksstück pflegen muß. Es tritt aber bei der Verwaltung zweier Theater durch eine Persönlichkeit nicht nur eine gewisse Einseitigkeit des Spielplans hervor, sondern auch ein unsicheres Schwanken der Künstlergenossenschaft hinüber und herüber. Niemand weiß im Grunde, welchem Theater er angehört, Jeder wechselt von einer Bühne zur anderen und wird auf keiner heimisch. Solche Unzuträglichkeiten machen sich natürlich erst im Verlauf der Spielzeit geltend; zunächst empfindet das Berliner Schauspielwesen einzig den Fortgang zweier so begabter, für ihr Fach hervorragend ausgerüsteter und von einer seltenen Energie, der eine bei jäher Hitze, der andere bei gelassenem Phlegma, erfüllter Männer, wie es L'Arronge und Barnay waren. Diesem Verlust gegenüber ist die erfreuliche Thatsache der Eröffnung des Schiller-Theaters, in dem ehemaligen Wallner-Theater, unter der Leitung R. Löwenfeld's, hervorzuheben. Den Bemühungen kunstsinniger Gönner und freigebiger Freunde einer edleren Volksunterhaltung ist es gelungen, das nöthige Capital zusammenzubringen. An Eifer, ein leidliches Ensemble herzustellen, läßt es der Director nicht fehlen. In dem Repertoire finden wir Schiller, Anzengruber, Laube, Wildenbruch, Björnson und ein wenig zu häufig Moser mit seinem „Veilchenfresser" vertreten. Unwillkürlich wünschte man eine größere Mannigfaltigkeit des Spielplans: für die komische Seite böten die Märchenspiele Raimund's, die alte Berliner Localposse von Kalisch, ein und ein anderes Lustspiel von Töpfer und Benedix sich zu anziehenden und nicht allzu schwierigen Darstellungen, für die ernste wären vor Allem Lessing und Schiller zu berücksichtigen. Leider beeinträchtigt die Nothwendigkeit, jeden Abend spielen zu müssen, sowohl die Bildung des Ensembles wie des Repertoires. Im Sturmschritt ist hierin gar nichts zu erreichen.

Von sechs größeren Theatern wird eine Anzahl von Theaterstücken gebraucht und verbraucht, die uns vor fünfundzwanzig Jahren ungeheuerlich erschienen sein würde. Ohne den reich aufgespeicherten Schatz erprobter Schauspiele und Lustspiele, über den die deutsche Schaubühne verfügt, und der, von den classischen Dichtungen abgesehen, bis in die zwanziger Jahre des Jahrhunderts hinabreicht, vermöchten die Bühnen natürlich nicht zu bestehen. Aber auch so bleibt der modernen Production, da kein Theater ausschließlich von altem Brot leben kann, noch ein großer Spielraum, sich auszuleben. Früher war es eine beständige Klage der dramatischen Dichter, daß sie nicht beachtet würden; gegenwärtig suchen die Directoren einander den Vorrang bei den bekannteren Theaterschriftstellern abzulaufen. Selbstverständlich gibt es auch jetzt noch Zurückgesetzte, und nicht ganz mit Unrecht mag sich die höhere Kunst, das Geschichtsdrama in Versen wie die romantische Komödie, darüber beklagen, daß der Zeitgeschmack sie zu sehr in den Hintergrund gedrängt habe; im Ganzen jedoch kommen die Berliner Bühnen, wenn nicht aus Neigung, so aus Noth, den modernen Schöpfungen jeder Richtung mit der größten Bereitwilligkeit entgegen, und die Aufführung von zwei bis drei Neuigkeiten in jeder Theaterwoche

zeigt, wie bedeutend die Nachfrage, wie günstig die Aussichten der Theaterdichter sind. Daß trotzdem das Angebot noch viel massenhafter ist, liegt in dem Zudrang der Halb- und der Vierteltalente zu der Theaterschriftstellerei. Stärker als vordem verlockt der Glanz eines Theatererfolgs und der Gelderwerb, der damit verbunden ist, Begabte und Unbegabte, und die Fülle der Bühnen beschäftigt und versorgt, wie in der Schauspielerei, so auch in der dramatischen Production, nur zu oft die bedenklichste Mittelmäßigkeit.

Denn Keinen, der mit dem Gesetze künstlerischen Schaffens nach der statistischen Seite hin ein wenig vertraut geworden ist, kann es Wunder nehmen, daß unter neunzig bis hundert Neuigkeiten einer Saison zwei Drittel flüchtigste Eintagsfliegen sind, und von dem Drittel, das eine kritische Betrachtung verdient, kaum ein Drittel das Lampenlicht der nächsten Spielzeit erlebt. Wahrhaft schöpferische, neue Talente tauchen nur in verhältnißmäßig weiten Zwischenräumen auf; von den Dichtern, die im Augenblick unsere Bühnen beherrschen, sind Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann seit 1889 darauf heimisch, Ludwig Fulda und Richard Voß reichen noch weiter in die achtziger Jahre, Ernst von Wildenbruch und Oskar Blumenthal bis zu ihren Anfängen, Hugo Lubliner und Paul Lindau sogar in die siebziger Jahre zurück. An Paul Lindau sind die Arbeitskraft und der Wagmuth erfreulich, mit denen er sich wieder an dem Theatertreiben betheiligt, nachdem er sich eine Weile verstimmt davon zurückgezogen hatte. Mit den Jahren, bei schärferem Einblick in die Kunst, ist ein alexandrinischer Zug in ihn gekommen, er versucht sich seit 1889 in den verschiedensten Stilarten. Im „Schatten" beschäftigte ihn das moderne Problem der ungleichen Ehe zwischen einem hohen Staatsbeamten und einer Operettensängerin, zwischen einem Ehrenmann und einer Frau, auf deren Vergangenheit ein Schatten ruht; in der „Sonne" erschien unerwartet der satirische, spottende Lindau seiner ersten Lustspiele wieder, aber merkwürdig: seine Satire hatte keinen Stachel und seine Fröhlichkeit etwas Müdes und Griesgrämiges. In dem „Komödianten" — einer geschickten, theatralischen Zusammenstellung von Vorfällen und Conflicten aus Molière's Leben — wandte er sich dem historischen Genre zu; der „Andere" brachte ein pathologisches Nachtstück, an Ibsen anklingend, dem leider, nach dem spannenden und ergreifenden Anfang, die Kraft der Durchführung und der tragische Schluß mangelte; seine letzte Arbeit „Ungerathene Kinder", die im Schauspielhause am 3. October zur ersten Aufführung gelangte, schwenkt von allem Grausigen und Unbegreiflichen in die Nüchternheit und Harmlosigkeit einer Idylle ab. Der Duft von Loschwitz und Blasewitz, der Hauch der sächsischen Gemüthlichkeit und des sächsischen Dialects schweben darüber. Ein reicher Mann hat sein Bankgeschäft aufgegeben und sich in die Muße und den Comfort seines Landgutes zurückgezogen. Da er selber in rastloser Arbeit das Leben nicht genossen hat, wünscht er, daß sein Töchterchen Agathe als gefeierte Weltdame und sein Sohn Emil als schneidiger Jurist das von ihm Versäumte nachholen und aus vollem Becher trinken möchten. Aber zu seinem Kummer will Emil Theologie studiren, und Agathe, ein weißes Schäfchen mit himmelblauen Bande, den Prediger heirathen, der ihren Bruder erzogen hat. Daß die „ungerathenen Kinder" ihr Stück durchsetzen, ist der breit ausgesponnene Inhalt des Lustspiels. Nur durch die trefflich aufgefaßte und durchgeführte Gestalt des Pfarrers in ihrer Güte, Treuherzigkeit und unfreiwilligen Komik erhebt sich die harmlose Kleinstädterei in die künstlerische Sphäre. Lustiger, bewegter und stärker setzt der Schwank „Wie die Alten sungen" von Karl Niemann ein; Sonntag den 14. October wurde das forsche Soldatenspiel zum ersten Male aufgeführt. Die Handlung ist unbedeutend: Prinz Gustav, der Sohn des alten Dessauers und der Annaliese, ahmt dem Beispiel seines Vaters nach; wie der sich in die Apothekerstochter, hat er sich in die Tochter eines Brauers verliebt. Bald im Schloß, bald im Bürgerhause spielen sich allerlei muntere Scenen mit einem Stich in das Burleske und Possierliche ab. Geht es auch nicht immer ohne Kränkung für ein empfindlicheres Gemüth und ein

feineres Ohr ab, so schlägt schließlich doch der soldatische Zug und die derbe Holzschnittmanier, in der die Figuren entworfen sind, für das große Publicum durch.

Einen höheren literarischen Anspruch erheben die Darbietungen des Lessing-Theaters; Felix Philippi's dreiactiges Schauspiel „Wohlthäter der Menschheit", Max Nordau's Schauspiel in fünf Acten „Die Kugel" und Hermann Sudermann's Komödie in vier Acten „Schmetterlingsschlacht". Keins dieser Stücke hat freilich Sardou's unverwüstliche „Madame Sans-Gêne" von den Brettern dieser Bühne zu verdrängen vermocht. Sollte man nicht glauben, daß Napoleon und seine Marschälle es den Berlinern gerade so wie den Parisern angethan hätten? Mit lebhaftester Erwartung und Theilnahme wurde der Komödie Sudermann's entgegengesehen. Weit über den engen Kreis des zünftigen Literatenthums war das Publicum neugierig, den geliebten Dichter der „Ehre" und der „Heimath" im heiteren Reiche Thaliens zu sehen. „Die Schmetterlingsschlacht" wurde zum ersten Male am Sonnabend, den 6. October gespielt, mit einem merkwürdigen Ausgang, unter dem lauten Jubel der Freunde und dem heftigsten Widerspruch der Gegner. Und auch die späteren Vorstellungen, wenn sie gleich die Uebertreibungen der ersten Aufführung auf das richtige Maß zurückführten, verhalfen dem Stücke zu keinem rechten Erfolg. Die Freunde des Dichters sind geneigt, nicht ganz mit Unrecht, der schleppenden und rührseligen Darstellung die Schuld daran aufzubürden, und der Sieg, den das Stück, als flottes Lustspiel gegeben, im Burgtheater zu Wien errang, scheint ihnen Recht zu geben. Aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Selbst wer ohne Voraussetzungen und große Erwartungen, wie ich, die „Schmetterlingsschlacht" bei ihrer dritten Aufführung besuchte, wurde die Empfindung einer erkältenden Enttäuschung nicht los. Der phantastische Titel stand mit dem alltäglichen Inhalt der „Komödie" in einem gar zu grellen Contrast, und der Widerspruch zwischen der beabsichtigten komischen Wirkung und dem Naturell des Dichters brach überall durch. Sudermann steht, mit einer stärkeren Betonung der socialen Gegensätze, wie sie jetzt in der Luft liegt, im Banne des Iffland'schen Rühr- und Familienstücks. Die starken Drucker und Schlager in der „Ehre", „Sodoms Ende" und „Heimath", das moderne Pathos der Freiheit und Selbstbestimmung, der Geniesucht und der Rechte des Herzens, die brennende Farbengebung verbergen dem naiven Zuschauer die Herkunft und Verwandtschaft dieser Schauspiele; in der „Schmetterlingsschlacht" offenbarte sie sich all zu deutlich. Die Möglichkeit, das Triviale der Fabel und „die gemeine Deutlichkeit" der Charaktere durch phantastischen Humor oder groteske Züge zu überwinden, wie es wenigstens in einigen Scenen der Märchenkomödie Wildenbruch's „Das heilige Lachen" geschehen ist, war nicht ausgeschlossen, aber der trockene Realist, der in Sudermann steckt, konnte oder wollte die günstige Gelegenheit nicht ergreifen. Was er uns bietet, ist ein Stück kleinbürgerlichen Lebens, weder verzerrt noch verschminkt, aber mehr herzbeklemmend, als herzerfreuend, wahr, aber nichts weniger als ergötzlich. Den bitteren Bodensatz der Flasche kann auch das lustigste Spiel der Schauspieler nicht beseitigen. Die Wittwe eines Subalternbeamten, Frau Hergentheim, bringt sich und drei Töchter schlecht und recht, mit Ach und Krach durch das sorgenvolle Leben. Dabei kann es nicht immer reinlich und vornehm zugehen. Die Mutter wie die beiden ältesten Töchter Else und Laura haben ihre Gedanken auf eine vortheilhafte Heirath gerichtet; das ist die eine Seite der „Schmetterlingsschlacht". Da nun das Männer-Einfangen fürs Erste ein brodloses Vergnügen ist, muß die jüngste Tochter Rosi durch ihre Thätigkeit der Familie den Unterhalt erwerben. Sie ist eine kleine Künstlerin im Zeichnen und Malen von Schmetterlingen als Fächerschmuck, mit reicher Phantasie, einer geschickten Hand und einem goldigen Herzen. Hier haben wir die andere, gleichsam die idealische Seite des Titels „Die Schmetterlingsschlacht" zu suchen. Rosi knüpft die Verbindung zwischen ihrer Mutter und ihren Schwestern und dem Hause Winkelmann an. Es ist der von Sudermann mit Vorliebe auf-

gegriffene und ausgeführte Gegensatz zwischen dem Hinter- und dem Vorderhause in einer neuen Beleuchtung. Das Haus Winkelmann tritt uns in drei Personen entgegen. Der alte Winkelmann ist der hartgesottene kaufmännische Egoismus; sein Rheumatismus und seine Gicht machen ihn noch gröber, mißtrauischer und eigenwilliger, als er schon von Natur ist; sein Sohn Max, ein gutmüthiger, nicht unbegabter Mensch, verkümmert unter dem Druck des Vaters zu einem blöden, täppischen Gesellen, der keinen Willen hat und kein Wort zu sagen weiß; Keßler, der Reisende des Hauses, ist der richtige moderne Macher, schneidig, fix, lebenslustig und gewissenlos. Ihnen allen macht sich Rosi unentbehrlich; der Alte nutzt ihr Talent für sein Geschäft aus und findet in ihr die beste Krankenpflegerin, der Junge verliebt sich in sie, und Keßler dient sie halb ahnungslos zum Liebesboten zwischen ihm und ihrer Schwester Else. Die Spannung der Fabel entspringt aus dem wunderlichen Einfall des alten Winkelmann, seinen Sohn Max mit Else Hergentheim zu verheirathen. Max traut sich nicht Nein! zu sagen, und Else willigt natürlich, da es eine reiche Partie gilt, ein, obgleich ihr Herz noch immer Keßler gehört. Bei einer Zusammenkunft, die sie ihm im Hause ihrer Mutter gewährt, wird sie von ihrem Bräutigam überrascht, und nun muß Rosi, die zugegen war, aber von einigen Gläsern Champagner in den Schlaf gelullt wurde, für die Schwester sich opfern und erklären, der Besuch Keßler's hätte ihr gegolten. Zuletzt nach vielen Thränen, Lügen und Wahrheiten hin und her, entdeckt Max nicht nur sein Herz, sondern findet auch den Muth, dem Vater die Stirn zu bieten. Alles klärt sich auf und gelangt zu einem befriedigenden Ausgang. Gegenüber dem freien und kühnen, wenn auch gewaltsamen Wurf der „Ehre" und der „Heimath" hat der Aufbau der „Schmetterlingsschlacht" etwas Verzwicktes und Künstliches. Nur mühsam kommt die Handlung in den zwei ersten Acten in Bewegung, wird im dritten durch allerlei Episoden und Nebenfiguren aufgehalten und spinnt sich im vierten, wo eine einzige Scene zwischen Max und Rosi zur Aufklärung des kindischen Lügenspiels genügte, schleppend ab. In der Charakteristik der Figuren zeigt sich die scharfe Beobachtung des Dichters und die photographisch treue Wiedergabe dessen, was er gesehen, diese Gestalten leben und gehören der unmittelbaren Wirklichkeit an, es sind Typen aus dem kleinen Bürgerstande der Hauptstadt, aber mit Ausnahme Keßler's hat keine einzige einen drolligen, humoristischen oder komischen Zug. Das Grau in Grau, wie sich das Stück in den Aufführungen des Lessing-Theaters zeigte, hat schwerlich in der Absicht Sudermann's gelegen; aber von den frischen und glänzenden Farben, in denen sich die Phantasie eine Schmetterlingsschlacht ausmalt, kann man auch nur wenig entdecken. Einzig von Rosi's Wesen geht Sonnenschein aus, und trotzdem verstrickt der Dichter auch dies liebenswürdige Geschöpf in die allgemeine Lügenhaftigkeit und Erbärmlichkeit. Als Studie zu einem Schauspiele interessant, in seinem ersten Act vielversprechend, hinterläßt die „Schmetterlingsschlacht" als Ganzes einen unbehaglichen Eindruck, eine getheilte Stimmung. Man ist weder zum Lachen noch zum Weinen gekommen, man erkennt billig das Charakteristische der Arbeit an und hat doch die Ueberzeugung, daß sich der Dichter im Stoffe wie in der Durchführung vergriffen habe und nicht der Mann sei, Schmetterlinge zu fangen.

Bei all' ihren Mängeln war die „Komödie" indessen tiefer und gedankenvoller, als Felix Philippi's Drama „Wohlthäter der Menschheit", das einen großen Erfolg bei seiner ersten Aufführung hatte, wegen des Actuellen und Sensationellen der Fabel. Die Zuschauer dachten bei dem kranken Fürsten, der hinter der Scene an der falschen Diagnose und Behandlung seines Leibarztes stirbt, an Kaiser Friedrich, und sahen in dem zweiten Arzt, der die Wahrheit enthüllt, innerlich und äußerlich das getreue Abbild des Professors Schweninger. Der Conflict zwischen den beiden Aerzten wird dadurch noch verschärft, daß der jüngere der Schwiegersohn des Leibmedicus ist. Daß ein Arzt die Falschheit seiner Diagnose nicht eingestehen will, auch wenn er des Besseren überzeugt wird, mag zugegeben werden; daß er die

falsche Behandlung seines Kranken, nachdem er seine eigene Ansicht von dem Wesen der Krankheit geändert hat, noch weiter fortsetzt und den Patienten dadurch tödtet, ist schon eine stärkere Zumuthung; daß er aber zuletzt noch mit dem Titel Excellenz belohnt wird und der unversöhnliche Gegensatz zwischen ihm und seinen Schwiegersohn in leere Luft verpufft, als wären die beiden ersten Acte nur da gewesen, um das Publicum an der Nase zu führen, schlägt dem Fasse den Boden ein. Eine solche Unnatur und Unwahrscheinlichkeit im Reiche der Dichtung konnte sich auf die Dauer dem Publicum gegenüber trotz der Blendwerke und der in allen äußerlichen Dingen geschickten Technik des Schauspiels nicht halten. Nach wenigen Vorstellungen verschwand es von der Bühne. Felix Philippi hat eine derbe Hand zum Zugreifen, einen richtigen Blick zum Erfassen eines dramatischen Stoffes, aber er ist nicht Künstler genug, ihn zu vertiefen und zu beseelen oder die groben Mittel, die ihm einen Effect zu verbürgen scheinen, zu verschmähen.

Nicht glücklicher als er traf es Max Nordau mit seinem Drama „Die Kugel". Wie Philippi, will auch Nordau das moderne Leben gleichsam an einer seiner Wurzeln fassen, aber die Sucht nach dem Paradoxen, die seinen bekannten und vielgelesenen Büchern über die „conventionellen Lügen" und die „Entartung" unseres Jahrhunderts anhaftet, hindert ihn, der Bescheidenheit der Natur und der Wirklichkeit treu zu bleiben. Er muß Alles auf die Spitze treiben, wo die Wahrheit in ihr Gegentheil und das Tragische in das Lächerliche umschlägt. Sein Advokat, der junge Fritz Sickart, ist in der Hauptstadt durch glänzende Vertheidigungen ein berühmter Mann geworden, eben jetzt hat er der Frau Gerda von Döbbelin den Ehescheidungsproceß, den sie gegen ihren unwürdigen Gatten angestrengt hat, gewonnen, ihr Vermögen und ihr Kind ihr gerettet. Dennoch fühlt er sich elend wie ein Galeerensträfling, der die Kugel nachschleppt. Diese Kugel ist für ihn seine niedere Herkunft; er fühlt sich durch die Thatsache gedemüthigt, daß er der Sohn eines Kutschers und einer Köchin ist, die gemeinsam im Dienste einer adligen Familie standen. Die gnädige Frau hat den talentvollen Knaben erziehen und studiren lassen. Zum Glück für den eitlen Narren und Streber ist ihm der Vater gestorben, aber die Mutter lebt zu seiner Qual bei ihm und führt ihm die Wirthschaft. Eine vortreffliche alte Frau, die in ihrer Beschränktheit und in der Unfähigkeit, aus den Gewohnheiten ihres früheren Standes herauszuwachsen, dem Sohne beständig das Schreckbild seiner Herkunft vor Augen hält und seine Eitelkeit schmerzlich verwundet. Er beschließt darum, sich von ihr zu trennen, und miethet ihr in einer Vorstadt eine kleine Wohnung. Um rasch zu Vermögen zu kommen, trägt er seiner Clientin Herz und Hand an und bezaubert die reiche Dame mit seiner stürmischen Beredtsamkeit und klug gespielten Leidenschaft so rasch, daß sie trotz des Einspruchs ihres Bruders ihm ihr Jawort schenkt und die Verwaltung ihres Vermögens anvertraut. Der saubere Patron hat aber in der Heimath eine verlassene Geliebte mit ihrem Kinde sitzen lassen, die jetzt bei seiner Mutter eine Zuflucht findet. Zwischen ihm und den beiden Frauen gibt es die peinlichsten Scenen. Die Kosten seiner Wahl zu bestreiten, hat er das Vermögen seiner Braut angegriffen, und als er zur Rechenschaft gezogen wird, sucht er vergebens bei Wucherern und im Spiel Hülfe. Er wäre ohne Rettung dem Staatsanwalt verfallen, wenn nicht die Mutter bei dem Bruder der Frau von Döbbelin für ihn einträte und durch ihre Grabheit, Rechtschaffenheit und Schlichtheit Alles zum Guten wendete. Sickart geht in sich und bereut, in Amerika wird er ein guter Sohn, Gatte und Vater werden. Dieser sentimentale Schluß schlägt der Handlung der ersten Acte und dem so schroff und theatralisch betonten Strebercharakter des Helden in das Gesicht. Erschien uns seine Schrulle, seine Abkunft von kleinen Leuten zu verfluchen, halbwegs als eine romantische Narrheit, so wird er in der Gestalt des verlorenen Sohnes mit dem armen Sündergesicht vollends lächerlich. Der Größenwahnsinn, der in einen moralischen Katzenjammer ausläuft, wirkt von der Bühne herab noch widerlicher, als in der Wirklichkeit. Wie in seinen Büchern ist Max Nordau auch in den beiden Stücken:

„Das Recht zu lieben" und „Die Kugel" der Mann der Thesen und des Apriori. Er will gegen das moderne Streberthum zu Felde ziehen und seine Nichtswürdigkeit und Nichtigkeit beweisen und erfindet sich dafür die nöthigen Figuren und Vorfälle. Aber er holt sie nicht vom Markte des Lebens, sondern aus seinem klugen Kopfe. Darum fehlt auch seiner Bühnensprache die Frische und Unmittelbarkeit; auf den ursprünglichem Stamm einer moralisch-philosophischen Abhandlung ist das Pfropfreis der Theaterrhetorik Pistol's geimpft.

Der Spielplan des Berliner Theaters hat durch den neuen Director, wie es vorauszusehen war, eine Verschiebung von den classischen und historischen Stücken, die Barnay bevorzugte, nach dem modernen Schauspiel erfahren. Wie früher im Lessing-Theater, erlebt jetzt Sudermann's „Heimath" im Berliner Theater Aufführung um Aufführung. Anzengruber mit dem „Pfarrer von Kirchfeld" und Ibsen mit den „Stützen der Gesellschaft" werden hier heimisch, Paul Lindau's „Erfolg" ist aus dem Schauspielhause hierher übergesiedelt. Das einzige neue Stück, das der früheren, mit Vorliebe gepflegten Richtung entspricht, ist das Trauerspiel Arthur Fitger's „Die Hexe", das am Sonnabend, den 20. October in Scene ging. Fitger's romantisches Drama ist durch die Meininger bekannt geworden. Seine Sprache hat zuweilen rhetorische Verschwommenheit, seine Handlung einen Zug ins phantastisch Blaue, aber die Gegensätze zwischen Wissenschaft und Aberglauben, zwischen der Dumpfgläubigkeit der Fanatiker, mögen sie nun dem evangelischen oder dem katholischen Bekenntniß angehören, und der Freigeisterei einer eigenartigen mächtigen Persönlichkeit, der Widerstreit zwischen Pflicht und Liebe in der Seele eines wackern Mannes, der sich vor Jahren der älteren Schwester verlobt hat und, nun heimkehrend, dem Zauber der jüngeren erliegt, die Gegenüberstellung dieser beiden Schwestern, der Localton der Zeit, unmittelbar nach dem Westfälischen Friedensschluß — das Alles ist so lebendig und wahr empfunden, erfaßt und geschildert, daß „Die Hexe" trotz ihrer altmodischen Romantik zu den wirksamsten und gelungensten Volksdramen aus unserer Geschichte gehört.

Sie mit Gerhart Hauptmann's Schauspiel „Die Weber", die jetzt auf der Bühne des Deutschen Theaters aus dem Polizeiverbot eine lärmende Auferstehung feiern, vergleichen zu wollen, ist unstatthaft. Arthur Fitger stellt, so weit seine Kraft dazu ausreicht, eine abgeschlossene Vergangenheit dar, Gerhart Hauptmann weist mit dem unhistorischen Siege seiner aufständischen Weber über die Soldaten in die Zukunft hinein. Er hat es mit den socialen Ideen, Fitger mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun. „Die Hexe" ist in ihrer Art ein abgerundetes Kunstwerk, „Die Weber" sind eine lose Aneinanderreihung von Scenen aus dem Elend und dem Aufruhr der schlesischen Weber im Jahre 1844. In der Fülle der auftretenden Personen verschwindet dem Zuschauer jedes Interesse für die einzelnen. Das Massenelend erweckt sein Mitleid, die nichtswürdige Zerstörungswuth der Aufrührer seinen Unwillen. Ohne daß der Dichter ersichtlich Partei für die Empörung ergreift, fühlt man den heißen, demagogischen Athem, der aus dem Stücke strömt. Es ist die Revolution auf der Bühne, die sich vor uns abspielt, um so mächtiger, weil in diesem Gewühl auftretender und wieder verschwindender Figuren die Persönlichkeit ganz zurücktritt und nur der unwiderstehliche vorwärtstreibende Drang der Idee das Ganze beseelt und bewegt. Gewiß ist das Stück kein Drama, da ihm der Held und die Schuld, die Verwicklung und die Katastrophe fehlen; was uns der Dichter gibt, sind einzelne Scenen, mit charakteristischer Kraft und demagogischem Ungestüm ausgeführt. Der Director Otto Brahm betrachtet mit Recht die Einrichtung und den Erfolg dieses socialen Schauspiels, in dem die Zerstörung eines Hauses, als Vorbild des großen revolutionären Krachs, mit besonderer Virtuosität dargestellt wird, als einen Triumph der realistischen Bühnenkunst.

Um uns aber nicht ganz unter diesem Eindruck, der die Einen aufregte, die Anderen peinlich berührte und Niemanden befriedigte und erhob, zu lassen, wurde uns am Dienstag, den 16. October in Ludwig Fulda's Lustspiel in drei Acten

„Die Kameraden" eine leichtere und schmackhaftere Kost geboten. Vielleicht gar zu leicht und dünn, denn der satirische Grundgedanke des Stückes gelangt, bei der milden und versöhnlichen Anschauung des Dichters, nicht zum schärfsten Ausdruck, sondern verflüchtigt sich in leere Allgemeinheiten und hohle Redensarten. Thekla, die Frau eines wohlhabenden und heiteren Teppichfabrikanten Hildebrand, glaubt in dem Schriftsteller Egon Wulff, der in Pessimismus, freier Liebe, in Größenwahn und der Umwerthung aller Werthe arbeitet, den geist- und seelenverwandten Kameraden für das Leben gefunden zu haben. Ihr Gatte in seiner hausbackenen Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit ist ihr in ihrer Verstiegenheit längst gleichgültig geworden. Egon Wulff sucht ein Liebesverhältniß mit der hübschen und reichen Frau anzuknüpfen und beredet sie, um ihre Freiheit und Selbständigkeit zu beweisen, das Haus ihres Mannes zu verlassen und eine Damenpension zu beziehen. Mit einem köstlichen Zuge weiß Fulda das echt moderne Wesen Thekla's zu schildern: bei ihrem Eintritt in die Pension bittet sie um eine halbe Flasche Champagner und eine Schachtel mit Sulfonalpulvern. Während sie in ihrer neuen Wohnung ihren „Kameraden" täglich empfängt und sinnlich unsinnliche Gespräche über das Weltelend und das Weib führt, schlägt sie ihrem Gatten, der in seiner Harmlosigkeit zuerst ihre Handlungsweise mehr von der komischen als von der tragischen Seite ansieht, die Thür vor der Nase zu. So knüpft sich ungezwungen zwischen ihm und der Vorsteherin der Pension die entgegengesetzte Kameradschaft der tüchtigen, einfachen und wahren Empfindung an. Gertrud ist die Tochter eines wunderlichen Architekten, der in seiner Erfindung des Zukunftsstiles still vergnüglich und immer frohgelaunt dahinlebt, obwohl Niemand ihm einen Bau anvertrauen will. Als Volksschullehrerin und durch die Pension erwirbt die thätige und kluge Gertrud für ihn und sich des Lebens Nothdurft. Die Freundschaft zwischen Gertrud und Hildebrand wächst immer inniger zusammen und verwandelt sich beiden unbewußt in Liebe; die Kameradschaft zwischen Thekla und Wulff geräth mehr und mehr von seiner Seite in den Sumpf der Frivolität, von ihrer in den Dunst. Das Stück schließt mit der Scheidung Hildebrand's von seiner albernen Frau, mit der Aussicht auf seine glückliche Ehe mit Gertrud und mit der Abreise Thekla's nach Monte Carlo: sie wird sich dort im Genuß des höchsten Luxus, inmitten einer herrlichen Natur, der Betrachtung des Weltelends hingeben. Der Reiz der Komödie liegt in der gefällig und charakteristisch durchgeführten Gegenüberstellung der krankhaften Verbildung und der schlichten Tüchtigkeit echter Naturen, der wahren Sittlichkeit und der modernen Blasirtheit und Leichtfertigkeit. Schade, daß sich das Ganze in Handlung und Charakteristik so oberflächlich abspielt, der Dichter scheint in seinem Köcher nur abgestumpfte Pfeile zu haben. Aber das weitverbreitete giftige Uebel der Gegenwart, dessen Vertreter Thekla und Wulff sind, läßt sich mit Laune und drolligen Scherzen allein nicht bekämpfen.

Von besonderer Anregung für alle Theaterfreunde waren die französischen Vorstellungen, die das Théâtre libre des Herrn Antoine drei Wochen lang vom 15. October bis zum 4. November im Residenz-Theater gab. Das Théâtre libre in Paris ist unserer „Freien Bühne" um zwei Jahre vorangegangen. Junge Kräfte und Begabungen, dichterische wie schauspielerische, die bei den bestehenden Bühnen keine Verwendung fanden, schlossen sich zu einer freien Vereinigung zusammen. André Antoine, ein geborenes schauspielerisches Talent, gab der Verbindung als Leiter, Regisseur und Darsteller Halt, Zusammenhang und Einheitlichkeit. Er erweiterte den engen nationalen Theaterhorizont der Franzosen durch die Aufführungen von Ibsen'schen und Hauptmann'schen Dramen. War der Erfolg zunächst auch nur gering, so hat Antoine doch das Verdienst, die Franzosen mit der fremden nordischen und deutschen Kunst bekannt gemacht zu haben. In Berlin haben er und seine Genossen die freundlichste Aufnahme gefunden. Nicht nur aus der Abgötterei, welche die Deutschen nun einmal mit allem Fremdländischen treiben, sondern weil ihre Leistungen der Anerkennung und des Lobes werth waren. Origi-

nale Talente besitzt die Gesellschaft mit Ausnahme Antoine's nicht: die Damen Dulac, Barny, Clem, die Herren Génier, Arquillière und Etievant sind gute und brauchbare Mittelmäßigkeiten; die Stütze und Zierde jeder Vorstellung waren die bewegliche, erfinderische Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit Antoine's. Aber ließ die Durchführung des Einzelnen auch manchen Wunsch unbefriedigt, so war das Zusammenspiel, das Herausarbeiten der Gedanken und Absichten des Dichters, die Wiedergabe des Milieu um so vortrefflicher. Hier war etwas von der Einsicht und der Sorgfalt zu erkennen, die ihrer Zeit die Aufführungen der Meininger auszeichneten. Meiner Meinung nach würde das Gastspiel der französischen Gesellschaft noch bedeutender auf weitere Kreise gewirkt haben, wenn sie in ihrem Repertoire eine Beschränkung hätten eintreten lassen und sich mit der Vorführung von zwei oder drei Stücken begnügt hätten. Freilich wäre die schauspielerische Bedeutung Antoine's dabei nicht zur rechten Geltung gekommen. Künstlerisch Hervorragendes enthielten die aufgeführten Schauspiele nicht, allzu Widerliches und Rohes blieb uns erspart, selbst die peinlichen Hospitalscenen der „Sœur Philomèle" traten für diejenigen, welche auf unserer „Freien Bühne" die Leiden und Freuden der „Familie Selike" und den Arzt aus Hauptmann's Schauspiel „Vor Sonnenaufgang" kennen gelernt hatten, in ein bescheidenes Halbdunkel zurück. Wie die deutschen, können auch die französischen Naturalisten einen Vergleich mit den norwegischen Dichtern nicht aushalten, an Originalität der Fabel wie an scharfer Charakteristik der Figuren zeigten sich ihnen Ibsen in den „Gespenstern" (les revenants) und Björnson in dem „Fallissement" (une faillite) — den beiden Dramen, welche die französische Gesellschaft zur Aufführung brachte — weit überlegen. Antoine spielte in dem ersten Stück den Oswald, in dem zweiten den Kaufmann Tjälde: beide Rollen mit vollendeter Lebenswahrheit. Aber dennoch muthete mich weder das eine noch das andere Drama nordisch an. Trotz der Sorgfalt der Inscenirung und der Bemühung Aller, sich in die Eigenart der Dichter einzuleben, war die französische nationale Spielweise, das rasche Sprechen, die lebhafte Gebärdensprache mit der norwegischen Gemessenheit, Zurückhaltung und Verschlossenheit nicht recht in Einklang zu bringen. Das Innenleben dieser Gestalten war durch ihre Darsteller viel zu sehr in die äußerliche Pose und das südliche Pathos verkehrt. Von den französischen Stücken, die zur Aufführung gelangten, gefielen unserm Publicum besonders ein satirisches Lustspiel von Maurice Boniface „Tante Leontine" und ein tragischer angehauchtes Schauspiel von Eugène Brieux „Blanchette". Tante Leontine wird wegen ihres leichtfertigen Lebenswandels in ihrer auf Anstand und bürgerliche Ehrenhaftigkeit haltenden Familie nicht mehr geduldet: sie ist todt für dieselbe. Als ihr Bruder aber Bankerott macht, die Tochter in Gefahr ist, von ihrem Verlobten, dem eine große Mitgift vorgeschwindelt worden ist, verlassen zu werden, tritt Tante Leontine als Retterin der Familie auf. Von einem verstorbenen Freund und Liebhaber hat sie ein großes Vermögen geerbt, und da sie sich willig zeigt, ihren verarmten Verwandten beizuspringen, begrüßen sie alle als Schutzengel der Familie. Der protzige Pharisäerhochmuth, der vor dem Gott Mammon demüthig ins Knie sinkt und allen Lastern durch die Finger sieht, wenn sie vergoldet sind, und die Gutmüthigkeit der Sünderin, welche die Kränkungen, die sie von den Verwandten erfahren, vergißt, so bald sie der helfenden Hand bedürfen, sind drastisch in einer kleinen, aber flott geführten Handlung einander gegenüber gestellt; aber einen tieferen Gehalt besitzt die Komödie nicht. Bedeutsamer ist Brieux' Schauspiel „Blanchette". Wegen ihrer Bleichsucht wird die Heldin Elise Rousset von ihren Eltern und ihrer Umgebung Blanchette genannt. Der Gegensatz zwischen den ungebildeten, braven, bescheidenen Alten und den halbgebildeten, hochmüthigen und ehrgeizigen Jungen wird ergreifend an dem Schicksal Elisen's und ihrer Eltern geschildert. Der Vater Rousset hält in einer Provinzialstadt einen kleinen Ausschank von Kaffee, Wein und Cognac, die Mutter treibt daneben einen Gemüsekram. Ihre Tochter haben sie „studiren" lassen: Elise hat das Lehrerinnen-

examen bestanden und ihr Diplom von der Regierung erhalten. Aber da ihre Anstellung sich verzögert, bricht der Zwiespalt zwischen ihr und den Eltern unheilbar aus. Sie schämt sich der Alten, sie kann das Leben in der Schenke unter den kleinen Leuten nicht ertragen, der Vater sieht in ihr eine faule, eitle Mitesserin. Als er von ihr verlangt, daß sie die Gäste bedienen und Magdsdienste thun solle, verläßt sie das Haus. Hinter der Scene verlebt sie drei Jahre, von Stufe zu Stufe fallend; jetzt ist sie die wohlhabende und behäbige Geliebte des jungen Mannes, den sie in ihren phantastischen Träumen zu heirathen gedachte, und kehrt zurück, um den verarmten Eltern aus der Noth zu helfen. Aber der Alte weist ihr zum zweiten Male die Thür. Nach meinem Gefühl und Geschmack war diese Aufführung die gelungenste, das Stück das interessanteste, die uns das Théâtre libre darbot.

Auch sonst spielten französische Stücke, alte wie neue, eine große Rolle in dem Repertoire unserer Bühnen. Von Molière erschienen „Die Schule der Frauen" und „Der Geizige", in der Bearbeitung von Ludwig Fulda, im Schauspielhause. Das Residenz-Theater machte eine geraume Weile gute Geschäfte mit Alexander Dumas' Lustspiel „Demi-Monde", im Neuen Theater wechselt „Figaro's Hochzeit" von Beaumarchais, in einer Bearbeitung von Ludwig Fulda, mit Pailleron's Komödie „Cabotins!" ab. Das Stück ist eine Mischung aus einem politisch-literarischen Satyrspiel, in dem der unermüdlich schwatzende, über jeden Gegenstand mit gleicher Beredtsamkeit sprechende, jeden Gegner durch rhetorische Gemeinplätze und die Kraft seiner Lungen niederdonnernde Journalist Pegomas die erste Geige führt, und einem sentimentalen Drama, das die endlich sieggekrönte Liebe eines jungen Bildhauers zu einem Mädchen ohne officiellen Vater schildert, ein mehr im Einzelnen geistvolles und witziges, als dramatisch bewegtes und gelungenes Werk.

Carl Frenzel.

Der Bierboycott in Berlin.

Von

Friedrich Goldschmidt.

[Nachdruck untersagt.]

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“ So klingt das stolze Wort seit dem internationalen Arbeitercongreß zu Paris 1889. Dort wurde bekanntlich beschlossen, den 1. Mai als Weltfeiertag der Arbeiterschaft zu begehen. Manchem wird noch in Erinnerung sein, mit welcher Spannung man dem 1. Mai 1890 entgegensah. Von einem Ruhen der Arbeit war damals allerdings nicht die Rede, und die socialdemokratischen Führer hatten selbst davon abgerathen. Der Anspruch auf diesen Arbeiterfeiertag aber ist nicht fallen gelassen worden, und im letzten Frühjahr versuchten es die in den Berliner Brauereien beschäftigten Böttcher, ihn zu verwirklichen. Sie glaubten, in dem Braugewerbe eine Stelle gefunden zu haben, wo man mit der Waffe des Verrufs, indem man die gesammte Production zahlreicher Betriebe in den Bann that, in die gegenwärtige Organisation der Industrie eine Bresche legen könnte. Die Waffe des Verrufs läßt sich ja am leichtesten gebrauchen gegen einen Erwerbszweig, der auf den Consum der großen Masse angewiesen ist.

Was gibt dem gegenwärtigen Kampfe nun sein besonderes Gepräge? In den letzten Jahrzehnten haben Streitigkeiten, sei es um Erhöhung der Löhne, sei es um Verkürzung der Arbeitszeit oder um andere Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, in großer Zahl stattgefunden, aber sie haben sich beschränkt auf wirthschaftliche Fragen und auf den engeren Kreis der Interessenten. Es geschieht zum ersten Mal in Deutschland, daß ein Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer stattfindet, der nicht unternommen ist, um die materielle Lage der Arbeiter zu heben, und daß in einen solchen Kampf eine politische Partei sich einmengt.

So klein auch das Terrain ist, auf dem der Kampf zwischen der Arbeiterschaft und den Berliner Brauereien sich abspielt — das Princip, um das gestritten wird, ist ein großes. Der Ausgang des Kampfes berührt wahrlich nicht die Berliner Brauereien mit ihrer verhältnißmäßig geringen Arbeiterzahl allein, er geht die gesammte deutsche Industrie an. Es handelt sich darum, ob die Grundlage der deutschen Industrie erschüttert werden soll, ob Diejenigen, deren Intelligenz und deren Kapital gewerbliche Unternehmungen begründet haben, die solche Unternehmungen besitzen oder zu ihren Leitern berufen sind, weiterhin die Leitung in den Betrieben behalten sollen, oder ob die Zeit gekommen ist, in der die Arbeiter, von „Genossen“ geführt, die meist den Betrieben gänzlich fernstehen und in den seltensten Fällen Arbeiter sind, in den Fabriken schalten und walten können, wie sie wollen, und dort ihre eigenen Gesetze vorschreiben.

Diejenigen, welche außerhalb des Kampfes stehen und sich gewissermaßen nur aus allgemein menschlichem Interesse um seinen Verlauf kümmern, gehen vielfach von dem Gedanken aus, daß die Arbeiter den schwächeren Theil bilden, und daß die Macht und die Gewalt in den Händen der Arbeitgeber sich befinden, der „Kapitalisten", der „Protzen", wie der „Vorwärts" sich ausdrückt. Nichts ist unbegründeter, nichts irriger.

Sind denn wirklich die Arbeiter erst jetzt zu dem Versuche geschritten, das Machtverhältniß zu ändern und die Gleichberechtigung zu erringen? Sie sind rechtlich und thatsächlich im Besitz der Coalitionsfreiheit; die Schranken derselben sind 1869 gefallen, und zwar nachdem zehn Jahre lang diese Reform von Schulze-Delitzsch und seinen Freunden vorbereitet war. Die materielle Lage der Arbeiter hat sich dauernd verbessert, die Löhne sind überall erhöht, die Arbeitszeit ist überall eingeschränkt worden.

Am allerwenigsten haben die Brauer in den Berliner Betrieben Grund zur Klage.

Die erste nennenswerthe Bewegung der Brauer und der in Berliner Brauereien beschäftigten Arbeiter fand 1889 statt. Damals handelte es sich im wesentlichen darum, eine Gleichmäßigkeit der Löhne und der sonstigen Gestaltung des Arbeitsverhältnisses in den Brauereien zu erreichen. Während bis dahin in einzelnen Brauereibetrieben die Brauer einen Lohn erhielten von über 100 Mark, erhielten Andere nur 84—90, die Böttcher 96—108 Mark monatlich, die ungelernten Arbeiter 14—18 Mark wöchentlich. Die Arbeitszeit war in den verschiedenen Betrieben verschieden, auch war nicht überall gleichmäßig für gute und gesunde Schlafräume, für Badeeinrichtungen, für Kantinen, in denen die Gehülfen billige und gute Kost fanden, gesorgt. Die Forderungen wurden fast ausnahmslos bewilligt, und die Löhne steigerten sich z. B. für die Brauer auf 26—28 Mark wöchentlich.

Der Friede, der damals geschlossen wurde, war aber nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre brach in dem Berliner Braugewerbe ein Strike aus, der wegen der allgemein geforderten großen Lohnsteigerung durchaus ernster Natur war, und der in Folge des schroffen Auftretens der Brauer, welche sich auf ihre Organisationen stützten, mit einem Schlage die bis dahin im großen und ganzen friedlichen Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern unterbrach. Im Sommer 1890 that sich jene Kluft auf, die sich durch die Vorgänge der letzten Vergangenheit immer mehr erweitert hat, und über die vorläufig eine Brücke nicht zu führen scheint. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß nicht sämmtliche Berliner Brauer sich ihren socialdemokratischen Kollegen angeschlossen haben. Ein Theil der Brauer stand und steht noch heute auf der Seite der Brauereien und lebt im friedlichsten Einvernehmen mit den Arbeitgebern. Die Löhne, die 1890 vereinbart wurden, und die heute in den Berliner Brauereien bezahlt werden, sind folgende: Für Brauer 30 Mark (Minimallohn), Böttcher 27—30 Mark. Maschinisten 26—29 Mark (bei denjenigen Brauereien, in denen für diese Kategorie von Arbeitern die achtstündige Arbeitszeit eingeführt ist, in den meisten Fällen 25.30—26 Mark), Schlosser 26—28 Mark, Zimmerleute 26—27 Mark, gewöhnliche und ungelernte Arbeiter 19—21 Mark. Die Arbeitszeit aller dieser Gehülfen beträgt täglich zehn Stunden, für die Böttcher 9½ Stunden; die Ueberstunden werden besonders bezahlt. Die Arbeiter, die längere Zeit in einem und demselben Betriebe beschäftigt sind, haben fast überall eine vierzehntägige Kündigung[1]).

[1]) In der größten hiesigen Brauerei beträgt die Arbeitszeit für sämmtliche Arbeiter 9½ Stunden. Dieselbe Brauerei hat ihre Arbeiter von jedem Zwang zur Kündigung befreit, während sie sich selbst allen Arbeitern, die länger als ein Jahr bei ihr sind, zu einer siebentägigen, bei länger als zwei Jahren zu einer vierzehntägigen, bei länger als drei Jahren zu einer vierwöchentlichen Kündigungsfrist verpflichtet hat. Sie gewährt ferner allen ihren Arbeitnehmern, die länger als drei Jahre in ihrem Betriebe beschäftigt sind, eine Alterszulage von 100 Mark jährlich, eine Einrichtung, die auch bei einer anderen großen Brauerei jetzt nachgeahmt werden soll.

Man muß nur diese Löhne mit denjenigen vergleichen, welche in anderen Berliner Industrieen gezahlt werden. Abgesehen von denjenigen Erwerbszweigen, zu denen eine besondere Kunstfertigkeit gehört, z. B. bei den Ciseleuren, Lithographen, Vergoldern u. s. w., sind sie nirgends höher, in den meisten Fällen erheblich niedriger. Die ungelernten Arbeiter in den übrigen Industrieen haben einen Durchschnittslohn von 16—17 Mark, während der geringste Lohn in den Brauereien für Hofarbeiter und Flaschenspüler 19—21 Mark beträgt. Bei den gelernten Arbeitern gehen die Löhne in anderen Industrieen mit Ausnahme der Maschinenindustrie, der Metallverarbeitung und der Luxuspapierfabrikation nicht über 27 Mark für die Woche hinaus. Danach wird es Jedermann einleuchten, daß in den Arbeitsbedingungen und den Löhnen innerhalb der Berliner Brauereien Grund zu Klagen und zu Streitigkeiten nicht vorhanden war, daß es frivol ist, von Hungerlöhnen zu sprechen, wie es in den socialdemokratischen Zeitungen täglich geschieht.

Daß die Brauereien bereit waren, dem gelernten Brauer das Erlangen von Arbeit zu erleichtern, ihn von dem Ansprechen um Arbeit in den einzelnen Betrieben zu befreien, mag daraus erhellen, daß sie sich mit den Brauern über einen Arbeitsnachweis verständigten, der den Arbeitnehmern einen fast ausschließlichen Einfluß auf die Besetzung der Stellen gewährte und den Betriebsleitern vollständig die Hände band.

Sämmtliche Brauergesellen, die in Berlin Stellung finden wollten, hatten sich bei dem Arbeitsnachweis zu melden und in dessen Listen sich eintragen zu lassen. Sobald von dem Betriebsleiter ein Brauergeselle gebraucht wurde, hatte er dies anzuzeigen, und die Bewerber, die ihm der Reihenfolge der Anmeldung nach zugesandt wurden, auch anzustellen. Anfänglich mußte jeder so Ueberwiesene angenommen werden; später änderte man dies ab und räumte den Brauereien das winzige Recht ein, aus drei vorgeschlagenen Bewerbern einen zu wählen. Das Recht, selbständig, mit Uebergehung des Arbeitsnachweises, Jemanden anzustellen, stand den Brauereien nur in geringem Umfange zu und sollte nur gelten für Verwandte, Bekannte oder sonst aus irgend einem andern Grunde Empfohlene. Diese in keiner Industrie Deutschlands durchgeführte Centralisation des Arbeitsnachweises ist von den übrigen Industrieen scharf getadelt worden, und sie wurde auch für die Braunindustrie eine Quelle ewigen Unfriedens; denn sie hatte selbstverständlich die Folge, daß alle Arbeitsuchenden, welche Anschauungen sie auch von Hause aus mitbrachten, dem unmittelbaren Einfluß der Gewerkschaften anheimfielen. Dieser Einfluß steigerte das Machtbewußtsein der Brauergesellen in einer Weise, daß die in jedem Betriebe nöthige Disciplin im Laufe der Zeit sich lockerte.

Wurde ein Brauergeselle aus irgend einer Ursache, wegen directer Widersetzlichkeit gegen seine Vorgesetzten, wegen lässiger Arbeit oder wegen eines sonstigen Verstoßes gegen die Arbeitsordnung entlassen, so nahm er seine Zuflucht zu der sogenannten Lohncommission der Brauer, die immer auf seiner Seite stand und oft mit der Drohung des Verrufes die Wiederaufnahme in die alte Arbeitsstelle zu erzwingen suchte, was auch sogar in einzelnen Fällen gelungen sein soll. Dieses gesteigerte Selbstgefühl dieser einen Kategorie von Arbeitnehmern hat naturgemäß auf die übrigen, in den Hülfsbetrieben beschäftigten Arbeiter zurückgewirkt, namentlich auf die Böttcher, welche ähnlich organisirt waren, wie die Brauer. Es war daher nicht zu verwundern, daß ein Theil derselben sich für berufen hielt, für die seit vier Jahren aufgestellte Forderung, den 1. Mai als Feiertag der Arbeiterklasse zu betrachten, die Fahne zu erheben.

Die in den Brauereien beschäftigten Böttcher versuchten den ersten Vorstoß. Ihre Absicht war nicht unbekannt geblieben, und die Leiter der Brauereien fühlten die ganze Tragweite eines solchen Vorgehens. Sie glaubten, nicht allein im eigensten Interesse, sondern in dem der gesammten deutschen Industrie, einen besonderen Klassen-Feiertag ablehnen zu müssen, und beschlossen, derartige Forderungen ein für alle Mal zurückzuweisen. Am Morgen des 30. April erschienen auf den Comptoiren

sämmtlicher Brauereien Deputationen der hier beschäftigten Böttcher, um die Freigabe des folgenden Tages als Feiertag zu erbitten, in einzelnen Fällen direct zu fordern. Die von den Brauereileitern wohl überlegte Antwort lautete dahin, daß die Freigabe eines Tages in der Woche aus Gründen der ordnungsmäßigen Weiterführung des Betriebes nicht gewährt werden könne. Diejenigen Böttchergesellen, welche eigenmächtig am folgenden Tage nicht zur Arbeit kämen, würden vor Ablauf der Woche nicht wieder beschäftigt werden, eventuell entlassen werden müssen. In einzelnen Fällen fügten sich die Böttcher, in anderen, und zwar in der Mehrzahl, blieben sie von der Arbeit fern und beschlossen, als ihnen am 2. Mai eröffnet wurde, daß sie nicht vor dem 7. Mai die Arbeit wieder aufnehmen dürften, die Arbeit überhaupt einzustellen. Der 3. Mai — Himmelfahrtstag — wurde benutzt zu einer großen öffentlichen Versammlung, in welcher der Generalstrike sämmtlicher in Berlin beschäftigter Böttcher proclamirt wurde. Selbst diejenigen Böttcher, welche am 1. Mai gearbeitet hatten, mußten sich dem Beschlusse fügen, und Mancher nahm mit feuchten Augen Abschied von der Stätte, an welcher er viele Jahre gearbeitet hatte. Die Forderungen auf Erhöhung der Löhne, auf kürzere Arbeitszeit, welche gleichzeitig erhoben wurden, waren bedeutungslos, denn in den meisten Betrieben waren sie längst erfüllt. Die Brauereien halfen sich schnell und leicht. In großer Zahl kamen Böttcher von außerhalb nach Berlin und stellten ihre Arbeit zur Verfügung. Auf dem Wege der Arbeitseinstellung war somit den Brauereien nicht beizukommen.

Die Sache gewann aber ein anderes Gesicht, als in der Umgebung von Berlin, in Rixdorf, die dortigen Gewerkschaften die Sache der Böttcher zu ihrer eigenen machten. Am Sonntag, den 6. Mai, verhängten sie in einer großen Volksversammlung den Verruf über die Vereinsbrauerei zu Rixdorf und brachten ihn schon an demselben Tage zur Ausführung.

Die vereinigten Brauereien empfanden die Gefahr, die mit dem Herausgreifen einer einzelnen Brauerei ihnen allen drohte, und beschlossen, da die Angelegenheit aus dem Kreis der Böttcher herausgetragen war und die gesammte Arbeiterorganisation für sie eintrat, auch ihrerseits für einander einzustehen. Für sie, für die Brauereien, galt es, solche Versuche, wie sie in Berlin, in Hamburg, in Magdeburg, in Braunschweig und anderswo bereits gemacht waren, mit Verrufserklärungen ihnen gewissermaßen das Messer auf die Brust zu setzen, ein für alle Mal zurückzuweisen, dem Angreifer zu zeigen, daß künftig bei jeder Boycottirung die Folgen auf die Urheber zurückfallen mußten. Es war nur ein Act der Nothwehr, wenn sie den Gewerkschaften zu Rixdorf und der Commission der Berliner Gewerkschaften ankündigten, daß sie, falls der über die Rixdorfer Brauerei verhängte Boycott nicht am 15. Mai in aller Form und öffentlich aufgehoben werde, am 16. Mai zehn bis zwanzig Procent ihrer sämmtlichen Arbeiter entlassen würden. Die Brauereien waren bei diesem ernsten Schritt von der Voraussetzung ausgegangen, daß die politischen und gewerkschaftlichen Führer der Arbeiter, ihren früheren Beschlüssen gemäß, den 1. Mai nicht unbedingt als Feiertag durchsetzen zu wollen, ihren ganzen Einfluß geltend machen würden, im Interesse der mit Entlassung bedrohten Arbeiter die Rixdorfer Gewerkschaften zu bewegen, den über die dortige Brauerei verhängten Boycott wieder aufzuheben. Diese Voraussetzung erfüllte sich leider nicht, die vereinigten Gewerkschaften lehnten jede Beeinflussung ab. Die angekündigte Entlassung fand daher am 16. Mai statt: 430 Leuten wurde die Arbeit entzogen[1]). Damit fanden die Berliner Gewerkschaften, welche bisher nur mit einer gewissen wohlwollenden Neutralität ihren Genossen zugeschaut hatten, den Anlaß, den Streit zwischen den Berliner Brauereien und ihren Arbeitern als Sache der politischen Partei zu behandeln. Ein Wuthschrei

[1]) Unter dieser Zahl befanden sich 300—350, die durch die Natur des Betriebes in Folge des Schlusses der Mälzereien während des Sommers ohnedies vierzehn Tage später entlassen worden wären.

erhob sich gegen den „brutalen Act eines kleinen Ringes von Kapitalisten", gegen „die bloße Willkür und den Unternehmerübermuth", gegen „die Bierprotzen" und die „Herren vom Darrboden, Wasserfärber" und dergleichen.

In neun öffentlichen Volksversammlungen, in denen der ganze Schatz von Schmähworten, über den die deutsche Sprache verfügt, gegen „die Herren vom Bierring" verwendet war, wurde zunächst über sieben Berliner Brauereien der Verruf erklärt, sofort in Kraft gesetzt und von den Betroffenen auch bald verspürt. Wären nicht einige Brauereien, darunter leider auch eine größere, gewesen, die der gemeinsamen Sache untreu wurden und um eines augenblicklichen Vortheils willen zu den Socialdemokraten übergingen, so hätte der Verruf eine Wirkung nicht haben können. Denn eine völlige Enthaltung von jeglichem Biergenuß, namentlich während der Sommertage, wäre nicht durchzuführen gewesen, obwohl die Arbeiterschaft eine Enthaltsamkeit an den Tag legte und legt, die auch von der gegnerischen Seite anerkannt zu werden verdient. So aber fanden die Arbeiter und ihre Anhänger einen, wenn auch minderwerthigen, Ersatz in den jungen, nicht genügend vergohrenen und nicht genügend abgelagerten Bieren der Ueberläufer.

Die Stimmung verbitterte sich mehr und mehr, andere Kreise, namentlich die Gastwirthe, wurden in Mitleidenschaft gezogen.

Ein von dem Vorsitzenden des Berliner Gewerbegerichtes unternommener, von vornherein aussichtsloser Einigungsversuch hat den Kampf nur verschärft und die Arbeiterschaft veranlaßt, den Verruf auf sämmtliche, dem Verein der Brauereien von Berlin und Umgegend angehörigen Brauereien auszudehnen. Ein vollständiges Ueberwachungssystem wurde von den Socialdemokraten eingeführt. Es tauchten in den Wirthschaften mit Arbeiterkundschaft jene sogenannten „Bierschnüffler", meist ausgesperrte Arbeiter, auf, welche die Wirthe überwachen, controliren und sogar so weit gehen, von ihnen wie von den Flaschenbierverlegern, Vorkosthändlern u. s. w. zu verlangen, daß sie ohne Rücksicht auf ihre sonstige Kundschaft nur boycottfreies Bier führen sollten. Man dehnte die Wirkung sogar über den Bereich von Berlin aus und verfolgt auch in anderen Städten die Berliner Biere, indem man jeden Kaufmann, welcher sie weiter führt, mit Verruf auch für seine anderen Waaren bedroht. Die Gastwirthe standen zwischen zwei Feuern. Sie sollten einerseits den Wünschen der socialdemokratischen Kundschaft nachgeben, andererseits auf das bürgerliche Publicum Rücksicht nehmen. Ein großer Theil der Gastwirthe, namentlich der Saalbesitzer, auch sonst schon von den Socialdemokraten bedrängt, stellte sich auf die Seite der Brauereien und bildete jenen „Verein der Saalbesitzer", dessen Mitglieder ihre Säle den socialdemokratischen Versammlungen entzogen. Die Schwierigkeiten, mit denen die Gastwirthe zu kämpfen haben, wurden immer größer, und als der Verein der Berliner Gastwirthe einen erneuten Einigungsversuch machte, boten beide kämpfenden Parteien im Interesse der kleinen Gastwirthe und im Interesse der Arbeiter, von denen ja auch viele wegen der durch den Boycott nothwendig gewordenen Betriebseinschränkung nachträglich hatten entlassen werden müssen, die Hand, um in Verhandlungen einzutreten. Das Bedürfniß nach Frieden schien auf beiden Seiten vorhanden zu sein, und die Verhandlungen wurden in durchaus concilianter Weise geführt. Die Brauereien verlangten die Einstellung und Entlassung der Arbeiter nach eigener Wahl als ein Recht der Arbeitgeber, welches die Besitzer und Directoren der hiesigen Brauereien durchaus für sich in Anspruch nehmen müßten. Unter Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes erklärten sich dann die hiesigen Brauereien bereit, erstens nach Aufhebung des Boycotts von den am 16. Mai entlassenen Arbeitnehmern diejenigen nach Bedarf wieder einzustellen, welche um Arbeit nachsuchen und sich nach dem Ermessen der betreffenden Arbeitgeber für deren Betrieb eignen würden, d. h. es sollte die Zugehörigkeit zur socialdemokratischen Partei oder zu einer Organisation der Arbeiter keinen Grund für die Zurückweisung der betreffenden Arbeiter bilden. Zweitens erklärten sie sich bereit, nach Aufhebung des Boycotts mit den Vertretern der Brauereiarbeiter über die Wiedereinführung eines Arbeits-

nachweises zu verhandeln, sofern das Recht der Arbeitgeber anerkannt würde, diejenigen Arbeiter zurückzuweisen, deren Anstellung ihnen nicht zusage. Drittens erklärten sie, daß sie die Forderung, den 1. Mai als Arbeiterfeiertag zu gewähren, ablehnen müßten.

Bereits der erste Punkt wurde sehr umstritten. Die Vertreter der Arbeiter verlangten die Wiedereinstellung aller entlassenen Arbeiter, ein Verlangen, auf welches die Brauereien unter keinen Umständen eingehen konnten. Man einigte sich nach langer und eingehender Debatte dahin, daß im Bedarfsfalle andere Arbeiter nicht eher eingestellt werden sollten, als bis die am 16. Mai entlassenen Gehülfen wieder Stellung gefunden hätten. Ausgenommen wurden nur die, welche sich gegen die Geschäftsleitung vergangen hatten, und deren Namen den Vertretern der Arbeiterschaft mitgetheilt werden sollten, damit sie an anderen Orten oder in anderen Industrieen untergebracht werden könnten. Die Zahl dieser letzteren wurde auf zwanzig bis dreißig angegeben. Ueber den Arbeitsnachweis wurde am ersten Tage eine Einigung nicht erzielt, da die Vertreter der Arbeiter glaubten, daß ihre Auftraggeber das Recht der Arbeitgeber, diejenigen Arbeiter zurückzuweisen, deren Anstellung ihnen nicht zusage, nicht anerkennen würden. In einer späteren, nicht öffentlichen und in kleinem Kreise abgehaltenen Sitzung verständigte man sich aber doch dahin, daß den Arbeitgebern das Recht der freien Wahl zustehe, daß jedoch die Mitgliedschaft in einer gewerkschaftlichen oder politischen Organisation keinen Grund zur Ablehnung eines Arbeiters bilden dürfe. Die Nichtfreigabe des 1. Mai als eines Arbeiterfeiertages, welche den ganzen Krieg entzündet hatte, bildete keinen Stein des Anstoßes mehr, da einer der Wortführer der Arbeiter ausdrücklich erklärte, daß an diesem Punkte die Verhandlungen nicht scheitern würden.

Man ging am 13. October an die Verhandlungen mit der festen Zuversicht, daß nunmehr jede Schwierigkeit beseitigt sei, und der ersehnte Friede geschlossen werde. Aber es kam anders. Schon als man in den Berathungssaal trat, bot sich das Bild einer gänzlich veränderten Situation, man wurde ein wenig an den Convent erinnert, wenn auch die Zuhörer keine active Rolle spielten. Man merkte, daß die am Abend vorher stattgehabte Volksversammlung, in welcher es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Arbeiterschaft und ihren Vertretern gekommen war, die Friedensstimmung vollständig verwandelt hatte. Während die Vertreter der Arbeiterschaft mit den Vertretern der Brauereien verhandelten, drang eine Anzahl ausgesperrter Arbeiter in den Saal ein, gleichsam um ihre Vertreter zu überwachen und von jeder Nachgiebigkeit zurückzuhalten, obwohl ausdrücklich beschlossen war, daß die Verhandlung, wie das erste Mal, im engeren Kreise nur von wenigen Delegirten geführt werden sollte, und daß nur Vertreter der Presse zuzulassen seien. Der Abbruch der Verhandlungen erfolgte denn auch bald nach ihrem Beginne. Im Widerspruch mit ihren bisherigen Erklärungen und ihren früheren Ausführungen und wider alles Erwarten erklärten die Vertreter der Arbeiterschaft, daß, wenn 33 Arbeiter — eine Zahl, die annähernd in den ersten Verhandlungen bereits genannt worden war — auf Wiedereinstellung in den Brauereien verzichten müßten, der Friede unmöglich sei; ein Friede unter diesen Bedingungen sei ein ehrloser. Offenbar fürchteten die Führer für ihre Autorität, sagte doch der Abgeordnete Auer wörtlich: „Wenn wir zustimmten, so würden wir in demselben Augenblicke für unsere ganze Lebenszeit politisch bankrott und pleite sein und als Verräther an der Arbeiterbewegung hinausgeworfen werden müssen." Vergebens wurde ihnen erwidert, sie seien ja einverstanden gewesen, daß diese dauernd von den Berliner Brauereien Ausgesperrten in anderen Gewerben versorgt werden sollen, und daß nunmehr die zehnfache Zahl von Arbeitern für lange Zeit brotlos bleiben müsse, verdienstlos an der Schwelle des Winters; denn so lange der Bierverruf dauere und die Betriebe eingeschränkt seien, sei es den Brauereien auch mit dem besten Willen nicht möglich, die alte Zahl der Arbeiter wieder zu beschäftigen.

Der Kampf dauert also fort, und der Boycott ist, wie nach dem ersten mißglückten Einigungsversuche, nur verschärft worden.

In welcher Lage sind nun die Streitenden? Die vom Verrufe betroffenen Brauereien haben an Absatz verloren, ihre Production eingeschränkt, und natürlich wirkt eine Verminderung ihres Betriebes auch auf die mit der Brauindustrie verwandten Gewerbe. Einer großen Anzahl von Arbeitern, die sonst mit dem Beginn des Winters in den Brauereien und den mit ihnen zusammenhängenden Gewerben Beschäftigung hatten, fehlt es an Verdienst. In den Brauereien der Ueberläufer haben nur Vereinzelte Beschäftigung finden können; die Arbeitslosen sind also auf die Unterstützung ihrer Genossen angewiesen, die, so reichlich sie im Anfang war, mit der Zeit immer spärlicher fließen muß. Für die Brauereien hat aber der Lohnkampf einen nicht zu unterschätzenden Vortheil: ihr Solidaritätsgefühl ist erwacht; im ganzen Reich bilden sich Verbände gegen die Gefahr, die den Brauereien von Seiten der Arbeiterschaft durch die Verrufserklärungen droht. In Friedrichroda ist am 22. September d. J. eine Gemeinschaft unter der Bezeichnung „Garantiefonds zum Schutz gegen Verrufserklärungen" gebildet worden. Dieser Garantiefonds ist für ganz Deutschland bestimmt, und aus ihm soll jedem vom Verrufe betroffenen Brauer, der demselben angehört, der erlittene Schaden ersetzt werden. Auf diesem Wege der Selbsthülfe hoffen die Brauereien für die Zukunft aller ungerechtfertigten Ansprüche der Arbeiter sich erwehren zu können. Möchten die übrigen Industrieen diesem Beispiel folgen und ihren Schutz in der Selbsthülfe suchen!

Notizen über Madagaskar.

[Nachdruck untersagt.]

Nur 200 Seemeilen nach Osten von der südöstlichen Küste des afrikanischen Continents entfernt liegt Madagaskar, nächst Neuguinea, Borneo und Grönland die größte Insel der Erde. Der neuerdings von der französischen Republik gegen den Hovastaat auf Madagaskar geplante Kriegszug hat dem Eiland im Indischen Ocean ein actuelles Interesse verliehen, das die nachfolgenden Zeilen vielleicht nicht unwillkommen erscheinen lassen wird.

Durch den ziemlich tiefen und reißenden Canal von Mosambique von der Küste Afrika's getrennt, erstreckt sich Madagaskar südlich des Aequators vom 12. bis zum 26. Breitengrade und vom 43. bis zum 51. Längengrade östlich von Greenwich. Während es also von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 1600 Kilometern hat, beträgt der von West nach Ost gerechnete Durchmesser nur etwas über 500 Kilometer. Der Flächeninhalt umfaßt 591 563 Quadratkilometer, ist mithin so groß wie derjenige Englands und Irlands zusammen. Die Küstenlinien verlaufen im Allgemeinen ziemlich gerade, nur im Nordwesten finden sich sechs fjordartige Einschnitte, zu denen sich im Nordosten noch die geräumige Antongil-Bai gesellt. Sicherer Häfen gibt es nur fünf, nämlich Diego Suarez, Wohemar, Maroanzettra, Foulpoint und Tamatave; alles Uebrige sind offene Rheden, die besonders an der Ostküste, der vorherrschenden, zum Theil stürmischen Südostwinde wegen, wenig Sicherheit bieten. Die westliche Küste Madagaskar's, die vor stürmischen Winden geschützt liegt, ist an zahlreichen Stellen von ausgedehnten Korallenriffen eingefaßt. Auf der Ostküste kommen nur vereinzelte Korallenbildungen vor, von denen die mächtigsten im Norden zwischen der Antongil-Bucht und Tamatave lagern. An ihnen konnten englische Naturforscher in der Nähe von Foulpoint (das madagassische Vulu-Vulu) ein auffallend rasches Wachsen jener durch Korallenthiere erzeugten Riffbildungen direct beobachten.

Fünf größere Gebirgsketten durchziehen die Insel, deren größter Theil jedoch eben oder nur hügelig ist. Nach dem Innern zu liegt eine Depression, welche auf gewaltige vulcanische Actionen in früherer Zeit schließen läßt. Von diesen tieferen centralen Stellen steigen die Gebirgsmassen steil empor, während sie nach den Seeküsten zu allmälig und terrassenförmig abfallen. Nicht weniger als hundert erloschene Vulcane sind über den madagassischen Gebirgszügen zerstreut, von denen viele die mit erstarrten Lavaströmen bedeckten Krateröffnungen noch heute deutlich zeigen. Zwischen solchen öden vulcanischen Strecken liegen aber ausgedehnte Gebiete mit Gebirgslandschaften von höchst malerischem Reize, wo aus dem längst verwitterten Lavaboden eine Vegetation von echt tropischer Beschaffenheit emporgewachsen ist. Zeugen längst vergangener, der früheren Periode unseres Planeten angehöriger Kräfte neben Schöpfungen unablässiger und mit jedem Tage sich erneuernder atmosphärischer Gewalten des Erdkörpers! —

Offenbar hat die besonders reißende Strömung des Mosambique-Canals jede innige Berührung der Naturtypen des großen afrikanischen Continents mit denen der kleineren vorgelagerten Insel verhindert und dazu beigetragen, der Pflanzen- und Thierwelt Madagaskar's ebenso wie den madagassischen Volksstämmen ein

besonderes charakteristisches Gepräge zu verleihen. Aber Madagaskar ist nicht nur höchst originell, sondern reich auch an Contrasten. Weite Küstenebenen wechseln mit hohen Gebirgsformationen, Gegenden mit reichlicher Bewässerung liegen neben völlig dürren Landstrichen, auf Steppen mit kümmerlicher Vegetation folgen weite Gebiete, wo Kraft und Fülle der Pflanzendecke ihres Gleichen auf Erden suchen. Aehnliche Gegensätze finden sich bei den Bewohnern Madagaskar's. Völlig dunkle Typen wechseln mit helleren ab, die fast den kaukasischen Völkern ähneln; es gibt einige abstoßend häßliche Stämme neben solchen, deren Schönheit selbst ein verwöhntes Auge bewundern muß; es finden sich musterhaft reinliche und vor Schmutz starrende, ausschweifende und sittenstrenge, gastfreie und ungastliche, nomadische und staatlich geordnete Stämme von Eingeborenen. Es kann daher nicht auffallen, daß die Urtheile von Forschungsreisenden, welche meist nur einzelne Theile von Madagaskar besucht haben, stark von einander abweichen. Erst in neuerer Zeit ist ein klärendes Licht in diese mannigfachen Contraste durch die verdienstvollen Arbeiten Alfred Grandidier's, des gründlichsten Kenners von Madagaskar, gekommen.

Ein breiter Urwald umsäumt die Küste, der sich nach Norden auch in das Innere des Landes erstreckt. In der Nähe des Meeresufers sind im wesentlichen Pandanus- und Mangrove-Waldungen vorherrschend, die vom Salzwasser nicht beeinflußt werden. Vereinzelt kommen auch die schlanken, oft 25 Meter hohen Kokospalmen vor, deren elastische Stämme am höchsten Ende ihre stolze Krone tragen. Zahlreiche in Madagaskar einheimische Küstenpflanzen werden in der Nähe des Strandes angetroffen. Höher hinauf wächst der madagassische Charakterbaum Tanghinia venenifera, welcher dem Oleander ähnelt. Aus zahlreichen und schön gefärbten röthlichen Blüthen bilden sich olivengrüne, äpfelartige Früchte, deren Kerne in hohem Grade giftig sind. Diese Früchte des Tangenbaumes wurden besonders von der Hovaregierung bis in die neueste Zeit als Strafmittel benutzt, um unbequeme Personen aus der Welt zu schaffen. Früher fielen Tausende von Menschen diesem starken Gifte zum Opfer, und erst in den letzten Jahren gelang es den vereinten französischen und englischen Bemühungen, wenigstens die officielle Anwendung desselben zu unterdrücken. Als kostbare Nutzhölzer der Waldungen sind besonders Ebenholz und Mahagoni zu nennen; einer der schönsten und nützlichsten Bäume auf Madagaskar ist jedoch die Rawenala (Urania speciosa) oder die „Palme der Reisenden". Diese herrliche Fächerbanane, deren Blätter zehn Meter lang werden, schmückt die Landschaft und erweist sich zugleich segensvoll für den menschlichen Bedarf. Aus den Blattstielen baut man die Dächer, mit der weichgeklopften Rinde wird der Fußboden belegt, und die grünen Blätter dienen als Tischtuch oder Teller, zusammengerollt auch als Löffel oder Trinkgefäße. In den unteren Enden der Blattstiele sammelt die Rawenala das Wasser der Niederschläge, welches sich in dieser vegetabilischen Cisterne kühl und ziemlich rein erhält, um den durstigen Reisenden in wasserarmen Gegenden zu erquicken. Auch die Russiapalme, eine Art von Fiederpalme, die fast nur in Madagaskar vorkommt, ist ihres Holzes, ihrer Blätter und Früchte wegen sehr geschätzt. Reis, die Hauptnahrung des Volkes, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Ananas und andere Vegetabilien tropischer wie gemäßigter Zonen gedeihen auf Madagaskar, wo eine alle Zeit gütige Natur den Eingeborenen mühelose Nahrung spendet.

Noch merkwürdiger als die Pflanzenwelt erscheint die Fauna auf Madagaskar. Zwar kommen die hervorragenden Vertreter der afrikanischen Thierwelt, wie Löwen, Giraffen, Nashörner und Antilopen, dort nicht vor. Dagegen zeigen sich viele lediglich madagassische Thierformen, welche ganz isolirt dastehen und in den Köpfen mancher Naturforscher das Phantasiegebilde eines sechsten, im Indischen Ocean versunkenen Continents (Lemurien) auftauchen ließen, der, von Madagaskar bis Ceylon reichend, die im Indischen Ocean zerstreut liegenden Inselgruppen umfaßt und die eigentliche Urheimath des Menschengeschlechts gebildet haben

sollte. Außer einigen einheimischen Schlangenarten sind besonders die Halbaffen (Lemuridae) als eigenartige Vertreter der madagassischen Thierwelt zu nennen. Von den eigentlichen Affen deutlich verschieden, ähneln sie denselben nur im Bau der Gliedmaßen, während sie in der Kopfbildung etwa dem Eichhorn gleichen. Die Halbaffen sind vorzugsweise langgeschwänzte Baumthiere, können sich aber auch in aufrechter Stellung, nach Art der Kängurus hüpfend, fortbewegen. Sie gehören in ihren drei Abarten (Aye-Aye, Indri und Maki) wahrscheinlich zu den ältesten Säugethieren der Tertiärzeit. Im Ganzen existiren in Madagaskar 65 einheimische Arten lebender Säugethiere, welche von der afrikanischen Fauna fast ganz verschieden sind. Dagegen zeigen sowohl die Säugethiere als besonders auch Vögel, Reptilien und Insecten Madagaskar's zweifellos eine große Aehnlichkeit mit indischen, malayischen und australischen Typen der Thierwelt.

Eigenartig wie Flora und Fauna ist auch die Bevölkerung der Insel, welche hinsichtlich ihres Ursprungs den Ethnographen viele, auch heute noch nicht vollständig gelöste Schwierigkeiten bereitet hat. Im Innern des Landes wohnen die Hova, das herrschende Volk auf Madagaskar, an der Ostküste die Betsimisaraka-Völker, welche in ihrer abergläubischen Vorstellung die früher erwähnten Halbaffen für ihre Vorfahren halten, und auf den westlichen und nördlichen Küstengebieten die Sakalavas, welche zu den interessantesten, aber auch am wenigsten bekannten Bewohnern von Madagaskar gehören. Außerdem gibt es noch acht kleinere madagassische Volksstämme, welche an verschiedenen Stellen der Insel zerstreut leben und als Uebergangsformen zwischen den drei hauptsächlichsten Volkstypen auf Madagaskar gelten können.

Schon Wilhelm v. Humboldt machte auf den malayischen Charakter der madagassischen Sprache aufmerksam, der sich direct aus der Vergleichung einzelner Worte, wie Hand = tangan (mal.) = tangana (madag.) oder Frucht = bua (mal.) = voa (madag.), ergibt. Nach neueren zuverlässigen Forschungen muß man jedoch annehmen, daß nur die Hova ein malayisches Volkselement darstellen, während die übrigen Madagassen wohl afrikanischen Ursprungs sind und zu den Volksstämmen der Suaheliküste gehören dürften. Der intelligenteste Volksstamm sind ohne Zweifel die Hova, welche in allen Verwicklungen mit Frankreich, der im politischen Sinne auf Madagaskar colonisirenden Macht, stets in den Vordergrund der Ereignisse treten. Die Hova sind tapfer, verschlagen und sehr unternehmend. Ihre auffallende oratorische Begabung haben sie mit manchen polynesischen Stämmen gemein, und auch ihre musikalischen Fähigkeiten deuten auf malayischen Ursprung. Die Hova-Armee besitzt z. B. ein Musikcorps von Schwarzen, welche eine während des letzten Krieges mit Frankreich componirte Nationalhymne bei feierlichen Gelegenheiten spielen. Europäische Cultur hat bei dem Hova-Volke bereits Einzug gehalten und ein mächtiges, gut disciplinirtes Staatswesen unter ihnen geschaffen. Das Volk der Betsimisaraken steht dagegen auf einer sehr niedrigen Stufe und geht auch in Folge von epidemischen Krankheiten und übermäßigem Alkoholgenuß dem allmäligen Aussterben entgegen. Kraftvoller und verwegener sind wiederum die Sakalaven, die früher als gefürchtete Seeräuber den Canal von Mosambique unsicher machten und jetzt nomadenhaft von Ort zu Ort ziehen. Die Sakalavamädchen gelten als wild-phantastische afrikanische Schönheiten von einer auffallenden Größe und Plastik des Körperbaues, von angenehmer Gesichtsbildung und mit feurigem Glanze der Augen. Noch im vorigen Jahrhundert haben die numerisch den Hova überlegenen Sakalava die Herrschaft über die Insel besessen, die sie jedoch in Folge von Zersplitterungen verloren.

Die Gesammtzahl der Einwohner Madagaskar's beträgt etwas über drei Millionen, von denen die Zahl der Hova gegenwärtig allein 1 000 000 ausmacht. Die Centralprovinz des in siebzehn Districte getheilten Königreiches Madagaskar ist das den Hova gehörige Ankowa, eine bewaldete von Bergen umschlossene Hochebene, auf welcher nur die Hauptstadt Tananarivo mit 100 000 Einwohnern

darunter 200 Europäer, liegt. Ein in europäischem Styl erbauter Palast, die wenigen massiven Regierungsgebäude und Europäern gehörenden Privathäuser sind umgeben von den zwischen Baumgruppen liegenden Hütten der Eingeborenen. Der wichtigste Hafenplatz ist Tamatave auf der Ostküste mit 15 000 Einwohnern, worunter sich hundert Europäer, hauptsächlich Franzosen, befinden. Im Jahre 1890 liefen 255 Handelsschiffe dort an, von denen weit mehr als die Hälfte englischer, die übrigen französischer und deutscher Herkunft waren. Der belebteste Hafen an der Westküste ist Mojango mit 10 000 Einwohnern; der Verkehr daselbst erreicht die Höhe desjenigen von Tamatave.

Der Handel Madagaskar's ist trotz des großen Reichthums der Insel noch wenig bedeutend. Durch die Indolenz der Eingeborenen bleibt ein großer Theil der natürlichen Erzeugnisse unbenutzt, und aus Mangel an ordentlichen Verkehrswegen wird jeder Aufschwung beträchtlich gehindert. So liegen z. B. die reichen Kohlengruben auf Madagaskar noch immer unausgebeutet da. Die ziemlich hohen Einfuhrzölle erhebt die Hova-Regierung in Waaren, und auch auf die zum Export bestimmten Artikel ist ein unmäßiger, bis 35 Procent betragender Ausfuhrzoll gelegt. Geradezu paralysirend auf den Handel in Madagaskar wirkt aber das dort herrschende Münzsystem. Nur die französischen Fünffrankenstücke in Silber cursiren im Lande; für den Kleinhandel werden diese Silbermünzen in Stücke bis zur Zahl von sechzig zerschnitten und besonders abgewogen.

In der Zone des Südostpassats gelegen, sind die Ostküsten der Insel feucht, die Westküsten im allgemeinen trocken. In den sumpfigen Niederungen der Küstenstriche erzeugt die tropische Hitze Fiebermiasmen, welche der Insel den Namen des „europäischen Kirchhofs" eingebracht haben. In den Bergen und auf den Hochebenen dagegen ist das Klima durchaus gesund und die Temperatur nur mäßig warm. Die höchsten Berggipfel (fast 3000 Meter) sind mehrere Monate hindurch mit Eis bedeckt.

Madagaskar, von den Eingeborenen Nossindambo (Insel der wilden Schweine), von den Arabern Dschesira el Komr (Mondinsel) genannt, wurde schon Ende des 13. Jahrhunderts von Marco Polo erwähnt, aber erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch portugiesische Seefahrer wieder aufgefunden und in Europa bekannt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts machten die Franzosen vergebliche Versuche, auf Madagaskar festen Fuß zu fassen, und besetzten während des 17. und 18. Jahrhunderts einige Häfen an der Küste. Aber alle Bemühungen der Franzosen, die Insel zu colonisiren, mißlangen. Nunmehr griffen die Engländer erfolgreich ein. Besonders war es das Reich der Hova, 1801 durch den ersten König Radama begründet, mit welchem England Verträge abschloß. Englische Officiere organisirten die Hova-Armee, englische Missionare unterrichteten die Hova-Kinder. Diese Schritte der Engländer stachelten Frankreich zu einer neuen und noch energischeren Einmischung an, durch welche Madagaskar unter französische Schutzherrschaft gestellt werden sollte. Da sich die Hova-Regierung dieser Forderung widersetzte, kam es 1883 zum Kriege. Die Franzosen nahmen den Haupthafen Tamatave ein und blockirten die Ostküste der Insel. Aber erst nach dreijährigen Anstrengungen gelang es den Franzosen, einen Friedensvertrag bei den Hovas durchzusetzen, welcher das französische Protectorat über Madagaskar bewilligte. Die politische Selbständigkeit der Hova-Regierung jedoch vermochte Frankreich nicht zu brechen. Erst vor wenigen Wochen hat die französische Regierung einen Specialbevollmächtigten nach der Hauptstadt der Hova, Tananarivo, entsendet, welcher von der madagassischen Regierung die Anerkennung des effectiven Protectorats Frankreichs mit allen seinen politischen wie diplomatischen Consequenzen und außerdem die Besetzung der Hauptstadt durch eine permanente französische Garnison fordern sollte. Da die Hova diesen in Form eines Ultimatums überreichten Forderungen sich widersetzt haben, rüstet man in Frankreich offen zum Feldzug gegen Madagaskar.

A. M.

Alexander III.

Der Tod des Kaisers Alexander III. hat weit über die Grenzen des ungeheuren Reiches hinaus, das er nicht viel mehr als dreizehn Jahre beherrscht, eine wirklich tiefe Bewegung hervorgerufen. Die Berichte von dem Krankenlager in Livadia, wie sie nun bald hoffnungsvoller, bald trauriger lauteten, haben Wochen lang, man darf wohl sagen, die ganze civilisirte Welt in theilnehmender Spannung gehalten, und wenn es zunächst auch der rein menschliche Zug gewesen sein mag, der uns für ein großes Leiden, standhaft ertragen, mitfühlen machte: so hat doch hier zugleich das Walten eines unerbittlichen Geschicks uns tragisch ergriffen. Ein Monarch, unter allen Mächtigen der Erde vielleicht der Mächtigste, begabt mit einer unerschütterlichen Stärke des Charakters und dem unbestreitbaren Willen, das Beste zu thun, skrupulös gewissenhaft, durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, sich aufreibend und aufopfernd in der Erfüllung seiner schweren Pflichten und doch an jedem Tag, in jeder Stunde, in jedem Augenblick von Gefahren bedroht, nicht von außen, sondern aus der Mitte seines Volkes, um dessen Wohlfahrt und Gedeihen er unablässig bemüht war. An der Leiche seines von einer Dynamitbombe zerrissenen Vaters mag sich die Wandlung vollzogen oder befestigt haben in der Brust des damals Sechsunddreißigjährigen, der für den Thron nicht erzogen worden war und wohl wußte, aus der Geschichte und der eigenen Erfahrung, was die Zarenkrone für ihren Träger bedeute. Kaiser Alexander II. hatte das Werk der Reformen mit der Aufhebung der Leibeigenschaft begonnen, war der Freund und Verbündete Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gewesen, und auf seinem Tische fand man den bis auf die Unterschrift vollzogenen Entwurf einer Verfassung, gleichsam sein politisches Testament. Alexander III. hat es nicht ausgeführt. Dem Vater vielleicht zuvor schon innerlich entfremdet, hat er in allen Stücken an die Traditionen des alten, heiligen Rußlands wieder angeknüpft und nur selten und zögernd aus seiner stolzen Einsamkeit heraustretend sich ganz und ausschließlich seinem Lande gewidmet. Ohne Spur von Herrschsucht, hat er doch die Bürde der unermeßlichen Gewalt auf sich genommen mit dem vollen Gefühl des Selbstherrschers, der für seine Handlungen seinem Gott allein und sich selber Rechenschaft schuldig ist. Ein persönliches Regiment, das in der Wahl seiner Mittel durch keine Controle beschränkt wird, kann nicht immer frei von Härten sein; und es gab eine Zeit, wo der Westen erschrak vor den Maßregeln und der Consequenz dieses Systems. Aber zweierlei wird man jetzt, wo das Werk Alexander's III. abgeschlossen vor uns liegt, nicht verkennen: daß er sein Reich größer, blühender, gesicherter und angesehener hinterlassen hat als er es empfangen, und daß er, in dessen Hand die Entscheidung ruhte, jeder Versuchung unzugänglich und unter den schwierigsten Umständen den europäischen Frieden gewahrt hat und seine feste Säule gewesen ist bis zum letzten Athemzug.

Es ist ein Ding, in der unwürdigen Vasallenschaft Rußlands gehen, wie in den Tagen von Olmütz, und ein anderes, in Frieden und Freundschaft mit dem

über zwei Welttheile sich erstreckenden Nachbarreich im Osten leben, welches in materieller und — wenn wir an seine großen Dichter und Schriftsteller denken — auch in geistiger Hinsicht so wichtig für uns geworden ist. Die befreiende That des jüngst abgeschlossenen Handelsvertrages wird in unserem Andenken stets mit der dankbaren Erinnerung an Alexander III. verbunden sein, auf dessen Initiative nicht zum geringsten Theil er zurückzuführen sein dürfte. Wir betrauern mit der russischen Nation in ihm einen Herrscher, der sich auch um die anderen Nationen verdient gemacht, indem er durch weise Zurückhaltung, gestützt auf eine imposante Macht, viel zu der ruhigen Entwicklung der Dinge beigetragen hat. Die Sympathiebezeugungen, welche von allen Seiten und aus allen Ländern kamen, waren gewiß aufrichtig.

Unter solchen Auspicien hat Nicolaus II. den Thron der Romanows bestiegen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß man noch wenig von ihm weiß; aber was man von ihm weiß, spricht für ihn. Er hat sich bei dem Attentat, das in Japan auf ihn und seinen Reisegefährten, den Kronprinzen von Griechenland, verübt ward, mit einer für sein damaliges Alter ungewöhnlichen Unerschrockenheit und kaltblütigen Ruhe gezeigt. Später, an der Spitze mehrerer wichtiger Staatsunternehmungen, ist sein Name mit Auszeichnung genannt worden, und seine Bildung wird als eine gediegene, vielseitige, den Einfluß westeuropäischer Ideen keineswegs ausschließende gerühmt. Das allgemeine Vertrauen kommt ihm entgegen und ist durch seinen ersten Regierungsact, das durch ihn erlassene Manifest, bestärkt worden. Es herrscht ein gewinnender Ton der Pietät und Liebe darin. Gerne gibt man sich dem Glauben hin, der jugendliche Zar werde von dem Vermächtniß des Vaters sich besonders das aneignen, was das friedliche Wohlergehen, das Glück seiner Unterthanen zum Ziele hat. Wohlthuend berührt es auch, daß er in einer Urkunde von so fundamentaler Art seiner bevorstehenden Vermählung mit der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt gedenkt. In der Stille des kleinen Hofes erblüht, in einer Residenz und unter einer Bevölkerung, der das Andenken ihrer früh verstorbenen Mutter theuer geblieben, hat sie von dieser den klaren Verstand und das richtige Gefühl geerbt, welche die junge Fürstentochter bei den ersten Schritten in die Oeffentlichkeit geleitet und mit diesen sie fast schon populär gemacht haben. In kindlicher Rührung von der hessischen Heimath und den Freundinnen Abschied nehmend, mit denen sie zusammen gespielt und studirt hatte, zeigte sich doch sogleich die Festigkeit ihres Entschlusses, als der Ernst ihres künftigen Berufes an sie herantrat. Sie wollte mit dem erwählten Gemahl Alles theilen, auch den Glauben; aber indem sie sich bereit erklärte, den seinen anzunehmen, soll sie sich doch geweigert haben, den ihrigen zu anathematisiren. Beim Ueberschreiten der russischen Grenze richtete Prinzeß Alice dann an die Stadt Moskau jenes Schreiben, das im weiten Zarenreich den freudigsten Widerhall weckte; denn Jeder, der diese Worte las, empfand in ihnen den wahren, warmen Ausdruck einer Seele, die sich mit der ganzen ihr angeborenen Kraft den neuen Lebensaufgaben weiht.

Die Segenswünsche ihres Volkes folgen der deutschen Prinzessin. Möge sie, wie sie zur Seite Nicolaus' II. die Zierde des russischen Thrones sein wird, auch dessen guter Engel werden. Denn wenn es in diesen Tagen des unablässig wühlenden Umsturzes eine Hoffnung für die Völker gibt, so ist es die, daß die Regierungen, mag ihre Form sein, welche sie wolle, sich vor Allem die Wahrung und Pflege der Cultur angelegen sein lassen. Die Feinde der bestehenden Ordnung sind, ohne jeden Unterschied der Nation, uns Allen gemeinsam; so sollten auch deren Vertheidiger sich solidarisch wissen in ihren Bestrebungen. Es gibt kein stärkeres Argument gegen den Krieg als dieses; und kein schönerer, ruhmvollerer Titel könnte von Alexander III. auf Nicolaus II. übergehen, als der: ein Friedensfürst zu sein, wie jener es gewesen.

Berlin, 15. November. J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Mit überraschender Einstimmigkeit hat die gesammte Presse des Auslandes ihrem Bedauern über den Rücktritt des Grafen Caprivi von seiner Stellung als deutscher Reichskanzler Ausdruck geliehen. Konnte doch gerade im Auslande, so oft die Friedenspolitik der deutschen Reichsregierung betont wurde, die Probe auf das Exempel gemacht werden. Nicht bloß in Oesterreich-Ungarn und Italien, den Staaten, die mit Deutschland im Bündnißverhältnisse stehen, sondern auch in Frankreich und Rußland hatte die ebenso besonnene wie ihres Zieles klar bewußte auswärtige Politik Deutschlands alle Klippen glücklich vermieden, so daß die Friedensaspecten sich stets günstiger gestalteten. Es braucht nur an die Handelsverträge, insbesondere an den Abschluß desjenigen mit Rußland, erinnert zu werden, um zu zeigen, in wie friedlichen Bahnen sich auch die handelspolitische Wirksamkeit des Grafen Caprivi bewegte. Ohne je der Würde und dem Ansehen Deutschlands auch nur das Geringste zu vergeben, war der Nachfolger des Fürsten Bismarck unablässig bemüht, internationale Conflicte zu verhüten. Wenn dem Kaiser Wilhelm II. die Initiative für die Abnahme der Spannung in den deutsch-französischen Beziehungen zugeschrieben werden darf, so war es doch der Graf Caprivi, der auf diese Dispositionen verständnißvoll einging, so daß Deutschland nicht nur mit seinem östlichen, sondern auch mit seinem westlichen Nachbar nunmehr in einem freundlicheren Verhältnisse steht.

Die Gegensätze der Parteien, die sich im Hinblicke auf die wirthschaftlichen Zustände entwickelt haben, konnten nicht verfehlen, dem Grafen Caprivi gerade im ultra-conservativen Feldlager Widersacher erstehen zu lassen, die wohl durch die Hoffnung bestimmt wurden, daß mit dem Sturze des leitenden Staatsmannes ihre Sonderbestrebungen Verwirklichung finden könnten. Immerhin wurde auch in diesen Kreisen angenommen, daß Graf Caprivi erst nach einer unglücklichen parlamentarischen Campagne den politischen Kampfplatz räumen würde. Der deutsche Reichstag galt als das Terrain, auf dem die Frage entschieden werden sollte, wie den revolutionären Bestrebungen gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung entgegenzutreten wäre. Zwei Auffassungen standen einander schroff gegenüber, von denen die eine, vom Grafen Caprivi vertretene dahin ging, daß gewisse Verschärfungen des gemeinen Rechtes genügen würden, während der preußische Ministerpräsident und Minister des Innern, Graf Eulenburg, die schärfere Meinung repräsentirte, nach der die anarchistischen Vorgänge im Auslande eine Ausnahmegesetzgebung erheischten. Nur mußte der Beweis vermißt werden, daß die Voraussetzungen, die für das Ausland, insbesondere für die romanischen Länder, maßgebend waren, auch für Deutschland zutreffen. Vielmehr lag die Gefahr nahe, daß die Anarchisten ihre Propaganda der That gerade mit Rücksicht auf eine gegen sie

gerichtete Specialgesetzgebung auf Deutschland ausdehnen könnten. Im preußischen Staatsministerium drang denn auch die Ansicht des Grafen Caprivi durch, der sich jedoch bei diesem Anlasse von Neuem überzeugen mußte, wie wenig glücklich die Trennung der leitenden Stellung im preußischen Staatsministerium von derjenigen des deutschen Reichskanzlers gewesen ist.

Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß der Gegensatz zwischen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg geraume Zeit hindurch in latentem Zustande vorhanden war, ehe er in einem ersten Entlassungsgesuche des höchsten Reichsbeamten seinen charakteristischen Ausdruck fand. Der Kaiser beschwichtigte jedoch zunächst diesen Gegensatz, so daß die vorhandenen Spitzen im Wesentlichen umgebogen zu sein schienen, als dann nach der Rückkehr des Kaisers von einem Jagdausfluge die Krisis von Neuem acut wurde und zum Rücktritte beider leitenden Staatsmänner im Reiche und in Preußen führte. Wenn vielfach hervorgehoben worden ist, daß die Darstellung des Conflictes zwischen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg in einem angesehenen deutschen Organe, in der die Stellung des deutschen Kaisers allzu bestimmt gekennzeichnet worden sein soll, den unmittelbaren Anlaß zu der in dieser Form unerwarteten Regierungskrisis geboten habe, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Zustand, bei dem der höchste Reichsbeamte im preußischen Staatsministerium trotz dessen collegialer Einrichtung gewissermaßen hinter dem Ministerpräsidenten zurückstehen mußte, auf die Dauer unhaltbar war.

Gerade in dieser Erkenntniß darf zugleich eine heilsame Lehre für die Zukunft erblickt werden. Die Trennung der beiden Stellungen erfolgte, nachdem Graf Caprivi als Präsident des preußischen Staatsministeriums sich allzu sehr für den im Lande mit einem Sturme der Entrüstung aufgenommenen Entwurf eines Volksschulgesetzes engagirt hatte. Es braucht nur daran erinnert zu werden, mit welchem Freimuthe die preußischen Universitäten gegen diesen Entwurf Verwahrung einlegten, um zu erhärten, daß Graf Caprivi damals, um nicht zu sagen: im politischen Sinne tragisch schuldig geworden, doch den Keim zu dem Conflicte legte, der ihm nunmehr verhängnißvoll geworden ist. Ohne seine Theilnahme für den Entwurf des Grafen Zedlitz wäre es nicht zur Trennung der beiden Gewalten gekommen, die später zu Reibungen und einem Antagonismus führen mußte, für den es eben keine andere Lösung gab wie die Wiedervereinigung der Stellung des preußischen Ministerpräsidenten mit derjenigen des deutschen Reichskanzlers.

Kaiser Wilhelm hat dies deutlich erkannt, als er nach dem Rücktritte des Grafen Caprivi und des Grafen Eulenburg den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst in die leitende Stellung als Reichskanzler berief und zugleich mit dem Vorsitze im preußischen Staatsministerium betraute. Sicherlich hätte die Wahl unter den obwaltenden Umständen auf keine geeignetere Persönlichkeit fallen können. Erfreute sich der Graf Caprivi seiner bewährten friedlichen Gesinnung wegen im Auslande hohen Ansehens, so genießt der frühere deutsche Botschafter in Paris, der später als Statthalter in Elsaß-Lothringen einen nie versagenden Tact mit einer stets das Interesse Deutschlands fest im Auge behaltenden Energie verband, in demselben Grade das volle Vertrauen des Auslandes. Seine ganze Vergangenheit bürgt dafür, daß Fürst Hohenlohe sich lediglich durch patriotische Interessen leiten ließ, wenn er die bei aller Verantwortlichkeit nicht so verwickelte Stellung des Statthalters von Elsaß-Lothringen mit der seine ganze Kraft erheischenden neuen Position vertauschte. Er hat jedoch bereits in seiner früheren Thätigkeit bewiesen, daß er zugleich die auswärtige Politik Deutschlands den vom Fürsten Bismarck herrührenden Ueberlieferungen gemäß zu leiten vermag, wie auch im Parlamente den an ihn zu stellenden Anforderungen entspricht. Andererseits leistet die ganze Vergangenheit des Fürsten Hohenlohe dafür Bürgschaft, daß er wesentliche Volksrechte, die durch die Reichsverfassung und die bestehende Gesetzgebung gewährleistet sind, nicht gefährden lassen wird.

Stellen aber die hohen Aemter, die Fürst Hohenlohe, dem Rufe des Kaisers folgend, in patriotischer Weise übernommen hat, die größten Anforderungen an den bewährten Staatsmann, so darf es mit Genugthuung aufgenommen werden, daß dieser insofern entlastet wird, als der Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Freiherr von Marschall, zum preußischen Staatsminister ernannt worden ist. In dieser Eigenschaft wird dieser nunmehr in der Lage sein, dem Fürsten Hohenlohe im preußischen Ministerium wie im Landtage wirksam zur Seite zu stehen, und dies erscheint um so bedeutsamer, als Freiherr von Marschall sich im deutschen Reichstage längst als ein „debater" ersten Ranges erwiesen, der insbesondere bei den Verhandlungen über die Handelsverträge durch die Sachlichkeit und Stichhaltigkeit seiner Beweisgründe sich auf der ganzen Höhe der Situation zu halten gewußt hat.

Der neue Minister des Innern, Herr von Köller, der bisher unter dem Fürsten von Hohenlohe in Elsaß-Lothringen thätig war, sieht sich zunächst wegen seiner ehemaligen parlamentarischen Wirksamkeit mancherlei Anfechtungen ausgesetzt. Es empfiehlt sich jedoch um so mehr, mit dem Urtheile zurückzuhalten, bis wirkliche Acte des neuen Ministers des Innern vorliegen, als der neue Reichskanzler in seiner Eigenschaft als Präsident des preußischen Staatsministeriums wohl Bedenken getragen haben würde, einen Minister des Innern zu acceptiren, der nicht eben im Laufe der Jahre, die der Praxis gewidmet waren, viel gelernt und Manches von den früheren Theorien vergessen hat. In der Sitzung des preußischen Staatsministeriums, die unter dem Präsidium des Fürsten Hohenlohe stattfand, um über die Vorschläge zur Bekämpfung der revolutionären Bestrebungen ein Ergebniß zu erzielen, stellte sich denn auch die volle Einmüthigkeit heraus, mit der daran festgehalten wird, daß der dem Bundesrathe und später dem Reichstage vorzulegende Gesetzentwurf lediglich auf der Grundlage des gemeinen Rechtes durchgeführt werden soll. Da die leitenden Minister der deutschen Staaten sich im Principe mit den in diesem Entwurfe enthaltenen Grundsätzen einverstanden erklärt haben, darf jetzt bereits angenommen werden, daß die Vorlage ohne wesentliche Veränderungen dem Reichstage zugehen wird. Dieser, der ursprünglich durch kaiserliche Verordnung für einen früheren Termin einberufen worden war, wird sich nunmehr am 5. December versammeln. Mit großem Interesse darf der Thronrede entgegengesehen werden, da nicht bloß die mancherlei im Reiche und in Preußen vollzogenen Veränderungen, sondern auch Ereignisse im Auslande, unter denen das Hinscheiden des Kaisers Alexander III. von Rußland in Deutschland tiefen Eindruck und allgemeine Theilnahme hervorgerufen hat, sicherlich ihre Würdigung finden werden.

Der Tod des Zaren ist zwar nicht unerwartet gekommen, da dessen schweres Leiden den schlimmen Ausgang befürchten ließ; allein die bewährten friedlichen Dispositionen des Kaisers Alexander III. hatten sich stets als eine so werthvolle Bürgschaft erwiesen, daß sein Hinscheiden, abgesehen selbst von der rein menschlichen Theilnahme, von diesem Gesichtspunkte aus innig bedauert werden muß. Mochten immerhin in Frankreich aus Anlaß der Flottenbesuche in Kronstadt und in Toulon phantastische Hoffnungen auf das französisch-russische Zukunftsbündniß gesetzt werden, so war doch in Deutschland wohl bekannt, daß der nunmehr verstorbene Zar weit davon entfernt war, russische Interessen im Dienste der französischen Revancheidee zu gefährden. Auch in den Beziehungen seines Landes zu Frankreich erwies sich Alexander III. als treuer Anhänger der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Ihm war vielmehr daran gelegen, den französischen „Patriotismus" im Zaume zu halten, als der Erwartungen Vorschub zu leisten, die in den Bestrebungen der früheren Patriotenliga ihren bezeichnenden Ausdruck fanden. Daß ein großer Theil der französischen Presse in dem verstorbenen Kaiser von Rußland nicht so sehr den Friedensfürsten betrauert, wie den Mann, der bei der Verwirklichung politischer Phantasien eine hervorragende Rolle spielen sollte, kann nicht überraschen. Auffallend erscheinen muß nur, daß dieselben Organe zunächst den Nachfolger Alexander's III. mit einem gewissen Mißtrauen beurtheilten, und zwar

nicht etwa, weil er ihnen in geringerem Maße als Freund des Friedens erschien, sondern weil sie befürchteten, daß seine Sympathien sich in anderer als der von ihnen gewünschten Richtung äußern könnten. Die Absichtlichkeit, mit der die Franzosen ihre Trauer über das Hinscheiden des Zaren zur Schau trugen, ist sicherlich in Rußland selbst nicht unbemerkt geblieben. Wurde doch sogar geplant, eine größere Deputation von Kammermitgliedern zu den Beerdigungsfeierlichkeiten zu entsenden, während ein Pariser Blatt vorschlug, den Generalissimus der französischen Armee, General Saussier, zu demselben Zwecke nach Petersburg reisen zu lassen. Die besonnenen Elemente, an denen es in Frankreich keineswegs fehlt, wirkten aber dahin, daß in dieser Hinsicht Maß gehalten wurde.

In dem Manifeste, das Kaiser Nicolaus nach dem Tode seines Vaters erlassen hat, betont er in der traurigen, aber feierlichen Stunde, in der er den Thron des russischen Reiches und des mit ihm „unzertrennlich verbundenen" Königreiches Polen und des Großfürstenthums Finnland besteigt, daß er, von dem Vermächtnisse Alexanders III. erfüllt, das Gelübde thue, „stets als einziges Ziel die friedliche Entwicklung, die Macht und den Ruhm des theuren Rußland und die Beglückung aller seiner treuen Unterthanen im Auge zu haben". Da der neue Zar sich ausdrücklich auf das Vermächtniß seines hingeschiedenen Vaters beruft, kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Macht und der Ruhm als Ziel bezeichnet werden, dieses doch nur auf dem Wege friedlicher Entwicklung angestrebt werden soll; wie ja Kaiser Alexander III. zu den wenigen Herrschern aus dem Hause Romanow gezählt werden darf, unter denen Rußland keinen europäischen Krieg geführt hat. Die feierliche Form, die Nicolaus II. für die Versicherung gewählt hat, daß er „die Beglückung aller seiner Unterthanen" anstreben werde, läßt jedenfalls die Deutung zu, daß die von den Panslavisten ohne Unterlaß geforderten Verfolgungen anderer Nationalitäten im russischen Reiche nicht der Sinnesart des neuen Zaren entsprechen. Die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, die bisher vielfach berechtigte Ursachen zu Beschwerden hatten, würden es jedenfalls mit Genugthuung erfahren, falls das im Manifeste bezeichnete Ziel in der That nicht aus den Augen verloren würde. Daß insbesondere Glaubensverfolgungen dem Lande, das ihren Schauplatz bildet, niemals zum Segen gereichen, wird durch die Geschichte deutlich erhärtet; braucht doch nur auf den Niedergang Spaniens hingewiesen zu werden. Wenn in dem Manifeste zugleich der russische Grundcharakter Alexander's III. hervorgehoben und betont wird, daß die „Kraft und Herrlichkeit des heiligen Rußlands" in dessen Einigkeit mit dem Zaren und in der Ergebenheit für ihn liege, so entspricht dies so sehr der traditionellen russischen Auffassung, daß besondere Schlußfolgerungen daraus nicht gezogen werden können.

Die friedlichen Aspecten, unter denen die europäische Politik nach wie vor dem Tode des Zaren erscheint, verhindert nicht, daß Frankreich in absehbarer Zeit genöthigt sein wird, eine ebenso kostspielige wie langwierige militärische Expedition auf der Insel Madagaskar zu unternehmen. Keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Hovas-Regierung im Widerspruche mit den Bestimmungen des Vertrages von 1885 wohlerworbene Rechte der Franzosen verletzt hat. Diese haben bis zum letzten Augenblicke große Geduld an den Tag gelegt, und die außerordentliche Sendung des mit den madagassischen Verhältnissen wohlvertrauten Abgeordneten Le Myre de Villers bezweckte vor Allem, der Hovas-Regierung noch die Gelegenheit zu bieten, durch die Anerkennung der berechtigten Ansprüche Frankreichs den Krieg zu vermeiden. Dieser letzte Versuch scheiterte jedoch, so daß die französische Regierung sich genöthigt sieht, die angedrohte militärische Expedition zur Ausführung zu bringen. Allerdings wird es im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse der Insel, deren Fieberzone nach den Mittheilungen sachverständiger Forschungsreisenden zahlreiche Opfer an Mannschaften erfordern wird, sowie auf den außerordentlichen Mangel an Verkehrsmitteln bedeutender Streitkräfte bedürfen, um zum Ziele zu gelangen, so daß die Frage entsteht, wie das Expeditionscorps ge-

bildet werden soll. Als die Tongking-Expedition organisirt wurde, regte sich in Frankreich lebhafter Widerspruch, weil die Effectivbestände im Mutterlande selbst in Mitleidenschaft gezogen wurden. Damals schwebte vielen französischen Patrioten die Besorgniß vor, daß durch kriegerische Verwicklungen im fernen Osten die Schlagfertigkeit der Armee im Hinblick auf Eventualitäten in Europa gefährdet werden könnte. Nachdem inzwischen ein Nachlassen der früheren Spannung in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland erfolgt ist, werden auch die ehemaligen Befürchtungen wohl nicht wieder auftauchen. Da jedoch augenblicklich gerade über die Mängel der Friedensstärke des französischen Landheeres lebhafte Klage geführt wird, darf angenommen werden, daß insbesondere die in Algerien und Tunesien befindlichen Streitkräfte, sowie Marineinfanterie bei der Expedition auf Madagaskar Verwendung finden werden. Jedenfalls wird von Neuem die Forderung der Bildung einer besonderen Colonialarmee geltend gemacht werden. Ueber die Stärke des für die madagassische Expedition nothwendigen Corps gehen die Ansichten auseinander. Während ein Delegirter beim obersten Colonialrathe Frankreichs eine Anzahl von 10 000 Mann für hinreichend zur Einnahme von Tananarivo erachtet, bemessen andere Sachverständige diese Ziffer weit höher. Insbesondere geschieht dies von englischer Seite, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß gerade in England das Vorgehen der französischen Regierung gegen Madagaskar nicht eben wohlwollend beurtheilt wird. In der französischen Deputirtenkammer hat der Minister des Auswärtigen, Hanotaux, am 13. November die vom Kriegsminister eingebrachte Creditvorlage für die madagassische Expedition begründet. Hiernach sollen 65 Millionen Francs bewilligt werden und das Expeditionscorps aus 15 000 Mann bestehen. Sehr bemerkenswerth war der Hinweis des Ministers, daß die Actionsfreiheit Frankreichs eine vollständige sei. Hieraus erhellt, daß die französische Regierung die in der englischen Presse hervorgehobenen Einwendungen gegen die Durchführung des Protectorates auf der Insel Madagaskar in keiner Weise gelten läßt. Nicht minder verdient hervorgehoben zu werden, daß die internationalen politischen Verhältnisse für so friedliche erachtet werden, daß Frankreich keineswegs Bedenken trägt, auf Madagaskar eine militärische Action in großem Stile zu unternehmen.

Gegenüber den abfälligen Urtheilen der englischen Presse darf betont werden, daß das Cabinet Rosebery selbst in jüngster Zeit mit seinen überseeischen Actionen durchaus nicht glücklich gewesen ist. Braucht doch nur an die Schlappe erinnert zu werden, die es auf diplomatischem Gebiete erlitten hat, als es in dem Kriege zwischen Japan und China eine Intervention der europäischen Mächte herbeizuführen versuchte. Mit Fug wurde damals angenommen, daß, falls England in China besondere Interessen zu wahren hätte, für die übrigen Mächte kein Anlaß vorliege, sich einer Regierung dienstfertig zu zeigen, die selbst bei jeder Gelegenheit betont, daß sie im europäischen Concerte keine bindenden Verpflichtungen übernehmen dürfe. Wenn sich aber die Großmächte in diesem früheren Stadium nur dahin einigten, daß die in China lebenden Europäer in wirksamer Weise geschützt werden müßten, und zu diesem Zwecke die in den ostasiatischen Gewässern bereits befindlichen Geschwader verstärkt wurden, so wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges für China die Japaner, falls sie maßlose Forderungen für den Friedensschluß geltend machen sollten, bei den europäischen Mächten oder einzelnen von ihnen auf Widerstand stoßen. Von chinesischer Seite ist denn auch bereits behufs Herbeiführung eines angemessenen Friedensschlusses die Intervention Europa's angerufen worden. Jedenfalls darf der Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß die koreanische Frage, die den ersten Anlaß zu dem chinesisch-japanischen Conflicte bot, ihre befriedigende Lösung finden wird.

Auch die marokkanische Angelegenheit, bei der nicht bloß Spanien, sondern mittelbar auch Frankreich, England und Italien betheiligt sind, drohte zu ernsteren

Verwicklungen zu führen. Das liberale Cabinet Sagasta hat jedoch bisher in umsichtiger Weise alle Klippen vermieden. Obgleich der Marschall Martinez Campos in Marokko selbst die Verhandlungen wegen der Vorgänge bei Melilla, die der spanischen Regierung berechtigte Ursache zum Einschreiten gaben, zum Abschlusse brachte, ließen es doch die Conservativen unter der Führung Canovas' del Castillo nicht an Angriffen auf die nach ihrer Darstellung allzu schwächliche liberale Regierung fehlen. Allerdings war es hierbei an erster Stelle auf den Sturz des Cabinets Sagasta abgesehen. Die Conservativen mußten aber zunächst ihre Bemühungen vereitelt sehen, so daß, als aus anderen Ursachen eine Ministerkrisis erfolgte, diese damit endete, daß der liberale Conseilpräsident mit der Neubildung des Cabinets betraut wurde. Die Frage der Handelsverträge spielte bei dieser Krisis eine bedeutsame Rolle. Denn gerade die Conservativen waren es, die im Vereine mit allen extrem-schutzzöllnerischen Elementen dahin wirkten, daß die bereits abgeschlossenen Handelsverträge, insbesondere derjenige mit Deutschland, gar nicht durchberathen wurden. Damals zog sich der frühere Finanzminister in dem liberalen Cabinet, Gamazo, von der Regierung zurück, indem er an der Spitze des mit der Reform der Zolltarife betrauten Ausschusses seine mehr schutzzöllnerische Auffassung geltend zu machen suchte. Nunmehr hat Sagasta in das neue Cabinet den mit Gamazo befreundeten Maura aufgenommen, sowie allen übrigen Schattirungen der Linken in seinem „Concentrations-Ministerium" Platz gewährt, so daß selbst die von Castelar begünstigte Fraction der „Possibilisten" nicht ausgeschlossen wurde. Hierbei muß hervorgehoben werden, daß der frühere Republikaner, als er sich selbst von der politischen Schaubühne zurückzog, seinen Anhängern den Anschluß an die monarchischen Einrichtungen empfohlen hat. Für Deutschland ist von besonderem Interesse, wie die spanische Regierung sich nunmehr zu der Frage der Handelsverträge stellen wird.

Auch in Belgien darf man lebhaften parlamentarischen Erörterungen entgegensehen, nachdem bei der auf der Grundlage des neuen Wahlgesetzes vollzogenen Ernennung des Senates und der Repräsentantenkammer die clerikale Mehrheit eine wesentliche Verstärkung in beiden parlamentarischen Körperschaften erfahren hat. Da das neue Wahlgesetz auf dem Principe des allgemeinen, jedoch nicht gleichen Stimmrechtes beruht — verschiedene Kategorien von Wählern sind mit doppeltem oder dreifachem Stimmrechte ausgestattet — ist es den socialistischen Candidaten vielfach gelungen, die liberalen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Dieses Verhältniß würde sich für die Socialisten gegenüber den Clerikalen noch günstiger gestalten, wenn an Stelle des „Pluralstimmrechtes" das *gleiche* allgemeine Wahlrecht zur Einführung gelangte. Dieses Ziel wird jedenfalls von der belgischen Arbeiterbevölkerung nunmehr angestrebt werden. Daß die gemäßigteren Elemente mit Rücksicht auf die belgischen Verhältnisse unter dem Régime des neuen Wahlgesetzes unterliegen würden, mußte von Anfang an angenommen werden. Stehen ihnen auf der einen Seite die wohldisciplinirten Arbeiterbataillone gegenüber, so sorgte in den Wahlkreisen mit clerikaler Bevölkerung die Geistlichkeit dafür, daß ihre Schutzbefohlenen Mann für Mann im ultramontanen Sinne ihre Stimmen abgaben, so daß selbst die Hauptstadt Belgiens für den Liberalismus verloren ging.

Literarische Rundschau.

Franz Nissel.

[Nachdruck untersagt.]

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, Cotta's Nachfolger. 1894.

Als vor sechzehn Jahren Wilhelm Scherer an dieser Stelle über jenen vielberufenen Schiller-Preis sprach[1]), der zu gleicher Zeit drei dramatischen Dichtern: Anzengruber, Nissel und Wilbrandt ertheilt wurde — „Dramatiker sind diesmal gekrönt wurden, nicht Dramen" — da wußte er mancherlei von Anzengruber und von Wilbrandt zu erzählen, nur sehr wenig aber von Nissel. Das war jedenfalls merkwürdig, und es ist schon damals Manchem aufgefallen. Nissel konnte dem berühmten Gelehrten unmöglich ganz unbekannt sein; nicht bloß darum, weil Scherer damals selbst im Richtercollegium saß, das über die zu krönenden Dramatiker zu entscheiden hatte, und weil er hier von Julian Schmidt, der sich mit Nachdruck für die Auszeichnung Nissel's eingesetzt hatte, mehr erfahren konnte, als er zu wissen vorgab; sondern auch deswegen, weil Scherer Nissel's engerer Landsmann war und aus seiner Wiener Zeit gewiß wußte, daß die „Agnes von Meran" nicht das einzige und nicht das erste dramatische Werk des Dichters war. Viele Jahre vorher waren schon zwei Stücke Nissel's: „Heinrich der Löwe" (1858) und „Perseus von Macedonien" (1862) im Burgtheater aufgeführt worden; sie verschwanden zwar nach wenigen Vorstellungen vom Repertoire, und Nissel verschwand mit ihnen von der Bildfläche der Oeffentlichkeit für so lange Zeit, daß sogar sein Name dem gebildeten Publicum fremd wurde. Allein einem Gelehrten wie Scherer konnte er nicht unbekannt geblieben sein, und wenn dieser sich bei Besprechung der Schiller-Preise nicht näher auf Nissel einließ, so lag darin auch schon eine Art von Kritik. Offenbar konnte Scherer in seiner damaligen Doppelstellung nicht ganz mit seiner vollen Meinung herausrücken; als Mitglied der Jury konnte er nicht gegen einen der preisgekrönten Dichter sprechen, für ihn zu sprechen fühlte er sich nicht gedrängt. So half er sich über die schwierige Lage mit einigen nicht unfreundlichen Bemerkungen, nicht über den ganzen Dramatiker, sondern bloß über das einzelne Drama Nissel's hinweg. Die wenigen Zeilen sind aber doch von Werth, und wir bringen sie wieder in Erinnerung. Sie lauten: „Das Stück (‚Agnes von Meran') ist nach einem vernünftigen Plan in schöner, gebildeter, für meinen Geschmack etwas zu gleichmäßig gehobener Sprache geschrieben. Es enthält eine Reihe wirksamer Situationen, worunter das Zusammentreffen der beiden Frauen (Agnes und Ingeborg) obenan steht; aber die Personen sind wenig mit bezeichnenden Zügen ausgestattet; nur zwischen den Königinnen schafft die große Verschiedenheit ihrer äußeren Lage einen starken und ergreifenden Contrast. Alle leiden an einer Redseligkeit und einem Wortreichthum, welcher Einschränkung fordert und auch verträgt."

[1]) Deutsche Rundschau, 1878, Bd. XVII, S. 484 ff. Wieder abgedruckt in Scherer's Kleinen Schriften Bd. II. S. 170 ff., „Die Schiller-Preise".

Seitdem ist eine Sammlung „ausgewählter dramatischer Werke“ von Franz Nissel (Stuttgart 1892) erschienen, die „Perseus von Macedonien“, „Heinrich der Löwe“, „Agnes von Meran“ und „Ein Nachtlager Corvin's“ enthält, und es ist merkwürdig, wie gut Scherer's Kritik der „Agnes“ auf alle vier Werke paßt. In allen verräth sich ein edles dichterisches Streben, ein „vernünftiger“ Plan. In „Perseus“ ist die Composition am geschlossensten; „Heinrich“ hat eine prächtige Exposition, das Stück fällt aber in der zweiten Hälfte ab; das „Nachtlager“ ist als eigentliche Charakterkomödie mit ernstem poetischen Hintergrunde angelegt. Stark wirksame Scenen und einzelne schön empfundene Gestalten enthält jedes der vier Stücke: „Perseus“ die Gestalt des rührenden Demetrius, der mit seiner Liebe zur Römerin Volumnia leidenschaftlich gesteigerte Gegensätze des Nationalhasses überbrücken will. Heinrich der Löwe und Friedrich Barbarossa stehen sich als echt deutsche Männer und Freunde, aber als politische Gegner gegenüber; sie achten und lieben sich, aber jeden zieht die Consequenz seiner Stellung nach anderer Richtung hin, und es ist dem Dichter gelungen, uns für dieses Männerbild sehr zu erwärmen. In der „Agnes“ ist die Verkündigung des Interdicts der poetisch bedeutendste Theil, an dem sich zumal Julian Schmidt's Begeisterung entzündete. Im „Nachtlager“ ist die Charakteristik Banffy's und seiner schönen Gattin Etelka am besten gelungen. Aber neben den schönen Partien stehen überall recht schwache, theils durch die mangelhafte Technik, theils schon in der ursprünglichen Conception verfehlte Gestalten und Motive. Das Römerpathos der Perseus-Tragödie läßt uns kühl; der Ausgang des „Heinrich“ durch das Dazwischentreten der Gattinnen der Gegner muthet uns matt an; die Gegenüberstellung von Agnes und Ingeborg ist ein äußerlicher Theaterstreich, der nicht genügend motivirt ist, mit dem schwachen Philipp geht man nicht mit; die Intrigue im „Nachtlager“ läßt uns ohne Spannung: Mißverständnisse in der Dunkelheit der Nacht waren schon zu oft auf der Bühne da. Und der Dichter verschwindet kaum ganz hinter seinen Gestalten; er zeigt sehr selten die Kunst der Naturlaute, seine Figuren reden immer viel und nicht immer das Beste. Wenn man schließlich das ganze Buch übersieht und nach den Umrissen der dichterischen Persönlichkeit sucht, die sich uns darin offenbarte, so hält es schwer, einen individuellen Kern in ihr zu finden. Ein Dramatiker war Nissel ohne Zweifel, das zeigte sich schon im Aufbau seiner Scenen; aber er war mehr theatralisch als eigentlich dichterisch: er wußte, was bühnenwirksam ist, aber den Blick in die menschliche Natur gewann er nicht oft; seine Gestaltungskraft war sehr beschränkt, er war weder erfinderisch in „kleinen Zügen“ noch in neuen Motiven; in Summa: kein originaler Geist, nur ein gebildetes Talent. Dieses würde, falls der Dichter sich darum bemüht hätte, in einer minder hohen literarischen Gattung, als der des Dramas in Versen, häufiger Erfolge errungen haben, aber — er hat sich eben darum nicht bemüht. Nissel wollte das Große, das Höchste leisten, und nichts Anderes. Einige Literaten hatten ihm einmal (Juni 1867) nach Lectüre des „Perseus“ und der „Dido“ „offen“ gesagt, daß er nach Hebbel und Grillparzer der bedeutendste Dramatiker wäre, der in Oesterreich aufgetaucht und sich entwickelt hätte — daran glaubte Nissel lange Zeit. Auf diesen Glauben hatte er seine ganze Existenz literarisch und materiell aufgebaut, von ihm aus sein Urtheil über sich und die Mitwelt gebildet und mit unbeirrbarer Leidenschaft an ihm so lange festgehalten, bis es zu spät war, umzukehren, einen anderen Beruf, ein neues Leben zu beginnen, bis er mit dem Glauben an sich auch den Glauben an Gott und Welt verlor und gebrochen das Schicksal der Armuth und Verkanntheit über sich ergehen ließ. Er hatte sich selbst, wie kein zweiter Dichter, eine Tragödie bereitet, indem er im Anfang gleich die Schiffe hinter sich verbrannte und mit seinem Genius siegen oder untergehen wollte. Er hatte sein eigenes Leben pathetisch wie nur irgend eine Tragödie angelegt, und als ihm das Schicksal eine Enttäuschung nach der anderen, eine Demüthigung nach der anderen brachte, die schwerste und härteste in der Erkenntniß seiner eigenen Schwäche und der Grenzen seiner eigenen

Begabung: da hatte er nichts in seine alten Tage gerettet als die Würde des Dichters, die ihn nie verließ, und die Kraft im Ertragen, die er wie ein Märtyrer bekundete.

Den Verlauf dieser Dichtertragödie enthüllt uns das von seiner würdigen Schwester herausgegebene Buch. Es enthält zunächst die unvollendete Selbstbiographie, welche bis zum Jahre 1850 reicht, und dann Tagebuchblätter, Familienbriefe, Gelegenheitsaufsätze: Reisebeschreibungen, Erinnerungen, religiöse und philosophische Aphorismen. In diesen Bekenntnissen wird uns Nissel's Leben mit einer Offenheit enthüllt, die ebenfalls ihres Gleichen sucht. Es sollte über den Mann, der so viele Jahre verkannt und, für sein Gefühl, gering geschätzt leben mußte, der einen Theil seiner Lebensschuld in Momenten der Schwäche und Verstimmung auf Andere zu wälzen geneigt war, die Nachwelt richten, und darum wurde ihr Einsicht in all' sein Denken und Handeln gewährt. Erreicht wurde damit nur, daß man vollständigere Einsicht in seinen Charakter und in die wahren Motive seines tragischen Schicksals gewann. Als dessen Urheber muß aber Nissel selbst bezeichnet werden; nicht die Mitwelt, nicht die Weltordnung dürfen angeklagt werden. Das Allerinteressanteste an diesem Buche ist, daß man darin ein herbes Schicksal mit einer wahren Naturnothwendigkeit sich abspielen sieht. Denn Nissel hatte von jeher die Neigung, sich selbst zu beschauen, mit einer oft erschütternden Wahrheitsliebe schonungslos über sich selbst zu urtheilen, seine Herzens- und Gewissenskämpfe auf dem Papier schreibend austoben zu lassen. Vielfach verbrauchte er seine dichterische Stimmung bloß zu solch' persönlichen Bekenntnissen. Alles das war nicht weniger Folge als auch Ursache seiner Willensschwäche; den vorliegenden Memoiren aber kam sie allerdings zu Gute.

Wir sagten, Nissel hatte sein Leben gleich von vornherein tragisch angelegt, und wollen dies nun kurz erklären. Er war der Sohn eines Schauspielers, der 1844—1865 am Wiener Burgtheater unter dem Namen Korner beschäftigt war: ein Künstler zweiten Ranges, aber ein herzensguter Mann, der die sehr früh sich bekundenden dramatischen Neigungen seines Sohnes mit Freude begrüßte und nach Kräften das Seinige zur Bildung und Erziehung des jungen Dichters beitrug. Franz war im Gymnasium einer der Ersten in der Schulclasse, und merkwürdiger Weise hatten sich neben den dichterischen auch religiöse Neigungen, ein Gefühl von religiöser Berufung in dem sechzehn- bis siebzehnjährigen Jüngling offenbart. Die „religiösen Betrachtungen", welche am Schlusse der Memoiren mitgetheilt werden und aus den Jahren 1847—1849 stammen, sind in der That von überraschender Tiefe und Schönheit. Da schrieb der junge Nissel die Sätze nieder:

„Er (Gott) offenbart sich durch den Menschengeist — durch ihn das Gesetz seines Willens. Und immer deutlicher wird dies erkannt von einem Jahrhundert zum andern. Und immer reiner strahlte es von einem Geschlechte zum andern. Es zu erkennen ist gegeben den Reinsten unter den Menschen und den Edelsten ihrer Zeiten, und sie verkünden es Allen. In ihrer Brust wacht ihre Sendung auf, die Boten des göttlichen Lichts zu werden — ein Drang, durch keine Macht der Welt zu überwinden. Gottes Athem erfüllt sie; doch unsichtbar ist sein Walten. Es ist nur dies Prophetenthum auf Erden!"

So dachte der sechzehnjährige Mensch, der noch auf der Schulbank des Schotten-Gymnasiums in Wien saß, in einer von katholischen Priestern (Benedictinern) geleiteten Anstalt! Und als die Reaction nach 1848 hereinbrach und die kirchliche Disciplin in den Schulen strammer als vorher angezogen, die Gymnasiasten zu täglichem Gottesdienste, zu öfteren Beichten verpflichtet wurden, da ergriff der junge Nissel sofort Gelegenheit, sein freisinniges Religionsbekenntniß auch vor den äußeren Gewalten zu vertreten. Er weigerte sich, der kirchlichen Disciplin zu gehorchen, er wollte um keinen Preis beichten gehen: durch den Schulzwang fühlte der allzu frühreife Gymnasiast seine ganze Menschen- und Manneswürde beleidigt. Es war wirklich nicht der geringste knabenhafte Uebermuth in dieser seiner Weige-

rung enthalten, denn er wurde im Seelenkampfe über die entstandenen Conflicte mit seinen Lehrern auch physisch krank, er konnte nicht mehr in die Schule gehen, und das Ende war, daß er ohne Abgangsprüfung aus dem Gymnasium austrat und sich in diesem frühen Alter schon dazu entschloß, den Beruf eines freien, vom Ertrage seiner Feder lebenden Schriftstellers zu ergreifen. Damit schon war das Schicksal von Nissel keck genug herausgefordert worden, denn er hatte seine Kräfte noch nicht erprobt, und dennoch schon auf jede andere Möglichkeit, seine Zukunft materiell zu sichern, verzichtet. Das Leben bereitete ihm nun eine traurige Ueberraschung nach der anderen. So lange sein guter Vater lebte, ging es noch halbwegs, wenn auch in sehr bescheidener Weise. Aber auch da zeigten sich schon die Schwierigkeiten.

Zunächst gestaltete sich Nissel's eigener Charakter unter dem Einflusse seines religiösen Gefühls sehr empfindlich. Wenn wir in seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1851 die Schilderungen von Besuchen bei Hebbel, Halm oder Laube lesen („ich erkannte, daß Laube keine besondere Neigung fühlte, ein jugendliches Talent zu unterstützen;" „wir verließen ihn [Hebbel] höchst verletzt über die Demüthigungen, die wir hatten ertragen müssen" u. dgl. m.), dann merken wir, daß schon den Einundzwanzigjährigen ein ungewöhnliches Selbstbewußtsein erfüllte, daß der fleißige Autodidact jeder fremden Führung unzugänglich, jeder Fähigkeit, sich älteren Männern von Autorität unterzuordnen, verlustig geworden war. Der doppelte Stolz des sich zu einer religiösen Reformation berufen fühlenden Dichters erfüllte den äußerlich sanft und zart auftretenden Jüngling zu seinem Unglücke, denn er ließ ihn allzu früh vereinsamen und machte ihn unfähig, sich Freunde zu gewinnen, die ihm gerathen und geholfen hätten. Er hatte sich, von jedem äußeren Zwange befreit, daran gewöhnt, nur der Stimme seines Innern, nur der Inspiration, dem Genius, der Begeisterung zu folgen. In ihr wandelte er wie ein Gott auf Wolken, aber er entfremdete sich der Erde und wurde bald nicht so sehr das auserwählte Gefäß, als vielmehr der Sclave seiner Inspirationen. Er verlor die Macht über seinen Genius; mehr als einmal gestand er, daß er überhaupt gar nicht anders als in der Inspiration schreiben könne, und das hatte verhängnißvolle Folgen sowohl für seine Kunst als für sein Leben. Denn auch die Kunst erfordert viel rein nüchterne Arbeit, das stärkste Talent muß in den Intervallen von einer Begeisterung zur anderen mit bloßem Kunstverstande schaffen, und da dies Nissel so wenig wie die nüchterne Arbeit je gelernt hatte, so fühlte er sich außer Stande, sogar als seine Noth am höchsten war, als er mit Weib und Kindern am Hungertuch nagte, ein noch so bescheidenes Amt oder eine gemeine Stellung als Journalist anzunehmen — er, der sozusagen nur mit Gott verkehren konnte, war hülflos, wenn sein Gott ihn nicht erfüllte. Das kam um so häufiger vor, je älter er wurde, je mehr Kummer er hatte, je schwerer die materielle Noth ihn drückte, je entmuthigender der Mangel eines dauernden Bühnenerfolgs auf ihn wirkte. Unter den zahllosen, diesen seinen Charakter illustrirenden Stellen heben wir eine hervor, die uns wegen des darin genannten vortrefflichen Mannes interessirt. Am 14. März 1858, wenige Wochen nach der Erstaufführung „Heinrich's des Löwen" und an seinem siebenundzwanzigsten Geburtstage verzeichnete Nissel:

„Nach Tisch machte ich den ersten weiteren Gang seit meiner letzten Erkrankung — ich besuchte Bruno Bucher, den Referenten des ‚Wanderers'. Ich fand ihn im Kreise seiner Familie. Der gute Eindruck, den er beim ersten Zusammentreffen auf mich gemacht, ward nicht geschwächt, aber auch nicht vermehrt. Das leidige Gespräch über Theater stellte sich dem Näherkommen hemmend zwischen mich und ihn. Sein jugendliches Weib und seine beiden Kinder! Ihr Anblick machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Woher nimmt er, der einfache Journalist, den Muth, ein liebes Weib an seine Brust zu schließen? — Ich, der Dichter, dessen Name schon nicht mehr unbekannt ist — ich finde nicht den Muth. Ich bin eben ein Dichter — und ungewiß ist meine Zukunft. Doch ich will nicht klagen."

Solch' ein Compromiß zwischen Ideal und Wirklichkeit konnte Nissel als echt tragischer Mensch nicht schließen. Als man ihm, der so arm und so viel Sorgen hatte, nahe legte, daß er sich um eine Anstellung in Wien bemühen solle, da schrieb er: „Ich kann keiner vorstehen, und der Versuch dazu würde mich ins Irrenhaus führen" (26. Juni 1867). Und doch hatte er, wie man aus seinen zahlreichen allgemeinen Betrachtungen entnehmen kann, bei seinem stets regen politischen Interesse, bei seiner nicht geringen allgemeinen Bildung sehr wohl die Begabung zum Publicisten, den er einerseits beneidete, andererseits gering schätzte. Gerade Männer seiner Art, die auf Inspirationen ihres Innern horchen, in Begeisterung rasch auflodern, intuitiven Blick haben, ohne doch vollkommene Dichter sein zu können, sind zur Journalistik im guten Stil und hohen Sinn wie geschaffen. Muthet es nicht wie eine Vorausverkündigung Kaiser Wilhelm's und Bismarck's an, wenn Nissel in einer Betrachtung über deutsche Zustände im Winter 1861 schrieb: „Nicht in der Krippe armer Hirten liegen darf der deutsche Messias — in den Palästen der Großen, Mächtigen, Reichen muß er das Licht der Welt erblicken — besser noch in einem Königspalaste! Nach aufwärts müssen die großen Ideen dringen, die sich verkörpern in einem Manne, der nicht nur Begabung und Willen, der auch die Macht und Gelegenheit besitzt, sie ins Leben zu führen. Ein großer Fürst, ein großer Staatsmann, ein großer Held muß uns geboren werden. Wir aber sollen nimmer ermüden, unsere Sehnsucht nach ihm zu erwecken, zu nähren, zu offenbaren. Die Sehnsucht eines ganzen Volkes hat zeugende Kraft!" ....

Derartige Stimmungen seiner Zeit zu fühlen und auszusprechen, war Nissel sehr begabt, und im Grunde genommen war sein religiöses Bekenntniß auch nichts Anderes als dieses specifisch dichterische Zusammenfassen dessen, was seine ganze Zeit dachte. Dadurch aber, daß sich Nissel mit unvollkommener Begabung hartnäckig und einseitig auf die dramatische Thätigkeit warf, ohne jemals bei aller Selbstkritik die Einsicht zu gewinnen, daß man sich in der Form seiner Begabung irren könne und sich auch nachträglich der ihr angemessenen anbequemen müsse: dadurch verdarb er sich sein Leben. Und mit wahrer Leidenschaft erschwerte er sich seinen Stand immer mehr und mehr: vor Allem durch die Heirath einer exaltirten jungen Sängerin, die nach wenig Jahren an der Auszehrung starb und ihn mit drei Kindern vermögenslos hinterließ . . . .

Doch wollen wir uns auf diese äußerst traurigen privaten Verhältnisse des Dichters nicht näher einlassen und nur noch die äußeren Umrisse seines Lebens ergänzen. Nachdem er unter den schweren Schlägen seines Schicksals allgemach ein demüthiger und ergebener Mann geworden war, leuchtete ihm 1878 plötzlich die Sonne des Glücks durch die Verleihung des Schiller-Preises. Nun war er nach Jahrzehnten langer Dunkelheit berühmt und von höchster kritischer Instanz anerkannt. Seine Freude war so groß, daß er bei seiner ohnehin immer schwankenden Gesundheit sich nicht die Kraft zumuthen durfte, einem Bankette beizuwohnen, welches die Wiener „Concordia" den drei preisgekrönten Dramatikern gab; er blieb zu Hause. Aber seine Freude sollte nur kurze Zeit dauern. Sie wurde ihm vergällt durch die heftigen Debatten, die sich an seine Auszeichnung in den literarischen Blättern Berlins und Wiens knüpften, vergällt durch die Abgeneigtheit der deutschen Bühnen, die preisgekrönte „Agnes" zu spielen. Sie wurde in Berlin und Wien allerdings aufgeführt, konnte sich aber nicht halten. Damit schien wiederum das alte traurige Loos der Vergessenheit über Nissel hereinzubrechen; wenig konnte es ihn trösten, daß Wilbrandt seine „Zauberin am Stein" 1882 ins Repertoire des Burgtheaters aufnahm, wo sie sich, allen Schwächen zum Trotz, durch das Spiel der großen Tragödin Charlotte Wolter noch heute auf dem Repertoire erhält. Im Jahre 1881 begann Nissel seine Memoiren zu schreiben, und man muß den schönen frommen Satz aus seinen jugendlichen religiösen Bekenntnissen: „Wer an Gott verzweifelt, sei beweint mit tausend Thränen des Mitleids, denn ihm ist Keiner an Elend gleich!" sich vor Augen halten, um die Tiefe des Schmerzes ermessen zu können,

mit dem der fünfzigjährige schwer geprüfte Mann in seiner Selbstbiographie gesteht, daß er den Glauben an einen guten und gerechten Gott verloren habe. Doch sollte er nicht ganz ohne Trost aus dieser Welt scheiden. Nachdem er von bitterer materieller Noth durch ein glückliches Geschick seiner sich ihm ganz widmenden Schwester befreit worden war, erlebte er die Freude, daß ihn die Grillparzer-Gesellschaft mit mehreren hervorragenden österreichischen Dichtern zu gleicher Zeit 1890 zum Ehrenmitgliede ernannte, ein Jahr darauf wurde sein sechzigster Geburtstag gefeiert, noch ein Jahr später erschien die Buchausgabe seiner bis dahin zumeist gar nicht gedruckten Stücke, mit einer Vorrede, die den gebeugten, aber doch noch immer an seinen Genius glaubenden Dichter schlicht und wahrhaft uns vor Augen stellte. Und als Nissel am 20. Juli 1893 in Gleichenberg nach langem physischen Leiden entschlief, da nahm er das Versprechen des Wiener Burgtheaters mit sich hinüber, daß es sein einziges Lustspiel, „Ein Nachtlager Corvin's", nach vieljährigen Bemühungen des Dichters doch endlich zur Aufführung bringen werde. So starb er immerhin zuversichtlicher, als er selbst noch zu hoffen den Muth gefunden hatte.

Moritz Necker.

Mrs. Humphry Ward's neuer Roman.

Marcella. By Mrs. Humphry Ward. 3 vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1894.

Dieses Buch ist, vom finanziellen Standpunkte betrachtet, eines der kostbarsten, die in diesem Jahrhundert geschrieben worden sind. Der Verfasserin erster Roman, „Robert Elsmere", wurde vom englischen Verleger mit 6000 £ (120 000 Mark) honorirt. Ihr zweiter Roman, „David Grieve", erzielte das Dreifache der obigen Summe, und ebenso wurde das vorliegende Buch mit 18 000 £ (360 000 Mark) bezahlt, so daß die 900 Seiten, welche es in den drei Bänden der Tauchnitz-Ausgabe ausfüllt, sich auf 400 Mark die Seite berechnen. Es ist uns leider nicht gelungen, mit diesem pecuniären Erfolg das Honorar zu vergleichen, welches dem Schöpfer des „Faust" zu Theil wurde. Allein wer in der Lage ist, dasselbe festzustellen, der mag uns sagen, wie der Sieg des Ewig-Weiblichen sich fortan auch ziffermäßig nachweisen läßt. Dieser Sieg ist, nach dem Maßstab des anglo-amerikanischen Publicums gemessen, ein so durchschlagender und vollständiger, daß die Kritik eigentlich nichts Besseres thun könnte, als ihn zu verzeichnen, sich zu fügen und zu verstummen. Und das um so mehr, als die gelehrte Verfasserin mit ihren Schätzen auch ihrerseits nicht geizt. „Robert Elsmere", ein junger Oxforder, der in den Hörsaal Renan's sich verirrte, birgt die Errungenschaften der Tübinger Schule und der deutsch-französischen Bibelstudien unter den faltigen Gewändern englischer ästhetischer Damen, Under-Graduates und Doctoren der Theologie. „David Grieve" importirt die gleiche geistige Waare in Pariser Künstlerkreise. „Marcella" betrachtet das Thema als endgültig erschöpft. Allein auch sie erspart dem enthusiastischen Leser die Erwerbung einer Bibliothek, diesmal nicht kirchenhistorischen und exegetischen, sondern social-politischen Inhalts. Denn die sociale Frage, vom Standpunkte der Tories, als der verbehmten Besitzer des Bodens, der städtischen Demokratie, der Kohlendistricte, des Landarbeiters, des Proletariates in jeder Form, der Secten und Schulen nach jeder Doctrin, die sociale Frage und speciell der Jagdschutz, nach der Auslegung des Berufsagitators, des Nihilisten, des Neuropathen, des Wilddiebes fast, hätten wir hinzugefügt, des nicht zum wenigsten betheiligten Lapinchen, alles Dieses und noch viel mehr findet sich in endlosen Dissertationen, geistreichen Gesprächen, mäßigen Scherzworten und je nach Bedürfniß vertheilten Nacht- oder Plein-Air-Effecten angehäuft. Die Heldin des Buches spricht in Leitartikeln, um welche die „Times" sie sicherlich beneidet. Ihre Liebhaber entgegnen mit

Argumentationen, die den Ruf von ein paar Dutzend hoffnungsvoller M. P. begründen könnten. Einige Naturschilderungen und Stimmungsbilder werden den Schlaf der Chrestomathien schlafen und wohl auch nebenbei die Nachtruhe der Mädchenpensionate stören; discrete Citate aus allen leitenden Sprachen des europäischen Völkercentrums, dazu einige lateinische und ein griechisches geflügeltes Wort unterbrechen die elegante englische Prosa und zeigen den Doctorhut in geschmackvoller Perspective. Worth findet Andeutungen für einige neue Toiletten, und Punch Material für Carricaturen. Man kann nicht verschwenderischer, nicht vielseitiger und auch nicht objectiver sein als Mrs. Humphry Ward. Mit wahrhaft olympischer Ruhe werden in diesem ungeheuren social-politischen Panorama Licht und Schatten, Gewinn und Verlust vertheilt. Der Sturmlauf gegen das Capital endigt mit Anerkennung seiner Unentbehrlichkeit; die lange, mühevolle Fahrt durch das Utopien aller socialdemokratischen Zukunftsträume schließt mit einer Evocation an die durch Jahrtausende erprobte Weisheit der staatserhaltenden Elemente. Abgekühlt, wo nicht abgestoßen durch die lymphatisch vornehme Persönlichkeit von Aldous Raeburn, dem Erben von 60 000 £ Rente und einer Normannenpairie, der — ach, zu bescheiden — sich als „half a man . . . a man perplexed with too much thinking“ bezeichnet, sucht und findet Marcella Boyce stürmischere Sensationen bei einem blondgelockten, verlornen Sohn aus ähnlichen gesellschaftlichen Sphären. Dieser Wharton ist einer jener talentvollen Abenteurer, wie sinkende Aristokratien sie stets für den populären Bedarf auf Lager zu halten pflegen. Ein Zufall nur, ein Spiel der Nerven, aber ein Zufall, um welchen die Götter sie beneiden könnten, fügt es, daß Marcella noch frei ist, als die Welt und sie erfahren, wo dieser blonde Abgott schwieliger Plebejer sie um den Judaslohn eines Cheque verrathen hat. Marcella kehrt zurück zu den Fleischtöpfen Aegyptens, zum edlen, philanthropischen Lord, der noch immer zu haben und immer dankbar ist. Allein es geschieht mit Pathos, wie es sich für die erste Rollenträgerin des Romans von Englands erster Schriftstellerin geziemt. Nicht Haller, nicht de Maistre, nicht Chateaubriand, nicht Stahl, nicht Disraeli, nicht Gladstone selbst in jenen fernen Tagen, da er noch anbetete, was er seither verbrannte, haben den conservativen Doctrinen edlere Huldigungen als das Bekenntniß dargebracht, mit welchem Marcella vom Leser scheidet: „Sie war nicht mehr bereit, von den ‚Venturisten‘ oder überhaupt von irgend Jemandem in der Welt fertige Systeme sich aufdrängen zu lassen. Sie hatte aufgehört, ganze Classen der civilisirten Gesellschaft mit Abscheu zu betrachten; in ihrer Seele war die Stimmung erwacht, die allen wahrhaft großartigen Auffassungen des Staates zu Grunde liegt, die Stimmung, welche die unentbehrlichen Institutionen jeder großen Civilisation, sei es den Besitz, oder die Gesetzgebung, oder den Cultus als bis zu einem gewissen Grade göttlich oder geheiligt betrachtet. Denn nicht eine derselben ist bloßes Menschenwerk. Sie alle durchglüht der Funke . . . that works our clay.“ Wir bekennen, daß Marcella's spät gewonnene Einsicht uns ungleich stärker gewinnen würde, wenn sie selbst sympathischer, wenn es ihr gelungen wäre, uns beruhigendere Beweise der Urtheilsfähigkeit ihres Geistes und des Adels ihrer Gesinnung zu geben. Daß sie die erstere nicht besitzt, daß keine politische oder sociale Leimruthe ihr vergebens gereicht wurde, beklagt sie selbst. Das Vergehen ist ein durchaus jugendliches und unter Umständen auch ein durchaus verzeihliches. Nur darf der Glaube an Chimären nicht Hand in Hand gehen mit Pedanterie der Gelehrsamkeit aus zweiter Hand, mit einem Mangel an innerlicher Vornehmheit, wie beides bei Marcella der Fall. Die Pedanterie hat ihre intellectuelle Mutter ihr mit auf den Weg gegeben. Das moralische Manco ist ein Erbstück ihres Vaters, des declassirten, anrüchigen, vollendet unerträglichen Mr. Boyce. Niemand weiß das besser als die geistreiche Verfasserin. Je tactloser, unweiblicher, verletzender Marcella fühlt, spricht und handelt, um so eindringlicher und unermüdeter verbürgt Mrs. Humphry Ward sich dafür, daß Marcella stolz, ja stolz bis ins Innerste der Seele sei. Im ersten Bande allein kehrt die Versicherung nahe

an drei Dutzend Male wieder. Dann gaben wir auf, weiter zu zählen. Denn es ist doch vergebliche Liebesmühe. Wir wissen und erfahren, daß Marcella nicht stolz ist, und durch alle an sie verschwendeten Epitheta es niemals werden wird. Oder hätte es jemals ähnlicher Versicherungen bedurft, uns von dem inneren Adel, dem intacten, weiblichen Selbstbewußtsein von Dorothea in George Eliot's „Middlemarch", geschweige denn von „Romola" zu überzeugen? Sind die Zeiten endgültig vorüber, die ganze Kunst vieux jeu, wo der Roman vor Allem nach seinem psychologischen Werth gemessen wurde, wo es des Dichters höchster Ehrgeiz war, die Gestalten seiner poetischen Welt um seelischer Probleme willen in Bewegung zu setzen? Und müssen wir uns in Zukunft wirklich darein ergeben, Leitartikel der „Times" und Hansard's „Parliamentary Debates" zur Garderobe intellectueller Puppen verschnitten zu finden, wenn uns das unwiderstehliche Bedürfniß erfaßt, aus dem Lärm und Gezänke der Tagespolemik in die einst so anmuthig bewegte Welt zu flüchten, wo der Geist, seines doctrinären Gewandes entledigt, um Schönheit warb, und die Seelen, im Kampfe des Lebens gestählt oder geopfert, Zeugniß gaben von den ewig waltenden Kräften sittlicher Mächte? Oder sollten solche Probleme nicht hoch genug, sollte das Herz nicht mehr unerschöpflich sein, weil es der zeitersparenden Aesthetik unserer transatlantischen Brüder gefällt, ihre Theologie und ihre Gesellschaftslehre second-hand, nach dem Recept von „Robert Elsmere" und des edlen Träumers Edward Hallin zu beziehen, dem weltlichen Beichtvater von Marcella, dem Vertrauten, bei welchem ihr getreuer Ritter, Aldous Raeburn, ebenfalls seinen Gedankenvorrath holt? Um nicht ungerecht zu sein gegen die hochbegabte Frau, die uns hier zum Widerspruch gereizt hat, wollen wir mit dem Bekenntniß schließen, das sie diesem ihrem Liebling, Hallin, auf die sterbenden Lippen legt: „Wir verschwinden — Einer nach dem Andern — im Dunkel. Allein ein Jeder von uns mag seinen Gefährten noch ein Zeichen geben — bevor er geht . . . Es gibt eine Lösung, eine einzige, die Güte, der unterworfene Wille. Darin liegt Alles — aller Glaube — alle Religion — alle Hoffnung für Reich und Arm. — Ob wir unseren Weg klar vor uns liegen sehen zum Wollen — der unseren Willen begehrt — daran liegt wenig . . . Den Willen selbst, wir erreichen ihn — durch Pflicht und Leid . . . er ist die Wurzel, die Quelle. Er trägt uns durchs Leben und stützt uns im Tode. Aber unsere Schwäche, unsere Rathlosigkeit bedürfen der Hülfe . . . der menschlichen, lebendigen Stimme, uns zu stützen und zu trösten. Wir Christen — sind Waisen — ohne Christus. Und auch hier, was thut es, wie wir denken — über ihn — wenn wir nur an ihn denken. In diesem einen Leben liegt alles Geheimniß und alles Wissen verborgen — und unsere Väter haben für uns gewählt." — Unsere Väter? Ist dieser vage Aufschrei zu Ihm, den wir nicht kennen sollen, von dem uns gesagt wird, daß wir nicht wissen, was Er von uns fordert und wohin Er uns ruft, wirklich der Glaube unserer Väter, der sie so viele Jahrhunderte hindurch in Elend, Kampf und Noth getragen, der das ersehnte Ziel ihres geistigen Schaffens und Ringens, ihre Versöhnung im Leben, ihr Trost im Sterben gewesen ist? Und waren etwa unsere Väter wirklich der Ansicht, daß es gleichgültig sei wie wir von Ihm denken, „in dem alles Wissen verborgen liegt?" Wir wollten mit einer Anerkennung schließen und sind erst jetzt völlig zum Bewußtsein gekommen, wie unüberbrückbar der Abgrund ist, der unsere veraltete Aesthetik und unseren alten Glauben von diesen modernen Visionen trennt, die künstlerisch festzuhalten bemüht sind, was sie intellectuell untergraben, und dem Gefühl zurückgewinnen wollen, was die Erkenntniß preisgab.

Lady Blennerhassett.

„Handschrift und Charakter".

Herr Professor Dr. W. Preyer ersucht uns um Aufnahme folgender Berichtigung:
Im Maiheft 1894, S. 273, II, Z. 2 muß es heißen „an Preusker" statt „an Lavater".

ϱ. **Schiller's und Goethe's sämmtliche Werke.** Neue, billige, große Octavausgabe. In eleganten Liebhaberbänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Mit den Bänden XV und XVI ist die Schiller-Ausgabe vollendet, die, wiewohl sie sich an ein allgemeines Publikum wendet, dennoch allen Anforderungen einer strengen Textkritik entspricht und in Hinsicht der Vollständigkeit alle neuesten Ergebnisse der Forschung in sich begreift. Karl Goedeke, der erste Herausgeber, hat einen trefflichen Fortsetzer gefunden, dessen Hand man nicht nur in den Einleitungen erkennt. Im fünfzehnten Band erhalten wir die durch Minor ans Licht gezogenen Journalartikel der Stuttgarter Zeit und den jetzt erst sichergestellten Antheil Schiller's an den Xenien. Der sechzehnte Band gibt den gesammten dramatischen Nachlaß, so daß man mit diesen „lange verabsäumten, unvergleichlichen Reliquien" nunmehr auch Alles beisammen hat, was der Dichter seinem Volk als Fragment hinterlassen. Ein schöneres Weihegeschenk könnte man namentlich der Jugend nicht machen, als ihren Schiller in dieser gut gedruckten, gut gebundenen und dennoch sehr wohlfeilen Ausgabe. — Von den gleich ausgestatteten Werken Goethe's gingen uns die Bände XV—XVIII zu, Werther's Leiden, Briefe aus der Schweiz ꝛc. und Wilhelm Meister's Lehr- und Wanderjahre umfassend. Da das Ganze auf dreißig Bände berechnet ist, dürfen wir hoffen, in nicht allzu ferner Zeit auch unsern Goethe in dieser musterhaften Ausgabe vollendet zu sehen.

ϱ. **Illustrirte Elzevir-Ausgaben.** Leipzig, Hermann Seemann.

Man kann sich nichts Reizenderes denken, als diese zierlichen Bändchen, in denen uns hier Goethe's und Schiller's klassische Balladen, Chamisso's Peter Schlemihl, Heine's Harzreise, Wilhelm Hauff's Phantasieen im Bremer Rathskeller und Shakespeare's Romeo und Julia geboten werden. Es sind alte Bekannte, Lieblinge des Publikums, aber in so schmucker Erscheinung, daß man sie gern aufs Neue begrüßt und sich darüber freut, einige für den Zweck glücklich ausgewählte Cabinetsstücke der Literatur in einer Ausstattung zu erhalten, an der Alles hübsch und gefällig ist: das Format, der Druck, der Einband und nicht am wenigsten die Bilderchen und Vignetten im Text. Keine von allen Liebhabereien ist mehr der Pflege werth, als die für Bücher dieser Art.

ϱ. **Esaias Tegner's Frithjofs-Sage.** Uebersetzt von Gottfried v. Leinburg. Fünfzehnte durchgehends umgearbeitete Auflage. — König Helge. Eine Nordlandssage von A. Oehlenschläger. Drei Theile. Deutsch von Gottfried v. Leinburg. Siebente durchgehends umgearbeitete Auflage. Leipzig, Carl Jacobsen. 1894.

Derselbe skandinavische Norden, der die Führerschaft in der Entwicklung des modernen Realismus übernommen hat, war auch die Heimath der beiden großen Romantiker Esaias Tegner und Adam Oehlenschläger: und in der Geistesgeschichte der stammverwandten Völker ist der Moment unvergessen, wo der schwedische Dichter den dänischen mit dem Lorbeer krönte „im Namen des ew'gen Gesanges, lauttönend in Hakon und Helge." Neben der „Frithjofs-Sage" hat in der That „König Helge" sich dauernd erhalten, und keine Wandlung der Zeit und des Geschmacks vermochte diese Nordlandspoesie der Macht zu berauben, die sie noch immer über die Seelen übt. Viel zu dieser unverminderten Geltung bei uns haben Gottfried v. Leinburg's ausgezeichnete Uebersetzungen beigetragen, von denen „König Helge" hier auch schon in der siebenten Auflage vorliegt. Die Verlagshandlung hat beide Bände vorzüglich ausgestattet, und zahlreiche neue Leser werden sich an den alten, ewig jungen Liedern von Frithjof und Ingeborg, an den Romanzen von Helge, der Tragödie von Yrsa und dem Roman von Hroar erfreuen.

ε.σ. **Gottfried Keller's Leben.** Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Erster Band: 1819—1850. Zweiter Band: 1850—1861. Berlin, W. Hertz. 1894.

Wenn, und hoffentlich recht bald, wie bei allen guten Dingen die Dreizahl der Bände voll ist, werden wir eingehender darthun, welche Schätze der berufene Verwalter des Keller-Archivs vor uns aufbaut. Er selbst macht nur den Vor- und Zwischenredner, wie der Herold im alten schweizerischen Schauspiel seine Leute auf das Kommende vorbereitet, etwaige Lücken ausfüllt und eine Summa zieht. Dies Verfahren, das dem Werk einen autobiographischen, monologischen Charakter gibt, war in diesem Fall das einzig richtige, und mag gelegentlich etwa ein Vorwegnehmen in den einleitenden Abschnitten die Wirkung schwächen oder eine eingeschobene Zergliederung, ein allzulanges Citat aus den Nachlaßschriften Bedenken erregen, im Ganzen hat Baechtold seines Amtes so hingebend wie kundig gewaltet, eine anschauliche Familienchronik vorangestellt und theils mit Hülfe überlebender Genossen Keller's, theils durch eigenes emsiges Forschen eine Fülle von Erläuterungen beigebracht. Nur ein Landsmann konnte diesen Commentar geben. Keller's Jugendgeschichte ist die Entstehungsgeschichte des „Grünen Heinrich", dessen jahrelang stockende Drucklegung dann eine Passion für den Dichter und den Verleger wurde. Andere Gewächse zeigen ihre ersten Keime. Verworfenes und Skizzirtes wird, vielleicht zu reichlich, mitgetheilt. Wundervolle krause Bahnen beschreibt Keller's Phantasie in einem Traumbuch. Wir verfolgen die Irrwege des Malers und in Briefen an den treuen Hettner den Wahn einer „theatralischen Sendung", aber auch ernste und tragikomische Täuschungen der Liebe. Ueberblickt man das Münchener Malerelend, wie es sich in den Blättern an die Mutter ungebärdig äußert, die Berliner Dürftigkeit, die lange peinliche Muße in Zürich bis zum Staatsschreiberamt, so bleibt ein tiefes Staunen über die gesunde Kraft, die langsam jedes äußere Ungemach und jedes innere Hemmniß bewältigte, bei mancher Rohheit ihren Beruf und Adel nie verlor, im vaterländischen Bereich den Radica-

lismus rasch überwand und, allem Literatenthum feind, zu großen dichterischen Thaten reifte. Alle ernsten und heiteren Dämonen der Keller'schen Poesie treiben auch in seinen Briefen ihr Wesen. Der zweite Band enthält unter Anderem Prachtstücke an Lina Duncker und an Ludmilla Assing, wo denn Verehrung für Onkel Varnhagen und Spottlust gegen die schriftstellernde Nichte einen drolligen Strauß führen.

ε.σ. **Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter.** Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1895.

Ein kleiner Band umfaßt den köstlichen lyrischen Lebensertrag des scheinbar schweigsamen Schwaben, dem ja Alles die Gelegenheit geboren hat. Was er an Gelegenheitsgedichten und »Verslein im engeren Sinn, manche mit überaus drolligen Zeichnungen, fortwährend der Familie und vertrauten Freunden, den Kindern wie den Großen spendete, hat ein treuer Stuttgarter, von dem wir noch eine reiche Briefbeute zu erwarten haben, sehr hübsch vereinigt und eingeleitet. Auch hier im Kleinen tönt ein lieblicher Nachhall der griechischen Anthologie mit allerlei sinnigen und unsinnigen, parodistisch lehrhaften oder ausgelassenen schwäbischen Weisen zusammen, zum wohligsten Behagen des Lesers und Beschauers. Es ist der gleiche stille Meister, der die in sich selbst selige Schönheit antiker Kleinkunst wie das Einmachen der „Kukumern" zu besingen wußte.

ρ. **Cotta'scher Musen-Almanach.** Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart. 1895. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

In der feinen und geschmackvollen Ausstattung, die wir an ihm gewohnt sind, bietet auch der neue Jahrgang des Musen-Almanachs sehr viel Schönes und Ansprechendes unter den vier Rubriken: Prosadichtungen, Poetische Erzählungen und Balladen, Lyrische und vermischte Gedichte, Spruchdichtung. Man erkennt es in einer gewissen inneren Harmonie, mit welcher Liebe der Herausgeber gesammelt und geordnet hat. Neben den bewährten Aelteren und Bekannten, wie Hermann Lingg, Georg Ebers, J. G. Fischer, A. Fitger, Martin Greif, Wilhelm Hertz, Heinrich Kruse, Ad. Wilbrandt, Albert Möser, J. V. Widmann ꝛc., finden wir eine Reihe der Jüngeren, von denen wir besonders Karl Busse, Rudolf Krauß und Julius N. Haarhaus hervorheben. Des letzteren sinnreiche „Sonette aus Palermo" zeigen, daß der Süden immer noch seine magische Gewalt auf unsere Dichter ausübt; und wenn Ferdinand von Saar in seiner klassisch vollendeten Ode an Italien singt:

Jetzt, wo die Welt in eitler Selbstbewund'rung,
Dem Erhabenen feind, sich gänzlich hingibt
Platter Gegenwart und Vergangnes abweist —

so schöpfen wir vielmehr aus einer solchen Sammlung, wie die vorliegende, die freudige Gewißheit, daß das, was wir die gute Tradition nennen, in voller Lebenskraft bildend und schaffend unter uns fortwirkt.

ε. **Gedichte** von **Clotilde von Schwartzkoppen,** geb. von François. Zweite Auflage. Berlin, Vossische Buchhandlung. (Strikker).

Einfache, manchmal rührende Klänge, gleich denen einer Aeolsharfe, die von jedem noch so leisen Lufthauch bewegt wird. Leid und Freud', das ewig alte Menschenschicksal und ewig neue Thema des Gesanges, findet einen melodischen Ausdruck in dieser reingestimmten Seele, die wohl entsagen gelernt hat, aber immer noch an ein bescheidenes Erdenglück glaubt, den Sonnenschein liebt und mit derselben Sympathie den Wechsel der Dinge, das unabänderlich Bleibende zu begreifen sucht: „Ein freier Blick zum Himmel, ein freier Blick ins Thal" ist der letzte Wunsch der Dichterin, die hier in strengster Sichtung uns den poetischen Ertrag ihres Lebens bietet, „vom Frühling bis in den Spätherbst hinein" — ein Bändchen von nicht mehr als siebzig Seiten. Eine Verwandte von Louise von François, widmet sie dem Andenken dieser großen Schriftstellerin eines der schönsten Blätter der Sammlung, deren erstes die Zueignung an Frau Marie von Ebner-Eschenbach trägt. Unter dem Schutze dieser beiden Namen möge dem Büchlein ein freundliches Loos beschieden sein.

ν. **Philippine Welser.** Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters von Wendelin Boeheim. Innsbruck, Verlag des Museum Ferdinandeum.

Einer landläufigen romantischen Auffassung gegenüber, die in Redwitzens Schauspiel süßlichen Ausdruck gefunden hat, wird hier treu nach der Geschichte und im ruhigsten, nüchternen Ton erzählt, wie die Heirath Erzherzog Ferdinand's mit der schon etwas verblühten Augsburgerin zu Stande kam, und welch gesegnetes Dasein das Paar bis zu Philippinens schwerem Siechthum in Innsbruck führte. Der Verfasser macht uns heimisch im Ambraser Schloß und spendet auch aus dem Kochbuch kulturhistorische Belehrung. Für die Charakteristik Ferdinand's hätte wohl sein deutsches Drama, ein allegorischer Weltspiegel, verwerthet werden können. Eine Fülle ausgezeichneter Holzschnitte, besonders Bildnisse der Welserin, ist beigegeben, die Ausstattung ungemein geschmackvoll, der Preis erstaunlich billig. Wir verdanken diese Vorzüge dem Kunstverständniß und der Munificenz des Freiherrn von Lipperheide.

ρ. **Porträt-Sammlung von 25 bekannten Persönlichkeiten.** Nach Bleistiftzeichnungen von Ismael Gentz. Mit Sinnsprüchen und kurzen Biographieen der Dargestellten. Reproduktionen in Photogravüre und Photolithographie von Meisenbach, Riffarth und Co. Berlin, F. Fontane und Co. 1894.

Geschmeichelt sind diese Porträts nicht, im Gegentheil könnte man in einigen vielleicht einen Ueberschuß des Charakteristischen erkennen; aber geistvoll sind sie sämmtlich, und in jedem Striche verräth sich die Genialität des jungen Künstlers. Ismael Gentz ist der Erbe eines berühmten Namens: das Bild seines Vaters,

Wilhelm Gentz, des unübertroffenen Orientmalers, ist eine der schönsten Zierden vorliegender Collection, die sich äußerst mannigfach zusammensetzt und die verschiedensten Lebenskreise umfaßt. Neben hohen Staatsbeamten und Excellenzen, wie H. von Friedberg, Carl Herzog, H. von Stephan und dem Admiral Eduard Knorr, finden wir den eminenten Techniker Werner von Siemens, den die Kunst und die Jagd liebenden Parlamentarier H. von Benda, den ausgezeichneten Chirurgen Ernst von Bergmann, den Generalarzt und feinen Kenner Italiens Franz Valentini, die Maler Ludwig Knaus, Ernst Koerner und Paul Meyerheim, den Radirer Max Klinger, die Bildhauer Karl Kundmann und Max Klein, aus der Musikwelt nur Einen, aber dieser Eine Joseph Joachim, von Dichtern und Schriftstellern Theodor Fontane, Klaus Groth, Friedrich Spielhagen u. m. A., den Verfasser der Kostümkunde, Hermann Weiß, und den um die Fortschritte der Photographie höchst verdienten Hermann Vogel. Außer den kurzen, aber recht genauen biographischen Notizen ist jedem Porträt ein facsimilirter Sinnspruch, in Vers oder Prosa, des Dargestellten beigegeben, so daß Schrift- und Gesichtszüge einander gleichsam ergänzen. Diese Bildergalerie bedeutender und erprobter Männer, mit dem Schatz von Lebensweisheit, der in ihren Aeußerungen niedergelegt ist, eignet sich in ihrer vorzüglichen Ausstattung ganz besonders zu Festgeschenken, die nicht nur den Büchertisch zieren sollen, sondern zu wiederholter Betrachtung einladen.

μν. **Von Karthago nach Kairuan.** Bilder aus dem orientalischen Abendlande von J. T. von Eckardt. Berlin, W. Hertz. 1894.

Wer je die erinnerungsreichen Stätten des alten Karthago besucht und es unternommen hat, sich in dem schönen weißen Tunis umzusehen und seine Umgebung zu durchschweifen, hat schmerzlich den Mangel eines Buches empfunden, welches ihm über Land, Leute und Verhältnisse zuverlässige Aufklärung gibt. Außer einigen veralteten Notizen deutscher Reisehandbücher und den sehr kurzen, nicht erschöpfenden Angaben Murray's oder Joanne's fehlte es bisher an jedem handlichen und wirklich erschöpfenden Hülfsmittel für den Reisenden, welcher nicht ganze Bibliotheken mit sich führen kann. Diese Lücken füllt das vorliegende Werkchen glänzend aus. Und es thut sogar mehr, es entrollt Bilder, welche jedes für Poesie empfängliche Gemüth fesseln müssen. Wer Tunis nicht kennt, erhält bei der Lectüre dieser Seiten den lebhaften Wunsch, diesen wunderbaren Erdenfleck zu besuchen, auf den Trümmern Karthago's zu träumen und das Meer von der Höhe Nidi-Bu-Said's zu bewundern. Es ist eine Dame, welcher die deutsche Literatur dieses feine Büchlein verdankt, eine an einen französischen Arzt verheirathete Tochter des als Schriftsteller so rühmlich bekannten deutschen Generalkonsuls in Stockholm, von Eckardt. In langjährigem Aufenthalt hat sie Land und Leute kennen gelernt und ihre Geschichte mit einer bei Damen seltenen Gründlichkeit studirt. Jede Zeile der Aufsätze: „Die Stätten Karthago's" „Kairuan" und „Ein Jahr bei den Ajaris" legt davon Zeugniß ab, wie die Leser der „Rundschau" wissen, in welcher diese Schilderungen zuerst ohne den Namen der Verfasserin erschienen sind. Noch mehr aber als das historische und geographische Wissen der Verfasserin verleiht ihren Skizzen Reiz ihre Beherrschung der arabischen Sprache, ihre Vertrautheit mit den Sitten und Bräuchen des Landes. In orientalischen Ländern, wo eine so unendlich zähe Tradition das Leben beherrscht, steht man ohne solche Kenntnisse den meisten Erscheinungen rathlos gegenüber. Und gerade der Umstand, daß die Verfasserin in diesem Felde so genau Bescheid weiß, gibt ihrer Schrift einen bleibenden Werth. Studien wie die oben genannten, wie „Pilgerleben", „Herr Hamda der Apotheker", „Heiligthum" wird Keiner, der sie gelesen, sobald vergessen. Der Zauber einer fremdartigen Welt schwebt über ihnen; aber die Menschen, die wir auf dem Hintergrunde dieser großartigen, ebenso schönen wie schwermüthigen Natur kennen lernen, treten uns sympatisch näher in der liebevollen, von feinem Humor getragenen Darstellung der Verfasserin, die wir zu diesem ersten Schritt in die Literatur aufrichtig beglückwünschen.

π. **Bilder aus der ägyptischen Geschichte.** Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1893.

Wir sind in der Lage, als Verfasserin des vorliegenden Büchleins Marie Gräfin Witzleben, geb. Prinzeß Reuß j. L., nennen zu können. Das Schriftchen gibt Reiseeindrücke wieder und schließt eine faßliche Uebersicht der Errungenschaften moderner Aegyptologie an. Besondere Sorgfalt hat die Verfasserin auf die Berührungspunkte der ägyptischen und biblischen Geschichte verwandt, und mit frommem Eifer spürt sie allen hieroglyphischen Aufzeichnungen nach, die mit der alttestamentlichen Tradition übereinstimmen. Die Darstellung ist leicht und angenehm und wird nicht durch gelehrte Excurse unterbrochen. Der Ertrag des Buches ist für einen wohlthätigen Zweck bestimmt.

ξ. **Dichtergrüße aus dem Osten.** Japanische Dichtungen, übertragen von Professor Dr. K. Florenz in Tokio. Leipzig, C. F. Amelang.

Zu derselben Zeit, wo unser Aller Blicke den kriegerischen Ruhmesthaten der tapferen japanischen Nation mit begründetem Antheil folgen, flattert uns von dort — zum redenden Beweise, daß im Reiche der Kubo-Dynastie unter dem Waffenlärm die Kulturarbeit keineswegs stockt — ein allerliebstes Büchlein zu, das durch seinen höchst werthvollen Inhalt ebenso sehr wie durch ein originell-künstlerisches Exterieur aller Anerkennung werth ist. Wir verdanken ersteren dem feinsinnigen literaturkundigen Gelehrten Dr. K. Florenz in Tokio, der uns in musterhaften Uebertragungen die Kenntniß vorzüglicher alt-japanischer Dichtungen vermittelt; letzteres der hochangesehenen Verlagshandlung von T. Hasegawa in Tokio. Der Text des unvergleichlich originellen Bandes

gliedert sich unter die Rubra: Herzblätter, Naturgenuß, Ernst des Lebens, Höfische Dichtung, Bunte Blätter und Anläufe zur Epik. Die lyrische Auslese entstammt zumeist der Manyoshu oder „Sammlung der zehntausend Blätter", der ältesten japanischen Gedichtsammlung in zwanzig Bänden, veranstaltet im Jahre 757; dann der Kohinshu (oder Kohinwahashu), „Sammlung von Gedichten alter und neuerer Zeit", veranstaltet im Jahre 905. Ihnen gesellen sich einzelne volksthümliche Lieder, Saibara, und Shinto-Festlieder, Kagura, sowie einige wenige modernere Dichtungen epischen Charakters zu. In den „Herzblättern" findet das Familienleben innigsten Ausdruck: die Sehnsucht nach der fernen Geliebten, zartes Liebesbekenntniß, zärtliche Gattenliebe, Vaterstolz, Mutterliebe, Trennungsschmerz der Gatten, Todtenklage um den Sohn; und diese ganze Gemüthswelt findet einen ferneren Ausdruck in den trefflichen, phantastisch-originellen Illustrationen, die jedes Blatt und jede Dichtung aufs Anziehendste zieren. Nicht geringeren Werth haben die Dichtungen der übrigen Abtheilungen: sie alle gewähren uns den interessantesten Einblick in das Seelenleben eines reich begabten, energisch strebenden Volkes, das, uns Deutschen innerlichst wahlverwandt, vom Weltgeist offenbar einer hohen Bestimmung vorbehalten ist.

ζ. **Amor bei Jung und Alt.** Eine Bilderreihe von Carl Gehrts. Mit begleitenden Dichtungen. Leipzig, Adolf Titze.

Seit Jahrhunderten schon ist für Philosophen, Dichter und Künstler der reizende Sprößling des Ares und der Aphrodite einer der beliebtesten Gegenstände tiefsinniger Untersuchung, geistreichen Phantasiespiels gewesen; auch den wackeren Meister Gehrts hat es gelockt, dem Wesen und Treiben des schalkhaften Flügelknaben Gestalt abzugewinnen, und angeregt durch verwandte Dichtungen ist es ihm gelungen, eine Serie von Bildern zu schaffen, die das Thema graziös illustriren und in farbigen Autotypieen vortrefflich reproducirt sind. Der Text, in der stimmungsvollen Umkränzung der fein ausgeführten Initialen, hebt sich in klarem Druck ab von dem schönsten Straßburger Papier. Der Einband ist nach künstlerischem Entwurf gearbeitet, und das Ganze darf als eine der gefälligsten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes bezeichnet werden.

ζ. **Vom Kätzchen.** Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Osterwyck. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann).

Nachdem der englische Naturforscher Thom. H. Huxley die robuste Kraftnatur des britischen Menschenschlages den Katzen auf ihr Verdienst-Conto gesetzt hat, erscheint es überflüssig, irgend eine Ehrenbezeugung, die diesen zierlichen Vierfüßlern gezollt werden mag, noch zu rechtfertigen. Aber auch wenn die Katzenfreunde auf diesen Ruhmestitel ihrer Lieblinge verzichten, so bleibt denselben noch immer so viel historisch beglaubigtes Ansehen, so viel Verdienst in moralischer, ästhetischer und intellectueller Hinsicht, so viel vorbildliche Anmuth, daß eine Codification aller ihrer Rechtsansprüche auf eine hervorragende Stellung im Thierreich nur als endliche Tilgung einer lange verschobenen Schuld gegen diese liebenswürdigen Sammetpfötchen angesehen werden darf. Zu dieser Genugthuung haben sich der wohlberufene Thiermaler Julius Adam und ein geistreicher Causeur F. van Osterwyck mit dem Verleger verbunden und ein künstlerisch und typographisch wahrhaft glanzvolles Büchlein hergestellt, das wir — zu ihrer Freude — namentlich unsern werthen Frauen warm empfehlen dürfen. Aber auch den Männern, zumal den unverheiratheten. Denn wie heißt es in dem alten Sprüch- und Wahrwort? „Wer keine Katze leiden mag, bekommt keine schöne Frau!"

ζ. **Die Königliche Gemäldegalerie zu Dresden.** Text von Hermann Lücke. München, Franz Hanfstaengl. Lieferung 1. Gr.-Fol.

Die Absicht des Verlegers geht dahin, in zehn solcher Lieferungen alle Hauptgemälde der unvergleichlichen Dresdner Galerie in Drucken unmittelbar nach den Originalen zu reproduciren, um einerseits den Kunstfreunden ein abgerundetes Bild der berühmten Sammlung zu bieten, andererseits den Kunstgelehrten die Möglichkeit zu Studien auch fern vom Ort der Galerie zu gewähren. Die vorliegende Lieferung ist der italienischen Schule gewidmet und reproducirt in fünf Text-Illustrationen Gemälde von Pinturicchio, Francesco Cossa, Francesco Francia und Cima da Conegliano, sodann in zehn Vollbildern Hauptgemälde von Lorenzo di Credi, Piero di Cosimo, Ercole Roberti, Fr. Francia, Andr. Mantegna, Antonello da Messina, A. del Sarto, Raffaello Santi und Giorgio Barbarelli. Werthvolle Beigaben der schönen Bilder sind eine Geschichte der Dresdner Galerie, eine zusammenhängende, für weitere Kreise berechnete Schilderung der Kunstepochen, denen die reproducirten Bilder angehören, und eine eingehende Charakteristik dieser Gemälde selbst. Das ganze Werk soll hundert Vollbilder bringen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adami. — Nicht Bimetallismus, sondern Kombinationswährung. Ein Vorschlag von Joh. H. Adami. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1894.

Arneth. — Anton Ritter von Sömerling. Episoden aus seinem Leben. 1835. 1848—1849. Von Alfred Ritter von Arneth. Mit zwei Heliogravüren. Prag, F. Tempsky. 1895.

D'Audiffret-Pasquier. — Mémoires du Chancelier Pasquier. Publiés par M. le duc d'Audiffret-Pasquier. Deuxième partie. Restauration II. 1820—1824. Toune cinquième. Paris, Librairie Plon. 1894.

Bastian. — Zur Mythologie und Psychologie der Nigriti r in Guinea mit Bezugnahme auf socialistische Elementargedanken. Mit einer Karte. Berlin, Geographische Verlagshandlung. (Hoefer & Vohsen). 1894.

Battaglia. — L'evoluzione sociale in rapporto alla Proprietà Fondiaria in icilia. Aristide Battaglia. Palermo. Libreria Carlo Clausen. 1895.

Bergemann. — Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde und Ermittelung einiger Wesenszüge dieses Brauches. Eine ethnographisch-ethnologische Studie von Dr. phil. P Bergemann. Bunzlau, Verlag von G. Kreuschner. 1893.

Berger. — Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie von Arnold E. Berger. Berlin, Ernst Hofmann & Comp. 1895.

Besson. — Piaten. Etude biographique et littéraire par Paul Besson. Paris, Ernest Leroux. 1894.

Beitelheim. — Geistesheiden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 13—15. Band. Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. — Herausgegeben von Dr. Theodor Schiemann. IV. Bd.: Konstantin Kawelins und Iwan Turgenjews socialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Dr Boris Minzes. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1894.

Blacker. — Innenschau und Ausblick von Carola Blacker. Mit einem Worte der Einführung von Moriz Carriere. Heidelberg, Verlag von Georg Weiß. 1895.

Blockhuys. — Das Kunstgewerbe. Volksbuch zur Entwickelung des Kunstgeschmacks der Handwerker von J. Blockhuys und A. Gervais. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Fr. Falk. 1. Liefrg. Neuwied, August Schupp. 1895.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1894.

Bordeaux. — La vie et l'art. Ames modernes. Par Henry Bordeaux. Paris, Librairie académique Didier, Perrin et Cie.

Brand. — Unter König Jerome. Historische Erzählung aus der Zeit vor den Freiheitskriegen von H. Brand. Berlin, C. H. Moritz. 1895.

Brandes, G. — Menschen und Werke. Essays von Georg Brandes. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten u. Loening. 1895.

Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Herausgegeben von Dr. Albert Pick. Erfurt, Carl Villaret. 1894.

Buchner. — Feldmarschall Graf Helmuth von Moltke. Festgabe zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Schlacht bei Sedan. Von Wilhelm Buchner. Lahr, Druck und Verlag von Moriz Schauenburg. 1895.

Bürger und Beamte. — Ernste Worte eines deutschen Bürgers. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1894.

Bütow. — Die Weltordnung. Von Otto Bütow, Ingenieur. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1894.

Carus. — Fundamental Problems. The Method of Philosophy as a systematic arrangement of knowledge. By Dr. Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1894.

Crait. — John Halifax, Gentleman —, von Mrs. Crait (Miß Mulock). Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Borstell & Reimarus. 1894.

Daniel. — Handbuch der Geographie von Dr. Hermann Adalbert Daniel. Sechste, vielfach verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von Professor Dr. B. Volz. 1.—3. Lieferung. Leipzig, O. R Reisland. 1894.

Dante Alighieri. — Das Paradies (Göttliche Komödie III.) Metrisch übertragen von Dr. med. Carl Bertraud. Heidelberg, Verlag von Gustav Koester. 1894.

Ebner-Eschenbach, von, Marie. Das Schädliche. Die Todtenwacht. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Ehlers. — Im Sattel durch Indo-China. Von Otto Ehlers. Mit Illustrationen. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1894.

Engelmann. — Gedächtnissrede auf Hermann von Helmholtz. Gehalten am 28. September 1894 in der Aula der Universität Utrecht von Th. W. Engelmann. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1894.

Evangelien-Harmonie und erklärte Apokalypse. Mersan, F. W. Ellmenreich. 1894

Fabricius. — Lonisapsostiadis, quae supersunt. Cum veteris scholiastae suisque adnotationibus. Edidit Augustus Fabricius. Köln, Verlag von Paul Neubner. 1894.

Fedegg. — Scolaretiteber. Von Victor Feldegg. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Finnland im 19. Jahrhundert — In Wort und Bild, dargestellt von finnländischen Schriftstellern und Künstlern. Helsingfors, T. Tilgmann, Buch- und Steindruckerei. 1894.

Fouqué — Sintram und seine Gefährten. Von Friedrich Baron de La Motte-Fouqué. Braunschweig, E. A. Schwetschke und Sohn. 1894.

Fried. — Friedens-Katechismus. Ein Compendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung, von Alfred Hermann Fried. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Fritz. — Onkel Fritz's Noten-Würfel-Spiel. Budapest, Verlag von Wilhelm Kunosy & Sohn, Musikalien-Druckerei.

From. — Armlos. Eine Erzählung für junge Mädchen von B. From. Zürich, Verlag des Art. Institut, Orell Füßli. 1894.

Fuchs. — Strandgut. Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Fuchs. Dritte, durchgesehene, stark vermehrte Auflage. Gera, Verlag von Karl Bauch. 1895.

Gebhardt. — Aus der Geschichte des Dorfes Molschleben. Von E. Hermann Gebhardt. Gotha, Gustav Schloßmann. 1894.

Geiger. — Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895.

Goethe. — Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben von Edmund Goetze. Zwei Bände. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893.

Greif. — Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelang. 1894.

Grimm. — Fünfzig Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1895.

Groller. — Ueberfpannt. Roman von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Güßfeldt. — Die Insel Reichenau und ihre Klostergeschichte von E. Güßfeldt. Konstanz, Commissionsverlag von W. Weck. 1894.

Güßfeldt. — Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Mit 8 Illustrationen in Lichtdruck, einer Karte und drei Diagrammen. Von Paul Güßfeldt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Gynta. — Gedichte von Peera Gynta. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Gyp. — Fräulein Eva. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Von Franz Fels. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1894.

Hartwich. — Die Genesung der evangelischen Kirche. Von O. Hartwich, Pastor in Bremen-Walle. Leipzig, Verlag v. Otto Wigand. 1894.

Hassel. — Das Kurfürstenthum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im Jahre 1806. Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen von W. von Hassel. Mit 4 Porträts. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1894.

Haugwitz. — Gedichte von Marie von Haugwitz (M. Manuela). Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Henriques. — Vorlagen für Porzellanmalerei nach alten Mustern. Von Agnes Henriques. Berlin, Verlag von W. Schultz-Engelhard.

Heveſi. — Glückliche Reiſen von Ludwig Heveſi. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Higginson. — Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Von F. W. Higginson. Aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Neuwied, August Schupp. 1895.

Hodermann. — Geſchichte des Gothaiſchen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen von Richard Hodermann. Hamburg, Verlag von Leopold Voß. 1894.

Hofmann. — Der Bürgermeiſter von Rothenburg. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Bernhard Hofmann. München, C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1894.

Hood. — Heiter und Herb. Lieder, Skizzen und Epigramme von Ferd. Hood. Berlin, A. Strzeczek's Commiſſionsverlag. 1894.

Kapitel aus einem bewegten Leben 1855—1864. — Von . . . der . . . Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Kirchbach. — Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, E. Pierſon's Verlag. 1894.

Kunst. — Die Kunst unserer Zeit. Eine Chronik des modernen Kunstlebens. VI. Jahrg. Liefrg. 1. München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag.

Künstler - Lexikon, allgemeines — Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Vorbereitet von Hermann Alexander Müller Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. I. Halbband. (Aachen—Cossin). Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten u. Loening. 1894.

Kupka. — Wiener „Japori". Skizzen aus Jung- und Altägypten von P. F. Kupka. Dresden, E. Pierſon's Verlag. 1894.

Lange. — Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Von Dr. E. Lange. Mit zwei Porträts. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894.

Lange. — Thorwaldsen's Darstellung des Mosuchen. Von Dr. Julius Lange. In's Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Mit 8 Vollbildern und 16 Textillustrationen. Berlin, Verlag von Georg Siemens. 1894.

Lavater, Joh. Kaspar. — Nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und „Beiträgen zur nähern Kenntniss . . . Lavater's". Von Dr. phil. Ludwig Wasser. Zürich, Albert Müller. 1894.

Lehmann. — Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. Von Max Lehmann. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Lehmann. — Führer durch die ehemalige Cistercienserabtei Wettingen beim Thermal-Kurort Baden (Schweiz) von Dr. Hans Lehmann. Aarau, Druck von Emil Wirz, vormals J. J. Christen. 1894.

Maupassant. — Die Geschwister Rondoli. Von Guy de Maupassant. Zweite Auflage. — Zur linken Hand. Von Guy de Maupassant. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Meisch. — Der neue Kurs. Literatur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Neue Folge von Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Meisch. Stuttgart, Verlag von Levy und Müller.

Meyer's Reisebücher. — Aegypten und Oberägypten bis zum zweiten Katarakt. Dritte Auflage. Mit 10 Karten, 19 Plänen und Grundrissen, 43 Textbildern, — Palästina und Syrien. Dritte Auflage. Mit 8 Karten und 13 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1895.

Müller. — Ueber Ursprung und Heimath des Urmenschen von Josef Müller. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1894.

Musculus, Andreas. — Vom Hosentoufel (1555). Herausgegeben von Max Osborn. Halle, Max Niemeyer. 1894.

Norden. — Dramatische Dichtungen von J. Norden. I. John Williams. Schauspiel in vier Akten. II. Der Tugendbold. Schauspiel in vier Akten. III. Fesseln. Schauspiel in vier Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Nordhausen. — Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Nordhausen. — Vestigia Leonis. Die Mär von Barbowied. Von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Omptеda. — Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um 1800 von Ludwig Freiherrn von Omptеda. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Peuck. — Morphologie der Erdoberfläche von Dr. Albrecht Penck. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1894.

Petersdorff. — General Johann Adolph Freiherr von Thielmann, ein Charakterbild aus der napoleonischen Zeit. Von Herman von Petersdorff. Mit einem Bildnis in Heliogravüre. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Pfizer. — Der Achtung unwürdig! Ein Fall württemb. Disciplinarverfahrens von G. Pfizer, vormals Landgerichtsrath in Ulm. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 1894.

Pilling. — Bibliography of the Wakashan Languages by James Constantine Pilling. Washington, Government Printing Office. 1894.

Pollard. — The Pamunkey Indians of Virginia by Jno. Garland Pollard. Washington, Government Printing Office. 1894.

Poschinger. — Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit einem Bildnis des Fürsten. Zweite Auflage. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Post. — Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz von Dr. Albert Hermann Post. II. Band. Specieller Teil. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. A. Schwartz. 1895.

Powell. — Gott im Menschen. Vorlesungen über die Entwicklungslehre von E. P. Powell. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Powell. — Tenth annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1888—89. Washington, Government Printing Office. 1893.

Ratzel. — Völkerkunde von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Redlich. — Göttinger Musenalmanach auf 1770. Herausgegeben von Carl Redlich. Stuttgart, G. J. Göschen. 1894.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, vierte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1894.

Report of the commissioners of education for the year 1888—1890. Two Volumes. Washington, Government Printing Office. 1893.

Riehl. — Religiöse Studien eines Weltkindes. Von W. H. Riehl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Riffert. — Vaterland. Schauspiel von Julius Riffert. Leipzig, Walther Fiedler. 1894.

Robert. — König Lear's Geist im modernen Staatswesen. Von Paul Robert. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1895.

Rodenberg, Julius. — Taormina-Acireale. Traduzione dal Tedesco (eine Frühlingsfahrt nach Malta) di Caterina Firmaturi di Chiosi. Acireale, Tipografia Donzuso. 1894.

Romundt. — Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, C. G. Naumann. 1895.

Rothe. — Gedichte von Robert Rothe. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Rümelin. — Reden und Aufsätze. Dritte Folge von Gustav Rümelin. Nebst Professor Chr. Sigwarts Gedächtnisrede auf Gustav Rümelin. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandl. von S. C. B. Mohr. 1894.

Runge. — Schlichte Blätter von Max Runge. Berlin, Rudolf Herzberg.

Rüttenauer, Benno. — Zeitiges und Streitiges. Ein literarisches Skizzenbuch. Heidelberg. Georg Weiß' Verlag. 1895.

Ruville. — Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat. Von Albert von Ruville. Berlin, J. Guttentag. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

ILLINOIS

Deutſche Rundſchau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXII. 81, 82.

(Januar — Februar — März 1895.)

1894-5

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernſt Gimpel. — **Amſterdam**, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Baſel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boſton**, Carl Schoenhof. — **Brüſſel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapeſt**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobſen & Co. — **Bukareſt**, Sotſchek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Chriſtiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univerſitäts-Buchhandlung. — **Kapſtadt**, A. Braun. — **Konſtantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleſchal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobſen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'ſche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Guſtav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Weſtermann & Co. — **Odeſſa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fiſchbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Piſa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, N. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Waſſermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loeſcher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samſon & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Auſtralien), F. Baſedow. — **Tiflis**, G. Baerenſtamm Wwe. — **Valparaiſo**, C. F. Niemeyer. — **Warſchau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Univerſitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'ſche k. k. Hofverlags- & Univerſitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundachtzigsten Bande (Januar — März 1895).

		Seite
I.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XVIII./XXII.	1
II.	Eduard Mörike. Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode. (1826—1834.) Herausgegeben von **Rudolf Krauß**	36
III.	Bodenwucher und Wohnungsreform. Von **Heinrich Albrecht** (Groß-Lichterfelde)	64
IV.	Die Brüder Grimm. Erinnerungen von **Herman Grimm.** Vorrede zur neuen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen . .	85
V.	Caterina Sforza. Von **Otto Hartwig.** I./IV.	101
VI.	Ada Negri	124
VII.	Am Haremsbrunnen. Von **J. T. von Eckardt** . . .	125
VIII.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . .	133
IX.	Politische Rundschau	141
X.	Briefe von Gregorovius	147
XI.	Eine neue Goethe-Biographie	150
XII.	Peru	151
XIII.	Literarische Notizen	155
XIV.	Literarische Neuigkeiten	158
XV.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XXIII./XXVIII.	161
XVI.	Caterina Sforza. Von **Otto Hartwig.** V./VI. (Schluß.)	197
XVII.	Botanische Streifzüge an der Riviera. Von **Eduard Strasburger.** I./VIII.	218
XVIII.	Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein. Nebst Briefen. Von **Julius Rodenberg**	242
XIX.	Kleine Religionen unserer Tage	263
XX.	Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches. Von **G. Kaufmann** . .	279
XXI.	Hendrik Witbooi. Von Premierlieutenant a. D. **Franz Josef von Bülow**	287
XXII.	Der chinesisch-japanische Conflict. Von **M. v. Brandt**	294

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIII.	Politische Rundschau	298
XXIV.	Der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Von **P. Bailleu**	304
XXV.	Güßfeldt's Montblanc. Von **Adolf Marcuse**	312
XXVI.	Literarische Notizen	315
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	318
XXVIII.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XXIX./XXXVI. (Schluß.)	321
XXIX.	Der Tod des Patroklos. Sechzehnter und siebzehnter Gesang der Ilias. Von **Herman Grimm**	360
XXX.	Botanische Streifzüge an der Riviera. Von **Eduard Strasburger.** IX./XVII. (Schluß.)	385
XXXI.	Das Religions-Parlament in Chicago. Von **F. Max Müller**	409
XXXII.	Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben. Von **Wilhelm Lang.** Am Hofe König Jerome's. (1808—1813.) I./V.	426
XXXIII.	Der Aufschwung Südafrika's. Von **Albrecht Wirth.** I./II.	448
XXXIV.	Politische Rundschau	466
XXXV.	Talleyrand	472
XXXVI.	Ein schwedischer Autor über das moderne England. Von **H. v. Horn**	474
XXXVII.	Literarische Notizen	477
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	480

Effi Briest.

Roman
von
Theodor Fontane.

Achtzehntes Capitel.

Effi war unzufrieden mit sich und freute sich, daß es nunmehr feststand, diese gemeinschaftlichen Ausflüge für die ganze Winterdauer auf sich beruhen zu lassen. Ueberlegte sie, was während all' dieser Wochen und Tage gesprochen, berührt und angedeutet war, so fand sie nichts, um dessentwillen sie sich directe Vorwürfe zu machen gehabt hätte. Crampas war ein kluger Mann, welterfahren, humoristisch, frei, frei auch im Guten, und es wäre kleinlich und kümmerlich gewesen, wenn sie sich ihm gegenüber aufgesteift und jeden Augenblick die Regeln strengen Anstandes befolgt hätte. Nein, sie konnte sich nicht tadeln, auf seinen Ton eingegangen zu sein, und doch hatte sie ganz leise das Gefühl einer überstandenen Gefahr und beglückwünschte sich, daß das alles nun muthmaßlich hinter ihr läge. Denn an ein häufigeres Sichsehen en famille war nicht wohl zu denken, das war durch die Crampas'schen Hauszustände so gut wie ausgeschlossen, und Begegnungen bei den benachbarten adligen Familien, die freilich für den Winter in Sicht standen, konnten immer nur sehr vereinzelt und sehr flüchtige sein. Effi rechnete sich dies alles mit wachsender Befriedigung heraus und fand schließlich, daß ihr der Verzicht auf das, was sie dem Verkehr mit dem Major verdankte, nicht allzu schwer ankommen würde. Dazu kam noch, daß Innstetten ihr mittheilte, seine Fahrten nach Varzin würden in diesem Jahre fortfallen: der Fürst gehe nach Friedrichsruh, das ihm immer lieber zu werden scheine; nach der einen Seite hin bedauere er das, nach der anderen sei es ihm lieb — er könne sich nun ganz seinem Hause widmen, und wenn es ihr recht wäre, so wollten sie die italienische Reise, an der Hand seiner Aufzeichnungen, noch einmal durchmachen. Eine solche Recapitulation sei eigentlich die Hauptsache, dadurch mache man sich Alles erst dauernd zu eigen, und selbst Dinge, die man nur flüchtig gesehen und von denen man kaum wisse, daß man sie in seiner Seele beherberge, kämen einem durch solche nachträglichen Studien erst voll zu Bewußtsein und Besitz.

Er führte das noch weiter aus und fügte hinzu, daß ihn Gieshübler, der den ganzen „italienischen Stiefel“ bis Palermo kenne, gebeten habe, mit dabei sein zu dürfen. Effi, der ein ganz gewöhnlicher Plauderabend ohne den „italienischen Stiefel“ (es sollten sogar Photographien herumgereicht werden) viel, viel lieber gewesen wäre, antwortete mit einer gewissen Gezwungenheit; Innstetten indessen, ganz erfüllt von seinem Plane, merkte nichts und fuhr fort: „Natürlich ist nicht bloß Gieshübler zugegen, auch Roswitha und Annie müssen dabei sein, und wenn ich mir dann denke, daß wir den Canal grande hinauf fahren und hören dabei ganz in der Ferne die Gondoliere singen, während drei Schritte von uns Roswitha sich über Annie beugt und „Bukkuken von Halberstadt“ oder so 'was Aehnliches zum Besten gibt, so können das schöne Winterabende werden, und Du sitzest dabei und strickst mir eine große Winterkappe. Was meinst Du dazu, Effi?“

Solche Abende wurden nicht bloß geplant, sie nahmen auch ihren Anfang, und sie würden sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, über viele Wochen hin ausgedehnt haben, wenn nicht der unschuldige harmlose Gieshübler, trotz größter Abgeneigtheit gegen zweideutiges Handeln, dennoch im Dienste zweier Herren gestanden hätte. Der Eine, dem er diente, war Innstetten, der Andere war Crampas, und wenn er der Innstetten'schen Aufforderung zu den italienischen Abenden, schon um Effi's willen, auch mit aufrichtigster Freude Folge leistete, so war die Freude, mit der er Crampas gehorchte, doch noch eine größere. Nach einem Crampas'schen Plane nämlich sollte noch vor Weihnachten „Ein Schritt vom Wege“ aufgeführt werden, und als man vor dem dritten italienischen Abend stand, nahm Gieshübler die Gelegenheit wahr, mit Effi, die die Rolle der Ella spielen sollte, darüber zu sprechen.

Effi war wie elektrisirt; was wollten Padua, Vicenza daneben bedeuten! Effi war nicht für Aufgewärmtheiten; Frisches war es, wonach sie sich sehnte, Wechsel der Dinge. Aber als ob eine Stimme ihr zugerufen hätte: „sieh' Dich vor!“ so fragte sie doch, inmitten ihrer freudigen Erregung: „Ist es der Major, der den Plan aufgebracht hat?“

„Ja. Sie wissen, gnädigste Frau, daß er einstimmig in das Vergnügungscomité gewählt wurde. Wir dürfen uns endlich einen hübschen Winter in der Ressource versprechen. Er ist ja wie geschaffen dazu.“

„Und wird er auch mitspielen?“

„Nein, das hat er abgelehnt. Ich muß sagen, leider. Denn er kann ja Alles und würde den Arthur von Schmettwitz ganz vorzüglich geben. Er hat nur die Regie übernommen.“

„Desto schlimmer.“

„Desto schlimmer?“ wiederholte Gieshübler.

„O, Sie dürfen das nicht so feierlich nehmen; das ist nur so eine Redensart, die eigentlich das Gegentheil bedeutet. Auf der anderen Seite freilich, der Major hat so 'was Gewaltsames, er nimmt einem die Dinge gern über den Kopf fort. Und man muß dann spielen, wie er will, und nicht, wie man selber will.“

Sie sprach noch so weiter und verwickelte sich immer mehr in Widersprüche.

* * *

Der „Schritt vom Wege“ kam wirklich zu Stande, und gerade weil man nur noch gute vierzehn Tage hatte (die letzte Woche vor Weihnachten war ausgeschlossen), so strengte sich Alles an, und es ging vorzüglich; die Mitspielenden, vor Allem Effi, ernteten reichen Beifall. Crampas hatte sich wirklich mit der Regie begnügt, und so streng er gegen alle Anderen war, so wenig hatte er auf den Proben in Effi's Spiel hineingeredet. Entweder waren ihm von Seiten Gieshübler's Mittheilungen über das mit Effi gehabte Gespräch gemacht worden, oder er hatte es auch aus sich selber bemerkt, daß Effi beflissen war, sich von ihm zurückzuziehen. Und er war klug und Frauenkenner genug, um den natürlichen Entwicklungsgang, den er nach seinen Erfahrungen nur zu gut kannte, nicht zu stören.

Am Theaterabend in der Ressource trennte man sich spät, und Mitternacht war vorüber, als Innstetten und Effi wieder zu Hause bei sich eintrafen. Johanna war noch auf, um behülflich zu sein, und Innstetten, der auf seine junge Frau nicht wenig eitel war, erzählte Johanna, wie reizend die gnädige Frau ausgesehen und wie gut sie gespielt habe. Schade, daß er nicht vorher daran gedacht, Kristel und sie selber und auch die alte Unke, die Kruse, hätten von der Musikgalerie her sehr gut zusehen können; es seien Viele da gewesen. Dann ging Johanna, und Effi, die müde war, legte sich nieder. Innstetten aber, der noch plaudern wollte, schob einen Stuhl heran und setzte sich an das Bett seiner Frau, diese freundlich ansehend und ihre Hand in der seinen haltend.

„Ja, Effi, das war ein hübscher Abend. Ich habe mich amüsirt über das hübsche Stück. Und denke Dir, der Dichter ist ein Kammergerichtsrath, eigentlich kaum zu glauben. Und noch dazu aus Königsberg. Aber worüber ich mich am meisten gefreut, das war doch meine entzückende kleine Frau, die Allen die Köpfe verdreht hat.“

„Ach, Geert, sprich nicht so. Ich bin schon gerade eitel genug.“

„Eitel genug, das wird wohl richtig sein. Aber doch lange nicht so eitel wie die Anderen. Und das ist zu Deinen sieben Schönheiten . . .“

„Sieben Schönheiten haben Alle.“

„. . . Ich habe mich auch bloß versprochen; Du kannst die Zahl gut mit sich selbst multipliciren.“

„Wie galant Du bist, Geert. Wenn ich Dich nicht kennte, könnt' ich mich fürchten. Oder lauert wirklich 'was dahinter?“

„Hast Du ein schlechtes Gewissen? Selber hinter der Thür gestanden?“

„Ach, Geert, ich ängstige mich wirklich.“ Und sie richtete sich im Bett in die Höh' und sah ihn starr an. „Soll ich noch nach Johanna klingeln, daß sie uns Thee bringt? Du hast es so gern vor dem Schlafengehen.“

Er küßte ihr die Hand. „Nein, Effi. Nach Mitternacht kann auch der Kaiser keine Tasse Thee mehr verlangen, und Du weißt, ich mag die Leute nicht mehr in Anspruch nehmen, als nöthig. Nein, ich will nichts als Dich ansehen und mich freuen, daß ich Dich habe. So manchmal empfindet man's doch stärker, welchen Schatz man hat. Du könntest ja auch so sein wie die arme Frau Crampas; das ist eine schreckliche Frau, gegen Keinen freundlich, und Dich hätte sie vom Erdboden vertilgen mögen.“

„Ach, ich bitte Dich, Geert, das bildest Du Dir wieder ein. Die arme Frau! Mir ist nichts aufgefallen."

„Weil Du für derlei keine Augen hast. Aber es war so wie ich Dir sage, und der arme Crampas war wie befangen dadurch und mied Dich immer und sah Dich kaum an. Was doch ganz unnatürlich ist; denn erstens ist er überhaupt ein Damenmann, und nun gar Damen wie Du, das ist seine besondere Passion. Und ich wette auch, daß es Keiner besser weiß, als meine kleine Frau selber. Wenn ich daran denke, wie, Pardon, das Geschnatter hin und her ging, wenn er Morgens in die Veranda kam oder wenn wir am Strande ritten oder auf der Mole spazieren gingen. Es ist, wie ich Dir sage, er traute sich heute nicht, er fürchtete sich vor seiner Frau. Und ich kann es ihm nicht verdenken. Die Majorin ist so etwas wie unsere Frau Kruse, und wenn ich zwischen beiden wählen müßte, ich wüßte nicht wen."

„Ich wüßt' es schon; es ist doch ein Unterschied zwischen den Beiden. Die arme Majorin ist unglücklich, die Kruse ist unheimlich."

„Und da bist Du doch mehr für das Unglückliche?"

„Ganz entschieden."

„Nun höre, das ist Geschmackssache. Man merkt, daß Du noch nicht unglücklich warst. Uebrigens hat Crampas ein Talent, die arme Frau zu escamotiren. Er erfindet immer Etwas, sie zu Hause zu lassen."

„Aber heute war sie doch da."

„Ja, heute. Da ging es nicht anders. Aber ich habe mit ihm eine Partie zu Oberförster Ring verabredet, er, Gieshübler und der Pastor, auf den dritten Feiertag, und da hättest Du sehen sollen, mit welcher Geschicklichkeit er bewies, daß sie, die Frau, zu Hause bleiben müsse."

„Sind es denn nur Herren?"

„O bewahre. Da würd' ich mich auch bedanken. Du bist mit dabei und noch zwei, drei andere Damen, die von den Gütern ungerechnet."

„Aber dann ist es doch auch häßlich von ihm, ich meine von Crampas, und so 'was bestraft sich immer."

„Ja, 'mal kommt es. Aber ich glaube, unser Freund hält zu Denen, die sich über das, was kommt, keine grauen Haare wachsen lassen."

„Hältst Du ihn für schlecht?"

„Nein, für schlecht nicht. Beinah' im Gegentheil, jedenfalls hat er gute Seiten. Aber er ist so'n halber Pole, kein rechter Verlaß, eigentlich in nichts, am wenigsten mit Frauen. Eine Spielernatur. Er spielt nicht am Spieltisch, aber er hazardirt im Leben in einem fort, und man muß ihm auf die Finger sehen."

„Es ist mir doch lieb, daß Du mir das sagst. Ich werde mich vorsehen mit ihm."

„Das thu'. Aber nicht zu sehr; dann hilft es nichts. Unbefangenheit ist immer das Beste, und natürlich das Allerbeste ist Charakter und Festigkeit und, wenn ich solch' steifleinenes Wort brauchen darf, eine reine Seele."

Sie sah ihn groß an. Dann sagte sie: „Ja, gewiß. Aber nun sprich nicht mehr, und noch dazu lauter Dinge, die mich nicht recht froh machen

können. Weißt Du, mir ist, als hörte ich oben das Tanzen. Sonderbar, daß es immer wieder kommt. Ich dachte, Du hättest mit dem allen nur so gespaßt."

„Das will ich doch nicht sagen, Effi. Aber so oder so, man muß nur in Ordnung sein und sich nicht zu fürchten brauchen."

Effi nickte und dachte mit einem Male wieder an die Worte, die ihr Crampas über ihren Mann als „Erzieher" gesagt hatte.

* * *

Der heilige Abend kam und verging ähnlich wie das Jahr vorher; aus Hohen-Cremmen kamen Geschenke und Briefe; Gieshübler war wieder mit einem Huldigungsvers zur Stelle, und Vetter Briest sandte eine Karte: Schneelandschaft mit Telegraphenstangen, auf deren Draht geduckt ein Vögelchen saß. Auch für Annie war aufgebaut: ein Baum mit Lichtern, und das Kind griff mit seinen Händchen danach. Innstetten, unbefangen und heiter, schien sich seines häuslichen Glücks zu freuen und beschäftigte sich viel mit dem Kinde. Roswitha war erstaunt, den gnädigen Herrn so zärtlich und zugleich so aufgeräumt zu sehen. Auch Effi sprach viel und lachte viel, es kam ihr aber nicht aus innerster Seele. Sie fühlte sich bedrückt und wußte nur nicht, wen sie dafür verantwortlich machen sollte, Innstetten oder sich selber. Von Crampas war kein Weihnachtsgruß eingetroffen; eigentlich war es ihr lieb, aber auch wieder nicht, seine Huldigungen erfüllten sie mit einem gewissen Bangen, und seine Gleichgültigkeiten verstimmten sie; sie sah ein, es war nicht Alles so, wie's sein sollte.

„Du bist so unruhig," sagte Innstetten nach einer Weile.

„Ja: Alle Welt hat es so gut mit mir gemeint, am meisten Du; das bedrückt mich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiene."

„Damit darf man sich nicht quälen, Effi. Zuletzt ist es doch so: was man empfängt, das hat man auch verdient."

Effi hörte scharf hin, und ihr schlechtes Gewissen ließ sie sich selber fragen, ob er das absichtlich in so zweideutiger Form gesagt habe.

Spät gegen Abend kam Pastor Lindequist, um zu gratuliren und noch wegen der Partie nach der Oberförsterei Uvagla hin anzufragen, die natürlich eine Schlittenpartie werden müsse. Crampas habe ihm einen Platz in seinem Schlitten angeboten, aber weder der Major noch sein Bursche, der, wie Alles, auch das Kutschiren übernehmen solle, kenne den Weg, und so würde es sich vielleicht empfehlen, die Fahrt gemeinschaftlich zu machen, wobei dann der landräthliche Schlitten die Tête zu nehmen und der Crampas'sche zu folgen hätte. Wahrscheinlich auch der Gieshübler'sche. Denn mit der Wegekenntniß Mirambo's, dem sich unerklärlicherweise Freund Alonzo, der doch sonst so vorsichtig, anvertrauen wolle, stehe es wahrscheinlich noch schlechter als mit der des sommersprossigen Treptower Ulanen. Innstetten, den diese kleinen Verlegenheiten erheiterten, war mit Lindequist's Vorschlage durchaus einverstanden und ordnete die Sache dahin, daß er pünktlich um zwei Uhr über den Marktplatz fahren und ohne alles Säumen die Führung des Zuges in die Hand nehmen werde.

Nach diesem Uebereinkommen wurde denn auch verfahren, und als Innstetten punkt zwei Uhr den Marktplatz passirte, grüßte Crampas zunächst von seinem Schlitten aus zu Effi hinüber und schloß sich dann dem Innstetten'schen an. Der Pastor saß neben ihm. Gieshübler's Schlitten, mit Gieshübler selbst und Doctor Hannemann, folgte, jener in einem eleganten Büffelrock mit Marderbesatz, dieser in einem Bärenpelz, dem man ansah, daß er wenigstens dreißig Dienstjahre zählte. Hannemann war nämlich in seiner Jugend Schiffschirurgus auf einem Grönlandfahrer gewesen. Mirambo saß vorn, etwas aufgeregt wegen Unkenntniß im Kutschiren, ganz wie Lindequist vermuthet hatte.

Schon nach zwei Minuten war man an Utpatel's Mühle vorbei.

Zwischen Kessin und Uvagla (wo, der Sage nach, ein Wendentempel gestanden) lag ein nur etwa tausend Schritt breiter, aber wohl anderthalb Meilen langer Waldstreifen, der an seiner rechten Längsseite das Meer, an seiner linken, bis weit an den Horizont hin, ein großes, überaus fruchtbares und gut angebautes Stück Land hatte. Hier, an der Binnenseite, flogen jetzt die drei Schlitten hin, in einiger Entfernung ein paar alte Kutschwagen vor sich, in denen, aller Wahrscheinlichkeit nach, andere nach der Oberförsterei hin eingeladene Gäste saßen. Einer dieser Wagen war an seinen altmodisch hohen Rädern deutlich zu erkennen, es war der Papenhagen'sche. Natürlich. Güldenklee galt als der beste Redner des Kreises (noch besser als Borcke, ja selbst besser als Grafenabb) und durfte bei Festlichkeiten nicht leicht fehlen.

Die Fahrt ging rasch — auch die herrschaftlichen Kutscher strengten sich an und wollten sich nicht überholen lassen — so daß man schon um Drei vor der Oberförsterei hielt. Ring, ein stattlicher, militärisch dreinschauender Herr von Mitte fünfzig, der den ersten Feldzug in Schleswig noch unter Wrangel und Bonin mitgemacht und sich bei Erstürmung des Danewerks ausgezeichnet hatte, stand in der Thür und empfing seine Gäste, die, nachdem sie abgelegt und die Frau des Hauses begrüßt hatten, zunächst vor einem langgedeckten Kaffeetische Platz nahmen, auf dem kunstvoll aufgeschichtete Kuchenpyramiden standen. Die Oberförsterin, eine von Natur sehr ängstliche, zum mindesten aber sehr befangene Frau, zeigte sich auch als Wirthin so, was den überaus eitlen Oberförster, der für Sicherheit und Schneidigkeit war, ganz augenscheinlich verdroß. Zum Glück kam sein Unmuth zu keinem Ausbruch, denn von dem, was seine Frau vermissen ließ, hatten seine Töchter desto mehr, bildhübsche Backfische von Vierzehn und Dreizehn, die ganz nach dem Vater schlugen. Besonders die ältere, Cora, kokettirte sofort mit Innstetten und Crampas, und beide gingen auch darauf ein. Effi ärgerte sich darüber und schämte sich dann wieder, daß sie sich geärgert habe. Sie saß neben Sidonie von Grafenabb und sagte: „Sonderbar, so bin ich auch gewesen als ich Vierzehn war."

Effi rechnete darauf, daß Sidonie dies bestreiten oder doch wenigstens Einschränkungen machen würde. Statt dessen sagte diese: „Das kann ich mir denken."

„Und wie der Vater sie verzieht," fuhr Effi halb verlegen, und nur, um doch 'was zu sagen, fort.

Sidonie nickte. „Da liegt es. Keine Zucht. Das ist die Signatur unserer Zeit."

Effi brach nun ab.

Der Kaffee war bald genommen, und man stand auf, um noch einen halbstündigen Spaziergang in den umliegenden Wald zu machen, zunächst auf ein Gehege zu, drin Wild eingezäunt war. Cora öffnete das Gatter, und kaum, daß sie eingetreten, so kamen auch schon die Rehe auf sie zu. Es war eigentlich reizend, ganz wie ein Märchen. Aber die Eitelkeit des jungen Dinges, das sich bewußt war, ein lebendes Bild zu stellen, ließ doch einen reinen Eindruck nicht aufkommen, am wenigsten bei Effi. „Nein," sagte sie zu sich selber, „so bin ich doch nicht gewesen. Vielleicht hat es mir auch an Zucht gefehlt, wie diese furchtbare Sidonie mir eben andeutete, vielleicht auch Anderes noch. Man war zu Haus zu gütig gegen mich, man liebte mich zu sehr. Aber das darf ich doch wohl sagen, ich habe mich nie geziert. Das war immer Hulda's Sache. Darum gefiel sie mir auch nicht, als ich diesen Sommer sie wieder sah."

Auf dem Rückwege vom Walde nach der Oberförsterei begann es zu schneien. Crampas gesellte sich zu Effi und sprach ihr sein Bedauern aus, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, sie zu begrüßen. Zugleich wies er auf die großen, schweren Schneeflocken, die fielen, und sagte: „Wenn das so weiter geht, so schneien wir hier ein."

„Das wäre nicht das Schlimmste. Mit dem Eingeschneitwerden verbinde ich von langer Zeit her eine freundliche Vorstellung, eine Vorstellung von Schutz und Beistand."

„Das ist mir neu, meine gnädigste Frau."

„Ja," fuhr Effi fort und versuchte zu lachen, „mit den Vorstellungen ist es ein eigen Ding, man macht sie sich nicht bloß nach dem, was man persönlich erfahren hat, auch nach dem, was man irgendwo gehört oder ganz zufällig weiß. Sie sind so belesen, Major, aber mit einem Gedichte — freilich keinem Heine'schen, keinem ‚Seegespenst' und keinem ‚Bitzliputzli' — bin ich Ihnen, wie mir scheint, doch voraus. Dies Gedicht heißt die ‚Gottesmauer', und ich hab' es bei unserm Hohen-Cremmer Pastor vor vielen, vielen Jahren, als ich noch ganz klein war, auswendig gelernt."

„Gottesmauer," wiederholte Crampas. „Ein hübscher Titel, und wie verhält es sich damit?"

„Eine kleine Geschichte, nur ganz kurz. Da war irgendwo Krieg, ein Winterfeldzug, und eine alte Wittwe, die sich vor dem Feinde mächtig fürchtete, betete zu Gott, er möge doch ‚eine Mauer um sie bauen', um sie vor dem Landesfeinde zu schützen. Und da ließ Gott das Haus einschneien, und der Feind zog daran vorüber."

Crampas war sichtlich betroffen und wechselte das Gespräch.

Als es dunkelte, waren Alle wieder in der Oberförsterei zurück.

Neunzehntes Capitel.

Gleich nach Sieben ging man zu Tisch, und Alles freute sich, daß der Weihnachtsbaum, eine mit zahllosen Silberkugeln bedeckte Tanne, noch einmal angesteckt wurde. Crampas, der das Ring'sche Haus noch nicht kannte, war

helle Bewunderung. Der Damast, die Weinkühler, das reiche Silbergeschirr, Alles wirkte herrschaftlich, weit über oberförsterliche Durchschnittsverhältnisse hinaus, was darin seinen Grund hatte, daß Ring's Frau, so scheu und verlegen sie war, aus einem reichen Danziger Kornhändlerhause stammte. Von da her rührten auch die meisten der rings umher hängenden Bilder: der Kornhändler und seine Frau, der Marienburger Remter und eine gute Copie nach dem berühmten Memling'schen Altarbilde in der Danziger Marienkirche. Kloster Oliva war zweimal da, einmal in Oel und einmal in Kork geschnitzt. Außerdem befand sich über dem Büffet ein sehr nachgedunkeltes Porträt des alten Nettelbeck, das noch aus dem bescheidenen Mobiliar des erst vor anderthalb Jahren verstorbenen Ring'schen Amtsvorgängers herrührte. Niemand hatte damals, bei der wie gewöhnlich stattfindenden Auktion, das Bild des Alten haben wollen, bis Innstetten, der sich über diese Mißachtung ärgerte, darauf geboten hatte. Da hatte sich denn auch Ring patriotisch besonnen, und der alte Colbergvertheidiger war der Oberförsterei verblieben.

Das Nettelbeck-Bild ließ ziemlich viel zu wünschen übrig; sonst aber verrieth Alles, wie schon angedeutet, eine beinahe an Glanz streifende Wohlhabenheit, und dem entsprach denn auch das Mahl, das aufgetragen wurde. Jeder hatte mehr oder weniger seine Freude daran, mit Ausnahme Sidoniens. Diese saß zwischen Innstetten und Lindequist und sagte, als sie Cora's ansichtig wurde: „Da ist ja wieder dies unausstehliche Balg, diese Cora. Sehen Sie nur, Innstetten, wie sie die kleinen Weingläser präsentirt, ein wahres Kunststück, sie könnte jeden Augenblick Kellnerin werden. Ganz unerträglich. Und dazu die Blicke von ihrem Freunde Crampas! Das ist so die rechte Saat! Ich frage Sie, was soll dabei herauskommen?"

Innstetten, der ihr eigentlich zustimmte, fand trotzdem den Ton, in dem das alles gesagt wurde, so verletzend herbe, daß er spöttisch bemerkte: „Ja, meine Gnädigste, was dabei herauskommen soll? Ich weiß es *auch* nicht" — worauf sich Sidonie von ihm ab- und ihrem Nachbar zur Linken zuwandte: „Sagen Sie, Pastor, ist diese vierzehnjährige Kokette schon im Unterricht bei Ihnen?"

„Ja, mein gnädigstes Fräulein."

„Dann müssen Sie mir die Bemerkung verzeihen, daß Sie sie nicht in die richtige Schule genommen haben. Ich weiß wohl, es hält das heutzutage sehr schwer, aber ich weiß auch, daß die, denen die Fürsorge für junge Seelen obliegt, es vielfach an dem rechten Ernste fehlen lassen. Es bleibt dabei, die Hauptschuld tragen die Eltern und Erzieher."

Lindequist, denselben Ton anschlagend wie Innstetten, antwortete, daß das alles sehr richtig, der Geist der Zeit aber *zu* mächtig sei.

„Geist der Zeit!" sagte Sidonie. „Kommen Sie mir nicht damit. Das kann ich nicht hören, das ist der Ausdruck höchster Schwäche, Bankrotterklärung. Ich kenne das; nie scharf zufassen wollen, immer dem Unbequemen aus dem Wege gehen. Denn Pflicht *ist* unbequem. Und so wird nur allzu leicht vergessen, daß das uns anvertraute Gut auch 'mal von uns zurückgefordert wird. Eingreifen, lieber Pastor, Zucht. Das Fleisch ist schwach, gewiß; aber . . ."

In diesem Augenblicke kam ein englisches Roastbeef, von dem Sidonie ziemlich ausgiebig nahm, ohne Lindequist's Lächeln dabei zu bemerken. Und weil sie's nicht bemerkte, so durfte es auch nicht Wunder nehmen, daß sie mit vieler Unbefangenheit fortfuhr: „Es kann übrigens Alles, was Sie hier sehen, nicht wohl anders sein; Alles ist schief und verfahren von Anfang an. Ring, Ring — wenn ich nicht irre, hat es drüben in Schweden oder da herum 'mal einen Sagenkönig dieses Namens gegeben. Nun sehen Sie, benimmt er sich nicht, als ob er von dem abstamme, und seine Mutter, die ich noch gekannt habe, war eine Plättfrau in Cöslin."

„Ich kann darin nichts Schlimmes finden."

„Schlimmes finden? Ich auch nicht. Und jedenfalls gibt es Schlimmeres. Aber so viel muß ich doch von Ihnen, als einem geweihten Diener der Kirche, gewärtigen dürfen, daß Sie die gesellschaftlichen Ordnungen Gottes gelten lassen. Ein Oberförster ist ein bißchen mehr als ein Förster, und ein Förster hat nicht solche Weinkühler und solch' Silberzeug; das alles ist ungehörig und zieht dann solche Kinder groß, wie dies Fräulein Cora."

Sidonie, jedesmal bereit, irgend 'was Schreckliches zu prophezeien, wenn sie, vom Geist überkommen, die Schalen ihres Zorns ausschüttete, würde sich auch heute bis zum Kassandrablick in die Zukunft gesteigert haben, wenn nicht in eben diesem Augenblicke die dampfende Punschbowle — womit die Weihnachtsréunions bei Ring immer abschlossen — auf der Tafel erschienen wäre, dazu Krausgebackenes, das, geschickt über einander gethürmt, noch weit über die vor einigen Stunden aufgetragene Kaffeekuchenpyramide hinauswuchs. Und nun trat auch Ring selbst, der sich bis dahin etwas zurückgehalten hatte, mit einer gewissen strahlenden Feierlichkeit in Action und begann die vor ihm stehenden Gläser, große geschliffene Römer, in virtuosem Bogensturz zu füllen, ein Einschenkekunststück, das die stets schlagfertige Frau von Padden, die heute leider fehlte, 'mal als „Ring'sche Füllung en cascade" bezeichnet hatte. Rothgolden wölbte sich dabei der Strahl, und kein Tropfen durfte verloren gehen. So war es auch heute wieder. Zuletzt aber, als Jeder, was ihm zukam, in Händen hielt — auch Cora, die sich mittlerweile mit ihrem rothblonden Wellenhaar auf „Onkel Crampas'" Schoß gesetzt hatte — erhob sich der alte Papenhagner, um, wie herkömmlich bei Festlichkeiten derart, einen Toast auf seinen lieben Oberförster auszubringen. Es gäbe viele Ringe, so etwa begann er, Jahresringe, Gardinenringe, Trauringe, und was nun gar — denn auch davon dürfe sich am Ende wohl sprechen lassen — die Verlobungsringe angehe, so sei glücklicherweise die Gewähr gegeben, daß einer davon in kürzester Frist in diesem Hause sichtbar werden und den Ringfinger (und zwar hier in einem doppelten Sinne den Ringfinger) eines kleinen hübschen Pätschelchens zieren werde . . ."

„Unerhört," raunte Sidonie dem Pastor zu.

„Ja, meine Freunde," fuhr Güldenklee mit gehobener Stimme fort, „viele Ringe gibt es, und es gibt sogar eine Geschichte, die wir alle kennen, die die Geschichte von den ‚drei Ringen' heißt, eine Judengeschichte, die, wie der ganze liberale Krimskrams, nichts wie Verwirrung und Unheil gestiftet hat und noch stiftet. Gott bessere es. Und nun lassen Sie mich schließen, um Ihre

Geduld und Nachsicht nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen. Ich bin nicht für diese drei Ringe, meine Lieben, ich bin vielmehr für einen Ring, für einen Ring, der so recht ein Ring ist wie er sein soll, ein Ring, der alles Gute, was wir in unsrem altpommerschen Kessiner Kreise haben, Alles, was noch mit Gott für König und Vaterland einsteht — und es sind ihrer noch einige (lauter Jubel) — an diesem seinem gastlichen Tische vereinigt sieht. Für diesen Ring bin ich. Er lebe hoch!"

Alles stimmte ein und umdrängte Ring, der, so lange das dauerte, das Amt des „Einschenkens en cascade" an den ihm gegenüber sitzenden Crampas abtreten mußte; der Hauslehrer aber stürzte von seinem Platz am unteren Ende der Tafel an das Clavier und schlug die ersten Takte des Preußenliedes an, worauf Alles stehend und feierlich einfiel: „Ich bin ein Preuße . . . will ein Preuße sein."

„Es ist doch etwas Schönes," sagte gleich nach der ersten Strophe der alte Borcke zu Innstetten, „so 'was hat man in anderen Ländern nicht."

„Nein," antwortete Innstetten, der von solchem Patriotismus nicht viel hielt, „in anderen Ländern hat man 'was Anderes."

Man sang alle Strophen durch, dann hieß es, die Wagen seien vorgefahren, und gleich danach erhob sich Alles, um die Pferde nicht warten zu lassen. Denn diese Rücksicht „auf die Pferde" ging auch im Kreise Kessin allem Anderen vor. Im Hausflur standen zwei hübsche Mägde, Ring hielt auf dergleichen, um den Herrschaften beim Anziehen ihrer Pelze behülflich zu sein. Alles war heiter angeregt, Einige mehr als das, und das Einsteigen in die verschiedenen Gefährte schien sich schnell und ohne Störung vollziehen zu sollen, als es mit einem Male hieß, der Gieshübler'sche Schlitten sei nicht da. Gieshübler selbst war viel zu artig, um gleich Unruhe zu zeigen oder gar Lärm zu machen; endlich aber, weil doch wer das Wort nehmen mußte, fragte Crampas, „was es denn eigentlich sei?"

„Mirambo kann nicht fahren," sagte der Hofeknecht; „das linke Pferd hat ihn beim Anspannen vor das Schienbein geschlagen. Er liegt im Stall und schreit."

Nun wurde natürlich nach Dr. Hannemann gerufen, der denn auch hinausging und nach fünf Minuten mit echter Chirurgenruhe versicherte: „Ja, Mirambo müsse zurückbleiben; es sei vorläufig in der Sache nichts zu machen, als still liegen und kühlen. Uebrigens von Bedenklichem keine Rede." Das war nun einigermaßen ein Trost, aber schaffte doch die Verlegenheit, wie der Gieshübler'sche Schlitten zurückzufahren sei, nicht aus der Welt, bis Innstetten erklärte, daß er für Mirambo einzutreten und das Zwiegestirn von Doctor und Apotheker persönlich glücklich heimzusteuern gedenke. Lachend und unter ziemlich angeheiterten Scherzen gegen den verbindlichsten aller Landräthe, der sich, um hülfreich zu sein, sogar von seiner jungen Frau trennen wolle, wurde dem Vorschlage zugestimmt, und Innstetten, mit Gieshübler und dem Doctor im Fond, nahm jetzt wieder die Tête. Crampas und Lindequist folgten unmittelbar. Und als gleich danach auch Kruse mit dem landräthlichen Schlitten vorfuhr, trat Sidonie lächelnd an Effi heran und bat diese, da ja nun ein

Platz frei sei, mit ihr fahren zu dürfen. „In unserer Kutsche ist es immer so stickig; mein Vater liebt das. Und außerdem, ich möchte so gerne mit Ihnen plaudern. Aber nur bis Quappendorf. Wo der Morgnitzer Weg abzweigt, steig' ich aus und muß dann wieder in unsern unbequemen Kasten. Und Papa raucht auch noch."

Effi war wenig erfreut über diese Begleitung und hätte die Fahrt lieber allein gemacht; aber ihr blieb keine Wahl, und so stieg denn das Fräulein ein, und kaum daß beide Damen ihre Plätze genommen hatten, so gab Kruse den Pferden auch schon einen Peitschenknips, und von der oberförsterlichen Rampe her, von der man einen prächtigen Ausblick auf das Meer hatte, ging es, die ziemlich steile Düne hinunter, auf den Strandweg zu, der, eine Meile lang, in beinahe gerader Linie bis an das Kessiner Strandhôtel, und von dort aus, rechts einbiegend, durch die Plantage hin, in die Stadt führte. Der Schneefall hatte schon seit ein paar Stunden aufgehört, die Luft war frisch, und auf das weite, dunkelnde Meer fiel der matte Schein der Mondsichel. Kruse fuhr hart am Wasser hin, mitunter den Schaum der Brandung durchschneidend, und Effi, die etwas fröstelte, wickelte sich fester in ihren Mantel und schwieg noch immer und mit Absicht. Sie wußte recht gut, daß das mit der „stickigen Kutsche" bloß Vorwand gewesen und daß sich Sidonie nur zu ihr gesetzt hatte, um ihr etwas Unangenehmes zu sagen. Und das kam immer noch früh genug. Zudem war sie wirklich müde, vielleicht von dem Spaziergang im Walde, vielleicht auch von dem oberförsterlichen Punsch, dem sie, auf Zureden der neben ihr sitzenden Frau v. Flemming, tapfer zugesprochen hatte. Sie that denn auch, als ob sie schliefe, schloß die Augen und neigte den Kopf immer mehr nach links.

„Sie sollten sich nicht so sehr nach links beugen, meine gnädigste Frau. Fährt der Schlitten auf einen Stein auf, so fliegen Sie hinaus. Ihr Schlitten hat ohnehin kein Schutzleder und, wie ich sehe, auch nicht einmal die Haken dazu."

„Ich kann die Schutzleder nicht leiden; sie haben so 'was Prosaisches. Und dann, wenn ich hinaus flöge, mir wär' es recht, am liebsten gleich in die Brandung. Freilich ein etwas kaltes Bad, aber was thut's . . . Uebrigens hören Sie nichts?"

„Nein."

„Hören Sie nicht etwas wie Musik?"

„Orgel?"

„Nein, nicht Orgel. Da würd' ich denken, es sei das Meer. Aber es ist etwas Anderes, ein unendlich feiner Ton, fast wie menschliche Stimme . . ."

„Das sind Sinnestäuschungen," sagte Sidonie, die jetzt den richtigen Einsetzemoment gekommen glaubte. „Sie sind nervenkrank. Sie hören Stimmen. Gebe Gott, daß Sie auch die richtige Stimme hören."

„Ich höre . . . nun, gewiß, es ist Thorheit, ich weiß, sonst würd' ich mir einbilden, ich hätte die Meerfrauen singen hören . . . Aber, ich bitte Sie, was ist das? Es blitzt ja bis hoch in den Himmel hinauf. Das muß ein Nordlicht sein."

„Ja," sagte Sidonie. „Gnädigste Frau thun ja, als ob es ein Weltwunder wäre. Das ist es nicht. Und wenn es dergleichen wäre, wir haben uns vor Naturcultus zu hüten. Uebrigens ein wahres Glück, daß wir außer Gefahr sind, unsren Freund Oberförster, diesen eitelsten aller Sterblichen, über dies Nordlicht sprechen zu hören. Ich wette, daß er sich einbilden würde, das thue ihm der Himmel zu Gefallen, um sein Fest noch festlicher zu machen. Er ist ein Narr. Güldenklee konnte Besseres thun, als ihn feiern. Und dabei spielt er sich auf den Kirchlichen aus und hat auch neulich eine Altardecke geschenkt. Vielleicht, daß Cora dran mitgestickt hat. Diese Unechten sind schuld an Allem, denn ihre Weltlichkeit liegt immer oben auf und wird Denen mit angerechnet, die's ernst mit dem Heil ihrer Seele meinen."

„Es ist so schwer, ins Herz zu sehen!"

„Ja. Das ist es. Aber bei Manchem ist es auch ganz leicht." Und dabei sah sie die junge Frau mit beinahe ungezogener Eindringlichkeit an.

Effi schwieg und wandte sich ungeduldig zur Seite.

„Bei Manchem, sag' ich, ist es ganz leicht," wiederholte Sidonie, die ihren Zweck erreicht hatte und um deshalb ruhig lächelnd fortfuhr: „und zu diesen leichten Räthseln gehört unser Oberförster. Wer seine Kinder so erzieht, den beklag' ich, aber das *eine* Gute hat es, es liegt Alles klar da. Und wie bei ihm selbst, so bei den Töchtern. Cora geht nach Amerika und wird Millionärin oder Methodistenpredigerin; in jedem Fall ist sie verloren. Ich habe noch keine Vierzehnjährige gesehen . . ."

In diesem Augenblicke hielt der Schlitten, und als sich beide Damen umsahen, um in Erfahrung zu bringen, was es denn eigentlich sei, bemerkten sie, daß rechts von ihnen, in etwa dreißig Schritt Abstand, auch die beiden anderen Schlitten hielten — am weitesten nach rechts der von Innstetten geführte, näher heran der Crampas'sche.

„Was ist?" fragte Effi.

Kruse wandte sich halb herum und sagte: „Der Schloon, gnäd'ge Frau."

„Der Schloon? Was ist das? Ich sehe nichts."

Kruse wiegte den Kopf hin und her, wie wenn er ausdrücken wollte, daß die Frage leichter gestellt als beantwortet sei. Worin er auch Recht hatte. Denn was der Schloon sei, das war nicht so mit drei Worten zu sagen. Kruse fand aber in seiner Verlegenheit alsbald Hülfe bei dem gnädigen Fräulein, das hier mit Allem Bescheid wußte und natürlich auch mit dem Schloon.

„Ja, meine gnädigste Frau," sagte Sidonie, „da steht es schlimm. Für mich hat es nicht viel auf sich, ich komme bequem durch; denn wenn erst die Wagen heran sind, die haben hohe Räder, und unsere Pferde sind außerdem daran gewöhnt. Aber mit solchem Schlitten ist es 'was Anderes; die versinken im Schloon, und Sie werden wohl oder übel einen Umweg machen müssen."

„Versinken! Ich bitte Sie, mein gnädigstes Fräulein, ich sehe noch immer nicht klar. Ist denn der Schloon ein Abgrund oder irgend 'was, drin man mit Mann und Maus zu Grunde gehen muß? Ich kann mir so 'was hier zu Lande gar nicht denken."

„Und doch ist es so 'was, nur freilich im Kleinen; dieser Schloon ist eigentlich bloß ein kümmerliches Rinnsaal, das hier rechts vom Gothener See her herunter kommt und sich durch die Dünen schleicht. Und im Sommer trocknet es mitunter ganz aus, und Sie fahren dann ruhig drüber hin und wissen es nicht einmal."

„Und im Winter?"

„Ja, im Winter, da ist es 'was Anderes; nicht immer, aber doch oft. Da wird es dann ein Soog."

„Mein Gott, was sind das nur alles für Namen und Wörter!"

„. . . Da wird es ein Soog, und am stärksten immer dann, wenn der Wind nach dem Lande hin steht. Dann drückt der Wind das Meerwasser in das kleine Rinnsal hinein, aber nicht so, daß man es sehen kann. Und das ist das Schlimmste von der Sache, darin steckt die eigentliche Gefahr. Alles geht nämlich unterirdisch vor sich, und der ganze Strandsand ist dann bis tief hinunter mit Wasser durchsetzt und gefüllt. Und wenn man dann über solche Sandstelle weg will, die keine mehr ist, dann sinkt man ein, als ob es ein Sumpf oder ein Moor wäre."

„Das kenn' ich," sagte Effi lebhaft. „Das ist wie in unsrem Luch," und inmitten all' ihrer Aengstlichkeit wurde ihr mit einem Male ganz wehmüthig freudig zu Sinn.

Während das Gespräch noch so ging und sich fortsetzte, war Crampas aus seinem Schlitten ausgestiegen und auf den am äußersten Flügel haltenden Gieshübler'schen zugeschritten, um hier mit Innstetten zu verabreden, was nun wohl eigentlich zu thun sei. Knut, so vermeldete er, wolle die Durchfahrt riskiren, aber Knut sei dumm und verstehe nichts von der Sache; nur solche, die hier zu Hause seien, müßten die Entscheidung treffen. Innstetten — sehr zu Crampas' Ueberraschung — war auch fürs „Riskiren", es müsse durchaus noch 'mal versucht werden . . . er wisse schon, die Geschichte wiederhole sich jedesmal: die Leute hier hätten einen Aberglauben und vorweg eine Furcht, während es doch eigentlich wenig zu bedeuten habe. Nicht Knut, der wisse nicht Bescheid, wohl aber Kruse solle noch einmal einen Anlauf nehmen und Crampas derweilen bei den Damen einsteigen (ein kleiner Rücksitz sei ja noch da), um bei der Hand zu sein, wenn der Schlitten umkippe. Das sei doch schließlich das Schlimmste, was geschehen könne.

Mit dieser Innstetten'schen Botschaft erschien jetzt Crampas bei den beiden Damen und nahm, als er lachend seinen Auftrag ausgeführt hatte, ganz nach empfangener Ordre den kleinen Sitzplatz ein, der eigentlich nichts als eine mit Tuch überzogene Leiste war, und rief Kruse zu: „Nun, vorwärts, Kruse."

Dieser hatte denn auch die Pferde bereits um hundert Schritte zurückgezoppt und hoffte, scharf anfahrend, den Schlitten glücklich durchbringen zu können; im selben Augenblick aber, wo die Pferde den Schloon auch nur berührten, sanken sie bis über die Knöchel in den Sand ein, so daß sie nur mit Mühe nach rückwärts wieder heraus konnten.

„Es geht nicht," sagte Crampas, und Kruse nickte.

Während sich dies abspielte, waren endlich auch die Kutschen heran gekommen, die Grafenabb'sche voraus, und als Sidonie, nach kurzem Dank gegen Effi, sich verabschiedet und dem seine türkische Pfeife rauchenden Vater gegenüber ihren Rückplatz eingenommen hatte, ging es mit dem Wagen ohne Weiteres auf den Schloon zu; die Pferde sanken tief ein, aber die hohen Räder ließen alle Gefahr leicht überwinden, und ehe eine halbe Minute vorüber war, trabten auch schon die Grafenabbs drüben weiter. Die anderen Kutschen folgten. Effi sah ihnen nicht ohne Neid nach. Indessen nicht lange, denn auch für die Schlittenfahrer war in der zwischenliegenden Zeit Rath geschafft worden, und zwar einfach dadurch, daß sich Innstetten entschlossen hatte, statt aller weiteren Forcirung das friedlichere Mittel eines Umweges zu wählen. Also genau das, was Sidonie gleich Anfangs in Sicht gestellt hatte. Vom rechten Flügel her klang des Landraths bestimmte Weisung herüber, vorläufig diesseits zu bleiben und ihm durch die Dünen hin bis an eine weiter hinauf gelegene Bohlenbrücke zu folgen. Als beide Kutscher, Knut und Kruse, so verständigt waren, trat der Major, der, um Sidonie zu helfen, gleichzeitig mit dieser ausgestiegen war, wieder an Effi heran und sagte: „Ich kann Sie nicht allein lassen, gnäd'ge Frau."

Effi war einen Augenblick unschlüssig, rückte dann aber rasch von der einen Seite nach der anderen hinüber, und Crampas nahm links neben ihr Platz.

All' dies hätte vielleicht mißdeutet werden können, Crampas selbst aber war zu sehr Frauenkenner, um es sich bloß in Eitelkeit zurechtzulegen. Er sah deutlich, daß Effi nur that, was, nach Lage der Sache, das einzig Richtige war. Es war unmöglich für sie, sich seine Gegenwart zu verbitten. Und so ging es denn im Fluge den beiden anderen Schlitten nach, immer dicht an dem Wasserlaufe hin, an dessen anderem Ufer dunkle Waldmassen aufragten. Effi sah hinüber und nahm an, daß schließlich an dem landeinwärts gelegenen Außenrande des Waldes hin die Weiterfahrt gehen würde, genau also den Weg entlang, auf dem man in früher Nachmittagsstunde gekommen war. Innstetten aber hatte sich inzwischen einen anderen Plan gemacht, und im selben Augenblicke, wo sein Schlitten die Bohlenbrücke passirte, bog er, statt den Außenweg zu wählen, in einen schmaleren Weg ein, der mitten durch die dichte Waldmasse hindurch führte. Effi schrak zusammen. Bis dahin waren Luft und Licht um sie her gewesen, aber jetzt war es damit vorbei, und die dunklen Kronen wölbten sich über ihr. Ein Zittern überkam sie, und sie schob die Finger fest in einander, um sich einen Halt zu geben. Gedanken und Bilder jagten sich, und eines dieser Bilder war das Mütterchen in dem Gedichte, das die „Gottesmauer" hieß, und wie das Mütterchen, so betete auch sie jetzt, daß Gott eine Mauer um sie her bauen möge. Zwei, drei Male kam es auch über ihre Lippen, aber mit einem Male fühlte sie, daß es todte Worte waren. Sie fürchtete sich und war doch zugleich wie in einem Zauberbann und wollte auch nicht heraus.

„Effi," klang es jetzt leis an ihr Ohr, und sie hörte, daß seine Stimme zitterte. Dann nahm er ihre Hand und löste die Finger, die sie noch immer geschlossen hielt, und überdeckte sie mit heißen Küssen. Es war ihr, als wandle sie eine Ohnmacht an.

Als sie die Augen wieder öffnete, war man aus dem Walde heraus, und in geringer Entfernung vor sich hörte sie das Geläut der vorauf eilenden Schlitten. Immer vernehmlicher klang es, und als man, dicht vor Utpatel's Mühle, von den Dünen her in die Stadt einbog, lagen rechts die kleinen Häuser mit ihren Schneedächern neben ihnen.

Effi blickte sich um, und im nächsten Augenblicke hielt der Schlitten vor dem landräthlichen Hause.

Zwanzigstes Capitel.

Innstetten, der Effi, als er sie aus dem Schlitten hob, scharf beobachtet, aber doch ein Sprechen über die sonderbare Fahrt zu Zweien vermieden hatte, war am anderen Morgen früh auf und suchte seiner Verstimmung, die noch nachwirkte, so gut es ging Herr zu werden.

„Du hast gut geschlafen?" sagte er, als Effi zum Frühstück kam.

„Ja."

„Wohl Dir. Ich kann dasselbe von mir nicht sagen. Ich träumte, daß Du mit dem Schlitten im Schloon verunglückt seist, und Crampas mühte sich, Dich zu retten; ich muß es so nennen, aber er versank mit Dir."

„Du sprichst das alles so sonderbar, Geert. Es verbirgt sich ein Vorwurf dahinter, und ich ahne weshalb."

„Sehr merkwürdig."

„Du bist nicht einverstanden damit, daß Crampas kam und uns seine Hülfe anbot."

„Uns?"

„Ja, uns. Sidonien und mir. Du mußt durchaus vergessen haben, daß der Major in Deinem Auftrage kam. Und als er mir erst gegenüber saß, beiläufig jämmerlich genug auf der elenden schmalen Leiste, sollte ich ihn da ausweisen, als die Grafenabbs kamen und mit einem Male die Fahrt weiter ging? Ich hätte mich lächerlich gemacht, und dagegen bist Du doch so empfindlich. Erinnere Dich, daß wir unter Deiner Zustimmung viele Male gemeinschaftlich spazieren geritten sind, und nun sollte ich nicht gemeinschaftlich mit ihm fahren? Es ist falsch, so hieß es bei uns zu Haus, einem Edelmanne Mißtrauen zu zeigen."

„Einem Edelmanne," sagte Innstetten mit Betonung.

„Ist er keiner? Du hast ihn selbst einen Cavalier genannt, sogar einen perfecten Cavalier."

„Ja," fuhr Innstetten fort, und seine Stimme wurde freundlicher, trotzdem ein leiser Spott noch darin nachklang. „Cavalier, das ist er, und ein perfecter Cavalier, das ist er nun schon ganz gewiß. Aber Edelmann! Meine liebe Effi, ein Edelmann sieht anders aus. Hast Du schon etwas Edles an ihm bemerkt? Ich nicht."

Effi sah vor sich hin und schwieg.

„Es scheint, wir sind gleicher Meinung. Im Uebrigen, wie Du schon sagtest, ich bin selber schuld; von einem faux pas mag ich nicht sprechen, das

ist in diesem Zusammenhange kein gutes Wort. Also selber schuld, und es soll nicht wieder vorkommen, so weit ich's hindern kann. Aber auch Du, wenn ich Dir rathen darf, sei auf Deiner Hut. Er ist ein Mann der Rücksichtslosigkeiten und hat so seine Ansichten über junge Frauen. Ich kenne ihn von früher."

„Ich werde mir Deine Worte gesagt sein lassen. Nur so viel, ich glaube, Du verkennst ihn."

„Ich verkenne ihn *nicht*."

„Oder mich," sagte sie mit einer Kraftanstrengung und versuchte seinem Blicke zu begegnen.

„Auch *Dich* nicht, meine liebe Effi. Du bist eine reizende kleine Frau, aber Festigkeit ist nicht eben Deine Specialität."

Er erhob sich, um zu gehen. Als er bis an die Thür gegangen war, trat Friedrich ein, um ein Gieshübler'sches Billet abzugeben, das natürlich an die gnädige Frau gerichtet war.

Effi nahm es. „Eine Geheimcorrespondenz mit Gieshübler," sagte sie; „Stoff zu neuer Eifersucht für meinen gestrengen Herrn. Oder nicht?"

„Nein, nicht ganz, meine liebe Effi. Ich begehe die Thorheit, zwischen Crampas und Gieshübler einen Unterschied zu machen. Sie sind so zu sagen nicht von gleichem Karat; nach Karat berechnet man nämlich den reinen Goldeswerth, unter Umständen auch der Menschen. Mir persönlich, um auch das noch zu sagen, ist Gieshübler's weißes Jabot, trotzdem kein Mensch mehr Jabots trägt, erheblich lieber als Crampas' rothblonder Sappeurbart. Aber ich bezweifle, daß dies weiblicher Geschmack ist."

„Du hältst uns für schwächer, als wir sind."

„Eine Tröstung von praktisch außerordentlicher Geringfügigkeit. Aber lassen wir das. Lies lieber."

Und Effi las: „Darf ich mich nach der gnäd'gen Frau Befinden erkundigen? Ich weiß nur, daß Sie dem Schloon glücklich entronnen sind: aber es blieb auch durch den Wald hin immer noch Fährlichkeit genug. Eben kommt Dr. Hannemann von Uvagla zurück und beruhigt mich über Mirambo; gestern habe er die Sache für bedenklicher angesehen, als er uns habe sagen wollen, heute nicht mehr. Es war eine reizende Fahrt. — In drei Tagen feiern wir Sylvester. Auf eine Festlichkeit, wie die vorjährige, müssen wir verzichten; aber einen Ball haben wir natürlich, und Sie erscheinen zu sehen, würde die Tanzwelt beglücken und nicht am wenigsten Ihren respectvollst ergebenen Alonzo G."

Effi lachte. „Nun, was sagst Du?"

„Nach wie vor nur das Eine, daß ich Dich lieber mit Gieshübler als mit Crampas sehe."

„Weil Du den Crampas zu schwer und den Gieshübler zu leicht nimmst."

Innstetten drohte ihr scherzhaft mit dem Finger.

* * *

Drei Tage später war Sylvester. Effi erschien in einer reizenden Balltoilette, einem Geschenk, das ihr der Weihnachtstisch gebracht hatte; sie tanzte

aber nicht, sondern nahm ihren Platz bei den alten Damen, für die, ganz in Nähe der Musikempore, die Fauteuils gestellt waren. Von den adligen Familien, mit denen Innstetten's vorzugsweise verkehrten, war Niemand da, weil kurz vorher ein kleines Zerwürfniß mit dem städtischen Ressourcenvorstand, der, namentlich seitens des alten Güldenklee, 'mal wieder „destructiver Tendenzen" beschuldigt worden war, stattgefunden hatte; drei, vier andere adlige Familien aber, die nicht Mitglieder der Ressource, sondern immer nur geladene Gäste waren und deren Güter an der anderen Seite der Kessine lagen, waren aus zum Theil weiter Entfernung über das Flußeis gekommen und freuten sich, an dem Feste theilnehmen zu können. Effi saß zwischen der alten Ritterschaftsräthin von Padden und einer etwas jüngeren Frau von Titzewitz. Die Ritterschaftsräthin, eine vorzügliche alte Dame, war in allen Stücken ein Original und suchte das, was die Natur, besonders durch starke Backenknochenbildung, nach der wendisch-heidnischen Seite hin für sie gethan hatte, durch christlich-germanische Glaubensstrenge wieder in Ausgleich zu bringen. In dieser Strenge ging sie so weit, daß selbst Sidonie v. Grasenabb eine Art esprit fort neben ihr war, wogegen sie freilich — vielleicht weil sich die Radegaster und die Swantowiter Linie des Hauses in ihr vereinigten — über jenen alten Paddenhumor verfügte, der, von langer Zeit her, wie ein Segen auf der Familie ruhte, und Jeden, der mit derselben in Berührung kam, auch wenn es Gegner in Politik und Kirche waren, herzlich erfreute.

„Nun, Kind," sagte die Ritterschaftsräthin, „wie geht es Ihnen denn eigentlich?"

„Gut, gnädigste Frau; ich habe einen sehr ausgezeichneten Mann."

„Weiß ich. Aber das hilft nicht immer. Ich hatte auch einen ausgezeichneten Mann. Wie steht es hier? Keine Anfechtungen?"

Effi erschrak und war zugleich wie gerührt. Es lag etwas ungemein Erquickliches in dem freien und natürlichen Ton, in dem die alte Dame sprach, und daß es eine so fromme Frau war, das machte die Sache nur noch erquicklicher.

„Ach, gnädigste Frau . . ."

„Da kommt es schon. Ich kenne das. Immer dasselbe. Darin ändern die Zeiten nichts. Und vielleicht ist es auch recht gut so. Denn worauf es ankommt, meine liebe junge Frau, das ist das Kämpfen. Man muß immer ringen mit dem natürlichen Menschen. Und wenn man sich dann so unter hat und beinah' schreien möchte, weil's weh thut, dann jubeln die lieben Engel!"

„Ach, gnädigste Frau. Es ist oft recht schwer."

„Freilich ist es schwer. Aber je schwerer, desto besser. Darüber müssen Sie sich freuen. Das mit dem Fleisch, das bleibt, und ich habe Enkel und Enkelinnen, da seh' ich es jeden Tag. Aber im Glauben sich unterkriegen, meine liebe Frau, darauf kommt es an, das ist das Wahre. Das hat uns unser alter Martin Luther zur Erkenntniß gebracht, der Gottesmann. Kennen Sie seine Tischreden?"

„Nein, gnädigste Frau."

„Die werde ich Ihnen schicken."

In diesem Augenblicke trat Major Crampas an Effi heran und bat, sich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Effi war wie mit Blut übergossen. Aber ehe sie noch antworten konnte, sagte Crampas: „Darf ich Sie bitten, gnädigste Frau, mich den Damen vorstellen zu wollen?"

Effi nannte nun Crampas' Namen, der seinerseits schon vorher vollkommen orientirt war und in leichtem Geplauder alle Paddens und Titzewitze, von denen er je gehört hatte, Revue passiren ließ. Zugleich entschuldigte er sich, den Herrschaften jenseits der Kessine noch immer nicht seinen Besuch gemacht und seine Frau vorgestellt zu haben; aber es sei sonderbar, welche trennende Macht das Wasser habe. Es sei dasselbe wie mit dem Canal La Manche . . ."

„Wie?" fragte die alte Titzewitz.

Crampas seinerseits hielt es für unangebracht, Aufklärungen zu geben, die doch zu nichts geführt haben würden, und fuhr fort: „Auf zwanzig Deutsche, die nach Frankreich gehen, kommt noch nicht Einer, der nach England geht. Das macht das Wasser; ich wiederhole, das Wasser hat eine scheidende Kraft."

Frau von Padden, die darin mit feinem Instinct etwas Anzügliches witterte, wollte für das Wasser eintreten, Crampas aber sprach mit immer wachsendem Redefluß weiter und lenkte die Aufmerksamkeit der Damen auf ein schönes Fräulein von Stojentin, „das ohne Zweifel die Ballkönigin" sei, wobei sein Blick übrigens Effi bewundernd streifte. Dann empfahl er sich rasch unter Verbeugungen gegen alle Drei.

„Schöner Mann," sagte die Padden. „Verkehrt er in Ihrem Hause?"

„Flüchtig."

„Wirklich," wiederholte die Padden, „ein schöner Mann. Ein bißchen zu sicher. Und Hochmuth kommt vor dem Fall . . . Aber sehen Sie nur, da tritt er wirklich mit der Grete Stojentin an. Eigentlich ist er doch zu alt; wenigstens Mitte vierzig."

„Er wird vierundvierzig."

„Ei, ei, Sie scheinen ihn ja gut zu kennen."

* * *

Es kam Effi sehr zu paß, daß das neue Jahr, gleich in seinem Anfang, allerlei Aufregungen brachte. Seit Sylvesternacht ging ein scharfer Nordost, der sich in den nächsten Tagen fast bis zum Sturm steigerte, und am dritten Januar Nachmittags hieß es, daß ein Schiff draußen mit der Einfahrt nicht zu Stande gekommen und hundert Schritt vor der Mole gescheitert sei; es sei ein englisches, von Sunderland her, und so weit sich erkennen lasse, sieben Mann an Bord; die Lootsen könnten beim Ausfahren, trotz aller Anstrengung, nicht um die Mole herum, und vom Strande aus ein Boot abzulassen, daran sei nun vollends nicht zu denken, die Brandung sei viel zu stark. Das klang traurig genug. Aber Johanna, die die Nachricht brachte, hatte doch auch Trost bei der Hand: Consul Eschrich, mit dem Rettungsapparat und der Raketenbatterie, sei schon unterwegs, und es würde gewiß glücken; die Entfernung sei nicht voll so weit wie Anno 75, wo's doch auch gegangen, und sie hätten damals sogar den Pudel mit gerettet, und es wäre ordentlich rührend gewesen, wie

sich das Thier gefreut und die Capitänsfrau und das liebe, kleine Kind, nicht viel größer als Anniechen, immer wieder mit seiner rothen Zunge geleckt habe.

„Geert, da muß ich mit hinaus, das muß ich sehen," hatte Effi sofort erklärt, und beide waren aufgebrochen, um nicht zu spät zu kommen, und hatten denn auch den rechten Moment abgepaßt; denn im Augenblick, als sie, von der Plantage her, den Strand erreichten, fiel der erste Schuß, und sie sahen ganz deutlich, wie die Rakete mit dem Fangseil unter dem Sturmgewölk hinflog und über das Schiff weg jenseits niederfiel. Alle Hände regten sich sofort an Bord, und nun holten sie, mit Hülfe der kleinen Leine, das dickere Tau sammt dem Korb heran, und nicht lange, so kam der Korb in einer Art Kreislauf wieder zurück, und einer der Matrosen, ein schlanker, bildhübscher Mensch mit einer wachsleinenen Kappe, war geborgen an Land und wurde neugierig ausgefragt, während der Korb aufs Neue seinen Weg machte, zunächst den Zweiten und dann den Dritten heranzuholen und so fort. Alle wurden gerettet, und Effi hätte sich, als sie nach einer halben Stunde mit ihrem Manne wieder heim ging, in die Dünen werfen und sich ausweinen mögen. Ein schönes Gefühl hatte wieder Platz in ihrem Herzen gefunden, und es beglückte sie unendlich, daß es so war.

Das war am dritten gewesen. Schon am fünften kam ihr eine neue Aufregung, freilich ganz anderer Art. Innstetten hatte Gieshübler, der natürlich auch Stadtrath und Magistratsmitglied war, beim Herauskommen aus dem Rathhause getroffen und im Gespräche mit ihm erfahren, daß seitens des Kriegsministeriums angefragt worden sei, wie sich die Stadtbehörden eventuell zur Garnisonsfrage zu stellen gedächten? Bei nöthigem Entgegenkommen, also bei Bereitwilligkeit zu Stall- und Kasernenbauten, könnten ihnen zwei Schwadronen Husaren zugesagt werden. „Nun, Effi, was sagst Du dazu?" — Effi war wie benommen. All' das unschuldige Glück ihrer Kinderjahre stand mit einem Male wieder vor ihrer Seele, und im Augenblick war es ihr, als ob rothe Husaren — denn es waren auch rothe wie daheim in Hohen-Cremmen — so recht eigentlich die Hüter von Paradies und Unschuld seien. Und dabei schwieg sie noch immer.

„Du sagst ja nichts, Effi."

„Ja, sonderbar, Geert. Aber es beglückt mich so, daß ich vor Freude nichts sagen kann. Wird es denn auch sein? Werden sie denn auch kommen?"

„Damit hat's freilich noch gute Wege, ja, Gieshübler meinte sogar, die Väter der Stadt, seine Collegen, verdienten es gar nicht. Statt einfach über die Ehre, und wenn nicht über die Ehre, so doch wenigstens über den Vortheil einig und glücklich zu sein, wären sie mit allerlei ‚Wenns' und ‚Abers' gekommen und hätten geknausert wegen der neuen Bauten; ja, Pfefferküchler Michelsen habe sogar gesagt, es verderbe die Sitten der Stadt, und wer eine Tochter habe, der möge sich vorsehen und Gitterfenster anschaffen."

„Es ist nicht zu glauben. Ich habe nie manierlichere Leute gesehen als unsere Husaren; wirklich, Geert. Nun, Du weißt es ja selbst. Und nun will dieser Michelsen Alles vergittern. Hat er denn Töchter?"

„Gewiß; sogar drei. Aber sie sind sämmtlich hors concours."

Effi lachte so herzlich, wie sie seit lange nicht mehr gelacht hatte. Doch es war von keiner Dauer, und als Innstetten ging und sie allein ließ, setzte sie sich an die Wiege des Kindes, und ihre Thränen fielen auf die Kissen. Es brach wieder über sie herein, und sie fühlte, daß sie wie eine Gefangene sei und nicht mehr heraus könne.

Sie litt schwer darunter und wollte sich befreien. Aber wiewohl sie starker Empfindungen fähig war, so war sie doch keine starke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit, und alle guten Anwandlungen gingen wieder vorüber. So trieb sie denn weiter, heute, weil sie's nicht ändern konnte, morgen, weil sie's nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnißvolle, hatte seine Macht über sie.

So kam es, daß sie sich, von Natur frei und offen, in ein verstecktes Komödienspiel mehr und mehr hinein lebte. Mitunter erschrak sie, wie leicht es ihr wurde. Nur in Einem blieb sie sich gleich: sie sah Alles klar und beschönigte nichts. Einmal trat sie spät Abends vor den Spiegel in ihrer Schlafstube; die Lichter und Schatten flogen hin und her, und Rollo schlug draußen an, und im selben Augenblicke war es ihr, als sähe ihr wer über die Schulter. Aber sie besann sich rasch. „Ich weiß schon, was es ist; es war nicht der," und sie wies mit dem Finger nach dem Spukzimmer oben. „Es war 'was Anderes . . . mein Gewissen . . . Effi, Du bist verloren."

Es ging aber doch weiter so, die Kugel war im Rollen, und was an einem Tage geschah, machte das Thun des andern zur Nothwendigkeit.

Um die Mitte des Monats kamen Einladungen aufs Land. Ueber die dabei inne zu haltende Reihenfolge hatten sich die vier Familien, mit denen Innstettens vorzugsweise verkehrten, geeinigt: die Borckes sollten beginnen, die Flemmings und Grasenabbs folgten, die Güldenklees schlossen ab. Immer eine Woche dazwischen. Alle vier Einladungen kamen am selben Tage; sie sollten ersichtlich den Eindruck des Ordentlichen und Wohlerwogenen machen, auch wohl den einer besonderen freundschaftlichen Zusammengehörigkeit.

„Ich werde nicht mit dabei sein, Geert, und Du mußt mich der Kur halber, in der ich nun seit Wochen stehe, von vornherein entschuldigen."

Innstetten lachte. „Kur. Ich soll es auf die Kur schieben. Das ist das Vorgebliche; das Eigentliche heißt: Du willst nicht."

„Nein, es ist doch mehr Ehrlichkeit dabei als Du zugeben willst. Du hast selbst gewollt, daß ich den Doctor zu Rathe ziehe. Das hab' ich gethan, und nun muß ich doch seinem Rathe folgen. Der gute Doctor, er hält mich für bleichsüchtig, sonderbar genug, und Du weißt, daß ich jeden Tag von dem Eisenwasser trinke. Wenn Du Dir ein Borcke'sches Diner dazu vorstellst, vielleicht mit Preßkopf und Aal in Aspic, so mußt Du den Eindruck haben, es wäre mein Tod. Und so wirst Du Dich doch zu Deiner Effi nicht stellen wollen. Freilich mitunter ist es mir . . ."

„Ich bitte Dich, Effi . . ."

„. . . Uebrigens freu' ich mich, und das ist das einzig Gute dabei, Dich jedesmal, wenn Du fährst, eine Strecke Wegs begleiten zu können, bis an die Mühle gewiß oder bis an den Kirchhof oder auch bis an die Waldecke, da,

wo der Morgnitzer Querweg einmündet. Und dann steig' ich ab und schlendere wieder zurück. In den Dünen ist es immer am schönsten."

Innstetten war einverstanden, und als drei Tage später der Wagen vorfuhr, stieg Effi mit auf und gab ihrem Manne das Geleit bis an die Waldecke. „Hier laß halten, Geert. Du fährst nun links weiter, ich gehe rechts bis an den Strand und durch die Plantage zurück. Es ist etwas weit, aber doch nicht zu weit. Doctor Hannemann sagt mir jeden Tag, Bewegung sei Alles, Bewegung und frische Luft. Und ich glaube beinah', daß er recht hat. Empfiehl mich all' den Herrschaften; nur bei Sidonie kannst Du schweigen."

Die Fahrten, auf denen Effi ihren Gatten bis an die Waldecke begleitete, wiederholten sich allwöchentlich; aber auch in der zwischenliegenden Zeit hielt Effi darauf, daß sie der ärztlichen Verordnung streng nachkam. Es verging kein Tag, wo sie nicht ihren vorgeschriebenen Spaziergang gemacht hätte, meist Nachmittags, wenn sich Innstetten in seine Zeitungen zu vertiefen begann. Das Wetter war schön, eine milde, frische Luft, der Himmel bedeckt. Sie ging in der Regel allein und sagte zu Roswitha: „Roswitha, ich gehe nun also die Chaussee hinunter und dann rechts an den Platz mit dem Carousssel; da will ich auf Dich warten, da hole mich ab. Und dann gehen wir durch die Birkenallee oder durch die Reeperbahn wieder zurück. Aber komme nur, wenn Annie schläft. Und wenn sie nicht schläft, so schicke Johanna. Oder laß es lieber ganz; es ist nicht nöthig, ich finde mich schon zurecht."

Den ersten Tag, als es so verabredet war, trafen sie sich auch wirklich. Effi saß auf einer an einem langen Holzschuppen sich hinziehenden Bank und sah nach einem niedrigen Fachwerkhause hinüber, gelb mit schwarz gestrichenen Balken, einer Wirthschaft für kleine Bürger, die hier ihr Glas Bier tranken oder Solo spielten. Es dunkelte noch kaum, die Fenster aber waren schon hell, und ihr Lichtschimmer fiel auf die Schneemassen und etliche zur Seite stehende Bäume. „Sieh', Roswitha, wie schön das aussieht."

Ein paar Tage wiederholte sich das. Meist aber, wenn Roswitha bei dem Carousssel und dem Holzschuppen ankam, war Niemand da, und wenn sie dann zurückkam und in den Hausflur eintrat, kam ihr Effi schon entgegen und sagte: „Wo Du nur bleibst, Roswitha; ich bin schon lange wieder hier."

In dieser Art ging es durch Wochen hin. Das mit den Husaren hatte sich wegen der Schwierigkeiten, die die Bürgerschaft machte, so gut wie zerschlagen; aber da die Verhandlungen noch nicht geradezu abgeschlossen waren und neuerdings durch eine andere Behörde, das Generalcommando, gingen, so war Crampas nach Stettin berufen worden, wo man seine Meinung in dieser Angelegenheit hören wollte. Von dort schrieb er den zweiten Tag an Innstetten: „Pardon, Innstetten, daß ich mich auf französisch empfohlen. Es kam Alles so schnell. Ich werde übrigens die Sache hinauszuspinnen suchen, denn man ist froh, einmal draußen zu sein. Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau, meiner liebenswürdigen Gönnerin."

Er las es Effi vor. Diese blieb ruhig. Endlich sagte sie: „Es ist recht gut so."

„Wie meinst Du das?"

„Daß er fort ist. Er sagt eigentlich immer dasselbe. Wenn er wieder da ist, wird er wenigstens vorübergehend 'was Neues zu sagen haben."

Innstetten's Blick flog scharf über sie hin. Aber er sah nichts, und sein Verdacht beruhigte sich wieder. „Ich will auch fort," sagte er nach einer Weile, „sogar nach Berlin; vielleicht kann ich dann, wie Crampas, auch mal 'was Neues mitbringen. Meine liebe Effi will immer gern 'was Neues hören; sie langweilt sich in unserm guten Kessin. Ich werde gegen acht Tage fort sein, vielleicht noch einen Tag länger. Und ängstige Dich nicht . . . es wird ja wohl nicht wiederkommen . . . Du weißt schon, da oben . . . Und wenn doch, Du hast ja Rollo und Roswitha."

Effi lächelte vor sich hin, und es mischte sich etwas von Wehmuth mit ein. Sie mußte des Tages gedenken, wo Crampas ihr zum ersten Male gesagt hatte, daß er mit dem Spuk und ihrer Furcht eine Komödie spiele. Der große Erzieher! Aber hatte er nicht recht? War die Komödie nicht am Platz? Und allerhand Widerstreitendes, Gutes und Böses, ging ihr durch den Kopf.

Den dritten Tag reiste Innstetten ab.

Ueber das, was er in Berlin vorhabe, hatte er nichts gesagt.

Einundzwanzigstes Capitel.

Innstetten war erst vier Tage fort, als Crampas von Stettin wieder eintraf und die Nachricht brachte, man hätte höheren Orts die Absicht, zwei Schwadronen nach Kessin zu legen, endgültig fallen lassen; es gäbe so viele kleine Städte, die sich um eine Cavallerie-Garnison, und nun gar um Blücher'sche Husaren, bewürben, daß man gewohnt sei, bei solchem Anerbieten einem herzlichen Entgegenkommen, aber nicht einem zögernden zu begegnen. Als Crampas dies mittheilte, machte der Magistrat ein ziemlich verlegenes Gesicht; nur Gieshübler, weil er der Philisterei seiner Kollegen eine Niederlage gönnte, triumphirte. Seitens der kleinen Leute griff, beim Bekanntwerden der Nachricht, eine gewisse Verstimmung Platz, ja selbst einige Consuls mit Töchtern waren momentan unzufrieden; im Ganzen aber kam man rasch über die Sache hin, vielleicht weil die nebenherlaufende Frage, „was Innstetten in Berlin vorhabe," die Kessiner Bevölkerung oder doch wenigstens die Honoratiorenschaft der Stadt mehr interessirte. Diese wollte den überaus wohlgelittenen Landrath nicht gern verlieren, und doch gingen darüber ganz ausschweifende Gerüchte, die von Gieshübler, wenn er nicht ihr Erfinder war, wenigstens genährt und weiter verbreitet wurden. Unter Anderem hieß es, Innstetten würde als Führer einer Gesandtschaft nach Marocco geh'n und zwar mit Geschenken, unter denen nicht bloß die herkömmliche Vase mit Sanssouci und dem neuen Palais, sondern vor Allem auch eine große Eismaschine sei. Das Letztere erschien, mit Rücksicht auf die maroccanischen Temperaturverhältnisse, so wahrscheinlich, daß das Ganze geglaubt wurde.

Effi hörte auch davon. Die Tage, wo sie sich darüber erheitert hätte, lagen noch nicht allzu weit zurück; aber in der Seelenstimmung, in der sie sich seit Schluß des Jahres befand, war sie nicht mehr fähig, unbefangen und

ausgelassen über derlei Dinge zu lachen. Ihre Gesichtszüge hatten einen ganz anderen Ausdruck angenommen und das halb rührend, halb schelmisch Kindliche, was sie noch als Frau gehabt hatte, war hin. Die Spaziergänge nach dem Strand und der Plantage, die sie, während Crampas in Stettin war, aufgegeben hatte, nahm sie nach seiner Rückkehr wieder auf und ließ sich auch durch ungünstige Witterung nicht davon abhalten. Es wurde wie früher bestimmt, daß ihr Roswitha bis an den Ausgang der Reeperbahn oder bis in die Nähe des Kirchhofs entgegenkommen solle, sie verfehlten sich aber noch häufiger als früher. „Ich könnte Dich schelten, Roswitha, daß Du mich nie findest. Aber es hat nichts auf sich; ich ängstige mich nicht mehr, auch nicht einmal am Kirchhof, und im Walde bin ich noch keiner Menschenseele begegnet."

Es war am Tage vor Innstettens Rückkehr von Berlin, daß Effi das sagte. Roswitha machte nicht viel davon und beschäftigte sich lieber damit, Guirlanden über den Thüren anzubringen; auch der Haifisch bekam einen Fichtenzweig und sah noch merkwürdiger aus als gewöhnlich. Effi sagte: „Das ist Recht, Roswitha; er wird sich freuen über all' das Grün, wenn er morgen wieder da ist. Ob ich heute wohl noch gehe? Doctor Hannemann besteht darauf und meint in einem fort, ich nähme es nicht ernst genug, sonst müßte ich besser ausseh'n; ich habe aber keine rechte Lust heut, es nieselt und der Himmel ist so grau."

„Ich werde der gnäd'gen Frau den Regenmantel bringen."

„Das thu'! Aber komme heute nicht nach, wir treffen uns ja doch nicht," und sie lachte. „Wirklich, Du bist gar nicht findig, Roswitha. Und ich mag nicht, daß Du Dich erkältest und Alles um nichts."

Roswitha blieb denn auch zu Haus, und weil Annie schlief, ging sie zu Kruse's, um mit der Frau zu plaudern. „Liebe Frau Kruse," sagte sie, „Sie wollten mir ja das mit dem Chinesen noch erzählen. Gestern kam die Johanna dazwischen, die thut immer so vornehm, für die ist so 'was nicht. Ich glaube aber doch, daß es 'was gewesen ist, ich meine mit dem Chinesen und mit Thomsen's Nichte, wenn es nicht seine Enkelin war."

Die Kruse nickte.

„Entweder," fuhr Roswitha fort, „war es eine unglückliche Liebe (die Kruse nickte wieder), oder es kann auch eine glückliche gewesen sein und der Chinese konnte es bloß nicht aushalten, daß es Alles mit einem Male so wieder vorbei sein sollte. Denn die Chinesen sind doch auch Menschen, und es wird wohl Alles ebenso mit ihnen sein, wie mit uns."

„Alles," versicherte die Kruse und wollte dies eben durch ihre Geschichte bestätigen, als ihr Mann eintrat und sagte: „Mutter, Du könntest mir die Flasche mit dem Lederlack geben; ich muß doch das Sielenzeug blank haben, wenn der Herr morgen wieder da ist; der sieht Alles und wenn er auch nichts sagt, so merkt man doch, daß er's gesehn hat."

„Ich bring' es Ihnen 'raus, Kruse," sagte Roswitha. „Ihre Frau will mir bloß noch 'was erzählen; aber es is gleich aus, und dann komm' ich und bring' es."

Roswitha, die Flasche mit dem Lack in der Hand, kam denn auch ein paar Minuten danach auf den Hof hinaus und stellte sich neben das Sielenzeug, das Kruse eben über den Gartenzaun gelegt hatte. „Gott," sagte er, während er ihr die Flasche aus der Hand nahm, „viel hilft es ja nicht, es nieselt in einem weg, und die Blänke vergeht doch wieder. Aber ich denke, Alles muß seine Ordnung haben."

„Das muß es. Und dann, Kruse, es ist ja doch auch ein richtiger Lack, das kann ich gleich seh'n, und was ein richtiger Lack ist, der klebt nicht lange, der muß gleich trocknen. Und wenn es dann morgen nebelt oder naß fällt, dann schadet es nich' mehr. Aber das muß ich doch sagen, das mit dem Chinesen is eine merkwürdige Geschichte."

Kruse lachte. „Unsinn is es, Roswitha. Und meine Frau, statt aufs Richtige zu sehen, erzählt immer so 'was, un' wenn ich ein reines Hemd anziehen will, fehlt ein Knopp. Un' so is es nu' schon, so lange wir hier sind. Sie hat immer bloß solche Geschichten in ihrem Kopp und dazu das schwarze Huhn. Un' das schwarze Huhn legt nich' 'mal Eier. Un' am Ende wovon soll es auch Eier legen? es kommt ja nich' 'raus und von's bloße Kikeriki kann doch so 'was nich' kommen. Das is von keinem Huhn nich' zu verlangen."

„Hören Sie, Kruse, das werde ich Ihrer Frau wieder erzählen. Ich habe Sie immer für einen anständigen Menschen gehalten, und nun sagen Sie so 'was wie das da von Kikeriki. Die Mannsleute sind doch immer noch schlimmer als man denkt. Un' eigentlich müßt' ich nu' gleich den Pinsel hier nehmen und Ihnen einen schwarzen Schnurrbart anmalen."

„Nu' von Ihnen, Roswitha, kann man sich das schon gefallen lassen," und Kruse, der meist den Würdigen spielte, schien in einen mehr und mehr schäkrigen Ton übergehen zu wollen, als er der gnädigen Frau ansichtig wurde, die heute von der anderen Seite der Plantage herkam und in eben diesem Augenblicke den Gartenzaun passirte.

„Guten Tag, Roswitha, Du bist ja so ausgelassen. Was macht denn Annie?"

„Sie schläft, gnäd'ge Frau."

Aber Roswitha, als sie das sagte, war doch roth geworden und ging, rasch abbrechend, auf das Haus zu, um der gnädigen Frau beim Umkleiden behülflich zu sein. Denn ob Johanna da war, das war die Frage. Die steckte jetzt viel auf dem „Amt" drüben, weil es zu Haus weniger zu thun gab und Friedrich und Kristel waren ihr zu langweilig und wußten nie 'was.

Annie schlief noch. Effi beugte sich über die Wiege, ließ sich dann Hut und Regenmantel abnehmen und setzte sich auf das kleine Sopha in ihrer Schlafstube. Das feuchte Haar strich sie langsam zurück, legte die Füße auf einen niedrigen Stuhl, den Roswitha heran geschoben, und sagte, während sie sichtlich das Ruhebehagen nach einem ziemlich langen Spaziergange genoß: „Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, Roswitha, daß Kruse verheirathet ist."

„Ich weiß, gnäd'ge Frau."

„Ja, was weiß man nicht Alles und handelt doch, als ob man es nicht wüßte. Das kann nie 'was werden."

„Es soll ja auch nichts werden, gnäd'ge Frau . . ."

„Denn wenn Du denkst, sie sei krank, da machst Du die Rechnung ohne den Wirth. Die Kranken leben am längsten. Und dann hat sie das schwarze Huhn. Vor dem hüte Dich, das weiß Alles und plaudert Alles aus. Ich weiß nicht, ich habe einen Schauder davor. Und ich wette, daß das Alles da oben mit dem Huhn zusammenhängt."

„Ach, das glaub' ich nicht. Aber schrecklich ist es doch. Und Kruse, der immer gegen seine Frau ist, kann es mir nicht ausreden."

„Was sagte der?"

„Er sagte, es seien bloß Mäuse."

„Nun, Mäuse, das ist auch gerade schlimm genug. Ich kann keine Mäuse leiden. Aber ich sah ja deutlich, wie Du mit dem Kruse schwatztest und vertraulich thatest, und ich glaube sogar, Du wolltest ihm einen Schnurrbart anmalen. Das ist doch schon sehr viel. Und nachher sitzest Du da. Du bist ja noch eine schmucke Person und hast so 'was. Aber sieh' Dich vor, so viel kann ich Dir bloß sagen. Wie war es denn eigentlich das erste Mal mit Dir? Ist es so, daß Du mir's erzählen kannst?"

„Ach, ich kann schon. Aber schrecklich war es. Und weil es so schrecklich war, d'rum können gnäd'ge Frau auch ganz ruhig sein, von wegen dem Kruse. Wem es so gegangen ist wie mir, der hat genug davon und paßt auf. Mitunter träume ich noch davon, und dann bin ich den anderen Tag wie zerschlagen. Solche grausame Angst . . ."

Effi hatte sich aufgerichtet und stützte den Kopf auf ihren Arm. „Nun erzähle. Wie kann es denn gewesen sein? Es ist ja mit Euch, das weiß ich noch von Hause her, immer dieselbe Geschichte . . ."

„Ja, zuerst is es wohl immer dasselbe, und ich will mir auch nicht einbilden, daß es mit mir 'was Besonderes war, ganz und gar nicht. Aber wie sie's mir dann auf den Kopf zusagten und ich mit einem Male sagen mußte: „ja, es ist so," ja, das war schrecklich. Die Mutter, na, das ging noch, aber der Vater, der die Dorfschmiede hatte, der war streng und wüthend, und als er's hörte, da kam er mit einer Stange auf mich los, die er eben aus dem Feuer genommen hatte, und wollte mich umbringen. Und ich schrie laut auf und lief auf den Boden und versteckte mich, und da lag ich und zitterte und kam erst wieder nach unten, als sie mich riefen und sagten, ich solle nur kommen. Und dann hatte ich noch eine jüngere Schwester, die wies immer auf mich hin und sagte „Pfui". Und dann, wie das Kind kommen sollte, ging ich in eine Scheune nebenan, weil ich mir's bei uns nicht getraute. Da fanden mich fremde Leute halb todt und trugen mich ins Haus und in mein Bett. Und den dritten Tag nahmen sie mir das Kind fort, und als ich nachher fragte, wo es sei, da hieß es, es sei gut aufgehoben. Ach, gnädigste Frau, die heil'ge Mutter Gottes bewahre Sie vor solchem Elend."

Effi fuhr auf und sah Roswitha mit großen Augen an. Aber sie war doch noch mehr erschrocken als empört. „Was Du nur sprichst! Ich bin ja

doch eine verheirathete Frau. So 'was darfst Du nicht sagen, das ist ungehörig, das paßt sich nicht."

„Ach, gnädigste Frau . . ."

„Erzähle mir lieber, was aus Dir wurde. Das Kind hatten sie Dir genommen. So weit warst Du . . ."

„Und dann, nach ein paar Tagen, da kam wer aus Erfurt, der fuhr bei dem Schulzen vor und fragte, „ob da nicht eine Amme sei." Da sagte der Schulze „ja." Gott lohne es ihm, und der fremde Herr nahm mich gleich mit, und von da an hab' ich beff're Tage gehabt; selbst bei der Regiftratorin war es doch immer noch zum Aushalten, und zuletzt bin ich zu Ihnen gekommen, gnädige Frau. Und das war das Beste, das Allerbeste." Und als sie das sagte, trat sie an das Sopha heran und küßte Effi die Hand.

„Roswitha, Du mußt mir nicht immer die Hand küssen, ich mag das nicht. Und nimm Dich nur in Acht mit dem Kruse. Du bist doch sonst eine so gute und verständige Person . . . Mit einem Ehemanne . . . das thut nie gut."

„Ach, gnäd'ge Frau, Gott und seine Heiligen führen uns wunderbar, und das Unglück, das uns trifft, das hat doch auch sein Glück. Und wen es nicht bessert, dem is nich' zu helfen . . . Ich kann eigentlich die Mannsleute gut leiden . . ."

„Siehst Du, Roswitha, siehst Du."

„Aber wenn es 'mal wieder so über mich käme, mit dem Kruse, das is ja nichts, und ich könnte nicht mehr anders, da lief ich gleich ins Wasser. Es war zu schrecklich. Alles. Und was nur aus dem armen Wurme geworden is? Ich glaube nicht, daß es noch lebt; sie haben es umkommen lassen, aber ich bin doch Schuld." Und sie warf sich vor Annie's Wiege nieder und wiegte das Kind hin und her und sang in einem fort ihr „Buhküken von Halberstadt."

„Laß," sagte Effi. „Singe nicht mehr; ich habe Kopfweh. Aber bringe mir die Zeitungen. Oder hat Gieshübler vielleicht die Journale geschickt?"

„Das hat er. Und die Modezeitung lag oben auf. Da haben wir drin geblättert, ich und Johanna, eh' sie 'rüber ging. Johanna ärgert sich immer, daß sie so 'was nicht haben kann. Soll ich die Modezeitung bringen?"

„Ja, die bringe und bring' auch die Lampe."

Roswitha ging, und Effi, als sie allein war, sagte: „womit man sich nicht Alles hilft! Eine hübsche Dame mit einem Muff und eine mit einem Halbschleier; Modepuppen. Aber es ist das Beste, mich auf andre Gedanken zu bringen."

* * *

Im Laufe des andern Vormittags kam ein Telegramm von Innstetten, worin er mittheilte, daß er erst mit dem zweiten Zuge kommen, also nicht vor Abend in Kessin eintreffen werde. Der Tag verging in ewiger Unruhe; glücklicher Weise kam Gieshübler im Laufe des Nachmittags und half über eine Stunde weg. Endlich um sieben Uhr fuhr der Wagen vor, Effi trat

hinaus, und man begrüßte sich. Innstetten war in einer ihm sonst fremden Erregung, und so kam es, daß er die Verlegenheit nicht sah, die sich in Effi's Herzlichkeit mischte. Drinnen im Flur brannten die Lampen und Lichter, und das Theezeug, das Friedrich schon auf einen der zwischen den Schränken stehenden Tische gestellt hatte, reflectirte den Lichterglanz.

„Das sieht ja ganz so aus wie damals, als wir hier ankamen. Weißt Du noch, Effi?"

Sie nickte.

„Nur der Haifisch mit seinem Fichtenzweig verhält sich heute ruhiger, und auch Rollo spielt den Zurückhaltenden und legt mir nicht mehr die Pfoten auf die Schulter. Was ist das mit Dir, Rollo?"

Rollo strich an seinem Herrn vorbei und wedelte.

„Der ist nicht recht zufrieden, entweder mit mir nicht oder mit Andern. Nun, ich will annehmen, mit mir. Jedenfalls laß uns eintreten." Und er trat in sein Zimmer und bat Effi, während er sich aufs Sopha niederließ, neben ihm Platz zu nehmen. „Es war so hübsch in Berlin, über Erwarten; aber in all' meiner Freude habe ich mich immer zurückgesehnt. Und wie gut Du aussiehst! Ein bißchen blaß und auch ein bißchen verändert, aber es kleidet Dich."

Effi wurde roth.

„Und nun wirst Du auch noch roth. Aber es ist, wie ich Dir sage. Du hattest so 'was von einem verwöhnten Kind, und mit einem Male siehst Du aus wie eine Frau."

„Das hör' ich gern, Geert, aber ich glaube, Du sagst es nur so."

„Nein, nein, Du kannst es Dir gut schreiben, wenn es etwas Gutes ist . . ."

„Ich dächte doch."

„Und nun rathe, von wem ich Dir Grüße bringe."

„Das ist nicht schwer, Geert. Außerdem, wir Frauen, zu denen ich mich, seitdem Du wieder da bist, ja rechnen darf (und sie reichte ihm die Hand und lachte), wir Frauen, wir rathen leicht. Wir sind nicht so schwerfällig wie ihr."

„Nun, von wem?"

„Nun natürlich von Vetter Briest. Er ist ja der Einzige, den ich in Berlin kenne, die Tanten abgerechnet, die Du nicht aufgesucht haben wirst und die viel zu neidisch sind, um mich grüßen zu lassen. Hast Du nicht auch gefunden, alle alten Tanten sind neidisch."

„Ja, Effi, das ist wahr. Und daß Du das sagst, das ist ganz meine alte Effi wieder. Denn Du mußt wissen, die alte Effi, die noch aussah, wie ein Kind, nun, die war auch nach meinem Geschmack. Grad' so wie die jetzige gnäd'ge Frau."

„Meinst Du? Und wenn Du Dich zwischen beiden entscheiden solltest . . ."

„Das ist eine Doctorfrage, darauf lasse ich mich nicht ein. Aber da bringt Friedrich den Thee. Wie hat's mich nach dieser Stunde verlangt! Und hab' es auch ausgesprochen, sogar zu Deinem Vetter Briest, als wir bei Dressel saßen und in Champagner Dein Wohl tranken . . . Die Ohren müssen Dir geklungen haben . . . Und weißt Du, was Dein Vetter dabei sagte?"

„Gewiß etwas Albernes. Darin ist er groß."

„Das ist der schwärzeste Undank, den ich all' mein Lebtag erlebt habe. „Lassen wir Effi leben," sagte er, „meine schöne Cousine . . . Wissen Sie, Innstetten, daß ich Sie am liebsten fordern und todtschießen möchte? Denn Effi ist ein Engel, und Sie haben mich um diesen Engel gebracht." Und dabei sah er so ernst und so wehmüthig aus, daß man's beinah hätte glauben können."

„O, diese Stimmung kenn' ich an ihm. Bei der wievielten wart Ihr?"

„Ich hab' es nicht mehr gegenwärtig, und vielleicht hätte ich es auch damals nicht mehr sagen können. Aber das glaub' ich, daß es ihm ganz ernst war. Und vielleicht wäre es auch das Richtige gewesen. Glaubst Du nicht, daß Du mit ihm hättest leben können?"

„Leben können? Das ist wenig, Geert. Aber beinah möchte ich sagen, ich hätte auch nicht einmal mit ihm leben können."

„Warum nicht? Er ist wirklich ein liebenswürdiger und netter Mensch und auch ganz gescheidt."

„Ja, das ist er . . ."

„Aber . . ."

„Aber er ist dalbrig. Und das ist keine Eigenschaft, die wir Frauen lieben, auch nicht einmal dann, wenn wir noch halbe Kinder sind, wohin Du mich immer gerechnet hast und vielleicht, trotz meiner Fortschritte, auch jetzt noch rechnest. Das Dalbrige, das ist nicht unsre Sache. Männer müssen Männer sein."

„Gut, daß Du das sagst. Alle Teufel, da muß man sich ja zusammennehmen. Und ich kann von Glück sagen, daß ich von so 'was, das wie Zusammennehmen aussieht, oder wenigstens ein Zusammennehmen in Zukunft fordert, so gut wie direct herkomme . . . Sage, wie denkst Du Dir ein Ministerium?"

„Ein Ministerium? Nun, das kann zweierlei sein. Es können Menschen sein, kluge, vornehme Herren, die den Staat regieren, und es kann auch bloß ein Haus sein, ein Palazzo, ein Palazzo Strozzi oder Pitti oder, wenn die nicht passen, irgend ein andrer. Du siehst, ich habe meine italienische Reise nicht umsonst gemacht."

„Und könntest Du Dich entschließen, in solchem Palazzo zu wohnen? Ich meine in solchem Ministerium?"

„Um Gotteswillen, Geert, sie haben Dich doch nicht zum Minister gemacht? Gieshübler sagte so 'was. Und der Fürst kann Alles. Gott, der hat es am Ende durchgesetzt, und ich bin erst achtzehn."

Innstetten lachte. „Nein, Effi, nicht Minister, so weit sind wir noch nicht. Aber vielleicht kommen noch allerhand Gaben in mir heraus, und dann ist es nicht unmöglich."

„Also jetzt noch nicht, noch nicht Minister?"

„Nein. Und wir werden, die Wahrheit zu sagen, auch nicht einmal in einem Ministerium wohnen aber ich werde täglich ins Ministerium gehen, wie ich jetzt in unser Landrathsamt gehe, und werde dem Minister Vortrag halten

und mit ihm reisen, wenn er die Provinzialbehörden inspicirt. Und Du wirst eine Ministerialräthin sein und in Berlin leben, und in einem halben Jahre wirst Du kaum noch wissen, daß Du hier in Kessin gewesen bist und nichts gehabt hast, als Gieshübler und die Dünen und die Plantage."

Effi sagte kein Wort, und nur ihre Augen wurden immer größer; um ihre Mundwinkel war ein nervöses Zucken, und ihr ganzer zarter Körper zitterte. Mit einem Male aber glitt sie von ihrem Sitze vor Innstetten nieder, umklammerte seine Kniee und sagte in einem Tone, wie wenn sie betete: „Gott sei Dank!"

Innstetten verfärbte sich. Was war das? Etwas, was seit Wochen flüchtig, aber doch immer sich erneuernd über ihn kam, war wieder da und sprach so deutlich aus seinem Auge, daß Effi davor erschrak. Sie hatte sich durch ein schönes Gefühl, das nicht viel 'was Anderes als ein Bekenntniß ihrer Schuld war, hinreißen lassen und dabei mehr gesagt, als sie sagen durfte. Sie mußte das wieder ausgleichen, mußte 'was finden, irgend einen Ausweg, es koste, was es wolle.

„Steh' auf Effi. Was hast Du?"

Effi erhob sich rasch. Aber sie nahm ihren Platz auf dem Sopha nicht wieder ein, sondern schob einen Stuhl mit hoher Lehne heran, augenscheinlich, weil sie nicht Kraft genug fühlte, sich ohne Stütze zu halten.

„Was hast Du?" wiederholte Innstetten. „Ich dachte, Du hättest hier glückliche Tage verlebt. Und nun rufst Du „Gott sei Dank", als ob Dir hier Alles nur ein Schreckniß gewesen wäre. War ich Dir ein Schreckniß? Oder war es 'was Andres? Sprich."

„Daß Du noch fragen kannst, Geert," sagte sie, während sie mit einer äußersten Anstrengung das Zittern ihrer Stimme zu bezwingen suchte. „Glückliche Tage! Ja, gewiß, glückliche Tage, aber doch auch andre. Nie bin ich die Angst hier ganz los geworden, nie. Noch keine vierzehn Tage, daß es mir wieder über die Schulter sah, dasselbe Gesicht, derselbe fahle Teint. Und diese letzten Nächte, wo Du fort warst, war es auch wieder da, nicht das Gesicht, aber es schlurrte wieder, und Rollo schlug wieder an, und Roswitha, die's auch gehört, kam an mein Bett und setzte sich zu mir, und erst, als es schon dämmerte, schliefen wir wieder ein. Es ist ein Spukhaus, und ich hab' es auch glauben sollen, das mit dem Spuk, — denn Du bist ein Erzieher. Ja, Geert, das bist Du. Aber laß es sein, wie's will, so viel weiß ich, ich habe mich ein ganzes Jahr lang und länger in diesem Hause gefürchtet, und wenn ich von hier fortkomme, so wird es, denk' ich, von mir abfallen, und ich werde wieder frei sein."

Innstetten hatte kein Auge von ihr gelassen und war jedem Worte gefolgt. Was sollte das heißen: „Du bist ein Erzieher?" und dann das Andre, was vorausging: „und ich hab' es auch glauben sollen, das mit dem Spuk." Was war das Alles? Wo kam das her? Und er fühlte seinen leisen Argwohn sich wieder regen und fester einnisten. Aber er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß alle Zeichen trügen und daß wir in unsrer Eifersucht, trotz ihrer hundert Augen, oft noch mehr in die Irre gehen, als in der Blindheit

unsres Vertrauens. Es konnte ja so sein, wie sie sagte. Und wenn es so war, warum sollte sie nicht ausrufen: „Gott sei Dank!“

Und so, rasch alle Möglichkeiten ins Auge fassend, wurde er seines Argwohns wieder Herr und reichte ihr die Hand über den Tisch hin: „Verzeih' mir, Effi, aber ich war so sehr überrascht von dem Allen. Freilich wohl meine Schuld. Ich bin immer zu sehr mit mir beschäftigt gewesen. Wir Männer sind alle Egoisten. Aber das soll nun anders werden. Ein Gutes hat Berlin gewiß: Spukhäuser gibt es da nicht. Wo sollen die auch herkommen? Und nun laß uns hinüber gehen, daß ich Annie sehe; Roswitha verklagt mich sonst als einen unzärtlichen Vater.“

Effi war unter diesen Worten allmälig ruhiger geworden und das Gefühl, aus einer selbstgeschaffenen Gefahr sich glücklich befreit zu haben, gab ihr ihre Spannkraft und gute Haltung wieder zurück.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Am anderen Morgen nahmen beide gemeinschaftlich ihr etwas verspätetes Frühstück. Innstetten hatte seine Mißstimmung und Schlimmeres überwunden, und Effi lebte so ganz dem Gefühl ihrer Befreiung, daß sie nicht bloß die Fähigkeit einer gewissen erkünstelten guten Laune, sondern fast auch ihre frühere Unbefangenheit wieder gewonnen hatte. Sie war noch in Kessin, und doch war ihr schon zu Muthe, als läge es weit hinter ihr.

„Ich habe mir's überlegt, Effi,“ sagte Innstetten, „Du hast nicht so ganz Unrecht mit Allem, was Du gegen unser Haus hier gesagt hast. Für Capitän Thomsen war es gerade gut genug, aber nicht für eine junge verwöhnte Frau; alles altmodisch, kein Platz. Da sollst Du's in Berlin besser haben, auch einen Saal, aber einen anderen als hier, und auf Flur und Treppe hohe bunte Glasfenster, Kaiser Wilhelm mit Scepter und Krone oder auch was Kirchliches, heilige Elisabeth oder Jungfrau Maria. Sagen wir Jungfrau Maria, das sind wir Roswitha schuldig.“

Effi lachte. „So soll es sein. Aber wer sucht uns eine Wohnung? Ich kann doch nicht Vetter Briest auf die Suche schicken. Oder gar die Tanten! Die finden alles gut genug.“

„Ja, das Wohnungsuchen. Das macht einem keiner zu Dank. Ich denke, da mußt Du selber hin.“

„Und wann meinst Du?“

„Mitte März.“

„O, das ist viel zu spät, Geert, dann ist ja alles fort. Die guten Wohnungen werden schwerlich auf uns warten!“

„Ist schon recht. Aber ich bin erst seit gestern wieder hier und kann doch nicht sagen ‚reise morgen‘. Das würde mich schlecht kleiden und paßte mir auch wenig; ich bin froh, daß ich Dich wieder habe.“

„Nein,“ sagte sie, während sie das Kaffeegeschirr, um eine aufsteigende Verlegenheit zu verbergen, ziemlich geräuschvoll zusammenrückte, „nein, so soll's auch nicht sein, nicht heut und nicht morgen, aber doch in den nächsten Tagen.

Und wenn ich etwas finde, so bin ich rasch wieder zurück. Aber noch eins, Roswitha und Annie müssen mit. Am schönsten wär' es, Du auch. Aber ich sehe ein, das geht nicht. Und ich denke, die Trennung soll nicht lange dauern. Ich weiß auch schon, wo ich miethe . . ."

„Nun?"

„Das bleibt mein Geheimniß. Ich will auch ein Geheimniß haben. Damit will ich Dich dann überraschen."

In diesem Augenblick trat Friedrich ein, um die Postsachen abzugeben. Das Meiste war Dienstliches und Zeitungen. „Ah, da ist auch ein Brief für Dich," sagte Innstetten. „Und wenn ich nicht irre, die Handschrift der Mama."

Effi nahm den Brief. „Ja, von der Mama. Aber das ist ja nicht der Friesacker Poststempel; sieh nur, das heißt ja deutlich Berlin."

„Freilich," lachte Innstetten. „Du thust, als ob es ein Wunder wäre. Die Mama wird in Berlin sein und hat ihrem Liebling von ihrem Hôtel aus einen Brief geschrieben."

„Ja," sagte Effi, „so wird es sein. Aber ich ängstige mich doch beinah und kann keinen rechten Trost darin finden, daß Hulda Niemeyer immer sagte: wenn man sich ängstigt, ist es besser, als wenn man hofft. Was meinst Du dazu?"

„Für eine Pastorstochter nicht ganz auf der Höhe. Aber nun lies den Brief. Hier ist ein Papiermesser."

Effi schnitt das Couvert auf und las: Meine liebe Effi. Seit 24 Stunden bin ich hier in Berlin; Consultation bei Schweigger. Als er mich sieht, beglückwünscht er mich, und als ich erstaunt ihn frage, wozu, erfahr' ich, daß Ministerialdirector Wüllersdorf eben bei ihm gewesen und ihm erzählt habe: Innstetten sei ins Ministerium berufen. Ich bin ein wenig ärgerlich, daß man dergleichen von einem Dritten erfahren muß. Aber in meinem Stolz und meiner Freude sei Euch verziehen. Ich habe es übrigens immer gewußt (schon als J. noch bei den Rathenowern war), daß etwas aus ihm werden würde. Nun kommt es Dir zu Gute. Natürlich müßt Ihr eine Wohnung haben und eine andere Einrichtung. Wenn Du, meine liebe Effi, glaubst, meines Rathes dabei bedürfen zu können, so komme, so rasch es Dir Deine Zeit erlaubt. Ich bleibe acht Tage hier in Kur, und wenn es nicht anschlägt, vielleicht auch noch etwas länger; Schweigger drückt sich unbestimmt darüber aus. Ich habe eine Privatwohnung in der Schadowstraße genommen; neben dem meinigen sind noch Zimmer frei. Was es mit meinem Auge ist, darüber mündlich; vorläufig beschäftigt mich nur Eure Zukunft. Briest wird unendlich glücklich sein; er thut immer so gleichgültig gegen dergleichen, eigentlich hängt er aber mehr daran als ich. Grüße Innstetten, küsse Annie, die Du vielleicht mitbringst. Wie immer Deine Dich zärtlich liebende Mutter Luise v. B.

Effi legte den Brief aus der Hand und sagte nichts. Was sie zu thun habe, das stand bei ihr fest; aber sie wollte es nicht selber aussprechen, Innstetten sollte damit kommen, und dann wollte sie zögernd Ja sagen.

Innstetten ging auch wirklich in die Falle. „Nun, Effi, Du bleibst so ruhig.“

„Ach, Geert, es hat Alles so seine zwei Seiten. Auf der einen Seite beglückt es mich, die Mama wiederzusehen und vielleicht sogar schon in wenig Tagen. Aber es spricht auch so Vieles dagegen.“

„Was?“

„Die Mama, wie Du weißt, ist sehr bestimmt und kennt nur ihren eignen Willen. Dem Papa gegenüber hat sie immer Alles durchsetzen können. Aber ich möchte gern eine Wohnung haben, die nach meinem Geschmack ist, und eine neue Einrichtung, die mir gefällt.“

Innstetten lachte. „Und das ist Alles?“

„Nun, es wäre grade genug. Aber es ist nicht Alles.“ Und nun nahm sie sich zusammen und sah ihn an und sagte: „Und dann, Geert, ich möchte nicht gleich wieder von Dir fort.“

„Schelm, das sagst Du so, weil Du meine Schwäche kennst. Aber wir sind alle so eitel, und ich will es glauben. Ich will es glauben und doch zugleich auch den Heroischen spielen, den Entsagenden. Reise, sobald Du's für nöthig hältst und vor Deinem Herzen verantworten kannst.“

„So darfst Du nicht sprechen, Geert. Was heißt das ‚vor meinem Herzen verantworten‘. Damit schiebst Du mir, halb gewaltsam, eine Zärtlichkeitsrolle zu, und ich muß Dir dann aus reiner Koketterie sagen: ‚Ach, Geert, dann reise ich nie.‘ Oder doch so etwas Aehnliches.“

Innstetten drohte ihr mit dem Finger. „Effi, Du bist mir zu fein. Ich dachte immer, Du wärst ein Kind, und sehe nun, daß Du das Maß hast wie alle anderen. Aber lassen wir das, oder wie Dein Papa immer sagte: ‚das ist ein zu weites Feld.‘ Sage lieber, wann willst Du fort?“

„Heute haben wir Dienstag. Sagen wir also Freitag Mittag mit dem Schiff. Dann bin ich am Abend in Berlin.“

„Abgemacht. Und wann zurück?“

„Nun, sagen wir Montag Abend. Das sind dann drei Tage.“

„Geht nicht. Das ist zu früh. In drei Tagen kannst Du's nicht zwingen. Und so rasch läßt Dich die Mama auch nicht fort.“

„Also auf Diskretion.“

„Gut.“

Und damit erhob sich Innstetten, um nach dem Landrathsamte hinüber zu gehen.

* * *

Die Tage bis zur Abreise vergingen wie im Fluge. Roswitha war sehr glücklich. „Ach, gnädigste Frau, Kessin, nun ja . . ., aber Berlin ist es nicht. Und die Pferdebahn. Und wenn es dann so klingelt und man nicht weiß, ob man links oder rechts soll, und mitunter ist mir schon gewesen, als ginge Alles grad über mich weg. Nein, so was ist hier nicht. Ich glaube, manchen Tag sehen wir keine sechs Menschen. Und immer bloß die Dünen und draußen die See. Und das rauscht und rauscht, aber weiter ist es auch nichts.“

„Ja, Roswitha, Du hast Recht. Es rauscht und rauscht immer, aber es ist kein richtiges Leben. Und dann kommen einem allerhand dumme Gedanken. Das kannst Du doch nicht bestreiten, das mit dem Kruse war nicht in der Richtigkeit."

„Ach, gnädigste Frau . . ."

„Nun, ich will nicht weiter nachforschen. Du wirst es natürlich nicht zugeben. Und nimm nur nicht zu wenig Sachen mit. Deine Sachen kannst Du eigentlich ganz mitnehmen und Annie's auch."

„Ich denke, wir kommen noch 'mal wieder."

„Ja, ich. Der Herr wünscht es. Aber ihr könnt vielleicht da bleiben, bei meiner Mutter. Sorge nur, daß sie Anniechen nicht zu sehr verwöhnt. Gegen mich war sie mitunter streng, aber ein Enkelkind . . ."

„Und dann ist Anniechen ja auch so zum Anbeißen. Da muß ja Jeder zärtlich sein."

Das war am Donnerstag, am Tage vor der Abreise. Innstetten war über Land gefahren und wurde erst gegen Abend zurückerwartet. Am Nachmittag ging Effi in die Stadt, bis auf den Marktplatz, und trat hier in die Apotheke und bat um eine Flasche Sal volatile. „Man weiß nie, mit wem man reist," sagte sie zu dem alten Gehülfen, mit dem sie auf dem Plauderfuße stand und der sie anschwärmte wie Gieshübler selbst.

„Ist der Herr Doctor zu Hause?" fragte sie weiter, als sie das Fläschchen eingesteckt hatte.

„Gewiß, gnädigste Frau; er ist hier nebenan und liest die Zeitungen."

„Ich werde ihn doch nicht stören?"

„O, nie."

Und Effi trat ein. Es war eine kleine, hohe Stube, mit Regalen rings herum, auf denen allerlei Kolben und Retorten standen; nur an der einen Wand befanden sich alphabetisch geordnete, vorn mit einem Eisenringe versehene Kästen, in denen die Recepte lagen.

Gieshübler war beglückt und verlegen. „Welche Ehre. Hier unter meinen Retorten. Darf ich die gnädige Frau auffordern, einen Augenblick Platz zu nehmen?"

„Gewiß, lieber Gieshübler. Aber auch wirklich nur einen Augenblick. Ich will Ihnen Adieu sagen."

„Aber meine gnädigste Frau, Sie kommen ja doch wieder. Ich habe gehört, nur auf drei, vier Tage . . ."

„Ja, lieber Freund, ich soll wiederkommen, und es ist sogar verabredet, daß ich spätestens in einer Woche wieder in Kessin bin. Aber ich könnte doch auch *nicht* wiederkommen. Muß ich Ihnen sagen, welche tausend Möglichkeiten es gibt . . . Ich sehe, Sie wollen mir sagen, daß ich noch zu jung sei . . ., auch Junge können sterben. Und dann so vieles Andere noch. Und da will ich doch lieber Abschied nehmen von Ihnen, als wär' es für immer."

„Aber meine gnädigste Frau . . ."

„Als wäre es für immer. Und ich will Ihnen danken, lieber Gieshübler. Denn Sie waren das Beste hier; natürlich, weil Sie der Beste waren. Und

wenn ich hundert Jahre alt würde, so werde ich Sie nicht vergessen Ich habe mich hier mitunter einsam gefühlt, und mitunter war mir so schwer ums Herz, schwerer als Sie wissen können; ich habe es nicht immer richtig eingerichtet; aber wenn ich Sie gesehen habe, vom ersten Tage an, dann habe ich mich immer wohler gefühlt und auch besser."

„Aber meine gnädigste Frau."

„Und dafür wollte ich Ihnen danken. Ich habe mir eben ein Fläschchen mit Sal volatile gekauft; im Coupé sind mitunter so merkwürdige Menschen und wollen einem nicht 'mal erlauben, daß man ein Fenster aufmacht; und wenn mir dann vielleicht — denn es steigt einem ja ordentlich zu Kopf, ich meine das Salz — die Augen übergehen, dann will ich an Sie denken. Adieu, lieber Freund, und grüßen Sie Ihre Freundin, die Trippelli. Ich habe in den letzten Wochen öfter an sie gedacht und an Fürst Kotschukoff. Ein eigenthümliches Verhältniß bleibt es doch. Aber ich kann mich hineinfinden . . . Und lassen Sie einmal von sich hören. Oder ich werde schreiben."

Damit ging Effi. Gieshübler begleitete sie bis auf den Platz hinaus. Er war wie benommen, so sehr, daß er über manches Räthselhafte, was sie gesprochen, ganz hinwegsah.

* * *

Effi ging wieder nach Haus. „Bringen Sie mir die Lampe, Johanna," sagte sie, „aber in mein Schlafzimmer. Und dann eine Tasse Thee. Ich hab' es so kalt und kann nicht warten, bis der Herr wieder da ist."

Beides kam. Effi saß schon an ihrem kleinen Schreibtisch, einen Briefbogen vor sich, die Feder in der Hand. „Bitte, Johanna, den Thee auf den Tisch da."

Als Johanna das Zimmer wieder verlassen hatte, schloß Effi sich ein, sah einen Augenblick in den Spiegel und setzte sich dann wieder. Und nun schrieb sie: „Ich reise morgen mit dem Schiff, und dies sind Abschiedszeilen. Innstetten erwartet mich in wenig Tagen zurück, aber ich komme nicht wieder... Warum ich nicht wiederkomme, Sie wissen es . . . Es wäre das Beste gewesen, ich hätte dies Stück Erde nie gesehen. Ich beschwöre Sie, dies nicht als einen Vorwurf zu fassen; alle Schuld ist bei mir. Blick' ich auf Ihr Haus . . ., Ihr Thun mag entschuldbar sein, nicht das meine. Meine Schuld ist sehr schwer. Aber vielleicht kann ich noch heraus. Daß wir hier abberufen wurden, ist mir wie ein Zeichen, daß ich noch zu Gnaden angenommen werden kann. Vergessen Sie das Geschehene, vergessen Sie mich. Ihre Effi."

Sie überflog die Zeilen noch einmal, am fremdesten war ihr das „Sie"; aber auch das mußte sein; es sollte ausdrücken, daß keine Brücke mehr da sei. Und nun schob sie die Zeilen in ein Couvert und ging auf ein Haus zu, zwischen dem Kirchhof und der Waldecke. Ein dünner Rauch stieg aus dem halb eingefallenen Schornstein. Da gab sie die Zeilen ab.

Als sie wieder zurück war, war Innstetten schon da, und sie setzte sich zu ihm und erzählte ihm von Gieshübler und dem Sal volatile.

Innstetten lachte. „Wo hast Du nur Dein Latein her, Effi?"

* * *

Das Schiff, ein leichtes Segelschiff (die Dampfboote gingen nur Sommers), fuhr um zwölf. Schon eine Viertelstunde vorher waren Effi und Innstetten an Bord; auch Roswitha und Annie.

Das Gepäck war größer, als es für einen, auf so wenig Tage geplanten Ausflug geboten erschien. Innstetten sprach mit dem Capitän; Effi, in einem Regenmantel und hellgrauem Reisehut, stand auf dem Hinterdeck, nahe am Steuer, und musterte von hier aus das Bollwerk und die hübsche Häuserreihe, die dem Zuge des Bollwerks folgte. Gerade der Landungsbrücke gegenüber lag Hoppensack's Hôtel, ein drei Stock hohes Gebäude, von dessen Giebeldach eine gelbe Flagge, mit Kreuz und Krone darin, schlaff in der stillen, etwas nebligen Luft hernieder hing. Effi sah eine Weile nach der Flagge hinauf, ließ dann aber ihr Auge wieder abwärts gleiten und verweilte zuletzt auf einer Anzahl von Personen, die neugierig am Bollwerk umher standen. In diesem Augenblicke wurde geläutet. Effi war ganz eigen zu Muth, das Schiff setzte sich langsam in Bewegung, und als sie die Landungsbrücke noch einmal musterte, sah sie, daß Crampas in vorderster Reihe stand. Sie erschrak bei seinem Anblick und freute sich doch auch. Er seinerseits, in seiner ganzen Haltung verändert, war sichtlich bewegt und grüßte ernst zu ihr hinüber, ein Gruß, den sie ebenso, aber doch zugleich in großer Freundlichkeit, erwiderte; dabei lag etwas Bittendes in ihrem Auge. Dann ging sie rasch auf die Cajüte zu, wo sich Roswitha mit Annie schon eingerichtet hatte. Hier, in dem etwas stickigen Raume, blieb sie, bis man aus dem Fluß in die weite Bucht des Breitling eingefahren war; da kam Innstetten und rief sie nach oben, daß sie sich an dem herrlichen Anblick erfreue, den die Landschaft grade an dieser Stelle bot. Sie ging dann auch hinauf. Ueber dem Wasserspiegel hingen graue Wolken, und nur dann und wann schoß ein halb umschleierter Sonnenblick aus dem Gewölk hervor. Effi gedachte des Tages, wo sie, vor jetzt gerade Fünfvierteljahren, im offenen Wagen am Ufer eben dieses Breitlings hin entlang gefahren war. Eine kurze Spanne Zeit, und das Leben oft so still und einsam. Und doch, was war alles seitdem geschehen!

So fuhr man die Wasserstraße hinauf und war um zwei an der Station oder doch ganz in Nähe derselben. Als man gleich danach das Gasthaus des ‚Fürsten Bismarck' passirte, stand auch Golchowski wieder in der Thür und versäumte nicht, den Herrn Landrath und die gnädige Frau bis an die Stufen der Böschung zu geleiten. Oben war der Zug noch nicht angemeldet, und Effi und Innstetten schritten auf dem Bahnsteig auf und ab. Ihr Gespräch drehte sich um die Wohnungsfrage; man war einig über den Stadttheil, und daß es zwischen dem Thiergarten und dem Zoologischen Garten sein müsse. „Ich will den Finkenschlag hören und die Papageien auch," sagte Innstetten, und Effi stimmte ihm zu.

Nun aber hörte man das Signal und der Zug lief ein; der Bahnhofsinspector war voller Entgegenkommen, und Effi erhielt ein Coupé für sich.

Noch ein Händedruck, ein Wehen mit dem Tuch, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Mörike.

Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode.
(1826—1834.)

Herausgegeben
von
Rudolf Krauß.

Vorwort.

Die Zeit vom Herbst 1826 bis zum Sommer 1834 bildet im Leben Eduard Mörike's ein abgeschlossenes Capitel, das von seinem Abgang von der Tübinger Hochschule einerseits und von seinem Einzug in das Cleversulzbacher Pfarrhaus andererseits umgrenzt wird. Dieser Abschnitt ist ohne Frage der interessanteste in dem wenig bewegten Leben des Dichters. Es ist, wie er selbst einmal in einem Brief ausspricht, seine „Sturm- und Drangperiode". Es sind die Jahre, da er sich außerhalb der Theologie, in der er sich unbehaglich fühlte, eine Stellung zu schaffen, seine ganze Existenz auf sein poetisches Talent zu gründen suchte, ein Versuch, der nach energischen Anläufen scheiterte und mit der Rückkehr zum Kirchendienst endigte. Es sind zugleich seine Wanderjahre. Nicht als ob er fremde Länder gesehen hätte: aber innerhalb der Grenzen seiner schwäbischen Heimath zog er als Pfarrverweser oder Pfarrgehülfe von einer Gegend zur anderen, von einem Orte zum anderen, bis er endlich in Cleversulzbach eine feste Stätte fand. Ferner sind diese Jahre in poetischer Hinsicht besonders fruchtbringend gewesen: es ist die Zeit, in die — neben lyrischen Gaben und Aufsätzen zu mancherlei anderen Arbeiten, die freilich zumeist unvollendet geblieben sind — die Entstehung und Veröffentlichung des „Maler Nolten" fällt. Nimmt man zu den besonderen Gründen noch den allgemeinen hinzu, daß in diesen Jahren, da der Jüngling sich zum Mann entwickelt, die gesammten in den Menschen gelegten Kräfte sich besonders üppig und froh zu regen und zu äußern pflegen, so wird die Behauptung begreiflich, daß gerade diese Epoche in Mörike's Leben der größten Aufmerksamkeit würdig ist. Dennoch ist über sie, wenn man absieht von kurzen Bemerkungen in den

dürftigen Lebensabrissen — eine ausführliche Mörike-Biographie gibt es ja nicht — lediglich nichts bekannt geworden [1]). Von den zahlreichen Briefen des Dichters, die theils vereinzelt, theils in Sammlungen herausgegeben worden sind, beziehen sich nur ganz wenige auf diese Periode. Somit dürften die hier zuerst mitgetheilten Briefe allen Freunden des großen schwäbischen Lyrikers ein willkommenes Geschenk sein, zumal in den folgenden Blättern so ziemlich alle Schreiben von Mörike, die sich aus den betreffenden Jahren erhalten haben [2]), vereinigt sind. Jedenfalls ist das Material so reichlich, daß es, gestützt durch ergänzende Bemerkungen, die auf den denkbar zuverlässigsten Quellen fußen, an Werth einem fortlaufenden autobiographischen Werk nahe kommt.

Aber nicht bloß für Mörike's Lebens- und Entwicklungsgang sind diese Briefe von Bedeutung, insofern sie ein bisher in fast völliges Dunkel gehülltes Capitel daraus aufhellen: auch an sich sind sie mannigfacher Vorzüge und Reize wegen höchst lesenswerth. Mörike ist überall Meister der Darstellungskunst und verfügt über das glückliche Vermögen, seine jedesmalige Stimmung in durchaus naiver Weise voll ausklingen zu lassen. Der Ton, den er hier anschlägt, ist von dem Ton seiner späteren Briefe merklich verschieden. Das jugendliche Alter macht sich sehr geltend: die Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht des in das Leben Eintretenden, die Ansprüche und die Enttäuschungen des mit dem Leben Ringenden kommen zu packendem Ausdruck. Der Stil ist noch nicht so gereift und durchsichtig wie in seinen höheren Lebensjahren, dafür aber mehr feurig und kraftvoll, frisch und keck, oft bis zur Derbheit. Vielleicht liegt letztere Eigenschaft weniger in der Natur Mörike's, als daß sie das Ergebniß fremden Einflusses ist. In den niederen württembergischen Seminarien wie in dem Tübinger Stift war damals ein stark naturwüchsiger Ton an der Tagesordnung, und gerade die Begabtesten gefielen sich darin. Auch Mörike hat dieser Sitte seinen Zoll entrichtet, ohne daß er, wie mancher Andere, die Grenzlinie, hinter welcher der Cynismus beginnt, je überschritten hat. Unverkennbar steht auch seine Ausdrucksweise unter dem Zeichen Shakespeare's, den der werdende Dichter während der Studentenzeit als sein poetisches Evangelium verehrte. Vielfach nimmt zugleich in diesen Briefen Mörike's Phantasie einen so bedeutenden Flug, daß sie auf die Stufe von Kunstwerken erhoben werden und ihre Kenntniß auch für die Beurtheilung des Dichters von Belang ist.

So fesselnd die Schreiben Mörike's, dessen Familiensinn stark ausgeprägt ist, an die Seinigen, namentlich an die Mutter sind, nehmen doch die an seine vertrauten Freunde das überwiegende Interesse in Anspruch. Denn in jenen legt er sich naturgemäß bei aller Wahrhaftigkeit eine gewisse keusche Zurück-

[1]) Einen kurzen, von dem Dichter selbst herrührenden Bericht über diese Jahre findet der Leser in der kleinen Selbstbiographie, „die Mörike 1834 bei dem Antritt der Pfarrei Cleversulzbach seiner ersten Predigt einverleibt" und Professor Jakob Bächtold zuerst in dieser Zeitschrift mitgetheilt hat: Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLI, S. 269 ff.

[2]) Mit Ausnahme der Briefe an seine einstige Braut, die erst vor wenigen Jahren verstorbene Frau Pfarrer Luise Schall, geb. Rau, deren Veröffentlichung mir noch nicht an der Zeit zu sein scheint.

haltung auf. Seinen Kameraden gegenüber läßt er sich völlig gehen, gibt er sich ganz, wie er ist. Johannes Mährlen[1]) und Ludwig Bauer[2]) haben Mörike nach seiner eigenen Erklärung in damaliger Zeit am nächsten gestanden. Von Mörike's Briefen an Bauer sind leider nur wenige auf uns gekommen; die Mehrzahl war offenbar schon beim Tode des Letzteren vernichtet, wogegen sich Bauer's Schreiben an Mörike fast vollständig erhalten haben[3]). Uebrigens ist der Briefwechsel zwischen Mörike und Bauer in den Jahren 1826—1834 nicht von derselben Bedeutung gewesen wie der zwischen Mörike und Mährlen. Bauer gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die sich den Verhältnissen stets zu fügen wissen, und strebte aus der ihm vorgezeichneten Lebensbahn nicht hinaus. Er war es zufrieden, unmittelbar nach seinem Abgange von der Universität die unter dem Patronat des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen stehende Pfarrei Ernsbach zu erhalten und seine Jugendgeliebte heimführen zu können. Mährlen dagegen suchte gleich Mörike, aber mit größerer Energie und besserem Erfolg als dieser, sich von der Theologie zu befreien. Beide hatten in diesen Jahren gemeinsame Pläne und Hoffnungen, weihten einander in jede Wendung ihres Geschickes ein. So stehen Mörike's Briefe an Mährlen im Vordergrunde. Die Freundschaft Mörike's mit Wilhelm Hartlaub[4]), die später alle ähnlichen Verhältnisse überflügeln sollte, war auch damals schon bedeutend genug; doch verloren sich beide in den ersten Jahren nach dem Abgange von der Universität einigermaßen aus dem Gesicht, und da sie keine Interessengemeinschaft hatten, wie Mörike und Mährlen, wurde die Correspondenz sehr unregelmäßig geführt. Qualitativ gehören die an Hartlaub gerichteten Briefe zu den Perlen dieser Sammlung. Die prächtigen Schreiben an Freund Kauffmann[5]) und an verschiedene Andere bieten eine willkommene Ergänzung, und auch die Stücke, die Mörike im Verkehre mit ihm ferner stehenden Personen zeigen, erregen — besonders in formaler Hinsicht — ein eigenartiges Interesse. Wenige ganz kurze Briefe und aus anderen kleinere oder größere Stellen sind weggelassen worden, weil sie entweder zu vertraulicher Natur sind oder in keiner Hinsicht irgend welche Aufmerksamkeit beanspruchen können. Ein Abdruck der Antwortschreiben auf Mörike's Briefe konnte nicht in das Auge gefaßt werden, da sonst diese Veröffentlichung eine übermäßige Ausdehnung angenommen hätte. Einzelheiten aus jenen, so weit sie zum Verständniß unentbehrlich sind, finden sich in den Anmerkungen, bei deren Abfassung ebenfalls das Streben nach Kürze maßgebend war. Auf

[1]) Geb. 1804, † 1871 als Professor an der technischen Hochschule in Stuttgart.

[2]) Geb. 1803, † 1846 als Gymnasialprofessor in Stuttgart. Bauer hat sich als Dichter einen Namen gemacht. (Ludwig Bauer's Schriften. Stuttgart 1847.)

[3]) Im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. Einzelne Stücke davon sind in Bauer's Schriften gedruckt.

[4]) Geb. 1804, † in Stuttgart als pensionirter Pfarrer. Sofort nach Beendigung seiner Studien wurde Hartlaub als Vicar nach Wermutshausen zur Unterstützung seines kränkelnden Vaters geschickt und erhielt nach dessen baldigem Tod die Pfarrei.

[5]) Ernst Friedrich Kauffmann, geb. 1803 in Ludwigsburg, † 1856 als Professor der Mathematik am Gymnasium in Stuttgart. Er hat sich als Componist von Liedern, namentlich von solchen seines Freundes Mörike, einen Namen gemacht.

vollständige diplomatische Treue in der Wiedergabe der Briefe Mörike's in Aeußerlichkeiten mußte aus mannigfachen Gründen, deren Angabe hier zu weit führen würde, verzichtet werden.

Es bleibt nur noch, über den Fundort der nachstehenden Papiere Rechenschaft abzulegen. Die Briefe an die Familienangehörigen, an L. Bauer und einige Andere sind dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar entnommen, und es möge mir gestattet sein, der hohen Herrin dieser Anstalt, Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, für huldreiche Förderung meines Werkes auch hier an öffentlicher Stelle in tiefster Ehrfurcht meinen Dank auszusprechen, und darein zugleich den Director des genannten Archivs, Herrn Professor Dr. Suphan, für freundliche Vermittlung und Unterstützung einzuschließen. Die zahlreichen Briefe an Mährlen und die an Hartlaub sind Eigenthum der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, die durch die seltene Liberalität ihrer Grundsätze und die große Zuvorkommenheit ihrer Beamten dem Forscher seine Arbeit sehr zu erleichtern pflegt. Die Briefe an Friedrich Kauffmann verdanke ich dem Sohn des Empfängers, Herrn Universitätsmusikdirector Dr. E. Kauffmann in Tübingen.

I.

Nachdem Mörike durch Absolvirung des theologischen Examens seine Universitätsstudien zum Abschluß gebracht hatte, lebte er zunächst bei seiner Mutter in Nürtingen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Seine Stimmung war gleichermaßen durch den Rückblick auf die Vergangenheit wie durch den Ausblick auf die Zukunft getrübt: von Heimweh war er ergriffen nach der schönen Studentenzeit, da er sich im vertrauten Umgang mit gleichgestimmten Freunden glücklich gefühlt hatte; mit Furcht erfüllte ihn der Gedanke, nun in den praktischen Kirchendienst eintreten zu müssen, wozu er ebenso wenig Neigung als Beruf in sich spürte. Ueber diese Dinge geben die beiden ersten Briefe an Mährlen, der sich noch in Tübingen aufhielt, Aufschluß.

1. An Mährlen.

Ohne Ort und Datum. Von Nürtingen aus wohl im November 1826 geschrieben.

An Herrn Mährlen zum Gruß!

Ich schreibe dies in dem Augenblick an Dich, da ohne Zweifel auch der erste Schnee vor Deinem Fenster auf den Hügel niederfällt, auf dem wir noch nicht lange liebreichere Winde Furchen in das hohe Gras blasen und das junge Korn nur erst wiegen sahen, das uns immer bänger machte, je gelber es wurde, und jetzt vielleicht schon auf die Mühle kam, an der wir hundertmal vorbeiliefen, oder gar auf den Laden, nach dem Du noch ein ganzes Halbjahr mit der Hand langen wirst. Du glaubst nicht, wie sehr mit den Empfindungen eines Verabschiedeten ich schon diese Worte nach T[übingen][1] schreibe. Aber ich komme noch einmal in der nächsten Woche auf einen Tag und eine Nacht hinüber und sage mich Dir hiermit als Gast an. Uebermorgen kommt meine Truhe hieher (Jean Paul würde sagen: der schwarze Sarg meiner Mittelstädter Tage — die Puppe, aus deren Eingeweiden, den Büchern, ein fertiger Dorfvicar auf den kurzen Fittigen der Ueberschläge als

[1]) Was in eckigen Klammern steht, ist Ergänzung des Herausgebers.

ein schöner Trauermantel (papilio tragicus. Linné) hervorkommen wird). Ernstlich, ich kann jeden Tag verschickt werden; ich hatte statt eines längeren Aufenthalts in Tübingen mir durch meine Mutter eine ansehnliche Gnadenfrist auswirken lassen, wogegen aber die Weisheit meines Onkels ist[1]). Indessen ging mir's ganz gut, so weit nicht die Angst um meine Schwester[2]) mir eine Zeitlang Alles zu verbittern drohte. Jetzt geht es wieder besser mit ihr. Den guten Pfarrer in E[rnsbach] konnte ich nicht besuchen. Gott weiß, daß ich es ernstlich entschlossen war. Grüße mir den lieben Buschack[3]) und Rheinwald[4]). Leb wohl! Ja so! Die Hauptsache hätte ich fast liegen lassen: gieb dem Boten mit, was Du noch von Wäsche hast, schwarz oder weiß — und auch etwas schwarz auf weiß mit hieher! Gieb's nur dem Johann, der meine Sachen besorgt! Dein treuer

E. Mörike[5]).

2. An Mährlen.

Nürtingen, den 5. December 1826.

Lieber M.!

Hier schick' ich Dir die verlangten Sachen, die Hobelspähne vom guten Bretschneider und das Manuscript von meinem Vater. Dein Brief hat mich sonderlich in gegenwärtiger Zeit auf eine Stunde getröstet, denn ich muß Dir, wenn Du's noch nicht weißt, nur sagen, daß das Consistorium endlich doch den sicheren Winkel ausgespürt hat, in den ich mein Schiff gelegt hatte. Ich konnte es Anfangs nicht glauben, aber den andern Tag brachte der herzgute Wurm[6]) das Decret selber ins Haus, ich sei nach Oberboihingen, eine halbe Stunde von hier, beschieden. Ich machte über diesen Aspecten, so freundlich sie aussahen, weder ein gutes noch ein saures, sondern lediglich ein Schafsgesicht. Der Director Süskind[7]) traf diese Wahl ohne Zweifel in der besten Absicht, aber vielleicht kennt er die Umstände zu wenig. Der Pfarrer[8]) von achtzig Jahren ist so viel als ein Kind, und auf dem Vicar liegt die ganze Fluth von Geschäften: ein Filial[9]) (auf schlechtem Weg), jeden Sonntag drei Gottesdienste. Man ist allein der Herr im Hause. Sed ego! Ego!? Am meisten zweifl' ich, besonders für den Winter, an meiner Gesundheit, und das ist's, was ich mit Uebereinstimmung des Specials[10]), der ohnehin, wie Jedermann, diese Stelle nur einem Eingeübten zugetraut hätte, recta, d. h. vielleicht morgen schon, in Stuttgart geltend machen will. Ich glaube nicht, es glaubt Niemand, daß man mir einen anderen Platz geben wird. Doch über die Feiertage muß ich schon noch dran. Eh bien, mais je suis comme dans un songe.

Ich muß hier abbrechen — gelt? Du nimmst's nicht übel; ich habe so viel zu besorgen. Von jener Sache sagst Du indessen Niemand was, bis ich's entschieden habe.

---

[1]) Obertribunalpräsident Georgii, der Gatte einer Schwester von Mörike's Vater; seit des Letzteren Tod leitete er Eduard's Erziehung.

[2]) Die schon damals kränkelnde Luise (geb. 1799).

[3]) Scherzname für Ludwig (Louis) Buttersack, geb. 1804, † als Stadtpfarrer in Liebenzell 1861.

[4]) Ich vermag nicht bestimmt anzugeben, welcher Rheinwald gemeint ist, am wahrscheinlichsten der 1805 geborene Friedrich Wilhelm Karl R., Pfarrer in Scharnhausen und Höfingen, † 1891.

[5]) So schrieb der Dichter in jüngeren Jahren seinen Namen.

[6]) Vermuthlich Oberconsistorialrath Wurm, Decan in Nürtingen.

[7]) Prälat Dr. Süskind, Director des Studienraths, der über die Verwendung der nicht definitiv angestellten Theologen zu entscheiden hatte.

[8]) Payer.

[9]) Reudern.

[10]) Dieser Titel für „Decan", früher auch amtlich gebraucht, ist heute in Württemberg noch sehr geläufig.

Noch einmal auf Deinen Brief zu kommen: thu' mir doch den Gefallen und schreib' mir das Waiblingerische[1]) Gedicht! Ueberhaupt laß mich nicht ganz mit Briefen auf dem Trockenen! Ich will sie getreulich erwidern.

Leb' wohl! Dein M.

II.

In der That mußte sich Mörike dazu bequemen, das Vicariat in Oberboihingen zu übernehmen, allerdings nur auf wenige Tage. Noch vor dem Weihnachtsfeste wurde er dem Pfarrer Gmelin in Möhringen auf den Fildern als Gehülfe beigegeben. Hier, wo er weniger seinen Vorgesetzten in kirchlichen Functionen zu unterstützen, als dessen Sohn zu unterrichten hatte, befand er sich in einer verhältnißmäßig befriedigenden Lage; doch erlitt damals sein Gemüth durch den Tod seiner geliebten Schwester Luise (am 31. März 1827) eine schwere Erschütterung. Die fünf folgenden Briefe fallen in diesen Abschnitt.

3. An Mutter und Geschwister.

Möhringen, den 19. und 20. December 1826.

Den 19. December Abends.

Meine Geliebtesten!

Es ist jetzt nach sechs Uhr, ich sitze bei Licht an meinem Pult in einer warmen Vicarsstube und weiß nichts Besseres in diesem Augenblick, als Euch zu schreiben. Ich zweifle nicht, daß die liebe Mutter wohl heimgekommen sei, denn wenn einem sonst gut geht, hat man in allen Stücken gute Hoffnung, und dies ist in der That bei mir der Fall; ich bin ganz wohl zufrieden und sehe nicht, wo die Zeit eine Aenderung hierin machen könnte. Die Leute sind sicherlich gut, und ich kann fast in Allem nach meinem Sinne leben, in äußerer Bequemlichkeit geht mir nicht das Geringste ab, selbst einiges Ungewohnte, wie z. B. das Informiren, wird mir schwerlich zu Last werden, zumal da es mich dagegen von manchen kirchlichen Geschäften dispensirt. Ich habe dem Buben bereits einige Stunden gegeben und finde bis jetzt bei Weitem das ungelehrige Ingenium nicht, das mir Lehmann[2]) an ihm beschrieben. Nachmittags machten wir einen Spaziergang zusammen; hier sah ich den Baron[3]) im Vorbeigehen, den ich mir ganz anders vorgestellt hätte, zum ersten Mal. Wir kamen bis gegen Degerloch hin in so kurzer Zeit, daß mir das Herz klopfte, mich mit Einem Sprung vollends nach Stuttgart zu versetzen.

Fortgefahren den 20. December, Donnerstag.

Alle die bekannten Wege und Gegenstände umher erweiterten und verengten meine Brust wechselsweise mit Wehmuth und Glück, ich konnte den Gedanken kaum fassen, daß diese Gegend durch ihre Nähe gleichsam stündlich wieder in meine Gewalt gegeben sei. Diese Empfindungen waren um so überraschender und wunderbarer für mich, weil ich eigentlich jetzt erst die Lage Möhringens recht begriff. Ich sah seinen Kirchthurm links im Nebel von der Straße aus und wartete mit sonderbarer Sehnsucht, ob nicht ein Tübinger Bekannter die Straße herkäme, dem ich ihn zeigen könnte. Mein junger Begleiter fand die Sache so natürlich, daß er mich oft mit verwunderten Augen ansah. Man redete mir schon gestern und heut' sehr zu, einen Spaziergang nach Stuttgart auf die Messe zu machen. „Einen Spaziergang" nach

[1]) Wilhelm Waiblinger, Mörike's intimer Universitätsfreund, der glänzend begabte, 1830 in Rom gestorbene Dichter.

[2]) Mörike's Vorgänger als Vicar in Möhringen.

[3]) Baron von Jan, der damals in Möhringen wohnte.

Stuttgart — was meinst Du, Luise? Ist das nicht ein artiges Wort, das man höchstens im Traum wagen würde?

Nun einige Aufträge. Bei der ersten Betstunde kam es zur Sprache, ob ich einen Kirchenrock hätte, und sie wunderten sich ziemlich über mein „Nein"; denn des Pfarrers kann ich nicht tragen, und auch der Lehmann war mit einem eigenen versehen; sie waren aber gleich besonnen, daß ich mir eben einen verschaffen möchte, und im Grunde ist es billig. Die Frau Pfarrer übernahm mit großer Bereitwilligkeit die Sorge, das Zeug zu bestellen, es kam noch gestern mit der Rechnung von Stuttgart an, macht 6 fl. 32, und der Schneider versprach ihn noch vor den Christtagen. Den Conto aber mußt' ich schicklicherweise gleich bezahlen, meine Barschaft ging dadurch sehr auf die Neige, und ich muß Dich bitten, liebe Mutter, mir wieder einiges zu schicken, je eher, je lieber.

Ferner: in dem Kommodeschubläbchen links, wo die Tinte steht, liegt ein Briefchen von Louis[1]), das er, glaub' ich, in Oberbohingen an mich schrieb; er möchte mir's schicken. 3. Mein Federmesser, 4. Zahnpulver, 5. das Taschenbuch Kronos (nicht zu meinem Gebrauch).

Gestern schickt' mir die Frau Pfarrerin (das laß' ich der Luise sagen) ein Büchlein herunter, ich möchte es auch geschwind lesen, es sei so nett, es sei vom Herrn Geheimen Rath. — Was war der Schatz? Schriften von H. Clauren, vierter Band.

Lebet wohl! Gebe bald Nachricht von Luisen und Euch Allen!

Euer treuer Eduard.

4. An Schwester Luise.

Möhringen ohne Datum. Der Brief ist etwa im Februar 1827 geschrieben.

Möhringen, 8 Uhr Morgens.

Geliebteste Luise!

Es ist heute ein so schöner, goldiger Tag, als nur je im Frühling einer vom Himmel fallen [kann]. Ich sagte deswegen vorhin beim Frühstück zu meinem Herrn Pfarrer, wenn die Erfindung der Luftschiffe zu Stande gekommen wäre, ob er jetzt nicht Lust hätte? Aber er sprach von der entsetzlichen Kälte; hingegen ich schauderte vor Wohllust bei dem Gedanken; wenn ich mein Fenster aufmache und rechts hinübersehe, so hängt rothe Winterſonne in leichtem Dampf, und der übrige Himmel ist eine Bläue, und zwei, drei Dächer in der Nachbarschaft haben ihren vollen Schnee rosinroth anlaufen lassen. Da fällt mir nun ein gewisses Offert des lieben Onkels von Bernhausen[2]) aufs Neue auf die Seele. Er war nämlich gestern hier bei des Barons und ließ mich rufen, und zwar — was wie des Himmels Lenkung war — von einer unerträglich faden, großen Gesellschaft im Pfarrhaus weg. Mir hüpfte das Herz, wie mir des lieben Onkels treues Gesicht so freundlich zwischen der Thür' entgegen kam. Auch die Tante war da, und Lady Milford nahm sich recht imposant unter dem übrigen Adel aus. Die herzige Frau Killinger[3]) saß zwischen der Tante und dem Onkel, ich konnte nicht umhin, immer aufs Neue wieder nach ihr zu blicken; sie erinnerte mich sehr an Marie M., nur daß sie allerdings um einige Mondscheinsfäden zärter ist. Sie sprach mit äußerster Innigkeit von Dir und der lieben Mutter und will mir ehestens einen Brief an Letztere zur Bestellung senden. Sie hofft in Bernhausen mit Euch einmal zusammen zu kommen. Den lieben Onkel interessirte die Nastische Angelegen-

[1]) Ein jüngerer Bruder des Dichters (1811—1886); Landwirth.

[2]) Pfarrer Neuffer, an den eine Schwester von Mörike's Mutter verheirathet war; Mörike und die Seinigen standen zu ihm und seiner Familie in besonders nahen Beziehungen.

[3]) Freifrau von Killinger, eine Tochter des Barons Jan.

heit, und was ich dabei zu thun gehabt, sehr. Ich bekam nämlich um jene Zeit von der Frau Directoriy[1]) eine Einladung nach Stuttgart, wie Du aus dem beigelegten Brief sehen wirst. Wie ich hinunter kam, fand ich schon so viel ziemlich ausgemacht, daß dem Nast[2]) ein Kurmonat auf ein Vierteljahr in Schönthal bei seinem Schwager gewährt sei. An der Frau Directorin fand ich eine außerordentlich verständige Frau, und ich versäumte die Gelegenheit, als ich über eine Stunde allein mit ihr redete, nicht, mich in einem nüchternen Lichte zu zeigen; auch berührte ich den Verdacht der Phantasterei, in dem ich vielleicht stehe, offen bei ihr und glaube, daß er nun hier weggefallen ist. Ihn traf ich beide Male nicht an, denn das Mittagessen schlug ich aus und speiste bei Georgii, der ungemein gütig gewesen. Nun also der liebe Onkel von Bernhausen lud mich gestern ein, mit ihm zu fahren, und heute ging's dann auf ein paar Stunden nach Nürtingen: aber ich konnt's nicht wohl wegen des Pfarrers.

Bei Euch, meine Herzen, steht es ja besser, das fördert meine Laune sichtbarlich.

Noch etwas. Setzet doch in Euren lieben Briefen allemal auch einen Empfehl an des Herrn Pfarrers bei, weil ich die Briefe meistens oben erbreche und stückweis vorlese — nur damit ich eine wohlfeile Schmeichelei mit gutem Gewissen anbringen kann. In Stuttgart konnte ich keine weiteren Besuche machen, denn das war um Nasts willen billig. Auch mußte ich dem Stiftsprediger meine Aufwartung machen.

Lebet wohl! Euer getreuer E.

Wie ich von Stuttgart herauf an Degerloch vorbeigehe, ruft mir eine Bötin und gibt mir den Brief, der 35 Kreuzer kostete und aus Rom ist[3]); ich las ihn während dem Gehen und muß sagen, daß er mich gefreut hat. Wirst Du ihn auch *lesen* können?

5. An Lotte Späth in Stuttgart.

Nürtingen, den 1. April 1827.

Beste Jungfer Lotte!

Ihr letzter Brief an mich ist beinahe voll von dem aufrichtigen und schönen Wunsch einer baldigen Auflösung des irdischen Lebens Ihrer ewig getreuen Freundin; ich darf Ihnen sagen, daß dieser Wunsch schon auf das Seligste, Sanfteste erfüllt war, als ich ihn auf Ihrem Papier las. Ja, es ist geschehen.

Gestern früh Morgens um vier Uhr nach vielfältigen und auch in ihrer schwachen Stimme noch unbeschreiblich wohllautenden Gebeten, Liederversen, traulichen Liebkosungen an ihre Mutter hauchte sie das Letzte aus. In derselben Nacht hatte sie uns noch aufgetragen, wir müßten Ihnen ja sagen, daß sie noch in diesen Augenblicken an ihre „Lotte" denke. — „Bitte Gott," sagte sie zu mir, „daß er's doch mit mir abkürzt!" — So viel wollte ich Ihnen sagen; und noch das: In einer Art von Testament, was sie mir in die Feder dictirte, ist außer einigen anderen auf Sie bezüglichen Bestimmungen auch vorgeschrieben, man [solle] ihr das von „meiner Lotte selbstgesponnene Hemde anziehen". Dies ist bereits geschehen[4]).

---

[1]) Süskind.

[2]) Wilhelm Nast, geb. 1807, Theologe, der nach seinem Uebertritt zur Methodistenkirche in Amerika Glück machte.

[3]) Von Waiblinger.

[4]) Der Brief ist von Mörike's Mutter fortgesetzt.

6. An Hartlaub.

Möhringen, den 8. und 16. April 1827.

Palmtag, Abends 9 Uhr[1]).

Mein Geliebter!

Ich hatte schon vor sechs Tagen einen Brief an Dich angefangen, aber in einem so ungünstigen Augenblicke, daß ich ihn nun nicht fortschicken will. Ich hatte den Deinigen, der während meiner vierzehntägigen Abwesenheit hier gelegen war, erst nach meiner Zurückkunft von Nürtingen zu Gesicht bekommen, wohin man mich um meiner Schwester willen berufen hatte. Kaum war er gelesen, so bemeisterte sich Deine treue und große Liebe meiner so sehr, daß ich ihn noch ganz betäubt von dem unbegreiflichen Schicksal, welches uns betroffen, gleich zu beantworten versuchte.

Ich übergehe nun Vieles, fast Alles, was ich Dir damals habe sagen wollen. In einer ganz anderen Stimmung als damals, die ich wohl eine glückliche und einstweilen zufriedene nennen kann, schreib' ich heute am späten Abend noch an Dich, damit ich diese gute Viertelstunde doch mit Jemand getheilt und Jemand bezeichnet habe, den ich liebe, und zu dem ich in früheren Zeiten auch in der Noth des Herzens wie in der Freude mit aufrichtigem Zuge hingeeilt bin.

Es ist heut' ein schöner Tag gewesen, und besonders der Abend hat mir durch die Natur eine ganz sanfte Freudigkeit mitgetheilt. Ich komme soeben aus dem Freien, wo ich den guten Nagel[2]) nach seinem Dorf (eine halbe Stunde von hier) im Mondschein hinbegleitet habe, und ich schreibe dieses, im Bette sitzend, bei Licht; die Geschwindigkeit, womit ich, zumal weil meine Stube parterre ist, mich gleichsam im Sprung von der Straße hinweg ausgekleidet habe, versetzt mich in eine wunderliche Täuschung; es wird mir heut' Nacht im Traum vorkommen, daß mein Bett auf der Chaussee stünde.

Soeben schießt eine Wachtel (ich habe ihrer drei auf dem Boden laufen), vom Lichte geblendet, hoch auf. Mein Star sitzt ruhig, auf Einem Fuß und den Kopf untergesteckt, auf einer Sesselstange und schläft; ein paar andere Singvögel auf einem grünen Forchenast, der in einen Stockscherben gesteckt ist.

Ich bin hier bei sehr guten und wohlhabenden Leuten, die mir thun, was an den Augen abzusehen ist. Ich habe wenig zu predigen, dagegen einen jungen Menschen zu unterrichten, dessen Gesellschaft mir viel Unterhaltung macht, und mit dem ich übrigens ganz con amore eine seltsame und bequeme Educationsmanier eingeführt habe: es ist eine artige Mischung von Kameradschaft, Vertraulichkeit und Höflichkeit; wir reden per Sie und können ungern einen Tag ohne einander sein. Ich muß Dich vor allen Dingen recht in meine Umgebung einführen, damit Du künftig in der Einbildung den Weg leichter zu mir findest. Mein Zimmer ist groß, freundlich und neu, es hat ein Nebencabinet, das man mir für den Sommer zu meiner Vogelmenagerie eingeräumt hat. Eins von meinen Fenstern führt, sehr niedrig, auf ein kleines Gärtchen, das nicht benutzt wird, und wo wir vorigen Winter viel auf dem Finkenherd gefangen haben. Könntest Du doch, ach, dürftest Du manchmal zu mir kommen (etwa statt des L. Buttersacks, der in Degerloch, eine Viertelstunde von hier, eine Stelle nimmt, und auf den ich mich übrigens freue), besonders in den Stunden nach dem Abendessen, d. h. nach 7 Uhr, mit mir in Garten gehen hinter'm Haus! Dieser ist groß und modern angelegt. Im Hintergrunde steht eine halbrunde, weiß gegitterte Hütte mit einem Strohdach auf einem schön berasten Hügel; dort blickt man unmittelbar auf eine stille Wiese, wo (außerhalb des Dorfes) ein neuer Kirchhof zu bauen angefangen wurde. Dort kann man nur Dinge wie

---

[1]) Dieser Theil des aus zwei Bogen bestehenden Briefes trägt den Vermerk: „Zuletzt zu lesen!"

[2]) Pfarrer in Vaihingen auf den Fildern.

den Sommernachtstraum lesen; wenn der Wind darnach ist, hört man auch eben dort mit einem aufmerksamen Ohr das Achtuhr-Getrommel in Stuttgart. Nichts gleicht dem Vergnügen, wenn man nach dem Kaffee Mittags en famille herausgeht, gärtelt und nichts thut, und ich bringe auch den Staren auf der Hand mit heraus. Wie er die curiose Natur um sich her und die neue Sonne betrachtet, den Kopf nach allen Seiten dreht, so daß man schwören muß, er denke! Auf die Gefahr des Davonlaufens (denn für das Fliegen ist ihm gethan) laß' ich ihn auch nach allen Richtungen vor mir draus spazieren, wobei er sich fast wie ein Mensch benimmt, der auf Stelzen geht, oder ich setz' ihn auf einen Tannenzweig, wo er unbeweglich bleibt. Du glaubst nicht, was dieses Thier mein Freund geworden ist; ich träume oft von ihm und habe dann, immer als wär' er in Lebensgefahr, schon viel um ihn geweint. Sein Gesang, zum Theil angelernt von dem ersten Besitzer, ist öfters unbeschreiblich schön und weich, aber freilich meistens zerstückt und wie die rührende Aermlichkeit einer Drehorgel, auf deren Walze bei der Melodie einige Stifte fehlen; auf die Art pfeift er ein gewisses Schäferliedchen, das er mitunter auch durch sonderbares Geschwätz, Schnalzen, deutlich gesprochene Scheltwörter und unübertreffliches Hühnergackeln unterbricht. Ich hatte neulich, sehr pressirt, auf eine Predigt zu denken und mußte ihn, so lieblich er sang, einsperren, damit er aufhöre; aber nun ging's ganz hitzig mit: „Spitzbub! Dieb! Dieb!" auf mich los. Ich sage Dir, daß seine komische Einfalt und herzige Naseweisheit mich oft zu Thränen rührt.

Den 16. April 1827.

Mein treuer, mein geliebter H.!

Das beiliegende Blatt liegt bald acht Tage in meinem Pult — aber ich war unterdessen nicht nicht im Stande, Dir über dasjenige Ereigniß zu schreiben, auf dessen Erzählung Du weit begieriger sein wirst als auf die kleinlichen Beschreibungen, die Du in jenem Blatte antreffen wirst. Und auch jetzt ist mir nicht möglich, Deine Erwartung zu befriedigen; ich hüte mich für jetzt noch davor, jene Trauer und, was damit zusammenhängt, in seiner völligen Wahrheit vor meine Seele zu stellen, und rede deswegen so ungern davon. Ich lebe in einem mir unbegreiflichen Zustand der Leerheit, gegen die ich mit aller Macht kämpfe. Es liegt aber ein wohlthätiger Schleier in mir über dem Bewußtsein meines entsetzlichen Verlustes, ich bin gegen die Wirklichkeit verblendet. Habe nur Geduld! Du sollst noch Alles, Alles durch mich hören. Du hast sie ja auch gekannt, gewiß auch beweint, so gewiß als Du mich liebest.

Mein H., Dein Brief, so wehmüthig er mich gemacht hat, hat mir doch unbeschreiblich wohl gethan. Ich hatte mir's, seitdem wir so weit von einander sind, nur nicht recht gestanden, wie sehr ich etwas Herzliches von Dir wünsche; ich hatte, was ich Dir jetzt wohl gestehen darf, einen heimlichen Zweifel, ob nicht Entfernung und andere Umgebung Deinen Sinn gegen mich doch vielleicht geändert hätte. Dir ist es, wie es scheint, ebenso in Bezug auf mich gegangen, aber gewiß und wahrhaftig mit Unrecht. Und eben jetzt, da ich, wie man glauben sollte, für nichts Lebendes mehr viel Herz übrig haben könnte, muß Dir die Versicherung meiner Liebe um so glaublicher und diese letztere selbst um so dauernder erscheinen.

Du sollst auch etwas aus den Sachen meiner Luise als Andenken besitzen; ich werde das nicht vergessen.

Heute Nacht hat mir geträumt, mein gestorbener August[1]) sei wieder leibhaftig unter uns: man hielt ihn damals bloß für todt, und meine Mutter hatte ihn dann verborgen. Meine Empfindung bei diesem Auftritt wird mir künftig zum Maßstab des Wiedererkennens im Himmel dienen.

Leb wohl! wohl! Schreibe mir bald! Ich bin Dein treuer

Eduard Möricke.

[1]) Mörike hatte diesen von ihm besonders geliebten älteren Bruder 1824 verloren.

7. An Mährlen[1]).

Möhringen, den 11. Mai 1827.

Lieber M.!

Denkst Du auch noch an mich? Gestern kam ich von Nürtingen zurück; dort sagte mir meine Mutter, daß Du sie besucht hättest. Ich sehnte mich nun vollends recht nach Dir, nach dessen Anblick mich schon seit unserer Trennung genug verlangt hatte. Trotz diesem schrieb ich Dir niemals, aber wahrhaftig aus keiner andern Ursach', als weil mir ahnte, Du könntest meinen Brief nicht gut reimen mit der Art, wie sich meine Liebe zu Dir in Tübingen ausdrückte, die Dir, wie ich wohl merkte, zweifelhaft oder nichtig vorkam, weil ihr allerdings der richtige tactus nicht gelingen wollte. Ich habe dies öfters ändern wollen, denn es kränkte mich zuweilen mehr als Du glaubtest; ich spielte Dir manchmal darauf an, aber Du schlüpftest mir durch, entweder weil Du nicht trautest, oder weil Dir die bisherige Gewohnheit beiderseits unüberwindlich vorkam. (Wein in alte Schläuche füllen!) Ich muß gestehen, daß mich selber so etwas zurückhielt, und von einer offenen Erklärung die Scham, nichts auszurichten. So viel ist gewiß, daß mir der verführte Karren tausendmal weh that; neuerdings aber kommt dies bei mir gar nicht mehr in Betrachtung, sondern nur eine reine Sehnsucht und das echte Korn von Herzensneigung, die Allem zu Grund lag, und die sich nimmer verbannen läßt. Glaube nicht, dies schreib' ich etwa in einer Stimmung, die besonders darnach wäre! Nein, ich schreib's aus dem ganzen Zusammenhang aller Tage und eines stäten Gefühls heraus. Ich will Dich mit diesen Aeußerungen auch nicht locken oder rühren. Du brauchst sie mir nicht einmal zu beantworten; nur glauben sollst Du sie. Satis. Es wird Dir schon dies Wenige zu viel sein.

Gestern war ich den ganzen Tag mit dem lieben Buttersack und streiften in Wäldern und Thälern herum und versäumten gar das Mittagessen. Es wurde viel von Dir geredet, und ich besonders konnte nicht satt werden. Wir sind im Mai. Ich sage Dir, ich habe schon genug Briefe geschrieben, nur um mir durch das Datum die Gegenwart dieses Monats, scilicet quod est, recht zu befestigen. Du wirst Dich derzeit häufig ins hohe Gras legen und die liebe Sonne an Dir saugen lassen und Dich von Maikäfern einsummen lassen. Weißt noch, wie wir vor zwei Jahren um diese Jahreszeit in der Nähe der Allee mit dem Hyperion[2]) lagen?

Mein Pfarrer hat einen großen und modern angelegten Garten hinter'm Haus mit schönen Hütten und Lauben, zwanzig Schritte weiter etwas auf der Seite ein frisch erbauter Gottesacker mitten in einer grünen Wiese voll Apfelbäumen. Hier bin ich eine große Zeit des Tages und der Nacht. Du wirst Dir nicht gut denken können, wie ich lebe seit dem 31. März[3]). Ich schwöre Dir, daß ich von mir selber nicht Rechenschaft geben kann. Im Grunde bin ich derselbe. Seinen größten Verlust begreift der Mensch am wenigsten. Weder ruhig noch unglücklich. Ich habe eine sonderbare Oekonomie in mir gestiftet, und daß ich mit Niemand von der Sache viel rede, ist ein gutes Mittel. Ich lebe dennoch gern und habe jetzt erst die Wahrheit des Spruches erfahren, daß Jeder sich selber der Nächste ist. Ueberall ist Elend, und daß doch meine Schwester selig sei, dies ist die Summe meines Trostes. Genug!

Ach, lasse doch auch etwas von Dir zu mir kommen! Wie denkst Du denn nun von Deiner nächsten Zukunft? Den Nagel hab' ich geheißen an Dich schreiben wegen der vortheilhaften Hofmeisterstelle in Bayern; er hat aber noch keine Antwort von Dir. Du wärest nicht wohl geschent, wenn Du nicht zugriffest. Geh' hin! Es ist doch eine Staffel.

---

[1]) Mährlen war damals Vicar in Zell unter Aichelberg (Oberamt Kirchheim).

[2]) Von Hölderlin.

[3]) Der Todestag der Schwester.

Gestern bekam ich einen langen Brief von dem guten Ernsbacher [1]). Er meint, es müsse sein, daß ich jetzt zu ihm ginge und erwartet's bestimmt. Ich hatte nie so großes Bedürfniß und Lust gehabt freilich als eben jetzt, aber ich bin eine angebundene Ziege. Vor kurzer Zeit war er bei mir hier und schlief bei mir. Auch Mariane [2]) sah ich endlich und seine sehr liebenswürdige Lisette [3]).

Nun schreibe mir balde, bald!

Spürst Du nicht auch schon Tübinger Heimweh? Ich wie sehr! Trotzdem, daß es mir hier gut geht. Ich habe mir von dem lieben Blumhardt [4]) die Gerüchte ins Detail erzählen lassen, die in T[übingen] von meiner hiesigen Lebensweise, Pädagogik und Pastorale umlaufen. Es ist kein Wort daran wahr. Herr Gott, wie sind die Leute so blind und dumm!

Leb' wohl, bester M.! Ich bin Dein aufrichtiger

E. Möricke.

III.

An den Möhringer Aufenthalt schließt sich das Vicariat bei dem wackern Pfarrer Renz in Köngen (Oberamt Eßlingen) von Mai bis December 1827 an. Hier drängte sich Mörike von Tag zu Tag unabweisbarer die Ueberzeugung auf, daß er für den geistlichen Stand nicht tauge, und er erkämpfte sich von seiner Familie die Erlaubniß, wenigstens zeitweise aus dem Kirchendienst auszuscheiden und den Versuch zu machen, sich eine anderweitige Existenz zu gründen. Ueber diese Verhältnisse geben die Briefe 8—21 Aufschluß, die übrigens nicht alle zu Köngen geschrieben sind, sondern theilweise an benachbarten Orten, wo Mörike sich vorübergehend befand, einer auch zu Tübingen, wohin er, dem Zuge des Herzens folgend, im September einen kurzen Ausflug unternahm.

8. An Hartlaub.

Köngen, den 25. Mai 1827.

Mein H.

Von Deinem lieben, lieben Brief nachher — ich erhielt ihn noch in Möhringen; jetzt aber schreib' ich Dir weder von dort aus noch von Nürtingen noch sonst von einem Dir bekannten Orte aus. Du mußt ihn nachher errathen. Zuerst aber will ich Dir sagen, daß ich das gute Möhringen ganz verlassen habe. Der dortige Pfarrer hatte mich eigentlich nur zu Information seines Sohnes angenommen, mit dessen Abgang in eine Apotheke ich entbehrlich wurde. Ich ging sehr ungern von diesen braven Leuten, und sie ließen mich auch ungern; uns allen stund das Wasser in den Augen. Nun aber bin ich vielleicht besser besorgt als jemals. Es ging mir nur zu geschwinde, ich rechnete auf eine Zwischenzeit von wenigstens vierzehn Tagen, um meinen verlassenen Bruder in Scheer [5]) und Euch zu besuchen, den Herzens-Bauer nämlich, wo Du dann hättest auch hinkommen müssen. Ach, er hat mir auf meiner Schwester Tod einen solchen Brief geschrieben [6]), daß ich

[1]) Ludwig Bauer.

[2]) Bauer's Gattin.

[3]) Bauer's Schwester.

[4]) Johann Christoph Blumhardt, geb. 1805, † 1880, Vorstand einer bekannten Privatheilanstalt in Boll.

[5]) Karl Mörike, damals Amtmann zu Scheer in fürstlich Thurn und Taxis'schen Diensten, geb. 1797, † 1847.

[6]) Abgedruckt in Bauer's Schriften S. XXXVII.

mich schwer überwinden konnte. Aber es wurde mir alles abgeschnitten: der hiesige Pfarrer, den ich anfangs nicht kannte, bat sogleich nach meiner Entlassung auf Recommandation meines Onkels im Consistorium um mich, was ich wegen der großen Nähe von Nürtingen (d. h. meiner betrübten Mutter) mit Freuden ergriff und übrigens auch auf die kürzeste Zeit nicht verschieben konnte; diese kurze Zwischenzeit erforderte ohnehin bei den Operationen wegen des neuen Vicariats meine unmittelbare Nähe und Abwartung. Jene Bittschrift des Pfarrers nämlich kreuzte sich mit einem Decret, worin ich schon nach Kirchentellinsfurt (bei Tübingen) beordert war. Mir that die Wahl weh, sie stand noch halb in meiner Hand; dennoch zog ich aus mancherlei Betrachtungen den hiesigen Ort vor, und Herr Süskind gab seine Erlaubniß. So bin ich denn hier; ich kann Dir nicht sagen, wie gerne. Die Gegend, die Leute im Haus — alles ein ganz ander und feiner Korn, als in dem Möhringen. Das Pfarrhaus steht mit der (einst sehr merkwürdigen) Kirche und dem Schulhaus isolirt auf einer beträchtlichen Anhöhe über dem Dorf, das ich noch gar nicht zu sehen kriegte, außer einigen Häusern, die nach der Hinterseite hin zwischen dichten Bäumen herausäugeln. Von den vorderen Fenstern aus hat man nur die unbeschreiblich reizende und freie Aussicht auf die Ebene, Hügel und halbversteckten Ortschaften um Nürtingen, den ganz nahen Neckar in geschmeidigen und glänzenden Krümmungen mit der berühmten steinernen Brücke bei K. Hiervon ist ein Volksmärchen über einen Pferdesturz Herzog Ulrich's ins Wasser bei Gelegenheit einer Schlacht[1]). Ferner hat man zum Hintergrund eine große blaue Gebirgskette, in deren Mitte Neuffen, im Fernrohr zum Zeichnen nahe. Unmittelbar vor meinem Fenster streckt sich unser Garten schief hinab, terrassenförmig und ganz geometrisch angelegt; daraus erkennt man schon meinen Herrn Pfarrer. Das ist ein Mann lediglich nach meinem Sinn, d. h. nicht als ob er mir gleiche, gar nicht; ein großer Mathematiker und Mechaniker, viel Aehnliches mit Bohnenberger[2]) — auf dem Rücken sogar eine kleine Anspielung auf Lichtenberg — und von jenem besonders die Augen, die Freundlichkeit, den Kopf. In besagten Wissenschaften ist er in der That berühmt und wäre es bei weniger Bescheidenheit zuverlässig noch mehr. Ich hab' ihn in den zwei Tagen, da ich hier bin, sehr natürlich, aber fein, Freund vom Komischen und offenherzig gefunden: wir kennen einander schon gut, dennoch hab' ich noch nichts aus seinem Laboratorium zu Gesicht bekommen außer einer sehr kunstreichen Uhr, die im Wohnzimmer steht und sich zufällig als sein Werk entdeckte. (Die Pfarrerin flüsterte mir's lächelnd ins Ohr.) Ich habe von einer dritten Seite gehört, daß er gelegenheitlich Manches zum Vorschein kommen lasse. Er spielt das Clavier, versteht das Theoretische der Musik auf den Grund — ich habe noch keine Note von ihm gehört. Von welcher Materie auch die Rede sei, so ist er ein Gefäß, das echten Wein von sich gibt, wo man es anbohrt, oder sagt er: „Ich verstehe das nicht wohl." Bei all dem hat seine Gegenwart nichts, das einen die Ueberlegenheit auch nur unwillkürlich fühlen ließe, und es zeigt sich mir auch hier wieder, daß einen der starke Geist eines Mannes nicht drückt oder verlegen macht, sobald man neben einem guten Willen einen möglichst hohen Grad von Menschenkenntniß und nicht etwa nur eine halbe an ihm entdeckt hat. Ein edler Begriff von Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit begegnet einem schon unten im Hausöhrn an der Stiege, und so geht's durch Alles durch; ich bin genöthigt, mich allen diesen Tugenden zu conformiren, ob mich gleich Niemand auch nur mit einem Wink dazu auffordern würde; dazu ist man nun Vieles zu delicat. Eine recht artige ältere Tochter Karoline ist im

---

[1]) Diese Sage ist erst durch Hauff's 1826 erschienenen Roman Lichtenstein allgemein verbreitet worden.

[2]) J. G. F. Bohnenberger (1765—1831), Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität Tübingen.

Haus, die spricht ohne alle Affectation die schnelle Pfälzersprache und erzählt mir viel. Gestern Nachmittag, Donnerstag, war ich nach einem kurzen Maienregen im Garten und hatte eine große Freude, den Haushund, einen mächtigen weißen Pudel, einen Prügel apportiren zu lassen; der ging endlich verloren; der Hund sah sich nach einem andern und ich mich nach einer vernünftigeren Beschäftigung um; da fällt mir ein: Du schreibst dem lieben Hartlaub; in dem Augenblick kommt das Mädchen, ob wir nicht nach Wendlingen spazieren sollten, eine kleine halbe Stunde von hier; sie wolle mich bei des Herrn Pfarrers als guten Nachbar einführen. — „Wendlingen?" Wendlingen, dacht' ich, das wird doch nicht — „Wie heißt der Pfarrer dort?" — „Klemm." — Nun ging mir ein Licht auf, und mir fiel ein, warum ich einen Augenblick vorher an Dich denken mußte. Ich war begierig und ging mit. Es ist wahr: es sind charmante Leute, der Pfarrer gar, und wie natürlich er seine Anekdoten anbringt! Er erzählte mir von meinem lieben Vater und sah mir lange ins Gesicht; Deiner erinnerten sie sich noch sehr gut, die Pfarrerin erzählte Deine Regentour mit — einer gewissen Person, nach der ich mich immer vergebens umsah, und von der es endlich hieß, sie werde dieser Tage erst von Rielingshausen[1]) abgeholt, wo ihr Bruder und Verwandte sind. Ist's nicht merkwürdig, daß ich hier auf gewisse Weise Deine Sphäre berühren muß? Aber noch sonderbarer ist die Parallele (die aber NB. mit der vorigen nicht wieder eine neue bildet), in welche ich hier gestellt bin. Mein Vorfahr ist (seit drei Jahren) Herr Christian Schmid, den Klärchen N.[2]) glücklich macht; ich schreibe auf seinem Tisch, mit seiner Tinte, alle seine Effecten liegen noch um mich herum (weder ist er noch ich mit Sack und Pack auf- und abgezogen) — und ich soll kein Herzweh dabei bekommen, schwere Träume in seinem Bett und dergleichen? Ein wenig, aber gar nicht viel, kann ich Dich versichern. Er ist nun angestellt und läßt mich in seine alten Fußstapfen treten, so wie ich ihn einmal in die meinigen. Das ist doch billig von ihm, gelt? Ein Dienst ist des andern werth. Ernstlich aber, schon mehrmal hab' ich bemerkt und neulich besonders, daß das gute und einst verblendete Klärchen eine — Reue in dieser Sache vor sich selber verbirgt. Ich sah sie einige Tage nach meiner Luise Tod, der sie krank machte, im Bett in einem ganz dunkeln Zimmer; sie war sehr bewegt, stumm und zog beim Abschied ihre Hand, die sie mir selbst hingereicht hatte, und die ich einige Secunden in der meinigen behielt, sonderbar zurück. Ich hatte sie in diesem Augenblick unbeschreiblich lieb und wandte mich, eh' mir der Muth verloren gehen wollte, hinweg. . . . . Genug! ach, schon zu viel! Du könntest glauben, die Sache wäre mir allzu wichtig.

Soeben besinn' ich mich, um Dir nun auf Deinen Brief zu antworten, aber ich erspare dies auf das nächste Mal, weil das Bisherige fast „ganz historisch" ist und meinem Gefühl nach nichts anders mehr verträgt. Wenn Du an den lieben Bauer schreibst, so theil' ihm die Notizen aus diesem Brief mit, die ihm wichtig sein können, und besonders, was mein Ausbleiben entschuldigt. Ich thue nichts ungerner, als vor einer geliebten Person mich immer und ewig rechtfertigen. Und meinen Aufenthalt möcht' ich auch nicht zum zweiten Mal so weitläufig beschreiben. Uebrigens aber will ich ihm bald schreiben. Die Beilagen gehören zum 29. Mai[3]), den ich gewiß feiern werde. Wenn es möglich wäre, daß Du diese Sendung noch bis dorthin bekämst, so wollt' ich den schönen Vorschlag machen, daß wir morgens um sechs Uhr in Gedanken und per sympathiam einen Spaziergang nach Seeburg auf der Karte von Urach[4]) mit einander machen wollen; ich besitze nämlich das

[1]) Im Oberamt Marbach.

[2]) Klara Neuffer, nachmalige Frau Pfarrer Schmid, Mörike's Base und Jugendgeliebte; ihr gilt das Gedicht „Erinnerung. An C. N." (Gedichte S. 5).

[3]) Hartlaub's Geburtstag.

[4]) Dort hatten sich beide gemeinsam vier Jahre im Seminar aufgehalten (1818—1822).

ganz gleiche Exemplar von ihr. Die Karte behältst Du zum Gedächtniß an Eduard[1]) und Urach, das Blumenstück zum Andenken an meine Luise; es ist eine Malerei von ihrer lieben und geschickten Hand aus der schönen Ludwigsburger Zeit[2]) — —

Leb' wohl! und tausendmal Dank für Deinen Brief! Mach es sein bald wieder so! Ich bin Dein treuer Eduard M.

Am Sonntag ist Don Juan. Vielleicht seh' ich ihn. Ei, fast hätt' ich vergessen, Dir meinen Wohnort doch noch näher zu bezeichnen: bei Pfarrer Renz in Köngen bei Kirchheim.

Ei, das Gedicht auf Urach[3]) hätt' ich fast vergessen und gehört doch nothwendig zur Sache. Es war nicht unmittelbar auf Deinen Geburtstag berechnet, wie Du gleich sehen wirst, ich habe aber viel an Dich denken müssen.

Noch eine kleine Beilage ist die schwarze Gruppe, die ich nach einer Silhouette der berühmten Madame Duttenhofer[4]) in Stuttgart gemacht habe, schnell, aber getreu. Es ist ein sehr lieblicher Gedanke, soll die Versöhnung zweier Kinder allegorisiren, wovon das eine, das beleidigt hat, sich vor Scham und Reue nicht will trösten lassen. Der Baum scheint eine Olive zu sein. Das Ganze bei so großer Einfachheit, wie alle dergleichen Compositionen dieser äußerst geistreichen Frau, bewundernswürdig!

9. An Friedrich Kauffmann.

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist zu Köngen am 1. August 1827 oder kurz vorher geschrieben[5]).

Wenn an der Sympathie auch nur ein klein wenig was ist, so mußt Du in der Ferne gespürt haben, wie mich Dein lieber Brief erquickt hat. Er ist ganz ohne Datum (eine Manier, die mein verheiratheter Bruder K[arl] für den Tod nicht ausstehen kann), kommt nur so aus dem Blauen dahergeflogen, wie ein Sommerfaden. Ich danke Dir, lieber K., Du hast mit diesen paar Zeilen allerlei Bitterfüßigkeiten und schöne Sachen aufgeregt. Ich erhielt den Brief in größtem Körper- und Geistesbankrott bei der Heimkunft von einer tour forcé nach den herrlichen Reußensteiner Ruinen im Neidlinger Thal. Das ist noch etwas von großem Anblick; ich kann mich aber jetzt nicht darüber herauslassen, nur das sagen: als ich auf dem ungeheuren spitzigen Felsen stund, über den Abgründen der sonnenscheuen Wälder in die geöffnete Aussicht und in das Meer von Licht und Sommerluft hinausblickte, hie und da einen Weih mit ruhig ausgelegten Schwingen sich der Willkür des Windes überlassen und so in den reinsten Linien auf- und abbeugen sah, als hätte er Lust, seinen eigenen Leib in bloße Lust zerrinnen zu lassen: da hatte ich auch so eine Empfindung von „Was zieht mir das Herz so?“[6]) — Text und Mariens Stimme abgerechnet. — Höre, sage mir nur! (wie soll ich mich sein ausdrücken?) gibt es denn nun schon keine Marie Lohbauer[7]) mehr? Das heißt, um Gotteswillen! versteh Er mich nicht krumm! ich frage nicht, ob es außer in Ludwigsburg nicht etwa sonst in der Welt noch etwas derart gäbe, das

---

[1]) Hier und auch sonst mitunter steht im Original statt des Namens ein Zeichen, das einem griechischen Psi ähnelt. Mörike hatte nicht nur für sich, sondern auch für seine Geschwister und Freunde derartige Geheimzeichen ersonnen.

[2]) In Ludwigsburg, wo der Dichter am 8. September 1804 geboren worden, lebte die Familie bis zum Tode des Vaters 1816.

[3]) Gedichte, S. 35.

[4]) Luise Duttenhofer (1776—1829). Gattin des bekannten württembergischen Kupferstechers D.

[5]) Nach dem Poststempel.

[6]) Vergl. Goethe's Lied „Sehnsucht“.

[7]) Marie Lohbauer aus Ludwigsburg, die Tochter des 1809 bei Jsny gefallenen Hauptmanns und Dichters Karl Philipp Lohbauer, hatte sich im Juli 1828 mit Kauffmann vermählt.

weiß ich wohl; sondern ob jene in der That nun schon Marie Kauffmann heißt? Diese Namenscomposition klingt mir noch etwas fremd, ob sie gleich fast noch schöner lautet, als Angelika Kauffmann; aber man gewöhnt sich an Alles. Nein, schreibe mir's! ich weiß es im Ernst nicht. Auch Deine Adresse. Lieber Herzbruder, Du und, wenn es wahr ist, auch Deine theure Marie laden mich zum Besuch nach dem unvergeßlichen Ludwigsburg, aber wo die Ziege einmal angebunden ist, da muß sie grasen; ich bin ein geschworener Geist mit Predigen; ich kann nicht mehr mit zwei Schritten in den Pantoffeln aus meiner Hausthür in der Deinigen sein, in Dein Zimmer treten, Dich von der Algebra aufstehen sehen und die Iphigenie-Ouverture spielen lassen. Weißt? Da sah ich allemal den Staub auf dem Resonanzboden tanzen, während mein innerer Sinn auf Dein Spiel gerichtet war und ich die Musik mit wohlgefälligen Schmerzen in mir wühlen ließ. Erinnerst Du Dich noch der Nacht, wo Du, die Füße im Zimmer und Dein übriges corpus im Alkov, auf dem Boden gestreckt lagst? Wir sprachen damals viel von Rudolf[1]). Ich muß auch viel genug an ihn denken, konnte mich aber, wie ich kürzlich in Tübingen war, nicht entschließen, zu ihm zu gehen; aus mancher Ursache, so sehr mein Herz nach seiner Nähe hinzuckte. Er war meistens in bewundernder burschenschaftlicher Leibgarde-Umgebung, und außerdem fürchtete ich — meinerseits wie seinerseits — ein poetisches Raisonnement über meiner Schwester Tod, eine Gattung von Selbsterschöpfung, auf die ich von jeher üble Reue empfunden habe. Indessen ich habe mich beim Abschied von Tübingen mit dem bestimmten Vorsatz getröstet, ihm diesen Sommer oder Herbst noch einmal ans Herz zu fallen. Ich glaube nicht, daß sein letzter Fluch über mein Ausbleiben (den mir Mährlen treulich hinterbrachte) unüberwindlich sein wird. Ich will ihn überraschen; sag' ihm aber ja nichts davon! Zur selben Zeit komm' ich vielleicht zu Dir; ich will Dir nachher sagen, an welchen Hauptcoup sich diese Aussicht knüpft — nein, ich sag's lieber gleich. Aber rede indessen gegen Niemand davon! Ich habe halbe Hoffnung, die geistliche Laufbahn auf längere oder kürzere Zeit zu verlassen und indessen als Hofmeister, vielleicht in München, mehr meinem besseren Talent leben zu können.

„Seht doch den Querkopf! seht doch den Narren!
Seht, seht! seht doch den Narren!
Was kann er wollen? was kann er machen?
Was? Was? Was kann er machen?"[2])

So wirst Du leicht denken. Apropos bei diesen Zeilen, im Gesang, kann ich mir Dein Gesicht am besten denken; ich sehe alsdann jenes unvergleichliche Schmollen von Deiner Nase zum Mund herab, das Dir so gut steht. Marie wird mich hier besser verstehen, als Du selber.

Ja, so stehen die Sachen. Im Grund wäre die Veränderung nichts Unerhörtes, zumal ich vorderhand damit keineswegs einen bleibenden Bruch mit den Kanzelfreuden im Sinn habe. Des Menschen Wille, das ist sein Glück, und in gewissen Dingen spür' ich Mannes genug in mir. Ich hab' es hier sonst vortrefflich: eine der schönsten Gegenden im Land, und die Leute, in deren Haus ich bin, sind von feinerem Korn, als man sonst auf Dörfern sucht. Das Pfarrhaus, in dessen Rücken den Berg hinunter versteckt das Dorf liegt, steht mit der Kirche und Schule ganz vereinzelt auf ziemlicher Anhöhe, und seine Fenster von vorn beherrschen eine große, mannigfaltige Aussicht mit dem nahen Neckar und der Teck; Neuffen ꝛc. mehr in der Ferne. Der Pfarrer ist als Mathematiker und Mechaniker viel bekannt; er ist ein bescheidener, zartfühlender Mann, dem keine Empfindung und keine Wissenschaft

[1]) Rudolf Lohbauer, Kauffmann's Schwager, ein Jugendfreund Mörike's, geb. 1802, † 1873, Schriftsteller und demokratischer Politiker.

[2]) Ein Duett aus Cimarosa's Oper „Die heimliche Ehe", das Kauffmann und Lohbauer oft zusammen sangen.

fremd, keine Individualität unzugänglich ist; er hat gar viel von Bohnenberger. Du solltest ihn einmal in seiner Werkstätte sehn, oder wenn er eine Sonnenuhr macht oder im Garten die Mittagslinie sucht, oder, noch mehr, wenn er sich zuweilen mit stillen inneren Feuern ans alte, aber gute Clavier setzt und ohne Wortrumor alte, mir unbekannte Meisterstücke mit reißender Kraft und Fertigkeit spielt; hier ist sein glanzreiches Auge noch einmal so lebendig; endlich steht er auf, rückt den Sessel ins Eck und nimmt eine Prise, als wäre nichts geschehen, als hätte er nicht Himmel und Erde in mir bewegt. Der einfache, mit dem Leben fertige Mann! Der sich die Exclamationen lange abgewöhnt hat.

Wie gesagt, ich könnte an keinem bessern Ort sein; meine Mutter und Geschwister nur 1½ Stund' von hier, aber — „Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus?" — Das, daß ich in dieser Art von Lebensweise und dieser Beschäftigung meine eigentliche und wahre Portion von Kräften doch nicht ungehindert, ja fast gar nicht in Wirkung kann treten lassen. Als Geistlicher, als Vicar besonders, ich meine, als junger Prediger, steht unsereiner unter ganz besondern lähmenden Gesangbuchseinflüssen. Du kannst Dir schon denken. Ich möchte oft im eigentlichen Sinne des Wortes hinaus, wo kein Loch ist. Vor einer Viertelstunde fand ich auf dem Privet ein Blatt aus dem Buch eines alten medicinischen Knasterbarts „Von der Diät-Ordnung"; hier kommt folgende Stelle vor, die ich Dir als Recept auf vorkommende Fälle doch herfetzen will. Es ist von Affecten, Melancholie die Rede:

„Nach dem philosophischen Grund kann man, um sich zu moderiren, gleich durch raisonable Vorstellungen mit sich und andern sich divertiren und von der unruhigen Bewegung abziehen, die Nichtigkeit des Affects begreiflich machen lassen, dem Zorn eine Furcht, dem Schrecken eine Hoffnung entgegensetzen, andere occupationes vornehmen, zum Schlafen sich disponiren, die erregte Unruhe nur vom Herzen wegjagen und schütten, den Schrecken, Trauren, Aengsten recht ausweinen und ausschreien, die Natur mit einer Approbation in ihrem ersten Jäst besänftigen, einen Scherz daraus machen. Auf solchen Wegen wird die Seele in ihrer Alteration theils besänftigt, theils abgezogen von ihrer irrigen Bewegung; mithin das Geblüt und alle inneren Bewegungen in ihrem ordentlichen Lauf erhalten." Siehe da! artige Noten zu dem Goethischen Lied. Es müßte sich sehr gut ausnehmen, wenn man diese Worte in tiefem Baß in Musik setzte und mit brummiger Sicher-Mannes-Stimme[1]) der wahren Melodie accompagnirte. (Immer in zwei monotonen Tönen müßte es sein, also sehr leicht zu componiren.)

Mon Dieu! was ist das im Zusammenlegen ein großer Gevattersbrief geworden!

10. An Mährlen.

Ohne Ort und Datum. Der Brief scheint zu Köngen im August 1827 geschrieben zu sein.

. . . . . [2]). Bleibt demnach nichts anders übrig, als mich unmittelbarer selbst nach was umzusehen, um dann unabhängig nach dem Hut greifen zu dürfen, oder — zu warten. Aber zu warten, während ich deutlich spüre, daß ich in dieser Situation unter so heterogenen Einflüssen lediglich nichts anfangen kann mit meiner Lust nach derjenigen Thätigkeit, für die sich meine Natur immer wehrt, und die, wenigstens in der gegenwärtigen Periode, sich nicht mit dieser Art von Amt verträgt! Du machst eine humoristische, aber starke Schilderung von Deiner Unzufriedenheit (sie beruht endlich auf dem nämlichen Grund mit der meinigen),

[1]) Der sichere Mann, eine der köstlichsten Gestalten Mörike'scher Phantasie, gehört der Erfindung nach schon in die Tübinger Studentenzeit, während die künstlerische Darstellung des Stoffes erst in das Jahr 1838 fällt (Gedichte, S. 80).

[2]) Der Anfang des Briefes fehlt.

aber sei versichert, daß ich bei unseren bisherigen Unterredungen in dieser Sache, Dir — sei es aus augenblicklicher Faulheit, oder weil mir dergleichen gegenseitige reflexiones altiores im Gespräch zuwider sind, oder weil ich sie als bekannt zwischen uns vorausgesetzte — mein Bedürfniß nach einer andern Lage nie in dem Maß habe ausdrücken können und mögen, als es sich mir täglich aufdringt. Ich weiß zu gut, wo es mir fehlt, und es ist, so wahr ich lebe, kein überquerer Einfall, wenn ich mich aus diesen hunderttausend Haken und Häkchen losreißen will, die mich, oft unsichtbar, zerren und zerstreuen und meine bessere Kraft niederhalten, daß ich mich am Ende selbst nicht mehr kenne. Aber wem sag' ich denn das alles? Es ist, als hätt' ich meinen Onkel vor mir geglaubt. Nun, es ist lamentirt genug. Weißt Du keinen soliden Weg? Wir haben bisher die Stangen im Nebel gehabt und von Revolutionen gesprochen, wie die Burschenschäftler, bodenlos. (Apropos, weißt Du, daß der Stiftler Herrig und Kielmeyer Reißaus genommen haben — Griechenland zu? Das gehört aber nicht daher; wir wollen's bequemer.) Ich wünschte jetzt, mehr als je, auf der Stelle bei Dir zu sein. Und zu meinem Schrecken fällt mir nun erst ein, daß ganze acht Tage hingehen müssen, bis dazu Hoffnung ist.

Zwei Stunden später.

Merkst's meiner reinen Hand nicht an, daß ich eben von einem seel- und leiberquickenden Bad herkomme? Ich habe meinen treuen und gescheuten Begleiter, den Pudel, vom Haus, mitgenommen und mich freiwillig der Sträflingsarbeit unterzogen, sein weißzottiges Fell von Grund aus mit Seife zu waschen. Nachher schmeckte am Ufer an einem köstlich gebüschten Rain eine Pfeife Tabak noch eins so gut, und während der Hund in kannibalischem Wohlbehagen sich im Gras wälzte, las ich in dem guten „deutschen Dichterwald" von Uhland, Kerner u. s. w. unter andern ein kleines Gedicht, wobei mir meine Besuche bei Dir in Tübingen im Beck — Beckischen Logis und überhaupt unser far niente Leben recht eigens aufs Herz fiel. Ich setze Dir die zwei Verse[1]) her:

Ich und mein Spielmann sind gar gute Brüder!
Wann ich in seine Stube tret',
Setzt er sich nur so auf sein Bett
Mit seinem Zitherspiele nieder,
Spielt mir lustige, traurige Lieder,
Daß mir das Herz in der Brust erwacht,
Daß mir der Hauch an den Lippen schmacht.

Er hat ein alt bunt Glas, draus wurden wir Brüder,
Alte Zeichen liegen wie die Würfel umher,
Bücher, Narrheiten, Waffen und Wehr,
Und singt er drüber hin die kecken Lieder,
So lebt und webt das Alles wieder,
Mir ist's ein Traum, daß er nur Ein Fenster hat,
So seh' ich nichts von der neuen Stadt.

Die zwei letzten Zeilen, etwas undeutlich, kann man sich doch gut erklären.

NB. Den Cid weiß ich nicht zu finden, entweder liegt er irgendwo in Nürtingen, oder ich hab' ihn leider verloren.

Zu Anfang nächster Woche, wahrscheinlich Montag, verreiset mein Herr Pfarrer en famille auf acht Tage, und ich bin allein Herr im Haus. Nun, nächsten Mittwoch also bestimmt in Kirchheim und zwar Morgens 8 Uhr an Ort und Stelle. Bring den Lichtenberg mit! ich den Masaniello.

---

[1]) Lob eines Spielmanns. Von G. O. H. L. (Graf Otto Heinrich Löben). Deutscher Dichterwald (Tübingen 1813), S. 53.

Wenn mir nur am Mittwoch nichts Pastoralisches dazwischen kommt! Auf jeden Fall bin ich Nachmittags desto gewisser dort. Nein! Also auf Vormittag acht Uhr! Adieu! Dein tr. E.

Bringe diesen Brief mit! ich muß Dir etwas Verborgenes drin zeigen.

11. An Mährlen.

Ohne Ort und Datum. Der Brief scheint zu Köngen im August 1827 geschrieben zu sein.

Lieber Musen- atque Busenfreund!

Soeben sagt mir meine Pfarrerin, daß sie jetzt nach Kirchheim schicke; ob ich was hätte? Ich kann also in den zwei Minuten nur ein ganz diminutives Briefchen schreiben, Du magst fluchen oder nicht.

Gestern bekomm' ich endlich einen Wisch von Buttersack; er schreibt, daß ihm die Reise nach Urach ganz recht sei, vor drei Wochen könne er aber nicht weg, theils weil er lediglich auf dem Hund, theils wegen seinem Pfarrer; er schlägt vor, man solle zu Fuß gehen (aber lieber reit' ich auf meinem Hund), wenigstens er wolle das und uns dann in Urach treffen. Das ist ein verfluchter Manichäer; wir schlagen ihm die Füße ab, ich weiß nichts von Laufen, gefahren muß sein, und wenn ich mein Dutzend Bücher verkaufen muß. Von unserm letzten Sendschreiben wußte B[auer] noch nichts ..... Was denkst Du nun zu den drei Wochen? Mir ist's nicht zu spät. In dieser Woche hab' ich Mehreres vor, und wenn Du nichts Besonderes hast, so kommen wir erst in der nächsten Zeit wieder zusammen.

Daß ich den Masaniello vergessen habe! schick mir ihn doch! Indessen hab' ich eine vortreffliche Lectüre durch Zufall in einer alten Rumpelkammer auf der Bühne, wo Maschinenmodelle, Schnurrpfeifereien und alte Bücher vom Pfarrer stehen, gefunden: Epigrammata Oweni, eines englischen Dichters im siebzehnten Jahrhundert. Das ist ein Schatz von kurzem Witz, Feinheit und schönem Vers. Martial ist null dagegen. Ich schicke Dir den Duodezer nächstens; Du darfst die Finger danach schlecken. Auch bitt' ich Dich, daß Du mir in der Kürze das Conversationslexikon über ihn befragst — wenn er anders dort vorgelassen wird.

Adieu, Alter! Meliora meliore tempore.

Montag. Dein Eduard.

12. An Mährlen.

Köngen, den 27. August 1827.
Montag.

Lieb alt Luder!

Deinen Brief, wo Du mich auf jenen Mittwoch nach Kirchheim bestelltest, hab' ich wohl erhalten, konnte aber leider nicht kommen, weil ich bei einer Frau Privatcommunion halten mußte — kannst Dir denken, wie leid mir's that. Dann Dein Bleistiftbillet von Weiß aus! Da bestellst Du mich auf Freitag nach Ohmden[1]): habt Ihr denn den Bartholomäum nicht celebrirt? Es war offenbare Kalenderunwissenheit bei Dir. Der liebe Buschack war bei mir, läßt Dich schönstens grüßen; hatten eine lustige Zeit; er war über Nacht; auch Hoffmann[2]) und Nast waren (im Gefährt) bei mir, lassen Dich grüßen.

Was Deine humoristischen Blätter[3]) betrifft, so gefällt's mir zwar sehr für sich, glaube aber nicht, daß es auf diese Art und in diesem Umfang für unsern Zweck

[1]) Im Oberamt Kirchheim.

[2]) Wilhelm Hoffmann (1806—1873), der Berliner Hofprediger.

[3]) Eine literarische Arbeit Mährlen's, die für einen damals von Mörike und seinen Freunden beabsichtigten Almanach bestimmt war.

paßte. Ich will Dir demnächst weitläufiger schreiben. Bei den andern ist so eine Lahmerei, daß ich vermuthe, das Ganze wird unterbleiben. Eine Schmach! Nun die Nachricht: auf Mittwoch kann ich nicht nach Kirchheim, weil ich aus einer besonderen Angelegenheit nach Nürtingen geladen bin. Wirst mehr hören.

Adieu bester Karl!

13. An Mährlen.

Nürtingen, den 31. August 1827.

Mein lieber M.!

Ich habe gestern Abends Deine üble Nachricht hier erhalten, sie hat mir im tiefsten Herzen weh gethan; ich wünsche sehnlich, daß die Auskunft durch J[ustinus] K[erner] zu etwas führen möge[1]). Geschrieben ist bereits an ihn, und er wird durch meine frühere Anfrage vermittelst des Strauß[2]) bereits vorbereitet sein. Denn jene hatte ich sogleich ins Werk gesetzt. Ich habe dem K. nun dringend geschrieben und Dich zum Theil selber reden lassen; gewiß hat er den besten Willen, nur besorge ich, daß es ihm an näherer Notiz über Deiner Frau Mutter Zustand fehlen werde; ich habe dies schon in Deinem vorherigen Brief vermißt. Meinst Du nicht, es wäre insofern ein Nachtrag nöthig?

Ich wüßte Dir nichts weiter zu sagen und zu erzählen, was Dich in Deiner gegenwärtigen Verfassung ansprechen könnte, und Dir Geduld zurufen, hieße, das Echo Deiner jetzigen Tage unnöthigerweise vervielfältigen. Aber denke des Leidens, das auch andere haben, und so wenig, als Du, zur Schau tragen! zu diesen gehört auch Dein Eduard, der überall redlich mit Dir theilen will.

Von K[öngen] aus werde ich Dir wieder schreiben. Unser Kirchheimer Conventikelplatz soll verlassen stehen, bis Du mit leichterem Herzen auf die Gesundheit Deiner Leute wirst anstoßen können.

Mit unserm Plane gehe ich Tag und Nacht um, er ist das stäte Gespräch meines Herzens. Ich erwarte mit Sehnsucht Nachricht von Bernhausen und Stuttgart. Aber wenn sie nun auch günstig ist, wohin nur gleich? Der Wagner[3]) aus unserer Promotion verläßt seinen Platz in Steuffen und wird Hofmeister in Stuttgart bei einem Herrn von Münchingen.

Leb wohl! Dein tr. M.

Wie steht es denn mit Deinem Vater?

14. An Mährlen.

Tübingen, den 10. September 1827.
Abends nach 9 Uhr.

Liebster, bester M.!

Kaum sind es 4 Minuten, seit ich durch das Neckarthor hereingefahren, die alte Thorlaterne (zum Einfahrtskreuzer zünden!) gesehen und aus dem Gefährt gestiegen bin, so nehme ich schon eine Feder in die Hand und schreibe an Dich, wenn es auch nur wenige Worte sind — sie sollen mich gleichsam aus meinem Traume erwecken oder mir vielmehr schriftlich zu lesen geben, daß ich nicht, nicht träume,

---

[1]) Für Mährlen's schwer erkrankte Mutter wurde durch Vermittlung der gerade in Weinsberg weilenden Frau Hauffe Heilung gesucht. J. Kerner erzählt den Fall in der „Seherin von Prevorst" (S. 114 der neueren Auflagen).

[2]) Der mit Mörike befreundete David Friedrich Strauß (1808—1874).

[3]) Geb. 1804, † 1872 als Stadtpfarrer zu Gmünd.

daß ich hier in einem Zimmer der Walkmühle sitze, wirklich wieder die alte Melodie des Wasserſturzes höre, der mich so hundertmal an Deiner Seite eingesungen.

Als ich über die Brücke fuhr und die Häuserfronte der Stadt am Neckar hinauf, nach alter Weise erleuchtet, und dann — mich selbst ansah, da falteten sich unwillkürlich meine Hände und klemmten sich meine Finger ineinander; ich jauchzte, fast schaudernd, in mich hinein.

Wir hielten an der Walkmühle; die erste bekannte Person begegnete mir in der Mine, unsrer alten Dienerin.

Ja, die alte Melodie des Wassers! Ich höre sie. Daß Du sie nicht auch hörst! Ich fühle nun, wie innig ich Dich liebe, wie unzertrennlich Du von mir bist.

Dort links in unsrer sonstigen Stube — um diese Zeit — wie oft gingen wir da gleichgültig oder verstimmt neben einander zu Bett! Ach! und ich doch selten ohne ein halbes oder ganz lebhaftes und dankbares Gefühl Deiner lieben Nähe. Dies hab' ich Dir wohl manchmal durch eine scherzhafte Umarmung zu verstehen gegeben; für Scherz hast Du's dann auch genommen. Aber jetzt sollt' es anders sein.

Horch!

„Fließe, vielgeliebter Fluß![1])
Nimmer werd' ich froh —"

Solche Empfindung hab' ich jetzt voll wehmüthig seliger Verwirrung. Und:

„Selig wer sich vor der Welt" — ꝛc. ꝛc.

Ich wiederhole es:

„Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit ihm genießt

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!"

Gute Nacht! Ich sehe heut' (absichtlich) Niemand mehr von den Freunden und Bekannten. Ich schlafe bei Nast hier in der Mühle.

Dein Eduard.

15. An Wilhelm Nast.

Köngen, den 13. September 1827.
Morgens nach 7 Uhr.

Ich kam vor einer Viertelstunde hier an und noch gerade zum Frühstück. In Nürtingen mußte ich, verspätet, über Nacht bleiben; das verdroß aber meinen guten Herrn Pfarrer, wie ich sogleich beim kleinlauten Empfang fühlen konnte. Es ist dies das erste Mal, daß unser inniges Vernehmen gestört wird. Dies gab mir bittere Stiche ins Innerste. Ich eilte nur gleich auf mein Zimmer hinauf, um mit meinem Herzen allein zu sein; ich kam mir ganz verlassen vor, denn seit dem Abschied von Euch gestern sah ich kein freundliches Gesicht mehr (meine Leute waren alle in Stuttgart). Ich sah durch Thränen hindurch im Gedanken an Eure Liebe meine vier Wände, Bücher, Sessel, Tische an, was Alles eine gleichsam sprechende

[1]) Vergl. Goethe's Lied „An den Mond". Mörike citirt aus dem Gedächtniß, und darum nicht ganz getreu.

Miene der Trauer für mich annahm; überdies war Alles indessen so reinlich geputzt und gelegt worden, daß ich mir doppelt fremde darunter vorkam. Noch einmal mit Blitzesschnelle überlief ich die letzten Tübinger Tage und seufzte: Nun ist die alte Pein wieder da. — Da fielen mir die Arme am Leibe herunter, und ich griff schnell nach der Feder. Es klopft an der Thür, ein Mädchen bringt mir zwei Briefe von Tübingen, die von der nächsten Vergangenheit nur erst noch als von einem fröhlichen Project sprechen. Es waren die verspäteten Briefe vom lieben Schöll[1]) und Strauß. Sie waren mir wie Sonnenschein willkommen in den Augen, und ich bildete mir gefliſſentlich ein, es wäre schon wieder von einer neuen Ausfahrt die Rede.

Strauß legt ein frühes Gelegenheitsgedicht von Juſtinus K[erner] bei, das mich recht gaudirte, und das Du mir wieder ſchickſt.

Daß ich geſtern, mein theurer Naſt, hinter Deinem und Hoffmann's Rücken die Grille des Abſchiednehmens, noch ehe ſie ſich recht rühren konnte, gleichſam ſchnelle todtſchlug, hat mich nicht gereut und iſt Dir, wie ich hoffte, auch zu gut gekommen. Aber mit wahrem Schrecken bemerkte ich Deine Pfeife noch in meinen Händen. Das war nicht meine Meinung, Dich zuguterletzt noch auszuplündern. Du ſollſt ſie per occasionem wieder haben. Dem herzigen Schöll ſage, daß ich an ſeine unſchuldige Verſtimmung, über die er ſich in jenem Billet rechtfertigen will, nur mit um ſo größerem Wohlgefallen an ihm ſelbſt denken könne: ich weiß nicht recht, warum das, wahrſcheinlich (oder vielmehr gewiß), weil ich mir ihn immer zu glücklich und zu ſelbſtvergnügt vorſtellte, als das ich eine rechte Sympathie zwiſchen uns hoffen konnte. — Sonderbar! und eben fällt mir ein, daß es ihm mit mir noch mit weit größerem Anſchein ſo gehen könnte. Ich war, ſo viel ich weiß, immer nur luſtig bei ihm.

Nun eine Hauptſache. Hier iſt ein Brief an A. Er enthält eigentlich nur eine Anfrage, die der liebe Hoffmann weiterhin beſprechen ſoll. — Ach, nur morgen des Tages gleich fort möcht' ich! Der Boden unter mir brennt mich. Wenn dieſer Zwang noch länger fortdauert, ſo kannſt Du Dich in Deiner brotloſen Vogelfreiheit noch preiſen vis à vis meiner. Ich müßte einer Schwindſucht meiner beſten Kräfte entgegenſehen.

Eine Stunde ſpäter.

Hier wurde ich abgerufen, um einen Vorhalt meines Pfarrers anzuhören und zu beantworten. Seine Verſtimmung hatte einen ganz, ganz anderen Grund: es betraf den Punkt, von dem ich vorhin zu ſchreiben unterbrochen wurde. Der liebe Mann hatte nämlich von fremder Seite her über meinen Entſchluß, den Stand zu ändern, gehört und war, wie natürlich, horribel davon betroffen, weil ich auf inſtändiges Bitten meiner Mutter, die mir dieſen an ſich vortrefflichen Platz ſchlechterdings erhalten wollte, bisher nicht ein Wort davon hatte fallen laſſen, um wenigſtens über die Möglichkeit einer ſolchen Veränderung und über die Zuſtimmung meiner vorzüglichſten Verwandten noch zuvor mehr ins Klare zu kommen. Mit beleidigtem, doch zutrauensvollem Tone bat mich der Pfarrer um Erklärung meines rückhaltenden Benehmens in dieſer Sache, das ihm nach meiner bisherigen Offenheit ſehr weh gethan u. ſ. w. Mir lief augenblicklich das Herz und das Aug' über, und es gab, ſtatt einer gehäſſigen, eine überaus rührende Scene. Ich ſah jetzt erſt recht, wie ſehr ich dieſen Mann zu lieben und zu achten Urſache hatte, und wie ſehr ich geliebt war. Wir redeten uns ganz aus, und ich hatte den Troſt, einen vernünftigen und vielerfahrenen, ſchonungsvollen Mann ganz in mich hineinſehen laſſen zu dürfen. Zwar rieth er mir dringend vom Hofmeiſterweſen ab, aber mein Gefühl über das Geiſtliche rechtfertigte er mit erſtaunlicher Liberalität. Endlich

[1]) Adolf Schöll (1805—1882), der bekannte Gelehrte und Schriftſteller, zuletzt Vorſtand der großherzoglichen Bibliothek in Weimar.

hub er an: „Kann ich Sie nun nicht mehr bei mir behalten, so muß ich doch auch an mich bei diesem Wechsel denken, ich muß mich auf einen andern Gehülfen gefaßt halten. Sind Sie in der That entschlossen von uns zu gehen? . . . . . [1]).

16. An die Mutter.

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist zu Köngen wohl Mitte September 1827 geschrieben.

. . . . . [2]). Was nun weiter mein Hinterhalten betrifft, so ist das ein neuer Punkt. Dies hat ihm[3]) weh gethan, indem er, wie er sagte, diesen Mangel an Zutrauen zu ihm, der doch mein Freund sei, nicht habe reimen können mit meinem sonstigen offenen Wesen; er sei wie vom Himmel gefallen gewesen und habe nichts begriffen. Es bedurfte jedoch nicht vieler Worte von meiner Seite, um ihn auch hierüber zu beruhigen. Ich ließ ganz mein Herz sprechen und appellirte an das seinige, das längst wieder sehr weich und gut für mich gestimmt war. Ich sagte ihm, wie schwer mir tausendmal diese Verschwiegenheit gefallen sei, daß mich aber besonders Deine wohlmeinende Vorsicht, ihn nicht zu beleidigen oder zum voraus mit Trennungsgedanken anzustecken, ehe noch Möglichkeit einer solchen Veränderung sichtbar sei, bisher zu diesem Benehmen bewogen habe. Er ließ dies einestheils gelten, bestand jedoch mit herzlichem, gütigem Lächeln darauf, ich hätte ihm mehr Discretion zutrauen sollen, er hätte meinen Vortrag gewiß mit aller Billigkeit aufgenommen u. s. w. Kurz, statt eines gehässigen Auftrittes erfolgte nun der rührendste von der Welt. Ich konnte mich vor Achtung und Liebe diesem Manne gegenüber der Thränen nicht enthalten, und er sah mir die Wahrheit aus den Augen schimmern, wenn ich ihm nun zu verstehen gab, wie viel Gutes ich bei ihm genossen habe. Er selber war sehr bewegt. Er entschuldigte mein rückhaltendes Benehmen ganz, gestand, daß er mich ungern verliere, weil mein Wesen dem seinigen so ganz zugesagt, ein Lob, das ich nur zu Deiner Beruhigung wiederhole und das ich mir viel lieber selber verbergen möchte, insofern es mir nahe geht, daß ich's ihm nicht länger lohnen kann. Abgesehen von seinem persönlichen Interesse, stellte er mir nun die Sache recht väterlich zu bedenken vor und fragte mich am Ende, ob ich entschlossen bleibe. „Ja," war meine Antwort, „wenn ich mich nicht selbst hintergehen will." Ich setzte ihm nun meine Gründe auseinander und meine Absicht für die Zukunft, und er that endlich auf einmal den freiwilligen Ausspruch: „Ich verspreche Ihnen, von nun an für die Sache zu reden." Diese Worte dürfen Dich nicht befremden, wenn ich Dir sage, daß seine anfängliche Meinung dawider nur auf die falsche Voraussetzung gegründet war, als wolle ich für jetzt schon ohne alle Rücksicht auf die Zukunft der Geistlichkeit völlig absagen. Nun ich ihn aber darüber eines ganz andern belehrt hatte, bezeugte er vielmehr seine Verwunderung über die Bedenklichkeiten Anderer. „Wenn sich Ihnen in der Zwischenzeit die Gelegenheit zu einer andern Bahn eröffnet, was sehr leicht möglich ist, gut, und desto besser; aber halten Sie sich die Rückkehr zum geistlichen Stand immerhin offen! sollten Sie sich aber in der That zu ihr wieder entschließen müssen, so ist nur meine Besorgniß, daß es Ihnen leicht schwerer als jemals fallen möchte." — „Dann bleibt nichts anders übrig, und ich werde wollen, weil ich alsdann die Nothwendigkeit sehe." — Dies ist aber ein Plan, mit dem ich, wie mein guter Herr Pfarrer selbst zugibt, nicht gegen jedermann offen herauszurücken brauche; dem Herrn Onkel in Stuttgart könnte die zweifelhafte Sprache von Rückkehr u. s. w. vielleicht mißfallen, wiewohl mein Gewissen ruhig dabei bleibt. Ich lasse den Himmel schalten

[1]) Der Brief ist nicht vollendet und scheint nicht abgeschickt worden zu sein.

[2]) Der Brief besteht aus drei Bogen, von denen der erste fehlt.

[3]) Dem Pfarrer Renz.

und warte auf meiner Hofmeisterstelle ein paar Jahre zu, und doch behaupte ich immer noch, daß meinem Gefühl im Ganzen das geistliche Fach theuer bleibt und künftig kein Pfahl im Fleisch sein wird. Vom Hofmeisterleben, als Zwischenzeit betrachtet, und wenn man es gut haben könne, spricht Herr Pfarrer unter den empfehlendsten Ausdrücken; ein junger Mensch von meiner Art werde darin große Vortheile finden und könne, wie gesagt, auf eine unerwartete Art seinem Glück auf diesem Umweg in die Hände laufen. Auch sehe er gerade in meiner Individualität, in welcher Onkel von Bernhausen den Hauptknoten finden will, schlechterdings kein Hinderniß. Kurz, wir kamen ganz aufs Reine, und wenn diese gefährlich eingeleitete Unterredung auch keinen Nutzen weiter für mich haben könnte, so gewährt sie mir den hohen und erquickenden Trost, von einem verständigen, erfahrenen und liebevollen Manne ganz gekannt und vielleicht mehr als je geliebt zu sein. Wir gingen mit aufrichtiger Freundlichkeit auseinander, ich wie der Sohn von einem Vater weg. Indessen hat Alles seinen alten Gang nach wie vor ohne alle Verlegenheit von beiden Seiten. Gestern leitete ich zum ersten Male wieder das Gespräch darauf; er hatte es offenbar vermieden, um sich nicht den Anschein einer Eilfertigkeit zu geben. Es war ihm nun lieb, daß [ich] ihm selber darüber berichtete, wie er sich wegen des etwaigen Termins zu richten habe. Er könne sich jetzt noch nach keinem neuen Menschen umsehen, er möge daran nicht denken. Ich versprach bei ihm zu bleiben, bis er wieder nach Wunsch besorgt sei. Dies freute ihn sichtbar, auch billigte er meinen Vorsatz, gegen Herrn Pfarrer in Bernhausen nichts und auf keine Weise etwas von jenem Billet und seiner Empfindlichkeit vernehmen zu lassen. Uebergehe Du diesen Punkt auch, als wüßtest Du nichts davon!

So stehen denn die Sachen hier ganz, wie man's nur wünschen kann. Es wird mir noch in einem Vierteljahr frei stehen, ganz hier im Hause zu bleiben, und ich würde mit dieser Erklärung gewiß willkommen sein. Dies ist aber keineswegs auch nur von ferne meine Absicht; vielmehr bitte und flehe ich Dich, nach Kräften für mich zu wirken. Ich sehe mit den peinlichsten Gefühlen einem jeden Predigttag entgegen; mein guter Pfarrer brauchte den Ausdruck, er könne sich wohl vorstellen, daß der Sonntag schon am Mittwoch wie ein Gespenst vor mir stehen müsse. Ach! und meine Zwischenzeit ist alle verloren, ich verbrüte und versäure sie mir ungenützt. Wie wollt' ich meine Tage brauchen, meine Stunden küssen, wenn ich mich in meinem Element wüßte!

Eine Hauptsache ist noch zurück. Ich habe gegen meinen Herren Pfarrer den Einfall ausgesprochen, mit der Zeit Bibliothekar irgendwo zu werden. Er gab mir sehr Beifall. Dies wäre was für mich! Denk denke nach! Höre den Onkel in Bernhausen darüber! Abgesehen von diesem Allen besuche doch während Deines Stuttgarter Aufenthaltes auch den Director Süskind! Deine mütterliche Miene hat ja einen bekannten Zauber beim Consistorium.

Nun schließ' ich den unmäßigen Brief. Lebe wohl, beste, geliebte Mutter! Grüße meine lieben Verwandten!

Hier noch eine Beilage von Karl in Scheer. Der ist mit meinen Wünschen kurz fertig. So sollten Alle reden.

Dein treuer Eduard.

17. An Mährlen.

Köngen, den 24. September 1827.

Liebster Bruder!

Deinen Brief hab' ich am Samstag erhalten. Du hast ja nach allen Seiten der Welt Netze ausgehangen, aber ich komme ganz in Hitze, wenn ich am Schluß des Briefes wieder Deine gutmüthige resignirende Miene zum theologischen Braten-

winden bemerke[1]). Ich kann das nicht glauben. Gewiß Du hast mit Deinen 1000 Lockern Dein Glück schon erwischt, eh' ich Zeit habe, Dich zu bedauern, und ich sitze im alten Speck. Aber geht's bei mir nicht, so bricht's; ich laß' es darauf ankommen, wenn ich schon den Zweig noch nicht sehe, auf den ich mich setzen will. Laß Dir sagen, ich wirke mir vielleicht einen Kurmonat aus vermittelst des Doctors, und nicht ohne allen körperlichen Grund. Du wirst lachen, wenn ich Dir versichere, daß ich mit meinem Pfarrer anfange zu glauben, daß ich hypochondrisch bin. Kann ich das nur alle Leute bereden, so hoff' ich wieder gesund zu werden . . .[2])

Von Tübingen kann ich Dir unmöglich weiter sagen, als: jeder Augenblick war mir wie ein Fest. Sie haben den Don Juan gespielt, und im Rückweg führte mich Hoffmann, Nast und Blumhardt. Dich hab' ich tausendmal vermißt und im Geiste angerufen.

Das beigelegte Blatt ist ein gestern angefangener Brief an Dich. Ich wollte seinen Inhalt (der reine Abschrift von Straußens Brief ist) anders einkleiden, weil ich glaubte, die Erinnerung sei auf diese Art zu hart für Dich. Ich finde aber jetzt, da der Brief fort soll, leider keine Zeit mehr.

Bald schreib ich Dir Mehreres.

Leb wohl, bester Freund! Dein Eduard.

Auf dem beigelegten Blatt steht:

Deinen lieben Brief vom 20. September erhielt ich Samstag den 22. zugleich mit einem von Strauß, der vornehmlich Dich angeht. Er schreibt: „Dieser Tage habe ich einen Brief von Kerner bekommen mit übeln Nachrichten. Das Unglück wollte, daß Kerner der Frau H[auffe] (der Somnambule) das Band von Mährlen's Mutter in die Hand gab, als selbige schon im Grabe lag (was Kerner erst den andern Tag aus der Zeitung ersah), wodurch nun die Frau außerordentlich angegriffen wurde. Sie kam ins schrecklichste Erbrechen, das nicht aufhörte, bis sie wie eine Leiche dalag. Nur durch Waschen der Hand, womit sie das Band berührt hatte, und durch ein Blasenpflaster, das ihr auf den Magen gelegt wurde, konnte die Sache wieder gemildert werden. Am andern Tage klagte sie dann nur noch über heftige Knochenschmerzen in den Füßen, besonders am linken, sowie über Schmerz am Zäpfchen, und Kerner will nun wissen, ob vielleicht Mährlen's Mutter in der letzten Zeit hieran gelitten habe? Dieses mögest Du Mährlen's fragen und mir nach Ludwigsburg, wohin ich morgen früh reise, berichten. Kerner schreibt weiter, ich solle ihn und Frau H[auffe] bei Dir und Mährlen entschuldigen, daß er nun in Beziehung auf Mährlen's Vater nichts thun könne, da Frau H[auffe] seit jenem Vorfall nichts dergleichen mehr anrühre. Er läßt Dich und Mährlen herzlich grüßen und heißt euch über die Sache ruhig sein, deren Folgen nun größtentheils vorüber seien."

18. An Mährlen.

Köngen, den 3. October 1827.

Mein geliebter Freund!

Ich kam vor einer halben Stunde von Kirchheim, wo ich mir eine so lebhafte Sehnsucht nach Dir zuzog, daß ich nur gleich an Dich schreiben muß, obgleich pferdemäßig müd von dem Marschiren. Es war Disputation dort, die erste, die ich in meinem Leben mitmachte, und auch die letzte wahrscheinlich: ein sehr humaner

[1]) Mährlen hatte damals sein Vicariat aufgegeben und hielt sich bei seinem Vater in Ulm auf, von dort aus um eine andere Stellung sich bemühend.

[2]) Hier ist eine Stelle fortgeblieben, in welcher Mörike auch dem Freunde über den in den beiden vorangehenden Briefen erwähnten Vorfall mit dem Pfarrer Renz Bericht erstattet.

und nicht vielbesagender locus theologicus[1]) mit gastrologischer Nutzanwendung. Ich kann Dir weiter nichts davon erzählen, ich that nichts wie essen und trinken, denn im übrigen war ich ganz Storrens[2]) Meinung, und gelernt hab' ich auch nichts Neues dort; ja, ich weiß noch diesen Augenblick nicht: war der Fraß um der Disputation willen oder die Disputation um des Fraßes willen; kurz, ich habe nichts davongetragen als Heimweh nach Dir . . . . . .

Deinen Brief vom 27. September hab' ich erhalten; er ist noch keine Antwort auf meinen letzten . . . . Deinen Brief bekam ich mit zweien sehr geharnischten von meinen beiden Onkels. Der Präsident beweist mir in zwei vollen Bogen, daß ich bei einer Hofmeisterstelle meine poetischen Absichten erstens nicht erreichen könne (und das ist noch der beste Theil seiner Argumentation), ferner bestreitet er die Güte meiner Absichten theils an sich, theils weil ich dadurch von der Theologie, in der ich ohnehin viel versäumt habe (gewiß!), zu sehr abkomme und nicht mehr zu ihr zurückkehren werde. Sein Resultat ist, daß ich wenigstens jetzt nicht, eh' ich ein paar Jahre auf Vicariate zugebracht habe, auf eine Aenderung denken sollte. So? und nun, mon cher frère, glaubt Er wohl, ich sei auf den Schwanz geschlagen und sage: Sehr wohl? Nein, wahrhaftig nicht. Vielmehr hab' ich nun erst recht angefangen zu wursten. Mir kam überdies ein Einfall, der der Sache eine ganz andere Wendung gibt, und wozu mir am Ende noch der Präsident selber den Weg bahnen muß. Denn im Vorbeigehen gesagt, der billige und gescheute, aber entschieden gehende Mann leuchtet doch durch den ganzen Brief hervor; ich berufe mich deswegen auf eine Stelle, wo er sagt: „Allerdings wäre ich der erste, der bei dem geringen Geschmack, den Sie für Ihr Amt haben (dies beweist der Ueberdruß, den Sie wegen Zurückhaltung Ihres dichterischen Flugs empfinden), Ihnen riethe, Ihre bisherige Bahn zu verlassen, wenn ich nur Ihre Subsistenz einigermaßen dabei gesichert sehen könnte." Dieser Ausspruch gibt mir den Muth, theils vor mir selber, theils vor Anderen, die Täuschung aufzuheben und mit der Theologie quitt zu machen. Was aber die Subsistenz betrifft, so kam mir der unschätzbare Gedanke — Bibliothekar zu werden. Hiezu muß mir G[eorgii] behilflich sein; ich nehme ihn beim Wort; ich will Himmel und Erde in Bewegung setzen, ich drohe, mich selbst zu ermorden, wenn man mich nicht irgend an einer Bibliothek ankommen läßt. Sag selber! kannst Du Dir im ganzen Reich der Möglichkeiten etwas denken, das passender und zugleich reizender für mich wäre?

Versteht sich, daß ich mich Anfangs nur mit einer sehr mittelmäßigen Unterstelle begnügen müßte; aber wenn sie mich nur so lang nährt, bis ich mir beim Buchhändler was verdiene, so ist mir nicht bange. Diese Vorstellungen sind wirklich[3]) unterwegs zu Georgii . . . . . .

Von den Tübingern hat mich bis jetzt noch keiner besucht als der herzensliebe (es ist mir Ernst), der herzensgute Schöll und dann Blumhardt auf vier Tage. Schöll steigt mir hinter einige Stuttgarter Herren . . . . .

Narr! ich habe fast die chimärische Hoffnung, noch innerhalb dieses Monats los zu werden. Welch ein Gedanke! ich kenne mich darüber kaum selbst vor Entzücken. Wie will ich dann erst ich selber sein! meine Zeit nützen, meine Stunden küssen! Der Almanach ist mir wegen meiner eigenen desperanza und esperanza indessen ziemlich gleichgiltig geworden. Aber Schande, wenn wir ihn liegen ließen! Der gute Schöll arbeitet über Hals und Kopf an einem poetischen Lustspiel dafür. — Quando rursus te adspiciam? Gieb acht! diesmal such ich Dich auf . . . . . .

---

[1]) Ausdruck für Repititionskurse, wie sie im evangelischen Stift zu Tübingen üblich sind.

[2]) Der berühmte Theologe Gottlob Christian Storr (1746—1805), Professor in Tübingen, zuletzt Oberhofprediger in Stuttgart, das Haupt der auf dem Boden des Supranaturalismus stehenden älteren Tübinger Schule.

[3]) Ein in Schwaben sehr gebräuchlicher Ausdruck für „gegenwärtig". Im Uebrigen erklären sich die Provinzialismen in Mörike's Briefen von selbst.

Friedrichshafen wäre, wenn alle Stränge brächen, gewiß noch das Annehmlichste. Man hat mir die Gegend als unvergleichlich beschrieben — aber ich wollte doch, Du säßest mit mir an einer Bibliothek . . . . .

Was ich von Deinen epistolis tam jocosis et versicoloribus sagen soll, weiß ich nicht genau, vermuthe aber, daß Du den Humor als Diät brauchst. Das ist eine vortreffliche Manier, die einem selten gefährlich werden kann, weil den Menschen doch der instinctus genii nie verläßt. Lebe wohl, mein Bester! Ich küsse Dich in die Ferne und bleibe Dein treuster Ed. M.

Melde Dich um die erledigte Professur in Ellwangen (Lateinisch, Griechisch, deutsche Sprachlehre, Rhetorik und Aesthetik!) trägt über 1000 Gulden.

19. An Mährlen.

Köngen, den 28. October 1827.

Ich las Deinen Glück strotzenden Brief[1]), und die Arme sanken mir am Leib herunter. Der hat's! Der ist's! (Hofmeister nämlich) sprach ich mit Wehmuth bei mir selber und zwang alles Freundschaftsgefühl den Hals herauf, um zu rufen: Ich gönn's ihm von ganzem Herzen. — Aber kaum ist dies heraus, so schießt mir der kecke Gedanke, wie ein Blitzstrahl, hinten nach: Die Correctur überläßt er mir. Oho! wirst Du rufen. Allein, sage! was hättest Du machen wollen, wenn ich, wie ich ernstlich Willens war, spornstreichs zu Dir nacher Ulm gerannt wäre, einen Fußfall gethan hätte und geschluchzet: Freund, Einziger, laß mich corrigiren! um Gottes Willen! corrigiren laß mich! und von den Sechshunderten laß mich nur ein Sechstel haben! Was hättest Du gemacht? Sage! Gott hat Dir ja ein passables Herz gegeben, und ich bin der redlichste Kerl, dem nicht drum zu thun ist, reich zu werden, sondern nur irgendwo unterzukommen, wo nicht gepredigt wird. Nun, was hättest Du für eine Gosche gemacht? — „Unter kei'm Vorwand?" — Dann soll Dich der T . . . . . holen!

Kurz, ich für meine Person baute soweit auf Dein point d'amitié und fuhr in der That (mit Kauffmann, der mich damals eben besuchte) nach Stuttgart, um vorerst den Dettinger[2]) über die Bewandtniß mit diesem Correcturauftrag zu fragen. Gelt? das heißt recht die Rechnung ohne den Wirth machen. Zu Deinem Trost, sag' ich Dir nun aber, daß ich freiwillig verzichtete, wiewohl keineswegs aus Bescheidenheit gegen Dich, sondern weil mir in der That ein anderer Kopf wuchs. Ich sah deßhalb den D. nicht einmal.

Was ist nun mit diesem Allen gesagt? — Nichts, als daß ich Dir ein sprechendes Beispiel von meinem horrenden Vertrauen auf Dich gegeben habe.

Daß Du, Canaille, nun geborgen bist, kann ich aber doch nicht recht leiden, weil ich's nicht auch bin, weil ich, wie ein miserabler Hund, hinter Deiner carrière brillante herwinsle. Dennoch schüttl' ich Dir die Hand zum Glückwunsch wie meinem leiblichen Bruder und warte indessen, bis auch mein Christkindle kommt. Angezettelt ist was, aber so klein, daß ich's nicht einmal zu beschreien wage, und ist überdies eine Lumperei, wenn's auch gelingt.

Du kommst ja bald zu mir. Ich erwartete Dich die ganze Zeit her jeden Tag auf Deiner Durchreise nach Stuttgart.

---

[1]) Mährlen hatte damals vom Cotta'schen Verlag das Anerbieten erhalten, in Augsburg die Correctur der Schriften Herder's und Anderer gegen ein Jahresgehalt von 600 Gulden zu lesen; daneben hatte er auf eine vortheilhafte Hofmeisterstelle Aussicht. Auf diesen Brief Mörike's bat Mährlen den Freund, mit ihm den Correcturauftrag zu theilen und sich dazu ebenfalls einen Platz als Hofmeister zu suchen; Mörike lehnte indessen den Vorschlag ab.

[2]) Christian Friedrich Dettinger, geb. 1804, † 1876 als Prälat.

20. An Friedrich Kauffmann.

Köngen im November 1827.

Mein lieber Kauffmann!

Es ist, indem ich dieses schreibe, schon spät in der Nacht; ich kann aber nicht ins Bett, eh' ich wenigstens diesem Papier gesagt habe, wie sehr mich Dein ganz unerwarteter Brief heute erleichtert und erquickt hat. Ich sage Dir, Du hast mich von einer Angst erlöst, die bei Gott alle die sieben Zungen widerlegen könnte, welche mich des Leichtsinns gegen meine Freunde beschuldigen, und zwar rührte sie keineswegs von einem bösen Gewissen her, mich peinigte nur der Gedanke, daß Du mir unrecht thuest und im Stillen gekränkt seiest. Als Document, daß ich mir die Sache ernstlich zu Herzen nahm, leg' ich den Anfang eines für Dich bestimmten Schreibens bei, das erst von gestern ist. Ich brauche nun nichts mehr über das bewußte punctum querelae zu schwätzen, denn zum Glück nimmst Du's auch nicht so, hast mich noch lieb und um so lieber, wenn ich nun demnächst an Deiner Stubenthür rausche. Ja, Du sollst mich in Ludwigsburg haben, ich will Dich mit Rudolf und Marie dort haben. Schade, daß nicht Herbst mehr in den Alleen ist, aber im Ochsen kann man sich alles einbilden.

Für jetzt genug. Es schlägt bald zwölf Uhr. Die kleine Glocke auf der Kirche (wenige Schritte vor mir) ist eingeschnieen[1]) und hat einen Klang wie Blei. Ich machte vorhin ein paar Töne auf der Maultrommel, dabei fiel mir ein alter Vers von mir ein, für den ich immer eine besondere Liebe habe. Er muß her:

Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land u. s. w.[2])

Gut Nacht, Kauffmann! — Grüße den R[udolf] und M[arie]!

Dein treuer Eduard.

21. An Mährlen.

Kirchheim, den 29. November 1827.

Wo meinst Du, daß Dein Freund diese Worte schreibt? — In Kirchheim. — Und was hab' ich hier zu thun? — Seiner Hochwürden[3]) zwei Exhibita zu überbringen: eines, worin mein guter Herr Pfarrer um einen neuen Vicar anhält, und eines, worin ich ein von Director Süskind vorläufig privatim schon concedirtes Gesuch um temporäre Dispensation von aller Vicariatsknechtschaft an das Consistorium richte. Es ist so gut als entschieden, daß ich noch vor den Christfeiertagen entlassen werde. Die Sache wurde nämlich zuletzt bloß vom medicinischen Standpunkt aus betrieben, und zwar nicht so ganz sans toute cause, wie Du denkst. Nun, ich habe im Grund nichts anders erreicht, als was Du schon Monate lang bis zum Ueberdruß hast — eine brave Vacanz.

Was ich nun in dieser Zeit thun will, ist, einiges fürs Morgenblatt und vielleicht sonst noch was zu schreiben, um mich Deinem Patron, dem Cotta, zu empfehlen. Hör! es muß, muß noch was draus werden, daß wir auf Ein Schiff zusammen kommen.

NB. In 14 Tagen wenigstens sprechen wir uns Aug' in Auge darüber. Entweder komm' ich von Scheer aus nach Ulm zu Dir, oder Du mußt Dich von mir auf einen in medio gelegenen Ort bestellen lassen.

Leb wohl! Dein treuer Möricke.

Wenn wir's machen könnten, daß wir mit einander einen Besuch in Ernsbach machten!

---

[1]) Schwäbisch für „eingeschneit".

[2]) Gedichte, S. 134.

[3]) Dem Decan in Kirchheim.

Bodenwucher und Wohnungsreform.

Von

Heinrich Albrecht (Groß-Lichterfelde).

[Nachdruck untersagt.]

Es ist in den letzten Jahren eine gewaltige Literatur über die Wohnungsfrage entstanden. Ein französischer Autor, der dieselbe vor Kurzem zusammengestellt hat, zählt weit über vierhundert Titel von Abhandlungen auf, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigen, und die paar Jahre, die seitdem verflossen sind, haben uns ein paar hundert weitere beschert. Fast könnte es daher vermessen erscheinen, diesen Ueberfluß noch zu vermehren, wenn nicht Demjenigen, der sich praktisch und von Berufs wegen mit der Frage beschäftigt, täglich die Erfahrung aufstieße, daß weite Kreise Derjenigen, die es vor Allem angeht, immer noch, wenn nicht des Interesses, so doch des Verständnisses für diesen wichtigen Theil der „socialen Frage" ermangeln. Sonst könnte uns nicht, weil gerade jetzt in Berlin zufällig in Folge einer augenblicklichen Ueberproduction zahlreiche kleine Wohnungen leer stehen, immer wieder der Einwand begegnen: „es existirt ja gar keine Wohnungsnoth." Aus diesem Grunde ist es Pflicht der Presse, nicht müde zu werden in der Erörterung eines Gegenstandes von so weittragender Bedeutung. Nur so kann eine Bewegung im Fluß gehalten werden, die in den letzten Jahren einen beachtenswerthen Anlauf genommen hat. Denn nur von einem solchen kann bislang, trotz redlichsten Bemühens vieler Betheiligten, die Rede sein. Die Widerstände, welche sich einer gründlichen Abhülfe entgegenstellen, sind noch immer so mächtige, daß es einer starken Erregung der „öffentlichen Meinung" bedürfen wird, um sie hinwegzuräumen.

Als die Redaction der „Deutschen Rundschau" uns vor mehreren Jahren Gelegenheit gab, diesen selben Gegenstand vor einem weiteren Leserkreis zu erörtern[1]), war das Thema dem großen Publicum verhältnißmäßig neu. Aeltere Bestrebungen auf diesem Gebiete waren in Vergessenheit gerathen, und in der Zwischenzeit hatten sich ausschließlich einige wissenschaftliche Körper-

[1]) Wohnungen für die Armen. 1890. Bd. LXV, S. 265 ff. und 368 ff.

schaften mit grundsätzlichen Erörterungen über die Ursachen der Wohnungsnoth und die Möglichkeit ihrer Abhülfe beschäftigt. Hier und da tauchten in Deutschland einige schüchterne Versuche auf, die festgestellten Grundsätze in die Praxis zu übertragen. Daß dabei zunächst keine glänzenden Erfolge erzielt wurden, ist nicht die Schuld der wenigen thatkräftigen Männer, die, zumeist in Anlehnung an erfolgreiche Versuche im Auslande, mit Eifer ans Werk gingen. Zum Theil sind sie daran gescheitert, daß sie fremdländische Errungenschaften auf deutschen Boden zu verpflanzen suchten, auf dem sie nicht gedeihen, der wesentliche Grund des langsamen Fortschreitens ihrer Unternehmungen ist jedoch in dem geringen Interesse zu finden, das damals noch fast alle in Betracht kommenden Kreise ihren Bestrebungen entgegenbrachten.

Heute liegen die Verhältnisse in vieler Hinsicht anders. Durch ein anerkennenswerthes Eintreten der Presse für den Gegenstand ist das Interesse für denselben in weiten Kreisen geweckt. Wohldenkende Männer aus allen Berufsklassen haben nicht nur in theoretischen Discussionen, sondern mit Einsetzung ihrer Arbeitskraft und praktischen Erfahrung an der Lösung der Frage gearbeitet. Gemeinnützige Baugesellschaften und Baugenossenschaften, deren vor drei Jahren noch so wenige in Deutschland existirten, daß wir sie mit Leichtigkeit an den Fingern herzählen konnten, beginnen mit ihrem Netz fast alle namhafteren Städte zu überziehen. Die Regierungen stehen fast durchweg diesen Bestrebungen wohlwollend gegenüber. Und doch besteht die Noth nach wie vor; nirgends ist auch nur ein Besserwerden zu erblicken. Davon legen eine Reihe werthvoller Veröffentlichungen, die gerade der allerletzten Zeit angehören, unwiderlegliches Zeugniß ab[1]).

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Daß dafür außer den mannigfachen Ursachen, die wir in unserer früheren Veröffentlichung an dieser Stelle anzudeuten versucht haben, noch andere gewichtige Gründe maßgebend sein müssen, liegt auf der Hand und ist im Laufe der vielfachen Erörterungen über diese Frage, die seitdem stattgefunden haben, klar zu Tage getreten. Die wesentlichsten derselben einmal im Zusammenhange einem größeren Leserkreise vorzuführen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen. Wir hoffen, wenn unsere Schlußfolgerungen als berechtigt anerkannt werden, damit die öffentliche Meinung als Mitkämpferin für unsere auf die Beseitigung mancher, einer gründlichen Abhülfe entgegenstehenden Hindernisse gerichteten Bestrebungen zu gewinnen.

---

[1]) K. Bücher, Die Wohnungsenquête in der Stadt Basel. Basel 1891. — Wörishoffer, Die sociale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim. Karlsruhe 1891. — G. Berthold, Die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in Berlin. Allgemeines statistisches Archiv 1893. — H. Heß, Die Wohnungsverhältnisse der Nürnberger Arbeiterbevölkerung. Nürnberg 1893. — Untersuchungen über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Bevölkerungsklasse in Berlin. Berlin 1893. — Sedlaczek, Die Wohnungsverhältnisse in Wien. Wien 1893. — Ad. Braun, Berliner Wohnungsverhältnisse. Berlin 1893. — H. Freese, Wohnungsnoth und Absatzkrisis. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge, Bd. VI. — v. Philippovich, Wiener Wohnungsverhältnisse. Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, Bd. VII, erstes und zweites Heft.

I.

Sehen wir zunächst, unter welchen Hauptformen in den großen Städten die Wohnungsnoth zu Tage tritt. Als Typus wählen wir die Reichshauptstadt, betonen aber dabei ausdrücklich, daß in Berlin kaum schlimmere Verhältnisse obwalten als in einer ganzen Reihe anderer deutschen Städte. Im Centrum der Stadt, wo der Verkehr seinen Höhepunkt erreicht, gibt es in allerlei Gäßchen und Höfen zahlreiche Wohnungen, zumal im Keller und unter den Dächern, deren Zustand jeder Beschreibung spottet. Wir brauchen auf Einzelheiten nicht einzugehen, weil wir in unserem früheren Artikel Beispiele genug beigebracht haben. Diese Wohnungen werden von der ärmeren Bevölkerung mit Vorliebe gemiethet. Für sehr viele, bestimmten Beschäftigungsgruppen angehörige Bewohner solcher Gelasse ist lediglich die Lage derselben maßgebend. Sie nehmen alle noch so handgreiflichen Mißstände in den Kauf, nur um in der Nähe ihrer Erwerbsquelle zu wohnen, die ihnen verschlossen sein würde, sobald sie gezwungen wären, ihre Wohnung in größere Entfernung zu verlegen. Deshalb sind — wie es thatsächlich heute in Berlin der Fall ist — ganze Straßen an der Peripherie der Stadt unbewohnt, stehen hunderte von Arbeiterwohnungen leer, während sich in den ungesunden Kellerhöhlen die Uebervölkerung in ihrer allerschlimmsten Form kundgibt. Dazu kommt aber noch ein zweiter, vielleicht ebenso wesentlicher Grund, der große Kreise der ärmeren Bevölkerungsklasse jene elenden Wohnstätten aufsuchen läßt: der Kostenpunkt. Trotz der im Augenblick vorübergehend außergewöhnlich niedrigen Wohnungspreise kostet in den besser gebauten Häusern in den äußeren Stadttheilen Berlins eine aus Stube und Küche bestehende Wohnung immer noch 210—250 Mark. Wie kann ein Arbeiter mit einem Jahreseinkommen von 800—1000 Mark — und das sind bereits die besser gelohnten — oder ein noch schlechter gestellter Privatbeamter — wir erinnern nur an die Mittheilungen über die Lohnverhältnisse der Angestellten eines der großen Berliner Verkehrsinstitute, die vor Kurzem durch die Zeitungen gingen — eine solche Summe für eine Wohnung aufwenden, wenn er nicht einen Theil des Miethpreises durch Aftervermiethung aufbringt!

Aus diesem Grunde der scheinbare Widerspruch: Wohnungsnoth auf der einen — Ueberfluß an Wohnungen auf der anderen Seite; hier bis zum Erdrücken vollgepferchte, allen gesundheitlichen Ansprüchen Hohn sprechende Wohngelasse — dort ganze Straßen voll leerstehender geräumiger und luftiger Wohnungen, geräumig und luftig allerdings nur so lange, bis mit dem Einzuge des Miethers mit Frau und Kind, Aftermiethern und Schlafleuten der auf den Kopf des Bewohners entfallende Luftraum auf das äußerste Mindestmaß herabgedrückt ist. Denn nicht nur im Keller und unter dem Dach in den ältern enggebauten Stadttheilen gibt es Wohnhöhlen, die im gesundheitlichen und sittlichen Interesse geschlossen werden müßten, nein, auch in den modernsten, streng nach den Bestimmungen der neuesten Baupolizeiordnung aufgeführten Straßen, hinter den schönsten Gypsfaçaden, können wir Wohnungen finden, die durch die Art ihrer Benutzung zu genau denselben Bedenken Anlaß geben.

Die weitere Frage, die sich uns aufdrängt, ist nun die nach den Ursachen einer solchen Theuerung, die in gar keinem Verhältniß zu den Preisen steht, wie sie in kleineren Orten für eine weit auskömmlichere Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses gezahlt werden. Schon die oberflächlichste Betrachtung lehrt, daß hierbei der Bewerthung des Grund und Bodens wenn auch nicht die alleinige, so doch die ausschlaggebende Bedeutung beizumessen ist. Sehen wir ganz von den horrenden Preisen ab, die nicht nur in Berlin in verkehrsreicher Lage im Stadtinnern bezahlt und nur durch schwindelhafte Ladenmiethen wieder eingebracht werden, so ist weit bis über die Bebauungsgrenze der Städte hinaus schon heute aller Grund und Boden durch die Speculation zu einer Preishöhe künstlich hinaufgeschraubt, die jede solide Preisbildung für darauf zu erbauende Wohnungen unmöglich macht. „Die Bodenspeculation eilt jeder Zunahme der Bevölkerung und dem damit eintretenden Bedarf an neuen Wohnungen mit Flügelschritten voran. Jede geplante Verbesserung der Verkehrswege wird im Voraus escomptirt. Die Preise der Baustellen in den großen Städten sind völlig imaginär. Bodenflächen, auf welchen sich heute ganze Stadtviertel erheben, waren vor wenigen Jahrzehnten noch Wiese oder Acker. Der Ackerbürger, der sie hergab und an einen Speculanten verkaufte, wurde über Nacht Millionär. Das wäre noch zu ertragen gewesen, wenn es nur dabei sein Bewenden gehabt hätte; aber weit gefehlt. Der Speculant A hat die Terrains nur erworben, um sie am nächsten Tage an den Speculanten B zu verkaufen. Dieser veräußert sie wieder an C u. s. w. Bis die Baustelle in die Hand des Bauunternehmers kommt, hat der Preis oft das Zehnfache, ja das Fünfzigfache des ersten Kaufpreises erreicht“ [1]). Dabei bringt es die Eigenart der Verhältnisse mit sich, daß an wirklich bebauungsfähigem Terrain, trotz des breiten Gürtels unbebauter Flächen, der die Städte umgibt, jeweilig nur eben den Bedarf deckende Mengen zur Verfügung stehen und daß diese in den Händen verhältnißmäßig weniger, aber capitalkräftiger Gesellschaften oder Personen sind, die, zu einem enggeschlossenen Ring vereinigt, vermöge des Monopols, das sie besitzen, die Preisbildung völlig beherrschen. Denn nachdem der Bebauungsplan festgestellt ist, sind die Kosten für die Regulirung, d. h. für Abtretung des Straßenlandes, Anlage der Straßen, Ausführung der geforderten Entwässerungsanlagen u. s. w. so erheblich, daß dieselben nur von sehr bemittelter Seite aufgewendet werden können. Das fertige Bauland erfährt dadurch natürlich einen abermaligen Preisaufschlag, der wiederum oft in gar keinem Verhältniß zu den wirklich aufgewendeten Mitteln steht.

Sehen wir nun zu, wie mit dem so für die Bebauung vorbereiteten Bauland weiter manipulirt wird. Der solide Bauunternehmer, der, im Besitz ausreichender Capitalien, um einen Bau durchführen zu können, in demselben das Mittel sieht, zu einer angemessenen Rente zu gelangen, findet bei den geforderten unsinnigen Grundstückpreisen nicht mehr seine Rechnung.

[1]) Freese, Das Vorrecht der Bauhandwerker. Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. 1893.

Diese Kategorie von Unternehmern zieht sich mehr und mehr vom Baugeschäft zurück. In Berlin ist sie in den Gegenden, in denen vorwiegend für die Arbeiterbevölkerung gebaut wird, fast eine unbekannte Erscheinung geworden. An ihre Stelle ist eine Sorte verkommener Speculanten getreten, die, zugleich mittellos, ohne irgend welche technische Kenntniß, ihre Unternehmerthätigkeit lediglich zu dem Zweck betreiben, um während der Bauzeit auf Kosten Anderer zu leben und dabei auf irgend einem Wege möglichst viel ins Trockene zu bringen. Der Speculant kauft zu dem Behuf ein Terrain an. Da er nichts hat und das Geld borgt, so kommt ihm auf den Preis nicht viel an[1]). Der Grundstücksspeculant, der in der Regel gleichzeitig der Baugelddarleiher, ist über die Persönlichkeit des Betreffenden genau informirt. Er wird ihm also, um seinerseits sicher zu gehen, nur einen Theil, höchstens zwei Drittel, der veranschlagten Baukosten als Baudarlehen gewähren, das außer dem bedungenen Preise für die Baustelle als erste Hypothek auf das Grundstück eingetragen und je nach Fertigstellung des Baues in Raten ausgezahlt wird. Von diesen Baugeldern gehen aber noch unter allen nur möglichen Titeln: Damnos, Provisionen an Unterhändler, Anschaffungs-, Einschreibe-, Sicherungsgelder, Zinsen u. s. w. — von vornherein sehr erhebliche Beträge ab, die den ohnehin schon übermäßig hohen Preis des Grundstücks noch wesentlich vertheuern und später bei der Ansetzung der Miethpreise ins Gewicht fallen. Die Lieferanten von Baumaterialien und die Bauhandwerker erhalten aus den Baugeldern Theilzahlungen; mit dem Rest gehen sie in Vorschuß. Um nun bei der Festsetzung der Feuerkasse, von der die Höhe der zweiten Hypothek abhängt, eine recht hohe Taxe zu erhalten, werden selbst in Gegenden, die von einer ausschließlichen Arbeiterbevölkerung bewohnt werden, Parquetfußböden, Gesimsösen, Doppelthüren, überladener Stuck und Balkons angebracht. Ob die Oefen oder Thüren zweckentsprechend sind oder nicht, bleibt sich gleich. Die Zeche bezahlt wiederum der Miether, der gezwungen wird, über seine Verhältnisse zu wohnen. Ist der Bau fertig gestellt, so sucht der Unternehmer eine zweite Hypothek, für die er hohe Zinsen und entsprechende Vermittlergebühren zahlen muß. Hat er das Glück, daß er schnell und zu den ihm erwachsenen Kosten im Verhältniß stehenden Preisen vermiethet, so kann er unter Umständen durch vortheilhaften Verkauf einen Gewinn erzielen. Bleibt das Haus jedoch theilweise oder ganz unvermiethet, wie dies augenblicklich z. B. in Berlin bei den meisten neugebauten Häusern in den von Arbeitern bewohnten Vierteln der Fall ist, so kann er die fällig werdenden Zinsen nicht bezahlen, und es kommt zur Subhastation. Der Bauunternehmer hat bei dem Geschäft nichts verloren, denn er hat bei Beginn seines Unternehmens nichts gehabt. Die Baugeldgeber ihrerseits verlieren auch nichts, denn die Baugelder, welche sie auszahlen, bleiben immer beträchtlich hinter dem Werth des Gebauten zurück, welches ihnen durch die

[1]) Vergl. hierzu die Schilderungen von Dernburg, Der Entwurf des Reichsgesetzes über die Zwangsvollstreckung von Grundstücken in der Zeitschrift „Pionier", 1890, Nr. 19, 21, 24 und 1891, Nr. 2—4; ferner Völker, Der Niedergang des Handwerks und seine Ursachen. Bauanzeiger für Berlin und Vororte, 1893, Nr. 13 ff.

Baugelderhypothek verpfändet ist. Kommt es also zur Subhastation, so erwerben sie den Bau für ihre ausgezahlten Baugelder und machen dabei noch ein gutes Geschäft, weil in ihm mehr an Werth steckt, als sie creditirt haben. „Hineingelegt" sind nur die Bauhandwerker. Ihre Forderungen sind verloren, denn ihr persönlicher Schuldner, der Bauunternehmer, hat kein Vermögen; der Baugeldgeber aber, welcher das von ihm gebaute Haus erwarb, ist ihnen nichts schuldig. Er ist völlig „unbetheiligt". Was gehen ihn die Forderungen der Bauhandwerker an, mit denen er nicht contrahirt hat? Vielleicht hat er den Verkauf vorausgesehen, vielleicht ist der Bauunternehmer von vornherein nur vorgeschoben, um die Bauhandwerker zu prellen. Optimisten mögen glauben, daß das nicht oft vorkommt. Wenn es etwa geschieht, wer will es beweisen?" [1]).

Diese Art des Baustellenwuchers und Bauschwindels, deren Einwirkung auf die Gestaltung der Miethpreise in den von Arbeitern bewohnten Vierteln der großen Städte wir im Vorstehenden nachgewiesen, hat einen erschreckenden Umfang angenommen. Von 535 Neubauten, die vom 1. October 1889 bis 30. September 1890 in Berlin aufgeführt wurden, sind 133 zur Subhastation gekommen, und wenn wir uns in den Arbeitervierteln umsehen, finden wir noch ungleich höhere Procentsätze: von 186 Neubauten, die in den beiden Jahren 1892 und 1893 in vier neu angelegten Straßen auf dem Terrain der ehemaligen Maschinenfabriken von Borsig, Wöhlert und Egells im Norden von Berlin errichtet wurden, sind nur sechs nicht subhastirt worden! Viele dieser Bauten verfielen nicht nur einmal, sondern zwei- und dreimal der Subhastation [2]). Dabei braucht man keineswegs anzunehmen, daß sich das Uebel auf Berlin allein beschränke. In Hamburg wurden im Jahre 1890 nicht weniger als 154, 1891 sogar 240 Neubauten subhastirt. Ebenso ist es in Frankfurt a. M. Auch im Wiener Baugewerbe sind die Verhältnisse nicht besser [3]).

II.

Daß dieser tiefwurzelnden Calamität gegenüber die Errichtung von gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften, die man eine Zeit lang als eine Panacee gegen das Uebel empfehlen zu sollen gemeint hat, nur ein unwirksames Palliativmittel ist, liegt auf der Hand. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß wir nicht in Ermangelung eines Besseren und aus Gründen mehr ethischer Natur diesen Institutionen warm das Wort redeten; als ein Mittel für die gründliche Beseitigung der Wohnungsnoth können wir sie an und für sich nicht betrachten. Dazu bedarf es — und dieses Moment können wir nicht scharf genug hervorheben — des allerenergischsten Eingreifens von Staat und Gemeinde, soll anders nicht das Uebel beiden über den Kopf wachsen.

[1]) Dernburg a. a. O.

[2]) Freese a. a. O.

[3]) Vergl. Oertmann, Das Pfandrecht der Bauhandwerker. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 1893, S. 268.

Als das radicalste Mittel ist in neuester Zeit vielfach, auch in nicht-socialistischen Kreisen, die Frage erwogen worden, ob nicht das Privateigenthum an Grund und Boden in der Nähe der großen Städte mit einer gesunden Gestaltung der Wohnverhältnisse überhaupt unvereinbar und daher, unter Abschaffung dieses privaten Grundeigenthums, die öffentliche Gewalt den Grund und Boden unmittelbar in Verwaltung zu nehmen habe. „Ich würde es", äußerte sich hierzu noch jüngst Oberbaurath Prof. Baumeister, einer der ältesten Vorkämpfer auf dem Gebiete einer rationellen Städtebebauung[1]), „von Herzen begrüßen, ja mancherorts für das einzig richtige sociale Heilmittel halten, wenn eine Stadtgemeinde sich freihändig oder durch Enteignung in den Besitz weiterer Geländeflächen setzte. Um in dieser Art eine Stadterweiterung von großen Gesichtspunkten aus zu regeln, bedarf es natürlich weiser Voraussicht und großer Geldmittel, aber als Aequivalent dafür nimmt dann die Gemeinde Theil an der allgemeinen Werthsteigerung des Geländes, welche nun allerdings nicht mehr eine schwindelhafte sein soll."

Ein solches Vorgehen gehört schon heute nicht mehr ganz in das Reich der frommen Wünsche. Eine kleine Stadtgemeinde in den Rheinlanden, das etwa 12000 Einwohner zählende Wermelskirchen, ist den größeren Schwesterstädten hierin in beachtenswerther Weise vorangeschritten. Die Stadtverwaltung von Wermelskirchen hat vor Kurzem beschlossen — und der Durchführung dieses Beschlusses wird von den aufsichtführenden Behörden kaum ein Hinderniß in den Weg gelegt werden — nach und nach, wie sich eine günstige Gelegenheit bietet, Grundstücke anzukaufen, solche durch Herstellung breiterer und schmalerer Straßen und öffentlicher Plätze und Anlagen in Baustellen umzuwandeln und die letzteren an solche Bürger oder solche Kinder von Bürgern, welche sich durch den Neubau eines Wohnhauses ein dauerndes eigenes Heim schaffen wollen, zum Selbstkostenpreise abzugeben.

Dieser socialpolitisch und wirthschaftlich weitblickenden Auffassung gegenüber nimmt sich das Vorgehen mancher Stadtverwaltungen, voran der Berliner, sehr kurzsichtig aus, die es heute noch für angezeigt halten, in ihrem Besitz befindlichen Grund und Boden zu Speculationspreisen zu veräußern, um sich nach einigen Jahren vielleicht in die Lage versetzt zu sehen, ihren Terrainbedarf für öffentliche Bauten durch Ankauf zu einem weit höheren Preise decken zu müssen.

Aber auch ohne diesen äußersten Schritt zu wagen, bleiben für Staat und Gemeinde Wege genug, in dieser Frage, deren Bedeutung für die Allgemeinheit doch wohl kaum mehr einer Discussion unterliegen kann, endlich einmal activ vorzugehen. Es sind eine ganze Reihe von Punkten, bei denen hier einzusetzen sein wird, der eine minder wichtig als der andere, die aber so eng ineinandergreifen, daß eine gesonderte Betrachtung jedes einzelnen, wie sie hier und da wohl versucht ist, unseres Erachtens zu einseitiger Beurtheilung führen mußte. Beginnen wir mit dem Nächstliegenden, den Bau-

[1]) Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, Band XVIII, Braunschweig 1893.

ordnungen. Der Einfluß, den dieselben auf die Gestaltung der Preisfrage ausüben können, ist verhältnißmäßig gering. Indessen ist es keineswegs überflüssig, auch hier die bessernde Hand anzulegen. Die meisten bestehenden Bauordnungen betonen viel zu sehr die technischen und feuerpolizeilichen Gesichtspunkte gegenüber den wirthschaftlichen und socialen. Wie unglaublich schablonenhaft dabei verfahren wird, geht zur Genüge aus dem einen Umstande hervor, daß die Berliner Baupolizeiverordnung noch heute dieselben Ausnutzungsgrenzen der Grundstücke für Baustellen im Centrum der Stadt wie für solche an der äußersten Peripherie festhält. Noch bis vor wenig mehr als einem Jahre erstreckte sich dieselbe Schablone in Berlin auch auf die gesammten Vororte bis über zehn Kilometer im Umkreise. Die unausbleiblichen Folgen dieses Systems charakterisirt Oberbürgermeister Adickes[1]) in anschaulicher Weise: „Kommt man mit der Bahn dem Bannkreis unserer großen, ja zum Theil auch mittleren Städte näher, so erheben sich zum Theil mitten auf freiem Felde schreckliche, gefängnißartige Wohnkasernen mit hohen, kahlen Brandmauern und kleinstem Hofraum, schlimmer oft als in der alten Stadt, in der viele Grundstücke, deren Bebauung noch aus alter Zeit stammt, weitaus nicht so stark ausgenutzt sind, als dies in der Neustadt unter dem verderblichen Einfluß der modernen einförmigen Bauordnung der Fall ist. Schmerzerfüllt sieht Jeder, der das Elend in den Miethkasernen der alten Stadt kennt, hier auf jungfräulichem Boden immer wieder die gleiche Grundlage zu gleichem Elend erwachsen, und bekümmert fragt man sich: Muß das denn sein? Ist es in der That in Deutschland unmöglich, was doch in England, sogar in der Millionenstadt London[2]), möglich ist, daß die Stadterweiterung in gesunder Weise in die Breite, statt in ungesunder Weise in die Höhe geht? Und diese Miethkasernen schaden ja nicht nur den Familien, die in sie hineingepfercht werden, nein, sie hindern jede bessere Bauart; denn wenn irgendwo böse Beispiele gute Sitten verderben, so ist es im Bauwesen, und die hohen Bodenpreise, die der Erbauer von Miethkasernen naturgemäß zahlen kann, da er ja für so viele Wohnungen nur so wenig Grund und Boden braucht, machen in kurzer Zeit jede andere Bebauung der Nachbarschaft, welche mehr Boden erfordert, unmöglich, so daß die Miethkaserne also geradezu das böse Princip der Bebauung genannt werden muß."

Diesen Uebelständen wird durch die Bauordnungen, wie sie in den meisten Städten noch in Geltung sind, geradezu in die Hand gearbeitet. Es muß zugegeben werden, daß man nicht durch allzu ideale Vorschriften in Bezug auf die Bebauungsgrenze die Besitzer älterer Grundstücke im Centrum der Städte, welche bereits dichter bebaut gewesen sind oder sich zwischen dicht bebauten

[1]) Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, Band XVIII, Braunschweig 1893.

[2]) Während im Jahre 1890 in Berlin 73,0, in Breslau 49,7, in Dresden 35,6, in Hamburg 34,1, in Leipzig 33,5, in München 31,9 Bewohner im Durchschnitt auf ein bebautes Grundstück kamen, betrug diese Verhältnißzahl im Jahre 1891 in London nur 7,72, in Newcastle 7,33, Liverpool 5,68, Manchester 5,04, Sheffield 4,86. Die ungleich günstigeren Wohnungsverhältnisse in England treten in diesen Zahlen auf das Schlagendste hervor.

Plätzen befinden und daraufhin ihren Werth erhalten haben, ungebührlich schädigen kann. Richtet man aber andererseits die einheitlich gehaltenen Vorschriften nach der bisherigen dichten Bebauung und dem höheren Bodenwerth im Kern einer Stadt ein, so pflanzen sich diese ungünstigen Verhältnisse immer weiter nach außen fort, wovon leider bei fast allen Großstädten die geschilderten abschreckenden Beispiele zu sehen sind. Das einzige Mittel, aus diesem Dilemma zu kommen, ist die unterschiedliche Behandlung alter und neuer Stadttheile bezüglich der durch die Bauordnungen vorgeschriebenen Bebauungsdichtigkeit. Seit zwanzig Jahren ist diese Forderung immer wieder von sachverständiger Seite erhoben worden, und unerklärlicher Weise hat man erst in allerjüngster Zeit begonnen, in zaghafter Weise nach dieser Richtung vorzugehen. Dahin gehört die vielfach angefeindete neue Bauordnung für die Berliner Vororte, die trotz mancher Fehler, die ihr noch anhaften, wenigstens gewisse Theile des Baulandes unbedingt der offenen Bauweise vorbehält. Dahin gehören ferner die neuen Bauordnungen von Hamburg und Breslau, die zwischen dem eigentlichen Stadtgebiet und den Vororten einen Unterschied machen, und die Bauordnungen von Frankfurt a. M. und Altona, die in der Differenzirung in zweckmäßiger Weise noch weiter gehen, indem sie innerhalb des eigentlichen Weichbildes noch für die näher dem Mittelpunkt und die der Peripherie zu gelegenen Bezirke besondere Bestimmungen enthalten. Eine ähnliche Bauordnung ist für Köln in der Vorbereitung.

Es wird die unabweisbare Aufgabe der städtischen Verwaltungen sein, auf dem hierdurch vorgezeichneten Wege in rascherem Tempo als bisher fortzuschreiten, wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollen, die wirthschaftlichen und socialpolitischen Aufgaben, zu deren Lösung sie in erster Linie mit berufen sind, in unverantwortlicher Weise vernachlässigt zu haben. Gegen ein solches Vorgehen ist zwar der Einwand erhoben worden, es bedeute einen Eingriff in Privatrechtsverhältnisse, der mit den Einrichtungen eines Rechtsstaates unvereinbar sei. Von welcher Seite indessen derartige Angriffe ihre Hauptnahrung erhalten, ist nach dem über das Wesen des Baustellenwuchers oben Gesagten leicht zu durchschauen. Bedauerlich ist es nur, daß eine anständige Presse denselben ihre Spalten öffnet. Haben denn jene Bodenspeculanten ein Recht auf die rein imaginären Werthe, bis zu denen eine wüste Speculation die Baustellen hinaufgetrieben hat? Wir unsererseits halten es für durchaus berechtigt, wenn im Interesse der Allgemeinheit mit allen Mitteln gestrebt wird, diesen Wucherzins herabzudrücken.

Dahin zielt auch eine andere Maßregel, die vor Kurzem unsere gesetzgebenden Körperschaften in Anspruch genommen hat. Zweifellos wird dem fortwährenden Steigen der Bodenpreise am erfolgreichsten entgegengewirkt werden, wenn auf möglichste Vermehrung der Zahl der zur baulichen Verwerthung bereiten, am Markt befindlichen Grundstücke hingearbeitet wird. Denn auch hier wird sich mit einer Vermehrung des Angebots ein Sinken des Marktpreises bemerkbar machen. Nun wiesen wir bereits darauf hin, daß, trotzdem von dem Berliner Weichbild erst etwa vier Siebentel der Bebauung zugeführt sind, stets ein Mangel an bebauungsfähigem Terrain

herrscht, der wesentlich zu der Bildung jener hohen Monopolpreise geführt hat. Zu einem großen Theil liegt das darin begründet, daß bei der Anlage neuer Straßen nur sehr selten die Baugrundstücke so zweckmäßig durchschnitten werden, daß sie ohne Weiteres zur Bebauung geeignet sind. Es bedarf, wenn ein durch verschiedene neue Straßen festgelegter Block rationell bebaut werden soll, erst einer Umlegung sämmtlicher Baugrundstücke, die bei der augenblicklich geltenden Gesetzgebung nur auszuführen ist, wenn alle Eigenthümer dieser verschiedenen Grundstücke sich dazu freiwillig bereit finden. Wenn auch nur ein einziger derselben widerspricht, kann er leicht für einen großen Theil, und wenn sein Eigenthum sich durch den ganzen Baublock mitten hindurchzieht, für den ganzen Baublock eine verständige Bebauung unmöglich machen. Das hat in der That in vielen Städten, wo eine weitgehende Zersplitterung des Grundbesitzes herrscht, zu den größten Schwierigkeiten geführt. Die stadtseitige Erschließung von Geländen durch Straßen ist bedeutungslos, solange die Bebauung der Baublocks durch Einzelne gehindert werden kann, bezw. die Auftheilung wird nur möglich, wenn von capitalkräftiger Seite die ganzen Blocks aufgekauft werden, was eben an vielen Orten zu jenem schädlichen Baustellenmonopol geführt hat, dem entgegenzutreten ein hervorragendes öffentliches Interesse vorhanden ist.

Es war daher der Wunsch ein berechtigter, daß auf dem Wege der Gesetzgebung die Möglichkeit geschaffen werde, nach Analogie der Zusammenlegung ländlicher Grundstücke auch eine zweckmäßige Umlegung städtischer Baugrundstücke zwangsweise herbeizuführen. Diese Möglichkeit zu gewähren, bezweckte ein Gesetzentwurf, den der Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., Adickes, im November 1892 im preußischen Herrenhause eingebracht hatte und der in der Sitzung vom 19. April 1893 von letzterem mit großer Majorität angenommen wurde. Nach dem Entwurf sollte in Stadtgemeinden mit mehr als zehntausend Einwohnern die Umlegung von Grundstücken behufs zweckmäßiger Gestaltung von Baugeländen zwangsweise herbeigeführt werden können, wenn die Eigenthümer von mehr als der Hälfte der umzulegenden Grundstücke einen dahingehenden Antrag stellten oder wenn das öffentliche Interesse diese Maßregel erheischte. In letzterem Falle sollte dieselbe durch Gemeindebeschluß herbeigeführt werden.

Wir würden in diesem Entwurf, falls er Gesetzeskraft erlangt hätte, aus den angeführten Gründen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den augenblicklichen Zuständen erblickt haben. Seine organische Weiterbildung hätte er, wie auch der Antragsteller in den Motiven es selbst andeutete [1]), in einer wirksamen Besteuerung der brachliegenden Baustellen gefunden, „die ihren Besitzern Millionen einbringen und doch als „ertragslos" durch die jetzige Grundsteuer hindurchschlüpfen" [2]). Leider ist der Entwurf im Abgeordnetenhause zu Fall gekommen. Auch hier war es die von uns als unberechtigt weiter oben zurückgewiesene Befürchtung des Eingriffs in vermeintliche Privatrechte, welche dabei den Ausschlag gab.

[1]) Nr. 5 der Drucksachen des Herrenhauses, S. 12.
[2]) Freese a. a. O.

III.

Selbst wenn dieser Entwurf Gesetz geworden wäre, würde indessen — das dürfen wir uns nicht verhehlen — erst eine bescheidene Grundlage für eine wirkliche Wohnungsreform gelegt worden sein. Baupolizeiliche Bestimmungen, Umlegung der Grundstücke innerhalb des Fluchtlinienplanes stehen in ihrer Bedeutung weit hinter der Frage der eigentlichen Feststellung des Bebauungsplanes innerhalb der Stadterweiterungsgebiete zurück. Der Bebauungsplan der Stadt Berlin liefert ein classisches Beispiel, zu welchen Uebelständen die Verkennung der hier vorliegenden Bedürfnisse führen kann. So weit derselbe reicht, zeigt er dieselbe schablonenhafte Auftheilung in Baublocks von einer Tiefe, die eine andere Ausnutzung als für Miethkasernen mit von Seitenflügeln und Quergebäuden umgebenen Höfen vollkommen ausschließt. In ortskundigen Fachkreisen sind diese Verhältnisse seit längerer Zeit Gegenstand der Erörterung[1]). Bis vor wenigen Jahren gab es eigentlich nur eine typische Bebauungsweise dieser auf einen Leisten zugeschnittenen Grundstücke. In den Vorderhäusern befanden sich fast nur größere Wohnungen, und da diese entsprechend der vorwiegenden Bevölkerungszunahme in den Kreisen der unbemittelten Klasse nicht mehr zu vermiethen waren, so wurden sie unabgetheilt an mehrere Familien vermiethet, die ihrerseits meist wieder Aftermiether haben. Welche socialen Schäden daraus erwachsen müssen, liegt auf der Hand. Aber auch bei den in den letzten Jahren erbauten Häusern, in welchen abgeschlossene kleine Wohnungen vorhanden sind, finden sich durch die ungünstige Grundstücksform erzwungene Grundrißdispositionen, welche alle jene Mißstände im Gefolge haben, die den Kern der Wohnungskalamität ausmachen. Der Bauunternehmer kann in den meisten Fällen nur eine oder höchstens einige wenige Parcellen erwerben und aus finanziellen Gründen auch nur jede einzeln bebauen. Nur hin und wieder ist es möglich, daß sich eine Reihe von Nachbarn bezüglich einer einheitlichen Bebauung vereinigen, die nicht gänzlich Luft und Licht ausschließt. Im Allgemeinen liegt für die oben geschilderte Klasse von Bauunternehmern kein Anreiz vor, derartige Zusammenlegungen zu bewirken; Jeder baut eben, wie er glaubt, seine eigene Baustelle am vortheilhaftesten verwerthen zu können. So entstehen aus der gegebenen Grundstücksform heraus schmale Höfe und Räume — wie das bekannte „Berliner Zimmer" — die in Bezug auf die Zuführung von Luft und Licht an sich schon die ungünstigsten Verhältnisse darbieten, ganz abgesehen davon, daß sie infolge unrationeller Raumabmessung den Miethpreis unnöthig erhöhen.

Deshalb wird von fachkundiger Seite immer wieder die Forderung erhoben: Kassirung des unrationellen Bebauungsplans, Eintheilung des Geländes in weniger tiefe Baublocks, damit an die Stelle der Luft und Licht ermangelnden Massenquartiere auch innerhalb des Berliner Weichbildes

[1]) Vergl. die hierüber gepflogenen Verhandlungen in der Vereinigung Berliner Architekten, Deutsche Bauzeitung 1891, Nr. 27 ff., ferner Weisbach-Messel, Normalmiethshäuser mit kleinen Wohnungen, Berlin 1893. Neuerdings hat auch Eberstadt diese Frage in den Preußischen Jahrbüchern 1890, Heft 11, und 1893, Heft 1, einem nicht-fachmännischen Leserkreise näher gebracht.

Kleinbauten, d. h. Gebäude treten können, die nur aus einem Vorderhause, höchstens noch mit Hinzufügung eines nicht zu tiefen Seitenflügels, bestehen. An wohldurchdachten Vorschlägen, wie bei einer solchen Gestaltung des Bebauungsplans die Dispositionen im Einzelnen zweckmäßig zu treffen sein würden, fehlt es nicht [1]). Es ist vor Allem von Baumeister darauf hingewiesen worden, daß, wenn man, wie dies heute vielfach geschieht, in der ganzen Stadt mitsammt dem Erweiterungsgebiet den gleichen Grad von Annehmlichkeit für den öffentlichen Verkehr, von Stattlichkeit und Schönheit des Straßenbildes verlangt, dies die Anlieger verkehrsreicher Straßen wohl als ein durch hohen Ertrag ihrer Häuser wieder einzubringendes Opfer auf sich nehmen mögen, während es in untergeordneten Straßen schwer empfunden werden wird. Man möge daher auch hier Abstufungen schaffen. Was bei jenen untergeordneten Straßen vor Allem ermäßigt werden kann, sind die Anforderungen an die Construction der Straßen selbst. Göcke will zwischen „Verkehrsstraßen", welche die größeren Baublocks einschließen, und „Wohnstraßen" unterschieden wissen, welch' letztere die Baublocks erschließen und, sowohl was die Straßenbreite als was die Qualität der eigentlichen Straßenconstruction betrifft, als Secundärstraßen zu behandeln wären. Während an den ersteren sich höhere Gebäude mit Kaufläden, Werkstätten u. s. w. erheben, würden nach dem Innern der Blocks stetig abnehmend kleinere Grundstücke mit niedrigeren Gebäuden entstehen, die dem eigentlichen Wohnbedürfniß zweckmäßiger entgegenkommen.

Wenn durch eine derartige vernünftige Parcellirung die durch den jetzigen Bebauungsplan geschaffene Nothwendigkeit, die vorhandenen Grundstücke durch den Bau von Miethkasernen auszunutzen, beseitigt würde, wäre damit zugleich der Bodenspeculation ihre wesentlichste Grundlage entzogen, die gerade in der Möglichkeit der fünffachen Ueberbauung des Grund und Bodens ihren Hauptanreiz findet. Niemand würde mehr die heutigen Preise für Wohnland fordern oder bewilligen, wenn er sie nicht mehr durch eine derartige Ueberbauung herausschlagen kann.

Die Erfüllung dieser Forderungen liegt zunächst in den Händen der Stadtverwaltungen. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen kann diesen der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich Pflichten, die seit lange an sie herangetreten sind, in unerklärlicher Weise entzogen haben. Bei den heute an vielen Orten herrschenden Strömungen wagen wir kaum zu hoffen, daß sich darin bald eine gründliche Wendung zum Besseren vollziehen wird [2]). Vielleicht

[1]) Vergl. Weisbach-Meissel a. a. O. — Schriften der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Nr. 1, S. 298. — Göcke, Verkehrsstraße und Wohnstraße, Preußische Jahrbücher, Bd. 73, Heft 1. — Baumeister, Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, Bd. XVIII, S. 40. Braunschweig 1893. — v. Gruber, Anhaltspunkte für die Verfassung neuer Bauordnungen. Wien 1893.

[2]) Charakteristisch für die in den Kreisen der Berliner Hausbesitzer herrschenden Ansichten ist der vor Kurzem gefaßte Beschluß eines Grundbesitzervereins, der an den Beschluß der Berliner Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt (s. weiter unten) anknüpft, einer gemeinnützigen Baugenossenschaft ein Baudarlehen zu billigem Zinsfuß zu gewähren: „Der Grundbesitzerverein Nordwest constatirt, daß zur Zeit keine Wohnungsnoth in Bezug auf Arbeiterwohnungen herrscht (!),

erinnert sich die Regierung gelegentlich ihres Rechts als Aufsichtsbehörde, eine Revision der Bebauungspläne da, wo sie am dringendsten erforderlich ist, zu verlangen.

Erst wenn durch eine rationellere Gestaltung der städtischen Bebauungspläne die Rückkehr zum Kleinbau in die Wege geleitet, wird auch der solide kleinere Bauunternehmer wieder in die Möglichkeit versetzt sein, sich an der Bauthätigkeit zu betheiligen, und damit kommen wir wieder auf die Frage zurück, von der wir ausgegangen sind: welche Mittel anzuwenden sein werden, um jenen oben geschilderten Machenschaften gründlich ein Ende zu bereiten, die darauf ausgehen, auf Kosten des Bauhandwerkers den Grundstückswucherer und Bauschwindler zu bereichern. Nach der Meinung competenter Beurtheiler[1]) ist der einzige Weg der Abhülfe der, daß man den Bauhandwerkern für ihre Forderungen einen gesetzlichen Pfandrechttitel auf den Bau einräumt, der den übrigen Hypotheken an dem Gebäude, also namentlich auch den eingetragenen Baugeldern vorangeht. Nach dem jetzt geltenden Recht kann der Bauhandwerker zwar eine gerichtliche Verfügung erlangen, wonach seine Forderung im Grundbuch vorgemerkt wird, dieselbe steht aber den eingetragenen Baugeldern und anderen bereits eingetragenen Hypotheken nach. Leider erkennt der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, auf welches die Freunde des Pfandvorrechts der Handwerker ihre Hoffnung gesetzt hatten, die Berechtigung des letzteren nicht an. Man befürchtet von einem solchen Bruch in das Eintragungsprincip eine Erschütterung der Grundlagen des Realcredits, deren Folgen nicht nur die Grundbesitzer, denen die Beschaffung des zur Bebauung des Grundstücks erforderlichen Capitals erschwert werden würde, sondern auch die Bauhandwerker selbst treffen müßten, für welche auf diese Weise die Gelegenheit zu lohnender Beschäftigung sich erheblich vermindern würde. Gerade das Gegentheil wird, wie Dernburg a. a. O. ausführt, der Fall sein: „Die Errichtung von Neubauten geschieht ja überwiegend nicht nach Laune und zum Luxus, sondern ist eine unabweisbare Nothwendigkeit, die durch das Anwachsen der Bevölkerung in den Städten hervorgerufen wird. Die Folge wird vielmehr die sein, daß die Schwindler vom Baugeschäft zurückgedrängt werden. Es wird allerdings einen Bau von Hunderttausenden nur beginnen können, wer so viel hat, daß er den Bau aus seinen Mitteln etwa zum Drittel oder zur Hälfte herstellt. Die zwei anderen Drittel oder die Hälfte werden die Baubanken geben; denn sie werden nach wie vor darauf angewiesen sein, ihr Geld anzulegen. Nur werden sie das Geld den Bauhandwerkern auszahlen, also für deren volle Befriedigung sorgen, damit sie durch deren Vorrecht nicht leiden .... Die ungesunde Bauspeculation ist es, welche

sondern vielmehr ein Ueberfluß derselben vorhanden ist und daß für Häuser in und um Berlin, welche hauptsächlich zu Arbeiterwohnungen eingerichtet sind, Beleihungsgelder nur schwer und zu hohem Zinsfuß zu beschaffen sind. Er hält deshalb die Beleihung solcher Gesellschaftshäuser durch die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalt Berlin zu 3 Procent Zinsen bedrohlich für die Grundbesitzer Berlins und beschließt, durch eine Commission an betreffender Stelle eingehende Erkundigungen einzuziehen und eventuell dagegen vorstellig zu werden."

[1]) Vergl. namentlich Dernburg a. a. O.

die Preise der Terrains in die Höhe treibt, weil eben der Käufer nichts zu verlieren hat. Sie nöthigt die Bauhandwerker, hohe Preise zu machen, um das Risiko, welches ihnen die Gesetzgebung auferlegt, einigermaßen auszugleichen. So steigen die Preise der Häuser und der Miethen, und steigert sich Noth und Mißbehagen der Bevölkerung."

Hervorragende Rechtslehrer und Volkswirthe haben sich dieser Begründung angeschlossen. Aus den Kreisen der Betroffenen selbst sowie seitens des Deutschen Bundes für Bodenbesitzreform hat man sich mit Petitionen an die gesetzgebenden Körperschaften gewendet, um gesetzliche Bestimmungen zum Schutz der Bauhandwerker durchzusetzen, mit dem Erfolg, daß das Haus der Abgeordneten die Frage einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt, das Herrenhaus die verschiedenen Petitionen der Staatsregierung zur Berücksichtigung überwiesen hat. Infolge dessen hat der preußische Justizminister Erhebungen über den Umfang der behaupteten Schädigung der Bauhandwerker angeordnet. Also auch hier ist der Stein ins Rollen gekommen. Aufgabe der Gesetzgebung wird es sein, auch auf dieses Gebiet des wirthschaftlichen Lebens den Grundsatz unserer socialreformatorischen Zeit zu übertragen: Schutz der wirthschaftlich Schwachen gegen die Ausbeutung durch die wirthschaftlich Starken.

IV.

Neben der Bewerthung des Grund und Bodens, von der im Vorstehenden die Rede gewesen, und den eigentlichen Baukosten, die zwar gewissen, durch die auf ihnen lastende Risikoprämie bedingten, aber in Folge des hohen Angebots nicht bedeutenden Schwankungen unterliegen, ist noch ein dritter Faktor für die Höhe der Miethen ausschlaggebend, welche das Zinshaus unserer Tage aufbringen muß, um seinem Besitzer den landesüblichen Ueberschuß zu gewähren: das ist der Zinsfuß, zu welchem Hypotheken und Baugelder zu haben sind. Ein einfaches Rechenexempel mag dies verdeutlichen. Die Rentabilitätsberechnung für eines der gewöhnlichen Berliner Miethhäuser mit Vorderhaus, Seitenflügel und Hintergebäude, in welchem in fünf Stockwerken dreißig bis vierzig kleine Wohnungen untergebracht sind, stellt sich unter den heutigen Verhältnissen etwa folgendermaßen:

Kosten: Grund und Boden (56,7 Quadratruthen à 600 Mark) . .	34 000	Mark.
Baukosten, einschließlich Zinsverlust während der Bauzeit, Provisionen ꝛc., 533 qm bebaute Fläche à 270 Mark	144 000	Mark.
	178 000	Mark.
Miethertrag: Siebenundzwanzig Wohnungen von je einer Stube und Küche durchschnittlich 215 Mark	5 805	Mark.
Sieben einzelne Stuben mit Kochofen zu je 140 Mark	980	„
Zwei Wohnungen von je zwei Stuben und Küche zu je 360 Mark .	720	„
Zwei Wohnungen von je drei Stuben und Küche zu je 550 Mark .	1 100	„
Zwei Läden mit Wohnungen	2 000	„
	10 605	Mark.
Jährliche Unkosten: Viereinhalb Procent Zinsen der ersten Hypothek 128 000 Mark	5 543	Mark.
Fünf Procent Zinsen der Restgelder in Höhe von 50 000 Mark . .	2 500	„
Verwaltungsunkosten (fünfzehn Procent vom Miethsertrage)	1 560	„
	9 603	Mark.

Außer der Verzinsung des Anlagecapitals würde nach dieser Berechnung das Haus also einen Ueberschuß von 1000 Mark bringen. In welchem Maße sich nun die Miethen herabsetzen lassen, wenn es gelingt, billige und provisionsfreie Zinsen zu beschaffen, zeigt nachfolgende Aufstellung:

Kosten: Grund und Boden (56,7 Quadratruthen à 600 Mark) . .	34 000	Mark.
Baukosten, von denen an Provisionen an Agenten für die Beschaffung von Baugeldern und Hypotheken und an Zinsen während der Bauzeit 6000 Mark, an Ausstattungskosten, die jetzt überflüssiger Weise auf Erzielung einer höheren Einschätzung zur Feuerkasse (s. Seite 68) verausgabt werden, 3000 Mark, zusammen 9000 Mark, abzusetzen sind	135 000	„
	169 000	Mark.
Miethertrag: Siebenundzwanzig Wohnungen von je einer Stube und Küche zu je 165 Mark	4 455	Mark.
Sieben einzelne Stuben mit Kochofen zu je 130 Mark	910	„
Zwei Wohnungen von je zwei Stuben und Küche zu je 325 Mark .	650	„
Zwei Wohnungen von je drei Stuben und Küche zu je 550 Mark .	1 100	„
Zwei Läden mit Wohnungen	2 000	„
	9 115	Mark.
Jährliche Unkosten: vier Procent Zinsen von 169 000 Mark . .	6 760	Mark.
Verwaltungskosten (fünfzehn Procent vom Miethsertrage)	1 360	„
	8 120	Mark.

Lediglich durch Ersparung der Provisionen an Mittelspersonen und durch die geringe Zinsherabsetzung läßt sich also erreichen, daß bei demselben Ueberschuß von 1000 Mark die Miethen um mehr als 15 Procent herabgesetzt werden können, ein Betrag, der bei dem geringen Einkommen der in Frage stehenden Miether sehr erheblich ins Gewicht fällt.

Damit ist ohne Weiteres der Nachweis erbracht, daß jede von gemeinnützigen Gesichtspunkten geleitete Baugesellschaft, selbst unter den herrschenden schwierigen Bodenbesitzverhältnissen, in der Lage ist, Miethwohnungen zu einem erheblich billigeren Preise bereitzustellen als das im vorigen Abschnitt geschilderte Bauunternehmerthum, sobald es ihr gelingt, hinreichende Capitalien zu einem niedrigen Zinsfuß und ohne Belastung durch Provisionen aufzubringen. Da sie außerdem noch auf einen anderen Ueberschuß als auf eine mäßige Amortisationsquote Verzicht leistet, gestalten sich die Bedingungen, unter denen sie arbeitet, noch wesentlich günstiger. Solange also selbst jene auf die Beseitigung des Bodenwuchers gerichteten Forderungen noch nicht erfüllt sind — und das wird leider noch für eine geraume Zeit der Fall sein —, haben die Bestrebungen der gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften ihre unbestreitbare Berechtigung, da sie mit den weniger radicalen, aber unter dem herrschenden System allein zu Gebote stehenden Mitteln eine Besserung der Wohnungsverhältnisse zu erreichen suchen.

Diese Organisationen, deren, wie wir Eingangs bereits erwähnten, gerade in den letzten Jahren in größeren und kleineren Städten Deutschlands eine ganze Anzahl entstanden sind, sondern sich ihrem Wesen nach in zwei grundsätzlich von einander verschiedene Kategorien. Die einen betreiben den Bau

kleinerer, zumeist für eine oder zwei Familien bestimmter Wohnhäuser, die sie auf dem Wege der allmäligen Abzahlung in das Eigenthum der ursprünglichen Miether übergehen lassen; die anderen behalten die erbauten größeren oder kleineren Miethhäuser im dauernden Eigenthum und vermiethen die einzelnen Wohnungen an die Betheiligten. Wir haben in unserer früheren Veröffentlichung[1]) bereits die Gründe angegeben, weshalb wir das erstere System, trotz seiner inneren Vorzüge, unter den bei uns in Deutschland zur Zeit obwaltenden Verhältnissen nicht für geeignet halten, zur Lösung der eigentlichen Arbeiterwohnungsfrage beizutragen. Weit in den Vordergrund des Interesses sind daher in den letzten Jahren auch diejenigen Vereinigungen getreten, welche den zweiten Weg eingeschlagen haben. Vor den älteren gemeinnützigen Baugesellschaften, die in der Form von Actiengesellschaften auftreten und in gewissem Sinne den Charakter von Wohlthätigkeitsinstituten tragen, verdienen unseres Erachtens diejenigen Organisationen den Vorzug, welche auf der Selbsthülfe der Wohnungsbedürftigen, d. h. in erster Linie der Arbeiter, basiren. Dies Princip der Selbsthülfe hat in England und Amerika, wenngleich in wesentlich abweichender, durch die andersartigen Gewohnheiten bedingter Form, beachtenswerthe Erfolge erzielt. Es liegt ja auch auf der Hand, daß in der auf die Verbesserung der eigenen Lage gerichteten Thätigkeit ein weit mächtigerer Anreiz zur Anspannung aller Kräfte gegeben ist, als ihn je das bloße Wohlthätigkeitsprincip erzeugen kann. Als diejenige Form, welche für ein solches Zusammenwirken der Betheiligten selbst in hervorragender Weise geeignet erscheint, hat sich die der Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht auf der Grundlage des Gesetzes vom 1. Mai 1889, betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften erwiesen. Auf dieser Grundlage ist vor einigen Jahren der für diese Organisationsform typische Spar- und Bauverein in Hannover entstanden, der es durch das Zusammentreffen einer Reihe besonders günstiger Umstände in kurzer Zeit zu ganz ungewöhnlichen Erfolgen gebracht hat. Der Verein zählt über zweitausend Mitglieder, fast durchweg Arbeiter und kleine Handwerker, die in den acht Jahren des Bestehens der Genossenschaft an Spareinlagen über 500 000 Mark zusammengebracht haben. Vierzig Häuser mit mehr als 300 Wohnungen waren am Schluß des Jahres 1893 bezogen, acht weitere mit 64 Wohnungen im Bau begriffen. Ein Theil der Häuser ist hypothekenfrei. Die Wohnungen, die durchweg aus drei Wohnräumen, Küche und Zubehör bestehen, werden für den billigen Preis von 160 bis 220 Mark vermiethet. Dabei konnte der Verein die Einlagen der Mitglieder mit 4 Procent verzinsen. Derselbe hat sich, was als das bedeutsamste Moment zu erachten ist, allmälig als ein Factor erwiesen, mit welchem die Vermiether von Arbeiterwohnungen zu rechnen gezwungen sind, und der Segen, welchen er auf diese Weise indirect gestiftet hat, ist fast noch höher anzuschlagen, als sein directer Erfolg.

Die erste Nachahmung fand der hannoversche Verein in Göttingen. Sodann wurde als die zweite vor etwas über einem Jahr eine Genossenschaft

[1]) Deutsche Rundschau a. a. O., S. 378.

nach hannoverschem Muster in Berlin ins Leben gerufen. Der Einbruch der Cholera in Hamburg im Jahre 1892, der daselbst Wohnungszustände aufdeckte, die sich als eine ständige Seuchengefahr darstellten, trug mächtig dazu bei, die Geister zur That aufzurütteln. Man hielt männiglich im Deutschen Reich Einkehr bei sich selbst und gelangte zu der Entdeckung, daß die Zustände daheim auch nicht gerade rühmenswerth waren. In Hamburg selbst entstand, neben einer Anzahl anderer ähnlicher Unternehmungen, eine Baugenossenschaft, desgleichen in Hamburgs nächster Umgebung, in Harburg und Altona. In weiterem und engerem Umkreise alsdann — ob der drohenden Choleragefahr ihren Ursprung verdankend oder nicht, lassen wir dahingestellt — in einer großen Reihe deutscher Städte: Stettin, Danzig, Posen, Breslau, Görlitz, Magdeburg, Braunschweig, Wilhelmshaven, Mannheim und vielen anderen. Alle diese Vereine sammeln durch kleine wöchentliche Einzahlungen ihrer Mitglieder Capitalien für Bauzwecke auf. Diese wachsen naturgemäß nur langsam zu einem namhafteren Betrage an. Es ist daher wesentliche Bedingung ihres raschen Gedeihens, daß den Genossenschaften Geldquellen für ihre Zwecke erschlossen werden. Gelingt es, dieses Problem zu lösen, so können, wie das hannoversche Beispiel zeigt, auch auf diesem Wege beachtenswerthe Erfolge erzielt werden. Aus dieser Forderung ergeben sich weitere, für eine gesundere Gestaltung des Wohnwesens bedeutungsvolle Aufgaben, an deren Lösung gleichfalls nicht wenige Factoren mitzuwirken berufen sind.

In erster Linie hat man in der letzten Zeit vielfach auf die Mitwirkung der Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalten hingewiesen. Dieselben sind im Besitz sehr erheblicher Capitalien, die bekanntlich zu einem wesentlichen Theil aus den Beiträgen der Arbeiter selbst stammen. Das Vermögen der Berliner Anstalt beträgt schon jetzt etwa dreizehn Millionen. Insgesammt belaufen sich die angesammelten Gelder gegenwärtig wohl bereits auf über hundert Millionen. Einen erheblichen Theil dieser Summen zum Zweck des Baues von Arbeiterwohnungen nutzbar zu machen, bietet das Gesetz die Handhabe. § 129 Absatz 2 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes gibt den Versicherungsanstalten die Ermächtigung, den vierten Theil des Anstaltsvermögens in anderen als den üblichen mündelsicheren Werthen anzulegen, und in den Motiven zu dem Gesetz ist ausdrücklich ausgesprochen, daß dabei an den Bau oder die Beleihung von Arbeiterwohnungen gedacht sei. Es entspricht ja auch nur den Gründen der Billigkeit, daß die von den Arbeitern aufgebrachten Beträge auf diese Weise in möglichstem Umfange wieder für die Arbeiter nutzbar gemacht werden. Es ist wohl nicht ganz Zufall, daß die hannoversche Versicherungsanstalt die erste gewesen, die in diesem Sinne vorgegangen ist. Ihr sind andere bald gefolgt: die schleswig-holsteinische Versicherungsanstalt, die für Sachsen-Anhalt, für das Königreich Sachsen, die badische Anstalt, die für das Großherzogthum Hessen, für Braunschweig, für das Königreich Württemberg. Die Bedingungen, unter welchen die Darlehen gewährt werden, sind nicht überall die gleichen. Einige der genannten Anstalten haben die Beleihungshöhe bis zu 75 und 80 Procent des Werthes der bebauten Grundstücke ausgedehnt; der Zinsfuß beträgt 3 bis 3½ Procent. Von fast

allen werden Darlehen nur an Baugenossenschaften und gemeinnützige Baugenossenschaften bewilligt. Die Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalt Hannover ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie da, wo genossenschaftliche Vereinigungen nicht bestehen, unter gewissen Bedingungen, welche namentlich auch dagegen Sicherheit gewähren sollen, daß die Gebäude nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung, als Arbeiterwohnung zu dienen, entzogen werden, einzelnen Versicherten Darlehen zum Bau von Eigenhäusern gewährt.

In ganz ähnlicher Weise hat der Minister der öffentlichen Arbeiten die Capitalien der Eisenbahnarbeiter-Pensionskasse für den gleichen Zweck zugänglich gemacht. Die Satzungen derselben enthalten, ähnlich dem oben angezogenen Paragraphen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes, die Bestimmung, daß ein Theil des Kassenvermögens mit Genehmigung des Ministers zum Bau oder Erwerb von Arbeiterwohnungen angelegt werden kann. Der Minister hat daraufhin genehmigt, daß ein Theil der Bestände der Pensionskasse gegen billigen Zinsfuß an Baugenossenschaften verliehen werden darf, die ausschließlich oder überwiegend aus Bediensteten der Staatseisenbahnverwaltung bestehen und sich mit der Herstellung billiger und gesunder Wohnungen für ihre Mitglieder befassen. Diese Anregung hat sehr bald zur Bildung einer ganzen Anzahl von Baugenossenschaften unter den Eisenbahnarbeitern geführt. An anderen Orten haben sich die letzteren an bereits bestehende Baugenossenschaften angeschlossen. Der Vorstand der Pensionskasse ist bereits in der Lage gewesen, eine Reihe von Darlehnsgesuchen solcher Genossenschaften zu genehmigen.

V.

Wenn die so zur Verfügung gestellten Mittel sich indessen auch nach Millionen beziffern, reichen sie doch für das Bedürfniß nicht annähernd aus. Die Summen, welche die Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalten für den Zweck des Baues von Arbeiterwohnungen bereitstellen können, halten sich naturgemäß innerhalb bestimmter Grenzen. Andererseits zeigt sich schon jetzt, daß der von der hannoverschen Versicherungsanstalt und einigen anderen mit anerkennenswerthem Eifer verwirklichte Gedanke, die durch die Arbeiter aufgebrachten Gelder nach Möglichkeit auch wieder zu deren Nutzen zu veranlagen, an anderen Orten nicht mit demselben Enthusiasmus aufgenommen ist. Die Anstalt für die Provinz Posen hat z. B. ein ihr unterbreitetes Darlehnsgesuch unter Verneinung der Bedürfnißfrage rundweg abgelehnt. Charakteristisch ist auch hier wieder das Verhalten der städtischen Behörden der Reichshauptstadt. Nachdem der Vorstand und Ausschuß der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Berlin sich nach langem Zögern dahin schlüssig gemacht hatten, dem Berliner Spar- und Bauverein ein Darlehen über die pupillarische Sicherheit zu gewähren, hat der Berliner Magistrat diesem Beschluß seine Bestätigung verweigert, indem er dem oben angeführten Paragraphen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes eine Interpretation gab, die von competenter Seite als unhaltbar bezeichnet wird. Die Gründe dieser bedauerlichen Ablehnung werden wohl nicht mit Unrecht in der heftigen

Opposition gesucht, welche die Berliner Hausbesitzer von vornherein jeder Unterstützung derartiger gemeinnütziger Bauunternehmungen durch die Commune entgegengestellt haben.

Das Alles sind Gründe, welche darauf hindrängen, sich für derartige Bestrebungen noch nach anderen Geldquellen umzusehen, die namentlich über den ersten Anfang hinaus ein stetigeres Fließen versprechen, als die eben genannten. Auch hier sind unseres Erachtens in erster Linie den Stadtgemeinden und communalen Verbänden socialpolitische Aufgaben gestellt, deren Erfüllung sie sich leider bislang in keiner Weise gewachsen gezeigt haben[1]). Wir denken zunächst an die den Stadtgemeinden und den unteren Verwaltungsbehörden unterstehenden Sparkassen, die auf diesem Gebiete vielfach eine ebenso segensreiche Thätigkeit ausüben könnten, wie sie dieselbe in der That in Ausnahmefällen übernommen haben. Wenn gegen ein solches Vorgehen eingewendet worden ist, daß sich dasselbe nicht mit den allgemein üblichen Grundsätzen vereinigen lasse, welche die Sparkassen mit Bezug auf die Sicherstellung ihrer Anlagen befolgen müssen, so betrachten wir es eben für die heute unabweisbar gewordene Pflicht der Gemeinde selbst, hier als Vermittlerin aufzutreten. Bezüglich der Form, in welcher sie sich dieser bedeutsamen Aufgabe entledigen könnte, mögen einige der Praxis entnommene Beispiele die Wege andeuten.

Im Kreise Merzig, von welchem die arme Hunsrückgegend mit sehr traurigen Wohnungsverhältnissen einen Theil bildet, unterstützt die Kreisverwaltung die Bauthätigkeit der Kreiseingesessenen, indem sie der Kreissparkasse gegenüber die Haftung für die Baugelder übernimmt, welche diese den Wohnungsbedürftigen vorstreckt. Die Anregung zu diesem Vorgehen ist wesentlich von einem wohlhabenden Privatmann ausgegangen, der für den beregten Zweck eine Schenkung von 20000 Mark machte, die der Kreis durch einen Zuschuß von 5000 Mark auf 25000 Mark erhöhte. Diese Summe und deren Zinsen dienen als Reservefonds, um den Kreis vor Verlusten zu schützen. Der Kreis tritt nunmehr als Bauherr auf und übernimmt als solcher den Bau von Wohnungen für Unbemittelte. Wer die Absicht hat, mit Hülfe des Kreises eine Wohnung zu bauen, wendet sich an den Landrath oder an den Kreisbaumeister. Er hat dabei die erforderlichen Angaben über seine persönlichen Verhältnisse, über Arbeitsverdienst und die voraussichtliche Höhe der monatlich oder jährlich zu leistenden Abzahlungen zu machen. Der Antrag wird, wenn nöthig, dem betreffenden Gemeindevorstand zur genaueren Prüfung der Verhältnisse des Antragstellers vorgelegt. Fällt dieselbe günstig aus, so fertigt der Kreisbaumeister einen Entwurf und Kostenanschlag an. Auf Grund dieser Unterlagen genehmigt der Kreisausschuß den Bau, der dann vom Kreis-

[1]) Wiederum als charakteristisch für die Stellungnahme der Berliner Stadtverwaltung zu dieser Frage mag hier angeführt werden, daß im Januar 1891 vom Stadtverordneten Wohlgemuth ein Antrag auf Einsetzung einer gemischten Deputation gestellt wurde, die unter Anderem auch über die Beleihung gemeinnütziger Baugenossenschaften seitens der städtischen Sparkasse berathen sollte. Im Juni 1891 wurde diese Deputation eingesetzt. Im April 1892 konnte öffentlich constatirt werden, daß sie bis dahin noch keine einzige Sitzung gehabt habe. Was seitdem aus ihr geworden ist, vermögen wir nicht anzugeben. Jedenfalls ist über irgend welche Ergebnisse ihrer Berathungen nichts an die Oeffentlichkeit gelangt.

baumeister in seiner dienstlichen Eigenschaft ausgeführt wird. Wünsche des Gesuchstellers werden thunlichst berücksichtigt und Naturalleistungen von ihm und seinen Nachbarn ebenso in Anspruch genommen. Von dem Gesammtbaucapital, einschließlich des Preises für das Grundstück, werden jährlich 3½ Procent Zinsen und als geringster Betrag 2 Procent für Amortisation verlangt. Der Gesuchsteller wird sofort Eigenthümer des Hauses und die Schuldforderung des Kreises als erste Hypothek eingetragen. Von 1891 bis März 1893 wurden auf diese Weise in verschiedenen Ortschaften des Kreises siebzehn Wohnhäuser erbaut, und im Allgemeinen wurden bezüglich der Art, wie die Betreffenden die eingegangenen Verpflichtungen erfüllten, recht befriedigende Ergebnisse erzielt. Eine gewisse Sorgfalt bei Beurtheilung der persönlichen Verhältnisse der Gesuchsteller wird natürlich immer vorwalten müssen, um Verlusten vorzubeugen. Diese kann aber, da es sich um eine Einrichtung von rein localem Charakter handelt, leicht geübt werden. In ähnlicher Weise gewährt der Kreisausschuß des Kreises Gelsenkirchen Arbeitern, die aus eigenen Mitteln ein Grundstück erworben haben oder den Besitz eines kleinen ersparten Capitals nachweisen, Baudarlehen zu niedrigem Zinsfuß gegen allmälige Amortisation.

Während hier also die Kreisverwaltung die Vermittelung zwischen dem Darlehnsnehmer und der Kreissparkasse übernimmt, haben die Stadtverwaltungen einiger badischer Städte — Lahr, Offenburg, Villingen — eine ähnliche Vermittlerrolle zwischen solchen Personen, welche der Invaliditäts- und Altersversicherung unterstehen, und der badischen Landesversicherungsanstalt übernommen. Die letztere hat sich, ohne ihrerseits eine so weitgehende Verantwortung tragen zu wollen wie die hannoversche Anstalt, bereit erklärt, einen namhaften Betrag für die Erbauung von Arbeiterwohnungen an einzelne Versicherte zu gewähren. Der die Vermittlerrolle übernehmenden Stadtverwaltung fällt die Aufgabe zu, die im Einzelfall vorliegenden Verhältnisse daraufhin zu prüfen, ob die Verhältnisse des Darlehnsnehmers derartige sind, daß ihm voraussichtlich die Erfüllung der einzugehenden Verpflichtungen möglich sein wird. Sie schreibt dem Darlehnsnehmer die Bedingungen vor, unter denen er das empfangene Darlehen sicherzustellen und allmälig zu tilgen hat, wobei vor Allem auch dafür Sorge getragen wird, daß die errichteten Wohnungen durch Veräußerung oder angemessene Vermiethung ihrem Zwecke nicht entfremdet werden.

Noch einen Schritt weiter ist — dem Beispiel einiger schweizerischen Gemeinwesen folgend — die Verwaltung der Stadt Ulm gegangen, die selbst als Bauherr auftritt und Käufern aus dem Stande der Unterbeamten, Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden Häuser gegen eine Anzahlung von 10 Procent der Kaufsumme und angemessene jährliche Abzahlungen überläßt.

Wir sollten meinen, daß durch dieses Vorgehen den Stadtverwaltungen die Wege gezeigt wären, wie sie auch die Bestrebungen der gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften wirksam fördern könnten, sei es, daß sie den Versicherungsanstalten, wo es nöthig sein sollte, sei es, daß sie den örtlichen Sparkassen gegenüber die Vermittlerrolle übernehmen.

In letzter Linie sind es dann aber endlich auch die privaten Mittel, welche in ausgedehnterem Maße als bisher dieser Art der Bauthätigkeit zugeführt werden müssen. Leider sind die Jahresabschlüsse der meisten gemeinnützigen Actienbaugesellschaften bisher nicht derartige gewesen, um dem Anlagewerthe suchenden capitalkräftigen Privatmann irgend welchen Anreiz zur Betheiligung an derartigen Unternehmungen zu bieten. Wir haben es aus diesem Grunde stets für einen schwer zu rechtfertigenden Fehler gehalten, wenn von derartigen Gesellschaften dem Wohlthätigkeitsprincip die Rentabilität geopfert wird. Capitalien, die im Hinblick auf den Wohlfahrtszweck auf die landesübliche Verzinsung verzichten, werden solchen Unternehmungen immer nur in einem unzulänglichen Umfange zufließen. Bei angemessener Verzinsung der Capitaleinlagen dagegen werden letztere, sobald die betreffende Baugesellschaft erst einmal ihre Leistungsfähigkeit nachgewiesen hat, ihr auch in reichlichem Maße zugehen. Dafür liefert der hannoversche Spar- und Bauverein den Beweis, dem jetzt schon die Spargelder aus den Kreisen seiner Mitglieder in solcher Höhe zugebracht werden, daß er bereits eine Reihe von Häusern lediglich aus diesen, ohne jede hypothekarische Belastung, erbauen konnte. An anderen Orten dagegen ist von privater Seite noch so wenig zur Förderung der angedeuteten Bestrebungen geschehen, daß der eindringliche Appell an die besser situirten Kreise nicht überflüssig erscheint, sich, und sei es auch nur mit kleineren Beträgen, an derartigen gemeinnützigen Unternehmungen zu betheiligen.

Das Ergebniß unserer Betrachtungen ist — wenn wir kurz auf die Hauptpunkte zurückblicken — ein nicht gerade zu sehr ermuthigenden Ausblicken führendes. Die Wohnungsnoth, die sich allmälig zu einem Schaden entwickelt hat, der an dem Lebensnerv unseres wirthschaftlichen Organismus zehrt, wurzelt in Uebelständen, die nicht mehr so ohne Weiteres zu beseitigen sind. Langjährige Vernachlässigung seitens der Gesetzgebung, Verkennung ihrer weittragenden Bedeutung seitens der Gemeinden, Gewinnsucht und Uebelwollen Einzelner hat diese Mißstände einen Umfang annehmen lassen, der geeignet ist, uns mit Besorgniß in die Zukunft blicken zu lassen. Eins nur kann diesen Ausblick etwas freundlicher gestalten: es beginnt endlich in weiteren Kreisen die Ahnung aufzudämmern, daß es so nicht weiter geht. Wird dieser Impuls mächtig genug sein, um die Geister zu einer energischen That aufzurütteln? Mit Palliativmitteln ist es jetzt nicht mehr gethan. Auf der ganzen Linie muß der Kampf gegen Einzelinteressen und Unterströmungen eröffnet und ohne Schonung geführt werden. Wo das Allgemeinwohl es so dringend erheischt, wie in dieser Lebensfrage für das ganze Volk, darf man sich vor einem Eingriff in vermeintliche Privatrechte nicht scheuen. Möge die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Vorgehens in immer weitere Kreise dringen! Möge Jeder, soviel an ihm ist, dazu beitragen, daß diese, nun bereits so lange schwebende Frage endlich ihre Lösung findet. Der Punkte sind viele, wo sich der Hebel ansetzen läßt.

Die Brüder Grimm.

Erinnerungen

von

Herman Grimm.

Vorrede zur neuen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen.

[Nachdruck untersagt.]

Jacob und Wilhelm Grimm sind beinahe gleichen Alters gewesen, doch erschien Jacob als der Aeltere; zugleich aber doch als der Kräftigere, da er nicht in der Jugend Krankheiten durchzumachen hatte wie Wilhelm, mein Vater. Jacob war unverheirathet und die Brüder lebten immer in derselben Wohnung, arbeiteten zusammen und liegen nebeneinander auf dem Matthäikirchhofe. Geboren wurden beide zu Hanau, Jacob den 4. Januar 1785, Wilhelm den 24. Februar 1786. Ihre Geburtstage waren hohe Tage für uns Kinder. Soweit ich mich zurückerinnere, bekam Jacob immer auf demselben silbernen Teller, der nur bei dieser Gelegenheit gebraucht wurde, einen wahren Berg von Traubenrosinen, die er mit in sein Zimmer nahm, und ein Paar gestickte Pantoffeln, die er sogleich ergriff, an den neuen Sohlen roch und sie dann mit fortnahm, um alsbald darin wieder zu erscheinen.

Mein Vater erhielt am 24. Februar ebenso sicher einen Topf mit blühender Primula veris, seiner Lieblingsblume, mit der für mich der Begriff von Geburtstag verbunden ist.

Die erste, sonnigere Hälfte ihres Lebens kenne ich nur aus Briefen und Erzählungen. Diese schönste und fruchtbarste Zeit haben sie in Kassel verlebt, wo sie auch die Schule zusammen besucht hatten. In Marburg studirten sie. In Kassel brachten sie es zur Stellung von Bibliothekaren an der Hessischen Landesbibliothek, in deren stillen und weiten Sälen sie viele Jahre die Herren gewesen sind. Es folgten die sieben Jahre in Göttingen, von 1829 ab. Dann die letzten Jahrzehnte in Berlin. Dort ist zuerst Wilhelm den 16. December 1859 gestorben. Ich sehe Jacob noch vor mir, wie er an dem kalten Wintertage mit seinen feinen Händen eine harte Scholle aufnahm und sie in Wilhelm's Grab hinunterwarf. Den 20. September 1863 folgte er ihm. Beide waren bis zu den letzten Tagen von früh bis zum Abend frisch bei

der Arbeit. Wilhelm in den letzten Jahren hier und da doch etwas ermüdet. Jacob aber hegte weite Pläne noch für die Zukunft.

Jeder in Deutschland weiß von den Brüdern Grimm. Die Kinder wachsen in der Liebe zu ihnen auf. Wie unzählige Male bin ich gefragt worden, ob ich mit ihnen verwandt sei: und daß ich ihr Sohn und Neffe war, machte mich wie zu einem Verwandten der Fragenden. Es könnte mir nie ein schönerer Ruhm gewährt werden. Jeder ehrt ihren Namen. Und diese Verehrung des Volkes erbt sich in den zuwachsenden Generationen fort. Für ihr Denkmal, das in Hessen stehen wird, steuerten alle Deutschen bei, auch aus fremden Erdtheilen. Kinder und arme Leute brachten oft nur wenige Pfennige.

Jacob und Wilhelm Grimm hatten ihren Vater früh verloren und verdankten auch ihre äußere Erziehung nur sich selbst. Von jung auf beherrschte sie das Gefühl großer Verantwortlichkeit ihrer Mutter und ihren jüngeren Geschwistern gegenüber; dann, als das Unglück von 1806 eintrat, der Gedanke, es müsse für die Ehre und Befreiung des Vaterlandes gearbeitet werden. Sie glaubten an die Wiederkehr der alten deutschen Einheit und Herrlichkeit. Zugleich aber hegten sie einen einzigen großen Lebenswunsch, der ihnen auch gewährt worden ist: in ihrer wissenschaftlichen Arbeit unabhängig zu sein und nicht darin gestört zu werden. Das ist das Erste, was mir in die Erinnerung tritt, wenn ich meines Vaters oder Onkels gedenke: daß Stille ihr eigentliches Element war. Jacob beklagt sich selten über etwas in den Briefen an seinen Bruder, nur das erscheint ihm zuweilen unerträglich, daß er in seinen amtsfreien Stunden keine Stelle fand, wo er ungestört arbeiten konnte.

Von Göttingen sind meine frühesten Erinnerungen. Ich weiß, wie ich als Kind in ihren Studirstuben leise umhergegangen bin. Nur das Kritzen der Feder war zu hören, oder bei Jacob manchmal ein leises Hüsteln. Er beugte sich beim Schreiben dicht auf das Papier, an seinen Federn war die Fahne tief herunter abgeknappst, und er schrieb rasch und eifrig; mein Vater ließ die Fahne der Feder bis zur Spitze unvermindert stehen und schrieb bedächtiger. Die Züge des Einen wie des Andern waren immer in leiser Bewegung. Die Brauen hoben oder senkten sich; zuweilen blickten sie in die leere Luft. Manchmal standen sie auf, nahmen ein Buch heraus, schlugen es auf und blätterten darin. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß Jemand es wagte, diese heilige Stille zu durchbrechen.

Die Arbeitsstuben der Brüder gingen in Göttingen auf weite Gärten. In der Ferne ragte eine Linde auf und ein Bretterzaun war sichtbar. Ich hatte die Mägde davon sprechen hören, daß irgendwo die Welt mit Brettern vernagelt sei, und glaubte in meinen kindlichen Gedanken, daß an jenem Zaune das Ende der Welt sei. Als weiteste Entfernung für mich aber galt damals Kassel. Dahin fuhr jedes Jahr einmal, mit vielen Koffern in eine Kutsche verpackt, die ganze Familie von Göttingen, über den Münder Berg. Wenn wir an dem Löwen von Sandstein vorüber waren, der die hessische Grenze bezeichnete, empfand ich mich in meiner wirklichen Heimath. Statt der hannöverschen Pappeln standen Vogelbeerbäume an der Chaussee. Auch mein

Vater und Onkel fühlten sich in Göttingen weit fort von ihrem Vaterlande. Jacob tröstete sich damit, daß an beiden Stellen doch dieselben Sterne am Himmel ständen. Seine erste akademische Vorlesung in Göttingen war über das Heimweh. Ich selbst habe nur die wenigen Jahre in Hessen gelebt, als wir Göttingen verlassen mußten und nach Kassel zurückkehrten, bis dann die Berufung nach Berlin kam, — nie aber ist das Gefühl in mir schwächer geworden, daß ich in Hessen zu Hause sei, und nirgends erscheinen mir Berg und Thal und die Aussicht ins Weite so schön. Ich meine eine andere Luft dort zu athmen. Meine Mutter sprach immer im hessischen Dialekt. Dieser hessische Accent hat für mich etwas Entzückendes. Aus den Märchen scheint er mir herauszuklingen, auf Allem, was Jacob und Wilhelm schrieben, liegt er für mein Gefühl. Immer blieb die Fulda für uns ein Fluß von Bedeutung und Karl Altmüller's schönes Gedicht darauf rührte meine Mutter zu Thränen.

Meine Kindererinnerungen aber sind in Göttingen zu Hause. An den Fenstern der Studirstuben meines Vaters und meines Onkels standen ihre Lieblingsblumen. Bei Jacob Goldlack und Heliotrop, bei Wilhelm, wie ich schon sagte, Primula veris. Auf einer ganz frühen Zeichnung, die ihn an seinem Schreibtische darstellt, steht ein solcher Blumentopf neben ihm. Sie hatten beide dasselbe kameradschaftliche Verhältniß zur Natur wie Goethe. Alles Blühende und Sprossende erfreute sie. Auf ihren Tischen lag mancherlei Gestein als Briefbeschwerer. Auf dem Jacob's zumal ein aus versteinerten Muscheln zusammengewachsenes Stück, auf dem Wilhelm's eine Stufe Bergkrystall. Ihre Schreibtische mit Allem, was darauf stand, sind dem Germanischen Museum in Nürnberg anvertraut worden, wo sie hoffentlich in Ehren gehalten werden. Das Gedicht Platen's auf eine Gaisblattblüthe, welche der Dichter spät im Herbste noch auf einem Spaziergange fand, habe ich meinen Vater oft mit Bewegung vorlesen hören, und Goethe's Veilchen, das Mozart so schön componirt hat, war ihm besonders lieb. Beide Brüder hatten dieselbe Art, von ihren Spaziergängen einzelne Blüthen und Blätter mitzubringen, die sie in die am meisten von ihnen gebrauchten Bücher legten. Oft ist auf den getrockneten Blättern das Datum und auch der Ort fein aufgeschrieben, von wo sie stammen. Ihr ganzes Leben begleiten diese Zeichen der Erinnerung. Zuweilen auch sind sie besonders in Papier geschlagen und nähere Umstände dazu bemerkt. So fand ich ein Kleeblatt vom Grabe der Mutter, das mein Vater an dem Tage mitnahm, als mein ältestes, frühgestorbenes Brüderchen, das nach Jacob Jacöbchen hieß, neben ihr begraben wurde. Es liegen in Jacob's und Wilhelm's Büchern viele Blätter und Blüthen von diesem einzigen mütterlichen Grabe nur. Ich finde unter alten Schriften in Papier eingeschlagen eine vertrocknete Rosenknospe, und darauf steht: „Von der lieben Mutter ihrem Grab. Am 18. Juni um acht Uhr von mir abgebrochen für meinen lieben Bruder zum Andenken an mich." Das Jahr, und welcher Bruder gemeint sei, fehlt. Noch eine andere Lieblingsblume hatte mein Vater. In einem Briefe meiner Mutter, den sie nach seinem Tode schrieb, lese ich: „Diese Gänseblümchen sind vom lieben Wilhelm seinem Grabe. Es ist ganz besäet damit und hat sie doch Niemand

gesät, und im Herbst sollen Lilien darum gepflanzt werden, das waren seine, seiner Mutter und der Lotte Lieblingsblumen."

Ueber Spaziergänge aber ist Wilhelm's Verkehr mit der Natur nie herausgekommen, denn das Herzleiden, das ihn im Anfange seiner Studienjahre befiel, verbot ihm Anstrengungen. Er ging langsam, Jacob rasch. Zusammen sind sie so nie gegangen. Wilhelm wurde durch diese Kränklichkeit auch gezwungen, sich bei seinen Reisen auf kürzere Strecken zu beschränken. Jacob dagegen war in Paris, in Wien, in Italien, in Holland, in Schweden und 1815 mit den Armeen in Frankreich. Ganz unerwartet erschien er oft mit der Ankündigung, er habe eine Reise vor, und von unterwegs erst meldete er, wohin er sich gewendet habe. Darüber werden viele Briefe Auskunft geben, wenn später einmal die Sammlung ihrer Briefe erschienen sein wird.

Jacob hatte Goethe's Statuette von Rauch in seiner Stube, Wilhelm Weisser's Büste. Goethe war ihre höchste Autorität. Aber sie waren keine Goethesammler, und erst bei Beginn der Wörterbucharbeit empfingen sie von Hirzel die „Ausgabe letzter Hand". Ihre gemeinsame „liebe" Bibliothek, für die sie schon als Studenten sammelten, stand in Jacob's Zimmer. Als Bibliothekare sorgten sie für sorgfältige Aufstellung und behandelten ihre Bücher wie Untergebene, die Rücksicht verdienten. Die Regale waren niedrig, daß man zu den obersten bequem mit der Hand greifen konnte.

Von der Höhe dieser Bretter sahen in lebensgroßen, zum Theil dunkel gewordenen Oelgemälden die Antlitze der Vorfahren und Verwandten herab. Andere hingen in kleineren Gemälden oder in eingerahmten Zeichnungen an vielen Stellen wo die Wände von Büchern frei blieben, uns Kindern wohl bekannt. Nach den Namen und Schicksalen dieser ernsten Leute aber fragten wir Kinder nicht.

Der Urgroßvater Jacob und Wilhelm's ragt als der Bedeutendste darunter hervor, Friedrich Grimm, geboren den 16. Oktober 1672 zu Hanau und gestorben dort den 4. April 1748. Mit zwanzig Jahren schon Fürstlich Isenburgischer Hofprediger, im nächsten Jahre als zweiter Prediger nach Hanau berufen und 1706 dort erster Prediger und Kircheninspector, Aemter, denen er zweiundvierzig Jahre vorstand. Seine Vorfahren lassen sich bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts verfolgen.

Wohin dieses Bildniß in Zukunft auch einmal gelangen mag: wer es ansieht, wird ehrfurchtsvoll den Mann betrachten, der mit erhobener Hand und aufgestrecktem Zeigefinger die Stelle der Bibel zu erklären scheint, auf deren aufgeschlagenes Blatt die Linke hinweist. Johannes XV, 5: „Ich bin der Weinstock." Das Bild wurde 1741 gemalt, als Grimm im 69. Jahre stand. 1748 starb er. In einem Briefe, den er drei Wochen vor seinem Tode „moritura manu e lecto" schrieb, nimmt er Abschied von seinen geehrten Herren Brüdern, den Pfarrherren, die er zweiunvierzig Jahre lang als Kircheninspector zu visitiren hatte. In beweglichen Worten erinnert er sie, „alle Treue, Fleiß, Kräfte Leibes und der Seele anzuspannen und sich keiner Arbeit und Mühe verdrießen zu lassen". Der heutige Pfarrer zu Steinau, Georg Junghans, der die amtliche Thätigkeit Friedrich Grimm's verfolgt hat, sagt von ihm: „Wenn

wir die Arbeit Grimm's und seiner Diöcesangeistlichkeit auf den Quartal-Conventen betrachten, so muß uns das Gefühl stammender Bewunderung einem Manne gegenüber anwandeln, der in so hingebender, treuer, nie ermüdender, geradezu großartiger Weise es sich hat angelegen sein lassen, seine Pfarrer wissenschaftlich anzuregen." Auf dem Worte wissenschaftlich liegt in diesem Satze der Accent.

Neben dem Bildnisse Friedrich Grimm's stand das seines Sohnes, wiederum Friedrich, welcher als Pfarrer in Steinau starb. Von ihm hat Jacob in den Familiennachrichten gesprochen, die er in seiner eigenen Lebensgeschichte gibt. Bei seinem Einzuge in Steinau, wohin er 1730 als „Hochgräflich-Hanauischer Wohl- und ordentlich beruffener Evangelisch-Reformirter Stadt-pfarrer" ging, widmete ihm sein „ergebenster einiger Bruder Jonas" eine „Christ-Brüderliche Gratulation", so daß hier zum ersten Male zwei Brüder Grimm, beide Theologen, nebeneinander stehen. In den Anmerkungen zu diesem in Folio groß gedruckten Gedichte wird bezeugt, daß die Voreltern der Brüder nun (1730) „schon 70 Jahre der Hanauischen Kirche gedient und vor-gestanden". Jonas Grimm war damals siebzehnjähriger Student der Theologie und kam nicht über 22 Jahre hinaus. Auch sein Porträt ist da. Er trägt einen siegellackrothen Rock und stemmt den Arm in die Seite. Während ich in den anderen Köpfen Aehnlichkeiten mit den Nachkommen finde, ist dieser mir fremd.

Nach Steinau ist dann auch des Pastor Friedrichs Sohn, mein Großvater Philipp Wilhelm Grimm, gegangen (zuerst als Jurist in Hanau arbeitend) und dort in der besten Kraft seiner Jahre gestorben. Sein und seiner Frau, meiner Großmutter, und deren Vater und Mutter Bildnisse besitzen wir von dem heute noch rühmlich bekannten Hanauer Maler Urlaub so gut gemalt, daß diese kleinen Porträts eigenen Kunstwerth haben. Zudem sind sie vortrefflich erhalten. 1788 hat sich die gesammte Familie von dem Meister malen lassen. Als Jüngster in der Reihe dieser Köpfe figurirt Philipp Wilhelm Grimm's ältestes Söhnchen, Jacob. Ich hoffe, daß nach meinem Tode, da ich die Familie abschließe, diese Bilder einmal in Ehren gehalten werden. Sie sollen nach Hanau kommen, wo auch das Denkmal der Brüder stehen wird. Denn ich fürchte, da es sich um Kunstwerke handelt, es könne in Berlin sich gegen das Andenken Jacob und Wilhelm Grimm's das fortsetzen, was man gegen ihr Hanauer Denkmal im Sinne hatte.

Urlaub's kleines Oelgemälde stellt Jacob Grimm als zweijähriges Kind dar. Wie er in einem violetten Habit, mit breiter hellgrüner, in großer Schleife seit-wärts zugebundener Schärpe, ein gefältelt auslaufender Hemdkragen bis auf die Schultern fallend und silberne Schnallen auf den „Schüchelchen", dasteht und, die Füße leicht übereinandergeschlagen, mit losen Blumen in beiden Händen sich an einen kleinen Felsen lehnt, zeigt er die Freude, die den Eltern mit dem Bildchen bereitet werden sollte. Blumen im Vordergrunde, blau und roth, auf langen Stielen mit leichten Schmetterlingen dazwischen, Gebüsch von oben sich zudrängend, schlanke Bäume im Hintergrunde: Alles vereint sich zu einem beinahe märchenhaften Ganzen. Und schon liegt auf dem kindlichen Antlitz eine Aehn-lichkeit mit den späteren ernsten Formen des Gesichtes.

Jacob war neun Jahre alt als sein Vater starb. Mit fester, fast männlicher Handschrift trug er den Bericht des großen Unglücks, das die Familie betroffen hatte, in die Bibel ein, die sein Großvater zur Aufnahmestätte dieser Anzeigen eingeweiht hatte. Auch dieses Buch empfehle ich der Ehrfurcht Derer, die es später einmal im Grimm-Schranke finden. (Bücher werden oft etwas rauh angefaßt.) Jacob Grimm war lange Zeit Bibliothekar, er hatte später, ich wiederhole es, auch der eigenen Bibliothek gegenüber Respekt vor diesen Behältern des Edelsten, was die Nationen hervorbringen, und zeichnete die höher stehenden Werke durch kostbareren Einband aus. Bei seines Vaters Tode schon brach diese Sorgfalt in der Art durch, wie er den geliebten Vater durch tadellose Schrift zu ehren suchte. Der Grimm-Schrank ist von mir und meinen Geschwistern der königlichen Landesbibliothek in Berlin zum Geschenke gemacht worden. Er enthält den schriftlichen Nachlaß der Brüder, vor Allem ihre Correspondenz. Es wird nach meinem und meiner Schwester Tode noch viel hinzu kommen.

Jacob betrachtete sich, so jung er war, nach des Vaters Tode als Haupt der Familie. Immer haben seine Geschwister diese Stellung anerkannt. Er war der Nachfolger der höchsten Autorität. Nur die Mutter stand über ihm, die er in fast pedantischer Weise, so lange sie lebte, als die oberste entscheidende Instanz auch da das letzte Wort zu sagen bat, wo die arme gebeugte Frau sich gerne dem Willen des Sohnes unterordnete. Mein Vater Wilhelm, nur elf Monate jünger als Jacob, hat dessen höhere Stellung bis in ihre letzten Zeiten stets anerkannt. Erst jetzt entdecke ich mit Rührung zuweilen, wie heilig ihm dieses Verhältniß war; denn es lag etwas Herrschendes in Jacob's Natur, dem sich unterzuordnen nicht immer leicht war.

Als Kind damals sorgte er dafür, daß dem Andenken seines Vaters kein Unrecht geschähe. Wir haben Briefe von ihm an seinen Großvater aus diesen Tagen; in einem tritt er heftig auf gegen einen Schneider, der, wie er vernommen habe, in einem Wirthshause ehrenrührig von seinem seligen Vater gesprochen. Er verlangt, daß der Verleumder vor Gericht gefordert werde. Auch die politische Lage Deutschlands hält er im Auge, freilich nur von dem Gesichtspunkte aus, wieweit Steinau, wo der Mutter Sitz geblieben war, von den Bewegungen der Truppen betroffen werden könne. Preußische Regimenter zogen damals gegen die französische Republik durch. Mein Vater erzählte, wie die Cavallerie durchbohrte Brote den Pferden auf die langen Schwänze gestreift und Knoten darunter gemacht habe, und wie in der voraufziehenden Musik auch Violinen ihre Stelle gefunden hatten. Auch erinnerte er sich, wie sie sich mit dem Ohr auf den Erdboden gelegt, um das Dröhnen der Kanonen zu hören, mit denen Mainz beschossen wurde. Aus diesen Steinauer Kinderzeiten haben Jacob und Wilhelm in ihren Biographien erzählt, und so auch Ludwig und Ferdinand Grimm, die jüngeren Brüder, beide in biographischen Aufzeichnungen, die vorhanden sind. Umgeben von Verwandten und Freunden führte die Familie, als die vornehmste der kleinen Stadt, ein ungetrübtes Dasein, dessen Mitte das jüngste, einzige Schwesterchen Lotte bildete,

von Allen zärtlich geliebt. Das änderte sich in dem Maße, als die Kinder heranwuchsen.

Zuerst verließen Jacob und Wilhelm Steinau. In Hanau geboren, waren sie doch so jung von dort fortgekommen, daß sie Steinau als ihre Vaterstadt ansahen. Ludwig, der Maler wurde, ist mehrfach nach Steinau zurückgekehrt, und in Zeichnungen, Aquarellen und Skizzen liegt die dortige Gegend vor mir, als hätte ich meine eigene Jugend da verlebt. Er auch erzählt in seinen Lebenserinnerungen am anschaulichsten, wie es im väterlichen Hause dort zuging. Auf einem einzelnen Blatte hat Wilhelm niedergeschrieben, wie er Abschied von Steinau nahm. „Wie wir zum ersten Male weggingen nach Kassel, ist mir am lebhaftesten der Augenblick, wo wir aus der Stadt fuhren. Wir saßen in der Kronewirthskutsche, ich vorwärts und sah in der Ferne unsern Biengarten mit den weißen Steinpfosten und dem rothen Gitterthor, und ein großer Nebel lag darauf, ich dachte an all die Zeit, die ich darin zugebracht, sie war mir aber als ganz fern und als liege ein großer Graben dazwischen und ich sey ganz abgeschnitten davon und fange nun etwas neues an."

Diese Erinnerung schließt eine Reihe anderer ab, die auf demselben Blatte stehen. „Ich weiß noch ganz klar, wie ich in einem weißen Kleid mit rothem Band in dem Bousquet zu Philippsruhe (bei Hanau) mich verloren hatte, und wie ich die glatten, beschnittenen Baumwände, an welchen alle Blätter nebeneinander hingen, und den reinen Kies auf dem Wege ängstlich schnell aber scharf betrachtete; wie mir die Stille, in die ich horchte, und die grüne Dämmerung immer mehr Angst machte und eine Angst sich auf die andere stellte, wie ein Stein auf einen Stein, und sie so immer wuchs.

„Ich erinnere mich genau, daß an einem Sommermorgen die Soldaten in Hanau zur Revue auszogen, ich guckte aus dem Fenster, und man konnte sie nur ganz am Ende der langen Gasse quer vorbeiziehen sehen. Die Flinten glänzten in der Sonne, und ich dachte, wie froh ich seyn würde, wenn ich einmal mit hinaus dürfte gehen, neben der schönen Musik und in den frischen Morgen.

„Das war häufig bei uns, daß die Mutter auf einem Tritt saß am Fenster und in den Spiegel sah, der haußen fest war und worin man alle Leute auf der Straße sehen konnte. Der eine Flügel des Fensters stand auf, die Sonne lag auf den Dächern, und die Stühle des Strumpfwirkers schnurrten beständig. Das war immer eine langweilige Zeit.

„Einmal waren wir zu einem Fest beim Großvater, die Haare waren uns gebrannt und gelockt, ich ging aus der Stube heraus, die Backen waren mir heiß und ich ging auf den rothen Steinen des Hausehrens, die abfärbten.

„Als wir in der langen Gasse in Hanau wohnten, war unten rechter Hand ein Saal, die Tapete war im Grund weiß und zwischen Blumen standen braune und grüne Jäger, die ich immer gerne betrachtete."

Diese Erinnerungen also sind aus den ersten Hanauer Zeiten. 1790 wurde der Vater nach Steinau versetzt, vor Wilhelm's fünftem Jahre also geschah das.

Ich füge aus eigener Erinnerung hinzu, daß ich Anfang der fünfziger Jahre mit meinem seligen Vater einen Tag in Hanau zubrachte. Wir sahen das Schloß Philippsruhe mit seinem Park in der Ferne liegen, und er erzählte mir, daß sein Vater und seine Mutter sich darin verlobt hätten. Der Vater habe gehört, daß jemand Anderes sie heirathen wolle, und sei ihr und ihren Eltern in dem Garten des Schlosses nachgeeilt, wohin sie spazieren gegangen waren. Dann fuhren wir in der Stadt umher und er zeigte mir allerlei ihm bekannte Plätze und das Haus, wo sie wohnten.

Ueber das Fortgehen von Hanau nach Steinau berichtet er dann. „Die erste Reise von Hanau nach Steinau ist mir auch noch in dem Sinn, ich saß auf einem Kästchen in dem Wagen, das mit gelbem Blech beschlagen war, und schlief viel auf dem Schooße der Tante. Die Achtecke an den Wirthshäusern in den Dörfern kamen mir so seltsam vor. Die weißen Blüthen an den schwarzen Dornen ohne alles grüne Laub kamen mir immer wieder wie Schneeflocken vor, und der Müller mußte einen Zweig abbrechen und in die Chaise reichen. Das geschah kurz vor Gelnhausen.

„Wenn ich (in Steinau dann) auf der Orgel in der Kirche saß und gepredigt wurde, legte ich beständig den Kopf auf die Hand und dachte nach, wie es nun sein müßte, wenn ich zur Thür hinausging und statt in Steinau in Hanau wär und zu dem Großvater ging. Nach dem Tod des Vaters dachte ich immer daran, wie es seyn würde, wenn er auf einmal unter den Leuten wäre, die aus der Kirche gingen, und mich bei der Hand faßte, oder wenn er hinter der Thüre ständ und mich anredete. Daran dachte ich solang, daß ich oft glaubte es könne wohl geschehen: gefürchtet aber habe ich mich dabei gar nicht."

Des Großvaters Zimmer Porträt ist unter denen von der Hand Urlaub's am besten erhalten. Er hat einen dunkelzimmetbraunen Rock mit großen goldenen, gemusterten Knöpfen an, aus dem ein weißer Jabot vorn heraushängt. Er trägt eine kurzgehaltene weiße Perrücke und hat ein blühendes, ausdrucksvoll modellirtes Antlitz. Ein ganz alter Mann. Philipp Wilhelm Grimm's, meines Großvaters, Kopf dagegen ist eher schmal. Jacob sieht ihm sehr ähnlich. Philipp Wilhelm zählte erst vierundvierzig als er starb.

Es fällt mir auf, wie bei meinem Vater, wenn er von seinen Erlebnissen schreibt, auch wenn er später davon erzählte, das Bedürfniß sich geltend macht, die Momente seines Lebens abzurunden, und wie Farbe und Licht und Schatten bei ihm eine Rolle spielen. Er erzählt mit dichterischer Anschauung und hat das Bestreben, die Scenen zu Bildern für sich zu gestalten. Jacob gibt nur das Thatsächliche; die Wirkung seiner Aufzeichnungen beruht auf der durchdringenden Wiedergabe des Geschehenen. Wilhelm hat den Drang, Anderen zu erzählen, Jacob schreibt gleichsam nur für sich allein nieder. Seltsamer Weise hatte Ludwig Grimm, der Maler, viel mehr von Jacob's als Wilhelm's Natur, so daß seine Zeichnungen und Radirungen nach der Natur, die er wie Tagebuchblätter für sich allein machte, die Malereien, bei denen er an das Publicum denken mußte, bei Weitem übertreffen.

Wenn mein Vater und Onkel von ihren frühesten Kasseler Erlebnissen erzählten, wo sie zusammen das Lyceum besuchten, so bildeten die Steinauer Zeiten einen fernen Hintergrund. In Kassel auf sich allein angewiesen, gewannen sie sofort die innere Selbständigkeit, die für ihr ganzes Leben das Kennzeichen ihrer Natur war. Sie fühlten als die beiden Aeltesten die Verpflichtung, für ihre Geschwister zu sorgen, und sich selbst gegenüber die Nöthigung, ihrem Drange nach Belehrung Befriedigung zu verschaffen. Damit verband sich der natürliche Trieb, bei allen ihren Studien von Deutschland, zumal von Hessen auszugehen und dahin zurückzukehren. Selten ist das öffentliche Leben in Deutschland so sehr den Bestrebungen jugendlichen Fleißes günstig gewesen, als die Ereignisse, die die Anfänge dieses Jahrhunderts mit sich brachten. Sie beweisen, daß nicht die Zeiten die glücklichsten für ein Volk sind, wo es der Ruhe genießt, sondern die, wo das Leben jeden Einzelnen anspornt, alle Kräfte einzusetzen.

Jacob und Wilhelm also machten das Lyceum in Kassel durch und gingen nach Marburg. Jacob's Abgangszeugniß vom 13. März 1802 ist erhalten: in den abschließenden Worten spricht der Rector Richter die Hoffnung aus, Jacob werde sich einst einmal daran erinnern, welche wissenschaftlichen Erfolge er als sein Lehrer ihm vorausgesagt. Beide Brüder haben die Rechte studirt. Savigny war der erste Lehrer, der sie mit dem höchsten Inhalte des Begriffes „Wissenschaft" bekannt machte. Durch ihn kamen sie mit den Brentano's und mit Arnim in Berührung. Die Verwandlung Hessens in einen Theil des neuen napoleonischen Königreiches Westfalen mit Kassel als Hauptstadt darin brachte für die Kasselaner eine Erweiterung der politischen Anschauungen mit sich, denn ein Abglanz des Pariser weltbeherrschenden Daseins fiel auf Jerome Napoleon's Residenz. Die Brüder wurden ohne ihr Zuthun auf eine Höhe gestellt, von der aus sie die Ereignisse rings umher in weitem Umkreise vor Augen hatten. Damals gewannen sie die Gabe, die Fälle der europäischen Politik zu überblicken, als hätten sie die Erfahrungen staatsmännischer Thätigkeit hinter sich, die sich zumal 1848 bewährte, wo sie innerhalb der plötzlichen Verwirrung das Geschehende einer ruhigen Kritik unterwarfen. Jacob und Wilhelm Grimm haben immer das Wohl und den Ruhm ihres Vaterlandes verfolgt, niemals aber im Sinne einer Partei gearbeitet. Niemals auch im Sinne einer gelehrten Partei. Für sie gab es ein „Deutsches Vaterland", dessen siegreiche Größe auf jedes Opfer Anspruch habe. Ein Programm aber, mit welchen Mitteln gearbeitet werden müsse, hatten sie nicht. Besonders aber: alles persönliche Sichvordrängen war ihnen fremd. Ueberall suchten sie sich nur die Stille zu verschaffen, die ihre Arbeitsstuben umgäbe: mehr haben sie nie bedurft und nie verlangt. Ihr Trieb war, zu sammeln, was als Denkmal des deutschen Geistes erreichbar wäre. Das nannte Clemens Brentano zuerst als er Arnim von den Brüdern schrieb: die Brüder Grimm säßen und sammelten.

Die Kasseler Zeit fängt für meine Augen erst da recht lebendig zu werden an, als auch die Großmutter Steinau verließ und mit den anderen Kindern nach Kassel zog. Jacob und Wilhelm hatten ausstudirt, die jüngeren Ge-

schwister aber mußten noch erzogen werden. Unter ihnen Ludwig Grimm. Von ihm stammen die Porträts der Geschwister und anderer Verwandten in Fülle. Die Mutter hat er in vielen Stellungen gezeichnet. Auf dem Schreibtische meines Vaters stand, soweit ich zurückdenke, eine vergoldete Dose mit ihrem Miniaturporträt darauf. Heute in meinem Besitze. Es zeigt die Mutter in ihren letzten Jahren. Wie meine eigene Mutter hieß sie Dorothea. Sie ist nicht sehr alt geworden.

Nach der Mutter Tode nahm das Zusammenleben sämmtlicher Geschwister in Kassel abermals neue Form an. Alle Sorgen aber verhinderten nicht, daß Jacob und Wilhelm's Dasein sich zu immer weiterer Arbeit erbreiterte, und daß sie zugleich, wollend oder nicht wollend, zur Mitte eines Kreises junger Freunde und Freundinnen wurden, den sie belebten und dem sie den Wunsch einflößten, an dem, was die Brüder betrieben, selbst geistig betheiligt zu sein. Ihre Werke und ihr Briefwechsel zeigen, wie wohl sie sich inmitten dieses selbsterzogenen Publicums fühlten. Es liegt etwas herrlich Autochthonisches in den Kasseler Zeiten Jacob's und Wilhelm's. In der Blüthe dieser Tage sind die Kinder- und Hausmärchen gesammelt und gedruckt worden.

Die Kinder- und Hausmärchen sind nicht das Product in besonderer Richtung gethaner Arbeit, sondern eines der herausgegriffenen Resultate ihrer sammelnden Thätigkeit. Die Brüder hatten bei den Märchen freilich die Kinder als den mitgenießenden Theil im Sinne. Das beweist schon die Widmung der ersten Auflage von 1812: „An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund." Freimund war Achim und Bettina von Arnim's erstes Kind, damals nicht lange auf die Welt gekommen. Aber man lese die Vorrede: wie wenig bei den Kinder- und Hausmärchen von den Sammlern damals an den alleinigen Gebrauch für Kinder und Haus gedacht wurde; in erster Linie kam es den Brüdern darauf an, diese bis dahin unbeachtet gebliebenen Blumen, die der dichtenden Phantasie des Volkes entsprangen, als einen Theil des allgemeinen nationalen Reichthums überhaupt ans Licht zu bringen.

Diese erste Ausgabe liegt vor mir. Ein Band auf schönes Papier gedruckt. Der Titel noch ohne die Bezeichnung „Erster Band". Hier liegt ein Buchzeichen, unbekannt von wem. Darauf gestickt mit grüner Seide:

Für dein Mädchen ohne Hände
Dankten gern zwei Mädchenhände.

Die Vorrede trägt das Datum: „Cassel, am 18. October 1812". Darunter schrieb Jacob später: „gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht". Ich finde ferner von meines Vaters Hand unter anderen noch folgende Bemerkungen: „Die Vorrede von Wilhelm, ein paar Zusätze von Jacob." „Von Jacob Märchen 6, 8. (Von der Nachtigall und der Blindschleiche und Die Hand mit dem Messer), aus dem französischen und englischen übersetzt; ich habe sie in der folgenden Ausgabe durch deutsche ersetzt." „Von Jacob erzählt Nr. 12, 40, wahrscheinlich 51, 57. (Rapunzel; Der Räuberbräutigam; Der Fundevogel; Vom goldenen Vogel.) — Die Anmerkungen gemeinschaft-

lich." — Daraus geht hervor, daß die Hauptmasse damals von Wilhelm gearbeitet wurde. Auch den dritten (wissenschaftlichen) Theil hat er fast allein 1821 vollendet.

Wilhelm hat in eines der Handexemplare des ersten Bandes außer vielen Umänderungen stilistischer Art unter den meisten Märchen aber auch die Namen Derer eingetragen, von denen er sie empfing. Da nun finde ich meine liebe, selige Mutter Dorothea genannt, lange bevor sie meinen Vater heirathete. 1795 geboren, war sie 1811, wo ich ihren Namen im Buche zuerst erwähnt finde, sechzehn Jahre alt. Aus ihrem Munde hörte Wilhelm gerade ein Dutzend der schönsten Märchen. Von anderen des zweiten Bandes, die von ihr stammen, erzählte sie selbst mir. So der Abschluß des „König Drosselbart" und das Märchen von den Sternen, die dem armen Kinde vom Himmel herabregnen.

Dortchen Wild's Vater war ein in Kassel ansässig gewordener Berner Bürger, Apotheker, den vornehmen Familien seiner Vaterstadt angehörig, dessen Vorfahren in der Schlacht von Murten mitgekämpft und dort Beute gemacht hatten. Ich habe in Bern die schwere silberne Kette in Händen gehabt, die ein Wild einem burgundischen Ritter abgenommen, auch das gewaltige, zweihändige Schwert, das er führte. Der Vater meiner Mutter, die selbst noch Berner Bürgerin war, besaß in der Margasse in Kassel die Sonnenapotheke, ein in vielen, sich übereinander vorschiebenden Stockwerken aufgethürmtes Haus, in dessen Nähe meine Großmutter bei ihrer Uebersiedelung nach Kassel sich einmiethete. (Heute bezeugt eine Tafel ihre Wohnung, die nach ihrem Tode auch ihre Kinder innehatten.) Es gab kein Haus in der engen Margasse, dessen Geschichte meiner Mutter nicht geläufig war. Sie wußte uns Kindern immer Neues aus ihrer einstigen Nachbarschaft zu erzählen. Frau Grimm hatte fünf Söhne und eine Tochter, in der Wild'schen Apotheke lebten sechs Töchter und ein Sohn. Einige auf beiden Seiten noch beinahe in den Kinderschuhen. Herr Wild war ein wohlhabender Mann. Er besaß um Kassel herum Gärten und Ländereien. „Im Garten" erzählte Dortchen Wild meinem Vater eine Reihe Märchen. Unter „Hansens Trine" steht: „Dortchen, 29. September 1811. im Garten"; unter „Tischchen deck' dich": „Dortchen, 1. October 1811"; unter „Frau Holle": „Dortchen, 13. October 1811. im Garten". Es muß 1811, wie am Rhein, damals auch in Kassel ein schöner, warmer Herbst gewaltet haben. Am 9. October des folgenden Jahres werden „Die drei Männlein" von Dortchen erzählt und an demselben Tage „Allerleirauh", nachdem am 19. Januar 1812 „Die sechs Schwäne", „Der singende Knochen" und „Der Liebste Roland" alle „im Gartenhaus am Ofen" erzählt worden waren. „Hänsel und Grethel" ist vom 15. Januar 1813. Bei anderen Märchen steht nur „Dortchen" ohne Datum. Dieses „im Garten" erinnert mich an meiner guten Mutter Liebe zu Allem, was mit Gärtnerei zusammenhängt. Ihr und ihren Geschwistern und deren Kindern wieder war das angeboren. Ein Wunsch, sagte sie oft, sei ihr nie erfüllt worden: auch nur ein ganz kleines Gärtchen zu besitzen. Dafür zog sie immer in Töpfen allerlei Grünes und hatte ihre Freude daran.

In den Gedanken der Meisten, welche heute die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen nicht als Kinder genießen, sondern über ihre Entstehung nachdenken, hat die Anschauung sich gebildet, als seien sie wörtlich den Erzählungen nachgeschrieben worden, welche unter den Leuten umgingen, so daß, wenn Jacob und Wilhelm Grimm anderen, späterlebenden Sammlern nicht zuvorgekommen wären, diese das „Eigenthum des Volkes" ebensogut sich hätten aneignen können. In der Gestalt, in welcher die Märchen von den Brüdern Grimm dem Volke dargeboten worden, sind sie erst dadurch, daß sie von *ihnen* dargeboten wurden, *wieder* zum Eigenthum des Volkes geworden, denn vor der Grimm'schen Fassung waren sie das nicht. Meine Mutter hat als junges Mädchen freilich „Hänsel und Grethel" meinem Vater erzählt; daß dieser aber einfach nach ihrem Dictate geschrieben hätte: so einfach liegt die Sache hier nicht. Wilhelm hat den späteren Auflagen der Märchen den oben genannten, weniger bekannten dritten Theil beigegeben, worin er sich, aber ohne Personen zu nennen, über die Herkunft der einzelnen Märchen ausspricht. Bei „Hänsel und Grethel" heißt es hier nur: „Nach verschiedenen Erzählungen aus Hessen". Hieraus erklärt sich nun aber, warum er an der Stelle des ersten Bandes, wo er meine Mutter handschriftlich als Quelle des Märchens nannte, dies nicht am Schlusse, sondern mitten im Märchen that, wo er einen Nachtrag handschriftlich einschiebt, der später erst in den zweiten Druck hineinkam: eine der schönsten Stellen des Märchens.

Da nämlich, wo die alte Hexe fragt:

Knupper knupper kneischen
Wer knuppert an meinem Häuschen?

erschrecken im ersten Drucke des Buches die Kinder nur und die alte Hexe kommt gleich aus der Hausthüre. Die schriftliche Randbemerkung meines Vaters besagt hier, daß die Erinnerung meiner Mutter diese Scene weiter ausmalte: Sie nämlich erst berichtete nachträglich die Antwort der Kinder:

Der Wind! der Wind!
Das himmlische Kind!

und das Uebrige, wie es in den folgenden Ausgaben dann zu lesen steht. Im dritten Bande führt mein Vater neben den „verschiedenen bewährten Erzählungen" dann noch eine schwäbische Form dieses Märchens und andere Anklänge an. Hieraus schon erhellt, wieviel sowohl auswählende als zusammenfassende, und redigirende Arbeit nöthig war, um diejenige Form der Märchen zu finden, in welcher die Kinder- und Hausmärchen heute zu einer Sammlung geworden sind, welche dem Geiste des Deutschen Volkes fertig entsprungen zu sein scheint.

Nicht nur Dortchen aber lieferte aus der Familie Wild Stoff für die Sammlung. Sechs Schwestern Wild waren es; eine von den drei älteren war Gretchen, durch Schönheit und Talente ausgezeichnet. Ein vorhandenes Bildniß läßt sie erkennen: das blonde, fein sich kräuselnde Haar und die zarte Haut. Von ihr sind die am frühesten datirten Märchen: „Prinz Schwan", „Gretchen 1807", und „Das Marienkind" aus demselben Jahre; „Vom getreuen

Gevatter Sperling", „Gretchen 1808"; „Von dem Dummling", „Katz und Maus in Gesellschaft" und „Vom gestohlenen Heller", 1808. Gretchen heirathete früh und starb früh. Ihre Kinder sind von meiner Mutter erzogen worden; sie haben uns Kindern dann nahe gestanden und ihre Kinder und Enkel stehen uns heute nahe.

Talente vererben sich: woher hatten Gretchen und meine Mutter die Märchen? Wir denken zunächst an ihre eigene Mutter. Auch von Frau Wild sind Bilder da, aber auch von deren Mutter, von meiner Mutter Großmutter also, gibt es eine Miniatur, die ich von Kind auf kenne: eine alte Frau mit zarten, fein geschnittenen Zügen. Sie hat etwas sehr Vornehmes. Sie trägt ein weißes Spitzentuch über dem hochaufgesteckten gepuderten Haare und einen Marderpelz, in dem sie sich Sonntags in der Portechaise zu ihrer Tochter Wild tragen ließ. Sie hieß Huber und war die Tochter des berühmten Gesner, der, wie meine Mutter nie dazuzusetzen vergaß, den Thesaurus geschrieben hat. Gesner's Thesaurus linguae latinae ist der Vater der neueren lateinischen Wörterbücher. Meiner Mutter Großmutter, Gesner's Tochter also, war als Kind schon von solchem Eifer für die Philologie beseelt, daß sie, hinter einem Vorhange im Auditorium sitzend, ihres Vaters Vorlesungen hörte. Dabei passirte es, daß sie einschlief und von ihrem Sitze herab ins Auditorium hineinfiel. Die Studenten aber hegten solche Ehrfurcht vor ihrem Professor, daß sie nicht lachten. Frau Wild war eine kleine, zierliche Frau. Zwei Märchen hat sie Wilhelm Grimm erzählt, unter denen ihr Name steht: „Strohhalm, Kohle und Bohne auf der Reise" und „Läuschen und Flöhchen", beide durch ihre Niedlichkeit in einer gewissen Verwandtschaft und durch eine graziöse Besonderheit für sich bestehend. Mit denen, welche Dortchen erzählte, haben sie aber nichts gemein.

Dortchen denn auch empfing seinen Reichthum aus anderer Quelle. Ueber der Wild'schen Kinderstube in der Sonnenapotheke, mit ihren vielen Gängen, Treppen, Stockwerken und Hinterbaulichkeiten, die ich selbst alle noch als Kind durchstöbert habe, waltete die „Alte Marie", deren Mann im Kriege gefallen war, und die jeden Abend aus ihrem „Hawermännchen" ihr Abendgebet las. Von ihr hat der erste Band der Märchen seine schönsten Märchen erhalten. Von ihr stammen: „Brüderchen und Schwesterchen": „Von der Marie", 10. März 1811; „Rothkäppchen": „Herbst 1812"; „Das Mädchen ohne Hände": „10. März 1811"; „Der Räuberbräutigam"; „Der Gevatter Tod": „20. October 1811"; „Des Schneiders Daumerling Wanderschaft"; „Dornröschen" und andere ohne Datum. Ich führe die Stücke in der Reihenfolge des Druckes an. Man fühlt sogleich, daß Dortchen und Gretchen wahrscheinlich nur weiter gaben, was die alte Marie ihnen eingeprägt hatte.

Mit den Wild's und Grimm's vereinigte sich aber eine dritte Familie, die Hassenpflug's. Ludwig Hassenpflug, der als Minister des Kurfürsten von Hessen lange Jahre später eine trübe Berühmtheit erhalten hat, die allmälig erst zu verblassen beginnt, war damals fast noch ein Kind, seine beiden älteren Schwestern aber Dortchen Wild's und Lotte Grimm's Freundinnen. Amalie Hassenpflug (die Verfasserin des Buches: „Gretchen Verflassen" und die Freundin Annette's von Droste-Hülshoff), war damals aufblühend in Schönheit und Be-

weglichkeit des Geistes. Ludwig Grimm hat sie oft gezeichnet. Es liegt etwas in ihren Zügen, als habe man ihr früh schon angesehen, daß ein so selbständiger, scharfblickender Geist nicht dazu bestimmt sei, sich zu verheirathen. Sie starb in Mersburg am Bodensee. Sie vielleicht stand durch ihre geistige Ueberlegenheit von allen den jugendlichen Erscheinungen jener Zeit Jacob und Wilhelm am nächsten.

Viele der Märchen des ersten Bandes tragen die Bemerkung: „von Hassenpflug's"; die meisten darunter aber die besondere Bezeichnung: „von der Jeanette". Jeanette Hassenpflug war die jüngere Schwester, durchaus anders als Amalie und geistig nicht mit ihr zu vergleichen, aber eine vorzügliche Erzählerin und Wiedererzählerin. Die Hassenpflugischen Märchen beginnen 1811, die meisten fallen in den Herbst 1812. Von ihnen stammt, bis auf das Ende, das Dortchen wiederum zusetzte: „Der König Drosselbart"; „Schneewittchen", aber auch dieses nicht von ihnen allein; ein Theil von „Rumpelstilzchen", zu dem auch Dortchen's ältere Schwester Lisette beisteuerte; „Der Teufel mit den drei goldnen Haaren"; „Der gestiefelte Kater"; „Herr Korbes" (Hühnchen und Hähnchen), dieses von Jeanette schon 1810 erzählt; „Vom Schneider, der bald reich wurde"; „Blaubart"; „Hurleburlebutz"; „Der König mit dem Löwen"; „Die Schwiegermutter". Die Mutter Hassenpflug war französischen Ursprunges: man bemerke, daß „Blaubart" und „Der gestiefelte Kater" nach Frankreich weisen. Von den übrigen mit Namen angeführten Contribuenten zum ersten Theile, die mir zum Theil unbekannt sind, erwähne ich noch August von Haxthausen, Frau Jordis und Achim von Arnim.

Durch die Familie Haxthausen wurden der Sammlung alle die Märchen wohl zugeführt, deren Ursprung im dritten Theile als „Aus dem Paderbornschen" angegeben ist. Eine Reihe von Brüdern und Schwestern hausten in Bökendorf. Darunter die Mutter der Dichterin Annette von Droste. Die Brüder Grimm waren oft dort, und Ludwig's Skizzenbücher sind erfüllt von Landschaftlichem aus der Gegend und von Porträts, unter denen die der Dorf- und Hausleute und die Hunde eine bedeutende Rolle spielen. August von Haxthausen erzählte das „Lumpengesindel" den 19. Mai 1812.

Von Frau Jordis wurden die Märchen „Von der Frau Füchsin" erzählt, 1812, im Herbste. Sie war die Schwester Bettina's und Clemens Brentano's. Von den Brentano's, aber auch aus Steinau mögen die Märchen stammen, die im dritten Band die Bezeichnung tragen: „Aus der Maingegend". Eins der schönsten sandte Arnim: „Der Machandelbaum". Er hatte es vom Maler Runge in Hamburg empfangen. „Joringel und Jorinde" stammt aus dem Leben Jung Stilling's. Dennoch trat auch hier eine mündliche Erzählung „Aus der Schwalmgegend" mit geringen Abweichungen hinzu.

Im Jahre 1815 kam der zweite Band der Märchen heraus. Die Vorrede ist vom 30. September 1814. In ihr wird nun ein neuer Name genannt: Frau Viehmännin aus Zwehren, einem dicht bei Kassel gelegenen Dorfe, hatte das für den zweiten Theil geleistet, was die Alte Marie am ersten gethan. In der Vorrede heißt es, sie betreffend: „Ein guter Zufall war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus Zwehren, durch welche wir

einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum ächt hessischen Märchen, sowie Nachträge zum ersten Bande erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig, heißt Viehmännin, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt die alten Sagen fest im Gedächtniß, welche Gabe, sagt sie, nicht Jedem verliehen sei. Dabei erzählt sie bedächtig, sicher und mit eigenem Wohlgefallen daran; erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten. Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müßte hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen mitten in der Rede gleich selber".

In dieser Vorrede zum zweiten Bande sprechen sich die Brüder über den Werth der Märchen aus als eines Buches, das Kindern in die Hände zu geben sei. In den zwei Jahren von 1812—1814 war die Rede oft darauf gekommen. Das Buch hatte als Kinderbuch in einer Richtung seine Wege gefunden, an die man beim ersten Bande kaum gedacht. Da war wohl mehr ins Auge gefaßt worden, was daraus den Kindern etwa erzählt werden könne; inzwischen hatten die Kinder sich der Märchen mit eigenen Augen bemächtigt.

Die Brüder geben zu, daß Manches bedenklich sei, bestehen zugleich aber darauf, daß man die Kinder gewähren lassen solle; sie würden schon herausfinden, was gut sei, und das Böse übersehen. Was Wilhelm hier sagt, ist das Richtige. Mag über dieses Thema noch soviel gestritten werden, das Resultat wird immer dasselbe sein: daß die Märchen, so wie sie sind, den Kindern in die Hände gegeben werden können. An anderer Stelle und getrennt vom Uebrigen möchte Manches mit Recht bedenklich erscheinen: an seinem Platze wird es keine verderbliche Wirkung haben. Diese Märchen gehören zum „Gesunden", und das Deutsche Volk bedarf ihrer.

Die zweite Auflage des Buches ist von 1819. Hier hat der zweite Band als Titelkopf ein Porträt der Frau Viehmännin, der „Märchenfrau", von Ludwig Grimm gezeichnet und radirt. Von Ludwig auch ist vor dem ersten Bande „Brüderchen und Schwesterchen", wie sie im Walde schlafen, ein Engel mit Lilien in den Händen hinter ihnen. Compositionen zu den Märchen von Ludwig's Hand finden sich von da ab in Fülle bei ihm, nur Weniges aber davon ist herausgekommen. Um die Zeit, wo die zweite Auflage erschien, verheirathete Lotte Grimm sich mit Hassenpflug, und die nun allmälig erscheinenden Kinder, sowie später dann ich mit meinen Geschwistern fingen an, das erste lebendige Publicum für die Märchen zu werden. Wir sind mit ihnen aufgewachsen und betrachteten ihren Inhalt als den der großen Weltgeschichte in den ältesten Zeiten. Die Märchen haben die Eigenschaft, immer wieder von den Kindern jedesmal als Neuigkeit aufgenommen zu werden. Alle standen sie für uns in Verbindung: ein großes Reich, wo all' das sich zugetragen hatte.

Es liegt in den Kindern aller Zeiten und aller Völker ein gemeinsames Verhalten der Natur gegenüber: sie sehen Alles als gleichmäßig belebt an.

Wälder und Berge, Feuer und Sterne, Flüsse und Quellen, Regen und Wind reden und hegen guten und bösen Willen und mischen ihn in die menschlichen Schicksale. Es gab eine Zeit aber, wo nicht nur die europäische Kinderwelt, sondern die Völker selbst so dachten. Wie die germanischen Völker in diesem Zustande der Kindheit in Glauben, Sprache und Ueberlieferung sich verhalten, war Jacob's Studium; Wilhelm dagegen wollte nicht bloß forschen, sondern auch das Gefundene der Gegenwart vermitteln. Wilhelm zumeist hat den Märchen ihre Form gegeben. In dieser Gestalt sind sie Schöpfungen für sich. Es ist neuerdings versucht worden, die Kinder- und Hausmärchen im Sinne einer schwächlichen Moral umzuarbeiten. Allein im Laufe von achtzig Jahren nun hat sich herausgestellt, daß sie, so wie sie sind, ein unentbehrliches Buch seien, und auf dieses Urtheil dreier Generationen hin weist man die Versuche der Verbesserer heute ab.

Immer sind die Brüder wie von einem lichten Mantel umgeben gewesen, der aus Ehrfurcht gewebt war. Nur ein einziges Mal hat widriger Wind ihn zur Seite gerissen: als gegen die Doppelstatue Jacob und Wilhelm Grimm's von Berlin aus Etwas unternommen wurde.

Die gute Sache aber erlitt durch diesen Schlag doch nur eine Verzögerung. 1896 wird die Statue, wie zu hoffen steht, aufgestellt werden. Ich habe kürzlich mit den von dem Hanauer Comité abgesandten Herren das in Eberle's Werkstätte zu München stehende Modell gesehen, und auch gewahren dürfen, wie sie gleich mir von seiner einfachen Größe ergriffen waren. Wilhelm sitzt auf einem Sessel. Ein aufgeschlagenes Buch ruht ihm auf den Knien. Er blickt nicht hinein, sondern vor sich hin ins Weite, nachsinnend, wie ich ihn schon als Kind gesehen hatte. Als bilde sich ein Gedanke in seiner edlen Stirn. Jacob, neben ihm stehend, mit der einen Hand und straffem Arme sich auf die Lehne des Sessels stützend, blickt mit mehr gesenktem Antlitze zu dem Buche herab, als suche er noch in dessen Inhalte. Gemeinsame geistige Arbeit höchster Art kann nicht einfacher, sprechender und schöner dargestellt werden. Am Piedestale soll in einem Medaillon das Bildniß unserer Mutter angebracht werden, die beiden Brüdern bis zu den letzten Athemzügen zur Seite stand.

Dorothea Grimm's Grabstätte ist in Eisenach. Auf dem Kirchhofe liegt sie, an dem der Weg zur Wartburg heraufführt. Auf ihrem Steine ein knieender Engel, die Copie dessen, der in Kassel für Lotte Grimm's Grab von Werner Henschel, dem hessischen Bildhauer, der ein treuer Freund der Brüder Grimm gewesen ist, gearbeitet worden war.

Ludwig Grimm starb den 4. April 1863 zu Kassel.

Neben seinem Vater ruht in Berlin nun auch mein und meiner Schwester Auguste lieber Bruder Rudolf, geboren den 31. März 1830 in Göttingen, der die Kriege mitgemacht hat und jünger und kräftiger als ich, den 13. November 1889 gestorben ist.

Caterina Sforza[1]).

Von

Otto Hartwig.

[Nachdruck untersagt.]

Am 28. Mai 1509 starb in Florenz in einem der Häuser der Medici neben dem Prachtbaue Michelozzo's in der heutigen Via Cavour, kaum sechsundvierzig Jahre alt, eine dreifache Wittwe, welche die Zeitgenossen als die schönste Frau ihres Jahrhunderts gepriesen und wegen ihrer Thaten und Schicksale la prima donna d'Italia genannt haben. Ihre beiden ersten Männer hatte Caterina Sforza durch Meuchlerhand verloren, wie denn auch ihr Vater in St. Stefano zu Mailand unter Dolchstichen fanatisirter Jünglinge zusammengebrochen war. Durch ihren dritten Gemahl, der früh verstarb, ist sie dann die Stammmutter der mediceischen Großherzöge von Toscana und damit auch aller Bourbonen von Ludwig XIII. an geworden.

Die Schönheit dieser Frau können wir uns noch heute vergegenwärtigen. Denn neben einer ganzen Anzahl mehr oder weniger fragwürdiger Porträts, welche sie von ihrer Mädchenzeit bis in die höheren Jahre darstellen sollen, besitzen wir ein ziemlich gut erhaltenes Bild von ihr, das von einem großen Künstler herrührt. Freilich hat Melozzo degli Ambrosoli von Forli seine langjährige Gebieterin in der Lunette der Capelle Feo in San Biagio und Girolamo zu Forli nicht als die Herrin gemalt, wie sie ihren Zeitgenossen in schillerndem Brustharnische vom Kampfgewühl umwogt vor der Seele stand, sondern vor einem Heiligen niederknieend im Pilgerkleide. Im Vordergrunde des figurenreichen Bildes, das nach dem Hintergrunde ansteigt, steht ein weißgedeckter Tisch, auf dem der heilige Jacob von Campostella soeben eins der bizarrsten Wunder der christlichen Thaumaturgie verrichtet hat, indem er gebratene Hühner und Hasen wieder ins Leben zurückrief. Dem am Tisch sitzenden Apostel gegenüber kniet etwas tiefer der schon gealterte Girolamo Riario, der erste Gemahl der Caterina mit Pilgerstab und Pilgertasche. Ihm zur Seite, nach dem Hintergrunde zu, steht hoch aufgerichtet in jugendlicher Schöne vor einer Säule Giacomo Feo, der zweite Gemahl

[1]) Pier Desiderio Pasolini, Caterina Sforza. Roma, E. Loescher e Comp. 1893. Vol. 1—3, 405. 450 und 861 S. in 8°.

Caterina's. Sein Auge ruht strahlend auf seiner Gebieterin, die hinter ihrem Gatten, doch etwas tiefer als dieser, gleichfalls auf ihre Kniee niedergesunken ist. Caterina, welche damals, als sie dies Bild zum Gedächtnisse ihres ermordeten, heiß geliebten zweiten Gatten nach dem Tode Melozzo's von Palmezzano vollenden ließ, einige dreißig Jahre zählte, zeigt sich uns ganz scharf im Profile. Aber welch ein Profil ist das! Unter einem weißen Kopftuch, das die Stirn mehr als zur Hälfte bedeckt und, von einem um den Kopf geschlungenen schwarzen Bande festgehalten, rückwärts unter den Pilgermantel herabfällt, ragt die griechisch geformte Nase hervor. Der kleine, feingeschwungene Mund tritt etwas hinter dem kräftigen, Energie verrathenden Kinn zurück, das auf etwas starke Körperformen hindeutet. Während ihr Gemahl ob des erstaunlichen Vorgangs den Mund öffnet und die Augen aufreißt, verräth das Mienenspiel der Frau gespannte Aufmerksamkeit, aber nicht die geringste Ueberraschung. Das schöne, große, klare Auge ist sanft, aber ruhig auf den Tisch gerichtet, während sie, die Arme über die Brust gekreuzt, mit einer Hand ihren Pilgerstab festhält. Als Contrastfigur steht zwischen ihr und dem Vater, dem Hintergrunde zu, ihr ältester, ihr ähnlicher Sohn, ein schöner Jüngling im vollen Lockenschmucke. Voll Staunens beugt er das Haupt sprechend zur Mutter herab, als wolle er bei ihr Schutz suchen [1]).

Melozzo von Forli hat uns auch auf diesem Bilde, wie immer, „seine Modelle mit fast brutaler Sicherheit vor Augen gestellt". Das dürfen wir jetzt mit Bestimmtheit sagen, nachdem der Graf Pasolini in seinem großen, überaus sorgfältigen Werke uns das innerste Wesen dieser Menschen, vor Allem das Caterina's, seiner berühmten Landsmännin, aus sicheren Quellen neu erschlossen hat. Denn bei allem Interesse, welches das durch seine Schönheit wie durch seine außerordentlichen Thaten und Schicksale merkwürdige Weib einem Biographen einflößen muß, erlauben wir uns doch zu bezweifeln, daß der edle Graf ihm und der Aufhellung seiner Geschicke einen so nachhaltigen, nie ermüdenden Fleiß und Eifer gewidmet hätte, wenn nicht die Liebe zum väterlichen Boden und traumhafte Erinnerungen an früheste, blutige Vorgänge in seinen eigenen Familienbüchern ihm immer von Neuem wieder das Bild der gewaltigen und schönen Frau vor die Augen zurückgerufen hätten. Denn als die Sforza noch Attendoli hießen und in Cotignola, einem kleinen Flecken zwischen Castel Bolognese und Ravenna, hausten, da hatte sich schon am Ende des 14. Jahrhundertes um den Besitz einer reichen Erbin ein wüthender Kampf zwischen den zahlreichen Söhnen, welche Elisa degli Attendoli ihrem Gatten geschenkt hatte, und den Pasolini dell' Onda entsponnen, in dem diese erlagen. Jetzt, nachdem die zu Herzögen von Mailand gewordenen

[1]) Verschiedene Aufnahmen des Bildes bei Pasolini, I, S. 194, II, S. 390. Eine schöne, große Umrißzeichnung der Köpfe Caterina's und Girolamo Riario's in dem ausgezeichneten Werke von Schmarsow über Melozzo da Forli. — Daß dieses Porträt Caterina's als das beste galt, geht auch daraus hervor, daß nach ihm offenbar ihr Bild in dem 1497 erschienenen Werke des Jacobus Philippus Bergomensis De claris mulieribus angefertigt ist. Pasolini, I, S. 271. Auch das stilisirte Porträt Caterina's im Palazzo Vecchio zu Florenz von G. Vasari geht auf das Bild Melozzo's zurück.

Attendoli-Sforza längst vom Erdboden verschwunden sind, widmet der directe Nachkomme jenes Martino Pasolini, der aus Liebe zu seinem Sohne Pasolino den glühenden Haß der in ihrem Bruder verletzten großen Sippe gegen sich heraufbeschworen hatte, einer Frau dieses Hauses ein Werk, das ihren Namen und ihren Ruhm nicht nur aufs Neue unter uns beleben, sondern für alle Zeit festlegen wird.

Mehr als fünfhundert bisher unbekannte Briefe der Madonna da Forli hat Pasolini aus den Archiven und Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Englands zusammengebracht und sie und andere zahlreiche Urkunden ganz oder auszugsweise abdrucken, die wichtigsten facsimiliren lassen. Daneben stehen die sehr umfangreichen Experimenti de la ex.ma S.r Caterina da Furli, d. h. das Hausbuch der Heldin, in dem sie neben unzähligen anderen Recepten gar viele ihrer Toilettengeheimnisse z. B. a fare la facia bianchissima et bella et lucente et colorita vorsorglich aufgezeichnet hat. Das mit vielen Porträts, Abbildungen von Städten, Festungen und Palästen luxuriös ausgestattete Werk über die schönste Frau des fünfzehnten Jahrhunderts hat der Autor der vornehmsten, liebenswürdigsten und schönsten italienischen Fürstin des neunzehnten Jahrhunderts, seiner Königin Margherita, mit einer schwungvollen Vorrede gewidmet.

I.

Wohl niemals ist die Allgewalt des Glückes lauter und überzeugter verkündet worden, als in dem Renaissancezeitalter Italiens. Bei keinem Triumphzuge sieggekrönter Herrscher durfte die Gestalt der Fortuna fehlen. In zahlreichen Schriften über den Glückswechsel weisen die ersten Schriftsteller an unzähligen Beispielen nach, welche Macht die Fortuna auf die Geschicke der Menschen ausübe. Der scharfsinnigste Beobachter, Erforscher und Analytiker des Ablaufs des Lebens der Staaten wie der Individuen bekennt sich zum Satze, daß nur die Hälfte des Erfolges der Menschen von ihren Thaten, der Rest von dem Glücke abhängig sei. Ein anderes Mal geht N. Macchiavelli so weit, zu behaupten, daß die Fortuna der Welt habe zeigen wollen, daß sie, und nicht die Klugheit, den Menschen groß mache. Dieser Glaube an die Macht des Glückes mußte sich den Menschen aufdrängen, wenn sie sahen, wie Viele unter ihnen sich rasch und sicher aus den untergeordnetesten Stellungen an die Spitze von Staaten emporschwangen, sei es als Führer von Söldnerhaufen, sei es als Nepoten von Päpsten oder als Liebhaber von Königinnen von Neapel. Aber eben so häufig sahen sie auch, welch jähem Wechsel die Geschicke kluger und tapferer Menschen unterworfen waren; wie Die, welche sich heute noch im Glanze fürstlicher Allgewalt sonnten und die Geschicke Italiens in ihren Händen zu halten glaubten, von Einem Schlage getroffen zu Boden lagen und Macht und Leben verloren. Das mußte um so stärker auf die Phantasie des leicht erregbaren Volkes wirken, als die bis dahin die Geister und Herzen der Menschen bindenden religiösen Vorstellungen durch wieder auflebende heidnische Ideen und durch das Treiben an der Curie des Stellvertreters Gottes auf Erden den besten Theil ihres Einflusses auf die Volksseele

verloren hatten. Wenigstens in den Spitzen der italienischen Gesellschaft des fünfzehnten Jahrhunderts war der Glaube an eine sittliche Weltordnung verloren gegangen. Die Fortuna war ihre Göttin geworden.

Ganz besonders huldreich schien sich diese der Familie Attendoli-Sforza zugeneigt zu haben. Als ihr Ahnherr, Giacomo Attendolo, 1382 eines Tages auf dem Felde schwer arbeitete, zog eine Schar guter Cameraden, die sich von einem Condottiere hatten anwerben lassen, an dem Dreizehnjährigen vorüber. Auf ihren Zuruf, mitzuziehen, warf er seine Hacke in das Geäst eines Baumes: falle sie herunter, so wolle er weiter arbeiten, bleibe sie oben hängen, dann gehe er mit. Und sie blieb hängen, und Giacomuzzo Attendolo wurde ein großer Kriegsmann, Geliebter der Königin Giovanna II. von Neapel und Großconnetable des Königreichs.

Schließlich vermählte er sich, fünfzig Jahre alt, mit der Wittwe des Königs Ludwig's II. von Anjou, nachdem er sein ihm treu ergebenes und tapferes Kebsweib, die ihm schon seinen berühmten Sohn Francesco und sechs andere Kinder geschenkt hatte, an einen Cameraden verheirathet hatte. Fünf Jahre darauf ertrank er nach gewonnener Schlacht in den Fluthen der Pescara, als er einem geliebten Leibpagen das Leben retten wollte. Hatten ihn schon seine Zeitgenossen Sforza genannt[1]), so verlieh die Königin Giovanna seinem Sohne Francesco mit allen Lehen des Vaters diesen Namen als den der Familie. Giacomo Sforza hat sein Leben lang etwas vom schlauen, haushälterischen Bauern an sich behalten. Kaum konnte er seinen Namen schreiben. Aber von seinem ersten Auftreten an war sein Sinn auf große Dinge gerichtet gewesen. Strenge Mannszucht hatte er unter seinen Scharen aufrecht zu erhalten gewußt, und in Geldsachen war er zuverlässig und genau. Täglich besuchte er die Messe und beichtete jährlich. Doch meinte er, es sei Heuchelei und Dummheit, Gott mit langen Ceremonien zu belästigen. Roh und wüst gegen wehrlose Frauen und Männer, ließ dieser im Feldlager aufgewachsene tapfere und reisige „Vater der Kriegerschaft", der alle seine Soldaten mit ihrem Namen anredete, sich doch die Geschichtswerke der Griechen und Römer in italienischen Uebersetzungen vorlesen.

Noch glänzender bestrahlte der Glücksstern den Lebenslauf seines Sohnes Francesco. Er war freilich ein Mann von einer geistigen und leiblichen Frische und Kraft wie kaum ein Zweiter unter den Zeitgenossen, unter denen es wahrlich nicht an talentvollen, in jedem Betracht begabten Menschen fehlte. Er gewann schließlich die Hand der Erbin des Hauses Visconti in Mailand. Der Condottiere wurde zum legitimen Herrn eines der reichsten Fürstenthümer der damaligen Zeit, den seine neuen Unterthanen mit Jubel bei seinem Einzuge sammt seinem Schlachtrosse in den Dom trugen. Erwägt man die Geschichte dieses Mannes, so begreift es sich, wie Taine in Napoleon I. einen verspäteten Nachkömmling dieser italienischen Condottieri wieder zu erkennen glaubte, der in seinen Geschicken diesen Capitani di ventura auch darin nicht unähnlich war, daß sie wie er trotz aller scheinbaren Macht und alles

[1]) „Per certo indomito vigor d'animo".

fürstlichen Glanzes doch nicht fähig waren, ihren Geschlechtern eine dauernde Herrschaft zu gründen. Denn schon der Sohn Francesco's, Galeazzo Maria (1468—76), verlor in einem Augenblick Herrschaft und Leben. Von antikem Tyrannenhaß erfüllte Jünglinge erstachen ihn am 26. December 1476 in der Kirche St. Stefano meuchlings, als der Kirchenchor eben den Hymnus Sic transit gloria mundi intonirt hatte. Galeazzo Maria war ein stattlicher, schöner Mann, als er, zweiunddreißig Jahre alt, dem Mordstahl erlag. Das Geschlecht der Sforza zeigte sich aber doch schon in ihm degenerirt.

Man traute dem als Kind engelgleichen Enkel des scheußlichen Tyrannen Filippo Maria Visconti zu, daß er seine Braut und Mutter durch Gift habe aus der Welt schaffen lassen. Seine Thaten in Mailand widersprachen diesem Verdacht nicht. Seine fromme Frau Bona von Savoyen hatte ihn schon 1474 zu einer Generalamnestie gegen unzählige Gefangene und Verfolgte zu bestimmen gewußt. Aber in schweren Träumen stand ihr doch das gewaltsame Ende des Vaters ihrer fünf Kinder vor der Seele, und sie wollte ihn nicht seinen letzten Gang antreten lassen. Hatte er doch auch einen Astrologen, der so unvorsichtig gewesen war, ihm zu verkünden, daß er nicht elf Jahre regieren werde, mit kärglichen Lebensmitteln versehen, in einen Brunnen werfen und in ihm verkommen lassen!

Das war der Vater der Caterina Sforza, von der wir zu erzählen haben. Ihre Mutter war aber nicht die fromme Bona von Savoyen, sie war vielmehr die Frucht einer ersten Liebe ihres Vaters mit der schönen Lucrezia Landriani, der Frau eines Hofbeamten des Herzogs. Dieser legitimirte seine um 1463 zu Pavia oder Mailand geborene Lieblingstochter und sorgte für deren Erziehung. Aus einem Briefe, den der Vater an seine Mutter Bianca Maria Visconti aus dem Feldlager gegen die Venetianer richtete, erfahren wir zuerst etwas von dem fünfjährigen Kinde. Es war erkrankt, und deshalb waren zwei Couriere an den besorgten Vater abgeschickt worden. Der Unterricht des genesenen, lebhaften Mädchens, das die Gemahlin des Herzogs adoptirt hatte, ruhte in den Händen von humanistisch gebildeten Gelehrten, mit denen sich der Herzog gern umgab. Er war, nach der Sitte der Zeit, dem der Knaben ganz gleich. Caterina empfing daher ihre erste Unterweisung auch mit ihren Brüdern Carlo und Alessandro. Die humanistische Bildung hat bei ihr jedoch keine so tiefen Wurzeln geschlagen, wie bei anderen vornehmen Damen ihrer Zeit. Ihr Sinn war mehr auf praktisches Thun, auf häusliche Arbeiten, wie auf ritterliche Uebungen gerichtet. Nicht unter Büchern, sondern da, wo die Fahnen wehten und die Kriegstrompeten erklangen, wo das Jagdhorn ertönte und Falken in die Lüfte stiegen, fühlte sich die Urenkelin des Giacomuzzo Attendolo am wohlsten. Schon frühe hatte sie auch ihr Vater mit dem Grafen Onorato di Marcantonio Torelli, dem Generalcapitän seiner Streitkräfte, verlobt. Der frühe Tod dieses Bräutigams machte ihre Hand aber bald wieder frei, und der Herzog suchte dem Kinde einen neuen Verlobten, welcher sie zu höheren, gefahrvolleren Ehren führen sollte.

Es gehört zu den vielen Widersprüchen, in denen sich in dieser an Contrasten so reichen Zeit die höheren Stände Italiens bewegten, daß, während einerseits

die Heiligkeit der Ehe, wenigstens bei den Männern, auf ein Minimum herabgesunken war, und der Unterschied legitimer und illegitimer Nachkommenschaft fast zu einem fließenden geworden war, man doch einen hohen Werth auf die Abschließung von vornehmen Eheverbindungen legte und durch ein so precär gewordenes Institut der eigenen precären Existenz einen festern Halt zu geben trachtete. Ganz in der Grundrichtung der Zeit, und wohl auch des italienischen Volksgeistes überhaupt, wurden die Banden des Blutes für stärkere angesehen als die, durch welche die Sitte und die Kirche die Menschen zusammenhält. Es kam den Emporkömmlingen aber nicht darauf an, ihren jungen Stammbaum durch eine Verbindung mit einem alten, vornehmen Geschlechte zu veredeln, sondern nur sich einen Machtzuwachs zu verschaffen, der den drohenden Gefahren von heute auf morgen wenigstens Etwas von ihrem Schrecken nehmen könne und dem Uebelwollen der Fortuna ein Hemmniß zu bereiten im Stande sei.

Deshalb war auch der mächtige Herzog von Mailand darauf bedacht, seine Familie mit einem Nepoten des aus unterster Schicht heraufgestiegenen Papstes Sixtus' IV. zu verbinden. Er hatte dazu die Tochter Corrado Fogliani's, des Stiefbruders seines Vaters Francesco aus der kirchlichen Ehe von dessen Mutter, und dessen Frau, einer natürlichen Tochter Lodovico Gonzaga's von Mantua bestimmt. Schon 1472 war das elfjährige Kind mit Girolamo Riario verlobt worden. Als aber der päpstliche Nepot fürchtete, diese Beute könne ihm entgehen, und auf Auslieferung der Braut drang, da widersetzte sich denn doch die Mutter Isabella Gonzaga, und alle Drohungen des Herzogs vermochten nicht ihren Willen umzustimmen. Der Nepot des Papstes mochte darin nur ein abgekartetes Spiel erkennen und bedrohte nun den Herzog mit dem Zorn des Papstes. Um diesem auszuweichen und den allmächtigen Nepoten mit dem Geschicke seines Hauses aufs unzertrennlichste zu verbinden, entschloß sich der Herzog, dem Manne, der Cesare Borgia nur an Muth und Thatkraft, aber nicht an Frevelsinn nachstand, seine geliebte Caterina zum Ersatze zu geben. Ohne irgend ein Gewissensbedenken verlobte im Februar 1473 der Vater sein zehnjähriges schönes Kind „mit Ring und Kuß" dem Wüstling, und der Papst beeilte sich, durch eine Bulle vom 26. Februar 1473 alle bei dieser Neuverlobung seines Nepoten vorgekommenen Unregelmäßigkeiten zu sanctioniren und die an ihnen betheiligten Personen von den legalen und canonischen Strafen zu entbinden.

Die Würfel über die Lebensgeschicke des unschuldigen Kindes waren damit gefallen. Sein Leben war von da an unlöslich gekettet an die eines elenden Nepoten eines unwürdigen Papstes.

II.

Papst Sixtus IV., heutigen Tages der Welt vorzugsweise in Erinnerung durch die Gründung der Sixtinischen Kapelle, war 1414 als der Sohn eines Fischers Lionardo Rovere in Savona geboren. Seine Mutter, durch einen Traum bestimmt, hatte gelobt, das Kind, welches sie gebären sollte, in den Orden des h. Franz treten zu lassen. Geweckten Geistes, scharfsinnig und ener-

gisch, hatte der Bruder Francesco di Savona, wie man ihn vor seiner Wahl zum Papste nannte, sich in das Studium seiner Ordenstheologie gestürzt, war ein angesehener Professor der Theologie und schließlich Ordensgeneral geworden.

Vor allem glänzte er in dem für die damalige Theologie charakteristischen Streite, den sein Orden mit den Dominicanern unter Papst Pius II. über die Frage ausfocht, ob das bei der Kreuzigung Christi von diesem vergossene und bei der Auferstehung wieder angenommene Blut während der dreitägigen Grabesruhe mit der Gottheit hypostatisch vereinigt blieb und deshalb anzubeten sei. Der Mann, der über solche Fragen sicher Auskunft zu geben wußte, war geeignet für das Cardinalat, das ihm 1467 mit dem Titel der Kirche von San Pietro in Vincolis zufiel.

Als Papst Paul II. 1471 verstorben war, setzte der Herzog Galeazzo Maria ihn auf die Liste der ihm als Pontifex genehmen Cardinäle. Gehörte doch Savona damals mit Genua zum Herzogthum Mailand. Nach einem ganz kurzen Conclave vom 6. bis 9. August, an dem achtzehn Cardinäle theilnahmen, ging der Sohn des armen Fischers aus dem Scrutinium als Stellvertreter Gottes auf Erden hervor. Der Sohn seiner mit dem Schuster Paolo Riario in Savona verheiratheten Schwester Bianca, der gleich dem Onkel in den Franciscanerorden eingetreten war, hatte diesen als sein Conclavist in das Wahllocal begleitet und soll dort nach der Aussage zweier, von einander unabhängiger Zeugen viel zur Wahl des Rovere beigetragen haben. Die Mittel, deren sich der junge Frater bei seinen Bemühungen bedient haben wird, lassen sich leicht aus den ersten Amtshandlungen des neuen Papstes erschließen: die einflußreichsten seiner Wähler wurden mit Gunstbezeugungen, hohen und einträglichen Aemtern und Geschenken überschüttet. Mit dem neuen Papste schien eine neue Welt zu beginnen, schrieb ein Zeitgenosse. Hatte der Papst doch auch ungeheure Schätze seines geizigen Vorgängers zu vertheilen! Vierundfünfzig silberne Schalen fand man mit kostbaren Perlen gefüllt, die man auf 300 000 Ducaten schätzte. Ebenso hoch veranschlagte man die Edelsteine und das Gold, das Paul II. für zwei neue Tiaren des Nachfolgers Dessen zusammengebracht, der da nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen solle. Den Rest der Diamanten und Schmucksachen schätzt ein Kenner auf eine Million Ducaten. Depositenscheine fand man auf 270 000 Ducaten lautend vor, dagegen in baarem Gelde nur 7000 Ducaten. Es war offenbar mehr dagewesen, aber Gott weiß, wohin verschwunden. Der neue Papst, der in seiner Wahlcapitulation gelobt hatte, die Schätze seines Vorgängers zum Kampfe gegen die Türken zu verwenden, verkaufte deshalb schon 1471 von den Kostbarkeiten, die er vorgefunden hatte. Und nicht nur er, sondern auch sein neuester, deutscher Biograph[1]), weiß daher von der sehr mißlichen Lage zu sprechen, in der die päpstlichen Finanzverhält-

[1]) Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. II, S. 420. Das Urtheil, das der zu früh verstorbene Druffel über die, man kann kaum ein anderes Wort brauchen, verschmitzte Geschichtschreibung des päpstlichen Apologeten Pastor gefällt hat, wird sicher von jeder objectiven historischen Kritik ratificirt werden. Daß Pastor eine Menge einzelner neuer Daten zu dem Leben der von ihm behandelten Päpste ans Licht gezogen hat, soll jedoch nicht geleugnet werden.

nisse sich 1471 befunden hätten. Bei der Verschwendung, mit der der Papst nicht nur seine Wähler belohnte, sondern vor Allem seine zahlreichen Familienglieder mit Glücksgütern maßlos überhäufte, mußte der größte Schatz ihm zwischen den Fingern zerrinnen.

Denn kaum hatte der Sohn des Fischers aus Savona sich des Stuhles Petri versichert, so begann eine große Einwanderung von Savonesen und Genovesen in die ewige Stadt. Unter ihnen befand sich mehr als ein Dutzend päpstlicher Nepoten. Denn der Papst hatte zwei verheirathete Brüder und drei mit Kindern gesegnete Schwestern. Alle diese sammelten sich bald in Rom in dem Schatten des Eichbaums, „dessen goldene Früchte in ihren Schoß fielen“ [1]). Unter ihnen ragten vor Allen hervor Giuliano, der Sohn seines Bruders Raffaello, der nachherige gewaltige Papst Julius II., und die zunächst noch einflußreicheren, den Papst ganz beherrschenden Söhne seiner Schwester Bianca, Pietro und Girolamo Riario.

Noch im December 1471 ernannte der Papst seinen achtundzwanzigjährigen Neffen Giuliano zum Cardinal und gleichzeitig mit ihm den fünfundzwanzigjährigen Pietro Riario zu derselben Würde mit dem Titel von S. Sisto. Er wurde dann rasch zum Bischofe von Treviso, Patriarchen von Constantinopel, Erzbischof von Florenz, Sevilla und Menda u. s. w. befördert, und die päpstliche Kasse stand seiner unsinnigen Verschwendung zur freien Verfügung. Sein Bruder Girolamo, der Doganeschreiber oder Apotheker in Savona gewesen sein soll, ein roher, ungebildeter, gewaltthätiger Mensch, dem man es aber zur Ehre anrechnen muß, daß er nie in den geistlichen Stand eintreten wollte, wurde Generalcapitän aller päpstlichen Truppen und Commandant des Castells von S. Angelo. Der Sold der Truppen lief durch seine Hände und wurde für ihn die reichste Goldquelle.

Die Zeitgenossen standen verblüfft den Vorgängen am päpstlichen Hofe und den Metamorphosen, die sich hier vollzogen, gegenüber. Wie sollten sie es sich erklären, daß aus dem feurigen Sittenprediger und einfachen Bettelmönche sich auf einmal ein Papst entwickelte, der seinen Hof mit Künstlern umgab, die Stadt Rom umbaute, sich in alle politischen Händel der Halbinsel, auch wenn sie der bedenklichsten Art waren, einmischte und, ganz abhängig von seinen Nepoten, seinen Nachfolgern das erste Beispiel davon gab, die Beschaffung eines Fürstenthumes für diese als die vornehmste Aufgabe seines Lebens anzusehen? Alle die großen Geschichtschreiber dieser Zeit haben daher aufs Ungünstigste über Sixtus IV. geurtheilt. Er war der Papst, meint Macchiavelli, der der Welt zu zeigen begann, was ein Papst vermag, und wie viele Dinge, die man früher Irrthümer genannt hat, sich unter dem Schutze der päpstlichen Autorität verbergen ließen. Vor Allem war den Zeitgenossen die Abhängigkeit des sonst so willensstarken und auf seine Autorität eifersüchtigen Papstes von seinen beiden Nepoten Riario ein Räthsel. Viele behaupteten daher, und Macchiavelli versichert es geradezu als Jedermanns Glaube [2]), daß sie seine

[1]) Der Eichbaum war das Wappen der Rovere. Schmarsow S. 20.

[2]) Secondoche ciascuno credeva.

Söhne gewesen seien. Andere erklärten die Unfreiheit des Papstes anders. Die Dinge lassen sich nicht mit dem rechten Namen nennen, und es mag hier nur eine Stelle Schmarsow's reproducirt werden, die über das sittliche Empfinden des Papstes Alles sagt: „Wenn ein hochgeachteter Prediger, wie Paolo Toscanella, es wagt, von der Kanzel herab in St. Peter die Sitten des Papstes und seiner Günstlinge und Cardinäle aufs Heftigste zu geißeln, so daß die ganze Zuhörerschaft in Bewegung kommt, und einige vor Scham nicht zu bleiben wissen — so deutlich nannte er die Dinge bei ihrem Namen — da hört Sixtus, dem man die Verwegenheit meldete, im Bewußtsein seiner Unnahbarkeit ganz ruhig zu, und seine Antwort ist statt eines Haftbefehls — ein Lächeln" [1]). —

Das war die Familie, an die das zehnjährige, bildschöne Herzogskind aus Mailand für den Rest seines Lebens ausgeliefert wurde! Vorläufig war es noch in der Hut seiner frommen Adoptivmutter Bona, und Girolamo Riario hatte noch keine Sorgen, daß es doch einmal seinen Krallen entgehen werde. Denn der Herzog Galeazzo Maria suchte sich auf gutem Fuße mit dem Papste und dessen Nepoten zu halten. Er hatte zwar die romagnolische Stadt Imola, die zum Kirchenstaat gehörte, aber in seinen Besitz gekommen war, zum großen Verdrusse des Papstes an die Florentiner verkauft, ließ sich aber doch bald wieder vom Papste umstimmen, und trat sie nun wieder gegen 40 000 Ducaten an diesen ab, der mit Zustimmung der Cardinäle seinen Neffen Girolamo Riario zum Herrn derselben machte. So innig war das Verhältniß des Papstes und der Seinigen mit dem Herzog von Mailand, daß, als der Cardinal Pietro Riario sich zu diesem nach Mailand begeben hatte, das Gerücht verbreitet war, der Papst wolle dem Herzog den Titel eines Königs der Lombardei verleihen, wogegen dieser dem Cardinal zur Erlangung der päpstlichen Tiara verhelfen solle. Der Tod des jungen Wüstlings ließ aber diese Pläne nicht zur Ausführung kommen, wenn sie wirklich bestanden haben. Denn der Cardinal von S. Sisto starb zum größten Schmerze des Papstes schon am 4. Januar 1474. Obwohl er in den wenigen Jahren, die er als Cardinal in Rom gelebt hatte, ungeheure Summen vergendet hatte, war sein Nachlaß doch ein sehr reicher. Er ging auf seinen Bruder Girolamo über, und diesem fiel auch jetzt der Einfluß auf seinen Onkel zu, den bisher sein Bruder ausgeübt hatte. Wenig tüchtig, wie er war, konnte er seinem Vetter, dem Cardinal Giuliano della Rovere, in der Führung der Staatsgeschäfte und kriegerischen

---

[1]) S. 203. Es ist sehr charakteristisch, wie Pastor, der sich sonst so gern auf Schmarsow gegen die Verurtheiler Sixtus' IV. beruft und ihn so häufig wörtlich citirt, sich diese Dinge zurecht legt. „In Rom selbst drangen begeisterte Bußprediger wiederholt auf Besserung und Einkehr. Auch Weltgeistliche mahnten und drohten, daß Gott zur Strafe die Türken nach Rom kommen lassen werde. Der Papst legte solchen freimüthigen Männern nicht nur nichts in den Weg, sondern förderte sie sogar, wußte er doch, welche heilsamen Folgen die Bußprediger gegenüber dem großen Verderben der Renaissancezeit errungen hatten." Dazu bemerkt er in einer Anmerkung: „Aus Volaterranus 173 ist bekannt, daß Sixtus IV. auch dann nicht einschritt, als Pater Paolo Toscanella an dem päpstlichen Hofe gegen den Papst, dessen Familie und die Cardinäle auf das Heftigste predigte" (Bd. II, S. 546). Der unschuldige, liberale Papst!

Unternehmungen den Rang nicht streitig machen. Nichtsdestoweniger war sein Einfluß auf den Papst ein vorwiegender, namentlich nachdem er seine Braut, die nipote santissima des Papstes, heimgeführt hatte. Denn nachdem Sixtus IV. sich von dem Schrecken über die Ermordung des Herzogs von Mailand einigermaßen erholt hatte, drang er auf Vollziehung der Ehe von dessen Tochter mit seinem Nepoten. Konnte ihm diese Verbindung unter Umständen nicht den Weg zum Throne von Mailand bahnen? Die Herzoginwittwe, die in den schwersten Sorgen wegen des Seelenheiles ihres ohne Beichte verstorbenen Gemahls lebte und sich desselben durch den Papst auf alle Weise zu versichern suchte, machte dem Cardinal gegenüber, den Sixtus IV. im Februar 1477 nach Mailand geschickt hatte, nicht die geringsten Schwierigkeiten, und die Ehe der Caterina Sforza mit Girolamo Riario wurde im Schloß zu Mailand durch Procura vollzogen. Am 24. April verließ die vierzehnjährige junge Frau, von einem Gefolge geistlicher und weltlicher Würdenträger escortirt, Mailand. Von Parma aus schrieb sie am 27. ihren ersten uns erhaltenen Brief, in dem sie sich „mit gebeugten Knieen" ihrer Mutter Bona empfiehlt. Ihrer Schwester Chiara gegenüber nennt sie sich aber trotz aller ihr erwiesenen Ehren trostlos und läßt alle ihre Frauen ohne Ausnahme grüßen. Am 1. Mai zieht sie dann festlich als Herrin in Imola ein, wo sie bald die Herzen ihrer neuen Unterthanen durch ihre natürliche Freundlichkeit gewinnt. Der Papst trug Bedenken, die junge Frau in dieser Jahreszeit nach Rom kommen zu lassen. Wenn sie dort erkrankt und vom Fieber hingerafft sei, werde man sagen, man habe sie kommen lassen, um sie zu ermorden. Der junge Ehegatte sollte deshalb nach Imola abreisen. Aber die Zeiten waren unsicher. In einem Briefe nach Imola ist die Rede von einem Mordanschlage, den der Cardinal Giuliano della Rovere mit dem Patriarchen von Venedig gegen seinen Vetter geplant habe. Deshalb mußte Caterina doch nach Rom aufbrechen. Am 25. Mai kam Girolamo seiner Frau bis auf sieben Miglien vor Rom entgegen. Mann und Frau stiegen von den Pferden, umarmten und küßten sich herzlich. Vom Ponte Molle an wurden die Scharen der Neugierigen und der Deputationen, die dem jungen Paar entgegengekommen waren, immer zahlloser. Es begab sich in den Palast des Cardinals von Urbino, der am Monte Mario lag, der Graf aber ritt bald nach Rom weiter. Am folgenden Tage vollzog der Papst mit großem Pompe nochmals die Eheschließung seines Nepoten mit Caterina, und die Neuvermählten bezogen den Palast des Cardinals Orsini am Campo de' Fiori. Denn der eigene Palast der Riario, der spätere Palazzo Corsini an der Lungara, den heute die erste gelehrte Körperschaft Italiens, die Accademia dei Lincei, inne hat, war noch in der Restauration begriffen, da die Vermählung ursprünglich für den Monat August geplant war. Daß man in dem damaligen Rom eine solche Gelegenheit, ein prachtvolles, luxuriöses Fest zu feiern, nicht unbenutzt vorüber gehen ließ, läßt sich denken. Achtzig vornehme, stolz aufgeputzte Römerinnen empfingen die junge Frau beim Eintritt in das Haus des Cardinals und es begann nun eins jener berühmten Bankette, auf dem das Herumreichen zahlloser, kunstvoll zubereiteter kostbarer Speisen durch die Darstellung von Pantomimen und Allegorien immer von Neuem

unterbrochen wurde. Nach mehr als fünfstündigem Festmahl erhob sich die Gesellschaft und besah die Hochzeitsgeschenke, die auf mehr als 14 000 Ducaten geschätzt waren. Girolamo hat seiner Frau schon Tags zuvor eine Perlenschnur um den Hals gehängt, die 5000 Ducaten werth war, und der Papst seiner Nepotin bei der Trauung diese durch eine weitere, gleich werthvolle ersetzt. Caterina schwamm in einem Meer von Entzücken; ihrer Schwester Chiara berichtete sie über alle ihr gemachten Geschenke, und die gute Mutter freute sich der ihrer theuren Adoptivtochter vom Papste und den Seinigen erwiesenen Ehre von ganzem Herzen. Alle Welt vereinigte sich in dem Preise der Schönheit und Anmuth der jungen, stattlich großen Frau. „Das, was bei all den vielen und verschiedenen Schauspielen am meisten in die Augen fiel," schrieb der alte Fabio Oliva, „war die seltene und unvergleichliche Schönheit und einzige, fast wunderbare Anmuth der Caterina. Die Natur hat sie schön gemacht und der Himmel gut, als wolle er seine höchste Pracht an ihr zeigen. Nach aller Meinung war die Frau die anmuthigste (graciosa) und schönste ihrer Zeit." Aber diese Schönheit schwebte wie eine in leuchtendem, unschuldigen Weiß aufgeschossene Wasserblume über einem giftige Dünste ausathmenden Sumpfe. Denn „einem ruhigen Beobachter hätte das damalige Rom mit seinen zahllosen Cavalcaten, Fackelzügen, heidnischen Aufzügen und täglichen Straßenkämpfen als ein maskirtes Tollhaus erscheinen müssen". So urtheilt wenigstens der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, und die vierzehnjährige Caterina wird es auch bald haben erfahren müssen, was es koste, die Gemahlin des elendesten Nepoten eines Papstes Sixtus IV. zu sein.

III.

Das Leben der jungen Gräfin verschwindet nach ihrer Verehelichung natürlich hinter dem ihres Mannes. Wir vermögen auch nicht zu sagen, wie weit sie in die Pläne dieses ebenso ehrgeizigen wie persönlich feigen, vor keiner Schandthat zurückbebenden und doch ungeschickten Abenteurers eingeweiht war, oder ihn gar auf der einmal eingeschlagenen Bahn, sich ein weltliches Fürstenthum zu erwerben, vorwärts getrieben hat. Die acht Jahre, die sie, eine Reise nach der Romagna und Venedig im Sommer 1481 abgerechnet, als die nipote santissima des Papstes in Rom zubrachte, sind aber für das junge Weib doch die politischen Lehrjahre geworden. Denn als sie abschlossen, finden wir bei ihr schon die hervorragendsten Züge ihres Wesens: rasche Entschlossenheit und unbändige, rücksichtslose Willensstärke, männliche Kühnheit neben weiblicher Schwäche und List, schon vollkommen entwickelt. In der graziösen Frau lebte etwas von der romagnolischen Kraft und Elasticität der Ahnfrau ihres Geschlechts, der Mutter Giacomuzzo Attendolo's, die ihrem Gatten einundzwanzig Kinder gebar und die Halle ihres Hauses mit Rüstungen und Waffen bekleidete. Auch sie schenkte ihrem Manne im März 1478 ein kleines Mädchen und im September des folgenden Jahres ihren Erstgeborenen Ottaviano, bei dem zum Zeichen, wer die nächsten Freunde ihres Gatten waren, der Cardinal Rodrigo Borgia, der spätere Papst Alexander VI., als Tauf-

pathe fungirte. Mehrere andere Kinder folgten bald nach. Ihrem Gatten gegenüber, der sich aus untergeordnetester Stellung zu fürstlicher Macht emporgehoben sah, mußte sich jetzt diese Frau um so lebendiger als ein Sproß des Hauses Sforza fühlen, das in dem gesegneten Oberitalien von den Pässen der Alpen bis an die ligurische Küste herrschte und über zahlreiche Streitkräfte und großartige Schätze gebot. Es ist möglich, daß der Ehrgeiz der schönen Frau, die später zu sagen pflegte, sie sei nicht umsonst die Tochter Galeazzo Maria's und habe dessen Gehirn im Kopfe, ihren Mann in dessen waghalsigen blutgetränkten, scheußlichen Unternehmungen bestärkt hat. Als dieser aber eine seiner verruchtesten Thaten, den mit den Pazzi gegen das Leben der mediceischen Brüder Giuliano und Lorenzo combinirten und nur zur Hälfte im Dome von Florenz gelungenen Mordanschlag, mit indirecter Unterstützung des Papstes zur Ausführung bringen ließ, da war Caterina sicher unbetheiligt. Mochte vielleicht der Bericht über den Tod ihres Vaters die Mörder auf den Gedanken gebracht haben, die erkorenen Opfer in der Kirche bei der Elevation des Allerheiligsten niederzustechen, die fünfzehnjährige Caterina, die damals ihrer ersten Entbindung entgegensah, als diese verruchten Pläne an der Curie erwogen wurden, hätte mehr als eine „schöne Teufelin" sein müssen, wenn sie davon gewußt, und der gräßlich entstellte Leichnam ihres Vaters ihr nicht warnend vor die Seele getreten wäre. Ihr Gemahl hielt sich, als die Mordthat am 26. April 1478 gewagt wurde, dagegen in der Nähe von Florenz auf, vielleicht um, wenn es die Umstände mit sich brächten, sich zum Herrscher dieser so begehrenswerthen Stadt zu machen.

Verhältnißmäßig ganz unschuldig im Vergleich mit diesem ruchlosen Unternehmen war ein anderes, das Girolamo zum Herrn einer zweiten Stadt in der Romagna machte und ihn dem Ziele, ein ansehnliches weltliches Fürstenthum sich dort zu erwerben, näher zu bringen schien.

In Forli hatte vor Zeiten der größte päpstliche Feldherr und Staatsmann, der Cardinal Albornoz, eine der dortigen Tyrannenfamilien, die Ordelaffi, zu päpstlichen Vicaren gemacht. Als diese am 11. Februar 1480 mit Pino Ordelaffi in legitimer Descendenz ausgestorben war, benutzte Sixtus IV. den Streit zweier illegitimer Nachkommen des Hauses, um die Herrschaft der Familie über Forli und seine Grafschaft für verfallen zu erklären und seinen Nepoten mit derselben zu belehnen. Durch ein Breve vom 23. August 1480 wurde Girolamo Riario, dessen Gemahlin und deren Nachkommen bis zu deren Aussterben mit der Herrschaft über Forli investirt. Die Besitznahme dieser wichtigen Stadt, durch welche der Weg von Oberitalien nach der Mark Ancona und Unteritalien führte, ging ohne Schwierigkeiten vor sich, und im Juli 1481 hielt das neue Herrscherpaar seinen triumphirenden Einzug in die ihm entgegenjubelnde Stadt. Hatte den Bewohnern Forli's schon die Pracht und der Reichthum der ihm vorausgeschickten Einrichtungen imponirt, so gewann der neue Herrscher sofort die leicht erregbare Bevölkerung durch den Nachlaß von allen Steuern und drückenden Abgaben für sich. Turniere, festliche Aufzüge und Bälle führten den an solchen Pomp doch nicht gewöhnten Provinzialstädtern den Reichthum und Glanz des neuen Herrscherpaares vor Augen. Caterina bewegte sich auch gern unge-

zwungen unter dem Volke in der Stadt und erschien täglich in einem neuen prachtvollen Anzuge, während ihr Gemahl doch bald ängstlich in dem Palazzo zurückblieb.

Im August zogen dann Girolamo Riario und Caterina nach Imola weiter, um auch dort sich ihren Unterthanen zu zeigen. Die Stadt war herabgekommen und sah schmutzig und elend aus. Sie äußerlich in einen besseren Zustand zu bringen, war die nächste Sorge des neuen Herrn. Aber weder hier noch in Forli vermochte Girolamo die Herzen seiner Unterthanen für sich dauernd zu gewinnen. Diese durch lange Tyrannei und blutige Fehden fast unregierbar gewordenen Städte der Romagna schienen keine Herrschaft lange und gütlich ertragen zu können. In Forli hatten die Ordelaffi unter der Bürgerschaft und der Landbevölkerung noch einen großen Anhang, und immer neue Anschläge zu Gunsten der alten Herrscherfamilie wurden geplant. Nichtsdestoweniger dachte Girolamo Riario nicht vor allem an die Befestigung des schon Gewonnenen, sondern sein Sinn war auf die Erweiterung seines Gebietes gerichtet. Der Herzog Ercole von Ferrara hatte den Zorn des Papstes auf sich gezogen, weil er, obwohl päpstlicher Vasall, Lorenzo de' Medici in dem Krieg, den der Papst nach dem Fehlschlagen der Verschwörung der Pazzi gegen diesen entzündet hatte, beigetreten war. Sollte man Ferrara, das mit dem Interdict belegt war, nicht am Ende ebenso in die Hände des Nepoten spielen können, wie die Stadt der Ordelaffi? Das war aber nicht zu erreichen, ohne die Mitwirkung der mächtigen Republik von S. Marco, die mit Ercole gleichfalls verfeindet war, weil er sich mit dem gemeinschaftlichen Gegner des Papstes und ihrem, dem König Ferrante von Neapel, verschwägert hatte. Um hierüber zu einem Einverständnisse zu kommen, machten sich Girolamo Riario und seine Frau nach der Lagunenstadt auf. In Malamocco wurden sie glanzvoll empfangen, bei San Clemente kam ihnen der Doge Giovanni Mocenigo auf dem Bucintoro entgegen, und hundertsechzehn edle Frauen der Stadt begrüßten die neunzehnjährige, in aller Schönheit strahlende Gräfin. Die junge Schwiegertochter des Dogen erschien vor ihr als die schönste der schönen Töchter Venedigs in goldbrokatenem Kleide. Nur wer die Repräsentationsbilder von Tizian, Paolo Veronese oder Paris Bordone kennt, vermag sich eine Vorstellung von dem Glanze dieser Empfangsceremonien und den Festen in dem großen Saale des Dogenpalastes zu machen, die die Republik dem Nepotenpaare des Papstes zu Ehren veranstaltete. Aber Caterina mochte sich gegen die Nobili noch so liebenswürdig zeigen, so daß Klatschereien entstanden, und Girolamo die politischen Vortheile des Unternehmens gegen Ferrara und den König von Neapel im Rathe der Zehn noch so geschickt darstellen, diese fürstlichen Kaufherren waren nur mit dem Kriege einverstanden, der das ihnen zunächst angebotene Ferrara einbringen sollte; von einem Angriffe auf Neapel wollten sie nichts wissen. Der ehrgeizige Unruhstifter, in seinem Gefolge einen Spion Lorenzo de' Medici's, einen Archidiakonen aus Forli, mit sich führend, der diesen geschworenen Feind der Riarios über alle Vorgänge der Reise auf dem Laufenden erhielt, ging mit seiner Frau, ohne sichere Resultate erreicht zu haben, über Imola und Forli nach Rom zurück. Brannte ihm doch schon der Boden

unter den Füßen in der Romagna. Von Lorenzo de' Medici im Stillen unterstützt, hatten die Anhänger der Ordelaffi in Forli ein Attentat nach dem anderen gegen ihn geplant, und seine Anwesenheit in Rom war auch nothwendig, um den Papst an seiner kriegerischen Politik festzuhalten. Das gelang ihm auch zur Genüge. Der König von Neapel schlug freilich zuerst los, in dem Kirchenstaate geriethen die Colonna, die Gegner des Papstes, mit ihren alten Todfeinden, den Orsini, an einander, und um Ferrara lagerten sich die Venetianer. Damals ist die Campagna von Rom und Latium ausgeplündert und verheert worden, wie nie zuvor. Aber am Ende des Jahres 1482 mußte der Papst doch den Frieden mit seinen Feinden schließen, Ferrara blieb in den Händen der Este, ohne daß die Venetianer darum gefragt worden wären. Nur Girolamo Riario hatte Gewinn von dem Blutvergießen. Ihm setzten die Frieden schließenden Mächte eine Jahresrente aus. Eine ersehnte Beute war ihm aber doch entgangen. Ehe die blutige Schlacht von Campo Morto, durch die die Umgebung der ewigen Stadt von den Neapolitanischen Scharen befreit werden sollte, am 15. August 1482, begann, hatte der päpstliche Feldherr, Girolamo Riario, den Oberbefehl über das Heer an den Herrn von Rimini, Roberto Malatesta, abgetreten. Roberto siegte durch persönliche Tapferkeit, während Girolamo, der den Tod Roberto's gewünscht haben soll, um sich Rimini's bemächtigen zu können, durch Feigheit glänzte. Malatesta ging unversehrt aus dem Kampfe hervor, starb jedoch wenige Tage darauf in Rom am Sumpffieber. Girolamo stürzte sich nun auf Rimini, um den minderjährigen Sohn des Befreiers von Rom seines väterlichen Erbes zu berauben. Aber Lorenzo de' Medici nahm sich der Wittwe Roberto's so kräftig an, daß Sixtus IV. nicht umhin konnte, dem Sohne Roberto's die Herrschaft über Rimini zu belassen. Wie lebhaften Antheil Caterina damals schon an den Händeln des Tages nahm, beweist ihr uns erhaltener Brief, in dem sie in der Nacht nach jenem ihr durch Estafette gemeldeten Siege von Campo Morto diesen der Republik Genua voll Freude eigenhändig anzeigte.

Der einseitige Friede, den der Papst, ohne die ihm verbündeten Venetianer zu befragen, mit seinen Feinden abgeschlossen hatte, mußte zum Kriege der soeben noch Verbündeten führen. Die Venetianer wollten das hart bedrängte Ferrara nicht fahren lassen. Damit aber war dem Beherrscher des Papstes, seinem Nepoten Girolamo, nicht gedient. Er trieb daher den Papst in den Krieg mit den stolzen Herren von Venedig, wie er vorher um deren Gunst gebuhlt hatte. Ein allgemeiner Krieg entbrannte gegen die Lagunenstadt, zu dem der Papst sogar einige Kriegsschiffe stellte. Als die weltlichen Waffen nicht helfen wollten, belegte der Papst auf Betreiben seines Neffen die Republik mit dem Interdict, und Girolamo zog dann im Juli 1483 mit seiner Gemahlin nach Forli, um persönlich an dem Kriege Theil zu nehmen. Aber lange war seines Bleibens hier nicht. Ein heftiges Erdbeben erschütterte die ganze Romagna im August dieses Jahres, und so unsicher war trotz der Schaustellung von zahlreichen Truppen die politische Lage hier, daß eine neue Verschwörung gegen das Leben von Girolamo und Caterina in Forli kaum vor ihrem Ausbruch entdeckt wurde. Die neuhergestellten Festungswerke in den

Städten, die Gunstbezeugungen, die deren Bürger empfangen, konnten dem Herrscherpaar so wenig die Ergebenheit ihrer Unterthanen sichern, als die demonstrative Theilnahme an Processionen und kirchlichen Feierlichkeiten, die die erneuerten Zeichen des göttlichen Zornes fern halten sollte. Wie hätte die Anregung zur Feier an solchen Ceremonien auch ein Band um Herrschaft und Unterthanen schlingen können, wenn diese sahen, wie jene ohne allen sittlichen Halt, allen Lastern ergeben, ohne Treue und Glauben nur selbstsüchtigsten Zwecken mit allen Mitteln nachstrebten! Die Ablösung aller wahrhaft religiösen Scheu und jeglichen sittlichen Glaubens von den Ceremonien der Kirche, in denen das ganze Gebäude der Hierarchie erstarrt war, ist wohl zu keiner Zeit und unter keinem Volke größer gewesen, als damals unter den Bewohnern des Kirchenstaates. Die Curie selbst mit ihrem Anhange hat durch ihre Thaten den Gegensatz von sittlichem Rechte und kirchlicher Praxis, von christlicher Frömmigkeit und papaler Orthodoxie der Welt mehr zum Bewußtsein gebracht, als alle Werke neuheidnischer Verehrer des Alterthums, als alle Abhandlungen ihrer erbittertsten Feinde. Die um jedes sittliche Empfinden unbekümmerten Erwägungen der Curie, die nur dogmatische und kirchenrechtliche Fragen soweit berücksichtigten, als sie Machtfragen in sich einschlossen, haben sie nicht die festesten Bausteine zu einem politischen Systeme geliefert, für das jeder religiöse Glaube an sich zwar gleichgültig ist, und nur als Mittel zu rein weltlichen Zwecken von Bedeutung bleibt? Ohne einen solchen verruchten Gesellen, wie seinen Neffen Girolamo, konnte der nach seiner Ueberzeugung gewiß orthodoxe Papst schon nicht mehr existiren. Er berief ihn daher aus der Romagna zurück. Auch um die Auflösung seiner Herrschaft im Kirchenstaate aufzuhalten, glaubte er ihn nöthig zu haben. Oder war etwa auch Sehnsucht nach der nipote santissima dabei betheiligt? Wer kennt die Geheimnisse der Brust eines Sixtus IV.? Gewiß, die Welt, welche damals unerhörte Dinge sich vor ihren Augen vollziehen sah, war bereit und geneigt, überall das Schlimmste zu wittern, und die Geschichtschreiber jener Tage mögen in Haß und Verleumdung das Menschenmögliche geleistet haben. Aber es bleibt doch so viel Haarsträubendes als geschichtlich sicher bezeugt übrig, daß man in vielen Fällen heutigen Tages nur schwer die Grenze von Wahrheit und Erfindung feststellen kann. Die Versuche, das Leben eines Sixtus IV. rein zu brennen, indem man alle Schuld auf die Schultern eines Nepoten abladet, müssen als gänzlich gescheitert abgelehnt werden. Sixtus IV. bleibt der Papst „ohne Gewissen und ohne Religion", mit dem das Zeitalter des Verderbens begann, wie der Cardinal Egidio von Viterbo von ihm aussagt. Daß er es als eine Beleidigung empfand, wenn ein Maler auf einem Bilde der Belagerung Caves durch das päpstliche Heer eine Frau mit einem Franciscaner Mönche angebracht hatte, und er den Maler deshalb furchtbar abstrafen ließ, ja ihn durchaus aufhängen lassen wollte, mag uns nur verrathen, wessen man ihn für fähig hielt[1]). Und wie hätte man einen Papst, der um seines nichts-

[1]) Infessura ed. Tommasini, S. 147.

würdigen Nepoten willen nicht müde wurde, ganz Italien und den Kirchenstaat mit Verwüstung und Blutvergießen zu erfüllen, nicht der schändlichsten Dinge für fähig halten sollen? Und doch gelang ihm nichts, und wäre nicht ein Weib dem Riario zu Hülfe gekommen, so wäre die Macht der ganzen Sippe schon 1484 zusammengebrochen. Wie der Papst zwei Jahre zuvor seine Bundesgenossen, die Venetianer, im Stiche gelassen hatte, so schlossen seine Bundesgenossen im Jahre 1484, vor Allem der Onkel Caterina's, der Herzog Lodovico il Moro von Mailand, jetzt ohne Rücksicht auf den Papst Frieden mit den Venetianern. Das war für den papalen Stolz zu viel. Hatte er doch auch unter den Unruhen und Kämpfen viel zu leiden gehabt, die er gegen die Colonna in Rom und in der Campagna durch den Nepoten ausfechten ließ. Die Gewaltthaten, Erpressungen und Verbrechen, die dieser Unhold in Rom gegen Feind und Freund ganz ungescheut auf die Gunst des Papstes hin in dieser Zeit ausführte, hatten doch nicht vermocht, ihm zu einem endgültigen Siege über die Colonna zu verhelfen. Das Ergebniß des Feldzuges gegen sie war zweifelhaft geworden. Das erschütterte die Gesundheit des Papstes. Er bekam ein Fieber, dann einen Gichtanfall. Aber zum Sterben brachte ihn die Nachricht vom Frieden von Bagnolo, durch den Venedig vom Herzog von Ferrara die Landschaft Polesine erhielt, er selbst aber und sein Nepote leer ausgingen. Am 11. August Abends empfing er die neue Friedensliga, die ihm die Bedingungen des Friedens mittheilte. Er fand, sie seien unannehmbar und gegen seine Ehre verstoßend. Am folgenden Tage war er ein todter Mann.

Kaum hatte das Volk von Rom Kunde von dem Ableben des Papstes, als es sich erhob und den Palast des Nepoten an der Lungara von unten bis oben ausplünderte und grenlich verwüstete. Dann stürmte es die Kornmagazine und die Banken der genuesischen Wechsler, der Freunde des ligurischen Papstes. Alle Ordnung war verschwunden. Die verschiedenen Parteien verschanzten sich in ihren Palästen, und die ewige Stadt richtete sich auf einen allgemeinen Straßenkampf ein. Denn es waren nur wenige päpstliche Truppen in der Stadt. Die große Masse von ihnen belagerte unter Girolamo Riario und Virginio Orsini die Hauptfeste der Colonnesen, Paliano. Das Cardinalscolleg befahl den Feldherren, sofort die Belagerung abzubrechen und das Heer in die Nähe Roms, in das Blachfeld von Ponte Molle zurückzuführen. Girolamo gehorchte. Anders verfuhr sein einundzwanzigjähriges, im ersten Monate schwangeres Weib. Sie wußte wohl, daß, wer Herr des Castells von S. Angelo war, Rom befehlen konnte. Caterina ritt muthig von Ponte Molle nach dem Castell, erzwang den Einlaß und übernahm sofort den Oberbefehl. Den Vicecastellan, einen Codronchi aus Imola, setzte sie ab, denn sie wußte schon damals, daß sie in solchen schweren Entscheidungsstunden nur sich selbst vertrauen durfte. Sie erklärte dann dem Cardinalscolleg rund heraus, sie werde das Castell mit Gewalt vertheidigen und nur dem neuerwählten Papste ausliefern. So habe Sixtus IV. befohlen. Als ein Abgesandter des Cardinals Riario-Sansoni ihr beschwerlich ward, rief sie aus: „Ah, er will mit mir spielen, wer der Klügste ist. Er weiß wohl nicht, daß ich das Gehirn des

Herzogs Galeazzo habe und wunderlich bin wie er“ [1]). Das heilige Collegium mußte mit dem energischen Weibe rechnen. — Denn eine Anzahl Cardinäle erklärte, sie kämen nicht eher zum Conclave, bis die Engelsburg von ihr geräumt sei; sie könnten nicht an ihr vorbeipassiren. Da wendete man sich an Girolamo. Und dieser gab bald nach. Man versprach ihm gegen Räumung des Castells S. Angelo und die Rückkehr in die Romagna 8000 Ducaten, den Sold für die Truppen, der ihm von Sixtus IV. zugestanden war, Belassung des Oberbefehls über sie und Entschädigung für die Ausraubung seines Palastes.

Um die Engelsburg so rasch als möglich in den Besitz zu bekommen, schossen die Cardinäle die zur Bezahlung des Soldes an die Truppen stipulirte Summe zusammen, und der 24. August wurde als Tag des Abzuges der Riario festgesetzt. Wer sich aber nicht diesen Bedingungen unterwerfen wollte, war Caterina. Sie schaffte neuen Proviant in das Castell und wußte auch hundertundfünfzig Mann Fußtruppen hinein zu ziehen. Das war dem Cardinalscolleg doch zu arg; es drohte mit der Kündigung des ganzen Vertrags und sandte eine Deputation von acht Cardinälen, darunter ihren Onkel Ascanio Sforza, an sie ab. Nachdem sie aus Rücksicht auf ihren Blutsverwandten sie in das Castell eingelassen hatte, war kein weiterer Widerstand möglich. Am Abend des 25. August betrat Caterina blaß und niedergeschlagen, wie Lanti, der Gesandte von Siena, mit eigenen Augen sah, die Zugbrücke, gefolgt von ihrer Familie und umgeben von ihren bewaffneten Scharen. Am 4. September traf sie mit ihrem Manne in Forli ein, und am 7. d. M. erhielt dieser von dem inzwischen gewählten neuen Papste Innocenz VIII. die Belehnung mit Imola und Forli und den anderen Lehen und seine Bestallung als Generalcapitän der römischen Kirche, jedoch mit dem Zusatze, daß er in der Romagna verbleiben solle.

IV.

Hatte Girolamo Riario seine Herrschaft in der Romagna kaum behaupten können, da er noch als mächtiger Papstnepote über die Schätze der Curie nach Gutdünken verfügen und die geistlichen Waffen der Kirche zu Schutz und Trutz verwenden durfte, so war jetzt seine Lage in den von Parteiungen seit Jahrhunderten zerrissenen Städten und umgeben von rachsüchtigen, übermächtigen Feinden wahrlich keine bessere geworden. Und dazu kam noch, daß in dem ersten Jahre seiner Regierung eine Hungersnoth seine Unterthanen heimsuchte. Es half ihm wenig, daß er Brodkorn zu Schiffe kommen ließ und billig verkaufte, die Abgabe auf Fleisch für ein ganzes Jahr aufhob und die hungernde Menge durch den Neubau des Castells Ravaldino und die Errichtung von Palästen in Forli beschäftigte. Bei Lorenzo von Medici, der sich mit dem neuen Papste durch die Vermählung von dessen Sohn

[1]) „Ah costui vuol giuocar meco a ricatto di cervello! Egli non sa bene che io ho el cervello del duca Galeazzo e son fantastica come lui.“ So meldet der florentinische Botschafter an Lorenzo de' Medici unter dem 18. August.

Francesco mit seiner Tochter Maddalena aufs Engste verbunden hatte, fanden die Feinde Riario's stets mächtigen Beistand, so daß dieser ohne zahlreiche Soldtruppen sich nicht behaupten konnte. Und womit sollte er auf die Dauer die Ausgaben für alle diese Unternehmungen bestreiten? Der große päpstliche Seckel war für ihn nicht mehr vorhanden, und die einträglichsten Steuern hatte er seinen Unterthanen erlassen. Es stellte sich daher bald die ärgste Geldnoth ein. Es gab kein anderes Mittel, dieser abzuhelfen, als die abgeschafften Steuern oder diesen ähnliche wieder einzuführen. So riethen dem Grafen auch manche seiner Vertrauten. Aber meinten diese es ehrlich mit ihm, oder gingen sie nur darauf aus, ihrem Gebieter die Herzen seiner Unterthanen zu entfremden? Der Graf konnte das glauben. Denn Andere riethen ihm dringend ab. Da trat sein Weib auf die Seite Derer, welche meinten, es sei das Beste, es mit dem Magistrat (consiglio) der Stadt zu versuchen und diesen für eine Umlage gefügig zu machen. „Noth kennt kein Gesetz", das war der Refrain ihrer Rede [1]). Am 27. December versammelte der Graf den Rath der Stadt, schilderte ihm die Lage, unter der er sein Versprechen der Steuerbefreiung gegeben; wie er damals noch von dem Papste Unterstützung erhalten und nicht mit seinem Vermögen gegeizt habe. Jetzt, wo das Seinige aufgebraucht, müsse der Staat und er zu Grunde gehen, wenn nicht die alten Abgaben wieder eingeführt würden. Die zahlreiche Versammlung wurde bewegt, und auf eine Ansprache des gräflichen Rathes Pansechi hin entband sie den Herrn der Stadt von dem Eide, den er bei dem Erlaß der Steuern geleistet. Das hatte keine großen Schwierigkeiten gemacht. Aber damit waren die Steuern noch nicht bezahlt. Vor Allen erhoben die Bauern Klagen. Doch verständigte der Graf sich auch mit ihnen. Aber die Ruhe zog doch nicht wieder in die Stadt Forli ein, und im Schlosse herrschten Noth und drückende Sorgen. Kaum war das Herrscherpaar im Stande, vornehme Gäste standesgemäß zu bewirthen. Aber Caterina ließ es sich doch nicht nehmen, den Herzog Alfonso di Aragona, der einst ihrem Gatten bei Campo Morto gegenübergestanden, und andere berühmte Heerführer, wie Virginio Orsini, Giacomo Trivulzio und Andere, die Forli im September 1486 passirten, zur einfachsten Tafel zu laden. Sie erschien ohne Juwelen im bescheidenen Kleide, entzückte jedoch alle diese hohen Herren durch ihr Auftreten und ihre Schönheit. Ihren Unterthanen aber hatte sie durch die vornehmen Gäste von Neuem imponirt. Das hielt indessen nicht lange vor. Denn wenn auch einzelne Adlige die Steuern gutwillig bezahlten, so herrschte unter der Masse der Bevölkerung Erbitterung über sie. Die Freunde der Ordelaffi unterließen es nicht, die glimmende Unzufriedenheit nach Kräften zu beleben, und Girolamo Riario war nicht der Mann, einer solchen Opposition mit Ruhe und Consequenz zu begegnen. Einzelne Anschläge dieser Parteigänger wurden leicht unterdrückt, aber ihre Existenz schien dem Grafen zu beweisen, daß er durch ein loyales Ver-

[1]) Wir sind über diese Dinge durch die Chronik eines forlivesischen Malers und Chronisten Cobelli aufs Genaueste unterrichtet. Er war Augenzeuge der meisten von ihm erzählten Vorgänge oder nennt uns seine Gewährsmänner.

fahren sich doch keine Sicherheit erkaufen werde. Die Steuern wurden widerrechtlich erhöht und andere Gewaltthaten begangen. Um sich dem persönlichen Hasse der Forlivesen zu entrücken, verließ er die Stadt und begab sich nach Imola. Er ließ einen zuverlässigen Befehlshaber zurück, der die gehässigsten Maßregeln auf sich nehmen mußte. Derartige Werkzeuge waren damals die Herrscher dann ebenso leicht bereit rücksichtslos der Volkswuth zu opfern, als sie sich nicht das geringste Gewissen daraus machten, sie bei Seite schaffen zu lassen, wenn sie ihnen verdächtig wurden.

In Imola erkrankte Girolamo im Frühjahre 1488. Seine Frau war in Mailand, das sie seit ihrer Verheirathung nicht wiedergesehen hatte. Offenbar wollte sie bei ihrer Familie Rückhalt gegen die Gefahren suchen. Wir dürfen ihr glauben, wenn sie versichert, sie habe ihre Mutter Lucrezia Landriani und ihre Schwester Stella abholen wollen, um doch Jemanden von den Ihrigen bei sich zu haben. Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Mannes kehrte sie sofort nach Imola zurück und ließ die besten Aerzte aus Bologna, Mailand und Ferrara kommen. Der Zustand ihres Mannes schien hoffnungslos. „Was wird aus Forli werden, wenn der Graf stirbt?" mochte sich das geängstigte Weib fragen. Denn das Castell war in den Händen eines Savonesen, der früher Seeraub getrieben hatte und sich dem Grafen gegenüber, der ihm Sold schuldig war, schon aufsässig gezeigt hatte. War ein solcher Mann nicht zu Allem fähig? Caterina beschloß, es im Guten mit ihm zu versuchen. Sie stieg zu Pferde und ritt in einer Nacht nach Forli, erschien vor der Rocca Ravaldino und verlangte im Namen ihres Mannes Einlaß in dieselbe und Uebergabe an sie. Dazu zeigte sich aber Melchiorre Zocchejo keineswegs bereit. Er rief seiner Herrin zu, man sage, sein Gebieter sei gestorben, er werde das Schloß seinen Söhnen oder ihm selbst überliefern; wenn er ihn aber wegjagen wolle, so solle er ihn erst bezahlen, und dann werde es sich finden, ob er die Burg ausliefere.

Jetzt wußte Caterina genug und ritt nach Imola zurück.

In Forli lebte damals J. Codronchi, jener Castellan von der Engelsburg, den Caterina abgesetzt hatte, als sie sich nach dem Tode von Sixtus IV. 1484 hineinwarf. Dieser hatte Verkehr mit dem Castellan von Ravaldino. Eines Abends hatten die beiden Kriegsknechte fröhlich mit einander gespeist, als Codronchi den Castellan, der sich erhoben hatte, mit seinen Armen umfaßte. Sofort stieß seinem Herrn dessen eigener Sklave einen Dolch zweimal in den Leib, und Codronchi gab ihm den Rest. Darauf bemächtigte sich der Meuchelmörder des Hauptthurmes der Burg, zog dessen Zugbrücke auf und bedrohte die im Hofe befindliche Besatzung, die er mit großen Steinen von oben bewarf. Die Leute flohen überrascht aus der Burg. Jetzt stieg Codronchi von seinem Thurm, zog die Zugbrücke der Burg auf und warf den Leichnam des Ermordeten in einen Brunnen.

Die Kunde hiervon verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt, und ihr Governatore schickte sofort eine Estafette nach Imola ab. Girolamo befand sich in der Reconvalescenz, und seine Frau war ihrer Entbindung nahe. Nichtsdestoweniger warf sich das Weib auf ein Pferd, jagte nach Forli und

ritt in der folgenden Nacht, ohne Jemanden vorher gesprochen zu haben, vor die Burg. Sie beschwor Codronchi, ihr diese zu übergeben, wozu er sich nach einigem Hin- und Herreden auch verstand. Am folgenden Tage betrat Caterina das Castell, nur von einer Dienerin begleitet, kehrte darauf nach Imola zurück, kam aber drei Tage darauf wieder und brachte Tommajo Feo aus Savona mit sich, der nun Castellan von Ravaldino wurde.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Ermordung Zocchejo's durch Codronchi mit der Gräfin vorher verabredet war. Es war ein bellissimo inganno, wie man damals so Etwas nannte. Wenige Tage nachher ritt Caterina mit Codronchi an der Seite nach Imola ab, nachdem sie dem erstaunten Volke versichert hatte, jetzt sei ein Castellan nach ihrem Wunsche in der Burg, und abermals wenige Tage darauf gebar sie, nach einem mehr als zehnstündigen Ritte, einen Sohn, den sie Francesco Sforza nannte.

Wie die Herren damals mit ihren Dienern und Untergebenen umgingen, so aber auch diese mit ihren Gebietern.

Kaum war Caterina einige Tage in Imola niedergekommen, so meldete der treue Governatore von Forli, eine Verschwörung, von den Ordelaffi angestiftet, sei entdeckt und mit dem Tode der Schuldigsten unterdrückt worden. Sofort schwang sich das starke Weib abermals auf das Pferd, sprengte nach Forli und ließ die Mitverschworenen in ihrer Gegenwart verhören.

Girolamo, der, noch immer schwach, die Urtheile doch hatte bestätigen sollen, übertrug ihr die Entscheidung. Sechs Verräther wurden enthauptet und ihre Köpfe an den Stadtthoren aufgehangen, unschuldige und weniger compromittirte Angeklagte rasch entlassen. Da der Herr der Stadt sich vor Niemand zeigte und er in seiner Krankenstube nur sein Weib empfing, verbreitete sich das Gerücht, er sei längst todt, Caterina verheimliche das nur, um die Herrschaft an sich zu reißen. Daß dem nicht so sei, sollte sich aber bald zeigen. Im November bestieg Girolamo, obwohl noch ganz hinfällig, in Imola sein Roß und ritt durch die Stadt nach Forli. Es war ein schlimmer Winter, der ihm bevorstand. Immer deutlicher sah er, wie der Respect vor ihm bei den Bürgern der Stadt sank und die Finanznoth stets höher stieg. Die Söldner konnte er nicht mehr bezahlen, und sie klagten ihm mit beweglichen Worten, die ihm wie Drohungen klangen, ihre Noth. Aus den vielen unzufriedenen Elementen wußten sich bald einige besonders thatkräftige und an ihrer eigenen Sicherheit verzweifelnde Männer zu einer entscheidenden That zusammenzufinden. Es waren die Angehörigen einer der ersten Familien der Stadt, der Orsi, welche sich mit zwei Hauptleuten des Grafen verbanden, um ihn zu ermorden. Da die Orsi freien Zutritt zu dem Palaste des Herzogs hatten, war die That leichter auszuführen. Mit unerhörter Frechheit wurde sie aber doch vollbracht. Checco d'Orsi, der erste Capitän der Stadtwache, ging am 14. April 1488 mit den zwei Söldnerführern in den Stadtpalast, trat unangemeldet in den Speisesaal des Grafen, während die beiden Andern hinter der geöffneten Saalthür stehen blieben. Der Graf hatte eben seine Abendmahlzeit beendet und plauderte noch mit drei Anwesenden. Als er Checco eintreten sah, streckte er ihm die Hand ent-

gegen und fragte nach seinem Begehr. Nach kurzer Antwort stieß dann der Meuchelmörder sofort dem Ahnungslosen den Dolch in die rechte Brust. Der Getroffene stürzte mit dem Aufschrei: „Ach, Verräther!" zusammen. Aber er war nicht tödtlich getroffen. Da sprangen die beiden Hauptleute in den Saal und vollendeten das grausige Werk. Den letzten Stoß gab dem Grafen ein Pansechi, eines seiner Werkzeuge bei dem Mordanfalle, den er zehn Jahre zuvor auf die Brüder Medici ins Werk gesetzt hatte.

Die Genossen des Grafen liefen, unbewaffnet wie sie waren, nach dem Zimmer der Gräfin, sobald sie die Hauptleute in den Saal springen sahen. Caterina verlor keinen Augenblick den Kopf. Nur von ihrer Mutter, der Schwester, ihren Kindern und zwei Ammen umgeben, befahl sie sofort die Thüren ihres Zimmers von innen mit schweren Gegenständen zu verrammeln, dann eilte sie an das Fenster, um Hülfe zu rufen. Aber die Verschworenen hatten auf dem Platze vor dem Palast ihre Bundesgenossen postirt, und es drang jetzt ein wüster Haufe in ihr Haus. Nachdem noch der Hauptmann der Häscher ihres Mannes vor ihren Augen auf dem Hofe greulich getödtet worden war, mußte sie sich den Mördern ihres Mannes ergeben und wurde nun nach dem Palazzo der Orsi mit all den Ihrigen abgeführt. Schweigend ließ die immer mehr anschwellende Volksmenge jetzt die Frau, welche noch vor einer Stunde ihre Gebieterin gewesen war, als Gefangene an sich vorüberziehen. Niemand wagte der majestätisch Einherschreitenden ein Schimpfwort zuzurufen. Als ihrer Schwester Stella ein gemeiner Kerl unverschämt wurde, gab diese ihm eine Maulschelle, daß er sich zurückzog. Schlimmer verfuhr das Volk mit dem Leichnam ihres Mannes. Er wurde aus dem Saale in den Schloßhof geworfen, der Kleider beraubt und umhergeschleift. Dann kam eine fromme Brüderschaft und trug den nackten Leichnam mit dem des Häscherhauptmanns in die Sacristei einer Kirche[1]). Der Palast des Grafen wurde rein ausgeplündert.

Anders stand es um die zwei Burgen, die der Graf in Forli hatte: Ravaldino und Schiavonia. In der ersteren, der wichtigeren von beiden, befehligte der zuverlässige Tommaso Feo. An ihn hatte Caterina sofort nach der Ermordung ihres Mannes heimlich einen Boten abgesendet und ihm aufgetragen, eiligst den Herzog von Mailand und den Herrn von Bologna, den Grafen Bentivoglio, von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Der Castellan kannte also die letzten Absichten seiner Herrin. Umsomehr mußte er sich verpflichtet fühlen, dem Drängen von deren Feinden zu widerstehen. Und das ließ nicht lange auf sich warten. Schon waren allerdings die Orsi nicht mehr die ausschließlichen Herren der Lage. Der Magistrat der Stadt beschloß sofort einen Boten an den päpstlichen Gouverneur des benachbarten Cesena, den Monsignore Savelli, zu senden und diesen aufzufordern, Forli für die Kirche in Besitz zu nehmen; gleichzeitig aber hatte das Haupt des Magistrates, Niccolo Tonielli, seine Mitbürger auf das Bestimmteste gewarnt, sich etwa an

[1]) Die Ueberreste des Grafen wurden nach der Wiederherstellung der Herrschaft in Imola beigesetzt.

Caterina und den Ihrigen zu vergreifen, sie würden das sonst schwer zu büßen haben, der Herzog von Mailand und die ihr verwandten Cardinäle würden sich dafür rächen. Da auch der Monsignore Savelli, der gekommen war, um die Stadt als päpstliches Lehen in Besitz zu nehmen, Caterina ehrfurchtsvoll behandelte, sie ihren Peinigern, den Orsi, entzog und einer Bürgerwache übergab, an deren Spitze drei ihr im Stillen zugethane Edelleute standen, so war sie jeder augenblicklichen Lebensgefahr entrückt. Umsoweniger konnte sie sich aber auch dem Verlangen des päpstlichen Governators entziehen, die Commandanten der beiden Schlösser persönlich zur Uebergabe aufzufordern. Caterina, umgeben von den Mördern ihres Mannes, befahl vor den Thoren der Citadellen deren Befehlshabern, Tommaso Feo und Bianchino, die Burgen zu räumen. Von den Zinnen herab riefen ihr die Commandanten zu, sie könnten nicht gehorchen. „Sie ermorden mich," schrie die Frau, der einer der Mörder wirklich die Partisane auf die Brust gesetzt hatte. „Dann mögen sie sich vor dem Herzog von Mailand in Acht nehmen," erwiderte der unerschrockene Feo. Es war ein herzergreifender Anblick. Der Chronist, der alles das mit eigenen Augen sah und mit rührenden Einzelheiten berichtet, wird so weich, daß er die Gräfin mit Christus vergleicht, wie ihn die bewaffneten Juden vor Hannas, Kaiphas und Pilatus schleppten. Da diese Versuche, die Castellane zur Uebergabe zu bestimmen, vergeblich geblieben waren, mußte Monsignore Savelli versuchen, sie durch Gewalt zu zwingen. Aber die Burgen waren gut bewehrt, und ihre Belagerung erforderte längere Zeit. Da schien sich ein Ausweg zu eröffnen. Caterina hatte sich auf geheimen Wegen mit Tommaso Feo verständigt. Darauf schickte dieser an den päpstlichen Governatore einen zuverlässigen gewandten Parlamentär, welcher erklärte, Tommaso könne die Burg so nicht übergeben, das würde Verrath sein; wenn aber die Gebieterin in die Burg gelassen werde und er sich von ihrem Willen, die Burg ausgeliefert zu sehen, überzeugt habe, dann wolle er sie räumen. Savelli ging auf diesen Plan ein. Anders aber dachten die Orsi. Sie kannten den Muth dieses Weibes und seine schlimmen Künste und witterten Verrath. Sie schleppten Caterina nochmals vor die Mauern von Ravaldino. Caterina beschwor mit Thränen in den Augen Tommaso, der auf die Zinne über das Burgthor getreten war, die Burg dem päpstlichen Governatore zu übergeben. Der Castellan wiederholte seine ablehnende Antwort. Da rief Caterina: „Wenn sie mich doch wenigstens in die Burg ließen, dann könnte ich Euch Alles auseinandersetzen." Darauf der Castellan: „Ich wüßte auch dann nicht, was ich thun würde; aber es ließe sich dann doch eher verhandeln; ich habe das ja schon dem Governatore angeboten unter der Bedingung, daß Ihr allein kämet." Der friedliebende und etwas ängstliche Prälat stimmte jetzt dem Vorschlage zu. Hatte er doch die Kinder der Caterina noch als Geißeln in seiner Gewalt und hoffte dem Herzog von Mailand dadurch jeden Vorwand zu kriegerischem Vorgehen zu nehmen. Obwohl die Orsi Anfangs widersprachen, wurde Caterina doch gestattet, sich auf drei Stunden in die Burg zu begeben, um Alles mit Tommaso abzumachen. Die Zugbrücke senkte sich, und Caterina sprang auf dieselbe. Kaum war sie aber hinüber, — so warf sie den jenseits

des Grabens Stehenden eine Geste zu, die den Italienern stets als die schimpflichste Verhöhnung und Beleidigung gegolten hat.

Als die drei Stunden verstrichen waren, und Caterina nicht wieder aus der Burg herauskam, verlangten die Orsi nach ihr. Da rief ihnen der Sohn des Castellans zu, nur wenn sie die beiden angesehensten Bürger von Forli als Geißeln stellten, werde die Herrin zurückkehren. Empört über diese Zumuthung zogen die Aufrührer ab, während Caterina nach all den Aufregungen im Innern der Burg in festen Schlaf fiel. So leicht ergaben sich der Monsignore und die Orsi doch nicht. Sie schleppten die Kinder und die Angehörigen Caterina's vor die Burg und hießen zunächst die Amme des Jüngstgeborenen, dann die Schwester Stella und zuletzt den Erstgeborenen Ottaviano mit beweglichen Worten und Thränen Caterina anflehen, sie vor dem Tode zu retten und die Burg auszuliefern. Der Castellan ließ die Schlafende nicht wecken, sondern antwortete abweisend und mit der Rache des Herzogs von Mailand drohend. Als aber das Geschrei zu arg wurde und Tommaso fürchtete, die Gräfin könne erwachen, ließ er einige Schüsse abgeben, worauf der Platz vor der Burg sich sofort leerte. Jetzt erwachte Caterina, und erschreckt verließ sie ihr Lager, wie sie war, und sprang auf die Zinne der Burg, um zu sehen, was vor sich gehe. Als sie sah, daß keine Gefahr vorhanden sei, verschwand sie wieder [1]). Da ihre Kinder im ersten Aufwallen der Wuth von ihren Peinigern nicht ermordet worden waren, durfte sie wohl sicher sein, daß auch ferner ihnen so leicht nichts geschehen werde, und ließ, um zu zeigen, daß sie die Beherrscherin der Stadt sei, bei Tag und bei Nacht einige Schüsse auf sie, namentlich auf den Rathhausthurm, abgeben.

Caterina war in Wirklichkeit gar bald Herrin der Situation. Schon am 10. April erschien ein Herold des Grafen Bentivoglio von Bologna und forderte den Monsignor Savelli auf, die Herrschaft den Riario zurückzugeben und den Kindern kein Leid zufügen zu lassen. Savelli lehnte das Erstere ab, und Checco d'Orsi beschimpfte den Herold. Ernster wurde dann die Lage, als ein Gesandter des Herzogs von Mailand von einem Parlamentär Bentivoglio's begleitet eintraf, öffentlich verlangte, die Kinder Riario's zu sehen, und verkündete: die Truppen von Bologna ständen in Castel Bolognese und erwarteten nur die des Herzogs. Checco d'Orsi erwiderte zwar frech, „die Kinder seien getödtet". Er ließ sogar den Gesandten als Gefangenen abführen. Ja, man suchte die Citadelle zu forciren. Das mißlang jedoch, und am 27. April stand das Heer des Herzogs von Mailand, stärker als 12000 Mann, nur noch fünf Miglien von der Stadt entfernt. Einem Abgesandten des Herzogs, der einen Schiedsspruch des Papstes anbot, entgegnete Savelli noch trotzig. Denn die Hülfstruppen des Papstes sollten nahe sein. Es waren fünfzig Reiter,

[1]) Dieses ist der Verlauf der Dinge gewesen, wie ihn Pasolini auf Grund der Alles sehr ins Einzelne ausmalenden Augenzeugen festgestellt hat. Er ist drastisch genug. Aber doch nicht so drastisch, daß er nicht bald darauf noch drastischer ausgeschmückt wurde. Ich halte alles Weitere für die Erfindung eines Humanisten, der das aus Reminiscenzen nach Herodot II. 30, Tacitus Histor. II. 13; Plutarch Mor. II. p. 241, 246 hinzugethan hat.

welche aber ein Cardinal der ihm verwandten Caterina zur Hülfe schickte. Da die Truppen des Herzogs von Mailand sich der Stadt noch mehr näherten, wurde die Lage der Verschwörer immer verzweifelter. Sie beschlossen, sich der Kinder Caterina's zu bemächtigen, um sie als Geißeln mit sich zu führen oder sie zu tödten. Aber der Ueberfall des Thurmthores von S. Petro, in dem die Kinder verwahrt waren, wurde von der Besatzung mit Gewalt abgeschlagen. Nun blieb den Orsi nichts übrig, als zu fliehen. Siebzehn an Zahl entwichen in der Nacht die Mörder mit ihren nächsten männlichen Verwandten, ihren alten Vater und ihre Frauen zurücklassend. Noch in dieser Nacht vollzog sich die Contrerevolution. „Ottaviano! Ottaviano!“ schreiend durchzog das Volk die Straßen, und man verkündete dem Befehlshaber der Truppen vor der Stadt die Unterwerfung. Noch lastete auf Aller Herzen Furcht vor Plünderung, welche der Herzog von Mailand seinem Heere zugesagt hatte, wenn Caterina einwillige. Da verbreitete sich die Kunde, Caterina habe trotz der Wuth der Soldaten, die sich durch die Plünderung für nicht empfangenen Sold hatten schadlos halten wollen, diese verboten. Dann betrat am 30. April der Magistrat von Forli das Castell Ravaldino, um der Gräfin die Unterwerfung anzuzeigen. Er wurde gnädig von der in Trauergewänder gehüllten Wittwe aufgenommen. Als aber wenige Stunden darauf ihr Sohn Ottaviano, der junge Herr von Forli, sich in die Arme seiner Mutter warf, empfing sie ihn im prächtigsten Schmucke. Der Knabe zerfloß in Thränen. Er war von Rechtswegen jetzt Herr von Imola und Forli, in der That aber war es seine Mutter. Wie diese ihre Herrschaft auszuüben gedachte, sollte sich bald zeigen.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Ada Negri.

Wir sehen uns zu der Erklärung veranlaßt, daß Hedwig Jahn's Uebersetzung der Gedichte von Ada Negri „Schicksal“ (Fatalità), auf welche Herman Grimm im Decemberheft die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt hat, die „einzig berechtigte deutsche Ausgabe“ ist; und daß wir diesem Rechte keinen Abbruch zu thun beabsichtigten, indem wir, in demselben Heft, eine Reihe jener Gedichte in der Uebersetzung von Paul Heyse gegeben haben. Wir wollten damit nur eine Huldigung dem Genius der italienischen Dichterin darbringen, deren vollständiges Werk man in der Uebertragung von Hedwig Jahn (Berlin, Verlag von Alexander Duncker) finden wird.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

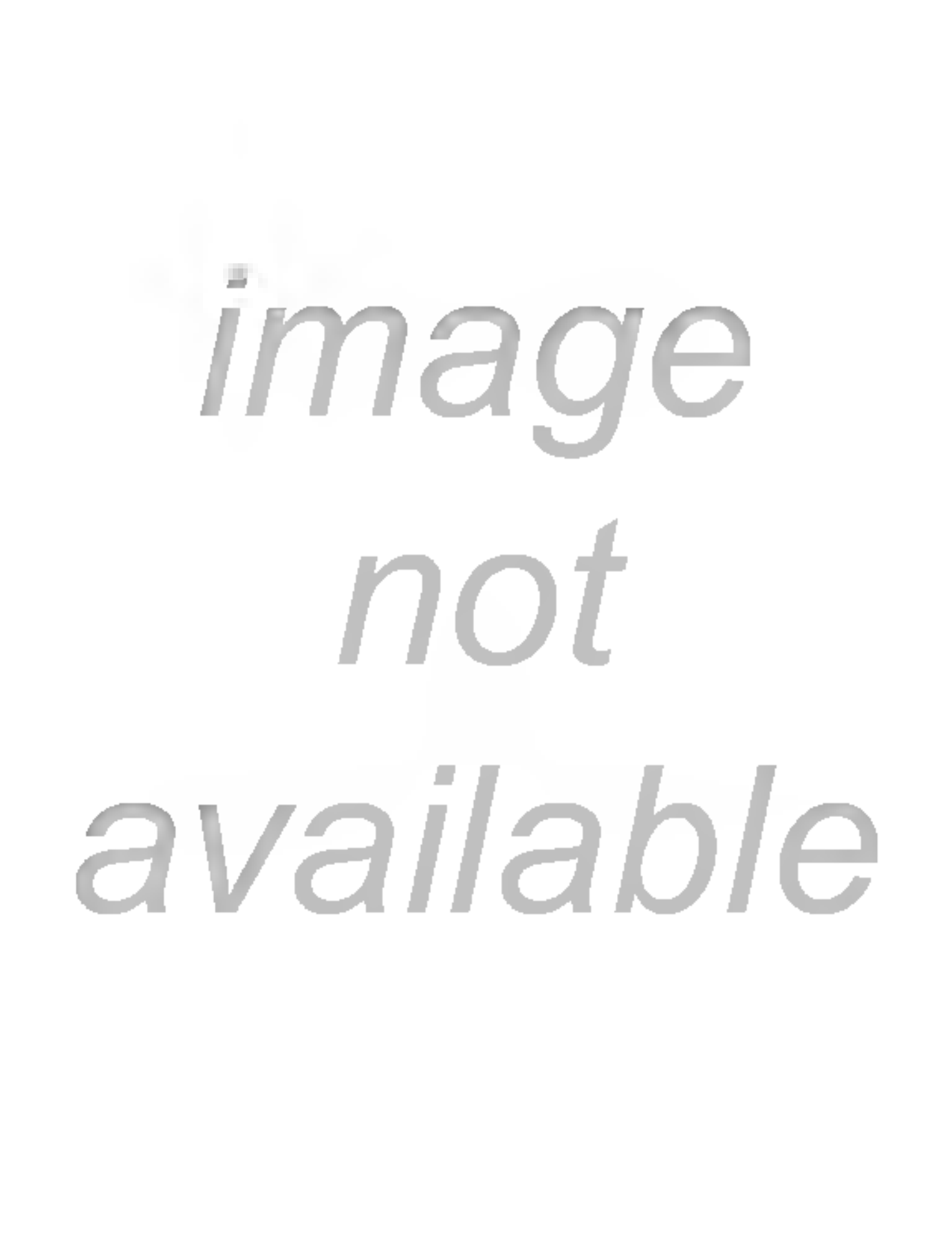


image
not
available

schleiert, hinter den Bergen von Kamart versunken, hatte sich vom Meere eine leise Brise erhoben, die, immer mächtiger schwellend, dem Südwind Schweigen geboten. Mit den ersten Wellen dieses nördlichen Luftzuges war ein erfrischender Hauch durch die Natur gegangen. Wie aus einem Fiebertraume erwacht, den lavagleichen, körnigen Ueberzug, unter dem sie seit Tagen geschmachtet, von allen Poren schüttelnd, erhoben die Pflanzen ihre Häupter. Halb verwelkte Blüthen entrollten sich aufs Neue, und all' die ängstlich geschlossenen Kelche öffneten sich schon zur Dämmerstunde, in Erwartung des ersehnten lang entbehrten Nachtthaus.

Ueberall fing das Leben sich zu regen an. Draußen auf der Landstraße wurde der trippelnde Hufschlag von Eseln und Maulthieren laut. Auf dem Hofplatze versammelte sich die arabische Gärtnersfamilie um die Abendmahlzeit, deren aus dem thönernen Gefäß aufsteigender Geruch die Hunde herbeigelockt. Der sardische Kutscher begann den Wagen zu waschen, nachdem er vorher Gesicht und Hände im Eimer gekühlt. Salem, der Koch, machte sich auf den Weg ins Dorf, um im Kaffeehause am Meer mit dem Hofzwergen des Bey eine Partie Dame zu spielen. Und der Negerjunge aus der Küche stahl sich zu dem antiken Marmorbecken hinterm Hause, wo er die Wonne eines heimlichen Bades zu kosten hoffte.

Seit bald zwei Monaten hatte sich unser Leben in dem engen Rahmen jener Hofmauern abgesponnen. Nur des Abends, um eben jene Sonnenuntergangsstunde, wurde das Freie gesucht und auf dem Rücken einer trägen Eselin der Weg zum Meere eingeschlagen. Wenn bei einbrechender Dunkelheit das müde Saumthier uns unter dem Mimosenbaum am Rosenthor absetzte, dann war der Augenblick gekommen, wo wir, nach der eintönigen Stille des Tages ein wenig Zerstreuung und Erheiterung suchend, bei einer Nachbarfamilie vorzusprechen pflegten.

In der ersten Zeit unseres Aufenthalts in dem maurischen Palaste an der Landstraße von Marsa hatten wir uns in den gewölbten Kuppelzimmern mit ihren dicht vergitterten Fenstern, inmitten des weitläufigen mauerumschlossenen Gartens wie in einer Einsiedelei gefühlt. Lag doch der Landsitz, von Olivenhainen umgeben, scheinbar abseits von jeder menschlichen Behausung, etwa eine Viertelstunde Weges vom Schlosse des Bey entfernt. Und diese Sommereinsamkeit, wie sie dem Europäer nach Landessitte unmerklich zur Gewohnheit wird, wäre vollkommen geblieben ohne den täglichen Bedarf nach Nahrung, der überall einen zwingenden Grund bietet, die Außenwelt nicht zu vergessen.

Mit dem Marktkorb aus Palmenblättern drangen die ersten Neuigkeiten in unsere Abgeschiedenheit.

Allmorgendlich in der Frühe wurde der schwarze Koch ins Dorf geschickt, um in den kleinen Malteserläden, die dem fürstlichen Schlosse und den Villen der Würdenträger die nöthigen Lebensmittel liefern, auch seine Einkäufe zu machen. Kehrte er dann, wie Kaleb, der alttestamentliche Kundschafter, beladen mit den Früchten der Jahreszeit, heim, so ließ er es sich nicht nehmen, das Gesehene und Gehörte zum Besten zu geben und uns über Namen und Verhältnisse der näheren und ferneren Nachbarschaft bereitwillig

aufzuklären. Ganz erfüllt von den Begegnungen mit seinen Glaubensgenossen, den zahlreichen Köchen, Lakaien, Haremswächtern und Kutschern der Sommerresidenz, hatte er jedoch allein Sinn und Interesse für die großen Herren in ihren wohlverwahrten Gärten und für das unter der Dienerschaft umgehende Geklätsch. Nur mit Geringschätzung und bei Gelegenheit eines über dem allzu lebhaften Gedankenaustausch vergessenen Gemüsekaufs gedachte er unseres nächsten Nachbarn, eines alten Italieners, der in einer niedrigen Gartenwohnung dicht an unserer Hofmauer hauste und mit den Erzeugnissen seines Obstgartens ihm schon manches Mal bereitwillig ausgeholfen. „Ein Geizhals und Sonderling, der trotz beträchtlichen Vermögens Winter und Sommer auf dem Lande lebe, mit zwei Pfennigen den Tag zu wirthschaften wisse, dazu nicht Weib noch Kind habe, zum dereinstigen Beerben".

Diese Charakteristik aus dem Munde unseres schwarzen Kochs hatte einige Neugier erweckt, das Original kennen zu lernen, das sich für immer hier in die Einsamkeit verbannt.

Auf dem nächsten Abendspaziergange sahen wir uns nach dem Gartenhause um und entdeckten es in nächster Nähe unseres Thores, wo es dem der arabischen Bauart noch unkundigen Blick als eine niedrige Mauer erschienen war. Der Besitzer des Häuschens saß neben einer schönen Frau auf der steinernen Bank vor der Thüre. Er grüßte freundlich, als es unserer Eselin beifiel, eine an seiner Schwelle wachsende Distel auszurupfen. Und da er heiter und nichts weniger als menschenfeindlich erschien, so wurde mit einigen Bemerkungen über Wind und Wetter die Bekanntschaft eingeleitet. Der Alte zeigte sich lebhaft und gut unterrichtet. In Allem, was Kenntniß von Landessitte und Bewohnern betraf, wußte er aufs beste Auskunft zu ertheilen. Und mit der ersten, im friedlichen Gespräch mit Erinnerungen an Alt-Tunis und seine goldenen Zeiten verplauderten Abendstunde ward ein nachbarlicher Verkehr angebahnt, der uns bald zur täglichen Gewohnheit geworden.

Signor Pietro Malatesta war ein schlanker Mann, mit für seine sechzig Jahre noch jugendlichem Aeußern, das in keiner Weise an den eingefleischten Geizhals oder Sonderling erinnerte, als welchen ihn unseres Salem scharfe Zunge gemalt. Ein Geizhals vor Allem konnte Signor Pietro nicht sein, hatte er doch in seiner einsamen Junggesellenwohnung einer befreundeten Familie Obdach geboten. Ein Sonderling vielleicht, denn seit nun schon fünfzehn Jahren lebte er, obgleich einst Besitzer eines einträglichen Juwelierladens in der Goldschmidtgasse von Tunis, zurückgezogen auf dem Lande in seinem Obstgarten einzig und allein der Pflege einer Baumschule, die er selber angelegt.

Die Hälfte seines Gartenhauses hatte er der Familie Said überlassen. Diese bestand aus der schwarzäugigen Signora Maria, die wir bei unserer ersten Begegnung an seiner Seite gesehen, einer Malteserin mit starken Gliedern und bräunlichem Madonnengesicht, und ihrem Gatten Michele, sowie den drei Kindern des Paares. Der magere Michele, Mechanicus von Profession, erhielt die Seinen mit allerlei Arbeiten in den Schlössern der Umgegend, wenn er nicht, wie es nur zu oft geschah, taumelnd heimkehrte, um im Hinterstübchen einen Rausch auszuschlafen. Den Haushalt für beide Theile besorgte die Signora. Sie wußte sich und die drei wohlgerathenen

Kinder stets sauber zu kleiden, Haus und Küche aufs Beste zu verwalten. Wenn sie im dunkeln Kleide, die schwarze Faldetta über ihr glänzendes Haar gelegt, sich nach der Stadt aufmachte, gab sie in Haltung und Erscheinung der ehrsamsten und behäbigsten Bürgersfrau nichts nach. Von den Kindern waren die beiden ältesten, Alfredo und Matilde, in Tunis bei Verwandten zur Kost, um die Schule daselbst besuchen zu können. Sie verbrachten nur die freien Sommermonate in Marsa, Alfredo zumeist auf einem niedrigen Esel über die karthagische Ebene streifend, Matilde der Mutter im Haus und Garten behülflich. Nur das Jüngste, die dreijährige Teresa, war der Eltern Gesellschaft, dazu Signor Pietro's Liebling und Pathenkind.

Die Gartenwohnung bot, wenn man die eisenbeschlagene Eingangsthür geöffnet, einen überaus freundlichen Eindruck. Drei schmale Stuben mündeten auf den hellen Innenhof, dem ein Orangenbaum in der Mitte Schatten spendete. Hinter dem Haus breitete sich der weitläufige Garten aus, mit der wohlgepflegten Pflanzung junger Pfirsich-, Aprikosen- und Granatbäume. Im Grunde desselben war der Brunnen angelegt, mit Schöpfrad, vom Esel gedreht, und Röhren zur Bewässerung des Gartens. Zur Rechten des Brunnens lag, wohl noch von einem maurischen Besitzer herstammend, das Frauenbad, die ummauerte „Djabia," ein von dem Brunnen gespeistes erhöhtes Bassin. Um die Badestelle der Schönen vor neugierigen Blicken zu schützen, hatte der arabische Erbauer einen Weinstock hart an den Rand des Beckens gepflanzt. Und jetzt, nach Jahren, wo längst die Haremsdamen verschwunden, die einst in Gold und Seide, wahrscheinlich von unserem Palaste aus, den Weg zum Brunnen betreten, war der Weinstock in üppigster Fülle zum Blätterdache angewachsen, das tief, fast bis auf den Wasserspiegel gesenkt, wie ein Riesenschirm mit gewaltigen Armen die heimliche Stätte vor ungeweihtem Auge deckte.

Hier pflegte Signora Maria im Kreise der Kinder den Abend zu verbringen, Signor Pietro sein Pfeifchen zu rauchen, während der magere Michele in irgend einer gluthheißen Weinstube am Hafen von Goletta mit Matrosen um die Wette zechte. Hierher, an den Haremsbrunnen, lockte es auch uns, wenn es drüben gar zu einsam geworden, wenn die Cicaden ihr zirpendes Lied zu schlagen begonnen, wenn im Dorfe die Trompeter des Bey vor den Fenstern der Frauen bliesen, und der Seewind abgerissene Sätze der melancholischen Musik in der Abendluft zu uns herüber trug.

Es ist acht Uhr. Die Signora hat im Becken gebadet und trocknet, auf dem Mäuerlein sitzend, ihr langes Haar. Teresa und Matilde kauern zu ihren Füßen. Alfredo liegt auf dem Brunnenrande, lang ausgestreckt, den Kopf zwischen den Händen, und äfft sein Bild im Wasser, das unter dem Kranz von Weinlaub den bräunlichen Knaben wie einen jugendlichen „Bacchus an der Quelle" widerspiegelt. Signor Pietro hat vorhin die ersten Feigen im Garten gepflückt, jene zuckersüßen grünen Früchte mit dem gelblich-weißen Innern, die der Sommerfeige um einen Monat voran gehen. Er bietet sie grüßend an und wirft einen zufriedenen Blick auf die säuselnden Fruchtbäume. Die Abendfrische hat ihn heiter gestimmt, nachdem er Tags für seine Pfleglinge gefürchtet. In den Rinnen zwischen den Obstbäumen rieselt das

Brunnenwasser und tränkt die Wurzeln unter der Erde. Oben um den Brunnen geht der Esel mit den verbundenen Augen unter den geflochtenen Strohdeckeln noch fleißig in die Runde, während die schöpfenden Krüge am Rade auf- und niedertauchen und mit einem gurgelnden Ton das Wasser in die Röhren leeren. Die Brise weht frisch über uns hin und bringt einen feuchtsalzigen Hauch vom Meere auf Hände und Lippen. — Nun spannt der Alte den Esel ab — der Garten ist getränkt — und führt das Thier in den Stall am Hause, nachdem er die Binde von den Augen gelöst. Als er wiederkommt, trägt er eine alte Guitarre in der Hand, die sonst in seinem Kämmerchen verstaubt an der Wand hängt und fängt an, mit schwacher aber klarer Stimme eine Romanze aus seiner Jugendzeit zu singen. Darüber wird es dunkler, und den Kindern fallen die Augen zu. Er lehnt das Instrument an die Mauer und stopft sich eine Pfeife. Das alte Lied hat die Erinnerung an alte Zeiten in ihm erweckt, wo er als jugendlicher Uhrmachergeselle von Rom und den Seinen Abschied genommen, um für Nimmerwiedersehen nach Tunis auszuwandern. Doch Maria unterbricht den redseligen Erzähler:

„Es ist Zeit, schlafen zu gehen," meint sie, „die Bambina ist müde. Sage gute Nacht, Teresa."

Die Kleine, auf der Mutter Knieen eingeschlafen, regt sich nicht.

„Mach' die Augen auf," ruft diese ihr ins Ohr. Aber das Kind drückt sich nur noch fester in ihren Arm. Drinnen ist es heiß, und selbst die Kleinen können in der erstickenden Zimmerluft nicht schlafen.

„Wart', so soll der Bu Kluba dich holen!"

Bei diesen Worten macht Teresa ein paar erschreckte Augen auf, und auch Matilde rückt näher an der Signora Knie.

„Ja, ja, Bu Kluba," wiederholt sie. „Er geht zur Nachtzeit um und holt die Kinder."

„Laßt Teresa in Frieden," legt sich Pietro ins Mittel. „Schon letzte Nacht hat Niemand vor Hitze und Moskitos die Augen zugethan. Gönnt ihr die frische Abendluft und macht dem Kinde nicht Angst mit Euren ungereimten Geschichten.

„Signor Pietro hat Recht," mischen wir uns ins Gespräch. „Bleibet, Signora, und sagt uns lieber, was es mit Eurem Bu Kluba auf sich hat. Ist's ein Gespenst oder gar ein wildes Thier, mit dem man den Kindern droht?"

Die Signora macht ein ernsthaftes Gesicht, froh im Stillen, am Brunnenrande bleiben zu können.

„Nicht das Eine und nicht das Andre," erwidert sie. „Gespenster gibt's hier nicht, und die Afriten und Dschnune der Muselmänner haben uns guten Christen nichts an, denn sie fürchten das Zeichen des heiligen Kreuzes."

„Was ist's denn aber mit dem ‚Bu Kluba'?"

„Bu Kluba sama Bu Kluba," ist die Antwort. (Mit dem Wörtchen „sama", fürwahr, das, fleißig in jeden Satz eingestreut, sich auf die verschiedenartigste Weise deuten läßt, glaubt der Malteser viel erklärt zu haben.) „S's ist eine lange Geschichte und eine wahre obendrein. Kein Märchen etwa, wie's die Dani's auf den Märkten erzählen. Und mich graust's selber, dran zu denken."

„Erzählt, Signora," bitten wir neugierig.

„Und erzähle Mutter!" bitten Alfredo und Matilde auf Maltesisch.

„Contate, Maria, contate pure," fügt der Alte hinzu.

Seine Zustimmung entscheidet die sich noch ein wenig sträubende Frau. Sie rückt näher heran, auch Alfredo verläßt sein Lager auf der Mauer und setzt sich herzu, zum Horchen bereit. Dann erzählt sie in lebhaftem Italienisch, hie und da mit maltesischen und arabischen Brocken durchwürzt:

„Es ist etwa zwölf Jahre her — es war um die Zeit, wo die Türken in Stambul gegen die Russen Krieg führten — da lebte in Tunis ein Hamal oder Lastträger genannt, Si Salah es Srir, der verdiente sein Brot sauer und in Ehren mit seiner Arbeit. Eines Tages, da die Sonne ihm besonders heiß auf den Nacken gebrannt, hatte er sich um die Stunde des Abendgebets der Muselmänner auf eine steinerne Bank neben der großen Moschee gesetzt. Da überwältigte ihn die Müdigkeit, und er schlief sanft ein. Er mochte einige Zeit geschlafen haben, denn es war inzwischen die Dämmerung hereingebrochen, als ihn eine Hand mit sanftem Schütteln weckte, und eine männliche Stimme in fremdländischer Mundart zu ihm sagte:

„Hamal, bist Du zur Arbeit bereit?"

Noch halb verschlafen erhob sich Si Salah, rieb sich die Augen und erblickte vor sich einen mageren Mann in grauem Gewand, der die Kapuze des Burnus tief übers Gesicht gezogen hatte, trotz des warmen Abends.

„Bist Du zur Arbeit bereit," wiederholte der Unbekannte, „dann folge mir, ich bezahle gut."

Der Hamal, in Erwartung eines guten Arbeitslohns, ergriff eilig sein Tragseil und seine Pantoffeln, hing den Mantel über die Schulter und folgte dem vorausschreitenden Fremden.

Dieser schlug den Weg durch abgelegene Straßen ein, die volkreichen Bazare und Märkte vermeidend, durcheilte den Hammelmarkt, die Siebmachergasse und wandte sich zur Linken in die obere Stadt. Endlich, nach längerer Wanderung durch allerlei Kreuz- und Quergassen, die der Hamal nur selten betreten, gelangten sie in eine enge und schmutzige Straße, die diesem völlig unbekannt war. Vor einem niedrigen Hause blieb der Fremde stehen, zog aus der inneren Tasche seines Gewandes, das von dem Schnitte war, wie es die Türken zu tragen pflegen, einen Schlüssel und steckte ihn in das Thürschloß. Ehe er jedoch geöffnet, drehte er sich zuvor nach dem Lastträger um und sprach:

„Ziehe den Zipfel deines Burnus über die Augen. Mein Harem ist im Hofe, und du möchtest sehen, was keines Mannes Auge schauen darf."

Si Salah, als guter Muselmann, folgte willig diesem Befehl, zog den Mantel ins Gesicht, streifte die Schuhe von den Füßen und trat dann, dem vorangehenden Fremdlinge nach, durch das Thor. Drinnen befand er sich in einem langen, dunkeln Gange. Jener schritt immer voraus und führte durch eine Reihe leerer Gemächer den Lastträger in einen offenen Innenhof, wo er ihn mit den Worten stille stehen hieß:

„Warte ein Weilchen. Ich will die Last holen, die du forttragen sollst. Doch erhebe beileibe die Augen nicht, denn mein Harem ist im Hofe."

Verließ ihn und ging in ein Seitengemach, dessen Thür er sorglich hinter sich verschloß.

Dem Hamal, der doch sein Lebtag fremde Häuser genug betreten, ward auf einmal sonderbar zu Muthe. Keine Seele regte sich im Hofe. Kein Laut war zu vernehmen von Pantoffelklappern, von Kichern, Flüstern oder Gewänderraschеln, mit dem sonst das neugierige arabische Weibervolk seine Nähe zu verrathen pflegt. Alles blieb todtenstill. Neugierig schob er den Zipfel des Burnus in die Höhe und blickte verstohlen umher. Der Hof war leer, die Thüren der Gemächer rings angelehnt. Schon wollte er sich ruhig in ein Eckchen kauern, um auf die versprochene Last zu warten, da öffnete ein plötzlicher Zugwind die nächste Kammerthür, und was er vor sich sah, machte sein Blut vor Entsetzen erstarren. Auf dem Kachelfußboden, der mit Blut getränkt, lagen drei Kinderleichen, die abgeschnittenen Köpfe und das mörderische Messer daneben, und in einem Häufchen in der Ecke des Gemaches waren die Kleider und Schuhe der armen Kleinen zusammengeworfen, an denen sich erkennen ließ, daß sie Christenkindern angehört. Todesangst erfaßte den Hamal. Im Nu, auf nackten Sohlen, lautlos, die Pantoffeln im Stiche lassend, eilte er dem Ausgange zu und floh durch die leeren Gemächer nach der Hausthür. Aber dort angelangt, fand er sie dreifach verschlossen und verriegelt. Zitternd, mit bebenden Knieen, glaubte er sein letztes Stündlein gekommen. Und in seinem wild erregten Hirn dämmerte die Erinnerung auf an seine Kinderzeit, wo es in der Stadt geheißen, Bu Kluba gehe um und morde Christenkinder. Schon wollte er an der verschlossenen Thüre rütteln und um Hülfe schreien, da entdeckte sein Blick ein Seitenthürchen zur linken des Eingangs. Es war nur angelehnt. So lautlos, wie er gekommen, floh Si Salah durch dasselbe, irrte durch Corridore und Gänge, bis er eine Treppe fand, die zum Dache führte. Er sprang in schnellen Sätzen hinauf. Kaum oben angelangt, hörte er den Fremden im Hofe die Thür öffnen und nach ihm rufen. Da kannte seine Furcht keine Grenzen mehr. Trotz seines Alters kletterte er ein Mäuerchen hinauf, welches das Dach des Nachbarhauses von dem des Fremdlings trennte. Noch ein Satz, und er war drüben.

Hier auf dem Nachbardache genossen die arabischen Weiber plaudernd und lachend die Abendfrische. Wie die Gestalt des Hamals ihnen sichtbar ward und er mit angstverstörten Zügen, winkend und Zeichen machend, auf sie zueilte, da gab es ein lautes Geschrei und Auseinanderstieben, das den Herrn des Hauses herbeilockte. Voll Wuth und Entrüstung ging dieser mit dem Stocke auf den fremden Mann los, der seinen Harem entweiht und der arme Si Salah mußte erst eine derbe Tracht Schläge über sich ergehen lassen, ehe er sich endlich hörbar machen und sein grausiges Erlebniß kund thun konnte.

Der Hausherr war nicht wenig entsetzt ob der Geschichte. Bebend ging er nach der Hausthür, zu sehen, ob sie wohl verriegelt, lud die Flinte und legte den Kettenhund aufs Dach. Dann sprach er zum Hamal:

„Bleibe über Nacht, Bruder Salah. Ich habe dir Unrecht gethan. Der Bu Kluba möchte dir auflauern und in der Dunkelheit dich morden. Morgen in aller Frühe wollen wir ausgehen und die Polizei holen, damit sie den Mörder

in Ketten lege. Denn sind es auch die Kinder der Ungläubigen, im Koran steht geschrieben: „Tödtet keinen Menschen, es sei denn mit gutem Rechte."

So blieb der Hamal über die Nacht, nachdem er mit dem Gastgeber das Abendessen getheilt. Doch konnte weder der Eine noch der Andere die Nacht ein Auge schließen. Der Hund auf dem Dache heulte, als sei es im Nachbarhause nicht geheuer. Auch schien es ihnen, als vernähmen sie Pochen und Gehen und Schlüsselrasseln drüben.

Am andern Morgen in der Frühe machten die Beiden sich auf nach den Sapti's oder Polizeidienern des Bey. Wie der Oberste von ihnen die Geschichte hörte, lächelte er ungläubig, versprach jedoch, seine Leute zu senden. Doch die Sapti's sind langsamer als die Schnecken. Als sie den Abend mit Flinten und Säbeln ans Thor des verrufenen Hauses kamen, da fanden sie davor einen Bürger der Stadt sitzen, der auf ihr Befragen mittheilte, der Miether, ein Fremdling aus der Türkei, sei früh mit seinen Bündeln abgezogen, nachdem er gut bezahlt, und drinnen sei nichts Verdächtiges zu finden. So zogen auch sie ab, wie sie gekommen.

Der arme Hamal aber bestand auf der Wahrheit dessen, was er erzählt, und da er ein Ehrenmann war und in seinem Viertel wohlbekannt, so zweifelte Niemand an ihm. Durch ihn ward die grausige That ruchbar, und aus seinem eigenen Munde hat sie mancher von meinen Bekannten vernommen. Das allgemeine Entsetzen war um so größer, als dazumal im Malteserviertel mehrere Kinder verschwanden, ohne daß man sie je wieder gefunden hätte. Das erste Mal hatte man sich beruhigt, in der Vermuthung, das Kind sei in einem der Brunnen auf den Nachbarhöfen ertrunken. Als aber ein zweites und drittes Kind auf gleich unerklärliche Weise abhanden gekommen, da gab es eine große Aufregung im Viertel. Die Mütter hielten ihre Kleinen zu Hause oder hüteten sie sorgsam, sobald sie auf die Straße kamen.

Alte Leute wußten die Richtigkeit von Si Salah's Vermuthung zu bestätigen. Sie entsannen sich gleich ihm, vor vielen Jahren von einem ähnlichen Verbrechen gehört zu haben, und nannten den unbekannten Mörder „Bu Kluba". Er sei aber ein Muselmann und von den Türken ausgesandt, Christenkinder zu fangen, zu tödten und ihr Blut nach Constantinopel heimzubringen, um die Schwerter der Ungläubigen damit zu tränken und sie siegreich zu machen im Kampf gegen die Christen. — Das ist die Geschichte vom Bu Kluba, und für ihre Wahrheit kann ich manchen Zeugen aufrufen."

Signora Maria schweigt, auf dem Hofe des Bey blasen die Trompeter noch immer vor den Fenstern der Frauen. Im Grase zirpen die Cicaden. Es ist so dunkel geworden, daß über dem Erzählen eine Pharaoratte, mit ihren Jungen auf dem Rücken, sich bis an die Brunnenmauer gewagt hat. Sie huscht davon, als der Alte sein Pfeifchen ausklopft:

„Basta cosi" und „felice notte".

Während Maria ihre schlafende Teresa ins Haus trägt, muß uns Alfredo die wenigen Schritte bis ans Gartenthor geleiten. Denn was wir am Haremsbrunnen vom Bu Kluba im grauen Mantel gehört, hat uns große Kinder, trotz der warmen Nachtluft, leise erschauern machen.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December 1894.

Die Börse schwimmt in Geld und schwelgt in Hoffnungen. Die Course, so sagt man, steigen nicht mehr, sondern sie springen und fliegen. Als im vergangenen Sommer die sogenannten Schuckert-Actien (von der bekannten Nürnberger Elektricitäts-Gesellschaft) mit einem Betrage von zwei Millionen auf den Markt traten und von Seiten der Zeichner einen Begehr von 84 Millionen hervorriefen, als in Folge dessen die Actien nicht zu 140 Procent, sondern zu 170 Procent abgegeben wurden, da staunte man über den Erfolg. Jetzt staunt man über solche Dinge nicht mehr. Von einer Berliner Brauerei wurden bei einer Neuemission so colossale Beträge gezeichnet, daß die emittirende Bank es vorzog, die erste Notirung um einen Tag zu verschieben, in der Hoffnung, daß durch den Aufschub eine Anzahl Zeichner abspringen und es so ermöglichen würden, den ersten Cours nicht in einer Höhe anzugeben, welche einem soliden Hause peinlich sein mußte. Und dergleichen Vorfälle sind nur die Symptome einer ganz allgemeinen Hinaufsetzung aller Course von Werthpapieren. Die Wiener „Neue Freie Presse" hat sich am 1. November das Vergnügen gemacht, die Course der hauptsächlichsten dort gehandelten Papiere mit den Schlußcoursen des letzten Jahres zu vergleichen und danach auszurechnen, daß die Gesammtheit dieser Papiere im Laufe von zehn Monaten eine halbe Milliarde Gulden an Werth gewonnen hat.

Da die Berliner Börse an den Werthsteigerungen Theil nimmt, so sollte man meinen, daß es eine bündigere Widerlegung aller Befürchtungen, die man an die Erhöhung des Börsenstempels knüpfte, gar nicht geben könnte. Und trotzdem sind wir der Ansicht, daß jene Vorgänge, weit entfernt, die Befürchtung zu widerlegen, sie vielmehr auf das Genaueste bestätigen. Wir haben niemals die Ansicht ausgesprochen, daß unsere Börse nicht höhere Steuererträge liefern könnte. Wir haben uns nur gegen das Ignorantenthum gewendet, welches doppelte Steuererträge durch Verdoppelung des Steuerfußes herbeiführen will. Wir haben stets in dieser Frage den Standpunkt wahrgenommen, daß eine Steuer, welche gar nicht vom Gewinn, sondern nur vom gehandelten Betrage erhoben wird, in der ihr jetzt gegebenen Höhe das solide Geschäft zurückstoßen, aber jede dem unsoliden Treiben günstige Sachlage nur noch verstärken werde. Und eben dies ist eingetreten. Jene Coursſteigerungen sind das erste Anzeichen von dem verhängnißvollen Uebergewicht, welches das unsolide Geschäft erlangt hat. Ein kurzer Ueberblick über das Entstehen der neuesten „Hausse" wird dies lehren.

Die bereits drei bis vier Jahre andauernde Geschäftsstille vermehrte zusehends die müßig liegenden Capitalien. Während auf der einen Seite dem Geldmarkte neue Mittel zuflossen, fehlte auf der anderen Seite der Abfluß, den neue industrielle Unternehmungen bewirken. Dazu kam, daß bei den sonderbaren Münzverhältnissen

Nordamerika's dieses Land, das eigentlich gesetzlich eine Goldwährung hat, thatsächlich mit silbernen Zahlungsmitteln überschwemmt war, welche kraft des mißbräuchlichen Einflusses der Silbermänner in Amerika Geldcharakter trugen. Da Niemand mit gutem Gelde zahlt, wo er mit schlechtem zu zahlen berechtigt ist, so überwog im internen Verkehr Amerika's das Silber, und das Gold wurde nach Möglichkeit an das Ausland abgegeben. Während das amerikanische Gold in Strömen auf dem Londoner Markte mündete, warf die russische Rubelpolitik gleichzeitig frei werdende Goldmassen auf die europäischen Plätze. Es dauerten also in dieser Bewegung einerseits die von uns schon öfter besprochenen Momente fort, welche in Folge der Geschäftsstille einen Geldüberfluß erzeugten, und es traten gewisse Vorgänge des Münzmarktes hinzu, welche den bereits vorhandenen Geldüberfluß noch in ganz auffallendem Maße vermehrten. War schon früher bares Geld zu immer billigeren Zinssätzen zu haben, so sank jetzt der Discont auf geradezu lächerlich geringe Sätze herab. Während aber früher die Capitalisten in einem gewissen Gefühl der Unsicherheit sich immer mehr zu den sichersten Verwahrungsstellen herandrängten und sich mit einem immer geringeren Zinsfuß begnügten, trat jetzt bei einem Theile derselben ein Rückschlag ein, und sie suchten, um ihre Einnahmen endlich zu erhöhen, Papiere mit höherem Zinsfuß, d. h. Speculationspapiere, zu erwerben. Dieses Andringen auf Speculationspapiere, welches mit steigender Nachfrage auch den Cours steigerte, hatte seinen Hauptsitz in Wien. Hatte hier einmal eine Coursteigerung begonnen, so war das leichtlebige Temperament der österreichischen Bevölkerung nur geeignet, immer weitere Kreise daran theilnehmen zu lassen. Große und kleine Leute drängten sich in gleicher Weise heran. Sprüchwörtlich wurden der Zahlkellner und das Stubenmädchen, die an der Börse speculirten. Der österreichischen Hauptstadt that es bald die ungarische gleich, und die Steigerung aller Werthe diente nach außen hin noch als Glorienschein für die Valutareform, welche Oesterreich-Ungarn noch immer durchzuführen hat. In den ersten Stadien dieser Bewegung beobachtete die Berliner Börse eine kühle Zurückhaltung. In der nüchternen Erwägung, daß für die Wiener Courstreibereien kein vernünftiger Grund zu finden sei, antwortete man auf die höheren Coursnotirungen damit, daß man Papiere zu dem gewünschten Course nach Wien abgab, d. h. es bildete sich gegen die Wiener Hausse in Berlin eine Contremine als Baisse-Partei. Aber jedes Vorgehen der Contremine wurde in Wien mit einer noch höheren Steigerung der Course beantwortet, welche noch weitere Kreise der Bevölkerung mit Vertrauen erfüllte und noch größere Capitalien herbeizog, bis schließlich der Rückschlag auch in Berlin eintrat und den Elementen, welche zum Steigen der Course Zutrauen hatten und Anderen Zutrauen beizubringen beflissen waren, auch hier die Oberhand gab. — In diese Stimmung fielen einige reelle Ereignisse, welche in der That den Geldmarkt nach oben hin zu beeinflussen geeignet waren. Während seit Jahrzehnten das Silber im Rückgang begriffen und in der letzten Zeit geradezu ein Silbersturz eingetreten war, eröffnete der Krieg, welcher in Asien zwischen zwei Staaten mit Silberwährung ausgebrochen war, dem Silber für den Kriegsbedarf dieser Staaten einen neuen und plötzlich wachsenden Markt. Als im Fortgang des Krieges der Sieg der Japaner immer deutlicher wurde, steigerte die Hoffnung auf die Erschließung China's für den Bau von Eisenbahnen und für die Einführung europäischer Erzeugnisse aller Art den Werth aller bestehenden industriellen Unternehmungen. Die sibirische Eisenbahn, größer als irgend ein europäisches Eisenbahnunternehmen, mußte einer ganzen Anzahl europäischer Geldmärkte eine Betheiligung an den bevorstehenden Anleihen sichern. Wir sind weit entfernt, diese Momente zu unterschätzen. Wir haben dies an dieser Stelle vielmehr früher und energischer betont, als die Börsenblätter (vergl. Aprilheft S. 134, Octoberheft S. 143/44). Aber Kriegsbedürfnisse, wie sie jetzt in Ostasien auftauchen, sind stets nur vorübergehender Natur. Siegt Japan, so hat es ein Interesse daran, seinen Sieg nicht bis zur völligen Niederwerfung China's auszunutzen, sondern sich noch immer in

der Rolle des bevorzugten Vetters zu erhalten, so daß die Erschließung China's zunächst mehr den Japanern als den Europäern zu gute kommt. Jedenfalls aber, mag man die vorhandenen reellen Momente anschlagen, so hoch man wolle, wird dies von der Höhe der Coursteigerungen bedeutend übertroffen. Der heutige Courszettel zeigt gar kein vernünftiges Verhältniß mehr zwischen den gezahlten Dividenden und dem Cours der Actien, d. h. der Cours ist ein Speculationscours, der dem inneren Werth nicht entspricht. Sieht man von Einzelheiten ab, wie z. B., daß die Papiere des Silber producirenden Mexico mit dem Silbercourse sich heben, so ist eine organische Einwirkung der thatsächlichen Vorgänge auf die Entwicklung der Course überhaupt nicht mehr zu bemerken. Die Börsen zeigen vielmehr das Bild eines Spiels mit Spielerregeln. Gewisse „führende Papiere" geben den Ton an: in Wien „Creditactien", in Berlin „Commanditantheile". Werden ihre Course hinaufgesetzt, so folgen die anderen. Und das Ganze ist nicht einmal mehr ein Verstandesspiel, sondern ein Wetten und Wagen, in welchem das Temperament die Entschließung bestimmt.

Die Bankiers, die stark mit Privatpublicum „arbeiten" und ihnen zu jedem Sonntag einen Wochenbericht zuzuschicken pflegten, fingen bald an, zwei oder drei Mal wöchentlich, zuletzt gar täglich zu berichten und durch die schnelle Aufeinanderfolge immer günstigerer Hausse-Nachrichten den Empfänger in nervöse Hast zu jagen. Hierbei entwickelte sich eine Kunst, die Verhältnisse zu interpretiren, welche jeden Vorgang für die Entwicklung der Course nach oben zu deuten wußte. Starke Ankäufe bedeuten Steigerung, aber starkes Abgeben eines Papieres bedeutet auch Zutrauen, da nunmehr der Markt entlastet sei. In einem dieser für das Publicum bestimmten Bankiersberichte heißt es geradezu: „Wo Geldmächte wie die Rothschild's auf das Höchste an einer guten Temperatur der Börse interessirt sind, kann man sich vertrauensvoll dem Strome überlassen."

Das ist des Pudels Kern, die Berliner Börse liegt im Schlepptau der Wiener Geldmächte. Hat doch in diesem Treiben selbst ein Ort wie Budapest, den man vor wenigen Jahren noch gar nicht beachtete, eine Bedeutung gewonnen, die den Berliner nöthigt, sich nach dem Budapester Courszettel zu richten. Die vornehme Bankwelt Berlins ist einflußlos, es herrscht der Jobber. Hat die Börsensteuer diese Entwicklung gehindert oder befördert?

Allerdings ist unter den hochgehenden Wogen dieses maß- und regellosen Treibens für den Kundigen doch auch die in gleicher Richtung, aber in mäßigem Tempo fortschreitende Bewegung zu erkennen, welche einen Anspruch auf dauernde Beachtung hat. Wir sind eben in dem Sinken des Zinsfußes, welches seit den mittleren Jahrzehnten des Jahrhunderts fast ununterbrochene Fortschritte gemacht hat, wieder einmal ein Stück vorwärts geglitten. Da dem Sinken des Zinsfußes eine höhere Bewerthung aller derjenigen Papiere entspricht, die noch an den höheren Zinsfuß gebunden sind, so ist insofern in der vorübergehenden Courstreiberei auch ein Theilchen von dauernder Geltung zu constatiren. Unsere festen Reichs- und Staatspapiere sind natürlich von der allgemeinen Bewegung nicht in gleichem Maße hochgerissen worden, wie die eigentlichen Speculationspapiere. Wenn mit einigen Schwankungen unsere 3procentigen Anleihen etwa 95, unsere $3^1/_2$procentigen etwa 105 und die 4procentigen nur noch ganz unbedeutend höher stehen, so ist klar, daß der Zinsfuß für unseren Staatscredit die Neigung hat, sich auf annähernd 3 Procent festzusetzen, daß die 4procentige Rente allgemein für eine Zinsreduction reif erachtet wird und die Furcht vor derselben auch schon die $3^1/_2$procentige beeinflußt. Wenn Rußland soeben 5procentige Papiere in $3^1/_2$procentige verwandeln will, wenn Dänemark sogar seine $3^1/_2$procentige Rente (allerdings einstweilen ebenfalls mit einem Draufgeld) auf 3 Procent zu convertiren wagen kann, so werden wir den alten Theil unserer Schulden mit 4 Procent zu verzinsen nicht fortfahren können. Hieraus erwächst für unsere Reichs- und Staatsfinanzen die Möglichkeit einer Zinsersparniß. Setzt man dieselbe behutsam auch nur zwischen

1/2 und 1 Procent an, so ergibt dies für die 6 bis 7 Milliarden 4procentiger Schulden im Reiche und in den Einzelstaaten eine Zinsersparniß, deren Gesammtbetrag zwischen 30 und 70 Millionen sich bewegt und nach der höheren Ziffer, ja sogar möglicher Weise über dieselbe hinaus getrieben werden kann, wenn die 3 1/2 procentige Rente gleichfalls herangezogen wird.

Hierin liegt die Antwort auf den festen und siegesbewußten Widerstand, welchem die erneute Tabaksteuer-Vorlage begegnet. Eine Steuer, welche nichts Anderes für sich geltend machen kann, als ein Finanzbedürfniß, hat wenig Aussichten in einer Zeit, in welcher die Entwicklung des Geldmarktes dem Reiche und den Einzelstaaten weit größere Gewinne gewissermaßen aufzwingt.

Die letzten Winter haben in den großen Städten regelmäßig einen Nothstand herbeigeführt, und man fängt allmälig an, die Fürsorge dagegen als wiederkehrende Verwaltungsaufgabe zu betrachten. Der Hamburger Senat hat, und zwar mit dieser Motivirung, bei der Bürgerschaft einen Credit von 200 000 Mark beantragt, um die Planirung des Heiligengeistfeldes, welches eine Fläche von 3 1/2 Millionen Quadratfuß deckt, je nach dem Umfang des eintretenden Nothstandes schneller oder langsamer, auszuführen. Das extreme Gegenbild freilich zeigt uns die Stadtvertretung von München, wo man sich weigerte, zur Einrichtung einer Wärmestube, für deren Heizung und sonstige Verwaltung die Geldmittel bereit waren, aus der Stadtkasse auch nur die Kosten für das Local herzugeben, obgleich der Armenpflegschaftsrath einen eigenen Antrag hierfür einbrachte und als nothwendig befürwortete. In den Kreisen Derer, die sich sachmäßig mit Nothständen irgend welcher Art beschäftigen, wird die Ansicht immer allgemeiner, daß die regel- und zügellose Privatwohlthätigkeit keineswegs mehr im Stande sei, dieser Dinge Herr zu werden. Zur Bekämpfung des Vagabondenthums, welches bei zunehmender Arbeitslosigkeit im Winter die Städte überschwemmt, besitzen wir fast überall im Reiche Naturalverpflegungs-Stationen, welche von eigenen Vereinen unterhalten werden. Jeder Arbeitslose, der sich auf der Station am Nachmittag meldet, erhält unentgeltlich Abendessen, Nachtquartier und Frühstück, sowie Gelegenheit, sich nach Arbeit umzusehen, und muß dann nach Einnahme eines Mittagessens suchen, zur nächsten Station zu kommen. Mit diesen Stationen glaubt man eine sichere Verpflegung der Arbeitslosen zu beschaffen und desto kräftiger der Bettelei entgegentreten zu dürfen. Hier zeigt sich nun recht deutlich, wie hoffnungsvolle Anläufe und plötzliches Nachlassen privater, d. h. zufälliger Thätigkeit wirken. Vor einigen Jahren wurden im Kreise Lübben in der Mark Naturalverpflegungs-Stationen eingerichtet, und eine Polizeiverordnung des Landraths stellte das Verabreichen von Almosen unter Strafe. Die Stationen gingen aber eine nach der andern ein, und statt jetzt jene Verordnung aufzuheben, brachte der Landrath aus Besorgniß, daß nunmehr die Vagabondage wieder zunehmen würde, jenes Verbot des Almosenverabreichens noch ausdrücklich in Erinnerung. Zwar stimmen wir der Zeitungsopposition, welche sich Monate lang mit dem Lübbener Landrath beschäftigte, in ihren Gründen durchaus nicht zu. Es ist keineswegs richtig, daß Almosenverabreichen stets eine moralische Handlung sei, welche unter keinen Umständen unter Strafe gestellt werden dürfe, und am allerwenigsten darf dies in einem Staate behauptet werden, welcher das Almosen*erbitten* immer und ausnahmslos bestraft. Wir sind aber der Ansicht, daß der Lübbener Landrath und seine journalistischen Gegner, die enthusiastischen Begründer der Naturalverpflegungs-Stationen und Diejenigen, welche sie, ohne Ersatz wieder eingehen lassen, sich allesammt in demselben Irrthum befinden. Begründet man Verpflegungsstationen, bloß, um sich den Bettel vom Halse zu halten, will man im Falle ihrer Aufhebung den Bettel mit erneuter Strenge bekämpfen, oder will man endlich mit moralischer Gebärde sich das Recht, seiner Weichherzigkeit jedem Bettler gegenüber nachzugeben, nicht rauben lassen, — in

allen diesen Fällen betrachtet man doch immer die Frage des Nothstandes und des Bettels vom Standpunkt des Besitzenden. Es wird aber hohe Zeit, daß wir alle diese Fragen auch vom Standpunkte des Besitzlosen aus betrachten. Und von diesem Standpunkte aus muß ein Zustand angestrebt werden, in welchem jedem Nothleidenden seine Verpflegung wirklich und nicht bloß auf dem Papiere gewährleistet ist; dann muß eine Verwaltung allerdings auch das Recht haben, der Verführung und moralischen Verschlechterung, welche durch leichtfertiges und überflüssig gewordenes Almosengeben bewirkt wird, durch Verordnung entgegenzutreten. Nicht darin lag das Unrecht, daß eine solche Verordnung überhaupt erlassen wurde, sondern daß sie unter unzulänglichen Voraussetzungen erlassen und unter noch unzulässigeren aufrecht erhalten wurde. Die mangelnde Leistungsfähigkeit der Verpflegungsstationen wird übrigens in den Vereinen selbst empfunden. Der Verein für Hessen und Hessen-Nassau hat in seiner letzten Versammlung darüber geklagt, daß ab und zu Stationen eingingen, ohne daß es auch nur dem Vorstande gemeldet würde; das Netz von Stationen sei zerrissen, und Provinz oder Staat müßten hier ergänzend eintreten. Die Verpflegungsstationen sind das deutlichste Beispiel dafür, daß die planlose Privatthätigkeit in diesen Dingen schlimmer als gänzliche Unthätigkeit wirken kann. Denn liegt ein Netz von Stationen in Zwischenräumen von zwei bis drei Meilen über das ganze Land verbreitet da, so vertheilen sich die Arbeitsuchenden gleichmäßig und sind desto mehr genöthigt, sich regelmäßig von Ort zu Ort zu bewegen, da die Bevölkerung im Vertrauen auf eine planmäßige Fürsorge sich dem Bettel unzugänglich erweisen wird. Wenn aber dieses Netz zerrissen wird und zuweilen Stationen sechs, sieben und mehr Meilen weit auseinander liegen, so bleibt dem Wanderer, der an der einen Station verpflegt worden ist, nichts übrig, als bis zur nächsten sich durch Bettel zu ernähren; und die Stationen, welche in einem verwaltungsmäßig geschlossenen Netz das Vagabondenthum vermindern könnten, dienen in ihrer planlos zufälligen Vertheilung gerade dazu, Vagabonden anzulocken, neue zu züchten und ihnen einen gerechten Anspruch auf milde Beurtheilung zu verschaffen.

Ein Hauptgrund, weswegen die Socialpolitik unserer Communen sich nur so langsam und so ungleichmäßig entwickelt, liegt in der passiven Haltung der Reichshauptstadt. Jahrzehnte hindurch hat Berlin mit vollem Recht für das Muster communaler Selbstverwaltung gegolten. Was Berlin in der Einrichtung seines Schulwesens, in der Verwaltung seiner Straßen, in der Verbesserung seiner Gesundheitsverhältnisse durch Wasserleitung und Canalisation gethan, hatte seinesgleichen nicht auf der ganzen Erde. Der reißend schnellen Zunahme der Bevölkerung und der damit ins Colossale gesteigerten Verwaltungsaufgaben wurden die städtischen Behörden Herr mit einer Leichtigkeit und einer Glätte, als ob es sich nur um die Fortführung laufender Geschäfte handelte. Wie sollte man sich wundern, wenn jetzt, wo die Stadt gegenüber den neuen socialpolitischen Aufgaben einer veränderten Zeit unthätig bleibt, man namentlich in den weiten Kreisen des östlichen Deutschland, wo man zu Berlin wie zu einer Musterstadt emporzublicken gewohnt ist, darin nur weise Zurückhaltung erblickt? Und doch zeigt sich in den internen Vorgängen dieser großstädtischen Verwaltung, daß mächtiger als die Weisheit hier das Vorurtheil geworden ist.

In Baden und in Sachsen besteht ein regelrecht geordnetes Fortbildungsschulwesen, welches am Sonntag ebenso gut wie jedes andere Schulwesen ruht. In jenen Ländern blüht die Fortbildungsschule, in Preußen liegt sie darnieder. Die Berliner Stadtverwaltung aber, noch immer in dem Wahne befangen, daß sie das beste Schulwesen Deutschlands besitze, hält sich für befugt, den Arbeitervertretern, welche die Berliner Fortbildungsschulen ebenfalls auf die Höhe jener Länder erhoben sehen wollen, Mangel an Sachkenntniß vorzuwerfen.

Zur Fürsorge für zurückgebliebene und verwahrloste Kinder hat man anderwärts in einigen Schulen besondere Klassen eingerichtet mit geringer Schülerzahl und ausgewähltem, besonders bezahltem Lehrermaterial. In Frankfurt a. M. hat sich die Einrichtung so bewährt, daß man zu vollständigen mehrklassigen Schulen für zurückgebliebene Kinder vorgeschritten ist. Der Berliner Magistrat, der sich einer besonderen Fürsorge für diese Kinder nicht mehr entziehen konnte, hat angeordnet, daß sie auf städtische Kosten Nachhülfestunden erhalten sollten, was dann einen sehr begreiflichen Widerspruch von ärztlicher Seite zur Folge hatte. Denn der Versuch, geistig oder körperlich zurückgebliebenen Kindern noch mehr Stunden als den normalen aufzunöthigen, läßt sich doch schwerlich anders erklären, als durch eine unüberwindliche Scheu vor neuen Verwaltungseinrichtungen. Aehnlich verhält es sich mit der Frage der Lehrerinnen-Besoldung. In Oesterreich ist die Gleichstellung von Lehrern und Lehrerinnen gesetzlich garantirt. In München hat der dortige Stadtschulrath sich für diese Gleichstellung ausgesprochen. In Berlin verlangen die Lehrerinnen gar nicht einmal die Gleichstellung, sondern nur eine auskömmliche Besoldung, und selbst diese wird ihnen verweigert.

Wir sind weit entfernt davon, unsere städtischen Verwaltungen in eine Socialpolitik hineindrängen zu wollen, welche aus ihnen etwas Anderes machen würde, als was sie bisher sind. Aber Armenpflege, Schule und Gesundheitspflege stellen schon jetzt den Communen weitgehende socialpolitische Aufgaben, die hier und da in das gewerbliche Gebiet hinübergreifen. Nimmt man dazu die bereits bestehenden Anfänge einer gewerblichen Verwaltung als besonderen communalen Ressorts, sowie den eigenen Gewerbebetrieb der Communen in Gasanstalten, elektrischen Werken, Pferdebahnen, Schlachthöfen ꝛc., den Einfluß bei der Vergebung städtischer Arbeiten, sowie endlich die allgemeine Communalverwaltung, welche als unterstes Organ der Staatsverwaltung überall zum Eingreifen berufen ist, so ergeben sich doch auch für den Freund allmäliger und conservativen Fortschrittes eine Reihe von Einsatzpunkten für socialpolitische Thätigkeit der Gemeinden.

Auch wer dem Eingreifen der Communen im gewerblichen Leben abhold ist, kann ihnen doch unmöglich das Recht bestreiten, von diesen Verhältnissen Kenntniß zu nehmen. Wieviel aber gerade durch mangelnde Forschungsthätigkeit gefehlt wird, davon haben wir soeben ein eclatantes Beispiel erlebt. Man wußte, daß die gewerbliche Nebenbeschäftigung von Kindern vielfach eine mißbräuchliche Ausdehnung findet. In Leipzig, Kassel, Hannover hat die Stadtverwaltung begonnen, sich um diese Dinge zu kümmern. In Berlin wurde ein Antrag, eine städtische Statistik hierüber zu schaffen, abgelehnt mit der Motivirung, daß man in die Familienverhältnisse dieser Kinder nicht eindringen wolle, und daß das Ergebniß schließlich doch unzuverlässig sein würde. Jetzt ist durch einen Lehrerverein eine Enquête über die gewerbliche Thätigkeit von Schulkindern in dem Vororte Rixdorf veranstaltet worden, welche geradezu erschütternde Ergebnisse geliefert hat. Als Semmeljungen und Zeitungsträger müssen die armen Schulkinder sich abquälen, bevor sie in die Schule kommen. Andere müssen als Kegeljungen bis in die späte Nacht hinein thätig sein. Laufburschen, kindliche Fabrikarbeiter, Tücherknüpfer u. A. m. sind in der Statistik vertreten. Im Ganzen zählte man in

Klasse	I	357	Kinder,	104	Nebenbeschäftigung	= 29,13 Procent.
„	II	405	„	108	„	= 26,66 „
„	III	600	„	131	„	= 21,83 „
„	IV	580	„	122	„	= 21,03 „
„	V	664	„	119	„	= 17,92 „
„	VI	261	„	16	„	= 2,42 „

Die Tabelle ist äußerst lehrreich, weil sie zeigt, wie von unten nach oben der Procentsatz beständig wächst, wie man jeden Fortschritt des kindlichen Wachsthums sofort ausnutzt, um ihn auf dem Arbeitsmarkte zu verwerthen, so daß in der obersten Klasse beinahe auf zwei freie Kinder ein drittes, gewerblich beschäftigtes kommt.

Und noch ergreifender ist die Thatsache, daß selbst in der untersten Stufe unter den Kindern von meistens sechs bis sieben Jahren schon sechzehn arme Wesen gequält wurden, die außerhalb der Schulzeit für den Erwerb ihres Lebensunterhaltes thätig sein müssen. Eine andere Lehrer-Enquête zählte in Berlin SO unter 729 Kindern 54, welche vor dem Unterricht, und 78, welche nach demselben thätig waren. In einer Schule in Berlin N fand man aber sogar 12 Kinder, welche vor und nach dem Unterricht gewerblich angestrengt wurden. Die befragten Lehrer kannten diese Kinder und wußten, daß sie (begreiflich genug) durch häufiges Zuspätkommen, durch Mattigkeit und mangelnde Fortschritte sich kenntlich machten. Der Lehrer von der Strafanstalt in Plötzensee begutachtete, daß die Vergehen der dort ihre Strafe verbüßenden Kinder meistens mit ihrem Gewerbe zusammenhingen. Läßt sich in einer Stadt, welche ein vorzüglich leistungsfähiges statistisches Amt besitzt, der Standpunkt aufrecht erhalten, daß derartige Dinge nicht Gegenstand communaler Statistik werden dürfen?

Wird hier aber einmal der Bann durchbrochen, und sucht man die Statistik zu der Aufklärung in socialen Dingen zu verwenden, die uns so nothwendig ist, dann wird man sie noch viel weiter auf das gewerbliche Gebiet übertragen. Die Großstädte könnten mit Herstellung einer geordneten Arbeitslosen-Statistik unserer Socialpolitik einen großen Dienst erweisen, ohne sich irgend einer Intervention in gewerblichen Kämpfen schuldig zu machen. Besitzen wir eine gut begründete und fortlaufend weiter entwickelte Arbeitslosen-Statistik, so wird es nicht wieder vorkommen, daß in einer Versammlung, wie der oben erwähnten über die Münchener Wärmestube, ein Mitglied sein ablehnendes Votum kurzweg damit motivirt: in München könne Jeder, der arbeiten *wolle*, sich eine warme Wohnung verdienen.

Einen kleinen Schritt weiter über die bloße Kenntnißnahme geht man hinaus, wenn man die *Vermittelung der Arbeit* in die Hand nimmt. Die Uebelstände, welche heute in der Arbeitsvermittelung bestehen, sind von allen Parteien anerkannt. Die altmodische Art des Umgangs von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle, die sogenannte Umschau, kommt noch heute überall vor. Und die neumodische Art des Inserats ist kaum weniger umständlich. Dort macht ein Arbeiter hundert verschiedene Gänge, bis er endlich eine offene Stelle findet; hier kommen auf das Inserat eines Arbeitgebers Tausende gelaufen, von denen nur einige Wenige eingestellt werden können. Außer der Kraft- und Zeitvergeudung ist mit der Umschau noch die Unsitte verbunden, daß sie einen versteckten Bettel bei Kameraden oder Arbeitgebern befördert. Die Privatvermittelungs-Bureaux treiben eine Ausnutzung der Stellensuchenden, die namentlich den weiblichen Mitgliedern des Arbeiterstandes oft verhängnißvoll wird. Da nun bisher weder die Vereine der Arbeitgeber noch die der Arbeitnehmer mit ihren Vermittelungs-Bureaux sich ein allgemeines Vertrauen erwerben konnten, so ist im vorigen Jahre das Gewerbegericht Stuttgart als eine aus beiden Theilen zusammengesetzte Behörde mit dem Plane hervorgetreten, ein Arbeitsamt unter Autorität der Gemeinde zu errichten. Kurz darauf ist in Eßlingen das Gleiche geschehen. Die Württembergische Centralstelle für Gewerbe und Handel hat sich dafür ausgesprochen, daß der Staat dieses Vorgehen der Gemeinden nöthigenfalls durch Unterstützung mit Geldmitteln befördere. In Preußen ist der Handelsminister nicht darüber hinausgekommen, das Vortreffliche derartiger communaler Arbeitsämter in rein akademischer Weise anzuerkennen, und der Berliner Magistrat hat sich unmittelbar nach jenem Ministerial-Erlaß damit begnügt, einem dortigen privaten Verein (der übrigens innerhalb der Grenzen der Möglichkeit ganz Anerkennenswerthes leistet) die Subvention zu erhöhen und sich so von eigener Thätigkeit loszukaufen. In Preußen machen einstweilen nur die rheinischen Städte, in welche die aus Süddeutschland kommende Bewegung bereits eingedrungen ist, eine rühmliche Ausnahme. Freilich erwachsen einer Commune durch eigene Uebernahme des Arbeitsnachweises manche Schwierigkeiten. Von Seiten der Arbeitervertreter ist wiederholt verlangt worden, daß beim Ausbruch eines Streiks das

Arbeitsamt für keinen der beiden Teile thätig sein dürfe. Die Bewilligung dieser Forderung würde heißen: daß unter dem Scheine der Unparteilichkeit das Arbeitsamt thatsächlich für die Streikenden Partei ergreife. An diesem „Streikparagraphen" ist z. B. der communale Arbeitsnachweis in Braunschweig gescheitert. Aber derartige Schwierigkeiten tauchen immer auf, wo zwischen den streitenden Factoren eine autoritäre Gewalt sich einschieben soll. Hier besteht die Weisheit nicht im ängstlichen Fliehen jeder neuen Einrichtung, sondern im muthigen und besonnenen Weiterentwickeln. Schon ist es gelungen, an einzelnen Orten beide Theile für einen Mittelweg zu gewinnen: beim Ausbruch eines Streiks soll das Arbeitsamt sich immer gegen den Theil erklären, welcher sich weigert, sich einem Schiedsspruch des Gewerbegerichts zu unterwerfen. — Allerdings ist die Furcht, daß ein gut organisirter communaler Arbeitsnachweis auswärtige Arbeiter in unerwünschtem Maße anlocken werde, berechtigt. Aber diese Befürchtung darf nur Anlaß sein, den Arbeitsnachweis regelrecht über das ganze Land hin auszudehnen. Anregungen dazu sind in Württemberg und neuerdings auch im Herzogthum Braunschweig gegeben worden. — Wenn die Communen so in statistischer Erforschung und praktischer Vermittelung thätig sind, so wird die Berücksichtigung socialpolitischer Gesichtspunkte in der eigenen gewerblichen Thätigkeit der Communen bald ebenso sachkundig, warmherzig und allgemein werden, wie sie heute noch ungeschickt, kühl und vereinzelt auftritt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Kaiser Wilhelm II. hat den deutschen Reichstag am 5. December im Rittersaale des königlichen Schlosses mit einer Thronrede eröffnet, in der auf die mannigfachen Arbeiten hingewiesen wird, die der parlamentarischen Erledigung in der gegenwärtigen Session harren. Bildet die Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen, der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuches und des Gesetzes über die Presse“ den Mittelpunkt dieser Aufgaben, so mußte es sich empfehlen, zunächst zu betonen, daß gerade in Deutschland der Staat sich bisher bereits angelegen sein ließ, das Loos der unteren arbeitenden Classen zu verbessern, so daß für diese kein Grund vorliegt, in gewaltsamer Weise Veränderungen herbeizuführen. Daher wird in der Thronrede als die vornehmste Aufgabe des Staates bezeichnet, die schwächeren Classen der Gesellschaft zu schützen und ihnen zu einer höheren wirthschaftlichen Entwicklung zu verhelfen. Erscheint die Pflicht, dieses Ziel mit allen Kräften anzustreben, um so zwingender, je ernster und schwieriger der Kampf um das Dasein für einzelne Gruppen der Nation sich gestaltet hat, so wird in der Thronrede angekündigt, daß die Reichsregierung gegenüber den streitenden Interessen der verschiedenen Elemente fortfahren werde, das Gesammtinteresse des Gemeinwesens und die Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, sowie durch Milderung der wirthschaftlichen und socialen Gegensätze das Gefühl der Zufriedenheit und der Zusammengehörigkeit im Volke zu erhalten und zu fördern.

Wie anerkennenswerth dieses Bestreben auch ist, muß doch hervorgehoben werden, daß zu den schwächeren Classen der Gesellschaft sicherlich auch der mittlere Bürgerstand gehört, der nicht durch allzu einseitige „Reformen“ in seiner Existenz gefährdet werden darf. Hier gerade wird sich die „ausgleichende Gerechtigkeit“ um so mehr bewähren müssen, als die lärmende Art, mit der die Socialdemokratie ihre vermeintlichen Ansprüche zu verfechten pflegt, nicht im Charakter dieser mittleren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft liegt, die oft genug durch äußere Rücksichten genöthigt sind, den Schein zu wahren. Keinem Zweifel unterliegen kann, daß die verschiedenen Gesetzentwürfe, die in der Thronrede angekündigt worden sind, mannigfache Anfechtung erfahren werden. In der dem Reichstage bereits unterbreiteten Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen bietet insbesondere das zweite Alinea des § 130 Anlaß zur Kritik, wonach eine Geldbuße bis zu sechshundert Mark oder Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren nicht bloß denjenigen treffen soll, der in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Classen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt, sondern auch denjenigen, der in der bezeichneten Art die Religion, die Monarchie, die Ehe,

die Familie oder das Eigenthum durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich angreift. Hier wird der Streit der Parteien sicherlich am Lebhaftesten entbrennen; auch wird es darauf ankommen, zu verhüten, daß durch allzu dehnbare Bestimmungen der Willkür in der Gesetzesanwendung Vorschub geleistet werde.

Spiegelt der auf die innere Politik bezügliche Theil der Thronrede mancherlei Sorgen und Bedenken wieder, die sich, wie in den übrigen Ländern, auch in Deutschland an die Entwicklung auf socialem und wirthschaftlichem Gebiete knüpfen, so bleiben die Aspecten für die auswärtige Politik nach wie vor friedlich. Kaiser Wilhelm II. konnte daher mit lebhafter Befriedigung betonen, daß die Zuversicht in die Erhaltung des europäischen Friedens in den letzten Jahren neue Kräftigung erfahren habe, und daß Deutschland, getreu dem Geiste seiner Bündnisse, mit allen Mächten gute und freundliche Beziehungen pflege. In pietätvoller Weise wurde auf die erschütternden Ereignisse hingewiesen, von denen Frankreich und Rußland, das eine durch die Ermordung des Präsidenten der Republik, Carnot, das andere durch das Hinscheiden des Kaisers Alexander III., betroffen worden sind. Wie Deutschland sich aufrichtig der allseitigen Theilnahme angeschlossen hat, die von Neuem für die Solidarität menschlicher Gefühle und friedlicher Wünsche Zeugniß ablegt, konnte Kaiser Wilhelm II. im Hinblick auf den verstorbenen Zaren auch der Trauer um einen Freund und bewährten Mitarbeiter an den Werken des Friedens Ausdruck leihen. Mögen diese den thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Friedensversicherungen auch für Deutschlands innere Politik vorbildlich werden, so daß in dem neuen Reichstagshause, das, von Meister Wallot herrlich errichtet, Deutschlands Ruhm verkünden soll, der Geist der Versöhnung und das erhebende Bewußtsein vorwalte, wie aus der Zersplitterung der deutschen Stämme deren unverletzliche Einheit hervorgegangen ist! Müssen doch hinter diesem stolzen Gefühle alle die kleinlichen Gegensätze weit zurückstehen, die im Streite der Parteien leider nur zu oft aufgebauscht und als das Wesentliche betrachtet werden.

Wie feste Wurzeln überall in Europa das Bewußtsein gefaßt hat, daß die Aufrechterhaltung des Friedens gesichert sei, zeigte sich unlängst bei Gelegenheit des durch einen Theil der französischen Presse hervorgerufenen Zwischenfalls, in den die Person des Kriegsministers, General Mercier, hineingezogen wurde. Im Anschlusse an die vor einiger Zeit vollzogene Verhaftung des des Landesverrathes angeschuldigten Capitäns im französischen Generalstabe Dreyfus wurden von verschiedenen Pariser Blättern die in Frankreich den Botschaften und Gesandtschaften beigegebenen Militärattachés im Allgemeinen und die bei der deutschen Botschaft insbesondere bezichtigt, systematisch Spionage zu betreiben. Im Zusammenhange mit diesen grundlosen Anschuldigungen wurde die französische Regierung aufgefordert, die Einrichtung der Militärattachés überhaupt zu beseitigen und solche weder im eigenen Lande zuzulassen noch ins Ausland zu entsenden. Offenbar hatten die Blätter, die sich in diesem Sinne vernehmen ließen, auch nicht die geringste Vorstellung von der wirklichen Bedeutung und Wirksamkeit der für solche Missionen verwendeten Officiere. Allerdings müßte gerade in Frankreich noch die Erinnerung an den französischen Militärattaché in Berlin, Oberstlieutenant Baron von Stoffel, lebendig sein, der vom Jahre 1866 bis in den Juli 1870 über die Entwicklung des deutschen Heerwesens in der sachkundigsten Weise nach Paris berichtete. Weit entfernt, den chauvinistischen Bestrebungen Vorschub zu leisten, die damals am französischen Hofe gepflegt wurden und in der Kaiserin Eugenie eine eifrige Gönnerin fanden, warnte der französische Militärattaché vor einer Unterschätzung des preußischen Heeres, so daß, falls diese Warnungen beherzigt worden wären, Napoleon III. die Katastrophe vermieden hätte, von der Frankreich und das kaiserliche Haus betroffen wurden. Nur darf daran erinnert werden, daß ein Theil der Berichte nach dem Sturze des Kaisers in den Tuilerien noch versiegelt aufgefunden wurde. Der später veröffentlichte „Rapport militaire écrit de Berlin“ müßte aber auch heute noch in den Augen eines jeden denkenden Franzosen vollgültiges Zeugniß

dafür ablegen, wie ersprießlich gerade die Einrichtung der Militärattachés zu wirken vermag. Meminisse juvat!

Hätten die in Betracht kommenden Pariser Blätter sich auf akademische Erörterungen über die Einrichtung selbst beschränkt, so hätten sie diesen Faden ungestört fortspinnen können; allein die unmittelbaren Anschuldigungen gegen Mitglieder der deutschen Botschaft nöthigten zu einer Abwehr. Insbesondere war es der militärische Mitarbeiter des „Figaro", der in einem „L'espionnage militaire" überschriebenen Artikel in ziemlich unverhüllter Form die Person des französischen Kriegsministers, General Mercier, in die Angelegenheit hineinzog. Mit diesem hatte er, wie er später versicherte, eine länger als anderthalb Stunden währende Unterredung, und ihm schrieb er im Hinblick auf die Verhaftung des Capitäns Dreyfus die wörtlich angeführte Aeußerung zu: „Ich habe dem Conseilpräsidenten und meinen Collegen die erdrückenden Berichte unterbreitet, die mir mitgetheilt worden waren, und ohne jedes Zögern ist die Verhaftung des Capitäns Dreyfus angeordnet worden. Man hat in dieser Hinsicht viel Unrichtiges geschrieben; insbesondere hat man behauptet, Capitän Dreyfus habe der italienischen Regierung geheime Actenstücke angeboten. Dies ist ein Irrthum. Es ist mir nicht gestattet, mehr darüber zu sagen, da die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Alles, was man wiederholen kann, ist, daß die Schuld dieses Officiers durchaus gewiß ist." Unmittelbar daran knüpfte der Gewährsmann des „Figaro" die Versicherung, im großen französischen Generalstabe wisse man seit mehr als drei Jahren, daß Dreyfus mit den Agenten einer fremden Regierung in Beziehungen stände, die weder die italienische noch die österreichisch-ungarische wäre.

An Deutlichkeit ließen diese nach einer mehr als anderthalbstündigen Unterhaltung mit dem Kriegsminister, General Mercier, gemachten angeblichen Enthüllungen nichts zu wünschen übrig. Es konnte daher nicht überraschen, daß der deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, Veranlassung nahm, die Angelegenheit bei einer Unterredung mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Hanotaux, ernsthaft zur Erörterung zu bringen, und dieser verfehlte nicht, in Folge der erhobenen Beschwerde, sein Bedauern über den Vorgang auszudrücken. Vergebens haben einige Pariser Blätter die Bedeutung der Beschwerde des deutschen Botschafters sowie der vom Minister des Auswärtigen, Hanotaux, abgegebenen Erklärung abzuschwächen gesucht. Der Hinweis, daß die Presse in Frankreich frei sei, konnte jedenfalls nicht ausreichend erscheinen, die vom Grafen Münster geltend gemachten Gesichtspunkte zu entkräften; war doch eben der französische Kriegsminister, General Mercier, selbst redend eingeführt worden, so daß es diesem und der Regierung, der er angehört, oblag, mit einem bündigen Dementi nicht zurückzuhalten. Im „Temps" wurde allerdings eine Richtigstellung veröffentlicht; diese bezog sich aber überwiegend nur auf einen untergeordneten Punkt in den Angaben des „Figaro", der, charakteristisch genug, später selbst die französische Presse vor ähnlichen Unvorsichtigkeiten gewarnt hat, wie er sie sich hatte zu Schulden kommen lassen.

An einer ausreichenden Erklärung für das Verhalten des Kriegsministers in dieser Angelegenheit fehlte es jedenfalls; oder man müßte sie darin suchen, daß General Mercier, dessen Stellung durch sein Vorgehen bei den ersten parlamentarischen Verhandlungen über die für die Madagaskar-Expedition geforderten Credite gefährdet zu sein schien, durch eine „patriotische" Ablenkung das verlorene Terrain wiedergewinnen wollte. Obgleich von Anfang an feststand, daß sowohl der Senat als auch die Deputirtenkammer die für diese Expedition erforderlichen Credite mit großer Stimmenmehrheit genehmigen würde, herrschte in den parlamentarischen Kreisen doch die Auffassung vor, daß die nach Madagaskar zu entsendenden Streitkräfte ausschließlich den Colonialtruppen entnommen werden müßten. In der Kammer wurde es daher gerügt, als die Absicht des Kriegsministers bekannt wurde, auch Bataillone der französischen Landarmee dem Expeditionscorps

einzuverleiben. Eine Zeit lang gewann es sogar den Anschein, als ob General Mercier bei Gelegenheit dieser Organisationsfrage gestürzt werden sollte. Soviel darf als feststehend gelten, daß der gegenwärtige französische Kriegsminister durch verschiedene Maßnahmen bereits Mißstimmung hervorgerufen hat, und es ist bezeichnend, daß er sich durchaus nicht auf sein Ressort beschränkt.

Sogar in der Angelegenheit der Generalvicare, die in jüngster Zeit das gute Einvernehmen zwischen der römischen Curie und der französischen Regierung zu stören drohte, wird General Mercier als derjenige genannt, der durch seinen Protest die Streitfrage verschärft haben soll. Wurde nach der vom Papste an die Clericalen in Frankreich ergangenen Weisung, sich den republikanischen Einrichtungen anzuschließen, angenommen, daß die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der französischen Regierung nichts zu wünschen übrig ließen, so verlautete nunmehr, daß der französische Botschafter beim Papste eine diplomatische Note erhalten habe, in der er angewiesen worden sei, bei Leo XIII. Vorstellungen in dem Sinne zu erheben, daß drei Bischöfe, darunter der Cardinal-Erzbischof von Paris, die dem Cultusminister der Republik Anlaß zu Beschwerden gegeben, rectificirt werden. Das Vergehen, dessen der Cardinal-Erzbischof sowie der Bischof von Quimper, Valleau, und der Bischof von Mende, Baptisolier, sich schuldig gemacht haben sollen, besteht in der Ernennung von Generalvicaren, die dem französischen Ministerium nicht genehm sind. Die an den Botschafter Lefebvre de Behaine gesandte Note enthielt insofern eine Drohung gegen die römische Curie, als darauf hingewiesen wird, daß das Verhalten der drei französischen Kirchenfürsten den Radicalen in der Deputirtenkammer Waffen zur Bekämpfung gewisser Forderungen liefern könnte, mit deren Ablehnung sich die Budgetcommission bereits einverstanden erklärt habe. Von Seiten des Papstes sind zunächst keine Instructionen an die drei Bischöfe gelangt, obgleich wohl angenommen werden darf, daß er sich in diesem Conflicte auf ihre Seite stellen wird. Dagegen ist ein Schreiben des Bischofs von Quimper, Valleau, veröffentlicht worden, der zugesteht, daß er im Vorjahre bereits der Regierung einen Generalvicar präsentirt, der nicht die Genehmigung des Ministeriums erhalten habe, unter der Begründung, daß er sich mit den republikanischen Einrichtungen im Widerspruche befinde. Trotzdem hat der Bischof den von ihm designirten Prälaten zum „vicaire général honoraire“ ernannt und ihn jüngst von neuem präsentirt. Auch will Mgr. Valleau jetzt den Bescheid erhalten haben, daß das Ministerium die Genehmigung vollziehen würde, falls der Präfect des Département Finistère keinen Einspruch erheben sollte. Zugleich wird seltsamer Weise versichert, daß der Kriegsminister gegen die Ernennung des Abbé Fleiter zum Generalvicar des Bischofs von Quimper Verwahrung eingelegt habe. Die Angelegenheit verwickelt sich dadurch, daß das ablehnende Verhalten der französischen Regierung gegenüber dem vom Cardinal-Erzbischofe von Paris, Richard, als Generalvicar präsentirten Abbé Odelin nach reiflicher Ueberlegung im Ministerrathe beschlossen worden ist, sodaß das Cabinet Dupuy sich schwer zur Nachgiebigkeit entschließen wird. Ein französisches Blatt, das mit den leitenden clericalen Kreisen regelmäßig Fühlung unterhält, äußert sich denn auch wie folgt: „Wie es auch sein möge, so sieht man doch, daß wir nicht übertrieben, als wir von einem Conflicte sprachen. Es ist sogar offenkundig, daß dieser Conflict heute einen gewissen Ernst zeigt und sich noch bis zu dem Punkte verschärfen könnte, daß er für die Freiheit oder für die Würde der Kirche bedauernswerthe Folgen hervorruft.“

Die französische Regierung würde allem Anscheine nach Bedenken tragen, unter den obwaltenden Verhältnissen den Wünschen der Radicalen in der Deputirtenkammer Rechnung zu tragen, die am liebsten das ganze Cultusbudget beseitigt sehen möchten. Vielmehr darf angenommen werden, daß auch für die vorliegende Streitfrage eine Lösung gefunden werden wird. Immerhin ist es von Interesse, festgestellt zu sehen, daß es mit der neuen Tripelallianz: Rußland, Frankreich und

der Vatikan, von der bereits in französischen Organen gegenüber derjenigen der europäischen Centralmächte die Rede war, noch gute Wege hat. Inzwischen ist im Anschlusse an die Aeußerungen des Leiters der auswärtigen Politik Englands, Lord Rosebery, nach denen eine Annäherung Großbritanniens an Rußland in Aussicht stehen sollte, eine neue Kombination aufgetaucht. „Angleterre, Russie, France" überschreibt der Pariser „Temps" am 8. December seinen Leitartikel, in dem die Möglichkeit eines Einvernehmens der beiden Westmächte und Rußlands erörtert wird. Der Reise des Prinzen von Wales an den russischen Hof wird gewissermaßen die magische Wirkung zugeschrieben, tiefgehende Gegensätze, die bisher für unversöhnlich erachtet wurden, ausgeglichen oder doch dem Ausgleiche nahe gebracht zu haben.

In Deutschland, sowie in den mit diesem durch die abgeschlossenen Bündnisse vereinigten Monarchien würde es sicherlich mit Genugthuung aufgenommen werden, falls die von der Tripelallianz als hauptsächliches Ziel angestrebte Aufrechterhaltung des europäischen Friedens in dem guten Einvernehmen der übrigen Großmächte weitere Bürgschaften erhielte. Vom realpolitischen Gesichtspunkte aus darf aber nicht verschwiegen werden, daß England jetzt ebenso wenig wie früher in der Lage ist, an eine längere Dauer gebundene Allianzen zu schließen. Wie oft auch früher davon die Rede war, daß England mit Rücksicht auf seine Interessen im Mittelländischen Meere, die durch Frankreich und Rußland gefährdet werden könnten, mit dem Dreibunde, insbesondere mit Italien innigere Fühlung gewinnen sollte, wurde doch gerade von englischer Seite geltend gemacht, daß die parlamentarische Regierung in England nicht ermögliche, dauernde internationale Verpflichtungen zu übernehmen. Man wird daher nicht bei der Annahme fehlgehen, daß das Cabinet Rosebery, nachdem es aus Anlaß des Krieges zwischen China und Japan mit seinen auf eine Intervention der europäischen Mächte abzielenden Vorschlägen Fiasco gemacht hat und insbesondere auf den Widerstand Deutschlands gestoßen ist, einen Frontwechsel vollziehen möchte. Liegt doch die Gefahr nahe, daß der chinesisch-japanische Conflict eine den englischen Interessen ungünstige Lösung finden könnte, und dem soll durch eine Annäherung an Rußland wohl vorgebeugt werden. Wenn jedoch von einer Isolirung Deutschlands die Rede ist, so ist völlig unerfindlich, welchen Anstoß gerade die deutsche Politik daran nehmen sollte, daß im fernen Orient ein Zusammenprall zwischen Großbritannien und Rußland vermieden wird. Glaubt die englische Regierung ihre Position in Indien und im übrigen Asien durch das Zusammengehen mit Rußland besser wahren zu können, so werden skeptische Beurtheiler in Deutschland und anderwärts vielleicht an der Weitsichtigkeit einer solchen Politik zweifeln; allein von einer Isolirung Deutschlands, das nach wie vor an dem Dreibunde festhält, kann deshalb sicherlich nicht die Rede sein. Die Vorgänge in Siam haben überdies gezeigt, daß England sich in Asien nicht bloß mit Rußland, sondern auch mit Frankreich auseinandersetzen muß.

Ebenso wenig einfach liegen die Verhältnisse am Mittelländischen Meere. Sicherlich versteht der „Temps" dort unter einer „entente" mit England, daß dieses auf seinen maßgebenden Einfluß in Aegypten verzichte, während die liberalen englischen Staatsmänner ebenso wenig wie die conservativen daran denken, in absehbarer Zukunft die Truppen aus Aegypten zurückzuziehen. Sollte es trotz dieser widerstreitenden Interessen gelingen, eine Annäherung zwischen Frankreich und England herbeizuführen, so würde dies in Deutschland keinerlei Verstimmung erzeugen. Der Vorwurf, der gegen England von deutscher Seite zu wiederholten Malen erhoben worden ist, bezog sich nur darauf, daß es in Colonialangelegenheiten, weit entfernt, Entgegenkommen an den Tag zu legen, der Reichsregierung regelmäßig Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Es mußte daher überraschen, daß dasselbe englische Cabinet, das auf die berechtigten Anforderungen Deutschlands immer nur, der Noth gehorchend, einging, von diesem gute Dienste verlangte, zu denen die Reichsregierung sich auch unter anderen Verhältnissen nicht hätte bereit finden lassen können. Mag

immerhin Japan, als es China den Krieg erklärte, sich allzu leicht über die Rathschläge der europäischen Mächte hinweggesetzt haben, so wäre doch der Augenblick, in dem es durch die eigene Tüchtigkeit bedeutsame Waffenerfolge erzielt hat, schlecht gewählt, in einseitigem Interesse zu interveniren. Gerade in England, wo stets die eigene Interessenpolitik entscheidend war, muß Verständniß dafür vorhanden sein, wenn Deutschland die gewichtigsten Bedenken trägt, etwa zum Nutzen und Frommen Großbritanniens eine Einmischung der europäischen Mächte zu unterstützen.

Großer Werth wurde in England stets auf die guten Beziehungen zu Italien gelegt, das am Mittelländischen Meere, ohne die britische Machtstellung zu beeinträchtigen, Frankreich gegenüber das Gleichgewicht aufrecht erhält. Sicherlich würden nun die leitenden englischen Staatsmänner Bedenken tragen, ohne zwingenden Grund in den Beziehungen zu Italien eine Aenderung eintreten zu lassen, so daß keinem Zweifel unterliegen kann, daß der angekündigte Frontwechsel in der auswärtigen Politik des englischen Cabinets lediglich den Zweck hat, in Asien von den Ereignissen nicht überrascht zu werden. In der Thronrede, mit der König Umberto das italienische Parlament am 4. December eröffnet hat, wird daher mit Recht betont, daß Alles in Europa auf eine Ruhe hinweist, die Niemand zu stören denkt oder wagen wird.

Mit Rücksicht auf die mannigfachen Aufgaben, mit deren Lösung das italienische Parlament in der gegenwärtigen Session betraut sein wird, war die auf Montecitorio verlesene Thronrede hauptsächlich den inneren Verhältnissen des Landes gewidmet; auch kann es nicht Wunder nehmen, daß die finanziellen Maßnahmen behufs Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte in den Vordergrund gerückt wurden. Nicht minder wurden Reformen auf socialpolitischem Gebiete angekündigt; nur daß es dringender geboten erscheint, der Bevölkerung der durch die jüngsten Erdbeben auf der Insel Sicilien und in Calabrien heimgesuchten Districte zu Hülfe zu kommen. Wiederum hat sich der König selbst — „Il cuore del Re“ lautet die Ueberschrift einer ständigen Rubrik in den italienischen Blättern, in denen dieser Hülfsbereitschaft regelmäßig gedacht wird — an die Spitze gestellt, um den Nothstand zu lindern. In der Thronrede konnte zugleich hervorgehoben werden, daß, wie bei früheren Katastrophen, auch bei der jüngsten das italienische Heer sich auf der vollen Höhe seiner Aufgabe gezeigt hat, indem es der Bevölkerung unter Aufbietung aller Kräfte beistand. „Im Unglück bewunderungswürdig,“ hieß es in der Thronrede, „war das Heer, das einen neuen Beweis geliefert hat, daß es nicht bloß tapfer im Kriege, sondern auch bei Unglücksfällen des Gemeinwesens diensteifrig und voll Selbstverleugnung ist.“ Mit allgemeinem Beifalle wurde dieser Hinweis des Königs Umberto aufgenommen, der auch an das tapfere Verhalten der italienischen Truppen in der Colonie Eritrea hätte erinnern können. Gerade in Afrika zeigte sich bei der Einnahme Kassala's die Interessengemeinschaft Italiens und Englands, auf die überdies der Minister des Auswärtigen, Blanc, in der Sitzung der italienischen Deputirtenkammer vom 9. December ausdrücklich hingewiesen hat. In Italien scheint hiernach die Annäherung Englands an Frankreich zunächst ebenso kühl und skeptisch beurtheilt zu werden wie anderwärts.

Mit großer Genugthuung darf es aufgenommen werden, daß der leitende italienische Staatsmann Crispi aus der von dem früheren Conseilpräsidenten Giolitti mittelbar hervorgerufenen parlamentarischen Untersuchung in Bezug auf die von diesem dem Kammerpräsidenten Biancheri überreichten Schriftstücke ohne den leisesten Makel hervorgegangen ist. Da außerdem das Finanzexposé des Schatzmeisters Sonnino zu den besten Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Gleichgewichts im italienischen Staatshaushalte berechtigt, darf der Erwartung auf eine gedeihliche Fortentwicklung der inneren Verhältnisse des Landes Ausdruck verliehen werden.

Literarische Rundschau.

Briefe von Gregorovius.

[Nachdruck untersagt.]

Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Herman von Petersdorff. Mit einem Bildniß von Ferdinand Gregorovius. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Der intime Gedankenaustausch zweier bedeutender Männer, von denen der eine den Büchern und Studien gelebt, der andere sich in wichtigen Staatsgeschäften hervorgethan hat, kann nicht anders als in mannigfacher Hinsicht anziehend und belehrend sein, und dies um so mehr, wenn er, wie hier, über eine Reihe von Jahren reicht, die für sich allein schon ein Stück Geschichte ausmachen. Wir erhalten in diesem vorzüglich ausgestatteten Bande zwar nur die Briefe von Gregorovius; aber man gewinnt auch aus ihnen das deutliche Bild einer lebhaft geführten Unterhaltung, und sie dürfen außerdem, nach der Stellung ihres Verfassers, ein selbständiges literarisches Interesse beanspruchen.

Der Empfänger der Briefe, Herr von Thile, während der denkwürdigen Jahre 1862—1872 als Unterstaats- und dann Staatssecretär ein Mitarbeiter Bismarck's, war zuvor, von 1854—1858, preußischer Gesandter in Rom und Frau von Thile die Schwester des berühmten Augenarztes Albrecht von Graefe, der, selber ein Leidender, dennoch bis an sein frühes Ende nicht aufgehört hat, die Leiden Anderer zu lindern. Die Trauerkunde von seinem Tode ging fast unter in dem Waffenlärm des beginnenden deutsch-französischen Krieges; aber ein Standbild im Charitégarten zu Berlin erinnert jetzt an den „Heiland des Lichtes", wie Gregorovius der um den Verlust des großen Bruders trauernden Frau von Thile schrieb, und Niemand wird auf dem Jerusalemer Kirchhof ohne Rührung vor dem epheubewachsenen Hügel und Grabstein stehen, der das Relief seines leicht gesenkten, von langem Haar umwallten Antlitzes trägt, mit den Worten des Predigers darüber: „Es ist das Licht süße und lieblich, die Sonne zu sehen". Wir täuschen uns wohl auch nicht in der Annahme, daß es gleichfalls eine Schwester Graefe's und der Frau von Thile sei, die unter dem Pseudonym „Walther Schwarz" das Vorwort geschrieben zu den vom Herausgeber mit orientirenden Anmerkungen und einem guten Register versehenen Briefen.

Indessen, so lesenswerth, geistvoll und schön stilisirt sie sind, der Eindruck, den sie hinterlassen, ist kein ganz reiner. Es geht ein Zug des Zwiespältigen, der Unbefriedigung durch sie hin, der vielfach in nicht eben erquicklicher Weise zu Tage tritt. Gregorovius selbst sagt einmal in diesen Briefen, daß er sich nie für einen Gelehrten gehalten habe, was offenbar nicht die ganze Wahrheit ist; denn man schreibt nicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, ohne daß man ein

beträchtliches Stück Gelehrsamkeit besäße. Dennoch nährt er eine beständige Sehnsucht nach der Beschäftigung mit der Poesie: sobald sein großes Werk gethan, will er „zu den leicht geschürzten Musen zurückkehren"; die Ausführung seiner dichterischen Pläne betrachtet er als den besten Lohn seiner „unter so großen Anstrengungen und Entsagungen durchgeführten Arbeit", und Rom ist ihm der große Stein, unter welchem die gequälten Keime seiner poetischen Natur erdrückt lagen. Wir haben keine Veranlassung, die literarischen Verdienste Gregorovius' hier des Näheren zu würdigen. Sicher ist, daß seine dichterischen wie seine wissenschaftlichen Schriften sich beim Publicum der größten Beliebtheit erfreuten und daß namentlich sein Hauptwerk ihm die höchsten, ungewöhnlichen Ehren zahlreicher Auflagen und der römischen Civität eingetragen hat. Ebenso sicher aber ist auch, daß ein beträchtlicher und maßgebender Theil der gelehrten deutschen Kritik ihm gegenüber stets eine kühle Zurückhaltung beobachtet hat. Ob mit Recht, ob mit Unrecht — auch das soll hier nicht untersucht werden. Kein Mensch jedoch, der mit Dingen dieser Art nur einigermaßen bekannt ist, wird andere Motive dabei voraussetzen als rein sachliche; der verletzten Eitelkeit, von der man Gregorovius nicht freisprechen kann, blieb es vorbehalten, diesen Mangel an Anerkennung aus Mißgunst, Neid und Bosheit abzuleiten. Daher die Verstimmung, die sich an den verschiedensten Stellen dieser Briefe, früh und spät, Luft macht wider die „bezopfte Zunft der Kathederprofessoren", „die als feindlich geschlossene Phalanx gegen mich steht", die „gern meine Lebensarbeit todt geschwiegen" hätte, diese „Scharen von Pedanten", diese „banausischen Handwerker"; daher die Bitterkeit, die nicht einmal vor der Ehrfurcht gebietenden Gestalt Ranke's Halt zu machen weiß und Mommsen als Mangel an Urbanität ankreidet, was doch wohl nur der — immerhin sarkastische — Ausdruck seines wohlbegründeten Urtheils gewesen sein wird. In der That, man muß eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben, um eine so geringe von der deutschen Wissenschaft zu hegen.

Auch über die Begegnungen mit hohen Persönlichkeiten und die von diesen dem Briefschreiber zu Theil gewordenen Auszeichnungen wird in einem Tone berichtet, der uns nicht immer gefällt. Entweder man freut sich mit dergleichen und gesteht es offen ein; oder man legt keinen Werth darauf und schweigt davon. Aber sich des Dinges rühmen und dennoch thun, als ob man darüber erhaben sei — z. B. sagen: „Der Großherzog konnte es freilich nicht unterlassen, mir etwas an den Hals zu hängen, was ich dann mit geziemendem Dank zu den anderen Vanitäten gelegt habe," das ist nicht die Sprache der ehrlichen Ueberzeugung. Man möchte stolz erscheinen, und ist doch abermals nur eitel.

Wir haben mit diesen Bemerkungen Gregorovius weder persönlich noch als Schriftsteller herabsetzen wollen. Man kann ein Feind der Professoren und dennoch ein anhänglich treuer Freund seiner Freunde sein, ein eitler und dennoch ein vielseitig gebildeter Mann, der die Gabe kluger Beobachtung und die Kunst, gut zu schreiben, besitzt. Aber wir mußten diesen Vorbehalt machen, um weiterhin das wirklich Werthvolle dieser brieflichen Mittheilungen hervorzuheben, die, wenn sie zu den Thatsachen kaum etwas wesentlich Neues beibringen, sie doch überall mit geistreichen Bemerkungen begleiten, wie hübsche Randzeichnungen einen bekannten Text.

Gregorovius kam gerade noch frühe genug, um das „eisenbahnlose" Rom zu sehen, und blieb lange genug, um von dort, wie „von einer Insel", das Anschwellen der italienischen Einheitsbewegung zu beobachten, den Einmarsch und den Ausmarsch der Franzosen mit zu erleben, den Sturz des Dominium Temporale und die Transformation, durch welche die mittelalterliche Stadt der Päpste zu der modernen Residenz der Könige von Italien ward. Wie richtig sein Urtheil, geht aus einer Briefstelle vom Jahre 1859 hervor: „Mit Tractaten und Congressen ist diesem Lande nicht zu helfen; wenn nicht die agrarischen Verhältnisse und der Volksunterricht Reformen erfahren, ist alle politische Veränderung nichts als eben solche." Das paßt genau noch auf das Italien von 1895.

Nicht minder verfolgt er, mit immer sich steigernder Wärme, die Geschicke des Vaterlandes seit jenem Moment, wo sie, mit dem dänischen Krieg (1864) die entscheidende Wendung nehmen. Abermals sieht er es klar voraus, daß jetzt an Deutschland die Frage gestellt sei: „ob es eine Macht sein oder in schimpflicher Ohnmacht verharren will". Es war genau die Zeit, wo, wie sich unsere Leser aus den Denkwürdigkeiten Theodor von Bernhardi's in einem früheren Heft erinnern werden, Droysen den Versuch machte, im Sinne der nationalen Sache eine Pression auf Herrn von Thile zu üben. Eben da schrieb Gregorovius an diesen: „Wenn es doch heute einen Mann gäbe, der, wie der alte Fritz, die Dinge, ohne viel zu fackeln und am Recht zu deuteln, beim Kragen nähme." . . . Wozu der Herausgeber die Anmerkung macht: „Das jetzige Geschlecht weiß, daß dieser Mann damals bereits am Werke war." — Als Gregorovius den um seiner Verdienste willen 1870 in den Grafenstand erhobenen ehemaligen Gesandten und Botschafter Harry von Arnim 1880 in Rom wiedersieht, einen gebrochenen und landesflüchtigen Mann, da kann er sich freilich nicht enthalten, zu sagen: „il modo m'offende" — ein Wort, das auf manche Vorkommnisse dieser und der folgenden Jahre passen möchte; dennoch, nachdem er die große Rede Bismarck's vom 6. Februar 1888 gelesen („Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt") ruft er aus: „Dies scheint mir doch festzustehen, daß er eine heldenhafte Natur ist, der staatsmännische Luther unserer politischen Reformation."

Es ist keine Frage, daß die Deutschen, die lange im Auslande gelebt, sich einen freieren Blick und ein unbefangeneres Urtheil auch über die heimischen Dinge bewahrt haben. Sieben Jahre nach der Bewältigung Frankreichs gibt die Betrachtung von Paris Gregorovius zu folgender Aeußerung Anlaß: „Als ich von der Mühle auf Mont Martre auf diesen städtischen Makrokosmus niedersah, erhoben sich vor meinem Blick immer jene drei geschichtlichen Gestalten, welche Paris noch heute beherrschen: Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon, und neben ihnen auch Voltaire — und doch mußte ich mir mit Genugthuung sagen, daß diese unermeßliche Welt voll Leben, Geist und That nur eben erst durch die bescheidene deutsche, vom kategorischen Imperativ Kant's disciplinirte Willenskraft hat erobert werden können." Aber später warnt er davor, daß wir nicht fortfahren mögen, „uns durch Unliebenswürdigkeit dem Auslande verhaßt zu machen". Gelegentlich der Carolinenfrage (1885) schreibt er: „Die Macht einer Nation, ja selbst ihre Suprematie läßt sich die Welt nur dann gefallen, wenn sie zugleich durch Eigenschaften versöhnlich stimmt, welche bezaubern."

Wiewohl ein Ostpreuße, hatte Gregorovius zu Berlin kein Verhältniß. Es sind ihm zu viel Geheimräthe (verkappte Professoren?) dort; er nennt es das „harthörige", was wohl persönlich zu verstehen ist; „ungeschichtlich, unmonumental" hat es schon vor ihm Frau von Staël gefunden. „Nein," sagt er 1860, „Berlin kann nicht die Hauptstadt des künftigen Deutschen Reiches werden"; um so größer ist das Wunder, das sich in weniger als einem Menschenalter vollzieht: „In Wahrheit," heißt es 1887, „eine prachtvolle Großstadt, wo Alles in großen und schönen Formen zusammengedacht ist und von modernem Leben überquillt: das würdige Haupt des Deutschen Reichs, vielleicht der neue Stern, der in Europa aufgeht, wenn Paris niedersinkt. Ich glaube, daß Berlin schon heute das schönste Städtebild der modernen Welt ist."

Unserem Kaiser Wilhelm I. ist Gregorovius einmal begegnet, in Baden-Baden, wohin der Monarch, der diesen friedlichen Aufenthalt immer sehr geliebt, nach den Attentaten des Sommers 1878 sich zurückgezogen hatte. „Mir fehlen Worte, auszusprechen, wie sehr mich die ehrwürdige Gestalt dieses milden, gütigen Greises erschütterte, des Helden und auch des Opfers unseres augenblicklich so tief erkrankten Vaterlandes. Der Kaiser trägt noch den Arm in der Binde; er bewegt sich zwar frei und spricht mit gewohnter Freundlichkeit zu den Vielen, die sich um ihn drängen, aber doch erschien er mir tief kummervoll, fast schattenhaft, und es mag

wahr sein, was mir der Großherzog gesagt hat, daß er erst jetzt ganz zum Greise geworden ist."

Das tragische Jahr 1888 breitet auch über diese Briefe seinen Trauerflor. Gregorovius hatte den Kronprinz Friedrich noch in seiner vollen Kraft und Gesundheit gekannt, und zuletzt bei der Leichenfeier für Ludwig II. in München (1886) hinter dem Sarge, „welcher den unglücklichsten der Könige barg", schreiten sehen, „das Abbild schöner, edler Männlichkeit, mit dem Marschallstab in der Hand, dem Symbol eines thatenreichen Lebens". Nicht volle zwei Jahre später, am Idus des Märzen, sieht er den Zug vorüberfahren, welcher den kranken Friedrich III. aus dem fernen Süden in die winterliche Heimath trägt — „nie hat ein ähnlicher Eisenbahnzug sich durch die Länder fortbewegt. Der Tod schien ihn zu führen, und jetzt hat der große Augenblick dem Sterbenden tausendfache Lebenskraft verliehen." Gregorovius freut sich, daß es dem edlen Dulder noch vergönnt gewesen, „seinen Namen in die Reihe der deutschen Kaiser einzuzeichnen", und wie ein Lichtschimmer des scheidenden Jahres erscheint ihm die Romfahrt, mit welcher der jugendliche „Hadrian", der „sie als Apostel des Friedens unternimmt", die Reihe seiner „historischen Visiten" beginnt. Wie würde der Freund in Berlin, zu der Zeit, wo er als Gesandter Preußens in summo Capitolio saß, den sibyllinischen Propheten genannt haben, der ihm geweissagt hätte, „daß im October 1888 ein junger Prinz des Hauses Hohenzollern, schon als dritter Kaiser Deutschlands, unter dem Jubel des S. P. Q. R. in die ewige Stadt einziehen werde!"

Nicht viel über ein Jahr später starb Herr von Thile nach einem langen Leben, in welchem er dem Vaterlande treu gedient und nicht aufgehört hatte, für Anregungen des Geistes empfänglich zu sein. Unter dem ersten Eindruck des Schmerzes über den Hingang des Freundes schreibt Gregorovius aus Rom an die hinterbliebene Gemahlin: „Ich sende etwas in Ihr Haus — es ist kein prunkvoller Kranz; es sind ein paar Zweige von Palmen, Lorbeer und Oliven, frisch von der Natur, aus Ihrem ehemaligen Garten auf dem Capitol: Sinnbilder einer schönen Vergangenheit." Aber auch er hat nach diesem Aufenthalte Rom nicht wiedergesehen: in einem der letzten an Frau von Thile gerichteten Briefe, welche gleichsam den Epilog der Sammlung bilden, schreibt er zwar Ende 1890 aus München, daß er im nächsten Herbst dorthin zurückkehren wolle, doch er sollte diesen Herbst nicht erleben. Wenige Monate nach der Feier seines siebzigsten Geburtstages, am 1. Mai 1891, ist er gestorben.

J. R.

Eine neue Goethe-Biographie.

Goethe. Von Richard M[oriz]. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, E. Hofmann & Co. 1895.

Der Markt wimmelt heute mehr denn je von Büchern über Goethe, guten und schlechten, und viele gehen, ein Faustwort zu parodiren, breit ins Breite: je höher die Forschung schwillt, um so ferner bleibt uns die Kunst französischer Biographien, klar zusammenzufassen. Man erschrickt vor Studien, die wahrscheinlich nur der Verfasser und sein Setzer ausharrend lesen. Dazu kommt in weiten Kreisen, auch der Goethe-Gesellschaft, ein unterschiedsloser Abscheu vor aller „Goethe-Philologie", so daß selbst Zeitungsschreiber, die ihren Goethe nur von „Premieren" her kennen, sich leicht aufs hohe Pferd gegen die Zünftler schwingen mögen. Man hat unermüdlich auf Lewes gescholten, ihn aber nicht durch ein zugleich solides und lesbares deutsches Buch ausgestochen. Neben Herman Grimm's vom Berge zum Berge

schreitendem Kunstwerk, das nur ein bornirter fachwissenschaftlicher Dünkel mißachten kann, ist oft eine verweilendere und entwickelndere Darstellung gewünscht worden. Endlich liegt sie vor, preisgekrönt als Theil der trefflichen Bettelheim'schen Sammlung „Geisteshelden" und des Preises werth, eine Arbeit des Muthes und des Könnens. Der Verfasser, Privatdocent an der Berliner Universität, ist einer der begabtesten und vielseitigsten jüngeren Germanisten, von Scherer ausgegangen, aber selbständig fortgebildet, philologisch geschult, aber kein Buchstabenmensch, mit der Literatur vertraut, aber auch mit dem Leben. Die besten Preisarbeiten sind die, die auch ohne Preis und Preisrichter entstanden wären. Meyer hätte seinen „Goethe" gewiß geschrieben, obwohl vermuthlich etwas später und anders, nicht beengt von strengen Gesetzen des Umfangs, wie sie Menzel als Illustrator Friedrich's des Großen durch das Büchchen mit dem Zirkelmaß ausgedrückt hat. Allerlei Incongruenzen, manchmal ein Hasten, eine Reihe mörtelloser Angaben, ein gewisses Abschnappen entspringen diesem Zwang und unvollkommener Streichkunst, die eigentlich immer völlige Neuschöpfung erheischt. Doch ein Zug vom Einzelnen ins Große, Totale begünstigte von vornherein prägnante Haltung, organische Anlage, indem Meyer Goethe's „Natur" und Goethe's eigene Ansicht von der Spiralität der Bildung zu durchdringen und darzustellen suchte. Er erzählt wenig, gewiß zu wenig, und sollte auch in der Analyse der Werke manchmal mehr berichten als reflectiren, aber was er z. B. über Goethe und Schiller vorträgt, ist geistreich und von allgemeiner Bedeutung, sein Capitel über „Dichtung und Wahrheit" höchst anregend. Den zweiten Theil des „Faust" hat er freier behandelt als den ersten, dessen Pforten hier ein Gestrüpp von Hypothesen ungebührlich überwuchert. Nirgends wird declamirt, und auch die kleinen Steifheiten des Greisenalters kommen neben der ehrfurchtgebietenden Arbeit zur Anschauung. Meyer will Vorzüge und Schwächen der „Eugenie" abwägen, aber auch den Stil der „Iphigenie" nur zweifelnd bewundern. Am besten sind ihm vielleicht die runden Capitel über die Romane gelungen, überhaupt die Abschnitte, in denen ein großes Werk herrscht; am kargsten ist die Lyrik bedacht . . .

Das Buch macht seinem Urheber und der deutschen Literaturgeschichte Ehre. Es ist fesselnd, persönlich, ohne Manier geschrieben, die Schöpfung eines selbstständigen Kopfes, einer gewandten Hand. Warum hat sich Meyer vom Verleger den abscheulichen Pecht'schen Theater-Goethe, frei nach Stieler, vorheften und vom Herausgeber der „Geisteshelden" ein eingeklammertes Fragezeichen mitten im Satz gefallen lassen?

E. S.

Peru.

Peru, Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner, während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes. Von E. W. Middendorf. Erster Band: Lima. Mit 21 Textbildern und 32 Tafeln. Zweiter Band: Das Küstenland von Peru. Mit 56 Textbildern und 38 Tafeln. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893—94.

Ein deutscher Arzt, der nach Ablegung seines Staatsexamens 1854 als Schiffsarzt sich in Hamburg einschiffte, über Australien nach Peru gelangte und hier heimisch wurde, um endlich in Berlin die Erinnerungen aus der Fremde zusammenzufassen, veröffentlicht in den vorliegenden, außerordentlich starken Bänden ein breit angelegtes Werk, welches selber in einer längeren Reihe von Jahren entstanden ist. Eine historische Einleitung gibt aus den bekannten Quellen ein Bild der vorauf-

gegangenen Jahrhunderte; der weitaus größere Theil behandelt die Gegenwart und beruht auf der Anschauung des Verfassers. Frisch und ansprechend geschrieben, nicht im gelehrten, sondern im behaglicheren Erzählertone, ist dennoch das Werk durch die Menge des Stoffes und die vielerlei trocknen statistischen Zugaben theilweise mehr ein Nachschlagebuch als ein Buch zum Lesen. Bevölkerung, Kirchen und Klöster, Staatsgebäude, Gerichte, Gesetze und Rechtspflege, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, die Verkehrseinrichtungen (Münze, Post, Eisenbahn u. s. w.), die Wohlthätigkeitsanstalten und Krankenhäuser, als Schluß die öffentlichen Vergnügungsorte — alles Das wird eingehend dargestellt und erinnert in seiner Weise an die älteren Handbücher der Staatenkunde, zum Theil an die neueren Reisehandbücher. Wir zweifeln nicht, daß bei dem Mangel anderer Literatur über das merkwürdige Land durch das neue Werk eine Lücke ausgefüllt wird. Wir hätten nur gewünscht, daß der Herr Verfasser bei der Beendigung seiner Arbeit Gelegenheit gefunden, am Schlusse des Ganzen die vielen Fäden seiner Darstellung zu vereinigen und ein deutliches Bild von der neueren Entwicklung Peru's in Beziehung auf Cultur, Volkswirthschaft und Politik zu geben. Bei den langjährigen Beobachtungen, die er gemacht hat, ist sein Urtheil gewiß von großem Werthe.

Die Behandlungsweise ist unter Anderem dadurch charakterisirt, daß die Mittheilungen über die gegenwärtige Verfassung und Regierung von Peru sich in dem Abschnitte über „Die Gebäude des Staates für Regierung, Landesvertretung und Militärzwecke" finden. Das hindert nicht, daß die darauf sich beziehenden Angaben sehr lehrreiche sind. Nur ist, gerade in dem Maße, als sie werthvoll sind, eine derartige Zerstreuung der Gegenstände zu bedauern und freilich mancherlei minder Interessantes breit dazwischen gelegt (so etwa die Aufzählung der Klöster von Lima).

Aus der Fülle bedeutsamer Aeußerungen heben wir diejenige heraus, welche sich auf die Mißbräuche der Staatsverwaltung bezieht, auf die verbreitete Bestechung, die Ueberfüllung der Aemter mit unthätigen und unfähigen Personen u. dgl. Hier heißt es (Bd. I, S. 365 f.): „So offenkundig und schreiend alle diese Mißbräuche sind, so läßt sich doch nicht absehen, wie ihnen gesteuert werden könnte. Sie stammen zum großen Theil aus den Zeiten der Colonialherrschaft her und sind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit mit sämmtlichen socialen Verhältnissen der Bevölkerung aufs Engste verwachsen. Man kann sie daher den heutigen Peruanern kaum zum Vorwurf machen, denn Decrete vermögen das Wesen der Menschen nicht zu ändern, und Gesetze, die nicht im Rechtsbewußtsein des Volkes wurzeln, bleiben todte Buchstaben, es sei denn, daß sie durch äußere Strenge aufrecht erhalten werden. Diese Strenge fehlt aber, denn die mit Aufrechterhaltung der Gesetze Beauftragten sind ja wiederum Peruaner. Auch darf man billiger Weise die Peruaner darum nicht zu hart tadeln, daß sie sich in den Handlungen des öffentlichen Lebens nicht von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl leiten lassen; denn sie sind ja keine Nation. Daß die Bevölkerung eines Landes sich nach den Gesetzen einer einheitlichen republikanischen Verfassung regiere, ist nur unter der Bedingung möglich, daß die verschiedenen Stämme, aus denen sie zusammengesetzt ist, einer Rasse angehören, oder daß eine Rassenverschmelzung stattgefunden hat, daß alle sich einer Sprache bedienen oder sie wenigstens verstehen, und daß unter den einzelnen Elementen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit herrsche, aus welchem das Streben zum allgemeinen Besten und damit die Liebe zum Vaterlande hervorgeht . . . Wenn daher eine freisinnige Verfassung auf peruanischem Boden so schlechte Früchte trägt, so liegt die Schuld weniger am Volke, als an der Verfassung, welche nicht für das Volk paßt. Die Peruaner waren von jeher gewohnt, monarchisch regiert zu werden, und waren damit zufrieden. So zahlreich und lästig auch die Mißstände der spanischen Colonialregierung sein mochten, so hätten doch die Peruaner schwerlich das Joch abgeschüttelt. Die Unabhängigkeit wurde ihnen von ihren Nachbarn zum Geschenk gemacht, und bis zum heutigen Tage wissen sie nicht, was

sie mit einem Gute thun sollen, das sie sich nicht selbst erworben haben. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, und zwar nicht allein die indianische, sondern auch die weiße, würde wahrscheinlich mit Freuden auf das Recht der Selbstregierung Verzicht leisten, wenn ihnen dagegen die Aussicht geboten würde, unter dem gerechten, wenn auch strengen Scepter eines Monarchen in Frieden zu leben."

Es ist lehrreich, zu hören, daß schon die Männer, welchen Peru seine Unabhängigkeit verdankte, San Martin und Bolivar, monarchische Einrichtungen für die von Spanien losgerissenen Colonialländer, besonders für Peru, als die geeignete Staatsform ansahen; daß aber in den Anschauungen dieser beiden Männer bereits der Zwiespalt hervorbrach, welcher die kommenden endlosen Wirren ankündigte. San Martin wollte ein unabhängiges Königreich unter einem europäischen Prinzen, womöglich des spanisch-bourbonischen Hauses, in Peru errichten. Bolivar war entschieden dagegen — sein Ziel war eine demokratisch-monarchische Gewalt in seinen eigenen Händen, eine unverantwortliche lebenslängliche Präsidentschaft. Die Erfahrungen, die Bolivar in Peru und den anderen neuen Republiken des spanischen Amerika alsbald machte, leiteten die politischen Schicksale ein, welche jene Länder seitdem bis zum heutigen Tage bewegt haben. Es hat in Peru überhaupt nur einen einzigen Präsidenten gegeben — Manuel Pardo (1872—1876) — welcher nach dem Wortlaut der Verfassung vier Jahre regiert und alsdann die Regierung friedlich seinem Nachfolger übergeben hat.

Den Zustand der Armee beleuchtet eine Denkschrift des Kriegsministers (dem Congresse von 1870 vorgelegt), nach welcher es 2668 Officiere (darunter 1 Marschall, 30 Generale, 544 Obersten) bei 4171 Mannschaften gab.

Von der Rechtspflege sagt ein einheimischer Jurist: „Die Nothwendigkeit, einen Proceß zu führen, ist eine der größten Calamitäten. Zu der schleppenden Proceßführung kommt die Unerfahrenheit oder Schwäche des Richters, die Faulheit, Beschränktheit und Unzuverlässigkeit des Schreibers, und, was noch schlimmer ist, Bestechung und Beeinflussung verdrehen die Gerechtigkeit und rauben den Sieg Demjenigen, der zwar Recht hatte, aber nicht die Mittel, es zur Geltung zu bringen. Die Mehrzahl der Verbrechen, die in Lima begangen werden, bleibt unbemerkt." Das war im Jahre 1866 geschrieben; seitdem hat sich Einiges, aber nicht Vieles gebessert. Man hat jetzt eine Strafanstalt gebaut, in der die Verbrecher aufbewahrt werden können. Aber die Strenge des Gesetzes trifft nur das niedere Volk; den besseren Ständen gegenüber walten Rücksichten, die sie vor der Strafe beschützen.

Vom Unterrichtswesen meint der Verfasser, zu Zeiten der so viel getadelten spanischen Herrschaft hätten die Lehranstalten der Stadt, dank den Bemühungen der Jesuiten, mehr geleistet als in der Gegenwart. Nach der Aufhebung des Ordens und der Ausweisung seiner Mitglieder habe der Verfall der Schulen begonnen.

Der zweite Band hat (verschieden von dem ersten) ein überwiegend archäologisches Interesse. Die Angelegenheiten der Gegenwart spielen freilich auch in die Erzählung dieses Bandes mit hinein — so wird der Ursprung und die Entwicklung der Guanogewinnung und des Guanoexports in ausführlicher Weise dargelegt. Aber weit überwiegend sind es Wanderungen des Herrn Verfassers, welche der Aufsuchung und Beschreibung der Alterthümer gelten, die in dem heutigen Lande Peru durch die Zerstörung der Jahrhunderte übrig gelassen sind von jenen Zeiten her, die vor die europäische Eroberung zurückreichen. Hierbei betont der Verfasser, daß zwar die Incas das mächtigste und am besten organisirte Culturvolk Südamerika's waren, jedoch keineswegs das einzige, noch das älteste derselben. Gleichzeitig und vor den Incas, sowohl an der Küste wie auch im Hochlande, hatten andere Rassen einen gleichen, vielleicht in mancher Hinsicht höheren Bildungsgrad erreicht. Was sehr viel bedeuten will, da bekanntlich die Cultur der Incas zur Zeit der Conquistadoren selber eine merkwürdig hohe war, wie das namentlich in dem classischen Werke von Prescott (Conquest of Peru) gründlich und anziehend geschildert ist.

Die Bauwerke der Incas sind in der Menge der noch vorhandenen Ueberbleibsel die neueren und daher besser erhaltenen. Aber die ganze Küste entlang findet sich eine Fülle von Denkmalen der älteren Völker, von einer Gleichförmigkeit, die merkwürdig ist bei der weiten Ausdehnung und der räumlichen Zerstreuung der einzelnen Ansiedlungen.

Den Charakter des ersten Bandes hält auch der zweite insofern fest, als die Darstellung eine mehr topographisch beschreibende ist, welche den Rahmen bildet für die Einreihung der an sich verschiedensten Gegenstände.

X.

γ. **Geschichte Europa's seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871.** Von Alfred Stern. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Professor der Geschichte am Züricher Polytechnicum, hat sich durch das Beispiel von Gervinus nicht davon abschrecken lassen, eine auf eine lange Reihe von Bänden berechnete Geschichte des 19. Jahrhunderts in Angriff zu nehmen. Den fünfzehn Jahren zwischen 1815 und 1830 sollen allein drei Bände von durchschnittlich je vierzig Bogen gewidmet werden; man kann also unschwer sich ausrechnen, daß das ganze Werk auf etwa zwölf Bände angelegt sein muß. Stern hat sich nicht begnügt, die gedruckten Quellen zu verwerthen; er hat außerdem namentlich aus den Archiven zu Berlin, Wien, Bern, Paris und Florenz geschöpft und auch von Privatpersonen werthvolle Aufschlüsse bekommen. Proben davon theilt er im Anfang des ersten Bandes mit: wir erhalten da drei Schriftstücke von Metternich, eines von Richelieu, den Hardenbergischen Verfassungsentwurf vom 3. Mai 1819 u. A. Man kann aus dem Gesagten entnehmen, daß wir es hier mit einem in mannigfacher Hinsicht bedeutsamen Werke zu thun haben, soweit der Inhalt in Betracht kommt; in formeller Hinsicht ist zu sagen, daß der reiche Stoff vom Verfasser in klarer, fesselnder Weise verarbeitet ist. Unter den mancherlei neuen Gesichtspunkten, die er uns erschließt, sei hingewiesen auf das Urtheil über die heilige Allianz, der jede Bedeutung abgesprochen wird. Wenn man die reactionären Maßnahmen in der Zeit von 1819 ab ihr auf die Rechnung setzt, so ist das Folge einer Verwechslung: diese Maßnahmen wurden nicht von der heiligen Allianz getroffen, der England nie angehört hat, sondern von dem Vierbund, den Rußland, Oesterreich, England und Preußen am 20. November 1815 unter einander abschlossen, und der den ausgesprochenen Zweck verfolgte, den revolutionären Grundsätzen, welche Frankreich wieder zerfleischen und die Ruhe Europas aufs Neue bedrohen könnten, einen Damm entgegenzuwerfen. Diese Allianz wurde als „die große" bezeichnet; sie ist ohne ausreichende Berechtigung mit der „heiligen" zusammengeworfen worden, mit der sie aber, das wird auch Stern zugeben müssen, die geistigen Voraussetzungen im Wesentlichen gemein hat. Es versteht sich, daß Stern nicht selten ausgesprochen oder unausgesprochen gegen H. v. Treitschke polemisirt; wenn dieser z. B. II. 192 behauptet, daß Gneisenau das Verbot des rheinischen Merkur „ganz in der Ordnung" gefunden habe, so weist Stern S. 305 auf einen Brief des Feldherrn an Schleiermacher hin, laut dessen er die betreffende Maßregel „um unseres Namens willen" bedauert hat.

γ. **Griechische Geschichte.** Von Julius Beloch. Erster Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1893.

Während die griechische Geschichte von Busolt noch im Erscheinen begriffen ist und die von Holm soeben erst zum Abschluß gebeiht, bietet uns ein schon längst bewährter Forscher ein neues Werk über den gleichen Gegenstand dar. Beloch darf von sich mit Recht aussagen, daß er das Gebäude von den Grundlagen auf aus den Quellen selbständig aufgeführt hat; in der That, jeder Blick in das Buch überzeugt uns davon, daß er den weithin zersplitterten Stoff völlig beherrscht. Der eigenthümliche Werth, der Leistung Beloch's liegt nun aber darin, daß er namentlich die wirthschaftlichen Voraussetzungen der griechischen Geschichte von Grund aus untersucht hat und sie in einer Weise zur Anschauung bringt, wie dies vor ihm noch Niemand gethan hat. Bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts vor Christo war Hellas nach ihm ein wesentlich Ackerbau treibendes Land; der Gewerbebetrieb hatte zwar eine achtungswerthe Stufe erreicht, diente aber hauptsächlich der Befriedigung des häuslichen, höchstens des örtlichen Bedürfnisses; der Markt war von den Erzeugnissen des orientalischen Kunsthandwerks beherrscht, und selbst der Seehandel lag noch zum großen Theil in den Händen der Phönicier. Das begann sich zu ändern, seit ein Kranz griechischer Kolonien rings um das Aegäische Meer entstand; es erwuchs eine eigene griechische Industrie, man befreite sich von der Bevormundung des Orients, man prägte eigene Münzen, und mit dem allen ward eine Entwicklung eingeleitet, die das Uebergewicht der grundbesitzenden und handeltreibenden Klassen brach. Mit dem wirthschaftlichen Umschwung ging auch ein geistiger vor sich, der z. B. auf religiösem Gebiet die Ansätze zum Monotheismus, zum Glauben an eine Vergeltung im Jenseits aufweist. Was vor den Perserkriegen angebahnt war, das wurde unter dem Einfluß des nationalen Kampfes, seiner direkten und indirekten Folgen vollendet. Es ist für Beloch's selbständige Betrachtungsweise bezeichnend, daß er in seinem ersten Band die griechische Geschichte mit dem Frieden des Nikias schließt und in zwei Kapiteln („die Blüthe der Dichtung und Kunst" — „die Begründung der Wissenschaft") den gewaltigen Umbildungsproceß des griechischen Geistes um jene Zeit uns in meisterhafter Weise vorführt. Beloch's Werk ist nicht ohne erhebliche Mängel, vor Allem einen scharfen Subjectivismus. Seine Auffassung des Perikles ist geradezu als oberflächlich getadelt worden, und er zeigt hierbei gelegentlich eine souveräne Mißachtung der historischen Regeln; auch die Hintansetzung des Sophokles hinter Euripides ist geeignet, die größten Bedenken wachzurufen, und die dorische Wanderung läßt er in einer Art von Versenkung verschwinden. Neben diesen und ähnlichen Schattenseiten steht aber eine so unverkennbare bedeutende Befähigung zu historischer Untersuchung und Darstellung, daß man immer wieder zur Bewunderung fortgerissen wird und das Werk schließlich doch mit dem Gefühl aus der Hand legt, daß man es mit einem zwar öfters einseitigen, aber doch hochbegabten, ja beinahe genialen Mann zu thun hat. Dem Abschluß des ganzen Werkes, der in einem zweiten Bande verheißen ist, darf man mit berechtigter Spannung entgegensehen.

ζ. Das Zerwürfniß Gustaf's III. von Schweden mit seiner Mutter Luise Ulrike, der Schwester Friedrich's des Großen, und die Gesandtschaft Anastasius Ludwig Mencken's in Stockholm (1777—1782). Unter Mitwirkung von Fritz Arnheim dargestellt von Hermann Hüffer. (S.-A. aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. VI.) Leipzig, Duncker & Humblot. 1893.

Der liebenswürdigen Feder Hüffer's verdanken wir eine neue Gabe, die in gewissem Sinne eine Ergänzung zu seinen umfassenden Arbeiten über die preußische Cabinetsregierung bildet, aber doch auch ein ganz eigenes Interesse beanspruchtt. In seinem schönen Buch über Lombard, das auch in diesen Blättern von berufener Hand seine Würdigung fand (April 1892), hat uns Hüffer den bedeutendsten und zugleich unheilvollsten Vertreter der Cabinetsregierung vorgeführt. Er ist aber auch den übrigen Beamten des Cabinets von den Anfängen der Institution unter Friedrich Wilhelm I. bis zu ihrer Auflösung i. J. 1808 nachgegangen und hat die zerstreuten Nachrichten, die uns von diesen Männern aufbehalten sind, mit liebevollem Eifer zusammengetragen. (Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte Bd. V.) Besonders eingehend hat er sich dabei mit A. L. Mencken, dem Großvater des Fürsten Bismarck beschäftigt. Nachdem er ihm schon früher eine Rectoratsrede (Bonn 1890) gewidmet, hat er jetzt seine diplomatische Thätigkeit in Stockholm zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung gemacht. Allerdings tritt Mencken, der nicht einmal Gesandter, nur Legationssecretär war, hierbei sehr in die zweite Linie, man kann von ihm nur sagen, daß er unter schwierigen Verhältnissen Tact und gesunde nüchterne Auffassung an den Tag legte; der Schwerpunkt der Erzählung liegt dagegen in der Darstellung des unseligen Zerwürfnisses zwischen Gustaf III. und seiner Mutter, dessen Kenntniß hier aus den preußischen Acten eine dankenswerthe Bereicherung empfängt. Nachdem man bisher diese unerquicklichen Verhältnisse vorwiegend aus schwedischen Quellen kennen gelernt hatte, war es von besonderem Interesse, sie auch einmal unter einer anderen Beleuchtung zu sehen. Ließ sich etwas zu Gunsten der Schwester Friedrich's sagen, so durfte man es in den Depeschen der preußischen Gesandtschaft suchen. Es ist entscheidend für Luise Ulrike, daß diese Berichte unser bisheriges Urtheil über sie keineswegs in irgend einem wesentlichen Punkte mildern oder einschränken, sondern im großen und ganzen nur bekräftigen. Weder empfängt ihre abscheuliche Verleumdung gegen ihre Schwiegertochter den Schatten eines Beweises noch ihr Verhalten bei der Geburt ihres Enkels eine Rechtfertigung (hier scheint uns Hüffer zu milde zu urtheilen) — das Gräßlichste aber ist doch der Brief, den sie auf dem Todbette an ihren Sohn richtete, und den Hüffer zum ersten Mal im Original mittheilt. Unser Gefühl ist sonst sehr geneigt, sich bei einem Streit zwischen Mutter und Sohn für die Mutter zu äußern, — gegenüber soviel infernalischer Bosheit und unversöhnlicher Rachsucht bleibt es stumm. Auch Friedrich hat sich, wie uns Hüffer authentisch nachweist, wohl gehütet, für seine Schwester auch nur mit einem einzigen Wort Partei zu nehmen; wo seine Gesandten in dieser Beziehung einmal zu weit gehen, weist er sie sehr empfindlich zurecht. Uns scheint, als sei dieser Zug besonders significant und spreche nicht gerade zu Gunsten der Königin.

η. Karl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regiments. 1787—1794. Von P. von Bojanowski. Mit einer Silhouette des Herzogs. Weimar, Herm. Böhlau. 1894.

Wer uns über Karl August Neues zu bieten vermag, der ist gewiß des Dankes der Gebildeten in Deutschland sicher. Zu dem, was an anderen Orten zerstreut über den Stoff bereits vorlag, tritt in dieser sehr anerkennungswerthen Arbeit noch die Ausnutzung einigen handschriftlichen Materials, das auf der von Bojanowski geleiteten Weimarischen Großherzoglichen Bibliothek vorhanden ist. Die Persönlichkeit Karl August's ist auch unter dem militärischen Gesichtspunkte interessant; er befand sich nach Goethe's Ausdruck beim Heer so wohl, wie der Fisch im Wasser, und er war nicht bloß ein tapferer Soldat, sondern besaß auch Verständniß für organisatorische, taktische und strategische Fragen. Unter den Beilagen ist von besonderer Wichtigkeit die erste, welche die Bedenken enthält, die Karl August gegen die Cabinetsordre vom 7. März 1803 entwickelte. Diese Ordre verfügt, daß Officiere, die sich trotz aller Ermahnungen nicht tadelfrei aufführten, durch ihre Hintermänner beim Vorrücken sollten übersprungen werden können, ohne deshalb den Dienst ganz aufgeben zu müssen. Der Herzog war der Ansicht, daß ein Officier, der sich dieses avancement sur passe-droit gefallen lasse, den Ehrgeiz verloren habe, und des Geistes, der in der preußischen Armee herrschen solle, bar sein müsse. Man sieht, der Herzog würde in einer wichtigen, im Reichstag oft verhandelten Frage nicht von der Linken als Eideshelfer angerufen werden können; so freisinnig und aufgeklärt er sonst auch gewesen ist, in diesem Punkte des Corpsgeistes dachte er mit gutem Grund streng militärisch. Wenn Karl August 1794 aus dem preußischen Heeresverbande trat, so war daran nach Bojanowski gerade eine solche Ehrenfrage schuld, die Bevorzugung des Generals von Schönfeld, obwohl dieser später als Karl August in das Heer eingetreten war. Zwar wurde zunächst (Frühjahr 1793) ein Ausweg gefunden, indem der Herzog mit seinem Regiment dem Grafen Kalkreuth unterstellt wurde; aber der Stachel blieb zurück, und Karl August beschloß unwiderruflich, mit dem Ende des Feldzugs seine Entlassung zu nehmen, was dann am 5. Februar 1794 auch geschah.

ϑσ. Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. (Anhang an Goethe's Werke. Abtheilung für Erläuterungen. Band 35 und 36. Zu den Tag- und Jahresheften.) Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1894.

Zu den Aufgaben, die mit durch die Weimarer Ausgabe gestellt werden, gehört eine neue Commentirung der Schriften Goethe's. Jedermann weiß, welches Verdienst sich gerade in diesem Punkte die Hempel'sche Ausgabe und die sonstwie mit ihr zusammenhängenden Erläuterungsschriften erworben haben. Aber fast zwanzig Jahre lebhafter Weiterarbeit sind seitdem vergangen, und eine Zusammenfassung des zerstreut Geleisteten ist jetzt unabweislich. Biedermann beginnt seine in zwangloser Folge erscheinenden Erläuterungen zu Goethe mit dem Commentar der Tag- und Jahreshefte, die er selbst für Hempel bearbeitet hatte, und deren Text von ihm in der Weimarer Ausgabe, Bd. 35 und 36, herausgegeben worden ist. Commentare haben naturgemäß etwas Vergängliches an sich, namentlich wenn sie solchen Schriften zu dienen bestimmt sind, deren Erforschung noch im Flusse ist. Deswegen dürfte es sich empfehlen, großen monumentalen Ausgaben überhaupt keine Erläuterungen mitzugeben, sondern die an sich nothwendige Arbeit, wie im vorliegenden Falle, dem Privatbetrieb zu überlassen. Biedermann hat den Weg eingeschlagen, daß er seinen alten Hempel'schen Commentar im Wesentlichen beibehielt und ihn nur, wo es nöthig schien, ergänzte, berichtigte oder modificirte. Wir erhalten also der Hauptsache nach einen Abdruck seines Handexemplars. Dieses Verfahren, bei dem Biedermann niemals von der soliden Grundlage seiner früheren Arbeit abzugehen brauchte, war aber doch nicht so ganz ungefährlich. Manche Erläuterungen wären, bei seiner ausgezeichneten Kenntniß der Dinge, ohne Zweifel anders ausgefallen, wenn er sie ganz frei geschrieben hätte, ohne Rücksicht auf das bereits Vorhandene oder nach und nach Hinzunotirte. So hätte z. B. die Heranziehung der Weimarer Ausgabe (III, 365) den Irrthum zu 304 verhindern können, daß Goethe's Brief betreffs des Ponce de Leon vom 16. Januar 1802 datire, und nicht, wie es richtig ist, vom 16. October. Diesen Ponce hatte Goethe auch zu 844 im Sinne, während die dort genannten „Schauspiele Arnim's" die 1813 erschienene Schaubühne sind. Die Bemerkung zu 195 trifft so, wie sie dasteht, gegenüber Sophie v. Laroche's „Schattenrissen abgeschiedener Stunden", S. 442 ff. wohl formell, aber nicht sachlich das Richtige. Manches wird noch ein längerer praktischer Gebrauch des Buches nachzutragen oder abzunehmen haben. Wie dem auch sei: feststeht, daß Biedermann seinen früheren Commentar weit überholt hat. Hinfort wird nur nach dem gegenwärtig vorgelegten zu citiren sein. Biedermann hat eine verdienstliche Arbeit geliefert, für die ihm Dank gebührt, und deren Fortsetzung zu wünschen ist.

e. **Die Geschichte des Erstlingswerks.** Selbstbiographische Aufsätze. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Leipzig, Adolf Titze.

Es ist ein hübscher Gedanke von Karl Emil Franzos, dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung", gewesen, die bedeutenderen der jetzt lebenden Schriftsteller zu Mittheilungen über ihr erstes in die Oeffentlichkeit getretenes Werk zu veranlassen. Wir verdanken dieser Anregung den vorliegenden Band, der aus den Aufsätzen hervorgegangen ist, wie sie nach und nach in jener Zeitschrift erschienen sind. Als ein ernstes Unternehmen geplant, ist es auch ernst ausgeführt worden. Ein eigenthümlicher, bald frühlingshafter, bald wehmüthiger Reiz liegt über den literarischen Anfängen, je nach der zeitlichen Entfernung, aus der sie betrachtet werden: aber zusammen gestatten sie einen merkwürdigen psychologischen Einblick in die dichterische Persönlichkeit, das Werden des Talents, und es ist gewiß nicht zufällig, daß Mehrere von den Aelteren das erste Schaffen mit der ersten Liebe verglichen haben. Theodor Fontane, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach und Ernst Wichert eröffnen als die Aeltesten die Reihe, die mit Ludwig Fulda als dem Jüngsten schließt. Nicht alle haben durch ihre späteren Leistungen das Erstlingswerk übertroffen; für alle jedoch, auch wenn es heute vergessen sein mag, ist es charakteristisch geblieben, und es verlohnte sich daher wohl, seine Geschichte zu erzählen. Die, je weiter wir zurückgehen, nach alten Gemälden und Daguerreotypen hergestellten Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, von der Verlagshandlung seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

λ. **Württembergische Künstler in Lebensbildern.** Von A. Winterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mehrzahl dieser vierzig Künstlerbiographien ist schon in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" veröffentlicht worden. Daher auch die knappe, auf das Thatsächliche gerichtete Fassung. Doch sind sie zum Theil für diese Sammlung überarbeitet und zu wärmer ausgeführten Lebensbildern erweitert. Die Reihe beginnt mit einem Meister der Spätrenaissance, dem Baukünstler H. Schickhart, und geht bis zur Gegenwart herab. Der Löwenantheil fällt aber auf das Zeitalter des Herzogs Carl, unter dem eine Fülle von künstlerischen Talenten in Stuttgart sich zusammenfand, und auch ein künstlerischer Nachwuchs herangebildet wurde. Bekannt ist Goethe's Wort, der im Jahre 1797 eine Woche lang mit Dannecker und Rapp in diesen Kreisen verkehrt hatte: er habe hier Tage verlebt, wie er sie in Rom lebte. Von den Malern, Bildhauern, Baumeistern, Kupferstechern, deren Leben und Wirken hier erzählt wird, haben zwar viele kaum mehr als eine locale Bedeutung, originelle Charakterköpfe sind aber die meisten; manche, wie Dannecker, Schick, Wächter, die beiden Kupferstecher Müller u. A., behaupten auch ihren Platz in der allgemeinen Kunstgeschichte, und da überhaupt die verschiedenen Richtungen, in denen sich die neuere Kunst entwickelt hat, auch im schwäbischen Kunstleben sich widerspiegeln, ist Winterlin's Buch zugleich ein nützlicher Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Die Darstellung ist geschmackvoll und stets aus den ersten Quellen geschöpft.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 13. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Armand's ausgewählte Romane. Erster Band. Lieferung 5. 6. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Bachaus. — Sittliche oder ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlung von Wilhelm Emanuel Bachaus. Braunschweig, Albert Limbach. 1895.

Bauer. — Gedichte von Otto Bauer. Berlin, Bernhard Paul. 1895.

Bender. — Luise von François. Von Hedwig Bender. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1894.

Bersezio. — Primi Albori Componimenti di allievo della scuola superiore femminile Margherita di Savoia. Seconda Edizione con prefazione di Vittorio Bersezio. Torino, Francesco Casanova. 1895.

Betz. — Hoine in Frankreich. Eine litterarhistorische Untersuchung von Dr. Louis P. Betz. Zürich, Albert Müller's Verlag. 1895.

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Fünfter Band. Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Leibeigenschaft und ihrer Aufhebung. Aus dem Russischen übertragen von M. von Oettingen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Blätter für deutsche Dichtung. Jahrbuch des Vereins für deutsche Litteratur, „Ostwart" in monatlichen Lieferungen: Zweiter Jahrgang. Nr. 8—10. Wien, Verlag des Vereins. 1894.

Bleibtreu. — Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Acten von Karl Bleibtreu. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz.) 1895.

Böttcher. — „Wegen Preßvergehen!" Gefängnißstudien. Von Karl Böttcher. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Bourget. — Das gelobte Land. Roman von Paul Bourget. Aus dem Französischen von C. Hecker. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Brandt. — Eine lyrische Geschichte. Von Ernst Brandt. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Bülow. — Die Weltordnung. Von Otto Bülow, Ingenieur. Erster Band. Zweite Lieferung. Geburt und Jugend der Menschheit. Braunschweig, Albert Limbach. 1894.

Carriere. — Fichtes Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten. Jena 1794, Erlangen 1805, Berlin 1811. Von M. Carriere. München, G. Franz'scher Verlag. 1894.

Causeret. — Béranger par Charles Causeret. Agrégé de l'université, docteur ès lettres, inspecteur d'académie. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1895.

Claretie. — Lesage par Léo Claretie. Ancien élève de l'école normale supérieure agrégé des lettres, docteur ès lettres. Ce volume contient plusieurs illustrations. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Claveau. — A de Musset par A. Claveau. Ancien élève de l'école normale supérieure. Ce volume est orné d'un portrait d'A. de Musset. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Collignon. — Geschichte der Griechischen Plastik von Maxime Collignon, Professor an der Faculté des Lettres in Paris. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, Privatdocent an der Universität Strassburg. Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus. — Die grossen Meister des fünften Jahrhundorts. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravure und 278 Abbildungen im Text. Strassburg, Karl J. Trübner. 1895.

Cordes. — Schwurgericht oder Schöffengericht? Ein Beitrag zur Reform unserer Strafgerichte und Schwurgerichte. Vortrag gehalten von Richter Cordes in Bremen. Bremen, M. Heinfius Nachfolger. 1895.

Cornill. — Der israelitische Prophetismus. In fünf Vorträgen für gebildete Laien geschildert von Karl Heinrich Cornill, der Theologie und Philosophie Doctor, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Königsberg. Strasburg, Karl J. Trübner. 1894.

Crampe. — Philopatris. Ein heidnisches Konventikel des siebenten Jahrhunderts zu Konstantinopel. Von Robert Crampe. Hallo, Max Niemeyer. 1894.

Czaykowski. — Sündige Liebe. Roman von C. v. Czaykowski. Zwei Bände. Wien, Karl Konegen. 1895.

Dahle. — Das Leben nach dem Tode und die Zukunft des Reiches Gottes. Von Pastor L. Dahle, Secretär der norwegischen Missionsgesellschaft. Autorisirte deutsche Ausgabe von D. Gleiß, P. Leipzig, Fr. Richter. 1895.

Dannbacher. — Epigramme und Gnomen. Von A. Dannbacher. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Dernburg. — Ein Berliner auf Helgoland und andere Novellen. Von Friedrich Dernburg. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Dietrich. — Gedichte von W. Dietrich. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1894.

Dioskuren, Die. — Litterarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wiersundzwanzigster Jahrgang. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1895.

Dromery. — Der Flüchtling. Physiologische Studie von L. Dromery. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Ebers. — Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Engelmann. — Der Märchenwald. Mit fünf Vollbildern von Emil Engelmann. Mit sechs Vollbildern von R. E. Kepler und E. Weißer. Stuttgart, Paul Neff. 1895.

Enxels. — Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit 112 Abbildungen auf 65 Tafeln, geschrieben und gezeichnet von Michel Engels, Maler und Lehrer des Freihandzeichnens am grossherzoglichen Athenäum zu Luxemburg. Luxemburg, Druck der Hofbuchdruckerei V. Buck Nachfolgor. 1894.

Erzählungen. — Sibirische Erzählungen. Von D. D., Verfasser der „Sibirischen Briefe". Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

Existenzkampf, Der, der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten. Zwanglos erscheinende Hefte, herausgegeben von Gustav Dahms. Heft 2: Der Frauenberuf im Theater. Von Dr. Paul Schlenther. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Faguet. — Voltaire par Emile Faguet. Ancien élève de l'école normale supérieure, chargé de cours à la Sorbonne, docteur ès lettres. Ce volume contient deux portraits. Paris, Locène, Oudin et Cie. 1895.

Federn. — König Philipp's Frauen. Tragödie von Karl Fedorn. Stuttgart, Paul Neff.

Fitger. — Jahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. Vierte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Fleischlen. — Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. Von Cäsar Fleischlen. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Forel. — Gehirn und Seele. Ein Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien am 26. September 1894 von August Forel, Professor an der Universität Zürich. Bonn, Emil Strauss. 1894.

Franken. — Einer von der rothen Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters von Paul Franken. Berlin, Oskar Hachringer. 1895.

Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Eine Streitschrift von C. v. B.-K. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Univ.-Buchh. 1895.

Fumagalli. — Chi l'ha detto? Repertorio metodico e ragionato di MDLXXV citazioni e frasi di origine letteraria o storica italiane, greche, latine, francesi, ecc., che sono popolari in Italia, ordinate et spiogate con traduzioni, raffronti et illustrazioni, o con indici copiosi da Giuseppe Fumagalli. Milano, Ulrico Hoopli. 1895.

Ganghofer. — Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. F. Seligmann. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1895.

Geiger. — Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Von Ludwig Geiger. Zweiter (Schluß-) Band. 1786—1840. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 16. u. 17. Band. Luther. 1483—1525. Von Arnold

E. Berger, Privatdocent an der Universität Bonn. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895.

Goldenring. — Bemerkungen zu dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Gerichtsverfassungs-Gesetzes und der Strafprozess-Ordnung. Von Landgerichtsrath Dr. G. Goldenring in Strassburg i. E. Strassburg i. E., W. Heinrich. 1894.

Goethe. — Le Faust de Goethe. Traduction métrique par Georges Pradez. Avec le texte original en regard et le portrait du poète et du traducteur. Lausanne, B. Benda. 1895.

Goethe-Brevier. — Goethe's Leben in seinen Gedichten herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München, Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.). 1895.

Gottlieb. — Das Lied vom Schläger. Ein studentisches Epos von Arthur Gottlieb. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Grisebach. — G. A. Bürger's Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einer biographischen Einleitung und bibliographischem Anhang. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Groß. — Moment-Bilder in Versen. Von Ferdinand Groß. Wien, Georg Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung. 1895.

Groß. — Ungebundene Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Wien, Georg Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung. 1895.

Grothe-Harkányi. — Frauenprofile. Illusionen. Von Hugo Grothe-Harkányi. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.) 1895.

Hango. — Faust und Prometheus. Eine Dichtung von Hermann Hango. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Hanffon. — Frau Ester Bruce. Roman von Ola Hanffon. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Henschel. — Gedichte von Anna Henschel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Heyden. — Jury und Kunstausstellungen. Von August von Heyden. Berlin, F. Fontane & Co. 1894.

Heyse. — Meluſine und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1895.

Hirsch. — Sonnets et chansons. (1893—1894). Par Paul-Armand Hirsch. Paris, Librairie de l'art indépendant.

Höcker. — Im goldenen Augsburg. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Blüthezeit des süddeutschen Handels und Gewerbes im Mittelalter. Der reiferen Jugend zugeeignet von Oskar Höcker. Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrts. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1895.

Jacobsen. — Niels Lyhne. Doctor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von M. Mann. Mit dem Bildniß des Verfassers und einer Vorrede von Theodor Wolff. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Ilg. — Leben und Werke Joh. Bernh. Fischer's von Erlach des Vaters. Von Albert Ilg. Wien, Carl Konegen. 1895.

Keller. — Das Leben des Meeres von Dr. Conrad Keller, Professor der Zoologie am Schweizerischen Polytechnikum zu Zürich. Mit botanischen Beiträgen von Prof. Carl Cramer und Prof. Hans Schinz. Lieferung 8—10. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1894.

Kellner. — Die Rothenburg! Dichtung von der Wende des 14. Jahrhunderts. Von August Kellner. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Klein. — Es ist ein Gott! Juden und Christen zugeeignet von Dr. G. Klein, Rabbiner in Stockholm. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Kluckhohn. — Vorträge und Aufsätze. Von August Kluckhohn, weiland o. ö. Professor in Göttingen. Herausgegeben von K. Th. Heigel und Ad. Wrede. München, R. Oldenbourg. 1894.

Kralik. — Weltgerechtigkeit. Versuch einer allgemeinen Ethik von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1895.

Kroeker. — A century of German Lyrics. Selected, arranged, and translated by Kate Freiligrath Kroeker. London, William Heinemann. 1894.

Kunst, Moderne, in Meister-Holzschnitten. Nach Gemälden und Skulpturen berühmter Meister der Gegenwart. 8. Band. Berlin, Rich. Bong.

Lanzky. — Auf Dionysosspfaden. Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Robert Claußner's Verlags-Anstalt. 1895.

Lauff. — Die Hauptmannsfrau. Ein Totentanz aus dem 16. Jahrhundert. Roman von Josef Lauff. Mit dem Bildniß des Verfassers. Original-Radirung von Frank Willis in Düsseldorf. Berlin, Köln, Leipzig, Druck und Verlag von Albert Ahn. 1895.

Lauterburg's Illustrirter Abreiss-Kalender 1895. 365 Bilder aus Deutschlands Gauen mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Hannover, J. C. König & Ebhardt.

Lemaitre. — Impressions de Théâtre par Jules Lemaitre. Huitième Série. Paris, Lecène, Oudin & Cie., Editeurs. 1895.

Lindau. — Die Gebildin. Berliner Roman in drei Büchern von Paul Lindau. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Lindner. — Geschichte des deutschen Volkes. Von Theodor Lindner, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Halle. 2 Bde Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Linke. — Schlummernde, Schwert, unter Myrthen. Neue Gedichte. (1883—1893). Von Oscar Linke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Litten. — Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske von Julius Litten. Berlin, F. A. Günther's Zeitungs-Verlag.

Lombroso. — Grafologia di Cesare Lombroso. Con 470 Fac-Simili. Milano, Ulrico Hoepli. 1895.

Maack. — Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit in 4 Akten von Martin Maack. Leipzig, Robert Claußner's Verlags-Anstalt.

Maël. — Dernière pensée par Pierre Maël. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1894.

Magos. — Poste restaute! Humoresken und Novellen von Hermine Magos. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Manzoni. — I promissi sposi. Storia Milanese del secolo XVII. di Alessandro Manzoni. Milano, Ulrico Hoepli. 1895.

Marfels. — Die wahre Ursache der schlechten Zeiten. Fünf Abhandlungen von Carl Marfels. Inhalt: Die Ursache der häufigen Handelskrisen. — Die schlechten Zeiten und ihre Entstehung. — Die Arbeitslosigkeit und ihre wahre Ursache. Was vorursacht den niedrigen Verdienst der Erwerbsthätigen. — Die Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege. Berlin, W. H. Kühl. 1894.

Marholm. — Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Porträts. Mit 6 Autotypien nach Photographien. Paris, Albert Langen. 1895.

Mehring. — „Nichts". Neimklänge von Sigmar Mehring. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Meili. — Die Gesetzgebung und das Rechtsfindium der Neuzeit. Reformgedanken von Dr. F. Meili, ordentl. Professor des internationalen Privatrechts, des modernen Verkehrsrechts und der vergleichenden Rechtswissenschaft an der Universität Zürich, Advokat. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1894.

Mengs. — Vollendung oder Zerstörung? Eine Künstlergeschichte von Georg Mengs. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Siebenter Band. Gain bis Großkophta. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Morillot. — André Chénier par Paul Morillot. Ancien élève de l'école normale supérieure. Professeur à la faculté des lettres de Grenoble. Orné de plusieurs reproductions d'après Cazes fil., Mallet et Suvée. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Mosso. — Die körperliche Erziehung der Jugend. Von Angelo Mosso, Professor der Physiologie an der Universität zu Turin. Uebersetzt von Johanna Glinzer. Hamburg, Leopold Voss. 1894.

Moulin-Eckart. — Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799—1817. Von Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart, Privatdocent der Geschichte an der Universität Heidelberg. Band I. (1799—1806.) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1895.

Müller. — Die Nachtigall von Sesenheim. Goethe's Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller. Leipzig, Walther Fiedler.

Müller. — Walter. Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen in Norwegen. Erzählt und illustrirt

von Eduard J. Müller. Mit 60 Illustrationen, darunter 12 Vollbilder. Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Mühsing. — Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mosing (Otto Mora). Berlin, Verein für Freies Schriftthum.

Naaff. — Der Sonne zu. Lieder und Dichtungen von Anton August Naaff. Wien, „Lyra"-Verlag. 1894/95.

Nietzsche. — Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Der Antichrist. Gedichte von Friedrich Nietzsche. (Nietzsche's Werke. I. Abthlg. Band VIII.) Leipzig, C. G. Naumann. 1895.

Riffel. — Dramatische Werke von Franz Riffel. Zweite Folge. Inhalt: Die Jakobiten. Der Königsrichter. Dido. Die Zauberin am Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Hofbuchhandlung Nachfolger. 1894.

Ompteda. — Unser Regiment. Ein Reiterbild von Georg Freiherr v. Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Panizza. — Das Liebesconcil. Eine Himmels-Tragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Pauls. — Träume der Jugend. Gedichte von August Pauls. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Pellissier. — Nouveaux essais de littérature contemporaine. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1895.

Pfitzner. — Frische und welke Blüthen. Gedichte von Wilhelm Pfitzner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Pogio. — Korea. Von M. A. Pogio, kaiserlich russischer Geschäftsträger. Aus dem Russischen übersetzt von St. Ritter von Ursyn-Pruszynski, k. u. k. Rittmeister im k. u. k. Dragoner-Regimente Herzog von Lothringen Nr. 7. Mit einer Karte von Korea. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1895.

Pöpl. — Stadtmenschen. Ein Wiener Skizzenbuch von Eduard Pöpl. Wien, Robert Mohr. 1895.

Pudor. — Hohe Schule des Sinnenlebens. Beiträge zu derselben von Heinrich Pudor. I. Theil: Der Gefühls-, Geruchs-, Geschmacks-Sinn. München, Verlag von Heinrich Pudor. 1895.

Pudor. — Tragödie. Gedichte von Heinrich Pudor. Nebst einem Anhang: Lady Tryon, dramatisches Stück in einem Akt von Heinrich Pudor. München, Heinrich Pudor.

Quensel. — Wiedersehn. Drama in einem Aufzuge von Paul Quensel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Raaß. — Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten von Gustav Raaß. Mit Porträts, Skizzen, Ansichten ꝛc. zum Theil nach Originalen von Fritz Reuter's Hand. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto. 1895.

Rapsilber. — Das Reichstagshaus in Berlin. Eine Darstellung der Baugeschichte und der künstlerischen Ausgestaltung des Hauses von Maximilian Rapsilber. Mit zwei Illustrationen und dem Bildniß des Erbauers. Berlin, Georg Siemens. 1894.

Raspi. — Emancipirt. Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des XX. Jahrhunderts mitgetheilt von Eugen Raspi. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1894.

Report of the Commissioner of Education for the year 1890—91. 2 Vol. Washington: Government Printing Office. 1894.

Ribbeck. — Geschichte der Römischen Dichtung von Otto Ribbeck. I. Dichtung der Republik. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Richter. — Im alten Reichstag. Erinnerungen von Eugen Richter, Mitglied des Reichstages. Berlin, Verlag „Fortschritt", Actiengesellschaft. 1894.

Rivista Musicale Italiana. Anno I. — Fascicolo 4. Torino, Fratelli Bocca Editori. 1894.

Rohrer. — Aus Hadlaubs Heim. Gedichte von Fritz Rohrer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Roland. — Gedichte von Emil Roland. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Roellig. — Lukardi's Poetische Erzählung aus der Blüthezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck. Von P. Roellig. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Roquette. — Sonderlinge. Novellen von Otto Roquette. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Roscher. — System der Armenpflege und Armenpolitik. Ein Hand- und Lehrbuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Sachs. — Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung, Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Emil Haueis. Wien, Carl Konegen. 1895.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 208. Kosmetik. Von Hermann Schelenz-Abigreen. Heft 204. Ueber die südslavische Guslaren-Epik. Von Conrad Thuemmel. Heft 207: Ueber Nervosität. Von Professor Dr. F. Martius in Rostock. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1894.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau. Bd. VII, Heft 6. Der preussische Volksschullehrerstand. Von J. Tews. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Andersa).

Schacht. — Sociologische Studien. Von Maximilian Schacht. I. Das Mysterium der Zweiheit. Studien über Liebe und geschlechtliche Moral. II. Verstittlichung der Ehe. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Schacht. — Wie sie fielen. Frauenlieder von Maximilian Schacht. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Schasheitlin. — Der Geisterkampf und Neue hebräische Lieder. Nachtrag zu den „Letzten Gedichten" von Adolf Schasheitlin. Berlin, Druck und Verlag von Rosenbaum u. Hart.

Schanz. — Aehrenlese. Neue Sprüche von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1895.

Schanz. — Neue Gedichte von Frida Schanz. Mit dem Porträt der Dichterin. Leipzig, J. J. Weber. 1895.

Scherenberg. — Gedichte von Ernst Scherenberg. Gesammtausgabe. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1894.

Schiff. — Gedichte von Hans Schiff. Erster Band. Leipzig, K. F. Koehler. 1893.

Schilling. — Erich und Astrid. Eine epische Dichtung aus der Zeit Barbarossa's. Von Hermann Schilling. Leipzig, Rob. Claußner. 1894.

Schlieper. — Neue Holzbrand-Vorlagen für Gebrauchsgegenstände. Entworfen und ausgeführt von C. Schlieper. 12 Tafeln. Berlin, W. Schultz-Engelhard.

Schmidt. — Reise nach Südindien. Mit 39 Abbildungen im Text. Von Emil Schmidt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1894.

Schmitt. — Was muß geschehen, wenn es besser werden soll? Von Director E. Schmitt. Berlin, Kühne & Herafeld.

Schnitzler. — Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Schnitzler. — Geberden der Liebe. Von Paul von Schönthan. Wien, Georg Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung. 1895.

Schopenhauer. — Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894.

Schubin. — Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt? Roman von Ossip Schubin. 3 Bde. Braunschweig, George Westermann.

Schultz. — Blitzschrift von Carl Schultz. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF
LIBRARY
ILLINOIS

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Auf dem Friedrichsstraßen-Bahnhofe war ein Gedränge; aber trotzdem, Effi hatte schon vom Coupé aus die Mama erkannt und neben ihr den Vetter Briest. Die Freude des Wiedersehens war groß, das Warten in der Gepäckhalle stellte die Geduld auf keine allzu harte Probe, und nach wenig mehr als fünf Minuten rollte die Droschke neben dem Pferdebahngeleise hin, in die Dorotheenstraße hinein und auf die Schadowstraße zu, an deren nächstgelegener Ecke sich die ‚Pension' befand. Roswitha war entzückt und freute sich über Annie, die die Händchen nach den Lichtern ausstreckte.

Nun war man da. Effi erhielt ihre zwei Zimmer, die nicht, wie erwartet, neben denen der Frau v. Briest, aber doch auf demselben Corridor lagen, und als Alles seinen Platz und Stand hatte, und Annie in einem Bettchen mit Gitter glücklich untergebracht war, erschien Effi wieder im Zimmer der Mama, einem kleinen Salon mit Kamin, drin ein schwaches Feuer brannte; denn es war mildes, beinah warmes Wetter. Auf dem runden Tische mit grüner Schirmlampe waren drei Couverts gelegt, und auf einem Nebentischchen stand das Theezeug.

„Du wohnst ja reizend, Mama," sagte Effi, während sie dem Sopha gegenüber Platz nahm, aber nur um sich gleich danach an dem Theetisch zu schaffen zu machen. „Darf ich wieder die Rolle des Theefräuleins übernehmen?"

„Gewiß, meine liebe Effi. Aber nur für Dagobert und Dich selbst. Ich meinerseits muß verzichten, was mir beinah schwer fällt."

„Ich versteh', Deiner Augen halber. Aber nun sage mir, Mama, was ist es damit? In der Droschke, die noch dazu so klapperte, haben wir immer nur von Innstetten und unserer großen Carrière gesprochen, viel zu viel, und das geht nicht so weiter; glaube mir, Deine Augen sind mir wichtiger, und in Einem finde ich sie, Gott sei Dank, ganz unverändert, Du siehst mich

immer noch so freundlich an wie früher.“ Und sie eilte auf die Mama zu und küßte ihr die Hand.

„Effi, Du bist so stürmisch. Ganz die Alte.“

„Ach nein, Mama. Nicht die Alte. Ich wollte, es wäre so. Man ändert sich in der Ehe.“

Vetter Briest lachte. „Cousine, ich merke nicht viel davon; Du bist noch hübscher geworden, das ist Alles. Und mit dem Stürmischen wird es wohl auch noch nicht vorbei sein.“

„Ganz der Vetter,“ versicherte die Mama; Effi selbst aber wollte davon nichts hören und sagte: „Dagobert, Du bist Alles, nur kein Menschenkenner. Es ist sonderbar, Ihr Officiere seid keine guten Menschenkenner, die jungen gewiß nicht. Ihr guckt Euch immer nur selber an oder Eure Rekruten, und die von der Cavallerie haben auch noch ihre Pferde. Die wissen nun vollends nichts.“

„Aber Cousine, wo hast Du denn diese ganze Weisheit her? Du kennst ja keine Officiere. Kessin, so habe ich gelesen, hat ja auf die ihm zugedachten Husaren verzichtet, ein Fall, der übrigens einzig in der Weltgeschichte dasteht. Und willst Du von alten Zeiten sprechen? Du warst ja noch ein halbes Kind, als die Rathenower zu Euch herüberkamen.“

„Ich könnte Dir erwidern, daß Kinder am besten beobachten. Aber ich mag nicht, das sind ja alles bloß Allotria Ich will wissen, wie's mit Mama's Augen steht.“

Frau v Briest erzählte nun, daß es der Augenarzt für Blutandrang nach dem Gehirn ausgegeben habe. Daher käme das Flimmern. Es müsse mit Diät gezwungen werden; Bier, Kaffee, Thee — Alles gestrichen und gelegentlich eine locale Blutentziehung, dann würde es bald besser werden. Er sprach so von vierzehn Tagen. Aber ich kenne die Doctorangaben; vierzehn Tage heißt sechs Wochen, und ich werde noch hier sein, wenn Innstetten kommt und Ihr in Eure neue Wohnung einzieht. Ich will auch nicht leugnen, daß das das Beste von der Sache ist und mich über die muthmaßlich lange Kurdauer schon vorweg tröstet. Sucht Euch nur recht 'was Hübsches. Ich habe mir Landgrafen- oder Keithstraße gedacht, elegant und doch nicht allzu theuer. Denn Ihr werdet Euch einschränken müssen. Innstetten's Stellung ist sehr ehrenvoll, aber sie wirft nicht allzuviel ab. Und Briest klagt auch. Die Preise gehen herunter, und er erzählt mir jeden Tag, wenn nicht Schutzzölle kämen, so müss' er mit einem Bettelsack von Hohen-Cremmen abziehen. Du weißt, er übertreibt gern. Aber nun lange zu, Dagobert, und wenn es sein kann, erzähle uns 'was Hübsches. Krankheitsberichte sind immer langweilig, und die liebsten Menschen hören bloß zu, weil es nicht anders geht. Effi wird wohl auch gern eine Geschichte hören, etwas aus den Fliegenden Blättern oder aus dem Kladderadatsch. Er soll aber nicht mehr so gut sein.“

„O, er ist noch ebenso gut wie früher. Sie haben immer noch Strudelwitz und Prudelwitz, und da macht es sich von selber.“

„Mein Liebling ist Karlchen Mießnick und Wippchen von Bernau.“

„Ja, das sind die Besten. Aber Wippchen, der übrigens — Pardon, schöne Cousine — keine Kladderadatschfigur ist, Wippchen hat gegenwärtig nichts zu

thun, es ist ja kein Krieg mehr. Leider. Unsereins möchte doch auch 'mal an die Reihe kommen und hier diese schreckliche Leere," und er strich vom Knopfloch nach der Achsel hinüber, „endlich los werden."

„Ach, das sind ja bloß Eitelkeiten. Erzähle lieber. Was ist denn jetzt dran?"

„Ja, Cousine, das ist ein eigen Ding. Das ist nicht für Jedermann. Jetzt haben wir nämlich die Bibelwitze."

„Die Bibelwitze? Was soll das heißen? . . . Bibel und Witze gehören nicht zusammen."

„Eben deshalb sagte ich, es sei nicht für Jedermann. Aber ob zulässig oder nicht, sie stehen jetzt hoch im Preise. Modesache, wie Kibitzeier."

„Nun, wenn es nicht zu toll ist, so gieb uns eine Probe. Geht es?"

„Gewiß geht es. Und ich möchte sogar hinzusetzen dürfen, Du triffst es besonders gut. Was jetzt nämlich cursirt, ist etwas hervorragend Feines, weil es als Combination auftritt und in die einfache Bibelstelle noch das dativisch Wrangel'sche mit einmischt. Die Fragestellung — alle diese Witze treten nämlich in Frageform auf — ist übrigens in vorliegendem Falle von großer Simplicität und lautet: ‚Wer war der erste Kutscher?' Und nun rathe."

„Nun vielleicht Apollo."

„Sehr gut. Du bist doch ein Daus, Effi. Ich wäre nicht darauf gekommen. Aber trotzdem, Du triffst damit nicht ins Schwarze."

„Nun, wer war es dann?"

„Der erste Kutscher war ‚Leid'. Denn schon im Buche Hiob heißt es: ‚Leid soll mir nicht widerfahren,' oder auch ‚wieder fahren' in zwei Wörtern und mit einem e."

Effi wiederholte kopfschüttelnd den Satz, auch die Zubemerkung, konnte sich aber trotz aller Mühe nicht d'rin zurechtfinden; sie gehörte ganz ausgesprochen zu den Bevorzugten, die für derlei Dinge durchaus kein Organ haben, und so kam denn Vetter Briest in die nicht beneidenswerthe Situation, immer erneut erst auf den Gleichklang und dann auch wieder auf den Unterschied von ‚widerfahren' und ‚wieder fahren' hinweisen zu müssen.

„Ach, nun versteh' ich. Und Du mußt mir verzeihen, daß es so lange gedauert. Aber es ist wirklich zu dumm."

„Ja, dumm ist es," sagte Dagobert kleinlaut.

„Dumm und unpassend und kann einem Berlin ordentlich verleiden. Da geht man nun aus Kessin fort, um wieder unter Menschen zu sein, und das Erste, was man hört, ist ein Bibelwitz. Auch Mama schweigt, und das sagt genug. Ich will Dir aber doch den Rückzug erleichtern . . ."

„Das thu', Cousine."

„. . . den Rückzug erleichtern und es ganz ernsthaft als ein gutes Zeichen nehmen, daß mir, als Erstes hier, von meinem Vetter Dagobert gesagt wurde: ‚Leid soll mir nicht widerfahren'. Sonderbar, Vetter, so schwach die Sache als Witz ist, ich bin Dir doch dankbar dafür."

Dagobert, kaum aus der Schlinge heraus, versuchte über Effi's Feierlichkeit zu spötteln, ließ aber ab davon, als er sah, daß es sie verdroß.

Bald nach zehn Uhr brach er auf und versprach am anderen Tage wiederzukommen, um nach den Befehlen zu fragen.

Und gleich, nachdem er gegangen, zog sich auch Effi in ihre Zimmer zurück.

* * *

Am anderen Tage war das schönste Wetter, und Mutter und Tochter brachen früh auf, zunächst nach der Augenklinik, wo Effi im Vorzimmer verblieb und sich mit dem Durchblättern eines Albums beschäftigte. Dann ging es nach dem Thiergarten und bis in die Nähe des ‚Zoologischen', um dort herum nach einer Wohnung zu suchen. Es traf sich auch wirklich so, daß man in der Keithstraße, worauf sich ihre Wünsche von Anfang an gerichtet hatten, etwas durchaus Passendes ausfindig machte, nur daß es ein Neubau war, feucht und noch unfertig. „Es wird nicht gehen, liebe Effi," sagte Frau v. Briest, „schon einfach Gesundheitsrücksichten werden es verbieten. Und dann, ein Geheimrath ist kein Trockenwohner."

Effi, so sehr ihr die Wohnung gefiel, war umso einverstandener mit diesen Bedenken, als ihr an einer raschen Erledigung überhaupt nicht lag, ganz im Gegentheil: ‚Zeit gewonnen, Alles gewonnen', und so war ihr denn ein Hinausschieben der ganzen Angelegenheit eigentlich das Liebste, was ihr begegnen konnte. „Wir wollen diese Wohnung aber doch im Auge behalten, Mama, sie liegt so schön und ist im Wesentlichen das, was ich mir gewünscht habe." Dann fuhren beide Damen in die Stadt zurück, aßen im Restaurant, das man ihnen empfohlen, und waren am Abend in der Oper, wozu der Arzt unter der Bedingung, daß Frau v. Briest mehr hören als sehen wolle, die Erlaubniß gegeben hatte.

Die nächsten Tage nahmen einen ähnlichen Verlauf; man war aufrichtig erfreut, sich wieder zu haben und nach so langer Zeit wieder ausgiebig mit einander plaudern zu können. Effi, die sich nicht bloß auf Zuhören und Erzählen, sondern, wenn ihr am wohlsten war, auch auf Medisiren ganz vorzüglich verstand, gerieth mehr als einmal in ihren alten Uebermuth, und die Mama schrieb nach Hause, wie glücklich sie sei, das ‚Kind' wieder so heiter und lachlustig zu finden; es wiederhole sich ihnen allen die schöne Zeit von vor fast zwei Jahren, wo man die Ausstattung besorgt habe. Auch Vetter Briest sei ganz der Alte. Das war nun auch wirklich der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß er sich seltener sehen ließ, als vordem, und auf die Frage nach dem ‚Warum' anscheinend ernsthaft versicherte: „Du bist mir zu gefährlich, Cousine." Das gab dann jedesmal ein Lachen bei Mutter und Tochter, und Effi sagte: „Dagobert, Du bist freilich noch sehr jung, aber zu solcher Form des Courmachens doch nicht mehr jung genug."

So waren schon beinah vierzehn Tage vergangen. Innstetten schrieb immer dringlicher und wurde ziemlich spitz, fast auch gegen die Schwiegermama, so daß Effi einsah, ein weiteres Hinausschieben sei nicht mehr gut möglich, und es müsse nun wirklich gemiethet werden. Aber was dann? Bis zum Umzuge nach Berlin waren immer noch drei Wochen, und Innstetten drang auf rasche Rückkehr. Es gab also nur ein Mittel: sie mußte wieder eine Komödie spielen, mußte krank werden.

Das kam ihr aus mehr als einem Grunde nicht leicht an; aber es mußte sein, und als ihr das feststand, stand ihr auch fest, wie die Rolle, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, gespielt werden müsse.

„Mama, Innstetten, wie Du siehst, wird über mein Ausbleiben empfindlich. Ich denke, wir geben also nach und miethen heute noch. Und morgen reise ich. Ach, es wird mir so schwer, mich von Dir zu trennen."

Frau v. Briest war einverstanden. „Und welche Wohnung wirst Du wählen?"

„Natürlich die erste, die in der Keithstraße, die mir von Anfang an so gut gefiel und Dir auch. Sie wird wohl noch nicht ganz ausgetrocknet sein, aber es ist ja das Sommerhalbjahr, was einigermaßen ein Trost ist. Und wird es mit der Feuchtigkeit zu arg und kommt ein bißchen Rheumatismus, so hab' ich ja schließlich immer noch Hohen-Cremmen."

„Kind, beruf' es nicht; ein Rheumatismus ist mitunter da, man weiß nicht wie."

Diese Worte der Mama kamen Effi sehr zu paß. Sie miethete denselben Vormittag noch und schrieb eine Karte an Innstetten, daß sie den nächsten Tag zurückwolle. Gleich danach wurden auch wirklich die Koffer gepackt und alle Vorbereitungen getroffen. Als dann aber der andere Morgen da war, ließ Effi die Mama an ihr Bett rufen und sagte: „Mama, ich kann nicht reisen. Ich habe ein solches Reißen und Ziehen, es schmerzt mich über den ganzen Rücken hin, und ich glaube beinah, es ist ein Rheumatismus. Ich hätte nicht gedacht, daß das so schmerzhaft sei."

„Siehst Du, was ich Dir gesagt habe; man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Gestern hast Du noch leichtsinnig darüber gesprochen, und heute ist es schon da. Wenn ich Schweigger sehe, werde ich ihn fragen, was Du thun sollst."

„Nein, nicht Schweigger. Der ist ja ein Specialist. Das geht nicht und er könnt' es am Ende übelnehmen, in so was Anderem zu Rathe gezogen zu werden. Ich denke, das Beste ist, wir warten es ab. Es kann ja auch vorübergehen. Ich werde den ganzen Tag über von Thee und Sodawasser leben, und wenn ich dann transpirire, komm' ich vielleicht d'rüber hin."

Frau v. Briest drückte ihre Zustimmung aus, bestand aber darauf, daß sie sich gut verpflege. Daß man nichts genießen müsse, wie das früher Mode war, das sei ganz falsch und schwäche bloß; in diesem Punkte stehe sie ganz zu der jungen Schule: tüchtig essen.

Effi sog sich nicht wenig Trost aus diesen Anschauungen, schrieb ein Telegramm an Innstetten, worin sie von dem „leidigen Zwischenfall" und einer ärgerlichen, aber doch nur momentanen Behinderung sprach, und sagte dann zu Roswitha: „Roswitha, Du mußt mir nun auch Bücher besorgen; es wird nicht schwer halten, ich will alte, ganz alte."

„Gewiß, gnäd'ge Frau. Die Leihbibliothek ist ja gleich hier nebenan. Was soll ich besorgen?"

„Ich will es aufschreiben, allerlei zur Auswahl, denn mitunter haben sie nicht das Eine, was man grade haben will." Roswitha brachte Bleistift und

Papier, und Effi schrieb auf: Walter Scott, Ivanhoe oder Quentin Durward; Cooper, Der Spion; Dickens, David Copperfield; Willibald Alexis, Die Hosen des Herrn v. Bredow.

Roswitha las den Zettel durch und schnitt in der anderen Stube die letzte Zeile fort; sie genirte sich ihret- und ihrer Frau wegen, den Zettel in seiner ursprünglichen Gestalt abzugeben.

Ohne besondere Vorkommnisse verging der Tag. Am anderen Morgen war es nicht besser und am dritten auch nicht.

„Effi, das geht so nicht länger. Wenn so 'was einreißt, dann wird man's nicht wieder los; wovor die Doctoren am meisten warnen und mit Recht, das sind solche Verschleppungen."

Effi seufzte. „Ja, Mama, aber wen sollen wir nehmen? Nur keinen jungen; ich weiß nicht, aber es würde mich geniren."

„Ein junger Doctor ist immer génant, und wenn er es nicht ist, desto schlimmer. Aber Du kannst Dich beruhigen; ich komme mit einem ganz alten, der mich schon behandelt hat, als ich noch in der Hecker'schen Pension war, also vor etlichen zwanzig Jahren. Und damals war er nah an Fünfzig und hatte schönes graues Haar, ganz kraus. Er war ein Damenmann, aber in den richtigen Grenzen. Aerzte, die das vergessen, gehen unter, und es kann auch nicht anders sein; unsere Frauen, wenigstens die aus der Gesellschaft, haben immer noch einen guten Fond."

„Meinst Du? ich freue mich immer, so 'was Gutes zu hören. Denn mitunter hört man doch auch Andres. Und schwer mag es wohl oft sein. Und wie heißt denn der alte Geheimrath? Ich nehme an, daß es ein Geheimrath ist."

„Geheimrath Rummschüttel."

Effi lachte herzlich. „Rummschüttel! Und als Arzt für Jemanden, der sich nicht rühren kann."

„Effi, Du sprichst so sonderbar. Große Schmerzen kannst Du nicht haben."

„Nein, in diesem Augenblicke nicht; es wechselt beständig."

* * *

Am anderen Morgen erschien Geheimrath Rummschüttel. Frau v. Briest empfing ihn, und als er Effi sah, war sein erstes Wort: „Ganz die Mama."

Diese wollte den Vergleich ablehnen und meinte, zwanzig Jahre und drüber seien doch eine lange Zeit; Rummschüttel blieb aber bei seiner Behauptung, zugleich versichernd: nicht jeder Kopf präge sich ihm ein, aber wenn er überhaupt erst einen Eindruck empfangen habe, so bleibe der auch für immer. „Und nun, meine gnädigste Frau v. Innstetten, wo fehlt es, wo sollen wir helfen?"

„Ach, Herr Geheimrath, ich komme in Verlegenheit, Ihnen auszudrücken, was es ist. Es wechselt beständig. In diesem Augenblick ist es wie weggeflogen. Anfangs habe ich an Rheumatisches gedacht, aber ich möchte beinah glauben, es sei eine Neuralgie, Schmerzen den Rücken entlang, und dann kann ich mich nicht aufrichten. Mein Papa leidet an Neuralgie, da hab' ich es früher beobachten können. Vielleicht ein Erbstück von ihm."

„Sehr wahrscheinlich," sagte Rummschüttel, der den Puls gefühlt und die Patientin leicht, aber doch scharf beobachtet hatte. „Sehr wahrscheinlich, meine gnädigste Frau." Was er aber still zu sich selber sagte, das lautete: „Schulkrank und mit Virtuosität gespielt; Evastochter comme il faut." Er ließ jedoch nichts davon merken, sondern sagte mit allem wünschenswerthen Ernst: „Ruhe und Wärme sind das Beste, was ich anrathen kann. Eine Medicin, übrigens nichts Schlimmes, wird das Weitere thun."

Und er erhob sich, um das Recept aufzuschreiben: Aqua Amygdalarum amararum eine halbe Unze, Syrupus florum Aurantii zwei Unzen. „Hiervon, meine gnädigste Frau, bitte ich Sie, alle zwei Stunden einen halben Theelöffel voll nehmen zu wollen. Es wird Ihre Nerven beruhigen. Und worauf ich noch dringen möchte: keine geistigen Anstrengungen, keine Besuche, keine Lectüre." Dabei wies er auf das neben ihr liegende Buch.

„Es ist Scott."

„O, dagegen ist nichts einzuwenden. Das Beste sind Reisebeschreibungen. Ich spreche morgen wieder vor."

Effi hatte sich wundervoll gehalten, ihre Rolle gut durchgespielt. Als sie wieder allein war — die Mama begleitete den Geheimrath —, schoß ihr trotzdem das Blut zu Kopf; sie hatte recht gut bemerkt, daß er ihrer Komödie mit einer Komödie begegnet war. Er war offenbar ein überaus lebensgewandter Herr, der Alles recht gut sah, aber nicht Alles sehen wollte, vielleicht weil er wußte, daß dergleichen auch 'mal zu respectiren sein könne. Denn gab es nicht zu respectirende Komödien? war nicht die, die sie selber spielte, eine solche?

Bald danach kam die Mama zurück, und Mutter und Tochter ergingen sich in Lobeserhebungen über den feinen alten Herrn, der trotz seiner beinah Siebzig noch etwas Jugendliches habe. „Schicke nur gleich Roswitha nach der Apotheke . . . Du sollst aber nur alle drei Stunden nehmen, hat er mir draußen noch eigens gesagt. So war er schon damals, er verschrieb nicht oft und nicht viel; aber immer Energisches, und es half auch gleich."

* * *

Rummschüttel kam den zweiten Tag und dann jeden dritten, weil er sah, welche Verlegenheit sein Kommen der jungen Frau bereitete. Dies nahm ihn für sie ein, und sein Urtheil stand ihm nach dem dritten Besuche fest: „Hier liegt Etwas vor, was die Frau zwingt, so zu handeln, wie sie handelt." Ueber solche Dinge den Empfindlichen zu spielen, lag längst hinter ihm.

Als Rummschüttel seinen vierten Besuch machte, fand er Effi auf, in einem Schaukelstuhl sitzend, ein Buch in der Hand, Annie neben ihr.

„Ah, meine gnädigste Frau! Hocherfreut. Ich schiebe es nicht auf die Arznei; das schöne Wetter, die hellen, frischen Märztage, da fällt die Krankheit ab. Ich beglückwünsche Sie. Und die Frau Mama?"

„Sie ist ausgegangen, Herr Geheimrath, in die Keithstraße, wo wir gemiethet haben. Ich erwarte nun innerhalb weniger Tage meinen Mann, den ich mich, wenn in unserer Wohnung erst Alles in Ordnung sein wird, herzlich

freue, Ihnen vorstellen zu können. Denn ich darf doch wohl hoffen, daß Sie auch in Zukunft sich meiner annehmen werden."

Er verbeugte sich.

„Die neue Wohnung," fuhr sie fort, „ein Neubau, macht mir freilich Sorge. Glauben Sie, Herr Geheimrath, daß die feuchten Wände . . ."

„Nicht im Geringsten, meine gnädigste Frau. Lassen Sie drei, vier Tage lang tüchtig heizen und immer Thüren und Fenster auf, da können Sie's wagen, auf meine Verantwortung. Und mit Ihrer Neuralgie, das war nicht von solcher Bedeutung. Aber ich freue mich Ihrer Vorsicht, die mir Gelegenheit gegeben hat, eine alte Bekanntschaft zu erneuern und eine neue zu machen."

Er wiederholte seine Verbeugung, sah noch Annie freundlich in die Augen und verabschiedete sich unter Empfehlungen an die Mama.

Kaum daß er fort war, so setzte sich Effi an den Schreibtisch und schrieb: „Lieber Innstetten! Eben war Rummschüttel hier und hat mich aus der Kur entlassen. Ich könnte nun reisen, morgen etwa; aber heut' ist schon der 24., und am 28. willst Du hier eintreffen. Angegriffen bin ich ohnehin noch. Ich denke, Du wirst einverstanden sein, wenn ich die Reise ganz aufgebe. Die Sachen sind ja ohnehin schon unterwegs, und wir würden, wenn ich käme, in Hoppensack's Hôtel wie Fremde leben müssen. Auch der Kostenpunkt ist in Betracht zu ziehen, die Ausgaben werden sich ohnehin häufen; unter Anderem ist Rummschüttel zu honoriren, wenn er uns auch als Arzt verbleibt. Uebrigens ein sehr liebenswürdiger alter Herr. Er gilt ärztlich nicht für ersten Ranges, ‚Damendoctor' sagen seine Gegner und Neider. Aber dies Wort umschließt doch auch ein Lob; es kann eben nicht Jeder mit uns umgehen. Daß ich von den Kessinern nicht persönlich Abschied nehme, hat nicht viel auf sich. Bei Gieshübler war ich. Die Frau Majorin hat sich immer ablehnend gegen mich verhalten, ablehnend bis zur Unart; bleibt nur noch der Pastor und Dr. Hannemann und Crampas. Empfiehl mich Letzterem. An die Familien auf dem Lande schicke ich Karten; Güldenklee's, wie Du mir schreibst, sind in Italien (was sie da wollen, weiß ich nicht) und so bleiben nur die drei Anderen. Entschuldige mich, so gut es geht. Du bist ja der Mann der Formen und weißt das richtige Wort zu treffen. An Frau v. Padden, die mir am Sylvesterabend so außerordentlich gut gefiel, schreibe ich vielleicht selber noch und spreche ihr mein Bedauern aus. Laß mich in einem Telegramm wissen, ob Du mit Allem einverstanden bist. Wie immer Deine Effi."

Effi brachte selber den Brief zur Post, als ob sie dadurch die Antwort beschleunigen könne, und am nächsten Vormittage traf denn auch das erbetene Telegramm von Innstetten ein: „Einverstanden mit Allem." Ihr Herz jubelte, sie eilte hinunter und auf den nächsten Droschkenstand zu. „Keithstraße 1c." Und erst die Linden und dann die Thiergartenstraße hinunter flog die Droschke, und nun hielt sie vor der neuen Wohnung.

Oben standen die den Tag vorher eingetroffenen Sachen noch bunt durcheinander, aber es störte sie nicht, und als sie auf den breiten aufgemauerten

Balkon hinaustrat, lag jenseits der Canalbrücke der Thiergarten vor ihr, dessen Bäume schon überall einen grünen Schimmer zeigten. Darüber aber ein klarer blauer Himmel und eine lachende Sonne.

Sie zitterte vor Erregung und athmete hoch auf. Dann trat sie, vom Balkon her, wieder über die Thürschwelle zurück, erhob den Blick und faltete die Hände.

„Nun, mit Gott, ein neues Leben! Es soll anders werden."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Drei Tage danach, ziemlich spät, um die neunte Stunde, traf Innstetten in Berlin ein. Alles war am Bahnhof, Effi, die Mama, der Vetter; der Empfang war herzlich, am herzlichsten von Seiten Effi's, und man hatte bereits eine Welt von Dingen durchgesprochen, als der Wagen, den man genommen, vor der neuen Wohnung in der Keithstraße hielt. „Ach, da hast Du gut gewählt, Effi," sagte Innstetten, als er in das Vestibul eintrat, „kein Haifisch, kein Krokodil und hoffentlich auch kein Spuk."

„Nein, Geert, damit ist es nun vorbei. Nun bricht eine andere Zeit an, und ich fürchte mich nicht mehr und will auch besser sein als früher und Dir mehr zu Willen leben." Alles das flüsterte sie ihm zu, während sie die teppichbedeckte Treppe bis in den zweiten Stock hinanstiegen. Der Vetter führte die Mama.

Oben fehlte noch Manches, aber für einen wohnlichen Eindruck war doch gesorgt, und Innstetten sprach seine Freude darüber aus. „Effi, Du bist doch ein kleines Genie," aber diese lehnte das Lob ab und zeigte auf die Mama, die habe das eigentliche Verdienst. „Hier muß es stehen," so hab' es unerbittlich geheißen, und immer habe sie's getroffen, wodurch natürlich viel Zeit gespart und die gute Laune nie gestört worden sei. Zuletzt kam auch Roswitha, um den Herrn zu begrüßen, bei welcher Gelegenheit sie sagte: „Fräulein Annie ließe sich für heute entschuldigen" — ein kleiner Witz, auf den sie stolz war und mit dem sie auch ihren Zweck vollkommen erreichte.

Und nun nahmen sie Platz um den schon gedeckten Tisch, und als Innstetten sich ein Glas Wein eingeschenkt und „auf glückliche Tage" mit Allen angestoßen hatte, nahm er Effi's Hand und sagte: „Aber Effi, nun erzähle mir, was war das mit Deiner Krankheit?"

„Ach, lassen wir doch das, nicht der Rede werth; ein bißchen schmerzhaft und eine rechte Störung, weil es einen Strich durch unsere Pläne machte. Aber mehr war es nicht, und nun ist es vorbei. Rummschüttel hat sich bewährt, ein feiner, liebenswürdiger, alter Herr, wie ich Dir, glaub' ich, schon schrieb. In seiner Wissenschaft soll er nicht gerade glänzen, aber Mama sagt, das sei ein Vorzug. Und sie wird wohl Recht haben wie in allen Stücken. Unser guter Dr. Hannemann war auch kein Licht und traf es doch immer. Und nun sage, was macht Gieshübler und die Anderen alle?"

„Ja, wer sind die Anderen alle? Crampas läßt sich der gnäd'gen Frau empfehlen . . ."

„Ah, sehr artig.“

„Und der Pastor will Dir desgleichen empfohlen sein; nur die Herrschaften auf dem Lande waren ziemlich nüchtern und schienen auch mich für Deinen Abschied ohne Abschied verantwortlich machen zu wollen. Unsere Freundin Sidonie war sogar spitz, und nur die gute Frau von Padden, zu der ich eigens vorgestern noch hinüberfuhr, freute sich aufrichtig über Deinen Gruß und Deine Liebeserklärung an sie. ‚Du seist eine reizende Frau,‘ sagte sie, ‚aber ich sollte Dich gut hüten.‘ Und als ich ihr erwiderte: ‚Du fändest schon, daß ich mehr ein ‚Erzieher‘ als ein Ehemann sei,‘ sagte sie halblaut und beinahe wie abwesend: ‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee.‘ Und dann brach sie ab.“

Vetter Briest lachte. „‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee . . .‘ Da hörst Du's, Cousine.“ Und er wollte sie zu necken fortfahren, gab es aber auf, als er sah, daß sie sich verfärbte.

Das Gespräch, das meist zurückliegende Verhältnisse berührte, spann sich noch eine Weile weiter, und Effi erfuhr zuletzt aus diesem und jenem, was Innstetten mittheilte, daß sich von dem ganzen Kessiner Hausstande nur Johanna bereit erklärt habe, die Uebersiedlung nach Berlin mitzumachen. Sie sei natürlich noch zurückgeblieben, werde aber in zwei, drei Tagen mit dem Rest der Sachen eintreffen; er sei froh über ihren Entschluß, denn sie sei immer die brauchbarste gewesen und von einem ausgesprochen großstädtischen Chic. Vielleicht ein bißchen zu sehr. Kristel und Friedrich hätten sich beide für zu alt erklärt, und mit Kruse zu verhandeln, habe sich von vornherein verboten. „Was soll uns ein Kutscher hier?“ schloß Innstetten, „Pferd und Wagen, das sind tempi passati, mit diesem Luxus ist es in Berlin vorbei. Nicht einmal das schwarze Huhn hätten wir unterbringen können. Oder unterschätz' ich die Wohnung?“

Effi schüttelte den Kopf, und als eine kleine Pause eintrat, erhob sich die Mama: es sei bald Elf, und sie habe noch einen weiten Weg, übrigens solle sie Niemand begleiten, der Droschkenstand sei ja nah — ein Ansinnen, das Vetter Briest natürlich ablehnte. Bald danach trennte man sich, nachdem noch Rendez-vous für den anderen Vormittag verabredet war.

Effi war ziemlich früh auf und hatte — die Luft war beinahe sommerlich warm — den Kaffeetisch bis nahe an die geöffnete Balkonthür rücken lassen, und als Innstetten nun auch erschien, trat sie mit ihm auf den Balkon hinaus und sagte: „Nun, was sagst Du? Du wolltest den Finkenschlag aus dem Thiergarten hören und die Papageien aus dem zoologischen. Ich weiß nicht, ob beide Dir den Gefallen thun werden, aber möglich ist es. Hörst Du wohl? Das kam von drüben, drüben aus dem kleinen Park. Es ist nicht der eigentliche Thiergarten, aber doch beinah'.“

Innstetten war entzückt und von einer Dankbarkeit, als ob Effi ihm das Alles persönlich herangezaubert habe. Dann setzten sie sich, und nun kam auch Annie. Roswitha verlangte, daß Innstetten eine große Veränderung an dem Kinde finden solle, was er denn auch schließlich that. Und dann plauderten sie weiter, abwechselnd über die Kessiner und die in Berlin zu machenden

Visiten, und ganz zuletzt auch über eine Sommerreise. Mitten im Gespräch aber mußten sie abbrechen, um rechtzeitig beim Rendez-vous erscheinen zu können.

* * *

Man traf sich, wie verabredet, bei Helms, gegenüber dem rothen Schloß, besuchte verschiedene Läden, aß bei Hiller und war bei guter Zeit wieder zu Haus. Es war ein gelungenes Beisammensein gewesen, Innstetten herzlich froh, das großstädtische Leben wieder mitmachen und auf sich wirken lassen zu können. Tags darauf, am 1. April, begab er sich in das Kanzlerpalais, um sich einzuschreiben (eine persönliche Gratulation unterließ er aus Rücksicht), und ging dann aufs Ministerium, um sich da zu melden. Er wurde auch angenommen, trotzdem es ein geschäftlich und gesellschaftlich sehr unruhiger Tag war, ja, sah sich seitens seines Chefs durch besonders entgegenkommende Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. „Er wisse, was er an ihm habe und sei sicher, ihr Einvernehmen nie gestört zu sehen."

Auch im Hause gestaltete sich Alles zum Guten. Ein aufrichtiges Bedauern war es für Effi, die Mama, nachdem diese, wie gleich anfänglich vermuthet, fast sechs Wochen lang in Kur gewesen, nach Hohen-Cremmen zurückkehren zu sehen, ein Bedauern, das nur dadurch einigermaßen gemildert wurde, daß sich Johanna denselben Tag noch in Berlin einstellte. Das war immerhin 'was, und wenn die hübsche Blondine dem Herzen Effi's auch nicht ganz so nahe stand wie die ganz selbstsuchtslose und unendlich gutmüthige Roswitha, so war sie doch gleichmäßig angesehen, ebenso bei Innstetten wie bei ihrer jungen Herrin, weil sie sehr geschickt und brauchbar und der Männerwelt gegenüber von einer ausgesprochenen und selbstbewußten Reservirtheit war. Einem Kessiner on dit zu Folge ließen sich die Wurzeln ihrer Existenz auf eine längst pensionirte Größe der Garnison Pasewalk zurückführen, woraus man sich auch ihre vornehme Gesinnung, ihr schönes blondes Haar und die besondere Plastik ihrer Gesammterscheinung erklären wollte. Johanna selbst theilte die Freude, die man allerseits über ihr Eintreffen empfand, und war durchaus einverstanden damit, als Hausmädchen und Jungfer, ganz wie früher, den Dienst bei Effi zu übernehmen, während Roswitha, die der Kristel in beinahe Jahresfrist ihre Kochkünste so ziemlich abgelernt hatte, dem Küchendepartement vorstehen sollte. Annie's Abwartung und Pflege fiel Effi selber zu, worüber Roswitha freilich lachte. Denn sie kannte die jungen Frauen.

Innstetten lebte ganz seinem Dienst und seinem Haus. Er war glücklicher als vordem in Kessin, weil ihm nicht entging, daß Effi sich unbefangener und heiterer gab. Und das konnte sie, weil sie sich freier fühlte. Wohl blickte das Vergangene noch in ihr Leben hinein, aber es ängstigte sie nicht mehr, oder doch um Vieles seltener und vorübergehender, und Alles, was davon noch in ihr nachzitterte, gab ihrer Haltung einen eigenen Reiz. In Jeglichem, was sie that, lag etwas Wehmüthiges, wie eine Abbitte, und es hätte sie glücklich gemacht, dies Alles noch deutlicher zeigen zu können. Aber das verbot sich freilich.

Das gesellschaftliche Leben der großen Stadt war, als sie während der ersten Aprilwochen ihre Besuche machten, noch nicht vorüber, wohl aber im

Erlöschen, und so kam es für sie zu keiner rechten Theilnahme mehr daran. In der zweiten Hälfte des Mai starb es dann ganz hin, und mehr noch als vorher war man glücklich, sich in der Mittagsstunde, wenn Innstetten von seinem Ministerium kam, im Thiergarten treffen oder Nachmittags einen Spaziergang nach dem Charlottenburger Schloßgarten machen zu können. Effi sah sich, wenn sie die lange Front zwischen dem Schloß und den Orangeriebäumen auf und ab schritt, immer wieder die massenhaft dort stehenden römischen Kaiser an, fand eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Nero und Titus, sammelte Tannenäpfel, die von den Trauertannen gefallen waren, und ging dann, Arm in Arm mit ihrem Manne, bis auf das nach der Spree hin einsam gelegene „Belvedere" zu.

„Da drin soll es auch einmal gespukt haben," sagte sie.

„Nein, bloß Geistererscheinungen."

„Das ist dasselbe."

„Ja, zuweilen," sagte Innstetten. „Aber eigentlich ist doch ein Unterschied. Geistererscheinungen werden immer gemacht — wenigstens soll es hier in dem ‚Belvedere' so gewesen sein, wie mir Vetter Briest erst gestern noch erzählte — Spuk aber wird nie gemacht, Spuk ist natürlich."

„Also glaubst Du doch dran?"

„Gewiß glaub' ich dran. Es gibt so 'was. Nur an das, was wir in Kessin davon hatten, glaub' ich nicht recht. Hat Dir denn Johanna schon ihren Chinesen gezeigt?"

„Welchen?"

„Nun, unsern. Sie hat ihn, eh' sie unser altes Haus verließ, oben von der Stuhllehne abgelöst und ihn ins Portemonnaie gelegt. Als ich mir neulich ein Markstück bei ihr wechselte, hab' ich ihn gesehen. Und sie hat es mir auch verlegen bestätigt."

„Ach, Geert, das hättest Du mir nicht sagen sollen. Nun ist doch wieder so 'was in unserm Hause."

„Sag' ihr, daß sie ihn verbrennt."

„Nein, das mag ich auch nicht, und das hilft auch nichts. Aber ich will Roswitha bitten . . ."

„Um was? Ah, ich verstehe schon, ich ahne, was Du vorhast. Die soll ein Heiligenbild kaufen und es dann auch ins Portemonnaie thun. Ist es so 'was?"

Effi nickte.

„Nun, thu' was Du willst. Aber sag' es Niemandem."

Effi meinte dann schließlich, es lieber doch lassen zu wollen, und unter allerhand kleinem Geplauder, in welchem die Reisepläne für den Sommer mehr und mehr Platz gewannen, fuhren sie bis an den großen Stern zurück und gingen dann durch die Corso-Allee und die breite Friedrich-Wilhelmsstraße auf ihre Wohnung zu.

* * *

Sie hatten vor, schon Ende Juli Urlaub zu nehmen und ins bayerische Gebirge zu gehen, wo gerade in diesem Jahre wieder die Oberammergauer

Spiele stattfanden. Es ließ sich aber nicht thun; Geheimrath v. Wüllersdorf, den Innstetten schon von früher her kannte und der jetzt sein Specialcollege war, erkrankte plötzlich, und Innstetten mußte bleiben und ihn vertreten. Erst Mitte August war Alles wieder beglichen und damit die Reisemöglichkeit gegeben; es war aber nun zu spät geworden, um noch nach Oberammergau zu gehen, und so entschied man sich für einen Aufenthalt auf Rügen. „Zunächst natürlich Stralsund, mit Schill, den Du kennst, und mit Scheele, den Du nicht kennst und der den Sauerstoff entdeckte, was man aber nicht zu wissen braucht. Und dann von Stralsund nach Bergen und dem Rugard, von wo man, wie mir Wüllersdorf sagte, die ganze Insel übersehen kann, und dann zwischen dem Großen und Kleinen Jasmunder Bodden hin, bis nach Saßnitz. Denn nach Rügen reisen heißt nach Saßnitz reisen. Binz ginge vielleicht auch noch, aber da sind — ich muß Wüllersdorf noch einmal citiren — so viele kleine Steinchen und Muschelschalen am Strande, und wir wollen doch baden."

Effi war einverstanden mit Allem, was von Seiten Innstetten's geplant wurde, vor Allem auch damit, daß der ganze Hausstand auf vier Wochen aufgelöst werden und Roswitha mit Annie nach Hohen-Cremmen, Johanna aber zu ihrem etwas jüngeren Halbbruder reisen sollte, der bei Pasewalk eine Schneidemühle hatte. So war Alles gut untergebracht. Mit Beginn der nächsten Woche brach man denn auch wirklich auf, und am selben Abende noch war man in Saßnitz. Ueber dem Gasthause stand „Hôtel Fahrenheit". „Die Preise hoffentlich nach Réaumur," setzte Innstetten, als er den Namen las, hinzu, und in bester Laune machten beide noch einen Abendspaziergang an dem Klippenstrande hin und sahen von einem Felsenvorsprung aus auf die stille, vom Mondschein überzitterte Bucht. Effi war entzückt. „Ach, Geert, das ist ja Capri, das ist ja Sorrent. Ja, hier bleiben wir. Aber natürlich nicht im Hôtel; die Kellner sind mir zu vornehm, und man genirt sich, um eine Flasche Sodawasser zu bitten . . ."

„Ja, lauter Attachés. Es wird sich aber wohl eine Privatwohnung finden lassen."

„Denk' ich auch. Und wir wollen gleich morgen danach aussehen."

Schön wie der Abend war der Morgen, und man nahm das Frühstück im Freien. Innstetten empfing etliche Briefe, die schnell erledigt werden mußten, und so beschloß Effi, die für sie frei gewordene Stunde sofort zur Wohnungssuche zu benutzen. Sie ging erst an einer eingepferchten Wiese, dann an Häusergruppen und Haferfeldern vorüber und bog zuletzt in einen Weg ein, der schluchtartig auf das Meer zulief. Da, wo dieser Schluchtenweg den Strand traf, stand ein von hohen Buchen überschattetes Gasthaus, nicht so vornehm wie das Fahrenheit'sche, mehr ein bloßes Restaurant, in dem, der frühen Stunde halber, noch Alles leer war. Effi nahm an einem Aussichtspunkte Platz, und kaum daß sie von dem Sherry, den sie bestellt, genippt hatte, so trat auch schon der Wirth an sie heran, um halb aus Neugier und halb aus Artigkeit ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Es gefällt uns sehr gut hier," sagte sie, „meinem Manne und mir; welch' prächtiger Blick über die Bucht, und wir sind nur in Sorge wegen einer Wohnung."

„Ja, gnädigste Frau, das wird schwer halten . . ."

„Es ist aber schon spät im Jahr . . ."

„Trotzdem. Hier in Saßnitz ist sicherlich nichts zu finden, dafür möcht' ich mich verbürgen; aber weiterhin am Strand, wo das nächste Dorf anfängt, Sie können die Dächer von hier blinken sehen, da möcht' es vielleicht sein."

„Und wie heißt das Dorf?"

„Crampas."

Effi glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Crampas," wiederholte sie mit Anstrengung. „Ich habe den Namen als Ortsnamen nie gehört . . . Und sonst nichts in der Nähe?"

„Nein, gnädigste Frau. Hier herum nichts. Aber höher hinauf, nach Norden zu, da kommen noch wieder Dörfer, und in dem Gasthause, das dicht neben Stubbenkammer liegt, wird man Ihnen gewiß Auskunft geben können. Es werden dort von Solchen, die gerne noch vermiethen wollen, immer Adressen abgegeben."

Effi war froh, das Gespräch allein geführt zu haben, und als sie bald danach ihrem Manne Bericht erstattet und nur den Namen des an Saßnitz angrenzenden Dorfes verschwiegen hatte, sagte dieser: „Nun, wenn es hier herum nichts gibt, so wird es das Beste sein, wir nehmen einen Wagen (wodurch man sich beiläufig einem Hôtel immer empfiehlt) und übersiedeln ohne Weiteres da höher hinauf, nach Stubbenkammer hin. Irgend 'was Idyllisches mit einer Geisblattlaube wird sich ja da wohl finden lassen, und finden wir nichts, so bleibt uns immer noch das Hôtel selbst. Eins ist schließlich wie das andere."

Effi war einverstanden, und gegen Mittag schon erreichten sie das neben Stubbenkammer gelegene Gasthaus, von dem Innstetten eben gesprochen, und bestellten daselbst einen Imbiß. „Aber erst nach einer halben Stunde; wir haben vor, zunächst noch einen Spaziergang zu machen und uns den Herthasee anzusehen. Ein Führer ist doch wohl da?"

Dies wurde bejaht, und ein Mann von mittleren Jahren trat alsbald an unsere Reisenden heran. Er sah so wichtig und feierlich aus, als ob er mindestens ein Adjunct bei dem alten Herthadienst gewesen wäre.

Der von hohen Bäumen umstandene See lag ganz in der Nähe, Binsen säumten ihn ein, und auf der stillen, schwarzen Wasserfläche schwammen zahlreiche Mummeln.

„Es sieht wirklich nach so 'was aus," sagte Effi.

„Ja, gnäd'ge Frau . . . Dessen sind auch noch die Steine Zeugen."

„Welche Steine?"

„Die Opfersteine."

Und während sich das Gespräch in dieser Weise fortsetzte, traten alle Drei vom See her an eine senkrecht abgestochene Kies- und Lehmwand heran, an die sich etliche glatt polirte Steine lehnten, alle mit einer flachen Höhlung und etlichen nach unten laufenden Rinnen.

„Und was bezwecken die?"

„Daß es besser abliefe, gnäd'ge Frau."

„Laß uns gehen," sagte Effi, und den Arm ihres Mannes nehmend, ging sie mit ihm wieder auf das Gasthaus zurück, wo nun, an einer Stelle mit weitem Ausblick auf das Meer, das vorher bestellte Frühstück aufgetragen wurde. Die Bucht lag im Sonnenlichte vor ihnen, einzelne Segelboote glitten darüber hin, und um die benachbarten Klippen haschten sich die Möwen. Es war sehr schön, auch Effi fand es, aber wenn sie dann über die glitzernde Fläche hinweg sah, bemerkte sie nach Süden zu wieder die hell aufleuchtenden Dächer des langgestreckten Dorfes, dessen Name sie heute früh so sehr erschreckt hatte.

Innstetten, wenn auch ohne Wissen und Ahnung dessen, was in ihr vorging, sah doch deutlich, daß es ihr an aller Lust und Freude gebrach. „Es thut mir leid, Effi, daß Du der Sache hier nicht recht froh wirst. Du kannst den Herthasee nicht vergessen und noch weniger die Steine."

Sie nickte. „Es ist so wie Du sagst. Und ich muß Dir bekennen, ich habe nichts in meinem Leben gesehen, was mich so traurig gestimmt hätte. Wir wollen das Wohnungssuchen ganz aufgeben; ich kann hier nicht bleiben."

„Und gestern war es Dir noch der Golf von Neapel und alles mögliche Schöne."

„Ja, gestern."

„Und heute? Heute keine Spur mehr von Sorrent?"

„Eine Spur noch, aber auch nur eine Spur; es ist Sorrent, als ob es sterben wollte."

„Gut dann, Effi," sagte Innstetten und reichte ihr die Hand. „Ich will Dich mit Rügen nicht quälen, und so geben wir's denn auf. Abgemacht. Es ist nicht nöthig, daß wir uns an Stubbenkammer anklammern oder an Saßnitz oder da weiter hinunter. Aber wohin?"

„Ich denke, wir bleiben noch einen Tag und warten das Dampfschiff ab, das, wenn ich nicht irre, morgen von Stettin kommt und nach Kopenhagen hinüberfährt. Da soll es ja so vergnüglich sein, und ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich nach etwas Vergnüglichem sehne. Hier ist mir, als ob ich in meinem ganzen Leben nicht mehr lachen könnte und überhaupt nie gelacht hätte, und Du weißt doch, wie gern ich lache."

Innstetten zeigte sich voll Theilnahme mit ihrem Zustand, und das um so lieber, als er ihr in Vielem Recht gab. Es war wirklich Alles schwermüthig, so schön es war.

Und so warteten sie denn das Stettiner Schiff ab und trafen am dritten Tage in aller Frühe in Kopenhagen ein, wo sie auf Kongens Nytorv Wohnung nahmen. Zwei Stunden später waren sie schon im Thorwaldsen-Museum, und Effi sagte: „Ja, Geert, das ist schön, und ich bin glücklich, daß wir uns hierher auf den Weg gemacht haben." Bald danach gingen sie zu Tisch und machten an der Table d'hôte die Bekanntschaft einer ihnen gegenüber sitzenden jütländischen Familie, deren bildschöne Tochter, Thora v. Penz, ebenso Innstetten's wie Effi's beinah bewundernde Aufmerksamkeit sofort in Anspruch nahm. Effi konnte sich nicht satt sehen an den großen, blauen Augen und dem flachsblonden Haar, und als man sich nach anderthalb Stunden von Tisch erhob, wurde seitens der Penz'schen Familie — die leider, denselben Tag

noch, Kopenhagen wieder verlassen mußte — die Hoffnung ausgesprochen, das junge preußische Paar mit Nächstem in Schloß Aggerhuus (eine halbe Meile vom Limfjord) begrüßen zu dürfen, eine Einladung, die von den Innstettens auch ohne langes Zögern angenommen wurde. So vergingen die Stunden im Hôtel. Aber damit war es nicht genug des Guten an diesem denkwürdigen Tage, von dem Effi denn auch versicherte, daß er im Kalender roth angestrichen werden müsse. Der Abend brachte, das Maß des Glücks voll zu machen, eine Vorstellung im Tivoli-Theater: eine italienische Pantomime, Arlequin und Colombine. Effi war wie berauscht von den kleinen Schelmereien, und als sie spät am Abend nach ihrem Hôtel zurückkehrten, sagte sie: „Weißt Du, Geert, nun fühl ich doch, daß ich allmälig wieder zu mir komme. Von der schönen Thora will ich gar nicht erst sprechen; aber wenn ich bedenke, heute Vormittag Thorwaldsen und heute Abend diese Colombine . . ."

„. . . Die Dir im Grunde doch noch lieber war als Thorwaldsen . . ."

„Offen gestanden, ja. Ich habe nun 'mal den Sinn für dergleichen. Unser gutes Kessin war ein Unglück für mich. Alles fiel mir da auf die Nerven. Rügen beinah auch. Ich denke, wir bleiben noch ein paar Tage hier in Kopenhagen, natürlich mit Ausflug nach Frederiksborg und Helsingör, und dann nach Jütland hinüber; ich freue mich aufrichtig, die schöne Thora wiederzusehen, und wenn ich ein Mann wäre, so verliebte ich mich in sie."

Innstetten lachte. „Du weißt noch nicht, was ich thue."

„Wär' mir schon recht. Dann gibt es einen Wettstreit, und Du sollst sehen, dann hab' ich auch noch meine Kräfte."

„Das brauchst Du mir nicht erst zu versichern."

* * *

So verlief denn auch die Reise. Drüben in Jütland fuhren sie den Limfjord hinauf, bis Schloß Aggerhuus, wo sie drei Tage bei der Penz'schen Familie verblieben, und kehrten dann mit vielen Stationen und kürzeren und längeren Aufenthalten in Viborg, Flensburg, Kiel, über Hamburg (das ihnen ungemein gefiel) in die Heimath zurück — nicht direct nach Berlin in die Keithstraße, wohl aber vorher nach Hohen-Cremmen, wo man sich nun einer wohlverdienten Ruhe hingeben wollte. Für Innstetten bedeutete das nur wenige Tage, da sein Urlaub abgelaufen war, Effi blieb aber noch eine Woche länger und sprach es aus, erst zum dritten October, ihrem Hochzeitstage, wieder zu Haus eintreffen zu wollen.

Annie war in der Landluft prächtig gediehen, und was Roswitha geplant hatte, daß sie der Mama in Stiefelchen entgegen laufen sollte, das gelang auch vollkommen. Briest gab sich als zärtlicher Großvater, warnte vor zu viel Liebe, noch mehr vor zu viel Strenge, und war in Allem der Alte. Eigentlich aber galt all' seine Zärtlichkeit doch nur Effi, mit der er sich in seinem Gemüth immer beschäftigte, zumeist auch wenn er mit seiner Frau allein war.

„Wie findest Du Effi?"

„Lieb und gut wie immer. Wir können Gott nicht genug danken, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Und wie dankbar sie für Alles ist und immer so glücklich, wieder unter unserm Dach zu sein."

„Ja," sagte Briest, „sie hat von dieser Tugend mehr als mir lieb ist. Eigentlich ist es, als wäre dies hier immer noch ihre Heimstätte. Sie hat doch den Mann und das Kind, und der Mann ist ein Juwel und das Kind ist ein Engel, aber dabei thut sie als wäre Hohen-Cremmen immer noch die Hauptsache für sie, und Mann und Kind kämen gegen uns beide nicht an. Sie ist eine prächtige Tochter, aber sie ist es mir zu sehr. Es ängstigt mich ein bißchen. Und ist auch ungerecht gegen Innstetten. Wie steht es denn eigentlich damit?"

„Ja, Briest, was meinst Du?"

„Nun, ich meine, was ich meine, und Du weißt auch 'was. Ist sie glücklich? Oder ist da doch irgend 'was im Wege? Von Anfang an war mir's so, als ob sie ihn mehr schätze als liebe. Und das ist in meinen Augen ein schlimm Ding. Liebe hält auch nicht immer vor, aber Schätzung gewiß nicht. Eigentlich ärgern sich die Weiber, wenn sie wen schätzen müssen; erst ärgern sie sich, und dann langweilen sie sich, und zuletzt lachen sie."

„Hast Du so 'was an Dir selber erfahren?"

„Das will ich nicht sagen. Dazu stand ich nicht hoch genug in der Schätzung. Aber schrauben wir uns nicht weiter, Luise. Sage, wie steht es?"

„Ja, Briest, Du kommst immer wieder auf diese Dinge zurück. Da reicht ja kein Dutzend mal, daß wir darüber gesprochen und unsere Meinungen ausgetauscht haben, und immer bist Du wieder da mit Deinem alles Wissenwollen und fragst dabei so schrecklich naiv, als ob ich in alle Tiefen sähe. Was hast Du nur für Vorstellungen von einer jungen Frau und ganz speciell von Deiner Tochter? Glaubst Du, daß das Alles so plan da liegt? Oder daß ich ein Orakel bin (ich kann mich nicht gleich auf den Namen der Person besinnen) oder daß ich die Wahrheit sofort klipp und klar in Händen halte, wenn mir Effi ihr Herz ausgeschüttet hat? Oder was man wenigstens so nennt. Denn was heißt Herz ausschütten? Das Eigentliche bleibt doch zurück. Sie wird sich hüten, mich in ihre Geheimnisse einzuweihen. Außerdem, ich weiß nicht, von wem sie's hat, sie ist ... ja, sie ist eine sehr schlaue kleine Person, und diese Schlauheit an ihr ist um so gefährlicher, weil sie so sehr liebenswürdig ist."

„Also das gibst Du doch zu ... liebenswürdig. Und auch gut?"

„Auch gut. Das heißt, voll Herzensgüte. Wie's sonst steht, da bin ich mir doch nicht sicher; ich glaube, sie hat einen Zug, den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen und sich zu trösten, er werde wohl nicht allzu streng mit ihr sein."

„Meinst Du?"

„Ja, das mein' ich. Uebrigens glaube ich, daß sich Vieles gebessert hat. Ihr Charakter ist wie er ist, aber die Verhältnisse liegen seit ihrer Uebersiedlung um Vieles günstiger, und sie leben sich mehr und mehr in einander

ein. Sie hat mir so 'was gesagt, und was mir wichtiger ist, ich hab' es auch bestätigt gefunden, mit Augen gesehen."

„Nun, was sagte sie?"

„Sie sagte: Mama, es geht jetzt besser. Innstetten war immer ein vortrefflicher Mann, so einer, wie's nicht viele gibt, aber ich konnte nicht recht an ihn heran, er hatte so 'was Fremdes. Und fremd war er auch in seiner Zärtlichkeit. Ja, dann am meisten; es hat Zeiten gegeben, wo ich mich davor fürchtete."

„Kenn' ich, kenn' ich."

„Was soll das heißen, Briest? Soll ich mich gefürchtet haben oder willst Du Dich gefürchtet haben? Ich finde beides gleich lächerlich . . ."

„Du wolltest von Effi erzählen."

„Nun also, sie gestand mir, daß dies Gefühl des Fremden sie verlassen habe, was sie sehr glücklich mache. Kessin sei nicht der rechte Platz für sie gewesen, das spukige Haus und die Menschen da, die einen zu fromm, die anderen zu platt, aber seit ihrer Uebersiedlung nach Berlin fühle sie sich ganz an ihrem Platz. Er sei der beste Mensch, etwas zu alt für sie und zu gut für sie, aber sie sei nun über den Berg. Sie brauchte diesen Ausdruck, der mir allerdings auffiel."

„Wie so? Er ist nicht ganz auf der Höhe, ich meine der Ausdruck. Aber . . ."

„Es steckt Etwas dahinter. Und sie hat mir das auch andeuten wollen."

„Meinst Du?"

„Ja, Briest; Du glaubst immer, sie könne kein Wasser trüben. Aber darin irrst Du. Sie läßt sich gern treiben, und wenn die Welle gut ist, dann ist sie auch selber gut. Kampf und Widerstand sind nicht ihre Sache."

Roswitha kam mit Annie, und so brach das Gespräch ab.

* * *

Dies Gespräch führten Briest und Frau an demselben Tage, wo Innstetten von Hohen-Cremmen nach Berlin hin abgereist war, Effi auf wenigstens noch eine Woche zurücklassend. Er wußte, daß es nichts Schöneres für sie gab, als so sorglos in einer weichen Stimmung hinträumen zu können, immer freundliche Worte zu hören und die Versicherung, wie liebenswürdig sie sei. Ja, das war das, was ihr vor Allem wohl that, und sie genoß es auch diesmal wieder in vollen Zügen und aufs Dankbarste, trotzdem jede Zerstreuung fehlte; Besuch kam selten, weil es seit ihrer Verheirathung, wenigstens für die junge Welt, an dem rechten Anziehungspunkte gebrach, und selbst die Pfarre und die Schule waren nicht mehr das, was sie noch vor Jahr und Tag gewesen waren. Zumal im Schulhause stand Alles halb leer. Die Zwillinge hatten sich im Frühjahr an zwei Lehrer in der Nähe von Genthin verheirathet, große Doppelhochzeit mit Festbericht im „Anzeiger fürs Havelland", und Hulda war in Friesack zur Pflege einer alten Erbtante, die sich übrigens, wie gewöhnlich in solchen Fällen, um sehr viel langlebiger erwies, als Niemeyers angenommen hatten. Hulda schrieb aber trotzdem immer zufriedene Briefe, nicht weil sie wirklich zufrieden war (im Gegentheil), sondern weil sie den Verdacht nicht

aufkommen lassen wollte, daß es einem so ausgezeichneten Wesen anders als sehr gut ergehen könne. Niemeyer, ein schwacher Vater, zeigte die Briefe mit Stolz und Freude, während der ebenfalls ganz in seinen Töchtern lebende Jahnke sich herausgerechnet hatte, daß beide junge Frauen am selben Tage, und zwar am Weihnachtsheiligabend, ihre Niederkunft halten würden. Effi lachte herzlich und drückte dem Großvater in spe zunächst den Wunsch aus, bei beiden Enkeln zu Gevatter geladen zu werden, ließ dann aber die Familienthemata fallen und erzählte von „Kjöbnhavn" und Helsingör, vom Limfjord und Schloß Aggerhuus, und vor Allem von Thora von Penz, die, wie sie nur sagen könne, „typisch skandinavisch" gewesen sei, blauäugig, flachsen und immer in einer rothen Plüschtaille, wobei sich Jahnke verklärte und einmal über das andere sagte: „Ja, so sind sie; rein germanisch, viel deutscher als die Deutschen."

An ihrem Hochzeitstage, dem dritten October, wollte Effi wieder in Berlin sein. Nun war es der Abend vorher, und unter dem Vorgeben, daß sie packen und Alles zur Rückreise vorbereiten wolle, hatte sie sich schon verhältnißmäßig früh auf ihr Zimmer zurückgezogen. Eigentlich lag ihr aber nur daran, allein zu sein; so gern sie plauderte, so hatte sie doch auch Stunden, wo sie sich nach Ruhe sehnte.

Die von ihr im Oberstock bewohnten Zimmer lagen nach dem Garten hinaus; in dem kleineren schlief Roswitha und Annie, die Thür nur angelehnt, in dem größeren, das sie selber inne hatte, ging sie auf und ab; die unteren Fensterflügel waren geöffnet, und die kleinen, weißen Gardinen bauschten sich in dem Zuge, der ging, und fielen dann langsam über die Stuhllehne, bis ein neuer Zugwind kam und sie wieder frei machte. Dabei war es so hell, daß man die Unterschriften unter den über dem Sopha hängenden und in schmale Goldleisten eingerahmten Bildern deutlich lesen konnte: „Der Sturm auf Düppel, Schanze V", und daneben: „König Wilhelm und Graf Bismarck auf der Höhe von Lipa". Effi schüttelte den Kopf und lächelte. „Wenn ich wieder hier bin, bitt' ich mir andere Bilder aus; ich kann so 'was Kriegerisches nicht leiden." Und nun schloß sie das eine Fenster und setzte sich an das andere, dessen Flügel sie offen ließ. Wie that ihr das Alles so wohl. Neben dem Kirchthurm stand der Mond und warf sein Licht auch auf den Rasenplatz mit der Sonnenuhr und den Heliotropbeeten. Alles schimmerte silbern, und neben den Schattenstreifen lagen weiße Lichtstreifen, so weiß, als läge Leinwand auf der Bleiche. Weiterhin aber standen die hohen Rhabarberstauden wieder, die Blätter herbstlich gelb, und sie mußte des Tages gedenken, nun erst wenig über zwei Jahre, wo sie hier mit Hulda und den Jahnke'schen Mädchen gespielt hatte. Und dann war sie, als der Besuch kam, die kleine Steintreppe neben der Bank hinaufgestiegen, und eine Stunde später war sie Braut.

Sie erhob sich und ging auf die Thür zu und horchte; Roswitha schlief schon und Annie auch.

Und mit einem Male, während sie das Kind so vor sich hatte, traten ungerufen allerlei Bilder aus den Kessiner Tagen wieder vor ihre Seele: das landräthliche Haus mit seinem Giebel und die Veranda mit dem Blick auf

die Plantage, und sie saß im Schaukelstuhl und wiegte sich; und nun trat Crampas an sie heran, um sie zu begrüßen, und dann kam Roswitha mit dem Kinde, und sie nahm es und hob es hoch in die Höhe und küßte es.

„Das war der erste Tag; da fing es an." Und während sie dem nachhing, verließ sie das Zimmer, drin die Beiden schliefen, und setzte sich wieder an das offene Fenster und sah in die stille Nacht hinaus.

„Ich kann es nicht los werden," sagte sie. „Und was das Schlimmste ist und mich ganz irre macht an mir selbst . . ."

In diesem Augenblicke setzte die Thurmuhr drüben ein, und Effi zählte die Schläge.

„Zehn . . . Und morgen um diese Stunde bin ich in Berlin. Und wir sprechen davon, daß unser Hochzeitstag sei, und er sagt mir Liebes und Freundliches und vielleicht Zärtliches. Und ich sitze dabei und höre es und habe die Schuld auf meiner Seele."

Und sie stützte den Kopf auf ihre Hand und starrte vor sich hin und schwieg.

„Und habe die Schuld auf meiner Seele," wiederholte sie. „Ja, da *hab'* ich sie. Aber *lastet* sie auch auf meiner Seele? Nein. Und das ist es, warum ich vor mir selbst erschrecke. Was da lastet, das ist etwas ganz Anderes — Angst, Todesangst und die ewige Furcht: es kommt doch am Ende noch an den Tag. Und dann außer der Angst . . . Scham. Ich schäme mich. Aber wie ich nicht die rechte Reue habe, so hab' ich auch nicht die rechte Scham. Ich schäme mich bloß von wegen dem ewigen Lug und Trug; immer war es mein Stolz, daß ich nicht lügen könne und auch nicht zu lügen brauche, lügen ist so gemein, und nun habe ich doch immer lügen müssen, vor ihm und vor aller Welt, im Großen und im Kleinen, und Rummschüttel hat es gemerkt und hat die Achseln gezuckt, und wer weiß was er von mir denkt, jedenfalls nicht das Beste. Ja, Angst quält mich und dazu Scham über mein Lügenspiel. Aber Scham über meine Schuld, die hab' ich *nicht* oder doch nicht so recht oder doch nicht genug, und das bringt mich um, daß ich sie nicht habe. Wenn alle Weiber so sind, dann ist es schrecklich, und wenn sie nicht so sind, wie ich hoffe, dann steht es schlecht um mich, dann ist Etwas nicht in Ordnung in meiner Seele, dann fehlt mir das richtige Gefühl. Und das hat mir der alte Niemeyer in seinen guten Tagen noch, als ich noch ein halbes Kind war, 'mal gesagt: auf ein richtiges Gefühl, darauf käme es an, und wenn man das habe, dann könne Einem das Schlimmste nicht passiren, und wenn man es nicht habe, dann sei man in einer ewigen Gefahr, und das, was man den Teufel nenne, das habe dann eine sichere Macht über uns. Um Gottes Barmherzigkeit willen, steht es so mit mir."

Und sie legte den Kopf auf ihre Arme und weinte bitterlich.

Als sie sich wieder aufrichtete, war sie ruhiger geworden und sah wieder in den Garten hinaus. Alles war so still, und ein leiser, feiner Ton, wie wenn es regnete, traf von den Platanen her ihr Ohr.

So verging eine Weile. Herüber von der Dorfstraße klang ein Geplärr: der alte Nachtwächter Kulicke rief die Stunden ab, und als er zuletzt schwieg,

vernahm sie von fernher, aber immer näher kommend, das Rasseln des Zuges, der, auf eine halbe Meile Entfernung, an Hohen-Cremmen vorüber fuhr. Dann wurde der Lärm wieder schwächer, endlich erstarb er ganz, und nur der Mondschein lag noch auf dem Grasplatz, und nur auf die Platanen rauschte es nach wie vor wie leiser Regen nieder.

Aber es war nur die Nachtluft, die ging.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Am anderen Abend war Effi wieder in Berlin, und Innstetten empfing sie am Bahnhof, mit ihm Rollo, der, als sie plaudernd durch den Thiergarten hinfuhren, nebenher trabte.

„Ich dachte schon, Du würdest nicht Wort halten."

„Aber Geert, ich werde doch Wort halten, das ist doch das Erste."

„Sage das nicht. Immer Wort halten, ist sehr viel. Und mitunter kann man auch nicht. Denke doch zurück. Ich erwartete Dich damals in Kessin, als Du die Wohnung mietetest, und wer nicht kam, war Effi."

„Ja, das war 'was Anderes."

Sie mochte nicht sagen „ich war krank," und Innstetten hörte drüber hin. Er hatte seinen Kopf auch voll anderer Dinge, die sich auf sein Amt und seine gesellschaftliche Stellung bezogen. „Eigentlich, Effi, fängt unser Berliner Leben nun erst an. Als wir im April hier einzogen, damals ging es mit der Saison auf die Neige, kaum noch daß wir unsere Besuche machen konnten, und Wüllersdorf, der Einzige, dem wir näher standen — nun, der ist leider Junggeselle. Von Juni an schläft dann Alles ein, und die heruntergelassenen Rouleaux verkünden Einem schon auf hundert Schritt ‚Alles ausgeflogen'; ob wahr oder nicht, macht keinen Unterschied . . . Ja, was blieb da noch? Mal mit Vetter Briest sprechen, 'mal bei Hiller essen, das ist kein richtiges Berliner Leben. Aber nun soll es anders werden. Ich habe mir die Namen aller Räthe notirt, die noch mobil genug sind, um ein Haus zu machen. Und wir wollen es auch, wollen auch ein Haus machen, und wenn der Winter dann da ist, dann soll es im ganzen Ministerium heißen: ‚Ja, die liebenswürdigste Frau, die wir jetzt haben, das ist doch die Frau von Innstetten'."

„Ach, Geert, ich kenne Dich ja gar nicht wieder, Du sprichst ja wie ein Courmacher."

„Es ist unser Hochzeitstag, und da mußt Du mir schon 'was zu Gute halten."

* * *

Innstetten war ernsthaft gewillt, auf das stille Leben, das er in seiner landräthlichen Stellung geführt, ein gesellschaftlich angeregteres folgen zu lassen, um seinet- und noch mehr um Effi's willen; es ließ sich aber Anfangs nur schwach und vereinzelt damit an, die rechte Zeit war noch nicht gekommen, und das Beste, was man zunächst von dem neuen Leben hatte, war genau so wie während des zurückliegenden Halbjahres, ein Leben im Hause. Wüllersdorf kam oft, auch Vetter Briest, und waren die da, so schickte man zu Gizicki's

hinauf, einem jungen Ehepaare, das über ihnen wohnte. Gizicki selbst war Landgerichtsrath, seine kluge, aufgeweckte Frau ein Fräulein von Schmettau. Mitunter wurde musicirt, kurze Zeit sogar ein Whist versucht; man gab es aber wieder auf, weil man fand, daß eine Plauderei gemüthlicher wäre. Gizicki's hatten bis vor Kurzem in einer kleinen oberschlesischen Stadt gelebt, und Wüllersdorf war sogar, freilich vor einer Reihe von Jahren, in den verschiedensten kleinen Nestern der Provinz Posen gewesen, weshalb er denn auch den bekannten Spottvers:

Schrimm
Ist schlimm,
Rogasen
Zum Rasen,
Aber weh' Dir nach Samter
Verdammter —

mit ebenso viel Emphase wie Vorliebe zu citiren pflegte. Niemand erheiterte sich dabei mehr als Effi, was dann meistens Veranlassung wurde, kleinstädtische Geschichten in Hülle und Fülle folgen zu lassen. Auch Kessin mit Gieshübler und der Trippelli, mit Oberförster Ring und Sidonie Grasenabb — kam dann wohl an die Reihe, wobei sich Innstetten, wenn er guter Laune war, nicht leicht genug thun konnte. „Ja," so hieß es dann wohl, „unser gutes Kessin! Das muß ich zugeben, es war eigentlich reich an Figuren, obenan Crampas, Major Crampas, ganz Beau und halber Barbarossa, den meine Frau, ich weiß nicht, soll ich sagen unbegreiflicher oder begreiflicher Weise, stark in Affection genommen hatte . . ." — „Sagen wir begreiflicher Weise," warf Wüllersdorf ein, „denn ich nehme an, daß er Ressourcenvorstand war und Komödie spielte, Liebhaber oder Bonvivants. Und vielleicht noch mehr, vielleicht war er auch ein Tenor." Innstetten bestätigte das Eine wie das Andere, und Effi suchte lachend darauf einzugehen, aber es gelang ihr nur mit Anstrengung, und wenn dann die Gäste gingen und Innstetten sich in sein Zimmer zurückzog, um noch einen Stoß Akten abzuarbeiten, so fühlte sie sich immer aufs Neue von den alten Vorstellungen gequält, und es war ihr zu Sinn, als ob ihr ein Schatten nachginge.

Solche Beängstigungen blieben ihr auch. Aber sie kamen doch seltener und schwächer, was bei der Art, wie sich ihr Leben gestaltete, nicht Wunder nehmen konnte. Die Liebe, mit der ihr nicht nur Innstetten, sondern auch fernerstehende Personen begegneten, und nicht zum wenigsten die beinah zärtliche Freundschaft, die die Ministerin, eine selbst noch junge Frau, für sie an den Tag legte — all' das ließ die Sorgen und Aengste zurückliegender Tage sich wenigstens mindern, und als ein zweites Jahr ins Land gegangen war und die Kaiserin bei Gelegenheit einer neuen Stiftung sie mit ausgewählt und in die Zahl der Ehrendamen eingereiht, der alte Kaiser Wilhelm aber auf einem Hofball gnädige, huldvolle Worte an die schöne, junge Frau, „von der er schon gehört habe," gerichtet hatte, da fiel es allmälig von ihr ab. Es war einmal gewesen, aber weit, weit weg, wie auf einem anderen Stern, und Alles löste sich wie ein Nebelbild und wurde Traum.

Die Hohen-Cremmener kamen dann und wann auf Besuch und freuten sich des Glücks der Kinder, Annie wuchs heran — „schön wie die Großmutter," sagte der alte Briest — und wenn es an dem klaren Himmel eine Wolke gab, so war es die, daß es, wie man nun beinahe annehmen mußte, bei Klein-Annie sein Bewenden haben werde; Haus Innstetten (denn es gab nicht einmal Namensvettern) stand also muthmaßlich auf dem Aussterbeetat. Briest, der den Fortbestand anderer Familien obenhin behandelte, weil er eigentlich nur an die Briest's glaubte, scherzte mitunter darüber und sagte: „Ja, Innstetten, wenn das so weiter geht, so wird Annie seiner Zeit wohl einen Banquier heirathen (hoffentlich einen christlichen, wenn's deren dann noch gibt) und mit Rücksicht auf das alte freiherrliche Geschlecht der Innstetten wird dann Seine Majestät Annie's Haute finance-Kinder unter dem Namen ‚von der Innstetten' im Gothaischen Kalender, oder was weniger wichtig ist, in der preußischen Geschichte fortleben lassen" — Ausführungen, die von Innstetten selbst immer mit einer kleinen Verlegenheit, von Frau von Briest mit Achselzucken, von Effi dagegen mit Heiterkeit aufgenommen wurden. Denn so adelsstolz sie war, so war sie's doch nur für ihre Person, und ein eleganter und welterfahrener und vor Allem sehr, sehr reicher Banquierschwiegersohn wäre durchaus nicht gegen ihre Wünsche gewesen.

Ja, Effi nahm die Erbfolgefrage leicht, wie junge, reizende Frauen das thun; als aber eine lange, lange Zeit — sie waren schon im siebenten Jahre in ihrer neuen Stellung — vergangen war, wurde der alte Rummschüttel, der auf dem Gebiete der Gynäkologie nicht ganz ohne Ruf war, durch Frau von Briest doch schließlich zu Rathe gezogen. Er verordnete Schwalbach. Weil aber Effi seit letztem Winter auch an katarrhalischen Affectionen litt und ein paarmal sogar auf Lunge hin behorcht worden war, so hieß es abschließend: „Also zunächst Schwalbach, meine Gnädigste, sagen wir drei Wochen, und dann ebenso lange Ems. Bei der Emser Kur kann aber der Geheimrath zugegen sein. Bedeutet mithin Alles in Allem drei Wochen Trennung. Mehr kann ich für Sie nicht thun, lieber Innstetten."

Damit war man denn auch einverstanden, und zwar sollte Effi, dahin ging ein weiterer Beschluß, die Reise mit einer Geheimräthin Zwicker zusammen machen, wie Briest sagte „zum Schutze dieser Letzteren", worin er nicht ganz Unrecht hatte, da die Zwicker, trotz guter Vierzig, eines Schutzes erheblich bedürftiger war als Effi. Innstetten, der wieder viel mit Vertretung zu thun hatte, beklagte, daß er, von Schwalbach gar nicht zu reden, wahrscheinlich auch auf gemeinschaftliche Tage in Ems werde verzichten müssen. Im Uebrigen wurde der 24. Juni (Johannistag) als Abreisetag festgesetzt, und Roswitha half der gnädigen Frau beim Packen und Aufschreiben der Wäsche. Effi hatte noch immer die alte Liebe für sie, war doch Roswitha die Einzige, mit der sie von all' dem Zurückliegenden, von Kessin und Crampas, von dem Chinesen und Capitän Thomsen's Nichte frei und unbefangen reden konnte.

„Sage, Roswitha, Du bist doch eigentlich katholisch. Gehst Du denn nie zur Beichte?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich bin früher gegangen. Aber das Richtige hab' ich doch nicht gesagt."

„Das ist sehr Unrecht. Dann freilich kann es nicht helfen."

„Ach, gnädigste Frau, bei mir im Dorfe machten es Alle so. Und welche waren, die kicherten bloß."

„Hast Du denn nie empfunden, daß es ein Glück ist, wenn man Etwas auf der Seele hat, daß es 'runter kann?"

„Nein, gnädigste Frau. Angst habe ich wohl gehabt, als mein Vater damals mit dem glühenden Eisen auf mich los kam; ja, das war eine große Furcht, aber weiter war es nichts."

„Nicht vor Gott?"

„Nicht so recht, gnädigste Frau. Wenn man sich vor seinem Vater so fürchtet, wie ich mich gefürchtet habe, dann fürchtet man sich nicht so sehr vor Gott. Ich habe bloß immer gedacht, der liebe Gott sei gut und werde mir armem Wurm schon helfen."

Effi lächelte und brach ab und fand es auch natürlich, daß die arme Roswitha so sprach, wie sie sprach. Sie sagte aber doch: „Weißt Du, Roswitha, wenn ich wiederkomme, müssen wir doch noch 'mal ernstlich drüber reden. Es war doch eigentlich eine große Sünde."

„Das mit dem Kinde, und daß es verhungert ist? Ja, gnädigste Frau, das war es. Aber ich war es ja nicht, das waren ja die Anderen . . . Und dann ist es auch schon so sehr lange her."

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Effi war nun schon in die fünfte Woche fort und schrieb glückliche, beinahe übermüthige Briefe, namentlich seit ihrem Eintreffen in Ems, wo man doch unter Menschen sei, d. h. unter Männern, von denen sich in Schwalbach nur ausnahmsweise was gezeigt habe. Geheimräthin Zwicker, ihre Reisegefährtin, habe freilich die Frage nach dem Kurgemäßen dieser Zuthat aufgeworfen und sich aufs Entschiedenste dagegen ausgesprochen, Alles natürlich mit einem Gesichtsausdrucke, der so ziemlich das Gegentheil versichert habe; die Zwicker sei reizend, etwas frei, wahrscheinlich sogar mit einer Vergangenheit, aber höchst amüsant, und man könne viel, sehr viel von ihr lernen; nie habe sie sich, trotz ihrer fünfundzwanzig, so als Kind gefühlt, wie nach der Bekanntschaft mit dieser Dame. Dabei sei sie so belesen, auch in fremder Literatur, und als sie, Effi, beispielsweise neulich von Nana gesprochen und dabei gefragt habe, „ob es denn wirklich so schrecklich sei," habe die Zwicker geantwortet: „Ach, meine liebe Baronin, was heißt schrecklich? Da gibt es noch ganz Anderes." „Sie schien mich auch," so schloß Effi ihren Brief, „mit diesem ‚Anderen' bekannt machen zu wollen. Ich habe es aber abgelehnt, weil ich weiß, daß Du die Unsitte unserer Zeit aus Diesem und Aehnlichem herleitest, und wohl mit Recht. Leicht ist es mir aber nicht geworden. Dazu kommt noch, daß Ems in einem Kessel liegt. Wir leiden hier außerordentlich unter der Hitze."

Instetten hatte diesen letzten Brief mit getheilten Empfindungen gelesen, etwas erheitert, aber doch auch ein wenig mißmuthig. Die Zwicker war keine Frau für Effi, der nun 'mal ein Zug innewohnte, sich nach links hin treiben zu lassen; er gab es aber auf, irgend was in diesem Sinne zu schreiben, einmal weil er sie nicht verstimmen wollte, mehr noch, weil er sich sagte, daß es doch zu nichts helfen würde. Dabei sah er der Rückkehr seiner Frau mit Sehnsucht entgegen und beklagte des Dienstes nicht bloß „immer gleichgestellte", sondern jetzt, wo jeder Ministerialrath fort war oder fort wollte, leider auch auf Doppelstunden gestellte Uhr.

Ja, Innstetten sehnte sich nach Unterbrechung von Arbeit und Einsamkeit, und verwandte Gefühle hegte man draußen in der Küche, wo Annie, wenn die Schulstunden hinter ihr lagen, ihre Zeit am liebsten verbrachte, was insoweit ganz natürlich war, als Roswitha und Johanna nicht nur das kleine Fräulein in gleichem Maße liebten, sondern auch unter einander nach wie vor auf dem besten Fuße standen. Diese Freundschaft der beiden Mädchen war ein Lieblingsgesprächsstoff zwischen den verschiedenen Freunden des Hauses, und Landgerichtsrath Gizicki sagte dann wohl zu Wüllersdorf: „Ich sehe darin nur eine neue Bestätigung des alten Weisheitssatzes: ‚Laßt fette Leute um mich sein'; — Cäsar war eben ein Menschenkenner und wußte, daß Dinge, wie Behaglichkeit und Umgänglichkeit, eigentlich nur beim Embonpoint sind." Von einem solchen ließ sich denn nun bei beiden Mädchen auch wirklich sprechen, nur mit dem Unterschiede, daß das in diesem Falle nicht gut zu umgehende Fremdwort bei Roswitha schon stark eine Beschönigung, bei Johanna dagegen einfach die zutreffende Bezeichnung war. Diese Letztere durfte man nämlich nicht eigentlich corpulent nennen, sie war nur prall und drall und sah jederzeit mit einer eigenen, ihr übrigens durchaus kleidenden Siegermiene gradlinig und blauäugig über ihre Normalbüste fort. Von Haltung und Anstand getragen, lebte sie ganz in dem Hochgefühl, die Dienerin eines guten Hauses zu sein, wobei sie das Ueberlegenheitsbewußtsein über die halb bäuerisch gebliebene Roswitha in einem so hohen Maße hatte, daß sie, was gelegentlich vorkam, die momentan bevorzugte Stellung dieser nur belächelte. Diese Bevorzugung, — nun ja, wenn's dann 'mal so sein sollte, war eine kleine liebenswürdige Sonderbarkeit der gnädigen Frau, die man der guten alten Roswitha mit ihrer ewigen Geschichte „von dem Vater mit der glühenden Eisenstange" schon gönnen konnte. „Wenn man sich besser hält, so kann dergleichen nicht vorkommen." Das Alles dachte sie, sprach's aber nicht aus. Es war eben ein freundliches Miteinanderleben. Was aber wohl ganz besonders für Frieden und gutes Einvernehmen sorgte, das war der Umstand, daß man sich, nach einem stillen Uebereinkommen, in die Behandlung und fast auch Erziehung Annie's getheilt hatte. Roswitha hatte das poetische Departement, die Märchen- und Geschichtenerzählung, Johanna dagegen das des Anstands, eine Theilung, die hüben und drüben so fest gewurzelt stand, daß Competenzconflicte kaum vorkamen, wobei der Charakter Annie's, die eine ganz entschiedene Neigung hatte, das vornehme Fräulein zu betonen, allerdings

mithalf, das vornehme Fräulein, eine Rolle, bei der sie keine bessere Lehrerin als Johanna haben konnte.

Noch einmal also: Beide Mädchen waren gleichwerthig in Annie's Augen. In diesen Tagen aber, wo man sich auf die Rückkehr Effi's vorbereitete, war Roswitha der Rivalin 'mal wieder um einen Pas voraus, weil ihr, und zwar als etwas ihr Zuständiges, die ganze Begrüßungsangelegenheit zugefallen war. Diese Begrüßung zerfiel in zwei Haupttheile: Guirlande mit Kranz und dann, abschließend, Gedichtvortrag. Kranz und Guirlande, — nachdem man über „W." oder „E. v. J." eine Zeit lang geschwankt, — hatte zuletzt keine sonderlichen Schwierigkeiten gemacht („W.", in Vergißmeinnicht geflochten, war bevorzugt worden), aber eine desto größere Verlegenheit schien die Gedichtfrage heraufbeschwören zu sollen und wäre vielleicht ganz unbeglichen geblieben, wenn Roswitha nicht den Muth gehabt hätte, den von einer Gerichtssitzung heimkehrenden Landgerichtsrath auf der zweiten Treppe zu stellen und ihm mit einem auf einen „Vers" gerichteten Ansinnen muthig entgegenzutreten. Gizicki, ein sehr gütiger Herr, hatte sofort Alles versprochen, und noch am selben Spätnachmittage war seitens seiner Köchin der gewünschte Vers und zwar folgenden Inhalts abgegeben worden:

Mama, wir erwarten Dich lange schon,
Durch Wochen und Tage und Stunden,
Nun grüßen wir Dich von Flur und Balkon
Und haben Kränze gewunden.
Nun lacht Papa voll Freudigkeit,
Denn die gattin- und mutterlose Zeit
Ist endlich von ihm genommen,
Und Roswitha lacht und Johanna dazu,
Und Annie springt aus ihrem Schuh
Und ruft: willkommen, willkommen.

Es versteht sich von selbst, daß die Strophe noch an demselben Abend auswendig gelernt, aber doch nebenher auch auf ihre Schönheit bezw. Nicht-Schönheit kritisch geprüft worden war. Das Betonen von Gattin und Mutter, so hatte sich Johanna geäußert, erscheine zunächst freilich nur in der Ordnung; aber es läge doch auch Etwas darin, was Anstoß erregen könne, und sie persönlich würde sich als „Gattin und Mutter" dadurch verletzt fühlen. Annie, durch diese Bemerkung einigermaßen geängstigt, versprach, das Gedicht am andern Tage der Classenlehrerin vorlegen zu wollen und kam mit dem Bemerken zurück: „Das Fräulein sei mit ‚Gattin und Mutter' durchaus einverstanden, aber desto mehr gegen ‚Roswitha und Johanna' gewesen," — worauf Roswitha erklärt hatte: „Das Fräulein sei eine dumme Gans; das käme davon, wenn man zu viel gelernt habe."

* * *

Es war an einem Mittwoch, daß die Mädchen und Annie das vorstehende Gespräch geführt und den Streit um die bemängelte Zeile beigelegt hatten. Am andern Morgen — ein erwarteter Brief Effi's hatte noch den muthmaßlich erst in den Schluß der nächsten Woche fallenden Ankunftstag

festzustellen — ging Innstetten auf das Ministerium. Jetzt war Mittag heran, die Schule aus, und als Annie, ihre Mappe auf dem Rücken, eben vom Canal her auf die Keithstraße zuschritt, traf sie Roswitha vor ihrer Wohnung.

„Nun laß sehen," sagte Annie, „wer am ehesten von uns die Treppe heraufkommt." Roswitha wollte von diesem Wettlauf nichts wissen, aber Annie jagte voran, gerieth, oben angekommen, ins Stolpern und fiel dabei so unglücklich, daß sie mit der Stirn auf den dicht an der Treppe befindlichen Abkratzer aufschlug und stark blutete. Roswitha, mühevoll nachkeuchend, riß jetzt die Klingel, und als Johanna das etwas verängstigte Kind hineingetragen hatte, berathschlagte man, was nun wohl zu machen sei. „Wir wollen nach dem Doctor schicken, . . . wir wollen nach dem gnädigen Herrn schicken . . . des Portiers Lene muß ja jetzt auch aus der Schule wieder da sein." Es wurde aber Alles wieder verworfen, weil es zu lange dauere, man müsse gleich 'was thun, und so packte man denn das Kind aufs Sopha und begann, mit kaltem Wasser zu kühlen. Alles ging auch gut, so daß man sich zu beruhigen begann. „Und nun wollen wir sie verbinden," sagte schließlich Roswitha. „Da muß ja noch die lange Binde sein, die die gnädige Frau letzten Winter zuschnitt, als sie sich auf dem Eise den Fuß verknickt hatte . . ." „Freilich, freilich," sagte Johanna, „bloß wo die Binde hernehmen? . . . Richtig, da fällt mir ein, die liegt im Nähtisch. Er wird wohl zu sein, aber das Schloß ist eine Spielerei; holen Sie nur das Stemmeisen, Roswitha, wir wollen den Deckel aufbrechen." Und nun wuchteten sie auch wirklich den Deckel ab und begannen, in den Fächern umherzukramen, oben und unten, die zusammengerollte Binde jedoch wollte sich nicht finden lassen. „Ich weiß aber doch, daß ich sie geseh'n habe," sagte Roswitha, und während sie halb ärgerlich immer weiter suchte, flog Alles, was ihr dabei zu Händen kam, auf das breite Fensterbrett: Nähzeug, Nadelkissen, Rollen mit Zwirn und Seide, kleine vertrocknete Veilchensträußchen, Karten, Billets, zuletzt ein kleines Convolut von Briefen, das unter dem dritten Einsatz gelegen hatte, ganz unten, mit einem rothen Seidenfaden umwickelt. Aber die Binde hatte man noch immer nicht.

In diesem Augenblicke trat Innstetten ein.

„Gott," sagte Roswitha und stellte sich erschreckt neben das Kind. „Es ist nichts, gnädiger Herr; Annie ist auf das Kratzeisen gefallen . . . Gott, Gott, was wird die gnädige Frau sagen. Und doch ist es ein Glück, daß sie nicht mit dabei war."

Innstetten hatte mittlerweile die vorläufig aufgelegte Compresse fortgenommen und sah, daß es ein tiefer Riß, sonst aber ungefährlich war. „Es ist nicht schlimm," sagte er; „trotzdem, Roswitha, wir müssen seh'n, daß Rummschüttel kommt. Lene kann ja geh'n, die wird jetzt Zeit haben. Aber was in aller Welt ist denn das da mit dem Nähtisch?"

Und nun erzählte Roswitha, wie sie nach der gerollten Binde gesucht hätten; aber sie woll' es nun aufgeben und lieber eine neue Leinwand schneiden.

Innstetten war einverstanden und setzte sich, als bald danach beide Mädchen das Zimmer verlassen hatten, zu dem Kinde. „Du bist so wild, Annie, das hast Du von der Mama. Immer wie ein Wirbelwind. Aber dabei kommt nichts heraus oder höchstens so 'was.“ Und er wies auf die Wunde und gab ihr einen Kuß. „Du hast aber nicht geweint, das ist brav, und darum will ich Dir die Wildheit verzeihen . . . Ich denke, der Doctor wird in einer Stunde hier sein; thu' nur Alles, was er sagt, und wenn er Dich verbunden hat, so zerre nicht und rücke und drücke nicht dran, dann heilt es schnell, und wenn die Mama dann kommt, dann ist Alles wieder in Ordnung oder doch beinah'. Ein Glück ist es aber doch, daß es noch bis nächste Woche dauert, Ende nächster Woche, so schreibt sie mir; eben habe ich einen Brief von ihr bekommen; sie läßt Dich grüßen und freut sich, Dich wiederzuseh'n.“

„Du könntest mir den Brief eigentlich vorlesen, Papa.“

„Das will ich gern.“

Aber eh' er dazu kam, kam Johanna, um zu sagen, daß das Essen aufgetragen sei. Annie, trotz ihrer Wunde, stand mit auf, und Vater und Tochter setzten sich zu Tisch.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Innstetten und Annie saßen sich eine Weile stumm gegenüber; endlich als ihm die Stille peinlich wurde, that er ein paar Fragen über die Schulvorsteherin und welche Lehrerin sie eigentlich am liebsten habe. Annie antwortete auch, aber ohne rechte Lust, weil sie fühlte, daß Innstetten wenig bei der Sache war. Es wurde erst besser, als Johanna, nach dem zweiten Gericht, ihrem Anniechen zuflüsterte, es gäbe noch was. Und wirklich, die gute Roswitha, die dem Liebling an diesem Unglückstage was schuldig zu sein glaubte, hatte noch ein Uebriges gethan und sich zu einer Omelette mit Apfelschnitten aufgeschwungen.

Annie wurde bei diesem Anblicke denn auch etwas redseliger, und ebenso zeigte sich Innstetten's Stimmung gebessert, als es gleich danach klingelte und Geheimrath Rummschüttel eintrat. Ganz zufällig. Er sprach nur vor, ohne jede Ahnung, daß man nach ihm geschickt und um seinen Besuch gebeten habe. Mit den aufgelegten Compressen war er zufrieden. „Lassen Sie noch etwas Bleiwasser holen und Annie morgen zu Hause bleiben. Ueberhaupt Ruhe.“ Dann frug er noch nach der gnädigen Frau und wie die Nachrichten aus Ems seien; er werde den anderen Tag wieder kommen und nachsehen.

* * *

Als man von Tisch aufgestanden und in das nebenan gelegene Zimmer — dasselbe, wo man mit so viel Eifer und doch vergebens nach dem Verbandstück gesucht hatte —, eingetreten war, wurde Annie wieder auf das Sopha gebettet. Johanna kam und setzte sich zu dem Kinde, während Innstetten die zahllosen Dinge, die bunt durcheinander gewürfelt noch auf dem Fensterbrett

umherlagen, wieder in den Nähtisch einzuräumen begann. Dann und wann wußte er sich nicht recht Rath und mußte fragen.

„Wo haben die Briefe gelegen, Johanna?"

„Ganz zu unterst", sagte diese „hier in diesem Fach."

Und während so Frage und Antwort ging, betrachtete Innstetten etwas aufmerksamer als vorher das kleine, mit einem rothen Faden zusammengebundene Paket, das mehr aus einer Anzahl zusammengelegter Zettel, als aus Briefen zu bestehen schien. Er fuhr, als wäre es ein Spiel Karten, mit dem Daumen und Zeigefinger an der Seite des Päckchens hin und einige Zeilen, eigentlich nur vereinzelte Worte, flogen dabei an seinem Auge vorüber. Von deutlichem Erkennen konnte keine Rede sein, aber es kam ihm doch so vor, als habe er die Schriftzüge schon irgend wo gesehen. Ob er nachsehen solle?

„Johanna, Sie könnten uns den Kaffee bringen. Annie trinkt auch eine halbe Tasse. Der Doctor hat's nicht verboten, und was nicht verboten ist, ist erlaubt."

Als er das sagte, wand er den rothen Faden ab und ließ, während Johanna das Zimmer verließ, den ganzen Inhalt des Päckchens rasch durch die Finger gleiten. Nur zwei, drei Briefe waren adressirt: „An Frau Landrath von Innstetten." Er erkannte jetzt auch die Handschrift; es war die des Majors. Innstetten wußte nichts von einer Correspondenz zwischen Crampas und Effi, und in seinem Kopfe begann sich Alles zu drehen. Er steckte das Paket zu sich und ging in sein Zimmer zurück. Etliche Minuten später und Johanna, zum Zeichen, daß der Kaffee da sei, klopfte leis an die Thür. Innstetten antwortete auch, aber dabei blieb es; sonst Alles still. Erst nach einer Viertelstunde hörte man wieder sein Auf- und Abschreiten auf dem Teppich. „Was nur Papa hat?" sagte Johanna zu Annie. „Der Doctor hat ihm doch gesagt, es sei nichts."

* * *

Das Auf- und Abschreiten nebenan wollte kein Ende nehmen. Endlich erschien Innstetten wieder im Nebenzimmer und sagte: „Johanna, achten Sie auf Annie und daß sie ruhig auf dem Sopha bleibt. Ich will eine Stunde gehen oder vielleicht zwei."

Dann sah er das Kind aufmerksam an und entfernte sich.

„Hast Du gesehen, Johanna, wie Papa aussah?"

„Ja, Annie. Er muß einen großen Aerger gehabt haben. Er war ganz blaß. So hab ich ihn noch nie gesehen."

Es vergingen Stunden. Die Sonne war schon unter, und nur ein rother Widerschein lag noch über den Dächern drüben, als Innstetten wieder zurück kam. Er gab Annie die Hand, fragte wie's ihr gehe und ordnete dann an, daß ihm Johanna die Lampe in sein Zimmer bringe. Die Lampe kam auch. In dem grünen Schirm befanden sich halb durchsichtige Ovale mit Photographien, allerlei Bildnisse seiner Frau, die noch in Kessin, damals als man den Wichert'schen „Schritt vom Wege" aufgeführt hatte, für die verschiedenen Mitspielenden angefertigt waren. Innstetten drehte den Schirm langsam von links

nach rechts und musterte jedes einzelne Bildniß. Dann ließ er davon ab, öffnete, weil er es schwül fand, die Balkonthür und nahm schließlich das Briefpaket wieder zur Hand. Es schien, daß er, gleich beim ersten Durchsehen, ein paar davon ausgewählt und obenauf gelegt hatte. Diese las er jetzt noch einmal mit halblauter Stimme.

„Sei heute Nachmittag wieder in den Dünen, hinter der Mühle. Bei der alten Adermann können wir uns ruhig sprechen, das Haus ist abgelegen genug. Du mußt Dich nicht um Alles so bangen. Wir haben auch ein Recht. Und wenn Du Dir das eindringlich sagst, wird, denk ich, alle Furcht von Dir abfallen. Das Leben wäre nicht des Lebens werth, wenn das alles gelten sollte, was zufällig gilt. Alles Beste liegt jenseits davon. Lerne Dich daran freuen."

„. . . Fort, so schreibst Du, Flucht. Unmöglich. Ich kann meine Frau nicht im Stich lassen, zu allem Andern auch noch in Noth. Es geht nicht, und wir müssen es leicht nehmen, sonst sind wir arm und verloren. Leichtsinn ist das Beste, was wir haben. Alles ist Schicksal. Es hat so sein sollen. Und möchtest Du, daß es anders wäre, daß wir uns nie gesehen hätten?"

„Dann kam der dritte Brief.

„. . . Sei heute noch einmal an der alten Stelle. Wie sollen meine Tage hier verlaufen ohne Dich! In diesem öden Nest. Ich bin außer mir, und nur darin hast Du Recht: es ist die Rettung, und wir müssen schließlich doch die Hand segnen, die diese Trennung über uns verhängt."

Innstetten hatte die Briefe kaum wieder bei Seite geschoben, als draußen die Klingel ging. Gleich danach meldete Johanna: „Geheimrath Wüllersdorf."

Wüllersdorf trat ein und sah auf den ersten Blick, daß etwas vorgefallen sein müsse.

„Pardon, Wüllersdorf," empfing ihn Innstetten, „daß ich Sie gebeten habe, noch gleich heute bei mir vorzusprechen. Ich störe Niemand gern in seiner Abendruhe, am wenigsten einen geplagten Ministerialrath. Es ging aber nicht anders. Ich bitte Sie, machen Sie sich's bequem. Und hier eine Cigarre."

Wüllersdorf setzte sich. Innstetten ging wieder auf und ab und wäre bei der ihn verzehrenden Unruhe gern in Bewegung geblieben, sah aber, daß das nicht gehe. So nahm er denn auch seinerseits eine Cigarre, setzte sich Wüllersdorf gegenüber und versuchte ruhig zu sein.

„Es ist," begann er, „um zweier Dinge willen, daß ich Sie habe bitten lassen: erst um eine Forderung zu überbringen und zweitens um hinterher, in der Sache selbst, mein Secundant zu sein; das eine ist nicht angenehm und das andere noch weniger. Und nun Ihre Antwort."

„Sie wissen, Innstetten, Sie haben über mich zu verfügen. Aber eh' ich die Sache kenne, verzeihen Sie mir die naive Vorfrage: muß es sein? Wir sind doch über die Jahre weg, Sie, um die Pistole in die Hand zu nehmen, und ich, um dabei mitzumachen. Indessen mißverstehen Sie mich nicht, Alles

dies soll kein „nein“ sein. Wie könnte ich Ihnen etwas abschlagen. Aber nun sagen Sie, was ist es?“

„Es handelt sich um einen Galan meiner Frau, der zugleich mein Freund war oder doch beinah.“

Wüllersdorf sah Innstetten an. „Innstetten, das ist nicht möglich.“

„Es ist mehr als möglich, es ist gewiß. Lesen Sie.“

Wüllersdorf flog drüber hin. „Die sind an Ihre Frau gerichtet?“

„Ja. Ich fand sie heut in ihrem Nähtisch.“

„Und wer hat sie geschrieben?“

„Major Crampas.“

„Also Dinge, die sich abgespielt, als Sie noch in Kessin waren?“

Innstetten nickte.

„Liegt also sechs Jahre zurück oder noch ein halb Jahr länger.“

„Ja.“

Wüllersdorf schwieg. Nach einer Weile sagte Innstetten: „Es sieht fast so aus, Wüllersdorf, als ob die sechs oder sieben Jahre einen Eindruck auf Sie machten. Es gibt eine Verjährungstheorie, natürlich, aber ich weiß doch nicht, ob wir hier einen Fall haben, diese Theorie gelten zu lassen.“

„Ich weiß es auch nicht,“ sagte Wüllersdorf. „Und ich bekenne Ihnen offen, um diese Frage scheint sich hier Alles zu drehen.“

Innstetten sah ihn groß an. „Sie sagen das in vollem Ernst?“

„In vollem Ernst. Es ist keine Sache, sich in jeu d'esprit oder in dialektischen Spitzfindigkeiten zu versuchen.“

„Ich bin neugierig, wie Sie das meinen. Sagen Sie mir offen, wie stehen Sie dazu?“

„Innstetten, Ihre Lage ist furchtbar, und Ihr Lebensglück ist hin. Aber wenn Sie den Liebhaber todtschießen, ist Ihr Lebensglück so zu sagen doppelt hin, und zu dem Schmerz über empfangenes Leid kommt noch der Schmerz über gethanes Leid. Alles dreht sich um die Frage, müssen Sie's durchaus thun? Fühlen Sie sich so verletzt, beleidigt, empört, daß einer weg muß, er oder Sie? Steht es so?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie müssen es wissen.“

Innstetten war aufgesprungen, trat ans Fenster und tippte voll nervöser Erregung an die Scheiben. Dann wandte er sich rasch wieder, ging auf Wüllersdorf zu und sagte: „Nein, so steht es nicht.“

„Wie steht es dann?“

„Es steht so, daß ich unendlich unglücklich bin; ich bin gekränkt, schändlich hintergangen, aber trotzdem, ich bin ohne jedes Gefühl von Haß oder gar von Durst nach Rache. Und wenn ich mich frage, warum nicht? so kann ich zunächst nichts Anderes finden, als die Jahre. Man spricht immer von unsühnbarer Schuld; vor Gott ist es gewiß falsch, aber vor den Menschen auch. Ich hätte nie geglaubt, daß die Zeit, rein als Zeit, so wirken könne. Und dann als Zweites: ich liebe meine Frau, ja, seltsam zu sagen, ich liebe sie noch, und so furchtbar ich Alles finde, was geschehen, ich bin so sehr im Bann

ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eignen heitren Charmes, daß ich mich, mir selbst zum Trotz, in meinem letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt fühle."

Wüllersdorf nickte. „Kann ganz folgen, Innstetten, würde mir vielleicht ebenso gehen. Aber wenn Sie so zu der Sache stehen und mir sagen: ‚Ich liebe diese Frau so sehr, daß ich ihr Alles verzeihen kann;' und wenn wir dann das Andere hinzunehmen, daß Alles weit, weit zurückliegt, wie ein Geschehniß auf einem anderen Stern, ja, wenn es so liegt, Innstetten, so frage ich, wozu die ganze Geschichte?"

„Weil es trotzdem sein muß. Ich habe mir's hin und her überlegt. Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging' es, in Einsamkeit zu leben, so könnt' ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies „rechte Glück", und ich würde es auch müssen und — auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man einen Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht nothwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiter existiren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, Alles zu beurtheilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen, geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt thun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Vorlesung halte, die schließlich doch nur sagt, was sich Jeder selber hundertmal gesagt hat. Aber freilich, wer kann was Neues sagen! Also noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisirende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung. Ich habe keine Wahl. Ich muß."

„Ich weiß doch nicht, Innstetten . . ."

Innstetten lächelte. „Sie sollen selbst entscheiden, Wüllersdorf. Es ist jetzt zehn Uhr. Vor sechs Stunden, diese Concession will ich Ihnen vorweg machen, hatt' ich das Spiel noch in der Hand, konnt' ich noch das Eine und noch das Andere, da war noch ein Ausweg. Jetzt nicht mehr, jetzt stecke ich in einer Sackgasse. Wenn Sie wollen, so bin ich selber Schuld daran; ich hätte mich besser beherrschen und bewachen, Alles in mir verbergen, Alles im eigenen Herzen auskämpfen sollen. Aber es kam mir zu plötzlich, zu stark, und so kann ich mir kaum einen Vorwurf machen, meine Nerven nicht geschickter in Ordnung gehalten zu haben. Ich ging zu Ihnen und schrieb Ihnen einen Zettel, und damit war das Spiel aus meiner Hand. Von dem Augenblicke an hatte mein Unglück und, was schwerer wiegt, der Fleck auf meiner Ehre einen halben Mitwisser, und nach den ersten Worten, die wir hier gewechselt, hat es einen ganzen. Und weil dieser Mitwisser da ist, kann ich nicht mehr zurück."

„Ich weiß doch nicht," wiederholte Wüllersdorf. „Ich mag nicht gerne zu der alten abgestandenen Phrase greifen, aber doch läßt sich's nicht besser sagen: Innstetten, es ruht Alles in mir wie in einem Grabe."

„Ja, Wüllersdorf, so heißt es immer. Aber es gibt keine Verschwiegenheit. Und wenn Sie's wahr machen und gegen Andere die Verschwiegenheit selber sind, so wissen Sie es, und es rettet mich nicht vor Ihnen, daß Sie mir eben Ihre Zustimmung ausgedrückt und mir sogar gesagt haben: ich kann Ihnen in Allem folgen. Ich bin, und dabei bleibt es, von diesem Augenblicke an ein Gegenstand Ihrer Theilnahme (schon nicht etwas sehr Angenehmes), und jedes Wort, das Sie mich mit meiner Frau wechseln hören, unterliegt Ihrer Controle, Sie mögen wollen oder nicht, und wenn meine Frau von Treue spricht oder, wie Frauen thun, über eine andere zu Gericht sitzt, so weiß ich nicht, wo ich mit meinen Blicken hin soll. Und ereignet sich's gar, daß ich in irgend einer ganz alltäglichen Beleidigungssache zum Guten rede, „weil ja der dolus fehle" oder so was Aehnliches, so geht ein Lächeln über Ihr Gesicht, oder es zuckt wenigstens darin, und in Ihrer Seele klingt es: „der gute Innstetten, er hat doch eine wahre Passion, alle Beleidigungen auf ihren Beleidigungsgehalt chemisch zu untersuchen, und das richtige Quantum Stickstoff findet er nie. Er ist noch nie an einer Sache erstickt . . . Habe ich Recht, Wüllersdorf, oder nicht?"

Wüllersdorf war aufgestanden. „Ich finde es furchtbar, daß Sie Recht haben, aber Sie haben Recht. Ich quäle Sie nicht länger mit meinem ‚muß es sein'. Die Welt ist einmal wie sie ist, und die Dinge verlaufen nicht wie wir wollen, sondern wie die Andern wollen. Das mit dem ‚Gottesgericht', wie Manche hochtrabend versichern, ist freilich ein Unsinn, nichts davon, umgekehrt unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, so lange der Götze gilt."

Innstetten nickte.

Sie blieben noch eine Viertelstunde mit einander, und es wurde festgestellt, Wüllersdorf solle noch denselben Abend abreisen. Ein Nachtzug ging um Zwölf.

Dann trennten sie sich mit einem kurzen: „Auf Wiedersehen in Kessin."

Achtundzwanzigstes Capitel.

Am andern Abend, wie verabredet, reiste Innstetten. Er benutzte denselben Zug, den am Tage vorher Wüllersdorf benutzt hatte und war bald nach fünf Uhr früh auf der Bahnstation, von wo der Weg nach Kessin links abzweigte. Wie immer, so lange die Saison dauerte, ging, auch heute, gleich nach Eintreffen des Zuges das mehrerwähnte Dampfschiff, dessen erstes Läuten Innstetten schon hörte, als er die letzten Stufen der vom Bahndamm hinabführenden Treppe erreicht hatte. Der Weg bis zur Anlegestelle war keine drei Minuten; er schritt darauf zu und begrüßte den Capitän, der etwas verlegen war, also im Laufe des gestrigen Tages von der ganzen Sache schon gehört haben mußte, und nahm dann seinen Platz in Nähe des Steuers.

Gleich danach löste sich das Schiff von dem Brückensteg los; das Wetter war herrlich, helle Morgensonne, nur wenig Passagiere an Bord. Innstetten gedachte des Tages, als er, mit Effi von der Hochzeitsreise zurückkehrend, hier am Ufer der Kessine hin in offenem Wagen gefahren war, — ein grauer Novembertag damals, aber er selber froh im Herzen; nun hatte sich's verkehrt: das Licht lag draußen, und der Novembertag war in ihm. Viele, viele Male war er dann des Weges hier gekommen, und der Frieden, der sich über die Felder breitete, das Zuchtvieh in den Koppeln, das aufhorchte, wenn er vorüberfuhr, die Leute bei der Arbeit, die Fruchtbarkeit der Aecker, das alles hatte seinem Sinne wohlgethan, und jetzt, in hartem Gegensatz dazu, war er froh, als etwas Gewölk heranzog und den lachenden blauen Himmel leise zu trüben begann. So fuhren sie den Fluß hinab, und bald, nachdem sie die prächtige Wasserfläche das „Breitling" passirt, kam der Kessiner Kirchthurm in Sicht und gleich danach auch das Bollwerk und die lange Häuserreihe mit Schiffen und Booten davor. Und nun waren sie heran. Innstetten verabschiedete sich von dem Capitän und schritt auf den Steg zu, den man, bequemeren Aussteigens halber, herangerollt hatte. Wüllersdorf war schon da. Beide begrüßten sich, ohne zunächst ein Wort zu sprechen, und gingen dann, quer über den Damm, auf den Hoppensack'schen Gasthof zu, wo sie unter einem Zeltdach Platz nahmen.

„Ich habe mich gestern früh hier einquartiert," sagte Wüllersdorf, der nicht gleich mit den Sachlichkeiten beginnen wollte. „Wenn man bedenkt, daß Kessin ein Nest ist, ist es erstaunlich, ein so gutes Hôtel hier zu finden. Ich bezweifle nicht, daß mein Freund, der Oberkellner, drei Sprachen spricht; seinem Scheitel und seiner ausgeschnittnen Weste nach können wir dreist auf vier rechnen . . . Jean, bitte, wollen Sie uns Kaffee und Cognac bringen."

Innstetten begriff vollkommen, warum Wüllersdorf diesen Ton anschlug, war auch damit einverstanden, konnte aber seiner Unruhe nicht ganz Herr werden und zog unwillkürlich die Uhr.

„Wir haben Zeit," sagte Wüllersdorf. „Noch anderthalb Stunden oder doch beinah. Ich habe den Wagen auf 8¼ bestellt; wir fahren nicht länger als zehn Minuten."

„Und wo?"

„Crampas schlug erst ein Waldeck vor, gleich hinter dem Kirchhof. Aber dann unterbrach er sich und sagte: ‚Nein, da nicht.' Und dann haben wir uns über eine Stelle zwischen den Dünen geeinigt. Hart am Strand; die vorderste Düne hat einen Einschnitt, und man sieht aufs Meer."

Innstetten lächelte. „Crampas scheint sich einen Schönheitspunkt ausgesucht zu haben. Er hatte immer die Allüren dazu. Wie benahm er sich?"

„Wundervoll."

„Uebermüthig? frivol?"

„Nicht das Eine und nicht das Andere. Ich bekenne Ihnen offen, Innstetten, daß es mich erschütterte. Als ich Ihren Namen nannte, wurde er todtenblaß und rang nach Fassung, und um seine Mundwinkel sah ich ein Zittern. Aber all' das dauerte nur einen Augenblick, dann hatte er sich wieder ge-

faßt, und von da ab war Alles an ihm wehmüthige Resignation. Es ist mir ganz sicher, er hat das Gefühl, aus der Sache nicht heil herauszukommen, und will auch nicht. Wenn ich ihn richtig beurtheile, er lebt gern und ist zugleich gleichgültig gegen das Leben. Er nimmt Alles mit und weiß doch, daß es nicht viel damit ist."

„Wer wird ihm secundieren? Oder sag' ich lieber, wen wird er mitbringen?"

„Das war, als er sich wieder gefunden hatte, seine Hauptsorge. Er nannte zwei, drei Adlige hier aus der Nähe, ließ sie dann aber wieder fallen, sie seien zu alt und zu fromm, er werde nach Treptow hin telegraphiren an seinen Freund Buddenbrook. Und der ist auch gekommen, famoser Mann, schneidig und doch zugleich wie ein Kind. Er konnte sich nicht beruhigen und ging in größter Erregung auf und ab. Aber als ich ihm Alles gesagt hatte, sagte er grade so wie wir: „Sie haben Recht, es muß sein!"

Der Kaffee kam. Man nahm eine Cigarre, und Wüllersdorf war wieder darauf aus, das Gespräch auf mehr gleichgültige Dinge zu lenken.

„Ich wundere mich, daß keiner von den Kessinern sich einfindet, Sie zu begrüßen. Ich weiß doch, daß Sie sehr beliebt gewesen sind. Und nun gar Ihr Freund Gieshübler . . ."

Innstetten lächelte. „Da verkennen Sie die Leute hier an der Küste; halb sind es Philister und halb Pfiffici, nicht sehr nach meinem Geschmack; aber eine Tugend haben sie, sie sind alle sehr manierlich. Und nun gar mein alter Gieshübler. Natürlich weiß Jeder, um was sich's handelt, aber eben deshalb hütet man sich, den Neugierigen zu spielen."

In diesem Augenblicke wurde von links her ein zurückgeschlagener Chaisewagen sichtbar, der, weil es noch vor der bestimmten Zeit war, langsam herankam.

„Ist das unser?" fragte Innstetten.

„Muthmaßlich."

Und gleich danach hielt der Wagen vor dem Hôtel, und Innstetten und Wüllersdorf erhoben sich.

Wüllersdorf trat an den Kutscher heran und sagte: „Nach der Mole."

Die Mole lag nach der entgegengesetzten Strandseite, rechts statt links, und die falsche Weisung wurde nur gegeben, um etwaigen Zwischenfällen, die doch immerhin möglich waren, vorzubeugen. Im Uebrigen, ob man sich nun weiter draußen nach rechts oder links zu halten vor hatte, durch die Plantage mußte man jedenfalls, und so führte denn der Weg unvermeidlich an Innstetten's alter Wohnung vorüber. Das Haus lag noch stiller da als früher; ziemlich vernachlässigt sah's in den Parterreräumen aus; wie mocht es erst da oben sein! Und das Gefühl des Unheimlichen, das Innstetten an Effi so oft bekämpft oder auch wohl belächelt hatte, jetzt überkam es ihn selbst, und er war froh, als sie dran vorüber waren.

„Da hab' ich gewohnt," sagte er zu Wüllersdorf.

„Es sieht sonderbar aus, etwas öd' und verlassen."

„Mag auch wohl. In der Stadt galt es als ein Spukhaus, und wie's heute da liegt, kann ich den Leuten nicht Unrecht geben."

„Was war es denn damit?"

„Ach, dummes Zeug: alter Schiffscapitän mit Enkelin oder Nichte, die eines schönen Tages verschwand, und dann ein Chinese, der vielleicht ein Liebhaber war, und auf dem Flur ein kleiner Haifisch und ein Krokodil, beides an Strippen und immer in Bewegung. Wundervoll zu erzählen, aber nicht jetzt. Es spukt einem doch allerhand Anderes im Kopf."

„Sie vergessen, es kann auch Alles glatt ablaufen."

„Darf nicht. Und vorhin, Wüllersdorf, als Sie von Crampas sprachen, sprachen Sie selber anders davon."

Bald danach hatte man die Plantage passirt, und der Kutscher wollte jetzt rechts einbiegen auf die Mole zu. „Fahren Sie lieber links. Das mit der Mole kann nachher kommen."

Und der Kutscher bog links in eine breite Fahrstraße ein, die hinter dem Herrenbade grad auf den Wald zulief. Als sie bis auf dreihundert Schritt an diesen heran waren, ließ Wüllersdorf den Wagen halten, und beide gingen nun, immer durch mahlenden Sand hin, eine ziemlich breite Fahrstraße hinunter, die die hier dreifache Dünenreihe senkrecht durchschnitt. Ueberall zur Seite standen dichte Büschel von Strandhafer, um diesen herum aber Immortellen und ein paar blutrothe Nelken. Innstetten bückte sich und steckte sich eine der Nelken ins Knopfloch. „Die Immortellen nachher."

So gingen sie fünf Minuten. Als sie bis an die ziemlich tiefe Senkung gekommen waren, die zwischen den zwei vordersten Dünenreihen hinlief, sahen sie, nach links hin, schon die Gegenpartei: Crampas und Buddenbrook und mit ihnen den guten Dr. Hannemann, der seinen Hut in der Hand hielt, so daß das weiße Haar im Winde flatterte.

Innstetten und Wüllersdorf gingen die Sandschlucht hinauf, Buddenbrook kam ihnen entgegen. Man begrüßte sich, worauf beide Secundanten bei Seite traten, um noch ein kurzes sachliches Gespräch zu führen. Es lief darauf hinaus, daß man a tempo avanciren und auf zehn Schritt Distance feuern solle. Dann kehrte Buddenbrook an seinen Platz zurück; Alles erledigte sich rasch, und die Schüsse fielen. Crampas stürzte.

Innstetten, einige Schritt zurücktretend, wandte sich ab von der Scene. Wüllersdorf aber war auf Buddenbrook zugeschritten, und beide warteten jetzt auf den Ausspruch des Doctors, der die Achseln zuckte. Zugleich deutete Crampas durch eine Handbewegung an, daß er etwas sagen wollte. Wüllersdorf beugte sich zu ihm nieder, nickte zustimmend zu den paar Worten, die kaum hörbar von des Sterbenden Lippen kamen, und ging dann auf Innstetten zu.

„Crampas will Sie noch sprechen, Innstetten. Sie müssen ihm zu Willen sein. Er hat keine drei Minuten Leben mehr."

Innstetten trat an Crampas heran.

„Wollen Sie . . ." das waren seine letzten Worte.

Noch ein schmerzlicher und doch beinah freundlicher Schimmer in seinem Antlitz, und dann war es vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Caterina Sforza.

Von

Otto Hartwig.

[Nachdruck untersagt.]

V.

Aus dem Castell Ravaldino, in das die Heerführer des Herzogs von Mailand, der Graf Galeazzo d'Aragona-Sanseverino, der Graf Giovanni von Bergamo, genannt Brambilla, der Marchese Rodolfo Gonzaga von Mantua, der Graf Giovanni Bentivoglio und viele Andere eingezogen waren, ritt am 30. April im Triumphzuge Caterina in die ihr wieder unterworfene Stadt ein. In langen Reihen waren die Fähnlein des großen Heeres aufgestellt, zwischen denen sie hindurch nach der Kirche des h. Mercuriale, des Schutzpatrons der Stadt, sich begab. Es war gerade der Festtag des Heiligen. Dort hörte die Gräfin die Messe an und dankte für ihre Rettung. Dann wandte sie sich sofort den weltlichen Geschäften zu. Mit den üblichen Ceremonien wurde Ottaviano Riario nochmals als Herr der Stadt ausgerufen. Doch fand Caterina das immer noch nicht genügend. Am 3. Mai gab sie den vier genannten Heerführern in ihrer Burg ein Bankett. Nachdem es beendet war, ließ die Gräfin in einem anderen Saale der Burg alle Familienhäupter von Forli nach und nach vor ihren erhöhten Sitz hintreten und, die Hände auf ein Meßbuch gelegt, Ottaviano als ihrem Herrn und ihr als seiner Vormünderin feierlichst den Treueid schwören. Nachdem sie geschworen hatten, traten die Bürger in den Bankettsaal, wo die stolzen und berühmten Kriegsmänner sie freundlich empfingen, ihnen für den geleisteten Eidschwur im Namen des Herzogs von Mailand dankten und sie zum Halten desselben ermahnten. Schon waren aber zahlreiche Forlivesen nicht unter den Schwörenden. Denn so sehr Caterina sich die Herzen ihrer Unterthanen durch Freundlichkeit und Prachtentfaltung zu gewinnen bemühte, so unerbittlich wollte sie doch auch die Mörder ihres Mannes und alle ihre Feinde treffen. Daß die Forlivesen, welche zu Lebzeiten des Grafen Girolamo aus der Stadt ausgewiesen worden waren, wieder in die Verbannung geschickt wurden, die Auslieferung aller an dem Aufstand Betheiligten befohlen, wie auch die Rückgabe der im Palazzo

Riario geraubten Gegenstände verlangt wurde, wird man natürlich finden. Ebenso, daß Alle, die an dem Morde und der Verstümmelung des Grafen irgendwie Schuld trugen, mit den schwersten Strafen belegt wurden. Aber die eigentlichen Mörder waren sämmtlich entflohen, und es half wenig, daß man tausend Dukaten Belohnung auf deren Einlieferung setzte. Dagegen hatte man im Burgverließe den Vater der Mörder, einen mehr als achtzigjährigen Greis, die Weiber und Kinder der Geflohenen und einige der Unmenschen, die den Leichnam des Grafen verstümmelt hatten. Um diese zunächst zu strafen, ließ Caterina einen greulichen Henkersknecht aus Castell Bolognese kommen. In der schauderhaftesten Weise wurden die drei schlimmsten Verbrecher zu Tode gequält und von dem rohen Volke verstümmelt, dann der alte Orso, nachdem er die vollkommene Zerstörung des Palastes seiner Väter hatte mit ansehen müssen, zu Tode geschleift. Nur gegen die Frau und Kinder der Mörder erwies sich Caterina jetzt noch barmherzig. Denuncianten hetzten das an sich schon harte Weib immer von Neuem auf, und es mußten noch viele angesehene Bürger, ja solche, welche ihr bei der Wiedergewinnung der Herrschaft gute Dienste geleistet hatten, ins Exil wandern. Verließen diese dann ihren Verbannungsort und kehrten in die Umgegend Forli's zurück, so waren sie noch nach Jahr und Tag vor den Häschern und Meuchelmördern der Gräfin nicht sicher. Das wilde romagnolische Blut erhitzt sich rasch zu furchtbaren Thaten und kühlt sich nur langsam wieder ab. Ermordete doch in demselben Monat Mai, da Caterina in Forli ihre Feinde zu Tode hetzte, in dem ganz nahe liegenden Fano Francesca Manfredi, die Tochter Giovanni Bentivoglio's, auf Anstiften eines Pfaffen, und mit Hülfe von Meuchelmördern ihren eigenen Gemahl, und Caterina sandte der Mörderin ihren Oberbefehlshaber Brambilla zur Hülfe. Aber auch er wurde dann dort einige Tage darauf bei einem Tumulte erstochen. Wie war es möglich, unter solchen Menschen eine Herrschaft dauernd zu begründen! Mochte Caterina noch so viel Geld für den Bau von Capellen ausgeben und ihre Kirchlichkeit durch fromme Werke zeigen, mochte sie ihren Unterthanen die Steuern wieder erleichtern und der Papst ihren Sohn mit der Herrschaft von Forli und Imola belehnen, es war doch Alles auf Sand gebaut. Nichtsdestoweniger hat diese Frau unter den schwierigsten Verhältnissen und schlimmen Fehltritten ihre Herrschaft noch zwölf Jahre lang behauptet und ist nur äußerer Gewalt erlegen!

Caterina zählte fünfundzwanzig Jahre, als ihr erster Gemahl ermordet wurde. Sie hatte ihn wohl nie geliebt, sicher nicht hoch geachtet. Heimtückisch und feig, roh und grausam, durch und durch eine Verbrechernatur, hat zweifellos auch seine Frau schwer von dem Emporkömmling zu leiden gehabt. Hatte sie seinen Ehrgeiz angestachelt, den früh gealterten, durch schwere Krankheitsanfälle geschwächten Mann zuletzt beherrscht und durch ihre kühne Entschlossenheit ihm seine Herrschaft gerettet, so war er ihr doch immerhin auch ein Halt im Leben gewesen, den sie als Wittwe verlor. Durch Schönheit und Rang verführerische Frauen erliegen nur zu rasch den Wirkungen ihrer Reize. Und nun gar in den Zeiten, bei den Männern, unter den Verhältnissen, in denen Caterina lebte! Sie hat einmal an Lorenzo de' Medici geschrieben: „Ich muß erst

Schläge sehen, ehe ich Furcht bekomme," und Pasolini hat dieses Wort auf den Titel seines Buches gesetzt[1]), um anzudeuten, was er an ihr, seiner Heldin, am meisten bewundere.

Caterina war auch klug, eine gute Rechnerin. Und doch, was konnte alles das einer fünfundzwanzigjährigen, in Liebe und Haß leidenschaftlichen Frau bei der Lage, in der sich Italien und sie sich persönlich befand, auf die Dauer helfen? Sie verlangte nach Herrschaft, und war nur Vormünderin. Sie begehrte nach dem Grausigen der Zwangsehe nach einem geliebten Manne, und konnte ihn nicht erreichen. Denn wenn sie heirathete, verlor sie die Vormundschaft über ihre Kinder, und ihre Herrschaft war dahin. Und selbst, wenn sie hätte auf ihre Herrschaft verzichten können, sie wußte nur zu gut, daß ihre Kinder, die sie doch liebte, sich selbst überlassen oder unter der Hand treuloser Vormünder, sicher und bald ihres Lebens oder ihrer Güter verlustig gehen würden. Das aber wollte sie gerade mit allen Kräften ihrer starken und leidenschaftlichen Seele verhindern. Also schier unlösbare Conflicte überall. Nicht einmal „wie durch Feuer" hätte sie sich hindurchretten können. Ein tragisches Ende mußte das Leben dieser Frau doch nehmen. Es fragte sich nur, woher der Anstoß kommen würde, dem sie werde unterliegen müssen. Die Unsicherheit aller Verhältnisse, in denen sie sich bewegte, die Gewaltthätigkeit und Corruption der Herrscher, die damals ganz Italien erfüllten, und nicht zuletzt ihre eigene Leidenschaftlichkeit ließen aber 1488 noch Niemanden ahnen, von welcher Seite das Unheil herannahen werde. Der strotzende Lebensmuth, die kühne Selbstherrlichkeit und der trotzige Wagemuth, mit dem Caterina unbekümmert um Alles sich, und nur sich überall durchzusetzen wußte, erfüllt uns mit immer neuem Staunen.

Girolamo Riario war noch nicht allzulange todt, als sich durch die ganze Romagna das Gerücht verbreitete, seine Wittwe wolle den Erben der Ordelaffi von Forli, einen schönen und gewandten jungen Mann von einundzwanzig Jahren, heirathen. Unzweifelhaft hatte sie selbst durch ihr Benehmen gegen den sich ihr antragenden Antonio Maria den Anlaß zu diesem Geschwätz gegeben. Sei es, daß sie sich in ihren Erwartungen durch ihn getäuscht sah, oder ihr Plan auf irgend sonst ein Hinderniß stieß, sie ließ die Idee plötzlich wieder fallen und bestrafte mit Gefangenschaft alle die, von denen sie gehört hatte, daß sie die Nachricht verbreitet hätten. Diese war auch nicht ohne Schaden für ihren Ruf und ihre Stellung geblieben. Denn die Befehlshaber ihrer Castelle, welche in erster Linie ihrem Sohne Ottaviano Treue geschworen hatten, wurden ihr jetzt auffässiger als vorher. Gegen den Commandanten von Imola mußte ihr der Cardinal Raffaelo Riario zu Hülfe kommen. Aber auch Tommaso Feo, der Verwandte ihres Mannes und ein Savonese, der durch seine Treue gegen die Herrin soviel zur Herstellung ihrer Macht und zur Niederwerfung des Aufstandes der Orsi beigetragen hatte und noch immer Castellan von der Burg Ravaldino in Forli war, wurde argwöhnisch gegen sie und unfolgsam. Um ihn für sich und ihre Pläne zu gewinnen, gab sie ihm

[1]) Sum prima per sentire le botte che havere paura.

ihre Stiefschwester Bianca zum Weibe. Aber auch das beugte nicht den Willen des Kriegsmannes. Da betrog sie ihn, lockte ihn durch ihre verführerischen Künste aus der Burg und ließ den Liebetrunkenen plötzlich gefangen nehmen. Sein jüngerer Bruder Giacomo, auf den die Gräfin in Wirklichkeit ihr Auge geworfen hatte, mußte sich zu Verhandlungen mit dem Gefangenen hergeben, der sein Amt als Castellan niederlegte und, nachdem er seine Rechnungen mit der Herrin beglichen hatte, ehrenvoll nach Savona entlassen wurde. Bald rief sie ihn auch zurück. Dem Herzog von Ferrara schrieb sie, Tommaso habe sich ungebührlich gegen sie aufgeführt und deshalb habe sie ihn festnehmen lassen. Aehnliches wird sie wohl auch an den Herzog von Mailand geschrieben haben, der ihr seine Glückwünsche sendete und Giacomo Feo zum Ritter ernannte. Ihn setzte nun auch Caterina zum Castellan von Ravaldino ein. Das war der Zweck der Intrigue gewesen. An dem dürftigen, bis dahin ärmlich gekleideten jungen Manne, der noch nicht viel mehr als zwanzig Jahre zählte, hatte sie jetzt einen ihr gefügigen Burgwart und Liebhaber. Heimlich ließ Caterina den dann auch zum Befehlshaber ihrer Truppen und ihrem Stellvertreter in Imola und Forli erhobenen Diener sich antrauen. Ihn trug die Fortuna gleichzeitig in den Himmel des Mars und der Venus empor, wie sich ein Chronist ausdrückt. Aber wehe dem Forlivesen, der seinem Nachbarn oder Freunde zuflüsterte oder gar erzählte, Caterina sei Mutter geworden.

Anfänglich ließ sich das alles schön und gut an. Auf die Kunde von der Absetzung Tommaso Feo's hatte der Castellan von Imola sofort auf seine Stelle verzichtet und war außer Landes gegangen. Caterina setzte an seine Stelle ihren Stiefvater Giampietro Landriani und Forlimpopoli gab sie an dessen legitimen Sohn Pietro. So waren die wichtigsten Stützpunkte ihrer Macht ganz in ihren Händen. Aber bald war sie nicht mehr die Herrin, sondern die Sklavin ihres jungen Gemahls.

Der Buhle der Gräfin — denn als solcher mußte Giacomo Feo den Forlivesen erscheinen — hatte durch die Arroganz seines Auftretens gar bald die vornehmen Familien der Stadt verletzt. Vor Allem fühlten sich die Orcioli und Marcobelli, die sich um die Wiederherstellung des Regiments der Gräfin Verdienste erworben und deshalb in großer Gunst bei ihr gestanden hatten, in ihrem Einflusse und in ihren Interessen beeinträchtigt. Auch den eigentlichen Herrn von Forli, den jungen Grafen Ottaviano, behandelte der Emporkömmling so hochfahrend und ungebührlich, daß dieser ihn hassen mußte. Diese Stimmung des Volkes und seines zukünftigen Gebieters konnte Giacomo Feo nicht unbekannt bleiben. Würde sie nicht am Ende auch die Gräfin ergreifen und diese ihn abschütteln, wie sie sich schon von so Manchem befreit hatte? Eine solche Befürchtung mußte Giacomo gegen sein Weib argwöhnisch machen. Er überwachte sie und duldete nicht, daß sie mit einem Dritten unter vier Augen sprach. Und doch gab es gerade in dieser Zeit die wichtigsten, die Verhältnisse ganz Italiens berührenden Angelegenheiten zu behandeln.

Im Juli 1492 war Papst Innocenz VIII. gestorben, und Alexander VI., der Ottaviano Riario aus der Taufe gehoben hatte, war sein Nachfolger ge-

worden. Der Borgia erinnerte sich dessen sehr wohl und versprach, sein Pathenkind wie ein Vater zu behandeln: Caterina könne sich auf ihn verlassen, wie auf Sixtus IV. Caterina hielt sich deshalb von dieser Seite geborgen. Sie feierte mit großem Gepränge die Wahl des Papstes. Innocenz dem Achten war in demselben Jahre Lorenzo de' Medici im Tode vorausgegangen. Mag man über die innere Politik dieses Mannes urtheilen, wie man will, er war doch ein genialer Mensch gewesen und hatte der Sindfluth, welche nach seinem Ableben nur zu bald über ganz Italien hereinbrach, die Schleußen verschlossen gehalten. Seitdem die Riario das schändliche Attentat gegen ihn ausgeführt hatten, war er ihr Freund nicht gewesen. Daß er aber die Seele aller der Anschläge gegen ihre Herrschaft in der Romagna gewesen, und die Ermordung Girolamo's auf ihn in letzter Instanz zurückzuführen sei, wie Pasolini will, scheint nicht erwiesen. Wäre Caterina nicht ein Kind des fünfzehnten Jahrhunderts, so könnte man glauben, daß ihre fortgesetzten Bemühungen, sich persönlich in Gunsten bei Lorenzo zu erhalten, dem Gefühle entsprungen seien, daß sie das Verbrechen ihres Mannes gegen Lorenzo wieder gut zu machen habe. In Wirklichkeit war diese ihre persönliche Politik jedoch wohl nur die Frucht kluger Berechnung und einer, ich möchte sagen, instinctiven Empfindung von dem, was ihr schließlich einmal nützen werde.

Auf diesen ihren politischen Instinct mußte sie sich auch jetzt in den Stürmen verlassen, die über sie, wie über ganz Italien hereinbrachen.

Die Halbinsel war in zwei große Lager gespalten, deren Häupter sich wechselseitig bemühten, die Herrin von Imola und Forli auf ihre Seite zu ziehen. Man wußte, daß sie nach Kräften, ja über diese hinaus, ihren kleinen Staat in Vertheidigungszustand setze. Die Lage dieses Staates an der großen Heerstraße von Oberitalien nach Neapel war es, die demselben nun eine besondere Wichtigkeit gab. Man wußte zwar auch, daß in ihm Unzufriedenheit herrsche und daß die ihn regierende Familie in sich gespalten sei. Der florentinische Gesandte Puccio Pucci berichtete schon 1493 nach Hause, die Lage habe sich so zugespitzt, daß es zu einer Katastrophe kommen müsse; entweder werde Caterina ihren Buhlen (amante) ermorden lassen oder dieser werde sie und ihre Kinder umbringen, oder Ottaviano werde seine Mutter sammt ihrem Liebhaber aus der Welt schaffen. Nichtsdestoweniger blieben die Dinge noch in der Schwebe. Die großen Ereignisse zogen sie nicht in die Tiefe, sondern hielten sie über dem Wasser. Die allgemeine Noth, die über das Land kam, zwang Alle, von der inneren Lage abzusehen.

Als Karl VIII. endlich 1494 nach Italien gekommen war, von dem Vetter, aber Gegner ihres ersten Mannes, dem Cardinal Giuliano della Rovere (Julius II.) angestachelt und von ihrem Onkel, Ludwig dem Mohren, der ihre Geschwister der Herrschaft über Mailand beraubt hatte, gerufen, da beschloß Caterina nach langem Zaudern und zweideutigen Neutralitätsverhandlungen, sich auf die Seite des Papstes, Piero's von Medici und des Königs von Neapel zu stellen. Als aber die Truppen des letzteren vor dem Theile des französischen Heeres, das durch die Romagna nach Neapel ziehen sollte, ohne Widerstand nach dem Süden zurückgingen, die Franzosen einen befestigten Ort

nach dem andern einnahmen und ausplünderten, da sprang sie entschlossenen Sinnes in das feindliche Lager hinüber und rettete Forli vor der Plünderung durch die ausgehungerten, beuteluftigen Franzosen. Sie zogen nach Toscana ab. Wie Caterina ihren Staat in diesem schweren Momente vor dem Untergange gerettet hatte, so wußte sie auch, als kurz darauf wieder alle Alliancen sich von Grund aus geändert hatten, als Florenz französisch und Mailand antifranzösisch geworden war, sich hindurchzuwinden. Wenn nur die verzweifelte Lage im Innern und in ihrer Familie selbst zu überwinden gewesen wäre! Das aber blieb unmöglich.

Ottaviano Riario war jetzt sechzehn Jahre alt. Auf ihn hofften die Feinde Giacomo Feo's, ihn hetzten sie gegen den Eindringling auf. Der von Natur aus schüchterne und schwache Jüngling wollte sich nicht Alles von dem Manne, der sein Knecht gewesen war, bieten lassen. Eines Tages widersprach er Feo. Da gab ihm dieser eine Ohrfeige. Das empörte den Waffenträger des jungen Grafen, den Imolesen Antonio Ghetti, der eine Zofe der Caterina zur Frau hatte und bei der Gefangennahme Tommaso Feo's der Gräfin die schlimmsten Dienste geleistet hatte. Er wendete sich sofort an die Orcioli und Francobelli und eröffnete ihnen seinen Plan, Giacomo Feo zu ermorden. Einige Spießgesellen, darunter zwei verkommene Geistliche, waren leicht gefunden, die bereit waren, sich an dem Frevel zu betheiligen. Am Abend des 27. August 1495 kehrte Caterina mit ihrer Tochter Bianca, einigen Damen, ihren Söhnen Ottaviano und Cesare, und Giacomo Feo von einem Jagdausflug zurück. Die Gräfin saß in einem Wagen, die Uebrigen folgten zu Pferde. Eine ganze Anzahl Reisige diente zur Bedeckung. Mit Jagdbeute beladen zog die Gesellschaft, heitere Lieder singend, durch Forli. An einer Brücke stockte der Zug ein wenig. Die Gräfin mit ihrem Gefolge war bis auf Giacomo Feo hinüber. Da bemerkte dieser Ghetti und rief ihm zu: „Wie geht es, Gian Antonio?" — „Es geht mir gut," erwiderte der Angesprochene. In diesem Momente stößt ein Knecht Ghetti's dem Schlachtopfer eine Partisane in die Seite, durch und durch, man reißt den Halbtodten vom Pferde, entstellt ihn bis zur Unkenntlichkeit und wirft ihn in einen Graben.

Auf das erste Geschrei des Unglücklichen hatte die Gräfin die Kutsche verlassen, sich auf ein Pferd geworfen und war in die Citadelle gesprengt. Ihre Söhne flüchteten sich schuldbewußt in das Haus eines Paolo Denti. Nur zwei der Begleiter der Gräfin wendeten sich gegen die Mörder, welche sie anschrieen, das, was sie gethan, hätten sie im Auftrage ihrer Herrin und Ottaviano's gethan. Dann ließen sie die Gräfin und Ottaviano hochleben, und das Volk stimmte ein. Der Polizeimeister stand dem rathlos gegenüber. Er schickte, da er so etwas doch für möglich hielt, zur Gräfin ins Schloß, die wüthend vor Aufregung und Schmerz Alles für Verrath erklärte. Der Polizeimeister suchte nun die Mörder, namentlich Ghetti, zu verhaften. Sie entsprangen. Aber Ghetti wurde auf der Flucht nach tapferer Gegenwehr niedergestochen, die Uebrigen zum Theil verhaftet.

Noch in derselben Nacht wurden alle Angehörigen Ghetti's eingezogen und die Mitschuldigen nach und nach in die Gefängnisse der Burg gebracht.

Caterina war zu einer Megäre geworden, die ihren Schmerz über den Tod des geliebten Mannes nur in einem Blutbade lindern zu können glaubte. Die Mörder Feo's wurden in geradezu bestialischer Weise zu Tode gequält, die Familien Marcobelli und Orcioli eingekerkert und ihr Eigenthum eingezogen, ihre Paläste ausgeraubt. In den Verließen der Burg sind ihre Angehörigen, man weiß nicht wie, ums Leben gekommen. Unschuldige Kinder der Mitverschworenen wurden umgebracht, und als ob deren Blut nicht schon laut genug zum Himmel schrie, wurden noch einige unmündige Nachkommen der Orsi, der Mörder von Girolamo Riario, jetzt dazu abgeschlachtet. Einen unehelichen Sohn Riario's, der Caterina Vorstellungen machte, ließ diese achtzehn Monate im Kerker schmachten, aus dem er als Krüppel hervorging. Erst drei Tage nach dem Tode des Geliebten ließ Caterina ihre Söhne aus dem Hause Denti's abholen. Wie sie sie empfangen hat, weiß man nicht. Ottaviano wurde eingesperrt. Niemand durfte ihn sehen und sprechen. In den Händen des furchtbaren Weibes scheint das Leben ihres Erstgeborenen bedrohter, als einst in den Händen der Mörder seines Vaters gewesen zu sein. Es ziert das Andenken Caterina's wahrlich nicht, daß einzelne ihrer Gefangenen ein Jahr später auf Verwendung ihres neuen Gemahls ihre Freiheit wieder erhielten.

Im Jahre 1496 hatten die Florentiner, welche 1494 Piero de' Medici, den Sohn Lorenzo's, verjagt und unter Leitung Savonarola's ihr Staatswesen reformirt hatten, Giovanni de' Medici, der mit seinem Vetter Piero seit lange verfeindet gewesen war und deshalb nach Florenz hatte zurückkehren dürfen, als ihren Gesandten noch Forli geschickt, um Caterina auf die französische Seite hinüber zu ziehen. Sie hätten keinen besseren Botschafter finden können. Denn Giovanni war ein sehr geschickter und — ein sehr schöner Mann. Nicht allzulange war er in Forli, so verbreitete sich das Gerücht, Caterina sei mit dem Florentiner verheirathet, und dann später, sie habe ihrem dritten Gemahl einen Sohn geboren. Ihr Onkel, der Herzog von Mailand, und die Venetianer, die Herren von Ravenna waren, sahen diese Verbindung aus politischen Gründen sehr ungern. Waren sie doch jetzt Gegner Frankreichs. Sie suchten daher auf alle Weise hinter das Geheimniß zu kommen. Aber Caterina hatte die Forlivesen so eingeschüchtert, daß sie nur in den allgemeinsten Ausdrücken darüber sprachen. Caterina selbst leugnete Alles, obgleich der Medici mit Gefolge in der Burg Wohnung genommen hatte und auch 1497 noch dort blieb. Schließlich war aber doch das Geheimniß nicht mehr den Verwandten gegenüber zu bewahren [1]). Der Herzog von Mailand gab seine Einwilligung zur Ehe und ebenso Caterina's eigener Sohn Ottaviano, der in Florenz Kriegsdienste genommen hatte. Nur der Außenwelt gegenüber mußte Alles geheim gehalten werden. Denn sonst hätte der Cardinal Riario, der schon an der Ermordung Giacomo Feo's nicht unbetheiligt gewesen war und mit Caterina sich verfeindet hatte, auf der Aufhebung der Vormundschaft über seine Vettern bestanden. Um die der Gräfin von dieser Seite drohenden Gefahren nach Kräften zu vermindern, nahm Florenz sie mit all' ihren

[1]) Giovanni de' Medici II ist geboren am 6. April 1498.

Kindern und denen, die noch geboren werden könnten, in seine Bürgerschaft auf. Dadurch erst wurde ihr und Giovanni's Sohn, der nachmals unter dem Namen Giovanni delle Bande nere berühmt gewordene Condottiere, Bürger von Florenz. Cosimo de' Medici, der erste Großherzog von Toscana, war dann ein dieses Vaters nicht unwürdiger Sohn.

Die Ehe Caterina's mit Giovanni de' Medici sollte nicht von langer Dauer sein. Um den Florentinern, welche Pisa belagerten und eine schwere Niederlage erlitten hatten, Hülfe zu bringen, hatte Caterina ihren Erstgeborenen mit einem trefflich ausgerüsteten Heerhaufen zu ihnen geschickt und ihren Gemahl dem noch unerfahrenen Befehlshaber an die Seite gestellt. Stolz erfüllte das Herz des kriegerischen Weibes, als sie von den tüchtigen Waffenthaten ihres Sohnes hörte. Doch bald kamen schlechte Nachrichten aus dem Kriegslager. Ihr Mann war so krank, daß er es verlassen und in das Bad von S. Piero in Bagno abreisen mußte. Dort ist er in der Nacht vom 14. auf den 15. September in den Armen seiner untröstlichen Frau gestorben. Mit diesem Manne war die beste Stütze, die sie vor dem hereinbrechenden Unheil vielleicht hätte bewahren können, ins Grab gesunken. Schon hatten sich ihr die Schatten des Verderbens gezeigt.

Im Frühjahre 1498 war ganz unerwartet in Forli ein Abgesandter Alexander's VI. erschienen und hatte der Gräfin vorgeschlagen, ihrem Sohne die Tochter des Papstes, Lucrezia, zum Weibe zu geben. Daß diese schon seit 1493 mit Giovanni Sforza verheirathet gewesen war, hatte dem Papste nicht als ein Hinderniß seiner Pläne mit dieser Tochter gegolten. War sie doch auch von ihrem mit dem Tode bedrohten Gemahle im December 1497 geschieden worden. Diesen Antrag, der auf den ersten Augenblick etwas Verlockendes für Caterina haben konnte, und dessen Ablehnung schwere Gefahren in sich barg, wies sie jedoch sofort ab. „Der Papst wird wüthend werden," schrieb sie an einen Vertrauten, „aber was liegt daran?"[1]). Es war ihr ein unerträglicher Gedanke, daß ihr Sohn ein Weib nehmen solle, das Jahre lang die Frau eines Verwandten von ihr, eines Sforza, gewesen war; sie wolle ihn, der jetzt eben in die Welt getreten sei, nicht sofort in ein Labyrinth verwickeln, ließ sie ihrem Onkel sagen. Ausschlaggebend war für sie wohl die Erwägung, daß sie selbst mit ihrem Manne nach dem Vollzuge dieser Ehe die Herrschaft werde niederlegen müssen. Die Befürchtung, daß das Ganze nur eine Intrigue des Cesare Borgia sei, um einen Vorwand zur Einmischung in die Angelegenheiten ihres Landes zu gewinnen und die Riario ganz zu depossediren, mag ihr dabei auch vorgeschwebt haben. —

Das Ländchen, über welches Caterina gebot, empfing seine Widerstandskraft gegen die nächsten und schlimmsten Feinde, die Venetianer, nur durch die Energie der Herrscherin und deren politische Klugheit. Waren die Romagnolen auch tapfere Soldaten, so besaß doch Caterina nur einen kleinen Theil der Landschaft, konnte also nicht mit eigenen Kräften einem Staate wie dem von San Marco entgegentreten. Sie mußte sich an einen anderen mächtigeren

[1]) Il papa anderà sulle furie, ma che fa questo?

anlehnen. Ihr natürlichster Stützpunkt blieb immer noch ihr Onkel, Ludovico il Moro von Mailand, obwohl er ihre Geschwister entthront hatte. Mit Venedig verfeindet, sendete er ihr auch Beistand. Aber die Befehlshaber der Truppen, die er ihr geschickt hatte, waren nur rohe Kriegsleute. Sie leisteten Caterina keinen oder nur geringen Gehorsam, obwohl sie officiell an die Spitze aller Streitkräfte von Mailand in der Romagna gestellt war. In voller Rüstung ritt sie mit den Unterbefehlshabern, von denen der berühmte Capitano Fracassa, ein Graf von San Severino, ihr trotz aller gegen ihn verschwendeten Liebenswürdigkeit am unbotmäßigsten sich bezeigte, an die vom Feinde bedrohten Punkte, und nur ihrer persönlichen Wachsamkeit war es zu danken, daß Forli nicht einmal von den Venetianern überrumpelt wurde. Dazu kam, daß sie fast den ganzen Sommer 1498 hindurch leidend war und von ihren anderen Bundesgenossen, von den Florentinern, viel Aerger auszustehen hatte.

Die Florentiner, von dem Kriege gegen Pisa ganz erschöpft, sollten Caterina für die ihnen gesendeten Hülfstruppen Sold zahlen und sie, die ihnen die Apenninenpässe gegen die Venetianer in der Romagna vertheidigte, noch mit Gelde unterstützen. Das konnte die Republik, auch wenn sie besseren Willen gehabt hätte, kaum noch leisten. Bei aller Freundschaft für Florenz war die Gräfin daher fast gezwungen, sich von Florenz zu trennen. Aber konnte sie das so leicht ausführen? Drohte nicht soeben ihre stärkste Stütze, der Herzog von Mailand, zusammenzubrechen? Und lauerte nicht Cesare Borgia im Hintergrunde, um die ganze Romagna für sich mit Hülfe der Franzosen zu gewinnen, welche den Herzog von Mailand mit Krieg zu überziehen sich anschickten? Es war kaum noch möglich bei der Unberechenbarkeit aller Verhältnisse, in denen sich Italien in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts befand, vor Allem bei der Unzuverlässigkeit aller der Männer, welche an den entscheidenden Stellen die Geschicke leiteten, eine Entscheidung zu treffen, die nicht die schlimmsten Folgen in ihrem Schoße getragen hätte. Was für ein Verlaß war auf den Herzog von Mailand? Wer konnte gar dem Papste Alexander VI. trauen? Venedig und Florenz waren wahrlich auch keine sicheren Partner. Bei diesem Chaos der einander durchkreuzenden, sich gegenseitig aufhebenden und doch wieder ineinander fließenden Combinationen, die damals den Kopf der Herrin von Forli beschäftigten, wollte es der Zufall, daß mit ihr der Mann in eine wenn auch nur vorübergehende Beziehung kommen sollte, welcher der wahrste und reinste Typus dieser Zeiten ist, Niccolo Machiavelli. Die erste Legation, die der Kanzler des Raths der Acht auszuführen hatte, führte ihn nach Forli zu Caterina, welche dem Novizen in der Diplomatie an Menschen- und Geschäftskenntniß weit überlegen war. Dazu hatte sie den großen Vortheil, selbständig entscheiden zu können, während Machiavelli von seinen Auftraggebern abhing. Waren beide auch bald über die Frage einig geworden, die der Verhandlung zum Vorwande diente, so war doch kein Resultat über die Hauptfrage zu erzielen. Die Florentiner wollten die Gräfin auf ihrer Seite erhalten, diese aber forderte nach manchen Umschweifen schließlich von ihnen, daß sie ihren

Staat vertheidigen, d. h. ihr garantiren sollten. Da das die vorsichtigen Herren von Florenz nicht zugestanden, verliefen die Verhandlungen im Sande. Doch wurden sie nicht abgebrochen, und Florenz und Caterina blieben in freundlichen Beziehungen zu einander. Hätte die Sendung Machiavelli's aber auch zu einem echten Garantievertrage geführt, so würde dieser doch schwerlich der Herrin von Forli viel genützt haben. Denn ein Stärkerer war über sie gekommen, dem auch Florenz weichen mußte.

Auf demselben Wege und mit denselben Mitteln, mit denen Sixtus IV. seinen Nepoten zum Besitz eines Staates verholfen hatte, suchte Alexander VI. seinen Sohn Cesare zu einem weltlichen Fürsten zu machen. Wie die Verruchtheit an der päpstlichen Curie seitdem ins Dämonische gewachsen war, so wurden jetzt auch größere Pläne für den Papstsohn ins Auge gefaßt und ins Werk gesetzt. Hatte Sixtus IV. einst seinem Nepoten durch eine Ehe mit einer Angehörigen des Hauses Sforza einen Rückhalt gegeben, um ihm einen Theil der Romagna zuzuwenden, so suchte Alexander VI. für seinen Sohn eine noch vornehmere Verbindung abzuschließen, und dann die ganze Romagna in seinen Besitz zu bringen. Und dieses gelang. Cesare Borgia, der auf seine Cardinalswürde verzichtet hatte, ging nach Frankreich, brachte dem König Ludwig XII. einen sehr begehrten Ehedispens und erhielt dafür Charlotte d'Albert, die Verwandte des Königs Ludwig und Schwester des Königs von Navarra, mit reicher Mitgift zur Frau. Noch Größeres wurde ihm in Aussicht gestellt durch das Bündniß, welches sein Vater mit dem Könige zur Bekämpfung des Herzogs von Mailand und zur Umgestaltung der Karte Italiens abschloß. Der Papst verpflichtete sich, Frankreich Hülfstruppen zur Niederwerfung Ludovico Moro's zu senden, wofür dem Cesare Borgia ein französisches Corps zur Eroberung der Romagna zugesichert wurde. Caterina zu stürzen und sie ihrer Staaten zu berauben, war jetzt das erste und vornehmste Ziel der Borgia. Hatte der Papst sie doch schon im Monat März 1499 feierlich für eine „Tochter der Ungerechtigkeit" erklären lassen, weil sie und ihr Sohn den schuldigen Lehnszins nicht gezahlt hätten. Das war freilich nur ein Vorwand. Denn Caterina hatte ja noch viel größere Forderungen an die Curie zu stellen, die Girolamo Riario niemals den ihm 1484 versprochenen Sold von vier Kriegsjahren gezahlt hatte. Im Namen der Kirche zog nichtsdestoweniger Cesare Borgia mit den Truppen, welche der Papst dem König von Frankreich zu Hülfe nach Mailand geschickt hatte, und von 15 000 Franzosen und Schweizern unterstützt, gegen die Romagna heran. War er doch im Rücken vollständig gedeckt, da die Regierung von Mailand binnen zwölf Tagen vollständig zusammengebrochen und Ludovico nach Deutschland geflohen war.

Die Lage Caterina's war eine ganz verzweifelte. Man würde es auch dem tapfersten und genialsten Staatsmanne nicht haben verübeln können, wenn er jetzt auf jeden Widerstand verzichtet hätte. Anders diese Frau!

Trotzdem daß noch im August 1499 die Pest in ihrem Ländchen gewüthet hatte, und ihr jüngster Sohn, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe hing, wiederholt schwer erkrankte, rüstete sie sich zur verzweifeltesten Gegenwehr. Alles,

was sie an waffenfähiger Mannschaft zusammenbringen konnte, wurde täglich unter ihren Augen einexercirt, ihre Schlösser wurden mit Lebensmitteln und Munition versehen, dem Feind wurde der Einmarsch in ihr Land durch Inundationen erschwert. Sie selbst reiste über den Apennin nach Florenz, um ihre alten Freunde durch persönliche Einwirkungen zu ihrem Schutze in Bewegung zu setzen. Doch auch das half nichts. Denn der Papst hatte die Florentiner bedrohen lassen, daß er, wenn sie Caterina unterstützten, das immer noch nicht unterworfene Pisa seinem Sohne geben werde. Caterina war also ganz auf sich angewiesen. Doch hielt sie die Florentiner noch für ihre besten Freunde. Denn ihrem Schutze vertraute sie alle ihre Kinder bis auf ihren ältesten Sohn an; den behielt sie bei sich, um ihn dann, als ihre Lage ganz unhaltbar geworden war, gleichfalls nach der Arnostadt zu entlassen. Auch ihre Kleinodien und wichtigsten Papiere ließ sie mit den Kindern auf ein einsam gelegenes Gut ihres letzten Mannes bringen.

So stellte das heroische Weib sich allein mit ihren geringen Streitkräften, nur von unzuverlässigen Unterthanen umgeben, dem furchtbaren Cesare Borgia und seinem weit überlegenen Heere entgegen. Man kann es eine That der Verzweiflung nennen. Aber Verzweifelnde pflegen in der Regel weniger umsichtig und Alles ruhig überlegend zu handeln, als diese tapfere und kluge, in ihrem Untergange furchtbar große Frau. Hatte ihr Onkel sich feige und elend benommen, so wollte die Tochter des großen Condottierengeschlechtes die Ehre der Sforza aufrecht erhalten.

Mitte November rückte das Heer Cesare Borgia's von Norden her in die Romagna ein. Imola hatte also den ersten Angriff auszuhalten. Die Bürger der Stadt, die die Thore hatten vermauern lassen und ihrem Herrn, Ottaviano Riario, noch die besten Versprechungen gegeben hatten, lieferten dieselbe aber sofort an den Befehlshaber der Vorhut des feindlichen Heeres aus. Dieser, ein früherer vertrauter Freund von Caterina, Achille Tiberti, hatte sie jetzt verrathen. Wie sollten da die Bürger von Imola ihr Treue bewahren! Doch der Castellan der Burg, Dionigi Naldi, wahrte sie. Er ließ sich durch die Drohungen Cesare's, ihn mit seiner ganzen Familie aufzuhängen, nicht einschüchtern, eröffnete vielmehr das Feuer gegen die Stadt, in die am 25. November an fünfzehntausend Mann Truppen eingezogen waren. Da verrieth ein Schreiner, der die Burg genau kannte, an Cesare eine schwache Stelle ihrer Befestigungen. Auf diese ließen nun die Belagerer ihre Geschütze richten, und eine Bresche war bald in die Mauer geschossen. Naldi, selbst am Kopfe verwundet, mußte sich auf Verhandlungen einlassen. Cesare gestand einen Waffenstillstand von drei Tagen zu, innerhalb deren der Castellan die Befehle seiner Herrin einholen werde. Als keine Hülfe kam, übergab Naldi die Burg unter den für ihn ehrenvollsten Bedingungen.

Langsamer, als man hätte erwarten können, wälzte sich nun das siegreiche Heer gegen Forli. Hier hatte Caterina inzwischen noch mit dem Aufgebot aller Kräfte an der Herstellung der Vertheidigungswerke gearbeitet. Vor Allem war das Castell Ravaldino gut bewehrt worden. Jedes Haus in seiner Nähe, jede der Gräfin noch so liebe Anlage, die den Feinden

zum Stützpunkt ihres Angriffs hätte dienen können, war rasirt worden. Auch die Forlivesen selbst zeigten sich entschlossen, ihre Stadt gegen die Feinde tapfer zu vertheidigen. Denn es war wahrlich kein guter Ruf, der dem Heere Cesare's voranging. Doch traute Caterina ihren Unterthanen keine Heldenthaten zu. Sie ließ sie durch einen Abgesandten wiederholt fragen, was sie zu thun gedächten; sie möchten es ihr nur offen sagen. Der Magistrat der Stadt gab darauf unbestimmte und ausweichende Antworten: „Caterina möge doch überlegen, ob es nicht räthlicher sei, der Uebermacht zu weichen; ein anderer Papst werde sie und die Ihrigen wieder einsetzen, es hätten ja nicht alle Cardinäle der Verleihung der Romagna an Cesare zugestimmt." Die Gräfin antwortete ihnen: „Kaninchen! Begreift ihr nicht, daß ein ruinirter Staat immer noch besser ist als ein verlorener? Macht was ihr wollt mit Eurer Stadt; was aber die Burg anbetrifft, so will ich dem Borgia zeigen, daß auch ein Weib fähig ist, mit Kanonen zu schießen." Nachdem es so weit gekommen war, ist das Ende leicht voraus zu sehen. Auf eine Rede hin, welche einer der angesehensten Männer der Stadt und bisher ein treuer Anhänger der Riario, der Graf Luffo Numai, an seine Mitbürger hielt, war jetzt die Bürgerschaft der Stadt einmüthig entschlossen, den Widerstand gegen Cesare aufzugeben. Die Uebergabe der Stadt wurde ihm angezeigt, gleichzeitig aber auch der Gräfin davon durch zwei Abgesandte Kenntniß gegeben. Diese setzten der verlassenen Herrin die Motive des Beschlusses auseinander. Caterina ließ sich Alles aufs genaueste erzählen und verabschiedete dann freundlich ihre ehemaligen Unterthanen. Kaum waren diese in die Stadt zurückgekehrt, so ließ sie einige Kanonenkugeln über sie hinfegen, zum Zeichen, daß sie zum äußersten Widerstand entschlossen sei. Hatte sie doch auch außer der gewöhnlichen Besatzung jetzt an zweitausend Söldner, zahlreiche Freiwillige aus der Stadt und der Grafschaft und vierhundert deutsche und französische Landsknechte um sich, die von tapferen und zuverlässigen Capitänen geführt wurden. Drei ihrer Brüder, welche aus Mailand nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen geflohen waren, befanden sich unter ihnen. War das Castell auch zu klein für eine solche Menschenmenge und Unordnungen deshalb unvermeidlich, so waren doch Geld, Lebensmittel und Munition zur Genüge da, und Caterina unermüdlich, Allen Muth einzuflößen.

Am 19. December hielt Cesare Borgia seinen Einzug in Forli. Er selbst schloß auf einem weißen Roß den Zug seiner vierzehntausend Mann. Vor ihm her wurde die Standarte der Kirche getragen. Ihm zur Seite ritt der Befehlshaber der französischen Truppen, Monseigneur Ivo d'Allègre. Die Schweizer befehligte der Bailly von Dijon, Antoine de Bussey. Ununterbrochen strömte ein heftiger Regen herab. Um so rascher suchten die Truppen und die Tausende von Gesindel, das ihnen folgte, in die Häuser zu dringen, um sich dort einzurichten, Alles mit Beschlag zu belegen und gegen Männer und Frauen alle Arten von Gewalt zu gebrauchen. Auch in die Frauenklöster drangen die Banden ein und vergriffen sich an den Nonnen, die Sturm läuteten. „Unsere Qualen waren denen der Hölle ähnlich," versichert ein Chronist. Nur mit der größten Mühe konnte einige Ordnung hergestellt

werden. Der Herzog, welcher seine Bürger nicht von vornherein gegen sich aufbringen wollte, hörte geduldig die unendlichen Klagen der Jammernden an, aber kaum konnte er etwas zu ihrer Abstellung beitragen.

So sehr Cesare wünschte, bald mit der Besitzergreifung des Castells zu Ende zu kommen, so wenig zeigte sich Aussicht dazu. Es fehlte noch an Belagerungsgeschütz. Als Caterina am ersten Weihnachtstage eine Fahne, die einen Löwen zeigte, auf ihrer Burg aufhissen ließ, geriethen die Belagerer sogar in ängstliche Aufregung, da sie glaubten, Caterina habe sich in den Schutz Venedig's gestellt und die Republik von San Marco diesen übernommen. Aber es war nur eine Kriegslist der Gräfin. Um sie, die die Belagerer noch durch Kanonenschüsse zum Angriff herausforderte, zu einer friedlichen Lösung des Conflicts zu bewegen, demüthigte sich der Borgia soweit, daß er eines Morgens mit einem Trompeter an das Hauptthor der Citadelle heranritt und mit der Gräfin persönlich zu parlamentiren begehrte. Als Caterina sofort auf der Zinne des Brückenkopfes erschienen war, lüftete der Herzog ehrerbietig den Hut und redete seine Feindin an. Was die Beiden mit einander verhandelt haben, wissen spätere Chroniften zu erzählen; die zeitgenössischen berichten nichts darüber. Die Gräfin zog sich grüßend, nachdem sie ihre Antwort gegeben hatte, zurück, und Cesare warf sein Pferd herum und ritt ab. Aber er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sein Ziel auf diesem Wege zu erreichen.

Nochmals ritt der Graf am 26. December an die Burg heran. Es wird berichtet, daß Cesare der Gräfin, die ihm das erste Mal ihr Mißtrauen gegen seine Verhandlungen ausgedrückt habe, den Monsieur d'Allègre, den Bailly von Dijon und den Herzog von Vendôme als Bürgen für sein Wort angeboten habe. Aber auch diese wies die Gräfin zurück. Und so mußten die Kanonen das letzte Wort sprechen.

Am 28. December eröffneten die Belagerer das Feuer auf die Burg aus zwei Batterien. Caterina, welche die Aufstellung ihrer Kanonen selbst geleitet hatte, antwortete mit Erfolg. Der Ingenieurhauptmann der einen französischen Batterie wurde gleich auf den ersten Schuß getödtet. Am 29. verstummte dann das Feuer der Angreifer. Sie wollten sich für das Schießen einer Bresche besser vorbereiten. Die Bauern der Umgegend mußten Faschinen zum Ausfüllen der Gruben herbeischaffen.

Caterina hatte sich in den Bergfried des Castells zurückgezogen. Ihr Wohnhaus überließ sie den Befehlshabern der Truppen. Von der Spitze des Thurmes konnte sie die Gegend weit überschauen und die Bewegungen der Belagerer verfolgen. Von dort aus sah sie die Sonne am ersten Tage eines neuen Jahrhunderts sich erheben. Sie wird ihr wohl blutroth erschienen sein. Es gab kein Rückweichen, kein Verhandeln mehr. Als der Herzog auf den Kopf eines Ingenieurs der Festungsartillerie einen Preis von 2000 Dukaten gesetzt hatte, bot sie dem, der ihr den Herzog todt einliefere, 5000, und dem, der ihn lebendig bringe, 10000 Dukaten. Darauf schrieb der Herzog einen Preis von 100000 Dukaten auf ihr Haupt aus.

Anfänglich brachte das am 5. Januar 1500 von Neuem aufgenommene Feuer der französischen Bombarden den Festungswerken keinen großen Schaden bei. Was am Tage verletzt war, wurde des Nachts wieder ausgebessert. Caterina war unermüdlich unter den Ihrigen. Einen Küraß über dem Gewande, eilte sie von Ort zu Ort, wo die Kugeln pfiffen, und betheiligte sich persönlich an Ausfällen aus der Festung. Doch rasirten die französischen Kugeln bald die obersten Stockwerke des Bergfrieds und zweier Seitenthürme weg. Endlich legte auch die große Batterie von zehn Kanonen, welche das Castell von der Westseite her beschossen, zwei Breschen in die Courtine. Die Vertheidiger leisteten hinter den Resten derselben tapferen Widerstand. Da wurde auch diese zusammengeschossen und ein Theil der Festungsmauer, von einem Thurm zum anderen, dem directen Angriff ausgesetzt. Um dem nun drohenden Sturm zu begegnen, ließ Caterina im Hofe der Festung eine Batterie auffahren und sie mit Balken und Sandsäcken ausbauen. Diese kam aber zu keinem Schuß. Denn als am 12. Januar die Bresche gangbar geworden war und der Sturm auf die Festung begonnen hatte, blieb sie stumm und der Schweizer Cupizer konnte sich der Fahne auf dem Thurme Ravaldino bemächtigen. Der Castellan Giovanni de Casale hatte keinen Befehl zum Abfeuern der Batterie gegeben. Man hat den Mann, dem man ein Liebesverhältniß mit Caterina nachsagte, des Verrathes beschuldigt. Wie es scheint mit Unrecht. Die Burg war nicht sehr glücklich angelegt, und der Castellan hatte den Fehler begangen, statt die Bresche mit aller Macht zu vertheidigen, die Besatzung an einzelne Punkte zu vertheilen, so daß also diese, als die Feinde einmal in der Burg waren, sofort auseinander gerissen war. Doch gab Caterina die Vertheidigung nicht auf, und Casale zündete das Pulvermagazin eines Thurmes an, der von Feinden erfüllt war. Er selbst entkam glücklich auf einer geheimen Treppe, und die Eingedrungenen verbrannten oder wurden emporgeschleudert und zerrissen. Doch immer größere Haufen dringen in die Burg, in der allein noch der Bergfried Widerstand leistet. Caterina bricht aus ihm hervor, umgeben von ihren Brüdern und ihrem Gefolge. Ein wildes Handgemenge entbrennt. Das Weib stürzt sich auf die Feinde, die sie erkennen, wird aber immer glücklich von den Ihrigen wieder herausgehauen. Zwei Stunden dauert im Hofe das Gemetzel. Vierhundertfünfundsiebzig Leichen, die zahlreichen Verwundeten nicht gerechnet, hat man später aufgelesen!

Als Caterina sah, daß Alles verloren sei, befiehlt sie die aufgehäuften Faschinen und Reisigbündel anzuzünden, um die Angreifer hinauszuräuchern. Da springt der Wind um, und der dicke Qualm wälzt sich den Vertheidigern entgegen. Ruhe tritt im Getümmel für einen Moment ein. Kaum hat sich aber der Rauch ein wenig verzogen, da stürmt das furchtbare Weib noch einmal vorwärts. Jetzt sieht sie vor sich auf dem Thurm die weiße Fahne wehen. Giovanni von Casale hatte sie ohne ihren Befehl aufgezogen. Sofort verschwindet Caterina mit ihren Vertrautesten und ihrer Dienerschaft. Dann werden auch an anderen Stellen weiße Tücher auf die Lanzen gebunden, und der Kampf erstirbt. Aber nicht das Morden. Die durch den verzweifelten Widerstand in

Wuth versetzten Söldner stoßen Alles nieder, was ihnen in den Weg kommt, und plündern und rauben und sengen die ganze Nacht hindurch in der eroberten Veste.

Cesare Borgia hatte sich in die Stadt zurückgezogen, als der Sturm auf die Burg begonnen. Da ihm gemeldet wurde, daß die Niederlage Caterina's entschieden sei, und vielleicht noch ein Durchbruchsversuch der Belagerten gewagt werden könne, stieg er zu Pferde, umkreiste die Burg und ließ den Trompeter das Signal zum Parlamentiren geben. Er wußte nicht, was unterdessen innerhalb der Burg vorgegangen war. Sofort erschien an einem Fenster eines vom letzten Kampfgewühle freien Thurmes Caterina, und Cesare forderte sie auf, dem Gemetzel ein Ende zu machen und sich zu ergeben. Caterina antwortete eben, als sie sich von einer eisernen Faust von hinten gefaßt fühlte. Ein Deutscher oder Gascogner in Diensten des Bailly von Dijon war mit mehreren Soldaten in den Thurm gedrungen und erklärte sie zur Gefangenen seines Feldobersten. Caterina wendete sich um, verabschiedete sich mit einer ungezwungenen Miene vom Herzog, als wollte sie sagen: Es ist Alles vorüber, und gab sich dem Constabler gefangen[1]). In der That war für sie Alles vorbei.

VI.

Das war ein anderer Auszug aus der Burg, den jetzt Caterina in Begleitung Cesare Borgia's und des Monsieur d'Allègre nach der Stadt antrat, als damals, da sie, nach Niederwerfung des Aufstandes der Orsi durch die Feldobersten Mailands, triumphirend wieder in ihre Stadt einritt! Ueber zusammengeschossene Mauern und Trümmer jeder Art, über die Leichen der Gefallenen und die Körper der Verunglückten hinweg, stieg sie jetzt durch die Bresche in das Wasser des nur halb ausgefüllten Burggrabens hinab; und dann wurde sie durch die Stadt in den Palazzo Numai geführt, wo Cesare Borgia Wohnung genommen hatte. Hatte der Unhold sich bis dahin noch als Cavalier gegen die Gefangene betragen, welche er dem Bailly von Dijon gegen eine hohe Summe abgekauft, so zeigte er sich jetzt gar bald in seiner wahren Natur. Denn er hatte geglaubt, mit der Mutter auch deren Kinder in seinen Besitz bekommen zu haben, und sah sich nun hierin betrogen. Caterina konnte in Wahrheit sagen, daß diese in Sicherheit gebracht seien, und alles Suchen nach ihnen in den Ueberresten der Burg bestätigte nur ihre Worte. Darüber wüthend, erlaubte sich der Unmensch Thaten gegen seine Gefangene, der sich nur ein Cesare Borgia rühmen konnte. Sein würdiger Vater, der Papst, der erbost über den Widerstand der Gräfin diese hatte hingerichtet

[1]) Von dem Feldzuge des Borgia in der Romagna gibt es keinen Generalstabsbericht, wie sich Pasolini ausdrückt. Es bleibt daher Vieles von den Vorgängen, namentlich bei der Einnahme der Burg von Forli, unsicher. Die Chronologie ist schwer festzustellen, selbst entscheidende Acte sind uns ganz widerspruchsvoll überliefert. Natürlich hat sich auch die Sage sofort der wunderbaren Thaten der Gräfin bemächtigt. Vielleicht ließe sich aber durch Feststellung eines Grundrisses der zum Theil noch erhaltenen Burg und durch schärfere Scheidung der Quellen weiter kommen.

sehen wollen, änderte seinen Entschluß und befahl, sie lebendig nach Rom zu bringen, weil man nur so ihrer Nachkommen werde habhaft werden können. Und doch wäre Caterina fast noch den Klauen des Frevlers entwischt. Als am 21. Januar der Borgia im Begriff war, mit seiner Beute von Forli abzuziehen, stellte sich ihm der Bailly von Dijon auf der Straße entgegen und erklärte, es sei eine Schande für ihn, daß Caterina, die sich ihm ergeben habe, gegen französisches Recht, das keine Kriegsgefangenschaft der Frauen anerkenne, doch als Gefangene abgeführt werde. Cesare hatte dem Wächter der französischen Ehre die ihm für Caterina versprochene Summe nicht ganz ausgezahlt, und dieser trat nun mit seinen Schweizern dem Herzog so drohend entgegen, daß der feige Borgia Caterina mit dem Bailly in dessen Quartier abziehen ließ. Doch wurde, nachdem der Monsieur d'Allègre von Forlimpopoli herbeigerufen war, ein Abkommen über die Frau zu Stande gebracht: Caterina blieb nicht als Gefangene, sondern als eine dem Borgia in Depôt gegebene Unterthanin des Königs von Frankreich in dessen Händen; der Bailly von Dijon erhielt dafür eine reiche Soldzahlung für alle seine Leute. Am 23. Januar verließ dann Borgia mit d'Allègre Forli. Zwischen ihnen ritt in ein schwarzes Atlaskleid gehüllt und den Kopf mit einem Tuche umwunden die Gräfin. Zwei Diener und zwei Hoffräulein folgten ihr. In Cesena war das erste Nachtquartier. Um das unglückliche Weib den fortgesetzten Attentaten Cesare's zu entziehen, versuchte Monsieur d'Allègre sie in sein Quartier zu bekommen. Aber er empfing Ordre von seinem König, sofort nach Oberitalien aufzubrechen. Und so blieb Caterina in den Händen des Borgia, der sie mit sich nach Rom schleppte. Am 26. Februar 1500 hielt Cesare seinen Einzug in die ewige Stadt.

Man hat erzählt, Cesare habe die Gefangene von Forli der schaulustigen Menge vorgeführt, wie einst der Kaiser Aurelian die Königin Zenobia von Palmyra. Die römischen Chronisten, die den Triumphzug genau beschreiben, wissen jedoch nichts davon. Vielmehr wird berichtet, der Papst habe die Gefangene höflich empfangen und behandelt und im Belvedere des Vatikans, von zwanzig Wächtern wohl gehütet, in Gefangenschaft gehalten. Hier ereilte sie kurz darauf die Nachricht von dem Untergang ihres ganzen Hauses. War doch ihr Onkel Ludwig der Mohr und der einst in Rom so mächtige Cardinal Ascanio Sforza am 10. April bei Novara in die Hände der Franzosen gefallen, die beide als Gefangene nach Frankreich abführten. Auch dieser Schlag warf Caterina noch nicht ganz darnieder. Sie plante einen Fluchtversuch, der jedoch scheiterte.

Jetzt ließen sie die Borgia in das Castell Sant' Angelo abführen und in strenger Haft halten. Zu der Besorgniß, daß man sie hier, wie so viele Opfer der Borgia, vergiften werde, kamen Gemüthsaufregungen fast noch schlimmerer Art. Ihre beiden ältesten Söhne Ottaviano und Cesare quälten sie mit Bitten, ihnen zu einem Abkommen mit dem Papste zu verhelfen, durch das sie auf ihre Rechte auf Imola und Forli gegen eine Geldentschädigung, einen Cardinalshut und das Erzbisthum Pisa verzichten wollten. Ein einfacher Priester, ein alter Vertrauter der Familie, hielt den

würdigen Söhnen Girolamo Riario's die Thorheit und Schändlichkeit dieses Handels vor; Caterina dagegen schrieb gelassen an ihre Kinder, sie sollten sich nicht um sie kümmern und nicht ihren Besitz aufgeben; ehe sie nur ihretwillen sich ruinirten, sei sie bereit, Alles zu ertragen. Daß man sie auch der Vormundschaft über ihren jüngsten Sohn, Giovanni de Medici, entheben wollte, griff der Mutter noch stärker ans Herz. Sie erkrankte im Juli. Doch ihre wunderbare Elasticität hob sie auch hierüber hinweg. Da sie gar nicht sterben wollte und der Papst diese Gefangene des Königs von Frankreich und Schwester der Gemahlin des römischen Kaisers Maximilian nicht, wie so viele andere seiner Schlachtopfer, einfach aus dem Wege räumen mochte, suchte er ihr mit einer Anklage beizukommen. Caterina wurde beschuldigt, daß sie durch einen vergifteten Brief, den sie im November 1499 an den Papst, als dessen Sohn im Anzuge gegen sie war, geschrieben und dem Papste persönlich zu übergeben befohlen, den Versuch gemacht habe, den heiligen Vater ums Leben zu bringen. Drei Forlivesen, welche diesen Brief angeblich hatten überbringen sollen, aber vorher ergriffen worden waren, saßen seit dem November 1499 in den Gefängnissen des Castells von S. Angelo. Es wurde ein Verhör mit ihr angestellt. Da sie nicht gut gefoltert werden konnte, erpreßte man aber kein Geständniß aus ihr. Auch vor dem Papste, der sie in seiner Gegenwart vernehmen ließ, leugnete sie die That rundweg und ging zu solchen Anklagen gegen ihn und seinen Sohn über, daß die Beschuldigung nicht nur fallen gelassen wurde, sondern man Schweigen über sie nach allen Seiten auferlegte. In dem päpstlichen Geheimarchive befindet sich daher auch kein auf diesen Proceß bezügliches Document, wie Pasolini hat constatiren lassen. Dagegen sind die Chronisten der Zeit voll von Angaben darüber. Die Wahrheit scheint zu sein, daß das Ganze eine von den Borgia der Caterina gelegte Falle war, in die sie aber nicht gegangen ist.

Trotz dieses ihres Sieges hätte Caterina aber noch lange in den Verließen der Engelsburg schmachten können, wenn ihr nicht in Ivo d'Allègre ein Befreier erstanden wäre. Dieser war im Juni 1501 als ein Befehlshaber der französischen Truppen gegen Neapel nach Rom gekommen. Er hatte in Oberitalien, wo das Volk die tragischen Geschicke der Caterina in volksthümlichen Liedern besang[1]), davon gehört, wie Cesare Borgia sein Wort, Caterina nicht als Gefangene zu behandeln, gehalten hatte, und wußte, daß sein König über die Schändlichkeiten der Borgia in Italien aufgebracht sei. Er verlangte daher sofort die Freilassung der Gefangenen. Cesare Borgia widersetzte sich anfänglich dieser Forderung, mußte aber doch nachgeben.

Nachdem Caterina in einem formellen Actenstücke in ihrem und ihrer Kinder Namen auf ihre Staaten verzichtet hatte, erhielt sie die Freiheit und die Erlaubniß, Rom zu verlassen, nachdem sie 2000 Dukaten Unkosten bezahlt habe.

---

[1]) Ein uns erhaltenes derartiges Lamento von einem Nobel Marsilio Compagnon hat Pasolini, Bd. III, S. 811—823 abdrucken lassen. Sein Refrain lautet: Scolta questa sconsolata Catherina da forlivo.

Am 30. Juni 1501 ritt die Heldin von Forli, abgemagert und bleichen Angesichts, aus dem Thore der Engelsburg hervor. Auch innerlich war Caterina eine andere geworden. In den feuchten Verließen der Engelsburg, unter den Händen der Henker der Borgia, hatte sie Zeit und Muße gehabt, an ihre eigenen Blutthaten zu denken. Ihre Söhne hatten sie vermahnen müssen, „sich nicht von dem Teufel in Verzweiflung führen zu lassen, wenn er ihr alle ihre Irrthümer vor die Augen stelle; denn ein einziger Tropfen des Blutes Christi genüge, alle Sünden der Hölle zu sühnen und ihre Excellenz zu rechtfertigen."

Caterina nahm ihre Wohnung in Rom im herrlichen Palaste des Cardinals Riario, der sogenannten Cancellaria. Doch lange litt es sie dort nicht. Während der heilige Vater „die in Christo geliebte Tochter, das edle Weib [1]) Caterina Sforza" jetzt dem Wohlwollen der Florentiner in einem besonderen Schreiben dringend empfahl, zog diese es vor, heimlich zu Schiffe von Civitavecchia oder Ostia nach Livorno zu gehen, um nicht den etwa von Cesare Borgia gedungenen Mördern auf dem Landwege in die Hände zu fallen.

Gegen die Mitte Juli zog die Bürgerin von Florenz, von ihren Söhnen eingeholt, in die Arnostadt ein und stieg im Hause des Giuliano Scali im Borgo Pinti ab. Dort holte sie sofort ihr Schwager Lorenzo di Piero Francesco de' Medici ab und führte sie in das Haus seines verstorbenen Bruders Giovanni als in ihr eigenes.

Hier in Florenz und in seiner nächsten Umgebung hat dann Caterina den Rest ihres Lebens zugebracht. Sie bewohnte besonders gern die Besitzung ihres letzten Gemahls, die an dem Fuße des Monte Morello, nordwestlich von der Stadt, über der Arnoebene köstlich gelegene Villa di Castello, welche mit der Villa della Petraia noch jetzt einen wahrhaft königlichen Landsitz bildet. Im Sommer ging sie auf eine andere mediceische Besitzung, al Trebbio, im kühleren Casentinothale, wo sie ihrer auch schon in Forli gepflegten Liebhaberei für Landwirthschaft und Thierzucht nachgehen konnte. Hatte sie jetzt mehr Zeit zu derartigen Beschäftigungen als in ihrem sturmbewegten Jugendleben, so waren doch immer ihre Tage mit schweren Gedanken und Sorgen belastet. Man hat wohl die letzten Lebensjahre von Caterina als lediglich von religiösen Bußübungen und frommen Meditationen ausgefüllt hingestellt. Ein geistlicher Biograph geht sogar so weit zu behaupten, daß die Erinnerung an ihre eigene Vergangenheit, namentlich aber die Reue über die von ihr nach der Ermordung ihres zweiten Gemahls begangenen Grausamkeiten, insbesondere die Tödtung der unschuldigen Kinder der Orsi, ihr die Lebenstage abgekürzt habe. Ich halte das für ganz unwahrscheinlich, so wenig ich leugnen will, daß sich Caterina über viele Thaten ihres Lebens und namentlich über die Schandthaten nach dem Tode Giacomo Feo's (1495) die schwersten Gewissensbisse gemacht hat. Aber das hat sie nicht erst in diesen Jahren gethan. Caterina war von der ungläubigen Zeitströmung ihrer Tage wenig oder gar nicht berührt worden. Von ihrer, nach der Weise des

[1]) nobilis mulier.

Hauses Savoyen streng kirchlichen Adoptivmutter Bona in dem Glauben und den frommen Uebungen der Kirche erzogen, war sie sicher von den frivolen und heidnischen Ideen vieler Humanisten unberührt geblieben. Sie mochte wohl als schöne, junge, liebenswürdige Frau den witzigen und galanten Schmeicheleien der gefährlichen Curialen in Rom ihr Ohr geliehen haben, aber das hatte ihre Weltanschauung nicht berührt. Auch in ihrem späteren Leben finden wir keinen Humanisten von irgend welcher Bedeutung in ihrer nächsten vertrauten Umgebung in Forli. Der bekannteste von ihnen ist noch der Grieche Michele Marullo Tarchianota, der mit ihr die Gefahren der Belagerung der Burg von Forli theilte. Viel gefährlicher als aller humanistischer Unglauben war für dieses thatkräftige, leidenschaftliche, mit allen Reizen sinnberückender Schönheit ausgestattete Weib die Umgebung von Männern, welche in der hohen Schule des Lasters, wie die Weltgeschichte sie nur einmal am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an der Curie hat erstehen sehen, aufgewachsen und herangebildet, einer solchen noch durch den Glanz ihrer Stellung und ihren Einfluß auf das Haupt der Kirche zugleich imponirenden Frau gegenüber alle ihre schlimmsten Verführungskünste spielen ließen. An einen feigen, ihrer tapferen Seele widerwärtigen Mann gekettet, dessen niedrige Herkunft der Tochter des Herzogs von Mailand und Sprossen des kriegsberühmten Hauses Sforza ein ewiger Vorwurf sein mochte, mußte sie den Verlockungen der höchsten Würdenträger um so widerstandsloser ausgesetzt sein, als diese ja gleichzeitig auch die Träger, man verzeihe den Ausdruck, des Gegengiftes waren, mit der man der schönen Sünderin über alle Scrupel und Gewissensbedenken durch Ablässe und kirchliche Praktiken jeder Art hinweghelfen konnte. Und doch ist das sittliche Empfinden dieser heißblütigen und in der schwülsten Atmosphäre lebenden Frau wohl vorübergehend unterdrückt, aber niemals völlig ausgerottet worden. Ihre ganze Natur war von Haus aus zu gesund, um sich von moralischer Sophistik umstricken zu lassen. Wie sie ihren Busen in einen Brustharnisch einzwängte, um dann mit dem Schwerte in der Hand für das, was sie für ihr und ihrer Kinder Wohl hielt, und für die Ehre des Hauses Sforza bis aufs Blut zu kämpfen, so hat sie auch ihr zarteres, weibliches Empfinden zurückgedrängt, und im Feldlager, in sorgfältiger persönlicher Bearbeitung der verwickelten Finanzangelegenheiten nicht nur ihrer Familie, sondern ihres Staates, in Sorgen für gerechte Rechtsprechung ihren Unterthanen gegenüber, in Herbeischaffung von Kriegsmaterial und in Drillung ihrer Soldaten ihre vornehmste Pflichterfüllung gefunden und geübt. In weiblichen Handarbeiten wohl erfahren und geschickt, ist ihr Leben doch ausgefüllt mit schwerster Männerarbeit: mit kriegerischen Actionen, mit Verhandlungen über auswärtige und innere Staatsgeschäfte schwierigster und gefährlichster Art. Und was als ein besonderer Beweis für das gesunde Empfinden dieses mit vielem Mutterwitz und schlagfertiger Rede ganz besonders ausgestatteten Mannweibes am stärksten zeugt: Caterina hatte sich trotz der Scheußlichkeit der Umgebung, in der sie in Rom existirt hatte, und des wilden Lebens im Feldlager unter Kriegsleuten, ein wirkliches Verständniß für die treibenden sittlichen Kräfte ihres Glaubens bewahrt und

sich nicht von den billig zu habenden Tröstungen der Kirche und deren unwürdigen Hohenpriestern vergiften lassen.

Gewiß, Caterina stand nicht über dem Glauben ihrer Zeit. Sie besuchte täglich die Messe, unterstützte Klöster, baute Kirchen und vertheilte Almosen, so viel sie konnte. Das genügte aber ihrer nach Vergebung ihrer Sünden sich sehnenden Seele so wenig, als die Absolutionen der römischen Priester. Sie empfand daher das Bedürfniß, sich mit dem reinsten und frömmsten Manne, den damals wohl die Kirche besaß, in Verbindung zu setzen, um über das Heil ihrer Seele zur Gewißheit zu kommen. Wir besitzen den Brief nicht mehr, den die Herrscherin von Forli 1497 an Girolamo Savonarola gerichtet hat. Aber die Antwort des Priors von San Marco, von dem Tage datirt, an dem Alexander VI. ihn in S. Spirito in Florenz excommuniciren ließ (18. Juni 1497), ist uns erhalten und ein leuchtender Beweis für die Seelenruhe des frommen Fraters, wie für die religiöse Stimmung desselben. Savonarola schreibt ihr, sie scheine ihm gut berathen und auf dem rechten Wege zu sein, denn sie zeige wahre Betrübniß über ihre Sünden; um diese zu beweisen, solle sie auch gute Werke thun, namentlich Almosen geben, denn diese löschten die Sünden aus, wie das Wasser das Feuer; gegen ihre Unterthanen solle sie das Recht aufrecht erhalten, Gott stets um seine Erleuchtung bitten und sich aller Sünden enthalten; dann werde Gott ihre Herrlichkeit erhören und sie seiner Güte sicher werden. Savonarola dankt dann noch der Caterina für die guten Gesinnungen, die sie ihm gegenüber ausgesprochen habe, und stellt die Absendung eines seiner Schüler an sie in Aussicht. Es war doch eine gesunde religiöse Empfindung Caterina's, nach der Versicherung des einfachen Dominicanermönchs, daß Gott ihrer demüthigen Seele gnädig sein werde, sehnsüchtiger zu verlangen, als nach den Absolutionen ihrer hohen Verwandten im Cardinalcollegium und des Papstes, der einst bei ihrem Erstgeborenen Gevatter gewesen war.

Beschäftigt sich schon 1497 Caterina so lebhaft mit dem Heil ihrer Seele, so hat sie das sicher noch viel mehr in den Jahren gethan, in denen sie, ihrer weltlichen Herrschaft entkleidet, dem Cesare Borgia und seinem würdigen Vater in die Hände gefallen war und länger als ein Jahr in den Verließen der Engelsburg zwischen Leben und Tod geschmachtet hatte. Und welche Aufregungen hatte sie nach ihrer Befreiung noch zu bestehen! Kaum nach Florenz gekommen, bestürmten sie ihre Anhänger in der Romagna, die unter den Schergen der Borgia schwer zu leiden hatten, wieder in ihre Herrschaft zurückzukehren und den Kampf gegen den Tyrannen aufzunehmen. Und wäre ein solches Unternehmen 1503 bei dem Tode Alexander's VI. ganz aussichtslos gewesen? Ein neues Heirathsproject wurde für die vierzigjährige Wittwe gesponnen. Sie sollte dem Befehlshaber der Burg von Forli die Hand reichen, um durch ihn dann wieder eingesetzt zu werden in ihr Land. Aber alle diese Pläne zerrannen wie Seifenblasen. Caterina besaß nicht mehr die ungebrochene Energie ihrer früheren Jahre. Ihren Söhnen aus der Ehe mit Girolamo Riario und den Cardinälen ihrer Familie war an der Wiederherstellung ihrer Herrschaft unter solchen Aspecten wenig gelegen. Die Söhne selbst waren feige,

unzuverlässige Menschen, die ihre persönlichsten Interessen allem Anderen vorzogen. Der älteste von ihnen, Ottaviano, war gleichfalls in den geistlichen Stand getreten wie der zweite, Cesare, der schon Erzbischof von Pisa war, und Bischof von Viterbo geworden. Er schwankte unentschieden zwischen entgegengesetzten Entschlüssen. Bald wollte er sich Forli's bemächtigen, bald war ihm Alles für den rothen Hut feil. Beide Brüder bedrängten ihre arme Mutter mit Geldforderungen und Vorwürfen. Nur der dritte Sohn, Galeazzo, hat sich fortdauernd freundlich gegen sie benommen. Und der Freundlichkeit bedurfte das arme Weib doch sehr. Denn auch von ihrem Schwager Lorenzo de' Medici hatte sie Schlimmes zu ertragen. Dieser wüste Mann hatte das Vermögen seines Neffen Giovanni angegriffen und daher allen Grund, sich vor Caterina zu fürchten. Er hatte ihr daher die Vormundschaft über ihren besonders geliebten jüngsten Sohn Giovanni zu entziehen gesucht, als sie im Gefängnisse in Rom saß. Aber Caterina erstritt ein siegreiches Erkenntniß vor den Florentiner Gerichten, und Giovanni mußte ihrer Obhut ausgeliefert werden. Die Rache des gefährlichen Menschen fürchtend und aus Besorgniß, er möge den unbequemen Neffen und Miterben beseitigen lassen, verbarg Caterina ihren Sohn in dem Convent von Annalena in Florenz. Hier lebte der zukünftige Führer der Bande nere in Mädchenkleidern unter verschwiegenen Nonnen, bis der Tod Lorenzo's (1503) ihn der Mutter sicher zurückgab. Die Erziehung des unbändigen, wilden Jungen war nun die Hauptsorge der ihrem Ende entgegengehenden, zärtlichen Mutter. Nach wiederholten Krankheitsanfällen ist dann die Frau, deren Lebensjahre von 1503 an sich äußerlich immer friedlicher und ruhiger gestaltet hatten, in Florenz in einem der Häuser der Medici in der heutigen Via Cavour an einem Nierenleiden gestorben. So ergab die Obduction. In ihrem sorgfältig abgefaßten Testamente hatte sie bestimmt, daß sie ganz einfach in der kleinen Kirche der Monache murate in Florenz beigesetzt werde. Dort haben die Gebeine Caterina's geruht bis zum Jahre 1835. Als man in diesem Jahre das Kloster in ein Staatsgefängniß umwandelte, wurde das Grab geöffnet und die Gebeine der Stammmutter der mediceischen Großherzöge von Toscana wurden in alle Winde zerstreut. Sic transit gloria mundi!

Botaniſche Streifzüge an der Riviera.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck unterſagt.]

I.[1])

Der Frühlingsanfang des Jahres 1894, den ich an der Riviera verlebte, prägte ſich meiner Erinnerung in beſonders glänzenden Farben ein. Wochenlang blieb der Himmel ohne Wolken, ſo daß einzelne Regentage, wenn ſie kamen, faſt willkommen erſchienen. Da es an Schnee in den Bergen fehlte, wehte faſt nie der Miſtral, den ſonſt die eiſigen Flächen der Alpen und Cevennen gebären. Das Meer blieb meiſt ruhig, und wenn die Nacht kam, dann funkelte der Himmel und ſpiegelte ſich ſo hell in der ſtillen See, als wäre in deren Tiefen eine Saat von Sternen aufgegangen.

Mitte März fanden wir uns in Hyères ein mit der Abſicht, unſeren Weg bald oſtwärts in die Berge der Mauren fortzuſetzen. Es war uns, als hätten wir eine Entdeckungsreiſe angetreten, ſo unbekannt iſt dieſer weſtliche Theil der Riviera. Und doch konnte Hyères, neben Montpellier und Aix-en-Provence, ſich einſt rühmen, der berühmteſte Kurort des ſüdlichen Frankreichs zu ſein. Weiter gegen Oſten an der Riviera vorzudringen, ſchien damals kaum möglich, und erſt in dieſem Jahrhundert änderten ſich die Verhältniſſe, begannen zuerſt Nizza, dann Mentone und Cannes als klimatiſche Stationen aufzublühen. In dem Wettſtreit, der ſich nunmehr entſpann, mußte Hyères unterliegen, denn es iſt weniger gut gegen den Nordwind als ſeine Rivalinnen geſchützt. Auch ſteht es ihnen nach an Schönheit der Lage und iſt zu weit vom Meere entfernt. — „Die Hügel ſind hier zu klein und zu nah, das Ufer iſt zu flach und das Meer zu fern," rief einſt Georges Sand aus, als ſie Hyères beſuchte. Von dem Hügel, an den Hyères ſich lehnt, kann der Blick erſt über eine weite Ebene das Meer erreichen. Auf dieſer ſtechen aber rothbraune, eckige Felder grell und unvermittelt gegen gelbe und grüne ab. Die rothbraunen Felder ſind mit Roſen bedeckt; doch das bringt keine Harmonie in die Farben. Auch danken dieſe Felder thatſächlich ihre Färbung nicht der

[1]) Vergl. Deutſche Rundſchau, 1893, Bd. LXXIV, S. 35 ff. und S. 220 ff.

Pracht der Blüthen, sondern den jungen Trieben, die ihr zartes Grün vor der Gluth der südlichen Sonne durch rothen Farbstoff schützen. In früheren Zeiten mag der Blick auf diese Ebene lieblicher gewesen sein; vermochte sie doch das Auge Horace Benedict de Saussure's zu entzücken, als dieser 1787 nach Hyères kam. Dieser hervorragende Geologe, Vater des noch berühmteren Pflanzenphysiologen Théodore de Saussure, langte hier an einem schönen Aprilabend an und war von der Lage des Ortes gefesselt. Von den Fenstern der „Auberge du St. Esprit" blickte er hinab auf Orangengärten, deren Bäume mit Früchten und Blüthen beladen und durch unzählige Nachtigallen belebt waren. Sanft fiel, so schrieb er, das Land bis zum Meer ab, und den Abhang schmückten vorne Gärten, weiterhin Olivenhaine und in der Ferne Pappeln. Bewaldete Höhen bildeten den Rahmen zu dem schönen Bilde.

Hyères ist fünf Kilometer vom Strande entfernt. An diesem selbst lag einst Olbia, das Hyères den Ursprung gab. Von Massiliern gegründet, ward Olbia von Saracenen zerstört und baute sich dann, entfernter vom Meere, an der Anhöhe auf, um den Angriffen der Corsaren nicht so unmittelbar ausgesetzt zu sein. Der Strand, der einst Olbia trug, zeigt sich jetzt in Quadrate, wie ein Schachbrett getheilt. Das Seewasser füllt diese Quadrate. Es wird in dieselben geleitet, um dort zu verdunsten und so der Salzgewinnung zu dienen. Dem Strand gegenüber tauchen aus dem Meere die Hyèrischen Inseln empor. Sie strecken sich so lang dahin, als hätten sie sich in die See zu ewigem Schlaf gelegt. Weil sie in eine Reihe angeordnet sind, hießen sie einst Stoechaden. Diesen Namen vertauschten sie im Mittelalter gegen den weit vornehmeren der goldenen Inseln. Waren es die goldenen Aepfel der Hesperiden, welche ihnen die Benennung „Iles d'or" verschafften, oder der goldige Schimmer ihres glimmerreichen Bodens — das läßt sich heute nicht sagen. Zum Marquisat der Iles d'or von Franz I. erhoben, sahen sie einst glänzende Zeiten. Heute werden sie nur von ärmlichen Fischern und Gärtnern bewohnt.

Jene Früchte, nach welchen die goldenen Inseln ihren Namen führen sollen, sind jetzt hier fast völlig verschwunden. Einst aber stand die Orangenzucht von Hyères in hoher Blüthe. Mehr denn zweimalhunderttausend Orangenbäume deckten das Land und konnten die Bewunderung der Reisenden erwecken. Wie die Chronisten erzählen, blieb Carl IX. von Frankreich staunend vor dem mächtigsten dieser Bäume stehen und forderte seine beiden Begleiter, den König von Navarra und den Herzog von Anjou auf, mit ihm den Stamm zu umfassen. Doch hierzu reichten, so wird weiter berichtet, die sechs fürstlichen Arme nicht aus. Zur Erinnerung an diese erlauchte Umarmung schnitt man in die Rinde des Baumes: „Caroli regis amplexu glorior", und diese Inschrift wuchs und vergrößerte sich mit den Jahren. — Liegt dieser Angabe eine wirkliche Begebenheit zu Grunde? Wer kann das heute wissen. Sicher aber ist, daß die provençalische Phantasie der Chronisten sie die Maße des Stammes übertreiben ließ. Die stärksten Orangenbäume, welche Europa jetzt kennt, befinden sich auf Sardinien; manche derselben werden auf mehr denn siebenhundert Jahre geschätzt; ein einzelner Mann vermag sie alsdann

nicht mehr zu umspannen. Im Jahre 1564, da Carl IX. in Hyères weilte, konnte er dort schwerlich selbst so starke Stämme sehen, da die Orangenbäume erst durch die Kreuzfahrer, gegen Ende des elften Jahrhunderts, nach Hyères gebracht wurden. Zunächst muß es der bitterfrüchtige Orangenbaum gewesen sein, der zwar kaum eßbare Früchte, aber sehr wohlriechende Essenzen liefert. Daher der Dichter Malherbe sich in Hyères mit jenem „huile de fleurs d'orange" versorgen konnte, „das sich die Frauen in die Haare einreiben und mit dem sie dort den Puder festhalten." Die Orangenkultur von Hyères litt sehr stark durch die strenge Kälte des Winters 1709 und durch ähnliche harte Winter, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufeinander folgten. Die Pflanzungen wurden von nun an eingeschränkt, die bitterfrüchtigen Orangenbäume dann durch süßfrüchtige ersetzt, da der Transport der Orangen von Hyères aus nach dem Norden sich rascher vollziehen ließ, als von südlicher gelegenen Orten. Das kam bei den mangelhaften Verkehrsmitteln jener Zeit wohl in Betracht. Die Orangen mußten damals in Hyères im Herbst gepflückt werden, sobald an ihrer noch grünen Schale sich die ersten gelben Punkte zeigten. Sorglich in Papier gewickelt, traten sie die Reise auf dem Landwege oder dem Seewege an. Sie reiften unterwegs langsam nach und wurden erst nach vierzig Tagen genießbar. Jetzt sind die Orangenbäume fast vollständig von Hyères geschwunden. Sie konnten den Mitbewerb geschützterer Orte der Riviera, vor Allem aber von Sicilien und Algier, nicht ertragen. Es erging Hyères mit den Orangenbäumen nicht anders, als zuvor mit dem Zuckerrohr, das im fünfzehnten Jahrhundert weite Strecken des Landes deckte, dann aber verschwand, als der indische und der brasilianische Zucker in den Wettstreit eintraten.

Mit berechtigtem Stolz kann sich hingegen Hyères noch immer Hyères-les-Palmiers nennen! Zwar sind die Palmen heute über die ganze Riviera verbreitet, doch sieht man es den hohen Stämmen von Hyères wohl an, daß in diesem alten Kurorte ihre sorgsame Pflege besonders weit zurückreicht. Da streben in der Avenue des Palmiers die schlanken Stämme besonders mächtig zu beiden Seiten der Straße empor, gleich einer hehren Säulenhalle, und wiegen ihre stolzen Kronen hoch oben in der blauen Luft. — Doch hat sich Hyères schon seit langer Zeit auch einer zwar weniger vornehmen, aber einträglicheren Cultur zugewandt. Wir fanden dort Mitte März ganze Felder von Veilchen in Blüthe. Das waren auch freilich nicht die bescheidenen, kleinblüthigen, die bei uns ihre Kronen zwischen den Blättern verbergen, sondern eine großblüthige Form, das Veilchen the Czar, das an langen Stielen seine Blüthen keck über die Blätter erhebt. Sie duftet sehr stark, und gerne ließen wir uns von den Lüften anwehen, die über Veilchenfelder gestreift hatten. Andere Felder sind mit „Primeurs" bedeckt. Die Artischoken von Hyères standen schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in hohem Ruf; jetzt sind es auch die grünen Erbsen und vor Allem die Erdbeeren, mit welchen Paris von hier aus versorgt wird. Täglich geht ein ganzer Eisenbahnzug solcher Erzeugnisse von Hyères ab und wird scherzhaft als „Train de primeurs" bezeichnet. Doch soll man sich nicht etwa denken, daß unter dem Himmel

von Hyères alle diese Culturen mühelos gedeihen. Auch hier verlangen sie viel Umsicht und angestrengten Fleiß. Den Furchen der Felder folgen niedrige Hecken, die deutlich anzeigen, von welcher Seite Gefahr droht. Denn, trotz gegentheiliger Versicherungen, ist Hyères nicht völlig vor dem Mistral gedeckt, und mit elementarer Gewalt stürzt er durch die Lücke ein, welche die Berge nach Toulon hin offen lassen. Anhaltende Dürre ist auch eine schwere Plage, welcher durch künstliche Bewässerung nicht immer abgeholfen werden kann. — Immerhin besteht ein großer klimatischer Unterschied zwischen Hyères und der übrigen Provence, ja selbst dem nahen Toulon, weil diese dem Mistral weit stärker ausgesetzt sind. Daher der Reisende, der von Westen kommend, hier in früheren Zeiten zum ersten Mal Palmen und goldfrüchtige Orangenbäume sah, sich an die Pforten des Paradieses versetzt wähnte. Alte Reisewerke sind voll des Lobes von Hyères. So das Werk von Aubin-Louis Millin, „Conservateur des médailles, des pierres gravés et des antiques de la Bibliothèque impériale“, der im Auftrage des Ministers Chaptal 1804 Südfrankreich bereiste. „Ich besuchte heute“, schreibt Millin, „den Garten des Herrn Fille. Tausende von Blumen umgeben dessen Haus. Tuberosen (Polyanthes tuberosa), Cassien (Mimosa Farnesiana) und Jasmin (Jasminum sambac) würzen die Luft mit himmlischen Düften. Was Sänger und Poeten einst gepriesen, jene Gärten der Alcine und Armide, welche der fruchtbare Genius des Ariost und des Tasso schuf, so glänzend sie auch unserer Einbildungskraft vorgeführt werden, sie treten zurück vor dem Garten, den wir hier vor den Augen haben. Man glaubt nicht mehr auf Erden zu wandeln, vielmehr in jene Laubgänge versetzt zu sein, in welchen die Seelen der Gerechten ein ewiges Glück genießen. Die Bäume stehen so dicht an einander, daß man nur auf künstlich angebrachten Pfaden zwischen denselben durchdringen kann. Achtzehntausend Orangenbäume, beladen mit Blüthen und Früchten, bergen in ihrem Laube unzählige Nachtigallen, und Nachtigallengesang erschallt wie ein Hymnus an die Natur, um ihre Güte zu preisen, ihr für einen so freudigen und duftigen Schatten zu danken. Andere Vogelstimmen greifen in dieses glänzende Concert ein, während die fleißigen Bienen summend die Blüthen umschwärmen, um reiche Nahrung zu schöpfen aus so verschwenderischer Fülle.“

Ein ähnliches Gefühl des sinnlichen Behagens, welches ein milderes Klima erweckt, mag es auch gewesen sein, das einst die Massilier bestimmte, ihre Niederlassung an diesem Strande „Olbia“, die Glückliche, zu nennen.

Mit Vorliebe schweiften wir an sonnigen Nachmittagen auf den Maurettes umher, jenen Höhenzügen, an welche Hyères sich lehnt. Wir suchten uns dort solche Orte aus, von welchen die alte Burg von Hyères sich in schöner Umrahmung zeigte. Ein Stück blaues Meer bildete den Hintergrund, während grüne Hügel die scheckige Ebene deckten. Da lagerten wir uns auf Rosmarin, Myrthen und Lavendel und vergaßen der fliehenden Stunden. Wir suchten im Geiste jene Trümmer zu beleben, die so mächtig drüben auf den Felsen thronen. Auch heute noch werden diese Trümmer von Wachtthürmen und Mauern beschützt, die in bewegtem Umriß allen Vertiefungen des Berges

folgen. — In dem „Chastel d'Yères" herrschten seit dem zwölften Jahrhundert die Herren de Foz, eine Nebenlinie der Vicomtes de Marseille. Manchen blutigen Strauß hatten sie zu pflücken, um ihre Burg gegen den anstürmenden Feind zu schützen und oft rauchte auf ihren Wachtthürmen die Lunte der Arkebusen. In friedlichen Zeiten, da füllten hingegen dieses Chastel die Gesänge der Troubadours, und es erklang in ihnen die sechsseitige Viola. War doch Mabille de Foz Präsidentin des Minnehofs von Pierrefeu! Im Juni 1254 gab es hohen Besuch auf der Burg; da kam Ludwig der Heilige, den aus Palästina der Tod seiner Mutter nach Frankreich zurückgerufen hatte. Einige Jahrhunderte später wurde hier oben auch Franz I. empfangen, während Ludwig XIII. nur noch die Ruinen der Veste sah: Heinrich IV. hatte deren Zerstörung beschlossen. Heute ist das alte Gemäuer in üppiges Grün gehüllt, und bunte Frühlingsblumen erklimmen selbst die Zinnen der Thürme. — Scharf hebt sich der dunkle Berg vom hellen Abendhimmel ab, wenn die provençalische Sonne sich hinter seinen Trümmern zur Ruhe senkt. Dann tränkt sie mit ihrem Glanze das Land und das Meer, umstrahlt die dunklen Felsen und bildet um die Burg einen goldenen Glorienschein. — Geisterhaft aber mutheten uns die Trümmer zur Nachtzeit an, da zur späten Abendstunde der Vollmond uns in die Berge gelockt hatte. Tief drang sein Silberschein in die Fugen und Spalten des zerklüfteten Gesteins und warf unheimliche Lichter in die Ruinen. Da belebten sich die alten Mauern und Thürme, nahmen menschliche Form an, schienen ihre Glieder zu bewegen und stierten mit unheimlichen Augen in die Ferne. Plötzlich war dann Alles wieder todt; eine dunkle Wolke breitete ihre Schatten über den Berg aus. Doch als der Mond wieder vortrat, da war es, als hätten die Thürme in der Runde sich die Arme gereicht, und als führten sie einen infernalen Reigen aus um die Trümmer. Da ging es bergauf, bergab über die steilen Felsen und stöhnte und pfiff dabei durch die Luft in Unheil drohender Begleitung. Für Augenblicke leuchtete die Burg so auf, als stünde sie in Flammen, dann wieder versank sie in das Dunkel der Nacht. Mit Wirbelwind und Sturm, mit Blitz und Donner zog ein Gewitter von Westen heran: das mochte uns diese phantastischen Bilder vorgezaubert haben. Rasch breitete sich Finsterniß über das Land aus, nur das Meer dort hinten war noch in Silberglanz getaucht. Ein greller Lichtstrahl durchzuckte die Luft, ihm folgte ein betäubender Schlag, der die Grundvesten der Erde zu erschüttern schien. Wie geblendet standen wir da, während das Rollen des Donners sich entfernte. Dumpf tönte es noch fort in den nahen Bergen, prallte dort mit immer schwächerem Echo von den Felsen ab, kam dann wieder näher, um endlich in der Ferne zu verhallen. Hatte dieser grelle Blitz nicht die Burg getroffen, nicht jene schlanke Cypresse zertrümmert, die so stolz aus den Ruinen dem Himmel entgegenragte, als wolle sie ihm trotzen? — Doch dicke Regentropfen begannen zu fallen; es war hohe Zeit, den Rückzug anzutreten.

II.

Jenes Gebirge, das sich im Osten von Hyères erhebt, bildete im neunten und zehnten Jahrhundert ein Bollwerk der Mauren. Nach ihnen führt es mit Recht den Namen; von seinen Höhen aus beherrschten sie die weite Küste. In orographischer Beziehung bietet das Maurengebirge ein hohes Interesse. Es stellt ein in sich abgeschlossenes Gebirgssystem dar, dessen Granite, Gneiße und Schiefer von dem umgebenden Kalkgebirge durch tiefe Thäler getrennt sind. Wie etwa die Alpen oder die Pyrenäen, besitzt das Maurengebirge sein eigenes, wenn auch nur kleines Flußsystem, seine eigenen Schluchten und Thäler. Es ist von der übrigen Provençe so geschieden, daß es auch, ferne von derselben, eine eigene Insel im Meere bilden könnte. Seit Kurzem folgt eine Eisenbahn (Chemin de fer du Sud de la France) der Küste, an dem Gebirge entlang. Diese Bahn mündet in St. Raphaël und schließt dort an die große Linie an, die Marseille mit Genua verbindet. Von den Stationen der Südbahn aus, bringt man leicht in das Gebirge ein, und solche Ausflüge waren es, die uns in Hyères festhielten. Wir wurden nicht müde, wiederholt dieselben Strecken der Küste mit der Eisenbahn zu befahren; denn der Weg ist anmuthig und führt entweder durch schönen Wald oder am Meeresstrande entlang, mit fortwährendem Wechsel der Bilder. Der Anblick der Berge selbst bietet hingegen geringe Mannigfaltigkeit, da alle Kuppen abgerundet sind, nur wenig in ihrer Höhe schwanken und vierhundert Meter nicht übersteigen. Und doch ladet der üppige Wald auch da zu immer neuen Ausflügen ein. Wer Korkeichen zuvor nicht sah, wird freilich zunächst über diese Wälder staunen. Er erkennt wohl die immergrüne Eiche, doch ihre geschälten Stämme und Aeste bieten einen ungewohnten Anblick. Die Krone der Korkeiche gleicht derjenigen immergrüner Eichen, auch die Blätter sind wie bei diesen lederartig und nur durch ihre eiförmige Gestalt und geringe Zähnelung ausgezeichnet. Befremdend ist aber die rothbraune Farbe der abgeschälten Theile, die fast blutroth erscheinen, dort, wo die Sonne sie trifft.

Die ganze Bevölkerung des Maurengebirges lebt von der Korkgewinnung. Steht auch der Kork, der an dieser Küste wächst, dem spanischen und algerischen an Güte nach, so bleibt er doch ein geschätzter Handelsartikel und bildet eine einträgliche Quelle des Erwerbes. Die Korkeiche muß, bevor sie geschält werden kann, eine bestimmte Dicke besitzen, die sie mit fünfzehn bis zwanzig Jahren erlangt. Der erste Kork ist rissig, spröde und wandert vorwiegend in die Gerbereien. Er wird, weil rauher und härter, als männlicher Kork bezeichnet. Dann erst bildet sich der glatte, weniger harte, brauchbare Kork, den man weiblichen nennt. Er wird alle acht bis sechzehn Jahre entfernt, je nach der Dicke, welche die Korkplatten erreichen sollen. Für gewöhnliche Stopfen reichen achtjährige Platten schon aus, während noble Champagnerpfropfen weit stärkere, bis 5 Centimeter dicke verlangen; die Schälungen werden so lange wiederholt, bis der Baum ein Alter von hundertundfünfzig, ja selbst zweihundert Jahren erreicht hat. Dann sinkt der Werth seiner Produkte; es gilt, ihn durch jüngeren Nachwuchs zu ersetzen. — Hundertjährige Korkeichen sehen schon majestätisch aus und treten mit ihren mächtigen Kronen und knorrigen

Stämmen eindrucksvoll aus der Umgebung hervor. Besonders gerne ruht auf ihnen das Auge, wenn sie am Bergesabhang stehen, oft malerisch um einzelne Felsblöcke gruppirt. Die Korkeiche wächst mit Vorliebe auf einem Boden, der aus verwittertem Granit und Schiefer entstand, während sie den Kalkstein meidet. Daher die Korkeichenwälder des Maurengebirges eine Culturinsel in der Provence bilden, ähnlich wie das Gebirge selbst eine orographische Insel dort darstellt. In den umgebenden Kalkalpen wird man die Korkeiche nicht finden, ja nach ihr vergeblich in Mentone und Nizza, selbst in Cannes schon suchen. Wie die Korkeichenwälder des Maurengebirges das Urgestein seiner Berge verrathen, so zeigen Kalkpflanzen den Kalk der angrenzenden Alpen an. Unter Umständen wird ganz vereinzelt eingestreutes Gestein in solcher Weise äußerlich durch den Pflanzenwuchs kenntlich. So fiel vor einigen Jahren dem Forstinspector de Saint-Venant in dem Walde von Orléans ein schmaler, kilometerlanger Streifen kalkholder Pflanzen auf, während die übrige Flora im Walde auf Kieselboden hinwies. Das regte ihn zu Ausgrabungen an, die in wechselnder Tiefe das Vorhandensein einer alten, mit Kalksteinen gepflasterten römischen Straße ergaben.

Die Korkeichen werden im Maurengebirge während des Sommers geschält. Man schält sowohl die Stämme wie die dicksten Aeste, doch hier wie dort gleichzeitig nur an einzelnen Theilen; denn es gilt als schädlich, den ganzen Baum auf einmal zu entblößen. Besonders eigenartig sehen die entblößten Theile gleich nach geschehener Schälung aus; sie zeigen die Farbe des menschlichen Körpers. Erst allmälig dunkeln sie nach. Zur Vornahme der Schälung, die als „démaclage“ bezeichnet wird, führt der Arbeiter zunächst zwei Schnitte rings um den Baum durch die ganze Tiefe der Korkschicht aus und verbindet diese Kreisschnitte durch Längsschnitte, deren Zahl sich nach der Dicke des Baumes richtet. Diese Operation führt er mit einer Axt aus, die einen keilförmig zugeschärften Stiel besitzt. Mit letzterem fährt er dann von den Einschnitten aus unter die Korkschicht und hebt sie ab. Dann beschwert er die Korkplatten mit Steinen, damit sie ihre Rundung verlieren, hält sie auch wohl über Feuer und kohlt ihre Oberfläche ein wenig an. Unter allen Umständen müssen die Korkplatten trocken werden, bevor man sie versendet.

Der Kork ist das natürliche Schutzmittel der Pflanzen: sie schließen sich damit gegen die Umgebung ab. Die ältere Rinde aller unserer Sträucher und Bäume ist mit Kork bedeckt und dankt ihm ihre Färbung. Der Kork läßt Gase und Flüssigkeiten nicht durch, ist elastisch und sehr widerstandskräftig; das befähigt ihn nicht nur zu seiner Aufgabe an der lebenden Pflanze, sondern bedingt auch seine technische Brauchbarkeit. Wird eine Pflanze verletzt, so bildet sich Kork an der Wunde und schließt dieselbe ab: daher auch der neue Kork an der geschälten Korkeiche. Wie jedes andere Gewebe besteht der Kork aus Zellen. Ja, ein Korkstück war es, in welchem Robert Hooke im Jahre 1667 jene Kammern entdeckte, die er Zellen nannte, weil sie ihm den Zellen der Bienenwaben zu entsprechen schienen. Den Zellen eines fertigen Korkes fehlt freilich der lebendige Zellleib, jener Inhalt, der das Wesen einer Zelle ausmacht. Den büßt die Korkzelle bald nach ihrer Entstehung ein, um nur

noch mit ihrer verkorkten Wandung als Schutzmittel der Pflanze zu dienen. Eine bestimmte lebendige Gewebeschicht innerhalb der Rinde, das sogenannte Korkcambium, bildet durch fortgesetzte Vermehrung ihrer Zellen den Kork. Jüngere Korkzellen folgen in geraden Reihen nach innen zu auf die älteren. Ihre Gestalt ist bei der Korkeiche annähernd würfelförmig: gegen Schluß jeder Vegetationsperiode flachen sie sich tafelförmig ab. Der weibliche Kork der Korkeiche zeichnet sich durch die Dünnwandigkeit seiner Zellen und große Gleichförmigkeit in seinem Bau aus; nur am Schluß jeder Vegetationszeit entstehen wenige Lagen stärker verdickter, abgeflachter Zellen. Diese letzteren sind es, welche die dunklen Streifen bilden, die man in jedem Flaschenstopfen erkennen kann. Da die dunkleren Lagen die Grenzen des jährlichen Zuwachses anzeigen, so kann man das Alter einer jeden Korkplatte an ihnen abzählen, ganz ebenso wie sich aus der Zahl der Jahresringe im Holz dessen Alter bestimmen läßt.

Ist eine Korkeiche geschält worden, so bildet sich ein neues Korkcambium unter den freigelegten Flächen und hebt mit neuer Korkbildung an. Freilich darf die Schälung nur den Kork entfernen, nicht den Bast oder gar den Holzkörper erreichen, weil das schwere Wunden gibt, die sich nur langsam schließen und lange die Korkproduction an der beschädigten Stelle beeinträchtigen. Ist ein Stamm niemals geschält worden, so zeigt er gleich anderen Eichenarten eine rissige Rinde, deren äußerste Schichten er nach und nach als Borke abwirft. Auch der am geschälten Baum erzeugte Kork darf nicht ein gewisses Alter übersteigen, da er sonst an der Außenseite rissig und unbrauchbar wird.

In den westlichen Theilen des Maurengebirges gibt es keinen schöneren Ort als Bormes, von Hyères aus mit der Bahn in einer Stunde zu erreichen. Man steigt dort vom Strande aus zum Hügel empor, an den das kleine Städtchen amphitheatralisch sich lehnt. Seine Häuser sind in verschiedener Höhe verstreut, hier einzeln, dort in Gruppen, als hätten sie um die Wette den Berg zu erklimmen versucht. Den Ort beherrscht eine alte Burg, deren graue Ruinen sich eindrucksvoll abheben von dem dunklen Grün des hinterliegenden Waldes. Der Abhang ist mit aromatischen Kräutern bewachsen, und jeder Schritt befreit aus ihnen duftende Oele. Ganze Flächen werden violett gefärbt durch die wilde Lavendel (Lavandula Stoechas). Sie tritt hier so massenhaft auf, daß ein benachbarter Ort den Namen Lavandou nach ihr führt. — Wir steigen weiter hinaus in den Wald, in Korkeichen, Kiefern und immergrüne Sträucher. Auch da steht jetzt Alles in Blüthe. Die Luft ist erfüllt mit Wohlgerüchen, und den Kiefern, die man berührt, werden dichte Wolken von Blüthenstaub entlockt. — Immer großartiger entfaltet sich die Aussicht auf die dunklen Ruinen, das hellglänzende Städtchen und das blaue Meer, in das eine Landzunge sich weit vor uns fortsetzt; gegen Osten blicken wir in die Rhede von Bormes hinein; gegen Westen zeigt sich die Rhede von Hyères, und über eine schmale Halbinsel hinweg erreicht das Auge auch den Golfe de Giens. In glänzender Färbung leuchten uns diese Buchten entgegen. Die östliche Bucht tönt sich jetzt ab in hellem Blau, die Rhede von Hyères

scheint von flüssigem Silber zu sein, während die Fluthen des Golfes von Giens den rothen Abendhimmel widerspiegeln. Wir sättigen uns an dieser Farbenpracht und lassen das geblendete Auge dann auf dem dunklen Grün der fernen Wälder ruhen. Sanft breitet der purpurne Schein sich aus über das ganze Meer, und in dem Glanz der Abendsonne schimmern jetzt die goldenen Inseln von Hyères wirklich so, als wären sie von Gold.

In Bormes sind vor den Häusern große Mengen von Kork aufgeschichtet. Wir treten in ein Haus ein, in dem Kork geschnitten wird, und sehen, freundlich empfangen, uns die Arbeit an. Der Mann macht Stopfen mit Hülfe einer Drehbank. Er fügt eckige Korkstücke in dieselbe ein, versetzt sie in Drehung und rückt eine Art Hobel heran, der das Korkstück schneidet. Große Uebung verlangt das sichere und rasche Einfügen der Korkstücke in die Drehbank, so daß sie gleich richtig centrirt sind. Ist der Arbeiter geschickt, so macht er Hunderte von Stopfen in der Stunde, während er es früher beim Schneiden aus freier Hand kaum auf tausend Stück im ganzen Tag bringen konnte. Die Korkplatten müssen mit Wasser gebrüht werden, ehe man sie in die eckigen Stücke zerlegt. Sie schwellen dabei nicht unwesentlich an. Die Längsachse der Stopfen entspricht der Längsrichtung der Platten; man muß sich somit die Stopfen in der Rinde des Baumes aufrecht stehend denken.

Die Abfälle beim Schneiden der Stopfen sind durchaus nicht werthlos. Sie können zum Polstern dienen und werden auch wohl verkohlt, um eine schwarze Farbe, das nigrum hispanicum, oder um Zahnpulver zu liefern. Gepulverter Kork, mit verdicktem Leinöl angerührt und auf wasserdichtes Segeltuch aufgetragen, gibt den als Linoleum bezeichneten Korkteppich, mit dem man die Fußböden deckt.

Die allgemeine Verwendung des Korkes für Flaschenverschluß greift nicht weiter als in das siebzehnte Jahrhundert zurück. Sie fiel zusammen mit der Verbreitung unserer enghalsigen Glasflaschen, die man kaum vor dem fünfzehnten Jahrhundert herzustellen begann. Im Mittelalter wurden kleine Gefäße aus Holz, Thon oder Metall verfertigt und mit Zapfen von gleichem Stoff verschlossen oder auch nur mit Wachs verklebt. Die Fässer verspundete man mit Holzpflöcken. Die Alten benützten zum Verschluß ihrer Amphoren sowohl Holz- als auch Korkstopfen, die sie mit einem Kitt aus Harz, Kreide und Oel oder auch mit Pech umgaben. Häufiger noch wurde die Oeffnung dieser Gefäße nur mit Gyps, mit Harz, Pech oder Wachs zugeschmiert. Auf den Wein gossen sie Oel, so wie das heute noch in Italien geschieht, und suchten ihn so vor Luftzutritt zu schützen. Nach Plinius dienten den Römern Korkstücke auch schon als Schwimmer an den Fischnetzen und als Bojen an den Ankern; nicht minder wurden die Schuhsohlen für Frauen aus diesem Stoffe bereits hergestellt.

Tief in das Maurengebirge schneidet der Golf von St. Tropez, der Sinus Sambracitanus der Alten, ein. An seinem Ufer sieht man schon aus der Ferne die Häuser von St. Tropez in bunten Farben schimmern. Von dort aus erscheint die Meeresbucht wie ein geschlossener See. Ihre azurnen Fluthen haben die Klarheit und den Schmelz eines dunklen Saphirs. Man

blickt über dieselbe ins Maurengebirge hinein. Scharf stechen seine Höhen vom nördlichen Himmel ab. Im Osten wird das Bild in duftiger Ferne durch die zackigen Gipfel des Esterels begrenzt. Ueber diesen, hoch in den Wolken, glänzt der Schnee der Alpen. Hier an diesem blauen Golf hat einst die Heraclea Cacabaria gestanden. Ein Herculestempel, so heißt es, gab der Stadt den Namen. Das Land war von Camatullikern bewohnt. — Dann schildert die Sage, wie im Jahre 66 n. Chr. an jenem Strand der Körper des heiligen Tropez gelangte. Dieser hatte unter Nero hohe Würden bekleidet; sein Vetter, Salvius Otho, wurde im Jahre 69 n. Chr. zum Kaiser proclamirt. Er selbst legte alle seine Aemter nieder, nachdem ihn der Apostel Paulus zum Christenthum bekehrt hatte, und zog sich nach Pisa zurück. Dort ließ alsbald Nero unter einer ehernen Himmelsdecke mit großem theatralischen Pomp Diana und Apollo anbeten. St. Tropez weigerte sich dessen, er wurde ergriffen, auf Befehl von Nero gemartert, enthauptet und sein Körper dann auf einem schlechten Nachen in das Meer gestoßen. Ein Hund und ein Hahn, die man zugleich in den Nachen setzte, sollten sich an dem Körper weiden. Doch weder der Hund noch der Hahn berührten den Heiligen, sie stellten sich als Wächter an demselben auf. Ein Engel ließ sich am Steuer nieder und führte den Nachen sicher durch die Fluth bis nach Heraclea. Durch das Krähen des Hahnes gerufen, sammelten sich dort die Christen am Strande und nahmen den Körper des Heiligen mit hohen Ehren auf.

Im neunten Jahrhundert wurde das alte Heraclea von den Saracenen zerstört, und nur antike Mauern und Gräber zeigen den Ort noch an, auf dem es einst gestanden. Das heutige St. Tropez reicht nicht weiter als bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Es verdankte sein Aufblühen genuesischen Familien, die sich hier niederließen. Zahlreiche Wachtthürme um die Stadt, sowie die Festungswerke über derselben zeigen an, daß St. Tropez sich oft noch gegen Seeräuber und andere Feinde zu vertheidigen hatte. Heute wird es nur noch durch Zollwächter geschützt, die von den Höhen aus den Strand überwachen. So verändern sich die Zeiten; früher mußte der Ort die Corsaren abwehren, die ihn berauben wollten, heute sich gegen die Schmuggler schützen, die ihn gern versorgen möchten.

St. Tropez ist ein Hauptort des Korkhandels geworden; zahlreiche Schiffe werden mit dieser Waare beladen, die aus allen Theilen des Maurengebirges hier zusammenströmt.

III.

Zum klimatischen Kurort dürfte St. Tropez wohl schwerlich jemals erhoben werden, denn es ist zu sehr den Winden ausgesetzt. Gegen das offene Meer deckt das vorspringende Cap den Hafen, doch der Mistral und der Ostwind treiben die Fluthen des Golfes in denselben hinein. Daß bei heftigem Sturm die Wellen bis auf den Uferdamm vordringen, das zeigt der eigenartige Bau mancher dort stehender Häuser an. Sie sind unten ohne Fenster, nur mit kleinen, dicht schließenden Thüren versehen, zugleich eingewölbt, so wie der Fuß eines Leuchtthurmes, der dem Meere trotzt. — Von den Winden

abgesehen, besitzt das meerumspülte Vorgebirge ein sehr mildes Klima. Der bekannte Geologe Elie de Baumont hat dieses Stück Land als die Provençe der Provençe bezeichnet. Seine Vegetation ist üppig. Kiefern und immergrüne Eichen decken die Höhen; die Abhänge werden von mächtigen Kastanienbäumen beschattet, deren Früchte in ganz Frankreich als „Marrons de Lyon" beliebt sind. Hier und dort streckt auch eine Palme ihr schlankes Haupt über eine Mauer hervor; doch man sieht es ihr an, daß sie oft vom Winde gelitten. Den Ufern der Bäche folgen Oleandersträucher und Vitexbüsche. Mit den schönen Blüthen des Oleanders schmückten sich und schmücken sich heute noch in Griechenland auf dem Lande die Frauen, auch benutzt man bei uns Oleanderblätter zur Verzierung der Speisen, während thatsächlich der Milchsaft dieser Pflanze ziemlich giftig ist. Von dem schmalblätterigen Vitexstrauch hieß es einst, daß er die Sinnlichkeit unterdrücke, daher erhielt er seinen keuschen Namen: Vitex agnus castus. Die athenienfischen Frauen bestreuten mit Vitexblättern ihre Ruhelager zur Zeit der Thesmophorien, jenen mysteriösen Festen zu Ehren der Göttin Demeter, von denen alle Männer ausgeschlossen waren. Heute scheint der Vitex agnus castus seine früheren Kräfte eingebüßt zu haben; nur seine scharf gewürzhaften Steinfrüchte gebraucht man im Süden noch häufig als Pfeffer. Der Oleander hat sich sogar einem noch weniger poetischen Verlangen anbequemen müssen, denn die Landleute um Nizza benützen seine gepulverte Rinde, um Ratten und Mäuse zu vertreiben.

Im Hôtel Continental zu St. Tropez wird noch nach alter Art gelebt. Guter Tischwein steht zu gemeinsamer Benutzung auf der Tafel. Man fragt den Nachbar erst, ob er zu trinken wünscht, bevor man sich selbst einschenkt. Das Dienstpersonal wird in einige Verwirrung versetzt, wenn man nach der Weinkarte verlangt. — Da figurirten als Vorspeisen bei der Mahlzeit außer Salami, Oliven, Sardinen und anderen allgemein europäisch gewordenen Dingen, auch Seeigel, ein Leckerbissen, den ich bisher an keiner regelrechten „table d'hôte" gesehen hatte, und den ich auch gerne Anderen überlasse; er dient mir nur als Beweis, daß der Mensch das ärgste aller Raubthiere ist. Da werden Tausende weiblicher Seeigel gefangen, aufgebrochen und im Grunde genommen vergeudet: man wirft den ganzen Körper fort und verzehrt nur das bißchen Eierstöcke. Dabei wird eine ungezählte Brut zerstört. Diesen orangerothen, faden Schleimmassen konnten wir keinen Geschmack abgewinnen; doch darüber läßt sich ja streiten. — In wahres Entzücken wurden unsere Tischgenossen stets versetzt durch „Bouillabaise". — Nach dieser Speise sehnt sich stets der Provençale, auch wenn er einen anderen Theil von Frankreich bewohnt. — Die Wirthin suchte es ihren Gästen an den Augen abzusehen, ob ihnen die Bouillabaise schmecke; kann diese doch allein das Renommée eines Hauses begründen. Wie sie uns servirt wurde, bestand sie aus Languften und Seefischen. Die Wirthin machte aus deren Zubereitung auch kein Geheimniß. Sie habe, sagte sie, zunächst etwas Knoblauch, Lorbeerblätter und weißen Pfeffer in Olivenöl in einer Casserolle geröstet, dann ein Glas Weißwein darauf gegossen, die Languften, Fische und soviel Wasser, daß sie bedeckt waren, dazu gethan, Alles mit Salz und Pfeffer weiter gewürzt, hierauf

zwanzig Minuten lang kochen lassen und mit einer Messerspitze Safran den Schluß gemacht. Ihre Bouillabaise war dann fertig. Die Languſten und Fiſche kamen in eine tiefe Terrine und wurden mit der Brühe, in welcher auch Weißbrodſchnitte geweicht hatten, übergoſſen. — Der übrige Comfort des Hauſes ließ freilich zu wünſchen übrig, ſo daß wir, trotz ſolcher culinariſcher Genüſſe, uns doch zeitweiſe nach einem anderen Unterkommen ſehnten.

Eine Straßenbahn verbindet jetzt St. Tropez mit La Foux, einer Station der ſüdfranzöſiſchen Bahn. Der Weg führt an dem Schloſſe von Bertaud und vor deſſen Thoren an einer mächtigen Pinie vorbei, deren Stamm an ſechs Metern im Umfang mißt. Es dürfte eine der größten Pinien ſein, die jetzt exiſtiren, und wohl mancher Saracene hat ſchon in ihrem Schatten gelagert. Der Baum ſteht mitten auf der Straße, der „route nationale“, und es iſt zu loben, daß ihn die Ingenieure ſchonten. Die Straßenbahn ſetzt ſich über La Foux nördlich bis Cogolin fort, und von da aus kann man auf der Chauſſee La Garde Freinet erreichen. Dort hatten einſt ſchon die Römer einen Militärpoſten errichtet, der die Verbindung zwiſchen dem Sinus Sambracitanus und der etwas nördlicher durchs Gebirge ziehenden Via Aureliana überwachen ſollte. Der Ort liegt in einem Engpaß zwiſchen zwei Bergen, und dort ſetzten ſich auch die Mauren im Jahre 850 feſt, nachdem ſie St. Tropez zerſtört hatten. Sie ſicherten ſich ſo den Zugang zum Meere und beherrſchten zugleich das Gebirge. Die Feſtung, die ſie erbauten, wurde Fraxinetum genannt und dieſer Name dann auf alle ähnlichen mauriſchen Feſtungen übertragen. Hier häuften ſie die geraubten Schätze an, um ſie ſpäter übers Meer, nach Afrika zu ſchaffen. Wilhelm I., Graf von Arles, unterſtützt von zwei provençaliſchen Edelleuten, Bavon und Grimaldi, ſtürmte und eroberte im Jahre 973 die Veſte. Alle Mauren, die dem Schwert entgingen, wurden nebſt Weibern und Kindern zu Sclaven gemacht. Die Veſte ſchwand von der Erde, und nur einige Mauerreſte, die Epheu heute deckt, ſowie eine tiefe, in Fels gehauene Ciſterne, zeugen dafür, daß ſie einſt geweſen.

Als Preis der Tapferkeit und Lohn für die erwieſenen Dienſte erhielt Grimaldi von Wilhelm I. das ganze Land, welches die Mauren am Sinus Sambracitanus beſaßen. Da ragen denn noch heute, als Wahrzeichen aus jener Zeit, auf dem Berge, der die Thalmündung beherrſcht, die Trümmer der Burg Grimaud in den Himmel. Zwei Thürme auf ſteilem Abhang, durch Mauerreſte verbunden, ſcheinen über dem Abgrunde zu ſchweben, die übrige Burg iſt zerſtört; doch unter ihr, wenn auch ihres Schutzes beraubt, in üppiges Grün gehüllt, klammert ſich der kleine Ort Grimaud noch immer an den Felſen.

Von La Foux aus öſtlich folgt die Südbahn weiter allen Ausbuchtungen der Küſte. Jetzt eilt ſie dem Meere zu, und St. Tropez am jenſeitigen Ufer ſcheint immer näher zu rücken; dann wendet ſie ſich landwärts, und das Eſterel taucht plötzlich am Horizonte auf. Das Maurengebirge rückt dicht ans Meer heran, der Wald erreicht die Küſte. Immer ſchwelgeriſcher entwickelt ſich hier ſeine Pracht. Aus den immergrünen Eichen und Seeſtrandkiefern leuchtet die baumartige Erica mit ihren weißen Blüthenmaſſen hervor. Ueberall ſieht man den Erdbeerbaum ſeine lorbeerartigen Blätter ausbreiten.

Dunkler Epheu rankt an den Stämmen in die Höhe, und üppige Waldreben verbinden die Baumkronen durch helle Laubguirlanden. Dieses herrliche Bild verlockt uns, die Fahrt zu unterbrechen; wir steigen aus in La Gaillarde und setzen unseren Weg zu Fuß fort. Wir folgen dem Ufer. Die Strandkiefer taucht ihre Wurzeln fast in die Wellen; oft neigt sie sich über die Fluth, als wollte sie ihr Bild in der spiegelnden Fläche betrachten. Das Land wird hier geschmückt von der See mit einem Saum silberschäumender Wogen, dafür flicht ihr das Land einen Kranz aus immergrünem Walde. Zerrissene Felsen springen am Strande vor und verlieren sich weit in den Fluthen. Das Esterel ist uns ganz nahe gerückt. Es zeigt denselben reich bewegten Umriß, dem wir so gerne von Antibes aus folgten. Dieser Gebirgszug ist so schmal, daß die nämlichen Höhen von Osten wie von Westen das Bild bestimmen. In Antibes sieht man am Abend die Sonne hinter dem Esterel verschwinden; dann hüllen sich seine Gipfel in dunkelblaue Schatten und stechen mit scharfen Umrissen gegen den Abendhimmel ab. Hier sind sie jetzt mit Licht übergossen; die schwindende Sonne senkt ihre Strahlen in die Thäler hinein, sie gestaltet und modelt die einzelnen Berge, vergoldet die Gipfel, spart blaue Schlagschatten in den Tiefen aus, entzündet ganze Dörfer, wirft Irrlichter in die einzelnen Häuser hinein und taucht schließlich Alles in purpurne Gluth. — Hier bei St. Aigulf am Strande ließ sich Carolus Duran nieder, und der Ort ist wohl angethan, eines Malers Seele mit farbigem Glanz zu erfüllen! — Plötzlich öffnet sich vor uns das weite, von dem Fluß Argens in zahlreichen Windungen durchströmte Thal, durch welches das Maurengebirge von dem Esterel geschieden wird. Der Teich von Villepey und die Windungen des Flusses glänzen wie metallene Spiegel. In Fréjus ertönen die Abendglocken; vom jenseitigen Ufer des Golfs sendet uns der Leuchtthurm von St. Raphaël einen ersten blassen Strahl entgegen.

IV.

Wir wandern jetzt auf classischem Boden. Ist doch Fréjus das alte Forum Julii, dem Julius Caesar den Namen gab. Augustus vollendete den Hafen und gab dem Orte einen Pharus. Agrippa ließ einen Aquaeduct und ein Amphitheater erbauen; siedelte hier Soldaten der achten Legion an, was zu der späteren Benennung Colonia Octavanorum führte. Die Stadt wuchs rasch in Größe und Bedeutung; sie maß fünftausend Schritte im Umfang. Der Hafen war so ausgedehnt, daß er im Jahre 31 v. Chr. die zweihundert Galeeren aufnehmen konnte, die Octavian in der Schlacht bei Actium Antonius abgenommen hatte. Was für ein farbenprächtiges Bild mag das gewesen sein, als die Flotte des Antonius diesen Hafen füllte, als mächtige römische Bauten sich in seinen Wellen spiegelten und weithin sichtbar durch das Thal der Aquaeduct in kühnen Bogen den Bergen zueilte. — Fréjus blieb unter den Kaisern die wichtigste Flottenstation an diesem Gestade, dann aber begannen traurige Zeiten. Der Amnis argenteus, der heutige Argens, versandete langsam den Hafen. Im zehnten Jahrhundert konnten nur noch kleine Schiffe Zuflucht in demselben finden. Dann kamen die Saracenen und

schleiften 940 die Befestigungen der Stadt. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde Fréjus von Corsaren verbrannt, dann im sechzehnten Jahrhundert nochmals unter Carl V. geplündert. Der Hafen schwand allmälig, und an seiner Stelle bildeten sich weite Sümpfe aus, welche mit tödtlichen Miasmen die Gegend erfüllten. Ein Bild solchen Elends fand Aubin-Louis Millin im Beginn dieses Jahrhunderts hier vor. Die Straßen waren leer, die Häuser unbewohnt, die wenigen Menschen, die man sah, gingen mit blassen fahlen Gesichtern, hohlen Wangen, eingefallenen Augen umher. Man meinte, in einem großen Krankenhaus zu sein. „Wir nahmen Wohnung," schreibt Millin, „in der besten Herberge; es war ein verpestetes und Ekel erregendes Haus, in dem man den Aufenthalt als Strafe betrachten mußte. Schrecklicher Schmutz herrschte in ihm. In schlecht gespülten Gefäßen wurde uns faules Wasser dargereicht; ganze Schwärme von Fliegen belagerten die mit ranzigem Oel bereiteten Speisen. Den Sümpfen entstiegene Mücken und Schnacken peinigten uns mit ihren Stichen; des Nachts wurden wir von nicht minder zudringlichen, aber noch ekelhafteren Thieren aufgezehrt. Unser Blut war in fortwährender Wallung. Es können hier wirklich nur solche Menschen leben, die an derartige Plagen gewöhnt sind; uns erschienen sie als das größte Unheil, das einem menschlichen Wesen begegnen kann. Wir bedauerten, daß der Wissensdrang, der uns trieb, historisch berühmte Stätten aufzusuchen, uns an diesen elenden Ort geführt hatte, und wir wünschten denselben so bald als möglich verlassen zu können.". — Seitdem haben sich die Zustände in Fréjus gebessert. Abzugscanäle sind entstanden, welche die Umgegend entwässern und dadurch gesünder machen; der Ort selbst ist zwar auf ein Fünftel seiner früheren Größe zusammengeschmolzen, sieht aber ziemlich freundlich aus. Wer freilich tieferen Eindruck von den Ueberresten aus der classischen Zeit erwartet, der wird enttäuscht sein. Es blieb nur wenig davon zurück, zu wenig, um Achtung zu gebieten oder gar künstlerisch anzuregen. Nur die zerrissenen Bogen des Aquaeducts draußen in den Feldern mit ihrem Schmuck von kletternden Pflanzen sind ästhetisch wirksam. Der Argens war so fleißig bei der Arbeit, daß heute eine weite sandige Fläche Fréjus vom Meere trennt; die Trümmer des alten römischen Leuchtthurms ragen jetzt anderthalb Kilometer vom Strande entfernt hervor aus dem Boden. So ist der alte Glanz von Fréjus für immer geschwunden, und was von demselben zurückblieb, vermag auf uns durchaus nicht in der Weise wie die Denkmäler von Nimes und von Arles einzuwirken. Doch erhebt uns auch hier das Gefühl, classischen Boden unter den Füßen zu haben. Wir schauen dann hinaus in das blaue Mittelmeer, an dessen Ufern jene mächtige Cultur erstarkte, welche die Welt erobert hat. So schließen wir im Geiste wieder enger an die Vergangenheit an: Wir werden uns bewußt, wie jene allgemein menschlichen Gedanken und Gefühle, die hier zum ersten Mal zur bewußten Empfindung und Gestaltung gelangten, auch heute noch unser Denken und Fühlen beherrschen.

Schon die Römer besuchten St. Raphaël als balneare Station und hatten den Strand mit ihren Landhäusern belebt. Dann ließen sich die Tempelritter hier nieder und bauten jenen viereckigen Thurm, der auch heute noch die alte

Kirche zu schützen scheint. Im Jahre 1799 landete hier Bonaparte, als er von Aegypten kam, und hier auch verließ er das Land, um 1814 nach Elba zu gehen. Es trifft somit nicht ganz zu, wenn behauptet wird, Alphonse Karr habe St. Raphaël entdeckt: richtig aber ist, daß er unter den französischen Schriftstellern der erste war, der sich hier niederließ, daß ihm bald andere Celebritäten der Literatur und Kunst folgten, und daß der neue Aufschwung von St. Raphaël mit jener Zeit begann. Was aber alle jene Künstler und Schriftsteller hier suchten, das war der stille abgelegene Ort, an dem man Blumen, Sonne und Meer genießen kann, ohne von anderen Menschen gestört zu werden. Sie alle flohen den Lärm des großstädtischen Nizza und des übereleganten Cannes. „Wenn ich eine große Stadt lieben möchte," pflegte Alphonse Karr zu sagen, „zöge ich zurück nach Paris." Auch ist es im Sommer hier kühler als jenseits des Esterel, und der sandige Strand ladet dann zum erfrischenden Bade ein, daher sich St. Raphaël immer mehr zum sommerlichen Seebad entwickelt. Im Winter ist es zu sehr den Winden ausgesetzt. Das sollten auch wir noch erfahren. Schon am Abend bei unserer Ankunft begann sich Ostwind zu erheben, am nächsten Tage wehte er mit Macht und war von heftigem Regen begleitet. Gegen dieses Unwetter ließ sich im Freien nicht ankämpfen. Der Wind trieb die Regentropfen fast wagrecht durch die Luft. Das dauerte so zwei Tage. Starker Ostwind ist hier meist mit Regen gepaart, somit traurig. Ganz verschieden gebärdet sich sein Widersacher, der nördliche Mistral. Er ist trocken und daher weit heiterer. Er fegt den Himmel rein und pfeift bei Sonnenschein. Er bläst nicht in langen Zügen, sondern in abrupten Stößen, er klingt donnerartig und rüttelt an den Gebäuden. Der Ostwind hingegen bläst stärker oder schwächer, doch ohne Unterbrechung fort; seine Stimme ist mehr ein Klagen, so daß man bei Nacht langgedehnte Schluchzer zu hören meint. In der zweiten Nacht, die auf unsere Ankunft folgte, entlud sich ein polterndes Gewitter, das mit dumpfem Dröhnen die Thäler erfüllte und zuckende Flammen auf die Meeresfläche warf; als der Morgen aber kam, da strahlte die Sonne wieder hell in unser Zimmer hinein. Das Meer tobte weiter, und wir zogen hinaus, um seinen Anprall gegen die Felsen des Strandes zu sehen. — Zu den Wahrzeichen von St. Raphaël gehören seine beiden Löwen: „le lion de terre" und „le lion de mer", zwei rothe Porphyrfelsen, die gleichsam Wache vor dem Strande halten. Der Seelöwe hat sich weiter in das Wasser hinausgewagt, der Landlöwe dicht am Ufer gelagert. Sie kauern da wie apokalyptische Thiere und trotzen seit Ewigkeit der nagenden Kraft der Wellen. Jetzt stürmt das Meer mit Macht gegen diese Felsen an, wälzt seine Wogen über sie hinweg und wirft mit Getöse schäumenden Gischt hoch an ihnen empor. Ueber den Porphyrlöwen im blauen Himmelsraum da wiegen sich aber die Möven. Wie gerne folgt ihnen das Auge, diesen muthigen Vögeln, wenn sie mit breitem und mächtigem Flügelschlag die Luft durchschneiden. Jetzt segeln sie gegen den Wind, jetzt wiegen sie sich an der Stelle, jetzt schießen sie herab in die Fluth, um ihre Beute zu fassen; mit ihr schwinden sie in der Ferne, oder sie lassen sich nieder auf der schaukelnden Welle, ein weißer Punkt mehr in-

mitten der weißen Kämme. Da hinten in der See taucht plötzlich eine Herde von Delphinen aus den Wellen hervor. Sie zeigen zuerst ihren Kopf, überschlagen sich fast in der Luft und schießen hinunter in die Tiefe. Sie bringen Humor in das großartige Schauspiel: sie sind die Clowns des Meeres.

Die Straße, die von St. Raphaël in östlicher Richtung dem Meeresstrande folgt, führt an Landhäusern vorüber, die manchen bekannten Namen tragen. Da ist die „maison close", das geschlossene Haus, welches Alphonse Karr sich schuf, um der aufdringlichen Welt zu entgehen. Hier in „Oustalet dou Capelan" hat Charles Gounod sich abgesondert, und über der Eingangsthür liest man: „L'illustre maître, Charles Gounod composa Roméo et Juliette à l'Oustalet dou Capelan, au printemps de 1866", und Jules Barbier, sein Librettist, der nebenan ein Landhaus besitzt, fügte darunter hinzu: „Hic Divum Romeo scripsit Gounod meus 1866. Ingenio haud amicitia impar." Gounod weilte mit Vorliebe in St. Raphaël; „ich finde hier", meinte er oft, „den Golf von Neapel vor mit der Campagna von Rom im Hintergrunde."

Ist die Lage von St. Raphaël wirklich so schön, als es Gounod empfand? Ich kann das nicht behaupten, so wenig ich auch sonst diesem Ort den ihm zukommenden Reiz absprechen möchte. Mir fehlt hier der volle Blick auf das Esterel, und ich fühle mich nicht hinlänglich dafür entschädigt durch die Aussicht auf das Maurengebirge und jenes Thal des Argens, das Gounod mit der Campagna von Rom vergleicht. Lieber würde ich doch dem Beispiel von Carolus Duran folgen und mich dort drüben in St. Aigulf niederlassen, an dem waldigen Strande, von dem aus man am Abend das zackige Esterel in Purpur leuchten sieht.

V.

Hingegen bildet St. Raphaël einen vorzüglichen Standort für Ausflüge in das Esterel-Gebirge. Und dieses Gebirge ist sicher des Besuches werth; es gehört zu den Juwelen der Riviera: sein malerischer Reiz wird durch die Porphyre bedingt, die als nackte Felsenmassen dem Boden entsteigen. Um diese Porphyre und anderes eruptives Gestein sind Schiefer emporgerichtet. Allseitig wird das Esterel durch tiefe Thäler von den Alpen und durch das Thal des Argens auch von dem Maurengebirge getrennt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wagte man sich nur mit Schrecken hinein, jetzt wandelt man hier sicherer als in den Anlagen mancher großen Stadt. — Unser erster Besuch sollte dem höchsten Punkt des Gebirges, dem Mont Vinaigre gelten, dessen Gipfel sich 616 m hoch über den Meeresspiegel erhebt. Wir hofften von dieser Höhe das ganze Esterel zu überblicken und wollten dort unseren Plan für weitere Ausflüge entwerfen. Wir brachen von St. Raphaël auf, als der Morgen graute. Der Weg führte gegen Norden zunächst nach Valescure. Dort am Abhang der Berge, in dem kühlen Walde, pflegten schon römische Familien den Sommer zu verbringen, wenn die Hitze des Tages in Forum Julii unerträglich wurde. Vallis curans, das Thal, welches Genesung bringt, muß, wie sein Name sagt, als besonders gesunder Aufenthaltsort gegolten haben. Diesen alten Ruf möchte man auch heute noch ausnutzen und durch

den verheißungsvollen Klang des Namens neue Bewohner hier anlocken. Man wandert in Valescure auf fertig angelegten Straßen, „Grands Boulevards“ mit hochtönenden Namen; der Wald ist in Parkanlagen verwandelt; große Hôtels hoffen auf Gäste, Musikpavillons warten auf Musikanten. Doch die Besucher bleiben noch aus. Woher auch sollen sie kommen, diese Millionäre, um allen Grundstückspeculanten zu Gefallen die ganze Riviera von Toulon bis Ventimiglia mit Villen zu bedecken? Mit dem Augenblick, wo der Bau der Südbahn beschlossen war, bemächtigten sich Actiengesellschaften aller Punkte am Strande, die durch schöne Aussicht, aller Punkte auf der Höhe, die durch gesunde Lage, Kiefernadelduft, oder sonst welche Vorzüge sich auszeichnen. Auch in St. Aigulf drüben im Maurengebirge ist der Wald schon parcellirt, laufen „Grands Boulevards“ durch denselben und sind nicht allein mit schönen Namen, sondern auch mit Laternen versehen. Den Laternen freilich fehlen die Scheiben; gebrannt hat noch keine; manche warf der Sturm, manche auch Menschenhand schon um; nun liegen sie da und rosten, ein trauriges Bild des Todes dort, wo niemals Leben war. Dazwischen in möglichst auffälliger Stellung große Tafeln mit bunten Inschriften und Plänen, die zum Ankauf der Grundstücke verlocken sollen. — Wird Valescure jemals gedeihen? Es ist wohl möglich — einen Anfang von Erfolg hat es schon zu verzeichnen: „La nature sévère et riante, l'odeur des pins agréable et salutaire“, wie Stéphen Liegeard den Ort preist, hat bereits die Künstlerin der „Comédie française“ Suzanne Reichemberg und die nicht minder berühmte Sängerin der Pariser komischen Oper Miolan Carvalho veranlaßt, sich hier anzusiedeln. Der Ort ist anmuthig, dicht von immergrünem Wald umhüllt, mit heiteren Ausblicken in das Meer und das Gebirge: trotzdem athmeten wir freier auf, als wir die „Grands Boulevards“ verlassen hatten und uns in einer von der Speculation weniger übertünchten Natur bewegten. — Die Sonne ging in blaugrauem Nebel als rothe strahlenlose Scheibe auf; dann tauchte sie aus dem Nebel hervor und strahlte hell an wolkenlosem Himmel. Die Erde schien jetzt von Licht überströmt. Bald betraten wir jene ausgedehnten Wälder, welche das Esterel fast ganz bedecken. Einst hatten sie oft vom Feuer zu leiden; statt grüner Laubkronen starrten verkohlte Skelette den Wandrer an. Jetzt sind die Wälder Staatseigenthum geworden und erfreuen sich so sorgsamer Pflege, daß sie fast den Eindruck großer Parkanlagen machen. Die dunklen Strandkiefern (Pinus Pinaster) wiegen bei Weitem vor: sie schließen ihre Kronen oft so dicht zusammen, daß kaum ein Sonnenstrahl durch das Dickicht dringt. Vorzügliche Kunststraßen führen durch den Wald, und bis auf den Gipfel der Berge gelangt man auf gut gehaltenen Wegen. Auffallend genug sieht man eine weite Kunststraße oft ganz plötzlich enden, wenn sie die Grenzen des Gebirges erreicht. Da hört das Département der Forste nämlich auf, und es beginnt dasjenige der Brücken und Chausseen. Die beiden Ministerien arbeiten sich, wie es scheint, nicht immer in die Hände. Nach Wegweisern sieht man sich leider vergebens im Esterel um, und wo mehrere Straßen sich schneiden, bleibt man auf seine Orientirungsgabe ganz angewiesen. Die besten Karten der Gegend, die wir uns zu verschaffen vermocht, Karten, welche das Ministerium

des Inneren im Jahre 1889 veröffentlicht hatte, reichten eben nur aus, um uns irre zu führen. Der Weg zum Mont Vinaigre war übrigens nicht schwer zu entdecken. Zunächst sahen wir ihn vor uns, dann brauchten wir im Walde nur der breiten Straße zu folgen und uns nordwestlich zu halten, dort wo sich dieselbe mit anderen gleich breiten Straßen schnitt. Sie stieg in Windungen zwischen den Bergen empor. Meist war sie im Walde versteckt: wir wanderten im Schatten hoher Bäume, oder sie erreichte einen steilen Abhang, und über den Gipfel der Bäume hinweg konnte der Blick dann über grüne Thäler und Berge weithin sich verlieren. Doch kein Haus war zu entdecken, nirgends verrieth aufsteigender Rauch eine verborgene Hütte: nichts als Wälder, Thäler und Berge in endloser Einsamkeit. Seitdem wir das Gebirge betreten hatten, war uns kein Mensch begegnet. Wir fühlten uns ganz allein: es war fast unheimlich. Nach zwei Stunden erreichten wir eine menschliche Behausung, das Forsthaus zu Malpay: „Mäou pays", schlechte Gegend, wie es provençalisch heißt, in Erinnerung an jene Zeit, wo es hier nicht geheuer war, zu reisen.

Die Frau Försterin schien sichtlich erfreut, sich wieder einmal aussprechen zu können, und gab uns, während wir frühstückten, genaue Auskunft über die Gegend. Sie zeigte uns auch in östlicher Richtung ein Stück der römischen Straße, die man von hier aus auf eine längere Strecke hin überblicken kann. Rom mit Gallien verbindend, endete sie in Arelate, dem heutigen Arles, von wo die „via Domitia" nach Spanien führte. Zwei römische Straßen, die als aurelianische bezeichnet wurden, führten durch das Esterel. Die ältere folgte von Cannes aus der Küste und erst vor der südlichsten Felsengruppe des Esterel drang sie landeinwärts, in ein Thal, um in westlicher Richtung Fréjus zu erreichen. Später legten die Römer die zweite Straße an, die, in gerader Richtung über die Berge laufend, ungefähr der heutigen zwischen Fréjus und Cannes entspricht und von der wir hier ein Stück vor Augen hatten. In einer verborgenen Schlucht unfern derselben liegen in Malpay noch Porphyrsäulen aus alter Zeit, unvollendete Arbeit der Römer. Der violettrothe Stein hat sich seitdem freilich mit einer dicken schwarzen Kruste bedeckt. An die Benennung jener römischen Straßen erinnern hier noch die Namen der Ufer und Berge. Dort, wo die ältere der beiden Straßen das Meer verließ, heißt immer noch das Ufer „Plage d'Aurel" und „Pic d'Aurel" heißen die Porphyrmassen, denen sie dann folgte. Dieses Gebirge war später von aller Cultur so abgeschnitten, neuen Einflüssen so entzogen, daß das Volk bis auf den heutigen Tag eine noch benutzte Strecke der älteren Straße „lou camin Aurelian" nennt.

Man verläßt in Malpay die breite Straße und folgt in östlicher Richtung dem Fußweg, der in zahlreichen Windungen am südlichen Abhang des Mont Vinaigre aufwärts steigt. — Wie kommt der Berg zu seinem merkwürdigen Namen? Es heißt der saure Wein, der an seinen Flanken wuchs, hätte ihm denselben verschafft. Spuren einstiger Weincultur sind freilich nicht mehr zu entdecken, hingegen tritt man am Abhang in die herrlichsten Maquis ein. Baumartige Haide, Ginster, Pistacien, Euphorbien, Asphodelen, sie alle blühen zu gleicher Zeit und erfüllen die Luft mit würzigem Duft. Denn er ist kurz, der provençalische Frühling, und die Pflanzen müssen sich beeilen,

bevor die Dürre naht; es ist als wenn die Natur ein Frühlingsfest hier feiern wollte, und unbewußt dringt etwas von diesem Frühling auch in die Seele des Wandrers ein. Er vergißt alles Vergangene, ihm ist, als könne er das Leben von Neuem beginnen. Warum auch nicht? Ist doch die Welt so alt und erwacht sie dennoch in jedem Frühjahr zu neuem Leben. — Was duften nur die Haiden so schön nach bittren Mandeln? Jeder Windhauch trägt uns ganze Fluthen dieses Aromas entgegen. Dieser Duft war uns nie zuvor so aufgefallen, doch eine solche Fülle von Ericablüthen hatten wir auch noch nie gesehen. Ein süßer Honiggeruch erfüllt jetzt die Luft: eine unscheinbare kleine Wolfsmilch (Euphorbia spinosa) ist es, die ihn verbreitet. Ihr fehlen auffällige Blüthen, und da muß sie sich besonders mühen, um in so farbenreicher Umgebung nicht unbeachtet zu bleiben. Sie wird auch von zahlreichen Bienen besucht, während die bunten Schmetterlinge um andere prächtigere Blüthen flattern. Hier lohnt es sich, Biene und Schmetterling zu sein! Aus dieser Blüthenmasse ragen dunkle Erdbeerbäume, zwerghafte Kiefern, immergrüne Eichen, stachelige Wachholdersträucher (Juniperus oxycedrus) hervor. Und wo ein noch so kleiner Platz unbesetzt geblieben an dieser reichen Tafel der Natur, da drängen sich die Asphodelen (Asphodelus cerasifer) mit ihren weißen Blüthenrispen ein. Auch sie wollen ihren Antheil an Licht und Wärme haben, an jener Nahrung, die hier in solchem Uebermaß gespendet wird.

Wir steigen nur langsam in die Höhe, bleiben vor jeder einzelnen Blüthe stehen, belauschen die Bienen bei der Arbeit. Erst nach einer Stunde sind wir oben und liegt eine ganze Welt unter unseren Füßen. Vor uns das grüne Esterel mit seinen tief eingeschnittenen Thälern und seinen steilen Höhen, wo aus dem Laub der Bäume die zackigen Porphyrfelsen in den Himmel ragen. Im Westen die Ebene von Fréjus von ihrem Silberfluß durchströmt; über dieser das Maurengebirge mit seinen dunklen Wäldern, und dann alle Buchten der Küste, weit hin bis nach St. Tropez. Im Norden die Kalkalpen in perlgrauem Ton; im Osten die Seealpen mit schneebedeckten Häuptern; davor üppig grünes Land, mit leuchtenden Städten und Dörfern und wieder die Küste, erst bei Bordighera in duftigen Nebel sich hüllend. Ganz in der Nähe Cannes, vor ihm die Inseln von Lerins; weit vorspringend in die See das schmale Cap von Antibes; endlich im Süden, scheinbar dem Himmel entgegenstrebend, das unbegrenzte Meer.

Heute war es hier oben so windstill, daß auch die einsame Korkeiche, die am Gipfel steht, sich in der Sonne wärmen konnte. Auch sie, die bedauernswerthe, war ihrer schützenden Korkhülle beraubt worden. Zum großen Theil entblößt, mußte sie an schlimmen Tagen dem Mistral hier trotzen. In dem friedlichen Bilde, das uns umgab, störte diese nackte Eiche wie ein Mißton die Harmonie.

Der Weg, den wir bei Malpay verlassen hatten, setzt sich in gerader Richtung am Fuße des Mont Vinaigre fort und trifft bald auf die große Straße von Fréjus und Cannes. Folgt man ihr in östlicher Richtung, so gelangt man bald zu einer Häusergruppe, der Auberge des Adrets und dem Gensdarmerieposten. Der Name, den das Wirthshaus führt, war in Paris einst in

Jedermanns Mund, als der berühmte Schauspieler Frédéric Lemaître im Ambigu-Theater die Hauptrolle in einem Schauerdrama gab, das in einer „Auberge des Adrets“ spielte. Das war in den vierziger Jahren, und alle sensationsbedürftigen Besucher von Cannes machten Ausflüge ins Esterel, um in der „Auberge des Adrets“ die Räume zu sehen, in denen ein Herr Germeuil ermordet oder vielmehr *nicht* ermordet worden war. Denn abgesehen davon, ob die ganze Geschichte sich jemals zugetragen, oder ob sie nur erfunden war, handelte es sich thatsächlich in dem Drama nicht um diese, sondern wie das Textbuch deutlich angab, um eine Herberge gleichen Namens auf dem Wege von Grenoble nach Chambéry. — Unter den Besuchern, die in fröhlicher Laune von Cannes aus hierher gekommen waren, befand sich im Jahre 1868 auch Georges Sand. Die Bewohner des Hauses wurden damals schon sehr ungehalten, wenn man sie über jenen Herrn Germeuil ausfragen wollte; sie glaubten, man bezichtige sie des Mordes. Richtig ist, daß vor Jahren die Gegend um jene „Auberge des Adrets“ besonders berüchtigt war. In den unzugänglichen Thälern und Schluchten des Esterel suchten alle jene Verbrecher ihre Zuflucht, denen es gelungen war, aus den Galeeren von Toulon zu entfliehen. Sie pflegten die Reisenden unfern von diesem Wirthshaus anzufallen, an einer Stelle, wo die Straße von angrenzenden Höhen beherrscht ist. „Als wir vorbeifuhren,“ schreibt Horace Benedict de Saussure, „zeigte uns der Courier von Rom, der mit uns reiste, einen zertrümmerten Reisekoffer, der noch am Wege lag und einem Courier gehört hatte, der vor einigen Tagen ausgeplündert worden war.“ Als hingegen der Erlanger Professor der Naturwissenschaften Gotthilf Heinrich Schubert 1822 „mit der Hausfrau, die, wie gewöhnlich, als Haushofmeister und Adjutant ihren alten Träumer begleitete“, die nämliche Stelle überschritt, hatten sich die Zustände bereits geändert. In dem Wirthshaus war ein Gendarmerieposten errichtet. Doch fand er dort nur eine alte Frau und zwei kleine Kinder vor. Während die Reisenden sich stärkten, kam die Alte auf die verschollenen Räubergeschichten zu sprechen. „Wenn sich so ein Räuber doch hier wieder sehen ließe,“ meinte die Frau, „damit unsere Gensdarmen zeigen können, daß sie ihr Brot nicht umsonst essen.“ — Seitdem die Eisenbahn Fréjus mit Cannes verbindet, ist diese Straße wie ausgestorben, und Räuber würden ihr Auskommen da nicht mehr finden. Das Wirthshaus zeigt aber noch deutlich an, daß es einst darauf eingerichtet war, sich zu vertheidigen. Die Mauern sind ungewöhnlich dick, die Fenster des unteren Stockwerks mit eisernem Gitter versehen. Durch eine Oeffnung in der eichenen Thür wurde der Reisende erst genau betrachtet, bevor er Einlaß erhielt, schräge Schießscharten in den Wänden sind gegen die Thür gerichtet: das Haus gleicht einer Festung, die nur durch regelrechte Belagerung genommen werden könnte. Jetzt steht seine Thür weit offen, und kleine Kinder spielen vor dem Hause.

VI.

Wir kehrten nach Malpay zurück und wählten von dort einen Weg, der in südöstlicher Richtung uns nach Agay führte. Bald waren wir in den Vallon de la Cabre gelangt. Dort breitete überall am Abhang der lorbeerartige

Schneeball (Viburnum Tinus) seine weißen Blüthendolden aus. Bis auf die betretenen Wege wagten sich die blauen Schwertlilien (Iris germanica) hervor. Die Dichternarcisse (Narcissus poëticus) schaute uns aus dem Gebüsch mit ihren leuchtenden Blumenaugen an. Hochstengelige Tulpen (Tulipa Celsiana) grüßten uns aus der Ferne mit ihren gelben Blüthen. Die violetten Blüthenstände der dolbenblüthigen Schleifenblume (Iberis umbellata) überraschten uns durch ihre Pracht; hatten wir doch dieses schöne Gewächs bisher nur in Gärten gesehen. Bald war in unseren Händen Ophrys aranifera, die merkwürdige Orchidee, mit ihren spinnenartigen Blüthen, und zu dieser konnten wir dann auch ihre bienenähnliche Schwester (Ophrys apifera) gesellen. Am meisten aber erfreute uns das seltene Limodorum abortivum, eine blattlose Orchidee, die in allen Theilen hellviolett gefärbt, auch hellviolette Blüthen trägt. So wandelten wir im Thale mit großen Blumensträußen in den Händen. Da plötzlich tauchte vor uns ein großer Porphyrblock auf. Er steht auf schwachen Füßen und neigt sich über den Bach, als wollte er stürzen. Das Volk hat ihn den Taubenschlag, „Pigennier“, genannt. Dann führte unser Weg weiter an anderen phantastischen Felsen vorbei; oft schienen sie das Thal zu versperren und traten erst weit im Halbkreis auseinander, als wir den Fluß von Agay erreichten. Dem folgten wir bis an das Meer. Zackig zerrissen, in rothem Lichte glühend, schaut dort das Castel d'Agay in die See hinab. Wie Zähne einer Riesensäge ragen in langgedehnter Reihe die steinernen Zacken gegen den Himmel vor. Wir rasteten an der lieblichen Bucht von Agay, die der rothe Porphyr in einen farbigen Rahmen faßt. Wir sind hier zehn Kilometer von St. Raphaël entfernt, an der Station der Mittelmeerbahn, die dem Seestrande folgt, um dem Gebirge auszuweichen.

Unfern von Agay, am Wege nach St. Raphaël, wird blauer Porphyr gebrochen. Große Blöcke sprengt man aus dem Berge heraus, schneidet sie in Platten und Würfel und verwerthet den Rest für Straßenbau. Der ganze Strand ist mit blauem Porphyr bedeckt, und zahlreiche Arbeiter sind beschäftigt, ihn auf Schiffe zu laden. Der Porphyr des Esterel ist ein Quarzporphyr, der in dichter, mit bloßem Auge nicht unterscheidbarer Grundmasse, die aus Quarz und Feldspath besteht, Krystalle oder crystallinische Körner aus Quarz oder Feldspath führt. Der Feldspath ist meist fleischroth, doch wird die rothe Färbung des ganzen Gesteins vornehmlich durch Eisenoxyd bedingt, das als ein feiner Staub in der Grundmasse vertheilt ist. In den blauen und andern hellgefärbten Porphyren tritt das Eisenoxyd gegen Eisenoxydulverbindungen zurück. Der blaue Porphyr wird für Straßenbauten besonders geschätzt und seine Gewinnung hier in großem Maßstab betrieben. — Dem Steinbruch gegenüber springt eine Landzunge, „Le Piton du Dramont“, vor in die See und trägt auf steil abfallenden Felsen einen hohen Leuchtthurm. Er warnt den Schiffer schon aus der Ferne vor der Gefahr, die ihn an dieser felsigen Küste bedroht. Die Bucht von Agay, die bei ruhigem Wetter still ist und leer, füllt sich bei stürmischer See oft mit vielen Schiffen. Sie warten hier, im sicheren Schutze der Berge, auf günstigeres Wetter, und schon zur römischen Zeit hat der Agathon Portus manches Schiff vor Untergang gerettet.

VII.

Als ein Wunder des Esterels gilt das Malinfernet, ein versteinertes Felsenmärchen. Eine Straße führt jetzt von Agay dahin, und drei Stunden Wagenfahrt genügen, um es von St. Raphaël zu erreichen. Wir ziehen die Fußwanderung vor und brechen von le Trajas auf, wohin wir mit der Bahn in einer halben Stunde gelangen. Dort kreuzen wir sogleich die Schienen und steigen am westlichen Abhang des vor uns sich erhebenden Berges in die Höhe. Wir wandern in Maquis, noch üppiger als wir es an andern Stellen des Esterels gesehen. Vom süßen Honigduft der Euphorbien sind wir fast betäubt. Weite Flächen werden gelb gefärbt von großblüthigen Pfriemensträuchern (Calicotome spinosa). Cistusrosen (Cistus albidus) beginnen eben ihre großen rothen Blüthen zu entfalten. Zunächst sind sie zerknittert, so wie sie es in dem engen Raum der Knospenhülle waren, doch breiten sie sich aus, verlieren bald alle Falten und locken nun die Schmetterlinge durch ihren zarten Farbenreiz. Wir pflücken keine dieser Blüthen, da sie zu vergänglich sind, der leiseste Windhauch trägt ihre Kronenblätter davon. — Welche Fülle bunter Schmetterlinge belebt hier den Abhang. Blüthen und Schmetterlinge gehören ja zusammen. Der sonst seltene Falter Anthocharis Eupheno ist hier fast gemein. Er gleicht unserem Aurorafalter, ist aber schwefelgelb, nicht weiß wie jener. Dieselben rothen Flecken zieren seine Vorderflügel. Unruhig und rasch fliegt er durch die Lüfte. Ebenso behend ist der Osterluzeifalter (Thaïs Polyxena), dessen bräunlich gelbe Flügel mit schwarzen Zacken sich umrandet zeigen und rothe und blaue Flecken tragen. Er gleicht einem Harlekin, so bunt und befranzt ist seine Tracht. Langsam schweben in allen Richtungen die Segelfalter an uns vorüber. — Bald haben wir einen Kamm erreicht, den wir überschreiten. Vor uns liegt ein waldiges Thal, dem wir abwärts folgen. Der Weg wendet sich plötzlich nach Westen, und ganz unvermittelt stehen wir am Ausgang des Malinfernet. Da ragen sie nun hervor aus dem dunklen Wald, alle die rothen Felsen hier in der Sonne glühend, dort in den Schatten der Berge getaucht. Sie verschieben sich gegeneinander bei jedem Schritt vorwärts; die einen schwinden, die andern treten hervor, fast endlos. Und der klare Bach, der das Thal durchströmt, rauscht entweder ganz laut, oder murmelt nur schwach und donnert dann wieder in Wasserfällen. Einmal verbirgt er sich ganz im grünen Laub der Bäume, dann tritt er wieder weit sichtbar vor und spiegelt mit hellem Glanze den Himmel. Und erst die Felsen! Hier glaubt man einen spitzen Thurm zu sehen, wie den Thurm eines gothischen Domes, mit steinernen Blumen und Thieren und allerhand Schnörkeln verziert; dort eine Burg mit ihren Schanzen und Zinnen, hier einen schlanken Kegel, dort einen kantigen Crystall, hier wieder ein Standbild auf hohem Postament. Ist das nicht der Gott Osiris, der auf diesen Felsen thront? Er trägt zwei junge Kiefern wie Scepter in den Händen. Am Eingang jener Schlucht kauert eine Sphinx und holt aus zum Sprunge. Und dort am fernen Abhang scheint eine wilde Jagd den Berg hinabzurasen. Die phantastischen Thiere ragen hoch aus dem Wald hervor, in letztem Todeskampf zu Stein erstarrt. Da hat die Natur ihrem ungezügelten Gestaltungsdrang freien Lauf gelassen; sie schuf in übermüthiger

Laune. Und als bereue sie nachträglich diesen Uebermuth, verbarg sie sorgsam das Thal zwischen hohen Bergen. Das Malinfernet mußte thatsächlich erst entdeckt werden, und noch im December 1851, nach dem napoleonischen Staatsstreich, konnten politische Flüchtlinge sich dort lange Zeit verborgen halten und den Nachforschungen der Gensdarmen entgehen.

VIII.

Das Wetter blieb unverändert, und so fuhren wir am nächsten Morgen wieder nach le Trayas, um von dort den Gipfel des Cap Roux, die „Vigie de Peyssarin" zu ersteigen. Alle unsere Erinnerungen an das Esterel treten gegen den Eindruck zurück, den wir dort empfingen. Nicht weit von der Station unter einem Bogen des Bahndammes hindurch ging es in westlicher Richtung gleich in die Höhe. Der Weg führte uns an den nördlichen Abhang, zu der Einsiedelei St. Baume d'Honorat. Dort soll einst als Einsiedler der heilige Honoratus gelebt haben, der um das Jahr 408, auf jener Lerinischen Insel, die heute seinen Namen trägt, ein Kloster gegründet hat, das hohe Berühmtheit erlangte. Zahlreiche Pilger ziehen auch jetzt noch am ersten Donnerstag im Mai den Berg hinauf, um den Heiligen zu verehren. Die Einsiedelei wird von einem hohen Felsen überragt. Ein steiler Fußweg und steinerne Treppen führen zu der Grotte, die St. Honoratus, der Sage nach, bewohnte. Sie birgt einen Altar, eine tiefe Cisterne und einen Stein, der dem Heiligen als Lager diente. Die Pilger betrachten ihn mit Andacht und deuten seine Vertiefungen als Spuren, die der Körper des Heiligen zurückließ. St. Honoratus stammte aus dem nördlichen Gallien, wie es heißt, aus einer vornehmen Familie. Noch jung zog er sich in diese Einöde zurück. Sein Beispiel regte zur Nachahmung an. Es folgte ihm der heilige Eucharius. Später als der heilige Honoratus entsagte dieser provençalische Edelmann, Seignieur de Thésol et de Mandelieu, der Welt. Er mag manchen bitteren Kummer und manche Enttäuschung zuvor erlebt haben. Denn, wie ich der Geschichte der Diöcese Fréjus, die der Abbé Didier veröffentlicht hat, entnehme, war der heilige Eucharius zuvor verheirathet gewesen und besaß zwei Söhne und zwei Töchter. Als ihm seine Frau durch den Tod entrissen wurde, übergab er die Erziehung der Söhne dem heiligen Hilarius und zog sich zunächst auf eine der Lerinischen Inseln und dann in die Einsiedelei des Cap Roux zurück. Er bewohnte hier eine Grotte, die noch unzugänglicher, noch abgeschlossener als diejenige des heiligen Honoratus war. Hier „von Allen getrennt, der Ruhe und der Schweigsamkeit sich weihend, hatte er weder den Willen noch die Gelegenheit zu sündigen". Hier verfaßte er auch einen begeisterten Tractat zum Lob der Einsamkeit. Doch sollte er sein Leben nicht in dieser Einöde beschließen. Abgesandte der Lyoner Gemeinde entführten ihn, um ihn als Erzbischof an ihre Spitze zu stellen. Schwer fällt es heute, sich in den Geist jener begeisterten Asketen zu versetzen, denen als Ideal der Vollkommenheit nicht die Erfüllung der sittlichen Pflichten des Lebens, sondern der Ertödtung aller sinnlichen Gelüste vorschwebte. Doch damals waren die Zeiten anders, und es sah so traurig aus in der Welt, daß mancher an ihr

verzweifeln konnte. Manch edel angelegter Mensch mochte glauben, daß sein ethisches Ideal innerhalb einer solchen Welt nicht zu verwirklichen sei, und suchte es darum in der Weltentsagung. Solches ideale Streben, das mit dem Opfer der eigenen Person verbunden ist, zwingt uns wohl Bewunderung ab; menschlicher muthet uns ein späterer Einsiedler vom Berge des Cap Roux an, Namens Laurentius Bonhomme, der dort die zweite Hälfte des siebenten Jahrhunderts verlebte. Er betrieb allerhand kleines Gewerbe, war immer fleißig bei der Arbeit, züchtete Bienen, verwerthete deren Wachs und Honig, und das Geld, das er verdiente, vertheilte er unter die Armen. Er schloß sich von den Menschen nicht ab, wanderte auch nicht selten nach Fréjus, gefolgt von einem Reh. Der Bischof ließ sich das Reh von ihm schenken; es blieb in Fréjus zurück. Später nun, als Laurentius wieder einmal nach Fréjus gekommen war und vor dem bischöflichen Palaste ein Gespräch führte, hörte das Reh seine Stimme, sprang aus einem Fenster des Palastes auf ihn zu und leckte ihm die Hände. Da fühlte der Mann sich glücklich, er empfand „le bonheur du parfait solitaire", wie es in der Erzählung heißt. So auch war seine Einsiedelei stets von zahlreichen Vögeln umgeben, die er zu Zeiten der Dürre in den Vertiefungen der Felsen mit Wasser tränkte. Eines Tages überraschte er Diebe, die ihm seine Bienenstöcke geraubt hatten. Erschrocken sahen die Missethäter ihn nahen. Er aber trug ihnen auch noch die übrigen Bienenstöcke nach und rief ihnen zu, sie hätten die besten vergessen. Solche unerschöpfliche Güte rührte das Gemüth der Missethäter: sie besserten sich von dieser Stunde.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

ILLINOIS

Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein.

Nebst Briefen.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Zu London war's, im Mai des Jahres 1858, daß ich Rubinstein zum ersten Male sah. Wer ihn nur in seinen späteren Jahren gekannt hat, wird sich schwer einen Begriff davon machen, wie schön er damals war. Denn Rubinstein ist sehr früh gealtert, und wenn auch das Titanenhafte seiner Natur ihn bis zuletzt nicht ganz verließ, so hatte sich seiner doch eine gewisse Müdigkeit bemächtigt, die seiner Erscheinung etwas Schwerfälliges gab. Am Flügel und am Dirigentenpult flammte das alte Feuer noch immer wieder in ihm auf; aber wenn er vom Podium herabstieg, bemerkte man die Gebrechlichkeit dieser imposanten Gestalt. Er, wenn irgend Einer, wirkte durch die Macht seiner Persönlichkeit; aber der große, nagende Kummer seines Lebens war, daß ihm eine gleiche Wirkung der unpersönlichen Kunst versagt geblieben. Die höchsten Ziele hatten sein schöpferisches Wollen und Können, sein Ehrgeiz sich gesteckt; aber er hat sie niemals ganz erreicht — immer kam er bis dicht heran, und immer war es nur noch ein, der letzte Schritt, der daran gefehlt. Kein rauschender Triumph des Augenblicks, kein äußeres Zeichen der Berühmtheit, nicht das bewundernde Aufblicken der Menge, wo immer er sich zeigte, nicht alle Ehren der Welt, die sein Haupt bedeckten, haben ihn darüber getäuscht. Auf Aeußerlichkeiten dieser Art gab er nichts. Wiewohl geadelt, russischer Staatsrath und Excellenz, blieb er im persönlichen Verkehr doch immer nur der Anton Rubinstein; und nur ein einziges Mal in den sechsunddreißig Jahren unserer Bekanntschaft habe ich ihn im vollen Ordensschmuck gesehen, mit all' den Bändern und Sternen auf der Brust, dem pour le mérite am Halse, als er von einem Hofballe kam, zu dem er befohlen worden war. Wie gern hätte er all' diesen Staat dahingegeben für einen einzigen wirklichen und dauernden Erfolg — für „eine kleine Gemeinde", wie er einmal in der Bitterkeit

seines Herzens sagte, d. h. für eine solche, die fest, mit Ueberzeugung und ehrlich an ihm hing. Denn er hatte gesehen, wie mächtig diese Wenigen sind, deren Meinung langsam, aber sicher die Meinung Aller wird, wenn sie die Zukunft in sich trägt. Er sah rechts und links von sich Männer emporwachsen, deren Suprematie seinen Weg beschattete; doch wenn er zu wahrheitsliebend war, um die Thatsache zu leugnen, so war er zu stolz, sich ihr zu beugen. Sein Inneres bäumte sich dagegen auf. Neid war seiner großen Seele fremd; aber es gab für ihn Momente der Zerknirschung, in der ihn allerdings wohl nur seine nächsten Freunde gesehen haben mögen. Ein Mensch von einfachen Gewohnheiten und, bei königlicher Freigebigkeit, selber bedürfnißlos, hat es ihm doch je länger, je mehr an der Befriedigung gefehlt, die allein ihm genügt haben würde. Mit bewundernswerther Energie nahm er immer wieder einen neuen Anlauf; immer wieder mit einem neuen Werk riß er die Menge hin, und immer wieder mit seiner Anwesenheit verschwand auch das Werk. Reich an überwältigenden Einzelheiten, an genialen Blitzen war jedes, vollendet keins. Von seinen größeren Schöpfungen hat darum kaum eine sich unbestritten auch nur während seiner Lebenszeit im Concertsaal oder auf der Opernbühne gehalten. Vergöttert von einer zahllosen Schar enthusiastischer Freunde, schwärmender Frauen, dankbarer Schüler, von unerschöpflicher Herzensgüte, die Vielen geholfen hat, edel in Allem, was er that und dachte, hoch erhaben über irgend einer kleinlichen Regung und mit dem Glanz eines Namens, der beide Hemisphären erfüllte, doch frei von der geringsten Spur des Hochmuths, ein Mann, in jedem Betracht ersten Ranges und von den „Besten seiner Zeit" als ihres Gleichen betrachtet, ist er doch nicht glücklich gewesen. Er war es einmal, und zuweilen im Gespräch drang auch noch die heitere Harmlosigkeit, die Jovialität durch, die seinem Gemüth ursprünglich eigen. Aber die mit den Jahren sich häufenden Enttäuschungen zehrten an ihm und mögen viel dazu beigetragen haben, daß er lange schon, bevor sein Alter es verlangte, einen gebrochenen Eindruck machte.

In jenen Londoner Tagen aber war er von einer bezaubernden Anmuth und einem überquellenden Leben; sein Kopf, von dem braunen Gelock dicht umwallt, glich noch mehr dem des jugendlichen Apoll, als dem Beethoven's, an den er später erinnerte; seine Figur war schlank und ebenmäßig, sein Betragen, ohne gerade zutraulich zu sein, doch auch ohne fühlbare Reserve, sein Gesicht strahlte von sieghafter Freundlichkeit, keine Falte war auf seiner breiten Stirn, und aus seinen großen grauen Augen sprach der Schalk — ein Mann, „zum Verlieben", und nicht nur für die Frauen. Mit dem ersten Händedruck hatte er mein Herz gewonnen, und es ist ihm geblieben über jenen Tag hinaus, wo wir in einem kleinen frohen Kreise im „Kaiserhof" zu Berlin das fünfundzwanzigjährige Jubiläum unserer Freundschaft gefeiert haben.

Ich glaube, daß es in Margaretstreet war, einer jener kleinen Straßen zwischen Cavendish-Square und Regent-Circus, damals und wohl noch immer eine der elegantesten Gegenden von London. Sein Zimmer, mit tiefen Fenstern, dicken Teppichen, Marmorkamin und gebräunten Mahagonimöbeln war für meine Begriffe sehr prächtig zugleich und sehr behaglich. Schön zu

wohnen war so ziemlich der einzige persönliche Luxus, den Rubinstein sich immer gegönnt hat. Er spielte, während wir sprachen, mit einem elfenbeinernen Papiermesser, das er auf dem Tische liegen ließ, als er in das anstoßende Cabinet ging, um sich zum Ausgehen anzukleiden. Auf dem Griffe des Falzbeins stand in hebräischen Lettern sein Name geschrieben: Anton Rubinstein. Er hat aus seiner jüdischen Herkunft niemals ein Hehl gemacht; sein größtes Gaudium waren Anecdoten von polnischen Juden, mit jenem Salz gewürzt, schärfer noch als das attische — zehnmal, zwanzigmal ließ er sich dieselben Geschichten erzählen, um zehnmal, zwanzigmal darüber zu lachen — und o, wie konnte Rubinstein lachen! Einmal — es war auch in London — hatte Hans von Bülow, zu der Zeit, Anfang der achtziger Jahre, von einer, übrigens sehr leichten und rasch vorübergehenden, antisemitischen Anwandlung befallen, seine Karte bei ihm abgegeben, welche die ganze Reihe seiner Titel aufführte: Dr. phil., Hofmusikintendant S. H. des Herzogs von Meiningen u. s. w. Als Rubinstein den Besuch erwiderte, schrieb er unter seinen Namen auf der sonst leeren Karte nichts weiter als die zwei Worte: „Slavischer Semit".

Grenzenlos weit lagen die Welt und das Leben vor uns an diesem duftigen Maientag, als wir zusammen die Regentstreet hinabgingen — für mich der Inbegriff aller Herrlichkeit, aller schlummernden Sehnsucht, aller schimmernden Hoffnung. Unsäglich glücklich und stolz fühlte ich mich zur Seite dieses jungen Menschen, in dessen frühem Ruhm ich mich sonnte, und der eben jetzt mit Joachim sich in die musikalischen Ehren der Saison theilte. Joachim und Rubinstein! Diese beiden Namen sind für mich untrennbar verbunden mit der Erinnerung an jene Londoner Sommer, die so voll glänzender, unvergeßlich holder Träume waren! Da hörte ich auch Rubinstein zum ersten Mal. Ich sehe sie noch vor mir, die fashionable St. James's Hall, am Ende von Regentstreet, unter dem gedämpften Lichte des Nachmittags, die schönsten Frauen und Mädchen Englands in reizenden Frühlingstoiletten, dicht gedrängt in den Logen und Fauteuils, Kopf an Kopf, von dieser feinen, vornehmen Art, dem echten Aristokratentypus — er in der Mitte, von ihnen umringt, am Flügel, Chopin spielend — so schwermüthig süß, so bestrickend unwiderstehlich, daß den blonden Insulanerinnen das spröde Herz schmolz in der Brust, und unten der kleine Mr. Ella, das verschmitzte Gesicht auf den Stock mit dem silbernen Knopf gestützt, vergnügt lächelnd. Denn er war der Unternehmer dieser Concerte. So wie damals, in seinem achtundzwanzigsten Jahre, Rubinstein war, stellt ihn ein Porträt dar, das er mir beim Abschied geschenkt hat und unter welches er mit seiner wuchtigen Hand und in seinem gedrungenen, aber nicht gerade classischen Deutsch die Worte schrieb: „Zur Erinnerung, daß dieses darauf gedruckte Individuum einen Operntext von Ihnen zu bekommen hat. London, 30. Juni 1858."

Wenn ich Rubinstein auch in London zuerst persönlich kennen gelernt hatte, so waren die Beziehungen zwischen uns doch schon vorher angeknüpft worden. Als er noch in Leipzig und ich noch in Hannover war, hatten gemeinschaftliche Freunde mir seinen Wunsch mitgetheilt, daß ich ihm eine biblische Dichtung zum

Zwecke der Composition übergeben möge. Mein Lieblingsstudium um eben die Zeit war die Bibel und zwar des Alten Testaments; ich hatte zu meiner Erbauung bereits fast sämmtliche Psalmen in Verse gebracht und beschäftigte mich hierauf mit dem Hohenliede, von welchem ich gleichfalls eine versificierte Uebersetzung vollendet hatte, als jene Botschaft von Rubinstein mich erreichte. Wiewohl dieser den Plan der geistlichen Oper, wie er ihn später erfaßt und ausgeführt, noch nicht vollkommen in sich ausgebildet hatte, so begegneten sich doch auf halbem Weg unsere Ideen — ich entsinne mich nicht genau, wer mehr der Anregende, mehr der Angeregte gewesen: ich weiß nur noch, daß ich den Entwurf fertig mit nach London brachte und daß er ihn mit großer Lebhaftigkeit an sich nahm. Doch über ein Vierteljahrhundert währte es, bis er ernstlich an die Composition des Werkes ging, das unser erstes hätte werden sollen und in Wahrheit unser letztes geworden ist. —

So lange ich Rubinstein gekannt, hat es für ihn nichts Ehrwürdigeres gegeben, als diese heilige Dichtung des Morgenlandes, deren innerstem Geiste der seine verwandt war. Ich erinnere mich meines Staunens, ihn so bibelfest, in den biblischen Geschichten so bewandert zu finden; es hatte zugleich etwas Rührendes, ihn, den jugendlich schönen und gefeierten Mann der Welt, von diesen frommen Dingen sprechen zu hören, die freilich für ihn vorwiegend eine menschliche, künstlerische Bedeutung hatten. Denn nicht für die Kirche, sondern für die Bühne wollte er dramatisch-musikalisch sie beleben und gestalten.

Was ich ihm bot, war aber nur eine Reihe kleiner Lieder und Chöre, die sich eng an den Bibeltext schlossen, und durch eine Handlung nicht eigentlich oder doch nur schwach verbunden waren. Indem ich dies schreibe, liegt jenes früheste Concept mir vor, das viele Jahre lang in Rubinstein's Händen war und auf jeder Seite noch die Spuren seiner Bleifederschrift zeigt. Denn das war das ungemein Anregende dieses geistigen Verkehrs, daß Rubinstein immer mit seinem Dichter arbeitete, Fragen aufwarf, Bedenken äußerte, kurz, sich nicht zufrieden gab, bis Alles deutlich vor ihm stand. So waren über zwei Jahre seit jenem ersten Begegnen vergangen, als ich den Brief von ihm erhielt, den man sogleich lesen wird.

Denn, indem ich mich anschicke, seine an mich gerichteten Briefe hier mitzutheilen, möchte ich im Voraus bemerken, daß ich sie geben werde, wie er sie geschrieben hat, mit all' den kleinen Verstößen gegen die deutsche Sprache, die zu corrigiren sehr leicht gewesen, die ihm jedoch so reizend stehen, daß es schade darum sein würde. Jeder, der Rubinstein gekannt, wird ihn ganz und gar in diesen Briefen wiederfinden, denn er schrieb wie er sprach — geistvoll, herzlich, mit einer gewissen Eindringlichkeit, aber ungesucht, natürlich und immer treffend im Ausdruck. Er charakterisirt sich selber in ihnen, besser als ein Anderer es vermöchte; das mag mich entschuldigen, wenn ich sie hier mittheile, wiewohl sie an mich gerichtet sind. Was ich überhaupt in diesen Blättern zu geben vermag oder mir vorgesetzt habe, bildet ja nur einen kleinen Ausschnitt aus seiner überreichen künstlerischen Thätigkeit. Es war eine Zeit, wo mein Verhältniß zu Rubinstein mir so sehr als ein Stück meines eignen

Lebens erschien, daß ich das Eine vom Anderen nicht trennen könnte; doch ich denke, daß man selbst in dieser Beschränkung nicht ungern vernehmen wird, wie er sich äußerte.

Damals also schrieb er:

St. Petersburg, den 12. November 1860.

Lieber Herr Rodenberg!

Ich wende mich an Sie mit einer großen Bitte und hoffe, Ihre große Liebenswürdigkeit wohl kennend, daß Sie sie mir nicht abschlagen werden — nämlich: Ihr Gedicht „Sulamith und Salomo" habe ich zu verschiedenen Malen in die Arbeit genommen und immer wieder bei Seite gelegt, weil ein Etwas drin war, welches mich nicht ganz befriedigte — und zwar lag es immer an dem Stoff selbst, dessen herkömmliche Auffassung, obwohl ganz nach der Schrift, mir der logischen Nothwendigkeit entbehrte — die vielen Widersprüche in Zeit, Ort und Personen quälten mich und ließen die Begeisterung, deren ich fähig bin, wenn mir ein Stoff ganz entspricht, nicht zu — nach langem Grübeln und Suchen fiel mir endlich vor Kurzem das Werk „Le Cantique des Cantiques par Ernest Renan" in die Hände, und das gab mir Aufschluß über meine Zweifel und die Ueberzeugung, daß seine Auffassung dieses mysteriösen Stoffes mir zusagen würde. — Meine Bitte ist also, Sie möchten dies Werk durchlesen und mir Ihr Gedicht in diesem Sinne umarbeiten — es würden drei Hauptpersonen, Sulamith, ein Schäfer und Salomo, außerdem Stimmen aus dem Volke, Frauenchöre, Männerchöre, gemischte Chöre u. s. w. drin vorkommen, es möchte an dramatischer Lebendigkeit gewinnen, dabei ganz die vorliegende Cantaten- oder Oratorienform beibehalten können und auch durchaus nicht länger zu werden brauchen.

Nicht wahr, Sie machen mir das? und zwar so bald als möglich. —

Antworten Sie mir mit ein paar Zeilen, ob Sie es thun wollen und wie bald ich es bekommen kann, da ich jetzt sehr gerne möchte in kürzester Frist an diese Arbeit schreiten.

Mit hoher Achtung Ihr freundschaftlich ergebener
Ant. Rubinstein.

Allein auch Renan half uns schließlich nicht viel, die Zeit für das Hohelied war noch nicht gekommen; immer wieder ward es zurückgestellt und immer wieder hervorgeholt. Inzwischen aber war eine neue Idee aufgetaucht. Rubinstein schrieb mir unter dem 16. Februar 1861 aus Petersburg:

Mein lieber Rodenberg!

Ich verlasse mich auf Ihr Versprechen bezüglich des „Hohen Liedes" und will gerne bis zum Mai warten, in welcher Zeit ich ihn (sic! wohl den Text) mir entweder holen will oder Ihnen schreiben werde, wohin Sie mir ihn schicken mögen — da ich dieses Werk durchaus diesen Sommer fertig machen will. —

Wo werden Sie Ende Mai sein? Ich möchte trachten Sie aufzusuchen wegen einer anderen Bitte — **Operntext!** Schreiben Sie ein paar Zeilen, bis Ende April muß ich leider hier bleiben — dann aber bin ich ein freier Vogel.

Ganz der Ihrige Ant. Rubinstein.

Diese Oper war der „Feramors". Auch hier kann ich nicht genau mehr sagen, ob der Gedanke dazu von ihm, ob er von mir ausgegangen. Denn lange vor Rubinstein hatte ich meinen Tom Moore gekannt und geliebt, die Mehrzahl seiner „Irish Melodies" übersetzt (wenn auch nur zum geringsten Theile publicirt) und noch eben, an der englischen Seeküste von Deal, war seine liebliche „Lalla Rookh" meine Gefährtin gewesen. Dieses Gedicht hat Spontini den Text zu seiner Oper „Nurmahal" und Robert Schumann den

zu seinem Oratorium „Das Paradies und die Peri“ gegeben; wir entnahmen der unerschöpflichen Quelle musikalischen Inspiration — denn auch Félicien David hatte gleichzeitig eine „Lalla Rookh“ componirt — die Rahmenerzählung und machten den jungen König, der als Sänger verkleidet unter dem Namen Feramors das Herz der ihm bestimmten Lalla Rookh auf der Brautfahrt gewinnt, zum Träger der Handlung. Ein ganz besonderes Wohlgefallen hatte Rubinstein an der Figur des komischen Alten, des Hofwesirs Fadladin, dem er einige der feinsten humoristischen Züge lieh. Denn im Grunde seiner Seele war Rubinstein voll Humor, wenn es ihm auch völlig mißlang, eine rein komische Oper zu schreiben. Aber dieser Fadladin ist ein meisterhaft durchgeführter Charakter, und wenn die ganze Oper so wäre, wie der erste Act mit seiner unvergleichlichen Balletmusik, dem Lichtertanz und dem überaus originellen und wirksamen Schlußquartett, so würde sie sicher dem dauernden Bestand des Repertoires angehören.

Doch ich will meiner kleinen Erzählung nicht vorgreifen. Am 1. Juni des Jahres 1861, in dem wir uns noch befinden, erhielt ich aus Wien folgendes Schreiben:

Lieber Herr Rodenberg!

Heute reise ich von hier in die Schweiz, um ein bißchen ruhig arbeiten zu können, und zwar erwarte ich von Ihnen den Stoff zur Arbeit — bitte Sie aber, wenn Sie an das „Hohe Lied“ noch nicht gegangen sind, dasselbe vorläufig bei Seite zu legen und gleich mit „Lalla Rookh“ zu beginnen, da ich große Sehnsucht zu diesem Stoffe habe und überhaupt vor Allem am liebsten wieder an eine Oper mich machen möchte.

Auch bitte ich Sie vor Allem erst eine Scenirung der Oper einzusenden, damit dann nicht zu viel Zeit verloren wird.

Ich komme wahrscheinlich nicht nach Ostende dieses Jahr, da man mir hier eine Aufführung meiner Oper (sc. „Die Kinder der Haide“) zu der Zeit verspricht — also sehen können wir uns nicht eher als in Berlin Hälfte September. Also recht inständig bitte ich Sie, mir sobald als möglich etwas einzuschicken und mit herzlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr ganz ergebener

Ant. Rubinstein.

Aber seiner Ungeduld rückte die Arbeit par distance nicht rasch genug vor; wenige Wochen nach jenem Briefe schon kam Rubinstein nach Berlin, miethete sich in der Französischen Straße mir schräg gegenüber eine Wohnung, und o der schönen Zeit! wenn ich täglich um die Mittagsstunde mit dem noch frischen Manuscript zu ihm kam und wir dann, nachdem wir die Verse gelesen und discutirt hatten, fröhlich zu Tisch gingen, in einer kleinen Restaurationsstube der Jägerstraße, wo Robert Radecke, Louis Ehlert, Ferdinand Laub unsere Genossen waren und Rubinstein sich gütlich that an Rindfleisch und sauren Gurken! . . . So gedieh der „Feramors“ herrlich, und mit dem fertigen Buch zog mein Componist glücklich und zufrieden, als es darüber Herbst geworden, gen Petersburg. Aber die Frühlingssonne des nächsten Jahres hatte noch nicht lange geschienen, als er eines Morgens früh um sechs oder sieben Uhr im Bärenpelz und die Partitur unter dem Arme wieder vor mir stand. Er war direct vom Bahnhof zu mir gefahren, und sein erstes Wort war: „So geht das nicht, lieber Rodenberg, so geht das nicht! Sie

müssen noch viel daran thun." Er legte dann die Partitur auf den Tisch, blätterte darin und setzte sich hierauf (immer noch im Bärenpelz) mit den Noten an mein jammervolles Pianino (das unter seinen kräftigen Griffen kläglich wimmerte), begann zu spielen und sang dazu: „Ratten, Mäuse, Ratten, Mäuse" . . . wohl zwanzig, dreißig Seiten hinter einander. Ich stand wie betäubt; er aber sprach: „Ich habe das nur so darunter geschrieben, weil mir Ihre Worte fehlten. Sie müssen nun Etwas daraus machen." Und in der That ist eine der schönsten Arien des königlichen Sängers daraus geworden.

Aber mit den Ratten und Mäusen allein war es nicht gethan, es blieb auch sonst sehr Vieles theils abzuändern, theils neu zu gestalten; und Rubinstein, der eben auf Einladung J. K. Hoheit der Frau Landgräfin Friedrich Wilhelm von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen (ihr ist nachmals auch der Clavierauszug des „Feramors" gewidmet worden) nach Kopenhagen ging, bat mich, ihm dahin zu folgen, was denn auch im Juni geschah. Vier unvergeßliche, von Musik und Poesie bewegte Wochen verlebten wir dort, unter einem Dach, Zimmer an Zimmer, in den behaglichen Räumen des Kongen af Denmark. Dem Hôtel gegenüber in der stillen Straße stand das altersgraue Schloß, in dem die landgräflichen Herrschaften residirten, das heimathliche Weiß-Roth muthete mich gar traulich an, und mit einer seltsamen Empfindung blickte ich zu meinem künftigen Landesherrn hinüber, der hier im Exil lebte, weil man ihm Wohnung und Hofstaat in Cassel verweigerte. O, des Umschwungs der Dinge!... Wie viel, wie viel haben wir erlebt, und wie wohl thut es, in der Erinnerung zu jenen Tagen zurückzukehren, wo wir jung waren und uns harmlos noch am Schönen erfreuen durften! Weite Spazierfahrten — denn die Spaziergänge liebte Rubinstein nicht — am bewaldeten Seestrand, an den zierlichen, mit Thorwaldsen'schen Reliefs geschmückten Villen vorüber, durch die grünen Einsamkeiten des Thiergartens, oder Dämmerstunden in Niels Gade's bescheidenem Sommerhaus, und er selber am Clavier, nordische Weisen spielend, oder Musikaufführungen in Rubinstein's Salon, bei welchen auch der ehrwürdige Hartmann nicht fehlte — dazu das behagliche Leben in der reichen, kunstsinnigen Stadt, mit deren freundlichen, feingebildeten Bewohnern damals ein Deutscher noch zwanglos verkehren konnte!... Doch die Morgenstunden bis zum Mittag gehörten der Arbeit, und so früh ich kam — auch ich kein später Aufsteher — Rubinstein saß schon am Schreibtisch, nachdem er bereits ein gehöriges Stück Tagewerk vollbracht: äußerst frugal gefrühstückt, seine Morgenlectüre (Zeitung und Roman, damals „les Misérables" von Victor Hugo) beendet und ich weiß nicht wie viele Cigarretten geraucht hatte.

Mit Ablauf des Monats, in dem die Rosen blühen, hatten auch wir unser fürstliches Liebespaar im Schalimar der Rosenstadt Kaschmir glücklich vereinigt; und mir war es beschieden, im Anfang 1863, noch vor dem Componisten, der ersten Aufführung des „Feramors" in Dresden beizuwohnen — auch ich unterdessen ein Bräutigam geworden! Krebs dirigirte das Werk, und neben mir, in einer kleinen Loge, saß Rietz, von Leipzig her noch Rubinstein's Lehrer, der, gespannt lauschend, bei jeder Schönheit mir glückselig die Hand

drückte, dann aber auch, namentlich im zweiten Act, die Längen unruhig empfand. Besonders mißfiel ihm der große Marsch im dritten Act. „Den muß er ändern!" sagte Rietz ein über das andere Mal; „er muß einen neuen dafür componiren! Er kann es ja; ihm strömt ja die Musik nur so zu!" Wirklich stellte die Generalintendanz dieses Ansinnen an Rubinstein, und dieser ging zuerst auch darauf ein. Dann aber lehnte er ab, ebenso wie er sich auch nicht zu Kürzungen verstehen wollte. Wie's sei, so sei's nun einmal; er könne weder davon noch dazu thun. — Rubinstein konnte nicht streichen. Unermüdlich bei der Arbeit, voll Ernst und Eifer, so lang sie ihn beschäftigte, war es ihm unmöglich, sie wieder vorzunehmen, sobald er mit ihr abgeschlossen. Er wollte Neues, immer Neues.

Indessen konnte ich ihm doch der Wahrheit gemäß von dem tiefen Eindruck schreiben, den sein Werk in Dresden gemacht — und nicht am wenigsten, man begreift es, auf mich, dessen Gedanken beim Zauber dieser Melodien gen Süden schweiften, an das Gestade der Adria, nach dem Lande meiner Sehnsucht, das ich bald, und nicht allein mehr, betreten sollte.

Zu der Zeit schrieb mir Rubinstein aus Petersburg, 4. April 1863:

Mein lieber Rodenberg!

Ich kann von hier erst Hälfte Juni loskommen und werde müssen meistens in Deutschland sein — möchte gerne mit Ihnen zusammentreffen, aber wo? — und Ende August muß ich wieder hier zurück sein — und möchte doch das „Hohe Lied" haben, und es womöglich im nächsten Winter componiren! wie machen wir das! um Ihnen auf Ihrem Liebesfrühling zu folgen, ist das möglich? Liebende sind Todte für die übrige Menschheit, und die reiten schnell — — wie machen wir das? jedenfalls ist es besser, daß wir bei der Arbeit zusammen sind — also schreiben Sie mir noch einmal, wann und wo Sie in Deutschland in den Monaten Juni, Juli und August zu sein gedenken und da suche ich Sie auf. —

Von Hülsen habe ich nichts erfahren, also scheint es doch nicht, als wolle er den „Feramors" haben, denn sonst müßte er von mir die Partitur verlangen [1]).

Die Oper von David [2]) hat mir mehr geschadet, als ich es Anfangs glaubte, die meisten deutschen Bühnen werden sie bringen — ich habe Pech mit meinen Opern — was ist zu machen, immer drauf los, Neues schreiben — haben Sie etwas? es würde mich freuen. Doch nun nicht mehr lyrisch — nein, hochdramatisch muß es sein — das wird Ihnen jetzt nicht gelingen — doch ich warte gern (zeigen Sie diese Stelle nicht Ihrer Frau Gemahlin).

Also vielleicht auf Wiedersehen — wenn nicht, so machen Sie mir das „Hohe Lied" fertig und schicken es mir — Aenderungen, sollten welche nöthig sein, werden wir per Correspondenz vornehmen.

Meine besten Grüße und Glückwünsche zum Sommeraufenthalt ꝛc.

Ihr Ant. Rubinstein.

In diesem Sommer begegneten wir einander nicht; aber ich erinnere mich des Tages, wo ich, über die Alpen heimkehrend (und damals noch in der Post über den Gotthard), in Brunnen am Vierwaldstätter See den nachstehenden Brief empfing:

[1]) In der That ist „Feramors" im Berliner Opernhaus erst viel später, im Jahre 1879 aufgeführt worden.

[2]) Sie erschien fast gleichzeitig mit Rubinstein's Werk und, nach Paris zuerst, wenn ich nicht irre, auf dem Kärnthnerthor-Theater in Wien.

Dresden, den 23. Juli 1863.

Lieber Rodenberg!

Gestern habe ich hier den „Feramors“ gehört — und habe mich für uns Beide gefreut — die Musik hat Mängel, der Text hat Längen — aber das Werk macht uns keine Schande und wir können es getrost der Welt übergeben und sie hätte Unrecht, es zu verwerfen. Die Aufführung hier ist eine in vielen Beziehungen glänzende, die Ausstattung hat meine Erwartungen übertroffen. Der gestrige Abend hat mir Lust gemacht, wieder eine Oper zu schreiben, und das ist, scheint mir, ein gutes Zeugniß für das Werk. —

Haben Sie nicht etwas dergleichen? nur nichts Orientalisches mehr — vorläufig ist ein Werk in dieser Art genug — jetzt etwas Europäisches — von allgemeinem und palpitantem Interesse — mein Seelenheil für einen guten Operntext! —

Was macht das „Hohe Lied“ — haben Sie das Werk von Mandelstamm darüber gelesen? wieder eine neue Auffassung, aber interessant und nicht ohne Wahrheit — verschaffen Sie es sich — es ist in Berlin erschienen, es heißt „Die Bibel“, und dieser Abschnitt ist Meyerbeer gewidmet. —

Ich sehne mich schon sehr, es (sc. das Gedicht) zu bekommen, denn das soll ein famoses Werk werden, das verspreche ich Ihnen. — Ich werde Sie diesen Sommer nicht sehen, denn jetzt reise ich nach Odessa[1]) und von da in zwei Wochen über Deutschland nach Petersburg und Sie bleiben ja die ganze Zeit noch in der Schweiz — aber schicken Sie mir doch so bald als möglich dieses Ding, denn ich habe ein wahres Sehnen darnach.

Wenn Sie doch nach Petersburg kämen, es ist jetzt so leicht — und wie gut wäre das für mich! —

Doch Adieu, meine besten Empfehlungen Ihrer Frau Gemahlin und mit freundschaftlichem Gruße Ihnen und Ihrer Muse Ihr

Ant. Rubinstein.

In den nun folgenden vier Jahren wurde sowohl der persönliche wie der briefliche Verkehr etwas spärlicher; denn Rubinstein hatte (1862) das Petersburger Conservatorium begründet, als dessen Director ihm zum Reisen und wohl auch zum Componiren nicht mehr so viel Muße blieb. Doch kommt er einmal noch, selbst jetzt, auf unser altes Thema zurück.

Leipzig, den 16. Juni 1865.

Lieber Herr Rodenberg!

Ich bin diesmal so kurze Zeit in Berlin geblieben, daß ich unmöglich konnte Sie aufsuchen — daher muß ich Ihnen von hier schreiben und zwar wegen meinem „Hohen Lied!“ Es ist doch einmal Zeit, daß ich mich an die Arbeit mache — und Sie auch — haben Sie daran gedacht? ich muß es diesen Sommer haben, und bitte Sie daher, es mir einzuschicken per Adresse Bartholf Senff in Leipzig — ich sehne mich darnach — ich glaube nicht, daß wir uns irgendwo diesen Sommer treffen können — ich weiß eigentlich noch selbst nicht recht, wo ich sein werde, aber ich will diesmal nicht nach Rußland zurückkehren, ohne das „Hohe Lied“ im Koffer zu haben. Leben Sie wohl und schicken Sie es mir so bald als thunlich hierher ein — ich habe es schon für das nächste Musikfest in Königsberg zugesagt — also Sie sehen, ich muß dran gehen coûte que coûte, und Sie auch! —?

Meine besten Grüße Ihrer Frau Gemahlin — Ihr

Ant. Rubinstein.

[1]) Dort lebte seine Mutter.

Der Leser wird fragen — und ich frage mich selber — warum ich eigentlich meinen Freund, dem ich doch Alles gern zu Gefallen that, so lange auf das Gedicht warten ließ; warum ich nicht wenigstens den Versuch machte, seinem dringend und oft ausgesprochenen Wunsche nachzukommen. Das blaue Papier aus der Hannover'schen Zeit mit meinen vergilbten Versen und seinen Bleifederspuren gibt mir nur die eine Auskunft: daß die Neugestaltung des Textes Schwierigkeiten bot, denen ich mich damals nicht gewachsen fühlen mochte.

Doch war nunmehr ein neuer Gedanke zwischen uns gereift, und diesmal gingen wir Beide mit größerer Energie daran, ihn auszuführen: es war „der Thurm zu Babel".

Der erste Brief, der sich darauf bezieht, ist datirt aus London vom 20. Juni 1867:

Lieber Herr Rodenberg!

Der Plan und das Gedicht wird sehr schön werden und ich freue mich unendlich auf dessen Composition — nur denke ich, muß es in der Weise geändert werden: es muß nicht bei Nacht anfangen, sondern gleich die erste Nummer muß Chor der Arbeiter sein —

„Laßt uns Steine auf Steine wälzen, bald ist es vollbracht, bald steht der Bau in voller Pracht, herauf, hinan, herzu" ꝛc. ꝛc.

Zweite Nummer: Freude des Nimrod, daß der Bau fertig wird, daß er endlich Gott sehen wird ꝛc.

Dritte Nummer: Aufforderung des Nimrod an Leilah, ein Gebet an das Feuer zu richten — Gebet der Frauen mit Leilah.

Vierte Nummer: sowie bei Ihnen es mit II anfängt und bis zum Schluß ist nichts mehr zu ändern.

Der Anfang scheint mir zu philosophisch, daher schlage ich die Aenderung vor, im Uebrigen bin ich ganz einverstanden.

In London bleibe ich bis zum 3. Juli und möchte mich sehr freuen, wenn ich es bis dahin haben könnte. Ich rechne auf Ihr Versprechen und mit besten Grüßen ꝛc. ganz Ihr

Ant. Rubinstein.

London, den 4. Juli 1867.

Lieber Rodenberg!

Morgen verlasse ich London und reise nach Paris, wo ich acht Tage bleiben werde und dann nach Baden-Baden gehen will — Sie thun am besten, wenn Sie mir Etwas zu schicken haben, es nach letzterem Ort an die Buch- und Kunsthandlung Marx zu adressiren.

Besten Dank für das Zugesandte — ich denke, das Ganze wird sehr schön werden — wenn es mir nur gelingt, auch etwas Gutes zu leisten —!—

Auf Wiedersehen in Berlin, bis dahin ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Wir sahen uns in diesem Sommer, arbeiteten viel mit einander am „Thurm" und trafen uns am Abend in einer von den Gartenrestaurationen Unter den Linden oder machten Ausfahrten — eine nach Charlottenburg mit Taufig und Ernst Dohm — auch diese Beiden nun längst bei den Todten!

Am 3. October 1867 schrieb mir Rubinstein aus Leipzig:

Lieber Rodenberg!

Endlich habe ich Ihren Text erhalten und bin entzückt darüber — wenn ich nur Zeit finden werde, ihn, wie sich's gehört, zu componiren! . . . . auch werde ich Sie bitten, mit mir Geduld zu haben, denn jetzt bin ich ja nicht mehr in russischen Diensten ꝛc. . . .

Wann werden Sie mir das „Hohe Lied" umändern? Ich halte mehr als je daran. — Ich hoffe im nächsten Januar Monat zu Concerten nach Berlin zu kommen, da werden wir uns hoffentlich öfter sprechen und alle unsere Angelegenheiten in Ordnung bringen.

Mit besten Grüßen ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Die Worte, daß er „jetzt nicht mehr in russischen Diensten" sei, bezieht sich darauf, daß Rubinstein in eben diesem Jahre 1867 die Direction des Petersburger Conservatoriums niedergelegt und alsdann aufs Neue jene Concertreisen begonnen hatte, die Triumphzügen durch Europa und später Amerika glichen. Jetzt kam er auch regelmäßig wieder und jedesmal zu längerem Aufenthalt nach Berlin. Einen solchen wahren, warmen und lauten Enthusiasmus habe ich in der classisch angehauchten Berliner Singakademie weder vorher noch nachher erlebt, als an jenen Abenden, an welchen Rubinstein auftrat — von jugendlicher Elasticität noch immer, mit dem Kopfe, den ich einst in London bewundert, von der Fülle des braunen Haares umwogt, aber schon mit Furchen in die Stirn gegraben, den Zeichen intensiver geistiger Arbeit. Nach den Concerten versammelten sich zu fröhlichen Symposien um den gastlichen Tisch im Hôtel de Rome die Freunde Rubinstein's, unter ihnen stets auch Rudolf Löwenstein, der liebenswürdige Dichter der „Kinderlieder" und — neben Ernst Dohm — Redacteur des „Kladderadatsch", der vor Jahren, als Anton Rubinstein mit seiner Mutter und seinem Bruder Nicolai hier in Berlin war, um bei Dehn zu studiren, den beiden Knaben Unterricht im Deutschen ertheilt hatte. Mit großer Verehrung sprach Löwenstein von der Mutter seines ehemaligen Schülers, dessen Lernbegier er nicht genug rühmen konnte, während dieser, in weißem Halstuch und — nach den Anstrengungen des Abends — in seinen Pelz eingehüllt, voll ausgelassener Lustigkeit war. Wir, seine Gäste, schwelgten in allen guten Dingen der Jahreszeit; er hatte genug mit einem Apfel, einem Glase Rothwein und — seiner Cigarrette.

Das Jahr 1868 war der Composition des „Thurms" gewidmet; die Briefe Rubinstein's beginnen erst wieder im Sommer des folgenden Jahres, als ich mit meiner kleinen Familie zum Sommeraufenthalt in Thüringen war.

Berlin, den 4. August 1869.

Lieber Rodenberg!

Wie Sie sehen, bin ich schon in Europa (!) Freitag reise ich von hier mit dem Zug, der um 8 Uhr früh nach Halle geht — und werde heute noch erfahren, um wie viel Uhr ich dann nach Arnstadt ankomme. — Tausend Dank für Ihr freundliches Anerbieten, bei Ihnen die paar Tage zuzubringen — aber ich muß es ablehnen — ich bin nämlich der unerträglichste Gast, den Sie sich vorstellen

können — und das sollen Sie Ihrer Frau nicht zumuthen — ich bitte Sie, mir ein oder zwei Zimmer in einem leidlichen Hôtel auf nächsten Freitag zu bestellen und erwarte Sie (wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist) am Bahnhofe. Also auf baldigstes Wiedersehen. Mit besten Grüßen Ihr

Ant. Rubinstein.

Was macht das „Hohe Lied"?!!

So kam Rubinstein in dem Thüringer Landstädtchen an, sein ganzes Reisegepäck ein Handkoffer, in der die Partitur lag, ein Plaid und die Bibel, in der er unterwegs gelesen.

Wir, in unserem Landhäuschen, welches vor der Stadt in einem großen Garten lag, an einem rauschenden Bächlein, von alten Bäumen beschattet, hörten nun zuerst die Musik zum „Thurm von Babel" — und auch noch eine Andere lauschte diesen fremden Klängen mit leuchtenden Augen, die sich jetzt auch geschlossen haben, aber damals, in jenen Augusttagen, vor Stolz und Freude strahlten — meine Mutter. Ungezwungen nahte sie sich dem großen Tondichter, sie, von der ich die Liebe zur Musik geerbt, und die bis zuletzt die treueste Freundin Heinrich Marschner's gewesen ist. Auch Rubinstein hat ihr lange noch ein freundliches Andenken erhalten.

Inzwischen war ich nach Berlin und er nach Petersburg zurückgekehrt, und von dort erhielt ich folgenden Brief, der sich in seinem Anfange darauf bezieht, daß der Stern'sche Gesangverein die Balletmusik mit den Chören aus „Feramors" aufführen wollte.

Den 8./20. September 1869.

Lieber Rodenberg!

Wollen Sie so freundlich sein, Herrn Stern zu sagen, daß die Erlaubniß von mir mit Vergnügen gegeben ist, daß aber, obgleich die Partitur bei Bock in Berlin ist, gerade in den Tänzen drei bis vier Bogen verloren gegangen sind, und daher die einzige Möglichkeit, sich dieselben zu verschaffen, nur ist, nach Dresden ans Hoftheater zu schreiben, daß man dort ihm eine Abschrift schicken möge. — Wenn Sie etwas von ihm wegen des Thurms hören, so schreiben Sie es mir sogleich — es ist von Wichtigkeit wegen der Abschrift der Partitur. — Das Werk ist nun vollkommen fertig und ich kann sagen, daß es mir bis jetzt noch große Freude macht (wahrscheinlich bis nach der ersten Aufführung —!?) Vergessen Sie nicht meinen Don Quichotte — das Hohe Lied — und Hiob —!

Leben Sie wohl ꝛc. — auf Wiedersehen im Januar

Ihr Ant. Rubinstein.

Außer dem Hohenliede blieben Hiob und Don Quichotte[1]) lange seine Lieblingsideen — zwei Stoffe, sollte man meinen, die nicht gegensätzlicher zu denken seien, und beide dennoch menschliche Comödien im höchsten Sinne. Solche Dinge beschäftigten Rubinstein unaufhörlich; immer schöpferisch gelaunt, war er zugleich ein schwer zu befriedigender Grübler, der viel las und mehr dachte. Wir treffen ihn deshalb auf so mancherlei scheinbar auseinander laufenden Wegen, während er im Grunde doch nur darauf aus war, den Menschen da zu suchen, wo die Natur noch am stärksten in ihm ist — diese Rebellennatur, die sich gegen Gott auflehnt und mit den Dämonen ringt.

[1]) Ein musikalisches Charakterbild Don Quichotte hat Rubinstein nachmals wirklich geschrieben (Op. 87).

Dies scheint mir der Kernpunkt in Rubinstein's Schaffen zu sein, der centrale Gedanke, der in keinem andern seiner Werke zu so klarem Ausdruck gelangt ist, wie im „Thurm zu Babel". Er wollte das Drama zu seinem religiösen Ursprung zurückführen; ihm schwebte das Mysterium des Mittelalters mit seiner dreigetheilten Bühne vor: dem Himmel, der Erde, der Hölle. So seine Schöpfung dargestellt zu sehen, wäre das Ziel seiner Wünsche gewesen, und sie war ganz darauf berechnet; erst wenn man dies weiß, versteht man die Andeutung im Text, wie er gedruckt vorliegt: „Der Himmel mit Gottes Thron öffnet sich, die Hölle mit Satan's Thron thut sich auf" — erst dann versteht man die drei Chöre der Engel, der Menschen, der Höllengeister, die mit gleichzeitigem grandios fugirtem Gesange das Werk beschließen. Rubinstein lebte des festen Glaubens, daß „der Thurm zu Babel", der als „Geistliche Oper in einem Aufzuge" bezeichnet ist, sich mit all' seinem scenischen Apparat die Bühne noch einmal gewinnen werde; doch ist er bis jetzt auf den Concertsaal beschränkt geblieben und hat auch hier der Ausführung die größten technisch-musikalischen Schwierigkeiten geboten. Das Werk brauchte zehn Jahre, bis es, am 6. Januar 1880, unter der unübertrefflichen Leitung von Max Bruch, dem damaligen Dirigenten des Stern'schen Gesangvereins, in der Singakademie zu Berlin erschien; seine Erstaufführung erlebte der „Thurm" in Königsberg, der kunstliebenden Stadt, der Rubinstein immer besonders zugethan war. Dort hatte man ihm, Ende 1869, eine wahre Festwoche bereitet, in der auch der „Feramors" gegeben ward. Dann folgte die Wiener Aufführung seitens der Gesellschaft der Musikfreunde und ihres Directors Johann Herbeck am 20. Februar 1870. Den Tag darauf schrieb mir ein gemeinschaftlicher Freund von dort:

Mit großer Freude kann ich Ihnen den außerordentlich glänzenden Erfolg des Oratoriums melden. Es war ein ungemachter, wahrer und gefühlter Erfolg. Der erste Chor gefiel sehr, die drei kleinen Chöre erregten Beifallssturm und der Chor der Japhetiten mußte wiederholt werden. Die Tenorarie und der Schlußchor erregten Beifallssturm. Der Streitchor schlug ebenfalls durch — mit einem Worte, der Erfolg konnte nicht bedeutender sein. Rubinstein wurde zum Schlusse viermal jubelnd gerufen.

Aus diesem Jahr 1870 habe ich nur noch einen Brief Rubinstein's.

Bad Liebenstein (Thüringen), 8. Juni 1870.

Lieber Rodenberg!

Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie meiner gedenken — tausend Dank für die Photographie, und noch mehr für die Nachricht, daß Sie für mich arbeiten wollen. — An das Componiren des Hohen Liedes kann ich erst in einem Jahre gehen — aber haben möcht' ich es bei mir so bald als möglich — denn Sie wissen ja, wie das beim Arbeiten geht — man hat einmal Lust und einen guten Gedanken für ein Werk und schreibt ihn nieder als Skizze und geht an ein anderes Werk. So hoffe ich bald von Heigel den Cain zu bekommen, werde aber auch nicht dran arbeiten [1]).

Diesen Sommer habe ich mehreres früher Entworfene (Kammermusik) zu beenden, den Winter hoffe ich in Italien zuzubringen, welches mir zu einem symphonischen

[1]) Man weiß, daß die Composition des „Cain" die letzte war, die Rubinstein vor seinem Tode beschäftigt und die er unvollendet hinterlassen hat.

Werke als Programm dienen soll (?) und dann gehe ich an meine liebste Arbeit — die geistliche Oper — wenn mich Paris daran nicht behindern wird. — Also machen Sie es mir fertig und schaffen Sie sich mich vom Halse — nur bitte recht im Auge zu haben, daß bei aller Dramatisirung ich sowohl die Charaktere der Hauptpersonen wie die Haltung des Ganzen geistlich wünsche, d. h. per majorem Dei gloriam.

Nach Oberammergau gehe ich Anfang August, bis dahin bleibe ich hier. — Wenn Sie mal einen Spaziergang hierher (es ist doch nicht weit) machen wollten, so werden ich und meine Frau[1]) uns sehr freuen, Sie zu begrüßen, ja ich kann Ihnen sogar ein Zimmer in meiner Wohnung offeriren.

Mit besten Grüßen Ihnen und Ihrer lieben Frau von mir und meiner Frau

Ihr Ant. Rubinstein.

Aber weder ging Rubinstein nach Oberammergau noch ich nach Liebenstein: im folgenden Monat brach der deutsch-französische Krieg aus, der alle künstlerischen Vorhaben zurücktreten ließ und namentlich mir ganz andere Aufgaben stellte.

Nach geschlossenem Frieden erst erhielt ich wieder ein Briefchen von Rubinstein:

Wien, den 4. November 1871.

Lieber Rodenberg!

Ich kann jetzt leider gar keine Arbeit über- oder unternehmen — also erlöse ich Sie **leider** sehr gerne von Ihrem Versprechen — wenn Sie mir die Arbeit im Frühling machen werden, so wird sie mir sehr willkommen sein — obwohl ich nach menschlich möglicher Berechnung erst in **zwei** Jahren an diese meine liebe Arbeit werde gehen können — das ist Ihre Schuld. Die Hauptsache ist, daß ich nicht als Greis an die Arbeit der Liebe gehe; denn es würde dann bloß das Wollen, nicht aber das Können gelingen.

Mit besten Grüßen ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Und nun, nachdem die großen Angelegenheiten des Vaterlandes zu einem glorreichen Ende geführt worden waren und Alles in einer neuen Sonne zu leuchten schien, ging ich endlich wieder mit frischem Muth an unser biblisches Gedicht und erhielt darauf nachstehenden Brief, der undatirt, aber offenbar Anfang Mai 1872 aus Wien geschrieben ist, wohin sich Rubinstein zur dortigen Aufführung seines „Feramors" begeben hatte:

Lieber Rodenberg!

Das Scenario des Hohen Liedes ist sehr schön — aber — aber — es ist ja beinahe ohne Ausnahme ganz die Wiederholung des Feramors! — mit dem einzigen Unterschied, daß Sulamith eine Winzerin und Lalla Rookh eine Prinzessin ist — ja sogar der Hochzeitsnarr ist kein Anderer als der Fadladin, und die scenischen Effecte auch dieselben, wie die Darbringung der Geschenke. — — — Was ist da zu thun — ja, auch das Colorit ist wieder das Orientalische, da das Jüdische musikalisch zu schwer anders zu machen ist wie das Persische oder Arabische — ich bin ganz unglücklich darüber — was ist da zu machen? Sie müssen Rath schaffen — vielleicht ist dies Alles ein Grund, um eine von den vielen Auslegungen des Hohen Liedes zu wählen, die nicht der von Mandelstamm entspricht! Wir müssen darüber in Düsseldorf sprechen, wo ich den

[1]) Rubinstein hatte sich in den sechziger Jahren verheirathet, und uns ward die Freude, seine Gemahlin während der Berliner Makkabäer-Aufführung (1875) kennen zu lernen.

12. d. M. anzukommen hoffe, ernstlich berathen. — Vielleicht haben Sie bis dahin schon Etwas gefunden. —

Mein lieber Feramors hat hier kein Glück gemacht, und wird die Direction viel „vis artistica“ besitzen müssen, um die Oper auf dem Repertoire zu halten — ich glaube sogar annehmen zu können, daß sie nicht mehr gegeben werden wird. —

Die meiste Schuld daran muß ich mir selbst zuerkennen, da ich erstens refusirt habe, die Oper selbst zu dirigiren, was zu vielen Mißverständnissen in Tempo und Einstudirung geführt hat, und zweitens auf eine Rollenbesetzung bestanden habe, die sich als ganz verfehlt erwiesen hat — so ist der Fadladin ganz verloren gegangen, und der Feramors sehr unzureichend ausgefallen, die Hafisa war von vornherein als geopfert anzusehen, da für diese Rolle hier keine Wahl ist, und nur eine Künstlerin es ausführen konnte, die aber von Natur dumm, unbeholfen, schwerfällig ist — und obwohl die Ausstattung eine zauberhafte, das Orchester und die Chöre untadelhaft, die Lalla Rookh und Chosru gut waren, war doch das Ganze verfehlt — es thut mir sehr leid, da ich die Oper trotz alledem sehr liebe. — — Uebrigens kommen zu dem Falle noch andere Gründe von Bedeutung — so hat der Wagner-Verein eine demonstrative Opposition in die Oper geschickt, dann hat die Kritik, mit der ich überhaupt auf schlechtem Fuße immer und überall stehe, die Gelegenheit benutzt, um mich die ganze Schwere ihres Armes fühlen zu lassen und außerdem ist das Publicum jetzt durch alle die Broschüren über Oper und Drama, über Principien, neue Bahnen, Zukunft und wie alle diese Phrasen noch klingen mögen, so irre geleitet, daß ein harmloses, rein lyrisches, specifisch musikalisches Werk und noch dazu von einem jüdisch-russischen Componisten, die Leute vollkommen kalt lassen muß, oder von vorneherein zur Opposition stimmt. — Die Zeit ist eine böse — aber ich lebe in der Ueberzeugung, daß es eine binnen kurz oder lang vorübergehende ist, und dann wird mein Feramors zu seinem Recht gelangen — es müßte denn sein, daß die Menschen sich nie mehr an einer einfachen Melodie, schön vorgetragen, werden erfreuen können — dann freilich wehe der Musik, wehe dem Musiker, und am wehesten mir. — — — — —

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Das, was Rubinstein in diesem und dem nächsten, gleichfalls noch aus Wien, 7. Mai 1872 datirten, Brief über die „Wahlverwandtschaft des „Hohenliedes“ mit „Feramors“ bemerkt, schien mir rein äußerlich zu sein, da wir ja das Schwergewicht darauf gelegt hatten, daß der König entsagt, und es gelang mir schließlich auch, Rubinstein davon zu überzeugen, wenn nicht durch das Scenarium, doch später durch das Gedicht selber. Er schrieb:

Lieber Rodenberg!

Ich stimme jetzt entschieden für den Plan von Umbreit[1]) oder Renan — nämlich die Entführung Sulamith's, ihre Sehnsucht nach ihrem geliebten Schäfer und das Freigeben durch Salomo — man gewinnt mehrere Scenen von großer Wirkung, so ihr nächtliches Suchen des Geliebten, und die Schläge? die sie bekommt von der Nachtwache[2]) — ihr Sehnen — sehr musikalische Stimmung ꝛc. ꝛc.

Ich wäre jedenfalls für das Hochzeitsgedicht, wenn nicht die Wahlverwandtschaft mit Feramors mich davon abwiese. —

Auf baldiges Wiedersehen Ihr

Ant. Rubinstein.

Denken Sie auch an **Hiob**, zwei Acte mit Prolog im Himmel. —

---

[1]) Lied der Liebe. Heidelberg 1828.

[2]) Cap. 5, V. 7: „Es fanden mich die Hüter, die in der Stadt umher gehen, die schlugen mich wund.“

Aus der trüben Stimmung, in der er sich befand, riß ihn das Niederrheinische Musikfest, das, um die Pfingstzeit des Jahres 1872, in Düsseldorf die Sängerchöre der kunst- und stammverbrüderten Städte „froh vereint", und dessen Höhepunkt die von Rubinstein persönlich geleitete Aufführung des „Thurm zu Babel" bildete. Sie schloß mit einer stürmischen Ovation für den Componisten, der, auf dem Podium in einem Meer von Grün und Blumen fast versinkend und von einer Schar junger, enthusiastischer Rheinländerinnen umringt, sich auf ein Schemelchen niederließ und, einen großen Lorbeerkranz zerzupfend, jedem der hundert ausgestreckten Händchen ein Blatt davon gab. Es waren die schönsten Maientage, so voll von Heiterkeit und Herzenswärme, wie man sie nur am Rhein erleben kann. Von ihrer Nachwirkung gefördert, ging auch unser Werk rascher von statten, und am 8. Juni schon schrieb mir Rubinstein abermals aus Wien:

Lieber Rodenberg!

Tausend Dank für das schöne Gedicht — wenn ich nur schon bald an die Arbeit gehen könnte! ich glaube, ich werde damit einen Haupttreffer machen.

Nun vergessen Sie nicht meinen „Hiob", ich gebe Ihnen Zeit bis über ein Jahr, aber mehr nicht — — es wird Ihnen viel weniger Mühe machen, als das „Hohe Lied" (in welchem man den dramatischen Theil erst finden, dann erfinden mußte).

Somit nochmals herzlichen Dank ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Am 4. November 1871 hatte mir Rubinstein geschrieben, daß es „nach menschlich möglicher Berechnung" noch zwei Jahre dauern könne, bis er an seine „liebe Arbeit", d. h. das Hohe Lied Salomonis, gehen werde; in Wahrheit sind elf Jahre daraus geworden, die Jahre des „Dämon", der „Makkabäer" und des „Nero". Wir hatten uns während dieser Zeit häufig genug gesehen, zuletzt Juni 1881 in London, wo der „Thurm" im Krystallpalast von Sydenham aufgeführt ward — demselben Krystallpalast, in dem ich einst in meinen jungen Jahren so schöne Träume geträumt. Wir feierten Reminiscenzen jeglicher Art, und namentlich ist mir in Erinnerung eine Tafelrunde geblieben, in der sich die berühmten Maler Sir John Everett Millais und Alma-Tadema mit ihren Frauen, Mylady Effie und Mrs. Laura, befanden. Doch von König Salomo war nicht die Rede. Da plötzlich, über ein Jahr später, erhalte ich in der Vergeinsamkeit von Jugenheim, in die ich mich für einige Herbstwochen zurückgezogen, am 23. October 1882 folgendes Telegramm:

Muß Sie unbedingt wegen Hohes Lied sprechen. Habe Oper Leipzig, kann unmöglich fort. Erwarte Sie Leipzig zwischen 28. October und 7. November.

Rubinstein.

Es waren „Die Makkabäer", zu deren zweiter Aufführung im Leipziger Stadttheater wir, meine Frau und ich, eben noch rechtzeitig kamen. Nach dem Schluß, zu später Stunde, vereinte Rubinstein, wie er es immer bei solcher Gelegenheit that, die zahlreichen Bekannten, die er überall hatte, die Mitwirkenden und die von auswärts gekommenen Gäste zu einem solennen Souper, Alles zusammen wohl sechzig Personen, unter denen Karl Reinecke, den Componisten und Leiter der Gewandhausconcerte zu sehen, mir besonders

interessant war. Wohin Rubinstein kam, da hielt er Hof wie ein Fürst, und man kann fast sagen offene Tafel; in den Zimmern, die er bewohnte, ging es unaufhörlich ein und aus, und manchmal waren sie so voll, daß man keinen Stuhl mehr zum Sitzen fand. Man mußte daher in frühester Morgenstunde kommen, wollte man ihn allein haben. Er setzte sich dann an den Flügel und spielte und sang uns vor, was bisher vom „Hohen Liede" fertig geworden; es war ungefähr die Hälfte des Werkes, und viel blieb auch für mich noch zu thun. Einige Scenen mußten erweitert, verschiedene Stellen geändert werden; endlich war sein „Wunschzettel" erledigt und mit einander konnten wir Leipzig verlassen, um uns erst in Weimar zu trennen. Die Stunden bis dahin waren die ruhigsten und angenehmsten unseres diesmaligen Zusammenseins; außer uns gehörte nur noch Frl. Marianne Brandt, die geniale Darstellerin der Lea in den „Makkabäern", und der Kapellmeister der Leipziger Oper zu der intimen Reisegesellschaft. Sie wollten alle drei zu Liszt, der auf dem Bahnhof sie schon erwartete. In Weimar, auf der Altenburg, hatte ich Liszt im Jahre 1856 zum ersten Male gesehen; und hier auf dem Bahnhof sah ich ihn zum letzten Male wieder. Er war in den vielen seitdem verflossenen Jahren wohl älter, doch noch immer nicht greisenhaft geworden. Das lange, weiße Haar und das geistliche Habit kleideten den Zweiundsiebzigjährigen gut; er schien stärker und in seinen Bewegungen weniger rasch, als ich ihn ehedem gekannt, aber vollkommen rüstig. Liszt hat Rubinstein sehr geliebt; er schloß ihn in die Arme beim Empfang, und sie küßten sich zwei oder drei Mal auf die Wange. Dann blieben wir allein zurück, und der Zug ging weiter, durch das herbstliche Thüringer Land in das Hessische hinein.

Ein neuer Frühling und Mai war gekommen, und wir befanden uns wieder in unserem lieben Jugenheim, als plötzlich eines Abends Rubinstein in unser ländliches Stillleben trat — es sollte die letzte Hand an unser Werk gelegt werden. Acht Tage folgten, während welcher bald wir bei Rubinstein in Frankfurt waren, bald er bei uns in Jugenheim — abermals viel Arbeit, viele Freunde, viele gesellige Stunden im „Frankfurter Hof" und unter den Bäumen in unserem Garten, dazwischen wundervolle Fahrten durch den Tannenwald bis zur Bergeshöhe, von wo wir die sonnige Landschaft überblickten, in der Ferne begrenzt von dem silbernen Streifen des Rheins.

Tantae molis erat — und noch immer war das Ende nicht erreicht. Kaum war Rubinstein heimgekehrt, so sprach er, Ende Juni, mir den dringenden Wunsch aus, ich möge zu ihm nach Peterhof kommen, er könne sonst nicht fertig werden; und da die weite Reise mir damals unmöglich war, so resolvirte sich Rubinstein kurz, und Mitte Juli trafen wir uns in Berlin. Aus dem Hohen Liede Salomonis, wie mir es einst in meinen Jugendjahren vorgeschwebt, war allmälig etwas ganz Anderes, aus der Cantate war eine Oper geworden. Auf drei sehr ausführlichen Exposés, die zusammen sieben eng geschriebene Seiten ausmachen und die Daten: Leipzig, 5. bis 7. November 1882, Jugenheim-Frankfurt, 10. bis 18. Mai, und Berlin, 16. Juli 1883, tragen, hatte Rubinstein in dem Lapidarstil, der ihm eigen, seine Scrupel und Be-

denken numerisch verzeichnet. Ich will Einiges, was besonders charakteristisch für seine Genauigkeit und sein feines Empfinden ist, hier mittheilen.

Alttestamentarisches Schäferspiel? Idyll? Bühnenspiel?
Ein Schäferspiel (Pastorale) scheint mir das Stück nicht gut zu nennen, da es zu viel in Palästen und Städten spielt — Oper möchte ich es auch nicht nennen — also wie?

„Wo mein Liebster blieb" — wäre nicht „mein Freund" poetischer?

„Wie eine Rose unter Dornen
So bin ich unter der Mädchen Zahl —"
klingt eigentlich selbstbewußt — in der Bibel heißt es: „So ist meine Freundin unter den Töchtern," also in der dritten Person! —

Im ersten Chor heißt es: „Der König führt Dich in sein Schloß zu still verschwiegener Feier," ist das nicht etwas lasciv?

„Die Schuhe zog ich aus, ich bin im Nachtgewand" — wie ist das für die Bühne und besonders für die Flucht? sie hat doch keine Zeit gehabt, sich anzuziehen!?

Ein Ausruf im Sinne des „Juchhe!" aber im althebräischen Gewande ist für den ersten Chor nöthig.

Ist die Bezeichnung Harem für das hebräische Leben annehmbar?

Wegen dieser beiden letzten Fragen wußte ich mir keinen anderen Rath, als mich an den besten Kenner der semitischen Sprachen und Literaturen, Herrn Professor Dr. Theodor Nöldeke in Straßburg, zu wenden, der uns denn auch bereitwilligst Auskunft gab:

Rein prosaisch betrachtet, paßt m. E. der Ausdruck „Harem" durchaus für Salomo, sogar schon für seinen Vater (cfr. z. B. 2 Sam. 16, 21). Die Frage ist nur, ob das Wort an der betreffenden Stelle nicht ästhetischen Anstoß gibt, da dasselbe auf die occidentalischen Hörer leicht einen nicht beabsichtigten Eindruck machen könnte. Insofern bin ich, so weit ich, ohne den Zusammenhang zu kennen, urtheilen darf, für eine Umschreibung. In einer historischen Darstellung würde ich ohne Bedenken von Salomo's Harem sprechen, und zwar ohne damit irgend einen tadelnden Nebensinn zu verbinden. Daß ein Fürst eine ganze Anzahl Weiber hatte, war einfach standesgemäß. — Ihren Widerwillen gegen das „Juchhe!" theile ich, habe mich aber vergeblich im Alten Testament nach einem anderen passenden Ausruf umgesehen. Ein heah (הֵאָח), das als Freuden-, aber auch als Schmerzenslaut im A. T. vorkommt, geht nicht. — Ich finde als Freudenruf beim Keltern im Syrischen jâhâi (nach anderer Aussprache jôhôi, beides zweisilbig); aber das sieht doch wohl zu fremdartig aus. — Sollte nicht das Zweckmäßigste sein i—ó, i—ó? Das ist (ἰὸ ὠ) im Griechischen das beliebteste Ausrufswort in Freude und Schmerz, auch von den Römern adoptirt, und ein so einfacher Naturlaut paßt in jedes Land.

Wir nahmen aber (im „Chor der Landleute") das „Jahâi" an, und unser gelehrter Berather, der es verzeihen wird, daß ich seines Antheils an unserer Arbeit hier gedacht, würde sich gefreut haben, wenn er hätte hören können, wie wundervoll Rubinstein es componirt!

Also ward in der Margarethenstraße zu Berlin im Juli 1883 vollendet, was wir in der Margaretstreet zu London im Juni 1858 begonnen hatten ....

Das Werk aber erhielt in letzter Fassung den Titel:

Sulamith.
Ein biblisches Bühnenspiel in fünf Bildern.
Nach dem hohen Liede Salomonis.

An einem jener späten Sommerabende versammelte sich ein kleiner Freundeskreis bei Herrn Hugo Bock, dem jungen Chef der alten Firma Bote & Bock, zwischen welcher und Bartholf Senff in Leipzig Rubinstein seine Werke getreulich theilte. Die „Sulamith" fiel der ersteren zu, welche den der Königin von Rumänien gewidmeten Clavierauszug wie das Textbuch mit einer wahrhaft liebevollen Munificenz ausgestattet hat. Hier, in den traulichen Räumen, in denen wir gemeinsam schon so manche Stunde froh verlebt, trug Rubinstein zuerst das vollendete Werk vor. Während er spielte, Gesang und Handlung leicht andeutend, zeichnete Paul Meyerheim die charakteristische Gruppe: Rubinstein, von den gespannt lauschenden Zuhörern umringt, am Flügel, den Kopf über die Partitur gebeugt, die Stirn von dem hereinfallenden Haar beschattet. Er zählte dreiundfünfzig Jahre jetzt: sein Antlitz war gefurcht, Gang und Haltung zeigten schon ein vorzeitiges Nahen des Alters; aber wenn er die Tasten berührte, dann glich er dem Antäus, der aus der Berührung des mütterlichen Bodens verjüngende Kraft schöpft, der erlöschende Glanz der Augen erhellte sich wieder, eiserne Kraft und Festigkeit waren in jeder Bewegung, und es ging von ihm jenes elektrische Fluidum aus, das, körperlos, einzig die Nähe des Genius verkündet.

In diesen Tagen hatte Rubinstein einen Ausflug nach Bayreuth gemacht, um einer Parsifal-Aufführung beizuwohnen; nach seiner Rückkehr fand ich ihn, wie ich ihn nie zuvor gesehen: zwei Stunden lang müßig, mit der Cigarrette vor sich hin brütend. „Wozu soll ich noch schreiben?" rief er aus; „mir bleibt nichts übrig, als niemals mehr eine Feder in die Hand zu nehmen . . ." Er beruhigte sich nur allmälig, wir sprachen von der „Sulamith", und am anderen Morgen war er wieder der Alte. In einer Woche hatte er vier Nächte im Eisenbahncoupé zugebracht.

Und endlich kam der Abend des 8. November, da wir, im Hamburger Stadttheater, das Werk so vieler Jahre lebendig vor uns sehen sollten. Rubinstein dirigirte und ward, wie immer, wo er persönlich anwesend, mit jubelndem Beifall und Kränzen überschüttet. Meiner bemächtigte sich ein wehmüthiges Gefühl, eine Art Abschiedsstimmung, als ich des Anfangs gedachte, der um ein Vierteljahrhundert zurücklag — waren doch einige von diesen Liedern und Gesängen genau dieselben, wie sie geschrieben, bevor ich Rubinstein gekannt. Für ihn wie für mich war des Lebens bester Theil dahin, seitdem wir in den Londoner Frühlingstagen uns für das schöne Hirtenkind

aus dem Libanon begeistert; jetzt war Herbst, November — und entsprach der Erfolg, der wirkliche, so vielen Hoffnungen und so vieler Liebe? Wir glaubten es noch an jenem Abend, und mein bester Moment war der, als Rubinstein zu mir trat, mir die Hand drückte und sagte: „Ich danke Ihnen . . ."

Die „Sulamith" ist dann noch einmal im königlichen Opernhaus zu Berlin (Mai 1887), aber als Oratorium, ohne scenischen Apparat aufgeführt worden. Doch den Bildern fehlte die Farbe, die Wärme der dramatischen Beseelung; die „Sulamith" ist nicht für den Concertsaal geschrieben, und wenn sie jemals auferstehen sollte, so kann es nur auf der Bühne sein.

Zwei Jahre nach Vollendung der „Sulamith" planten wir ein letztes neues Werk; und es war eine seltsame Fügung, daß die Anregung dazu von England ausging, dem Boden unserer früheften gemeinsamen Erinnerungen. Rubinstein hatte für das große Musikfest in Leeds eine weltliche Cantate zugesagt, und am 20. Februar 1885 war's, daß er mich um die Dichtung dazu bat. Seine Aufforderung kam unerwartet, aber sie fand mich bereit — mir war, als ob ich Hüon's Zauberhorn und die Worte vernähme, mit dem der „Oberon" anhebt:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte, romantische Land.

Nichts lag näher, als den Stoff in der britischen Vorzeit zu suchen, in jener Dämmerung der Geschichte, voll von dem geheimnißvollen Rauschen der Eichenwälder und den druidischen Gesängen, deren spätes Echo ich selbst einst noch vernommen in den Bergen von Wales und auf der sagenberühmten Mona, der heutigen Insel Anglesey. Die Zerstörung des nationalen Heiligthums gibt das Signal zum Aufstand des von den Römern niedergeworfenen Volkes der Briten, an dessen Spitze sich Boadicea (Boudicca) stellt, die Königin der Icener. In furchtbarer Herrlichkeit aus dem Blutbad auftauchend, steht sie mit ihren beiden Töchtern auf dem Streitwagen: „zu siegen oder zu fallen, das sei der Entschluß des Weibes; die Männer möchten leben und Sclaven sein," läßt Tacitus sie sagen, als sie die zahllosen, von Haß und Leidenschaft trunkenen Scharen zum Verzweiflungskampf führt. Die Römer hatten nicht mehr als eine Legion und wenige rasch herangezogene Hülfstruppen zur Stelle schaffen können. Aber an ihrer unerschütterlichen Disciplin zerschellte die Uebermacht der Barbaren, die Drachenfahne der Inselkelten sank für immer in den Staub vor den römischen Adlern, und Boadicea trank den Giftbecher.

Rubinstein ergriff meinen Vorschlag mit der Wärme, die schon an sich inspirirend war, und ich schritt unverweilt zur Ausführung. Denn mehr noch als sein gewohntes Ungestüm, wenn es sich um etwas ihm Congeniales handelte, drängte mich diesmal der Umstand, daß ich für den nächsten Monat eine Reise nach Italien vorhatte. Mit den Annalen des Tacitus und Mommsen's eben erschienenem fünften Bande vor mir, ganz erfüllt von dem Gedanken an Rom, das ich in einigen Wochen zum ersten Male grüßen sollte, gelang die Arbeit wie nie zuvor, und schon nach sechs Tagen, am 26. Februar, konnte ich Rubinstein

in Leipzig den vollständigen Entwurf vorlesen. Es war das letzte Mal, daß wir des Morgens früh so beisammen saßen wie einst in Kopenhagen, und ich erinnere mich mit Wehmuth dieser Stunde, die mir eine neue, weite Perspective zu eröffnen und, in der Verbindung von England und Rom, die Vergangenheit und Zukunft selber zu verbinden schien. Auf der Romfahrt war die „Boadicea" meine Begleiterin; sie ging mit mir über die schneebedeckten Alpen, und in Trient legte ich die letzte Hand an das Gedicht. Vor mir, die Grenze von Welschland bezeichnend, mit seinen Mauern, Thoren und Thürmen, lag das alte Tridentum; im Thale war knospender Frühling, die Kastanien und die Mandelbäume blühten, und silbern glänzten die Schneefelder auf den hohen Bergen ringsum. Niemals stärker als in diesen Trienter Märztagen hatte ich das beseligende Gefühl des Reisenden, der aus dem Grau des nordischen Winters in die liebliche Sonne von Italien kommt; in dieser Stimmung schrieb ich den Schlußgesang der „Boadicea", von der ich mich dann aber erst, fast schon im Angesichte Roms, zu Bologna trennte, und zwar für immer! Zur verabredeten Zeit erhielt Rubinstein das Gedicht, las es, ließ mir seine volle Befriedigung darüber ausdrücken, behielt es und hat es nie componirt. Man wird es, wie ich es ihm aus Italien gesandt, in seinem Nachlasse finden. Briefe schrieb Rubinstein nicht mehr; aber er sagte mir schon bei der nächsten Begegnung, daß es ihm unmöglich geworden, an das Werk zu gehen. Inzwischen hatten nämlich die politischen Mißhelligkeiten der beiden großen Reiche begonnen, deren Interessensphären in Ostasien einander so nahe berühren; und Rubinstein war zu sehr Russe, um unter den also gespannten Verhältnissen eine Dichtung componiren zu können, die mit einer Glorification Englands schloß. Er wandte sich wieder der Bibel zu, schuf den „Moses" und den „Christus", und wer weiß, ob er selbst jetzt, wenn er noch lebte, in einer dem Anschein nach freundlicheren Temperatur, sich für den Gegenstand wieder erwärmt hätte, der dem Ideenkreise der ihn zuletzt fast einzig beschäftigenden geistlichen Oper so fern lag.

Damit enden meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein; was er mir war, habe ich hier in einem bescheidenen Rahmen darzustellen versucht; was er der Welt war, wird in der Geschichte der Kunst berichtet werden, zu deren unbestritten großartigsten Erscheinungen er ein halbes Jahrhundert lang gehört hat. Was auch von seinen Schöpfungen leben oder schwinden mag: er selber wird bleiben. Bleiben wird das Andenken an einen Menschen von den seltensten Eigenschaften des Geistes und des Herzens; an eine Künstlernatur, die, wenn sie das Höchste nicht errang, doch immer das Höchste gewollt. Wer auf seine Zeitgenossen einen so mächtigen Eindruck gemacht hat wie Anton Rubinstein, der wird auch von der Nachwelt nie ganz vergessen werden.

Kleine Religionen unserer Tage.

[Nachdruck untersagt.]

Ein französischer Schriftsteller minorum gentium, dem man weder im Vapereau noch in sonstigen Nachweisungen über unsere Zeitgenossenschaft begegnet, Herr Jules Bois, hat neuerdings ein Buch erscheinen lassen, das den wunderlichen Titel „Die Pariser kleinen Religionen" (Les petites religions de Paris) führt. Die 215 Duodezseiten umfassende Schrift setzt sich aus einer Anzahl ursprünglich im „Figaro" veröffentlichter Aufsätze zusammen, denen an der Stirn geschrieben steht, daß sie auf Neugier und Sensationslust des großen Publicums berechnet und für eine Welt blasirten Leichtsinns bestimmt sind, die intellectuellem Ernst ebenso unzugänglich, wie Wunderlichem und Phantastischem zugeneigt ist. Im Tone leicht geschürzter Unterhaltung wird den Lesern von einem Dutzend religiöser Gemeinschaften berichtet, die in abgelegenen Winkeln der französischen Hauptstadt ihr Wesen treiben und — von einer Ausnahme abgesehen — die Religionslosigkeit und moralische Verwilderung ihrer Theilnehmer ungleich deutlicher bescheinigen, als irgend welches religiöse oder metaphysische Bedürfniß derselben. In dieser Rücksicht treffen dieselben mit dem Verfasser zusammen, dem jede Vorstellung von dem Ernst und der Bedeutung der Sache fehlt, der trotz aller zur Schau getragenen Scheingelehrsamkeit von der Geschichte der verschiedenen Religionen nur das Nothdürftigste weiß und zwischen Unglauben und Aberglauben, frivoler Unterhaltungslust und mystischer Afterspeculation so wenig zu unterscheiden weiß, daß er Dinge heterogenster Art zusammenwirft. Genußmenschen, die den Göttern Griechenlands in ästhetisirendem Spiel huldigen, werden mit abergläubischen alten Weibern, dilettantische Philosophaster mit mystischen Grüblern alten Schlages über den nämlichen Kamm geschoren, Nachweise und Erläuterungen über Ursprung und Wesen der einzelnen Secten und Vereinigungen aber nur soweit gegeben, als sie mühelos aufgebracht werden können. Die Neigung, auf religiösem Gebiet eigene Wege zu gehen und vom Herkommen abzuweichen, erscheint dem Figaro-Mitarbeiter offenbar ebenso seltsam, wie etwa die Absonderlichkeit, unmodische Kleider anzulegen oder anderen als den boulevardmäßigen Tagesinteressen nachzugehen. Daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, daß das Bedürfniß nach Auseinandersetzung mit dem Weltzusammenhange und den

letzten Ursachen der Dinge zum Wesen der menschlichen Gattung gehört, und daß Staats- und Religionsgeschichte im engsten Zusammenhange stehen, scheinen Herr Bois und seine Leser niemals gehört oder auf der Jagd nach Eitelkeiten des Tages spurlos vergessen zu haben. Wäre dem anders, so hätten die „petites religions" wenigstens mit einem Worte angedeutet, daß die in Rede stehende Erscheinung eine psychologische und sittengeschichtliche Seite hat, die eingehenderer Betrachtung nicht unwerth ist. Denn schon der Umstand, daß Aberwitz und Aberglaube in den gepriesenen Centren moderner Fortschrittsbildung ebenso heimisch zu werden vermögen, wie in obscuren, abseits der Heerstraße belegenen Erdenwinkeln, ist ausgiebig genug, um bei demselben für einen Augenblick zu verweilen.

An einer Geschichte des Pariser Irr- und Aberglaubens fehlt es ebenso wie an einer Geschichte des Aberglaubens überhaupt. Höchstens, daß man den Secten- und Religionswucherungen einzelner Zeitalter, z. B. der Revolutionsperiode, einige Aufmerksamkeit gewidmet und deren Zusammenhängen mit verwandten Folgeerscheinungen nachgegangen ist. Nicht einmal über diejenigen Gemeinschaften, die als Setzlinge größerer, über die gesammte christliche Welt verbreiteten Confessionen in den europäischen Centren Wurzel geschlagen und Mormonenthum, Spiritismus u. s. w. zu verbreiten versucht haben, gibt es zusammenfassende Nachweisungen. Für Frankreich und Paris kommt noch der bekannte Umstand hinzu, daß man vom Auslande überhaupt nur das Nothdürftigste weiß und nach diesem Nothdürftigsten nur ausnahmsweise fragt. Charakteristischer Weise kennt z. B. Herr Bois nur eine und dazu unbedeutende Pariser Gemeinde von protestantisch-sectirerischem Typus, diejenige der Swedenborgianer. Vorweg und ehe auf die übrigen, specifisch Pariserischen Abschnitte unseres Buchs übergegangen wird, sei darum der französischen Anhängerschaft des berühmten schwedischen Mystikers und Physikers besondere Erwähnung gethan.

Darüber, wann und wie der Swedenborgianismus nach Amerika und von dort nach Frankreich gekommen, was im Laufe der Zeit aus dieser Lehre geworden ist, hat unser Verfasser nur ungenaue Kunde erlangt. Von Desbois' französischer Ausgabe der „Arcana coelestia" und der „Vera christiania religio" (1772) hat Herr Bois offenbar ebenso wenig gehört, wie von Matter's „Emanuel de Swedenborg" (Paris 1862) oder den dreizehn dieser Lehre gewidmeten Zeitschriften, die seit dem „Congreß" von 1828 die neue Lehre verkündet und einer Totalumgestaltung entgegengeführt haben. Und doch erscheint der Bois'sche Bericht über die Pariser Formen der Swedenborgischen Lehre und Gemeinde erst verständlich, wenn man wenigstens beiläufig davon Notiz genommen, daß das System des im reifen Mannesalter (1743) zum Phantasten gewordenen ausgezeichneten schwedischen Gelehrten († 1772) sich aus zwei Theilen zusammensetzte: einem mystisch-physikalischen, der der Sache zur Weltberühmtheit verhalf, und einem rationalistischen, der heute allein übrig geblieben ist. Swedenborg lehrte, daß der Zweck der Religion auf die Herstellung directer Beziehungen zwischen der Geister- und der Menschenwelt gerichtet sei, daß die erstere ein Abbild der letzteren bilde, daß die Geister der Verstorbenen als Engel

oder als Teufel fortleben, und daß der Zweck der Christuserscheinung darin bestanden habe, das Göttliche mit dem Menschlichen zu einigen und die Höllengeister zu besiegen. Daran schlossen sich die bis zum Aberwitz gesteigerten phantastischen Beschreibungen der Leiden und Freuden der jenseitigen Welt, die der Religionsstifter auf neununddreißig Fahrten durch das Universum (Swedenborg wollte zwischen dem 23. Januar und 11. November 1748 sechsmal auf den Mercur, dreiundzwanzigmal auf den Jupiter, sechsmal auf den Mars, dreimal auf den Saturn und einmal auf den Mond versetzt worden sein) genau kennen gelernt zu haben behauptete. Ganz anders wie um dieses tolle Außenwerk der als „neues Jerusalem" bezeichneten Swedenborg'schen Kirche sah es um das Dogma derselben aus. Verwerfung der Trinität, pelagianisirende Auffassung der Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung, Leugnung der Auferstehung des Fleisches und totale Umdeutung der biblischen Schriften bedingten eine fundamentale Verschiedenheit von dem Lutherthum, zu welchem der Gothenburger Seher sich ursprünglich bekannt hatte. Auch rücksichtlich des „formalen Princips" der Kirchenlehre, der autoritativen Stellung der Bibel ging Swedenborg eigene Wege; während den neutestamentlichen Briefen jeder autoritative Charakter abgesprochen wurde, galt die Apokalypse für das wichtigste aller biblischen Bücher. — Der Gang der Entwicklung ist nun dieser gewesen, daß Swedenborg's Geisterlehre sofort nach ihrem Bekanntwerden das größte Aufsehen erregte, daß Männer wie der Manchester Rector Clowes und der berühmte theosophirende Württembergische Prälat Oetinger (der sog. Magus des Südens) derselben erheblichen Vorschub leisteten und daß das „neue Jerusalem" bereits sechzehn Jahre nach dem Tode seines Meisters mehr als fünfzig constituirte Gemeinden und Tausende von fanatischen Anhängern in Europa und Amerika zählte. Nach zeitweiligem Schwächerwerden der Bewegung nahm dieselbe — Dank der Thätigkeit zweier gelehrter deutscher Adepten, der Württemberger Tafel und Hofacker — in den zwanziger Jahren erneuten Aufschwung. Dem Einfluß des Zeitgeistes vermochte die Swedenborgische Doctrin sich indessen ebenso wenig zu entziehen, wie irgend eine andere. Auf das theosophisch-magische Element und auf den von dem Meister eingeleiteten Verkehr mit der übersinnlichen Welt leisten die Neu-Swedenborgianer so gut wie vollständigen Verzicht, wogegen sie an der Verwerfung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre, der Augustinischen Auffassungen von Erbsünde und Rechtfertigung und an der Spiritualisirung der eschatologischen Begriffe mit Entschiedenheit festhalten und wesentlich eine rationalistisch gefärbte christliche Moral predigen.

Diesem modernisirten Typus des „neuen Jerusalem" gehört offenbar auch die Gemeinde an, in deren an der „Rue Thouin" (Nr. 12) belegenen Tempel Herr Bois sich Eingang zu schaffen gewußt hat. In einem engen, blau angestrichenen Raum fand er an einem Sonntag-Nachmittage eine kleine, zumeist aus Frauen, Mädchen und Kindern bestehende Versammlung vereinigt, welche einem stundenlangen Kanzelvortrage zuhörte, einige geistliche Lieder sang und unserem Berichterstatter einen würdigen, aber wenig interessanten Eindruck machte. Daß der Protestantismus „traurig" aussehe, ist bekanntlich eine stereotyp wiederkehrende Klage französisch-katholischer Beurtheiler desselben. —

Auch in der Rue Thouin zeigte Alles ein trübseliges Aussehen; die dunkelgekleideten jungen Mädchen der Zuhörerschaft sahen blutlos, die Kinder schwermüthig aus, der Gesang klang schüchtern und dünn, der Vortrag des Predigers spann sich einförmig und traurig ab, ohne irgend welche Wunderlichkeiten zu enthalten; lediglich die Kanzel, der unter derselben aufgestellte Tisch, und die auf diesem aufgeschlagen liegende Bibel erinnerten an ein Cultuszwecken gewidmetes Gemach. Nach beendetem Gottesdienst gab der Prediger, Herr Decembre, unserem Figaro-Reporter einige Notizen über Entstehung und Ausbreitung seiner Gemeinde, die in das (oben als Periode der Erneuerung und Umgestaltung des Swedenborgianismus bezeichneten) Zeitalter der Restauration gefallen sei. Die ersten französischen Anhänger des „neuen Jerusalem" seien Officiere des 23. Linien-Regiments gewesen, denen ein Abbé Agger sich angeschlossen habe; dann habe der Unterpräfect Le Bois des Gamps[1]) sich der Sache angenommen und zu St. Amand den ersten öffentlichen Gottesdienst abgehalten. Die Pariser Gemeinde datire von 1837, wo ein früher bei Chartres ansässig gewesener Abbé Ledru die Gläubigen anfänglich in Privaträumen, später in der gegenwärtigen Localität zum Gottesdienste versammelt habe. Alles Gewicht werde auf Verbreitung einer gesunden christlichen Moral, insbesondere auf Sammlung der Jugend der ärmeren Classen gelegt; zu Gunsten derselben sei eine Bibliothek begründet und die Einrichtung getroffen worden, daß an den hohen Kirchenfesten auf die Gottesdienste Liebesmahle, sowie Vertheilungen von Geschenken an die Armen und ein Kindergesangsfest folgten. Dabei würden die zehn Gebote und Swedenborg's Ausführungen über die Agapen (Liebesmahle) vorgelesen. Anspielungen auf Swedenborg's Mystik wies Herr Decembre mit dem Bemerken ab, daß diese nicht nach seinem Geschmack sei. Im Uebrigen begnügte er sich mit einem Hinweise darauf, daß seine in Paris auf zweihundert Köpfe beschränkte Gemeinde Fortschritte mache, daß sie einer vier Millionen Seelen zählenden Gesammtgemeinschaft angehöre, daß diese auf dem Congreß von Chicago zahlreicher vertreten gewesen sei als „irgend eine andere Religion" und daß das u. A. damit zusammenhänge, daß die Swedenborgianer den Frauen besonders weiten kirchlichen Raum lassen.

An dem vorstehenden, durch Anspielungen auf gewisse „Pikanterien" der Swedenborg'schen Lehre von den himmlischen Freuden gewürzten Berichte läßt Herr Bois sich genügen. Die schlichte Außenseite und die moralisirende Tendenz des Neu-Swedenborgianismus sind offenbar nicht nach seinem Geschmack, und an dem eigentlich springenden Punkte, der Frage, wie diese nüchterne, ihres früheren phantastischen Beiwerks entkleidete Doctrin auf specifisch französischem Boden hat Wurzel schlagen können, geht er gleichgültig vorbei. Nicht einmal darüber wird Auskunft gegeben, ob die Gläubigen des „neuen Jerusalem" protestantische oder (wie die beiden Lehrer Agger und Ledru) katholische Convertiten gewesen und ob sie die einzigen französischen Anhänger modern-protestan-

[1]) Dieser „frühere Richter, späterer Unterpräfect" ist offenbar mit dem Uebersetzer der Werke Swedenborg's identisch.

tisirenden Sectirerwesens sind. Wir erfahren nichts weiter, als daß es auch noch eine Species experimentirender Swedenborgianer zu Paris gibt, die mit den Gläubigen der Rue Thouin nichts gemein haben, sondern allmonatlich einmal in der Rue d'Amsterdam zu einer Sitzung zusammentreten, die die überirdischen Forschungen des Meisters nach modern-spiritistischer Methode betreiben und den Bildhauer Allar als Oberhaupt ansehen. (Nach Angabe des Larousse'schen Lexikons ist Herr A. Professor an der école des beaux arts, 1845 geboren, und bei seinem ersten künstlerischen Auftreten durch den grand prix de Rome ausgezeichnet worden.) Das Medium, welches durch freundliche Vermittlung des verstorbenen Swedenborg-Propheten Cahagnet über die Geheimnisse des himmlischen Jerusalem unterrichtet wird, ist ein greiser homöopathischer Kurpfuscher Ravet, die Zuhörerschaft aber setzt sich aus etwa vierzig Neugierigen heterogenster Art zusammen — hysterischen Frauen, mystischen Abenteuerlichkeiten ergebenen Freimaurern und einer Anzahl Studirender der Medicin —, die auf diesem Wege über Geheimnisse der Natur Auskunft erhalten zu können glauben. Offenbar handelt es sich hier um eine, mit dem Namen Swedenborg's Mißbrauch treibende Species des spiritistischen Unwesens, das s. Z. unter der Aegide Allan Kardec's in der Seinestadt eines seiner Hauptquartiere aufgeschlagen hatte. Allan Kardec hieß mit seinem wirklichen Namen bekanntlich Rivain, war Franzose und Urheber einer auf den Spiritismus gegründeten Religionslehre, die ihrer Zeit zahlreiche Anhänger besaß. Rivain's geschieht in dem Bois'schen Buche ebenso wenig Erwähnung, wie des Systems, das der im Jahre 1803 geborene, 1869 verstorbene Begründer der „Revue Spirite" und Verfasser des „Livre des Esprits" in seinen zahlreichen Schriften entwickelt hatte und dem von katholischer Seite das Zeugniß correct kirchlicher Auffassung der Lehre von der Schöpfung und dem Sündenfall ausgestellt worden war. Ebenso wenig wird die spiritistische Schule berücksichtigt, an deren Spitze der vielgenannte Baron Gyldenstubbe († 1873) und dessen vornehme Freunde standen und die innerhalb wie außerhalb der französischen Hauptstadt unvergleichlich mehr von sich reden machte, als die Swedenborgische Species des Spiritistenthums oder irgend eine der übrigen von Bois aufgeführten Spielarten dieses Aberglaubens.

An der Spitze der übrigen spiritistischen Gemeinden figurirt die seit einem Jahrzehnt zu Paris bestehende, drei- bis vierhundert Anhänger umfassende „theosophische Gesellschaft", deren Begründerin eine im Jahre 1884 nach Paris gekommene Russin, Helena Pawlowa Blawazki[1]), war. Daß diese Abenteurerin einen Theil ihrer Weisheit dem Verkehr mit einem amerikanischen Spiritisten Olcott zu danken gehabt, daß sie vor der Niederlassung zu Paris eine Weile in Düsseldorf ihr Wesen getrieben und daß sie nicht (wie behauptet worden) in Tibet, wohl aber in Vorderindien einige Zeit lang gelebt, scheint Herrn Bois und seinen Gewährsmännern unbekannt geblieben zu sein. Anfänglich von einigen überspannten Damen der vornehmen Gesellschaft, insbesondere von der Ducheſſe de Pomare (Wittwe eines Lord Caithneß) pro-

[1]) In einer deutschen Zeitung ist neuerdings behauptet worden, die „Kosakin" Blawazki sei eine Tochter der bekannten Romanschriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn (?).

tegirt, scheint H. P. B. (mit dieser mystisch klingenden Chiffre wird die Religionsstifterin von ihren Gläubigen bezeichnet) zu Ende ihres Lebenslaufs (sie starb 1891) bei einer bescheideneren Gesellschaftsschicht angelangt zu sein. Als Spiritus rector und Präsident der Pariser Theosophen stellte sich unserem Verfasser ein ehemaliger Held der Commune vor, Arthur Arnould, genannt Jean Matthäus — Verfasser einer Anzahl von Romanen und Theaterstücken, von denen die Larousse'sche Encyklopädie wenig mehr zu sagen weiß, als daß sie ihrem Autor eine Gefängnißstrafe wegen sittlichen Aergernisses zugezogen haben. Mit den berühmten Theosophen des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, der frommen Frau von Guyon und dem geistreichen Mystiker Saint Martin († 1805), hat diese zweifelhafte Gesellschaft natürlich nichts gemein als den Namen; von einer diesen Namen verdienenden Tradition derselben kann ebenso wenig die Rede sein, wie von einem „System".

Auf die Abgeschmacktheiten näher einzugehen, welche der in einem Park bei Aulnay sous Bois hausende, vom revolutionären Fanatiker zum religiösen Tollhäusler gewordene Theosophen-Häuptling unserem Verfasser über die „geheimnißvolle" Stifterin seiner Secte aufzubinden versucht hat, würde demnach der Mühe nicht verlohnen: „H. P. B." soll an einem und demselben Tage Kind, alte Frau und junger Mann gewesen sein, die Gabe der Ubiquität besessen, in einem „wahrscheinlich" bloß künstlichen Körper gehaust und das Zeitliche gesegnet haben, ohne daß ihr Lebensalter jemals festgestellt worden wäre. Aus den Offenbarungen dieser „phänomenalen" Wunderthäterin wissen ihre Anhänger, daß die Theosophie zu allen Zeiten, ja vor der Erschaffung der menschlichen Rasse dagewesen ist, daß im vorigen Jahrhundert Cagliostro, Saint-Germain und Cazotte[1]) an ihrer Spitze gestanden haben, und daß ihre Blüthezeiten regelmäßig in die letzten fünfundzwanzig Jahre jedes Jahrhunderts fallen. Die den gewöhnlichen Spiritisten gewährten Offenbarungen aus der Geisterwelt werden von den Theosophen als Manifestationen niederer Ordnung angesehen, deren tieferer Zusammenhang mit den höheren Regionen nur ihnen, „den Eingeweihten", verständlich seien. Die Lehre der Secte kommt — nach Angabe des hochwürdigen „Matthäus" — vornehmlich auf drei Punkte hinaus: auf die Errichtung einer wissenschaftlichen Universal-Brüderschaft, welche die Menschen darüber belehren soll, daß sie Accidentien einer und der nämlichen Substanz seien, auf das Studium der hinterasiatischen Religionen und philosophischen Systeme und auf die Bildung einer esoterischen Section, welche unter dem Siegel tiefsten, eidlich gelobten Geheimnisses die Adepten über den tieferen Sinn der theosophischen Symbole, sowie über die Kunst belehren soll, „den Göttern der alten Culte ähnlich zu werden". Den Kern des Systems bildet danach ein in phantastische Ungeheuerlichkeiten gekleideter Pantheismus indischen Ursprungs. Die Erde gehört einem aus sieben Gestirnen bestehenden Complex an, innerhalb welches sie die vierte Stelle einnimmt — sie wird von

[1]) Zu der Ehre, unter die Wundermänner des achtzehnten Jahrhunderts gezählt zu werden, ist der im Jahre 1792 hingerichtete vortreffliche Cazotte offenbar nur dadurch gekommen, daß Laharpe ihn in seiner bekannten, von Ignoranten für historisch angesehenen phantastischen Erzählung zum Träger von Voraussagungen über die Greuel der Revolution gemacht hat.

sieben auf einander folgenden Rassen bevölkert, deren fünfte die gegenwärtige Menschheit darstellt — sie wird zusammt ihren sechs Schicksalsgenossen in die selige Ruhe des Nirwana zurücksinken, wenn sie von dem Fluche der Reincarnation erlöst worden ist u. s. w.

Bei diesen Andeutungen über das aus Hirngespinnsten heterogensten Ursprungs zusammengefaßte Unsinns-Conglomerat hat Herr Bois es in seinen Forschungen über die moderne „Theosophie" bewenden lassen. Daß ein halbtoll gewordener, durch die Pfützen revolutionärer, sittlicher und ästhetischer Ausschweifung geschleifter Romanfabrikant an der Spitze der Genossenschaft steht und den Hohenpriester derselben spielt, genügt in der That dazu, die ganze Sache als Ausgeburt einer moralischen Fäulniß erscheinen zu lassen, deren Existenzbedingungen im Einzelnen nicht nachgegangen zu werden braucht. Daß der von den Gläubigen behauptete Zusammenhang der vierhundert Köpfe starken Pariser Secte mit „zahlreichen" Genossen in allen Ländern der alten und der neuen Welt wenigstens zum Theil auf freier Erfindung beruht, versteht sich von selbst; möglich mag immerhin sein, daß einzelne Tollhäusler verwandter Art sich um „Mr. Keithley, den Director für Asien, Mr. Judge in Amerika und um Frau Besant, die Directrice für Europa", geschart haben! — Für nachgewiesen kann allein die Existenz der letzteren gelten, die sich am 11. Juni d. J. durch einen „in den Salons des Institut Rudy, 7 Rue Royale" gehaltenen Vortrag bei dem Pariser Publicum eingeführt hat. Nach einer Mittheilung des „Figaro" vom selben Tage ist die würdige, im siebenundvierzigsten Lebensjahre stehende Dame eine ihrem Gatten, einem englischen Geistlichen, entlaufene, „kleine und ängstliche Person, die seit fünfundzwanzig Jahren in tollen Fahrten durch die Welt streift" — offenbar ein bei vollständiger Geistesverwirrung angelangter Blaustrumpf, der nach vergeblichen Bemühungen um das Verständniß der Bibel, der Schriften „Conway's, John Stuart Mill's, Comte's, Hamilton's und der Socialisten", in der Weisheit „H. P. W.'s" Befriedigung und Ruhe gefunden und seitdem „durchschnittlich 250 Vorträge pr. Jahr" gehalten hat. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die vier Hauptsectionen des Vereins gegenwärtig zu Adiar (bei Madras), zu Melbourne, New-York und London ihre Sitze haben, daß die Zahl der Zweiggesellschaften auf nicht weniger als vierhundert angewachsen ist u. s. w. Der Zudrang zu der unter den Auspicien Arnould's zu Paris abgehaltenen „conférence" ist nach dem Zeugniß des „Figaro" ein außerordentlicher gewesen. Freilich —

„ein vollkommner Widerspruch
Ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren,"

und für die letzteren ist die Jagd nach Neuem zu allen Zeiten und aller Orten eines der sichersten Kennzeichen gewesen! — Die Stelle von Bekenntnißschriften des Vereins vertreten die von den Leitern desselben herausgegebenen Journale. An dem ersten derselben, dem „Lotus" (später „Revue théosophique" haben außer den Stiftern Frau Blawazki und Obrist Olcott vornehmlich zwei — im Uebrigen völlig unbekannt gebliebene — Franzosen Gaborian und Dramart mitgearbeitet; den an die Stelle des „Lotus" getretenen „Lotus bleu" leitet

Herr Arnould (Matthäus) in eigener Person. Frau Blawazki hat unseres Wissens — nur eine selbständige Schrift, die „Isis devoilée“ hinterlassen.

Anspruchsloser und „volksthümlicher“ als das Gebahren der Theosophengesellschaft erscheint das Auftreten einer specifisch französischen, aus Südfrankreich nach Paris übergesiedelten kleinen Secte, der um das „neue Karmel“ gescharten Vintrasisten. Pierre Michel Vintras, ein armer Fabrikarbeiter zu Tilly-sur-Seulis, bildete sich auf Grund einer ihm am 6. August 1839 gewordenen „Erscheinung“ des Erzengels Michael ein, der reïncarnirte Prophet Elias zu sein, Einblick in alle Geheimnisse dieser und der anderen Welt gewonnen und den Auftrag erhalten zu haben, der Wiederkehr des heiligen Geistes die Wege zu bereiten. Unter dem Namen Stratanael begründete dieser Unglückliche eine zumeist aus Arbeitern gebildete, in Lyon besonders populär gewordene Gemeinde, die in der französischen Geschichte und Literatur keine Spur hinterlassen hat, nichtsdestoweniger aber noch heute fortbesteht und sich unter Anderm rühmt, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß früher als die katholische Kirche gepredigt zu haben. Vintras, von dem wenig mehr mitgetheilt wird, als daß er ein Genosse Naundorff's (des vermeintlichen Ludwig's XVII.) gewesen, daß er wegen einer bei zwei Anhängerinnen gemachten Anleihe zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt und während seiner in Rennes verbrachten Haftzeit von seinen Anhängern an den verschiedensten Orten „geschaut“ worden sei — Vintras ist seit mehreren Jahrzehnten todt, sein Nachfolger Abbé Boullan hat gleichfalls das Zeitliche gesegnet, die Gemeinde der Vintrasisten hat diese Schicksalsschläge indessen überstanden und sich in eine Anzahl rivalisirender Fractionen getheilt, die zu Paris in der Rue St. Anne, in der Nähe des Luxembourg, außerdem aber zu Lyon, in der Vorstadt Montplaisir, Rue la Martinière, Versammlungsorte und Altäre besitzen. Als Oberpriester des neuen „Karmel“ hat eine Weile ein Herr Rou de Fort fungirt, dessen Wittwe das Geschäft noch gegenwärtig fortsetzt. — Trotz der Theilnahme einzelner Hochgebildeter an dem tollen Wesen (ein „Duc de Parme“ soll zeitweise als Priester celebrirt haben) stellt dasselbe sich wesentlich als Pöbelwahn dar, der sich trotz der sonstigen Vorherrschaft revolutionärer und atheistischer Ideen in gewissen Arbeiterkreisen zu behaupten gewußt hat.

Wenig anders scheint es um eine weitere specifisch Pariserische Blase modernen Köhlerglaubens zu sein, den von einigen alten Weibern getriebenen „Cultus des Lichts“, eine Veranstaltung zur Bekämpfung der Hexen- und Teufelssabbathe, die angeblich noch gegenwärtig ihr höllisches Wesen treiben und nach der Meinung einer Pariser Erleuchteten unter Andern Bismarck zu ihren Theilnehmern zählen. Was über die Prophetin dieses Unsinns, Frau Lucie Grange, und über das im Dienste derselben stehende Medium, „Mr. Christian, genannt Hiob“ berichtet wird, gemahnt an die abenteuerlichsten Geschichten aus dem classischen Zeitalter des Hexenwesens[1]).

[1]) „Eines Abends,“ so erzählt Frau Grange, „sah ich Bismarck schwarze Magie treiben und die Menschen aus der Entfernung quälen und tödten. Mein Hausgeist Hermuet sagte mir indessen, er werde bestraft werden, und in der That sah ich nach einiger Zeit, daß deutsche Winzerinnen, die ihn nicht kannten, mit Bismarck ihren Spott trieben, ihm Trauben ins Gesicht warfen, ihm ihre Körbe aufstülpten u. s. w.“

Als größte und bedeutendste aller Pariser „kleinen Religionen" stellt sich der Buddhismus dar, der in der französischen Hauptstadt nicht weniger als zehntausend Anhänger gewonnen haben soll und mehrere bekannte Gelehrte, darunter den Conservator des Museums Gurmet, Henry Millaut, den Herausgeber der „Revue orientale" Rosny (geb. 1827), den Volapükprofessor Kerkof u. s. w. zu seinen Anhängern zählt. Geleitet wird der aus Indien importirte Cultus durch einen via Chicago nach Paris gelangten „esoterischen Buddhisten von der Secte Sin-Siru", den Jromesen Horio-Toki. Seit dem 13. November 1893 hat dieser Wundermann wiederholt vielbesuchte „officielle" Gottesdienste abgehalten. Durch den theatralischen Aufbau dieser Cultusacte ist indessen bewiesen, daß er nichts weniger als wirklicher Esoteriker der Philosophie Sakja-muni', sondern im Gegentheil Repräsentant der entarteten Form des Buddhismus sei, die in Japan ihr Wesen treibt. Herrn Bois' Bericht über die „vierhundert esoterischen Geister", die Horio-Toki unter den Falten seines reich und phantastisch verzierten Gewandes ausgeführt hat, „um die Gottheit zum Niedersteigen in seinen Körper" zu bestimmen, läßt auf einen Hokuspocus schließen, dessen Wunderlichkeiten höchstens großen Kindern imponiren können, die dem Gros der Pariser Zuschauer indessen nachhaltigen Eindruck gemacht haben sollen; an grotesken Götzenbildern, Kerzen, Blumen u. s. w. hatte man es natürlich nicht fehlen lassen. Daß Herr Clémenceau und andere „philosophische" Freunde der Sache von der spannungsvoll erwarteten Feier des neuen Cultus wenig erbaut gewesen sind, kann man unserem Berichterstatter ohne Weiteres glauben. — Im Uebrigen bedarf es nicht erst seiner, trotz ihrer Weitschweifigkeit dilettantischen Auseinandersetzungen, um die Anziehungskraft zu verstehen, welche die Lehre des indischen Königssohnes auf gewisse Schichten der Pariser Gesellschaft übt. Abgesehen davon, daß der Reiz der Neuheit auf Menschen, die im Cultus der Mode emporgekommen, mit unfehlbarer Sicherheit wirkt, treffen gewisse Tendenzen des Buddhismus mit den Stimmungen großstädtischer Blasirtheit direct zusammen. Der Zug von Ermüdung und Apathie, der durch die buddhistische Betrachtungsweise wie durch alles indische Wesen geht, entspricht der Uebersättigung und Knochenlosigkeit eines Geschlechts, das von Allem im Uebermaß gekostet hat und bei der wohlfeilen Weisheit angelangt ist, alle Momente irdischer Existenz gleich werthlos zu finden. Andererseits läßt der Atheismus der buddhistischen Lehre bei Jüngern des Materialismus verwandte Saiten anklingen. Ueber die Strenge des buddhistischen Sittengesetzes sieht man dabei hinweg, wie man über Alles hinwegsieht, was die Gewohnheiten sinnlichen Behagens stören könnte, um bei der Trostlosigkeit dieser Doctrin stehen zu bleiben und die eigene innere Leere mit einer Handvoll anständig klingender philosophischer Redensarten zu überkleiden. Mit der emphatisch bekannten neuen Doctrin nehmen viele ihrer angeblichen Bekenner es so wenig genau, daß sie mit eklektischer Weitherzigkeit auch „Jesus und Plato" gelten lassen, soweit das mit der Bequemlichkeit vereinbar ist. So bestätigen Herrn Bois' Berichte zum Ueberfluß, was auch anderweit bekannt geworden war — daß der Pariser Buddhismus den neumodischen Deckmantel für eine Religionslosigkeit bildet,

die nicht bei Namen genannt sein will, und daß von den „Tausenden" angeblicher Buddhaverehrern an der Seine nur wenige von der wahren Lehre ihres Meisters auch nur den nothdürftigsten Bescheid besitzen. Daraus erklärt sich unter Anderem, daß Dinge, die der orientalischen Anschauung so weit abliegen, wie die Gleichstellung der beiden Geschlechter, mit buddhistischem Stempel versehen und als Ziele der ferneren Entwicklung bezeichnet werden. Die in dem vorliegenden Buche wiedergegebenen tiefsinnigen Unterredungen, die Herr Bois mit Pariser buddhistischen Weisen geführt haben will, enthalten nicht nur nichts, was Lesern der Schriften Max Müller's, Oldenberg's u. s. w. nicht längst bekannt wäre, sondern eine erhebliche Zahl grober und handgreiflicher Mißverständnisse und Schiefheiten.

Rücksichtlich der merkwürdigsten und zugleich Pariseristischen aller „kleinen Religionen" der Seinestadt — des sogenannten Humanitätscultus — faßt Herr Bois sich ziemlich kurz. Daß August Comte (gest. 1857) um die Mitte der vierziger Jahre unter die Religionsstifter gegangen war und daß der von ihm begründete „Cultus der Humanität" noch gegenwärtig eine Anzahl von Anhängern zählt, ist freilich längst bekannt. Ueber das Wesen dieser „neuen Religion" ist wenig mehr zu sagen, als daß dieselbe das Spätlingserzeugniß eines geistreichen, aber wiederholt in Irrsinn verfallenen Mannes war, und daß insbesondere das auf den neuen Cultus bezügliche Testament von des Testators gelehrten Freunden (Littré, Renan, Stephans u. s. w.), sowie von dessen Wittwe als Erzeugniß greisenhafter Unzurechnungsfähigkeit bezeichnet, von den Gerichten indessen anerkannt und durch die Vermittlung von dreizehn dazu verordneten Executoren (darunter der bekannte Schriftsteller und Biograph Danton's E. Robinet) in Ausführung gebracht worden ist. „In den mittleren und niederen Volksschichten," so urtheilt der Kirchenhistoriker J. H. Kurtz über diese merkwürdigste aller Religionen, „fanden sich einige andachtsbedürftige Gottesleugner, die diesem Versuch zu einer Umsetzung der Comte'schen philosophischen Doctrin in das practische Gebiet zustimmten und nach Maßgabe des „calendrier positiviste" und des „catéchisme positiviste" eine Gemeindebildung mit gemeinsamem Menschheitscultus versuchten. Der Kalender theilt das Jahr in dreizehn vierwöchentliche Monate, die nach den dreizehn größten Wohlthätern der Menschheit (in deren Aufzählung Christus fehlt) benannt werden, während den Wochen die Namen kleinerer Geistesheroen beigelegt sind. Durch eine überschwängliche Verehrung des Ewig-Weiblichen im Frauencultus, welche stark nach katholischer Marialatrie schmeckt, sowie durch den phantastischen Heroen-, Genie- und Gelehrtencultus, welcher den katholischen Heiligendienst ersetzt, und durch Aufnahme eines dem Katholischen verwandten Priesterbegriffs verräth diese Religion sich als aus katholischem Boden erwachsenes Antichristenthum". — Mit dem „Cultus des Ewig-Weiblichen", auf welchen Kurtz anspielt, hat es die folgende Bewandtniß: In seinem letzten Lebensjahre verliebte Comte sich in eine junge Dame, Frau Clotilde de Vaux, die er nach ihrem frühen Ende als Vertreterin des Menschheitsideals quasi deificirt sehen wollte. Daß Frau Comte von dieser Excentricität ihres Gatten ebenso wenig wissen wollte, wie dessen Freund Littré, und daß beide jede Theil-

nahme an der Testamentsvollstreckung ablehnten, versteht sich von selbst. Gewisse Subalternverehrer des Autors der „Religion de l'humanité" ließen sich dagegen nicht nehmen, den letzten Willen desselben nach Möglichkeit in Ausführung zu bringen und die einzelnen darin vorkommenden Ungeheuerlichkeiten umzudeuten. In Amerika trat ein Dr. Abbot, in England ein Mr. Congreve, in Frankreich der genannte Robinet an die Spitze der Comte-Gläubigen. Die Pariser Humanitätsgemeinde wird gegenwärtig von einem Chilener, Nagurigue, periodisch in der Rue de Jacques 155 vereinigt. Den Schmuck des Zuhörerraumes bilden eine Photographie der Raphaelischen Sixtina (mit der Unterschrift „humanité"), Bildnisse Comte's und der Madame de Vaux, sowie Porträts von Karl dem Großen und von Descartes, die als Heilige des Humanitätskalenders angesehen werden. Ueber der für den Sprecher bestimmten Estrade prangt eine Büste des „Meisters", unter welcher die Worte „Familie, Vaterland, Menschheit" gemeißelt sind. — Als eigentliches Heiligthum der Secte wird Comte's einstige Wohnung (Rue Monsieur le Prince 10) angesehen, zu welcher noch gegenwärtig englische Anbeter des „großen Mannes" wallfahrten und die (testamentarischer Bestimmung nach) genau in dem Zustande erhalten worden ist, in welcher sie sich bei Comte's Tode, das heißt vor achtunddreißig Jahren befunden.

Nach Versicherung der Comte-Adepten hat der dem „Ewig-Weiblichen" bezw. der Madame de Vaux gewidmete Cultus eine wesentlich symbolische Bedeutung. Comte, der in dieser Geliebten die Incarnation idealischer Weiblichkeit, in der Weiblichkeit die reinste Menschlichkeit sah, pflegte während der letzten Jahre seines Lebens, nachdem er zuvor im Thomas a Kempis und Dante gelesen, täglich zwei Stunden dem Gebet, d. h. „der Ausströmung von Gefühlen zu widmen, die in uns die Ideen der Liebe und Anhänglichkeit in dem Bilde der Mutter, der Gattin und der Tochter wecken". Davon ausgehend, daß der Fortschritt der Menschheit „von der Bändigung der Kraft durch die Liebe" abhänge und die Frauen par excellence Trägerinnen der letzteren seien, verlangte Comte von seinen Anhängern die Nachahmung dieses von ihm selbst „vor dem Altar" (d. h. dem rothen Lehnstuhl der Madame de Vaux) geübten täglichen Cultus. Im Uebrigen schrieb er neun sogenannte Sacramente vor: Darbringung der Kinder (an Stelle der Taufe), Initiation (Uebergabe des Kindes an die Priesterschule), Admission zum Humanitätsdienst (im einundzwanzigsten Lebensjahre), Destination (Antritt eines Berufs im achtundzwanzigsten Lebensjahre), Heirath, Maturität (im zweiundvierzigsten Lebensjahre), Rückzug (im zweiundsechzigsten Lebensjahre) und Erwählung eines Nachfolgers, Transformation („beim Herannahen des Todes vermischt die Priesterschaft ihre Thränen mit denjenigen der Familie") — endlich eine sieben Jahre nach dem Ableben der „Gerechten" zu vollziehende Niederlegung ihrer Gebeine in dem den Humanitätstempel umgebenden heiligen Haine („incorporation au grand être").

Die von Comte hinterlassenen Bestimmungen über Einrichtung des Humanitätstempels und seiner Appertinentien dürfen dem Leser erspart bleiben, da die Ausführung derselben ein frommer Wunsch geblieben ist. Wie man sieht,

war der geistreiche Gelehrte (dessen hohe Begabung seiner Zeit selbst von Humboldt ebenso rückhaltslos anerkannt worden ist, wie von Herbert Spencer, Taine, Renan u. s. w.), während des letzten Jahrzehntes seiner Laufbahn auf Dinge verfallen, die von Albernheiten nicht mehr zu unterscheiden sind, und die sich zu einem Theile aus maßloser Eitelkeit und seniler Sinnlichkeit, zum andern Theil aus der krankhaften Anlage erklären, die den „Vater des Positivismus" einmal (1826) ins Irrenhaus und wiederholt zu Selbstmordversuchen getrieben hatte. Für den Unverstand, der die Robinet, Nagurigue und Genossen dazu bestimmt hat, die Verirrungen dieses kranken Geistes als letzte Schlüsse aller Weisheit zu behandeln und — soweit an ihnen war — in Ausführung zu bringen, ist die Erklärung ungleich schwerer zu finden. Von Robinet wissen wir freilich, daß er extremer Revolutionär und Revolutionsanbeter war, und daß der Kirchenhaß zum eisernen Inventar des Systems gehörte, das er in seinen Schriften über Danton zu verherrlichen versucht hat. Ob er so weit gegangen ist, die jakobinische, in letzter Instanz auf den Rousseau-Apostel, Herrn Maximilian Robespierre, zurückzuführende revolutionäre Nationalreligion der Jahre 1797 bis 1801, den sogenannten Theophilanthropismus, zu acceptiren und aus diesem einen Titel für das Existenzrecht des Comte'schen Humanitätscultus abzuleiten, wissen wir nicht. Obschon zwischen dem sentimental-rationalistischen Deismus des Pflegekindes des Directoriums[1]) und dem „System" des Atheisten Comte im Uebrigen keine Spur von Aehnlichkeit besteht, haben beide doch das Eine gemeinsam, daß sie leblose Treibhauspflanzen der Gelehrtenstube sind, die an der Berührung mit der frischen Luft zu Grunde gehen müssen, weil ihnen die Fähigkeit zur Acclimatisation auf dem Volksboden vollständig gebricht.

Die letzten fünfzig Seiten des Vois'schen Buches erörtern drei Pariser Religionen, an denen die Namen das Merkwürdigste sind: diejenigen der Essener, Gnostiker und Isisdiener. Wie Frau Marie Gerard (Rue des belles Feuilles) darauf gekommen ist, die „Gruppe", als deren Delegirte sie fungirt, für eine Fortsetzung des altjüdischen Essenerordens auszugeben und dem Wahne zu leben, Jeanne d'Arc habe als „weiblicher Messias" demselben angehört, ist völlig unerfindlich. Josephus, Philo und Plinius, die einzigen Schriftsteller, die über diesen (in der Bibel nirgend erwähnten) Orden und dessen vier Grade näher unterrichtet gewesen, haben über die Essenische Lehre Bestimmtes nicht festzustellen vermocht und lediglich anzugeben gewußt, daß dieser Anachoretenorden zur Zeit Jesu nahezu viertausend Mitglieder gezählt

[1]) Die ersten theophilanthropischen Gottesdienste sollen im Jahre 1795 von Herrn Haüy, dem Vater des bekannten Naturforschers, abgehalten worden sein. Auf Betrieb des Directors Reveillère-Lepeux wurde dieser Religionsversuch vom Directorium so nachdrücklich gefördert, daß die erste am 15. Januar 1797 zu Paris abgehaltene Versammlung von zahlreichen Anhängern des wiederbelebten Jacobinerthums besucht und ein Beschluß durchgesetzt wurde, der den Theophilanthropen zehn Pariser Kirchen einräumte. Anfangs allwöchentlich am Donnerstage, später am Sonntage abgehalten, gingen diese Gottesdienste an ihrer inneren Oede und Jämmerlichkeit so schmählich zu Grunde, daß das am 21. October 1801 durch Bonaparte erlassene Verbot derselben nirgends auf Widerspruch stieß. (Vergl. den Artikel Theophilanthropismus in Herzog's Realencyklopädie und in Larousse, Encyclopaedie générale.)

habe und östlich vom Todten Meere angesiedelt gewesen sei. Seit der Zerstörung Jerusalems ist diese Genossenschaft so spurlos verschwunden, daß allen bezüglichen Untersuchungen zum Trotz die Versuche, Elemente des Essenismus in Erscheinungen der ältesten kirchlichen Zeit, z. B. in der Elkesaitischen und der Pseudo-Clementinischen Lehre nachzuweisen hypothetisch geblieben sind. Die Pariser Neu-Essener haben sich dadurch nicht abhalten lassen, ein sinnloses System der ihnen angeblich überkommenen Geheimlehre vorchristlichen Datums aufzustellen: sie verehren Gott als „Vater und Mutter" der Menschheit, sie sehen Jesus als den männlichen, Jeanne d'Arc als den weiblichen Messias an (NB. daß der Apostel Paulus nachdrücklich perhorrescirt wird, dürfe auf dessen mulier taceat in ecclesia zurückzuführen sein) — sie glauben an die Reïncarnation Verstorbener und an einen Verkehr mit denselben, an die Endlichkeit der Höllenstrafen und an die besondere Strafbarkeit der Grausamkeit gegen Thiere „ces humains en formation". Eva soll, „weil sie aus Liebe zu Adam gesündigt", an dem Sündenfall minder schuldig gewesen sein, als ihr Gatte; demgemäß wird die Wiederherstellung der „arg verleumdeten" Frau als eine der Hauptaufgaben der Zukunft bezeichnet u. dgl. mehr.

Verglichen mit der Kühnheit, hypermoderne Einfälle so kindischer Art auf eine Verbrüderung zurückzuführen, deren letzte Spur vor achtzehnhundert Jahren verloren gegangen ist, stellt sich das von einer anderen Gruppe zeitgenössischer Phantasten versuchte Unternehmen einer Restauration der früh-christlichen Gnosis minder widersinnig dar, als es an und für sich ist. Auf eine solche Restauration aber ist es allen Ernstes von dem „Präsidenten der gnostischen Synode", Herrn Drinel, und dessen Genossen abgesehen. Ausführlich hat dieser, aus Orléans stammende gelehrte Archivar dem Verfasser unserer Schrift die dem zweiten Jahrhundert angehörige, von dualistischen Voraussetzungen ausgehende gnostische Lehre von der Weltschöpfung durch den Demiurgen (einen untergeordneten „Aeon" des wahren und höchsten Gottes) vorgetragen und als aller Weisheit letzten Schluß bezeichnet; dabei übrigens den Irrthum begangen, sich auf das Zeugniß Ephraim's des Syrers, eines katholischen Kirchenvaters und eifrigen Gegners der gnostischen Ketzereien zu berufen. Herr Drinel behauptet, „Valentinianer" zu sein, d. h. den Fußstapfen des geistreichsten der heidenchristlichen Gnostiker (um 140 n Chr.) zu folgen, verwandelt dabei aber in willkürlichster Weise die von diesem Zeitgenossen Justin's des Märtyrers angenommenen drei Typen der menschlichen Rasse (Hyliker [Fleischesdiener], Psychiker und Pneumatiker) in aufsteigende Classen der gnostischen Verbrüderung, indem er zugleich drei Sacramente (Consolamentum, Brodbrechung und Appariementum) annimmt, von denen die Valentinianische Lehre schlechterdings nichts weiß. Was über den „Clerus" der neugnostischen Secte und über deren Gottesdienste berichtet wird, nimmt sich so phantastisch aus, daß mindestens ein Theil dieser Dinge (z. B. die Behauptung, daß zahlreiche katholische Geistliche geheime Anhänger der Gnosis seien und daß ein darauf bezüglicher Bericht im Jahre 1891 dem Papste unterbreitet worden) lediglich in der Einbildung Drinel's existiren dürften. Zusammenhänge mit den Gnostikern der alten christlichen Zeit werden übrigens

nicht behauptet, dafür aber Proben einer uralten lateinischen Hymne mitgetheilt, deren Absingung die gnostischen Gottesdienste einleitet, und endlich Andeutungen darüber gemacht, daß die Neugnosis es darauf absehe, sich zu einer geistigen Aristokratie des Katholicismus zu entwickeln.

An Flüchtigkeit wird die den Gnostikern gewidmete Skizze nur noch durch den Bericht übertroffen, den unser Verfasser über den Pariser „Isisdienst" gibt, als dessen bekannteste Vorkämpfer der (im Jahre 1853 geborene, bei der Redaction des „Figaro" beschäftigte, wegen seines Romans „Gaga" verurtheilt gewesene) Journalist Dubut de Laforest und der Romanschriftsteller Gilbert Augustin Thierry (ein Sohn des berühmten Historikers) genannt werden; zeitweise soll auch die ehemalige „Theosophin", Herzogin de Pomare, an der Anbetung der ägyptischen Göttin Theil genommen und der Propaganda für dieselbe erhebliche Geldopfer gebracht haben. Als Kern der — angeblich von dem Kaiser Julian Apostata bekannten und von dem Kirchenvater Origines (!) gepriesenen — Lehre wird der Glaube an die Metempsychose (Wanderung der Seele von einem menschlichen Körper in den andern) bezeichnet und auf die Dichter René Caillié und Camille Chaigneau als Verherrlicher derselben hingewiesen; ernsthaften Antheil an der neuen Lehre soll außerdem der Physiologe Richet nehmen. Die „esoterische" Philosophie dieser, offenbar zum Sport stoffbedürftiger Romandichter zweiter Classe gewordenen Religion reducirt sich auf ein paar allgemeine Redensarten über die Wesensgleichheit und Gleichwerthigkeit aller irdischen Geschöpfe und auf das dem menschlichen Herzen eingepflanzte Gebot der Güte gegen alle Creatur — Herrn Bois' Wissen über Ursprung und Entwickelungsgang der Sache beschränkt sich auf ein paar Sätze über Isis und Osiris, die große Pyramide und die Sphinx von Gisch, wie sie in jeder Encyklopädie und jedem Reisehandbuch über Aegypten zu finden sind. — Hier wie allenthalben, wo es den Dingen auf den Grund zu gehen gilt, nimmt unser Verfasser zu Allgemeinheiten und zu — nirgends specificirten — Anführungen seine Zuflucht, die unentschieden lassen, ob es sich um bloßes Hörensagen, um bestimmte Zeugnisse Dritter oder um Thatsachen handelt, von deren Existenz der Verfasser oder dessen Gewährsmänner sich überzeugt haben. Es erscheint schon aus diesem Grunde unmöglich, aus den Redensarten, die über die sogenannte Secte der Luciferianer und deren Verwandte gemacht werden, einen bestimmten Kern herauszuschälen.

Soviel über den Inhalt des Bois'schen Buchs. Einem journalistischen Curiositätensammler, der es auf mehr als einen Platz unter den „Gelehrten des Figaro" nicht abgesehen hat, kann nicht wohl zum Vorwurf gemacht werden, daß er ernsthafte Gegenstände leichtfertig behandelt. Zu wünschen wäre nur, daß die von Herrn Bois ausfindig gemachte Materie von Berufenen eingehender Untersuchung und Bearbeitung unterzogen und zum Gegenstande zusammenfassender Darstellung gemacht würde. Es könnte das in Deutschland ebenso gut geschehen, wie in Frankreich — wissen wir doch sattsam, daß den Pariser „kleinen Religionen" analoge Erscheinungen in abgelegenen Winkeln und Ecken deutscher Städte vielfach ihr Wesen treiben, und daß auch unter uns abergläubische Thoren und thörichte Freigeister Anläufe zu

neuen Religionsbildungen genommen haben. Städte wie Berlin oder Hamburg unter diesem Gesichtspunkt zu durchforschen und bei dieser Gelegenheit Daten über Verbreitung und Anhängerzahl der älteren protestantischen Secten, der Jüngerschaft des Mormonenthums, der Ueberbleibsel der freien Gemeinden und gewisser „neuer Religionen" zu sammeln, wäre ein höchst dankenswerthes Unternehmen. Rücksichtlich der letzteren darf auf einige Erscheinungen hingewiesen werden, die an Interesse und Bedeutung hinter den von Herrn Bois ausfindig gemachten „kleinen Religionen" nicht nur nicht zurückstehen, sondern sie noch übertreffen. Abgesehen von den Anhängern des Spiritismus, die sich an einzelnen Orten Deutschlands zu besonderen — bisher nirgends namhaft gemachten — Vereinigungen zusammengethan haben, darf u. A. auf die in Südrußland aufgetauchte, unzweifelhaft aber auch nach Deutschland verzweigte höchst merkwürdige *juden-christliche Bewegung* hingewiesen werden, an deren Spitze der Advocat *Joseph Rabinowitsch* steht. Seit der Monographie, die der verstorbene Leipziger Gelehrte Franz Delitzsch dieser an den Ebionitismus des ersten Jahrhunderts anknüpfenden Religionsgesellschaft widmete[1]), hat von derselben Genaueres nicht mehr öffentlich verlautet. An sittlichem Gehalt und geistiger Bedeutung steht dieselbe ebenso hoch über dem Pariser „Essenismus", wie der von dem würdigen und gelehrten Thiersch nach Deutschland verpflanzte *Irvingianismus* über der auch in Deutschland verbreiteten Swedenborg'schen Secte. Weiter darf erwähnt werden, daß die Blawazki'sche „Theosophie" ihrer Zeit auch bei uns Anhänger gefunden, daß sich im Jahre 1884 zu Düsseldorf eine „theosophische Societät Germania" gebildet hat und daß über das Geschick dieser Vereinigung seit Jahr und Tag nichts mehr bekannt geworden ist.

Aber auch an Doppelgängern der Comte'schen „Humanitätsreligion" hat es in Deutschland nicht gefehlt. Allzulang ist es nicht her, daß ein Dr. *Eduard Loewenthal* zu Berlin den „social-humanitären Cultusverband der Cogitanten" begründete und durch Zeitungsartikel und Flugschriften zur Theilnahme an demselben einlud. Seiner Zeit in den öffentlichen Blättern ebenso lebhaft erörtert, wie Dr. *Eduard Reich's* von ähnlichen Voraussetzungen ausgehende „Kirche der Menschheit", ist der Loewenthal'sche Verband heute verschollen. Dasselbe gilt von einem direct an Comte anknüpfenden Unternehmen reformjüdisch-positivistischer Tendenz, das im Jahre 1880 von einem Wiener Schriftsteller *Simchowicz* in dem Buche „*Der Positivismus im Mosaismus erläutert*" angekündigt und u. A. auf die Autorität *Jellinek's* gegründet wurde. So wenig auch die seitdem verflossenen drei Lustren Unternehmungen solcher Art günstig gewesen sind, so läßt sich doch annehmen, daß dieselben irgend welche Spuren hinterlassen haben, denen nachzugehen der Mühe werth wäre. Was vollends Ausgeburten des Volksaberglaubens vom Schlage der französischen Vintrasisten, Lichtanbeter und Luciferianer anlangt, so haben dieselben zu keiner Zeit und in keinem Lande

[1]) Documente der nationaljüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland. Erlangen 1882.

gefehlt. Wollte man Nachforschungen auf diesem Gebiete mit einiger Aufmerksamkeit anstellen, so könnten Entdeckungen nicht fehlen, die — von Anderem abgesehen — als Beiträge zur Volkskunde der Gegenwart außerordentlich schätzbar wären. Wo Abwendung und Ablösung vom Kirchenthum so weite Kreise ergriffen haben, wie in den modernen Großstädten, müßte es merkwürdig zugegangen sein, wenn das unvertilgbar religiöse Bedürfniß der Menschheit nicht auch bei uns zu den Surrogaten gegriffen haben sollte, die Aberglauben und überreizte Phantasie von einem Geschlecht auf das andere vererben. Die bekannte Thatsache, daß diese finsteren Mächte ihr Wesen mit besonderer Vorliebe in der nächsten Nachbarschaft sogenannter moderner Ideen treiben, legt die Annahme nahe, daß es trotz Socialdemokratie und Anarchismus beim Ausgange des „aufgeklärten" neunzehnten Jahrhunderts an Erscheinungen nicht fehlt, deren Ursprung in scheinbar längst abgethanen Perioden der Volksgeschichte zurückreicht.

Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches[1]).

Von

G. Kaufmann.

[Nachdruck untersagt.]

Die Welt hat sich gründlich verändert seit den Tagen des deutschen Krieges von 1866 und den parlamentarischen Arbeiten der folgenden Jahre, in denen der norddeutsche Bund aufgerichtet wurde, die Grundlage des Deutschen Reiches, darin wir heute leben. Wohl tragen die Dinge noch denselben Namen, aber welch' andere Gefühle erregen sie in uns! Der Reichstag des norddeutschen Bundes und das Zollparlament waren nur die Vorläufer des heutigen Reichstages, beschränkter in ihrem Wirkungsgebiet, unvollständigere Vertretungen des deutschen Volkes — aber das Herz schlug höher, wenn diese Namen genannt wurden, stolz und gebietend war ihr Ansehen, nicht entweiht durch das Vorherrschen wüster Interessenkämpfe und das Eindringen zweifelhafter Persönlichkeiten. Wir bedürfen dringend einer Erfrischung, einer Reinigung möchte ich fast sagen von dem Staube der Gegenwart und dem nicht weniger jämmerlichen Pessimismus, der am öffentlichen Leben lieber gar nicht Theil nimmt, als wäre man zu gut dazu, und ist doch nur zu feig oder zu träge. Solche Mahnung und solch' frische Anregung geben die beiden Bände, mit denen Sybel sein großes Werk zu Ende geführt hat. Nicht als ob das Buch in dieser Tendenz geschrieben wäre; es hat keinerlei Tendenz, es gibt die einfache Erzählung, das möglichst klare Bild des Geschehenen. Leser, die dem historischen Fache fern stehen, äußerten mir gegenüber, daß sie das auch ungefähr so sagen würden, wenn sie das zu schreiben hätten, und ich finde in diesem Gefühl einen wesentlichen Zug zur Charakteristik des Werkes. Es gibt verschiedene Formen der historischen Darstellung, jede hat ihre eigenthümlichen

[1]) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. VI. und VII. Band. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1894. — Eine Besprechung der Bände I—V von August Kluckhohn findet sich unter gleichem Titel in den Jahrgängen 1889 und 1890 der „Deutschen Rundschau".

Vorzüge und Schwächen oder Schranken, aber das dringendste Bedürfniß für unser Volk war ein solches Buch. Indem man liest, gewinnt man die Ueberzeugung, daß es so gewesen ist. Man wird nicht fortgerissen durch packende Stellen oder politisches Pathos, sondern man wird unterrichtet über die Hauptfactoren und die wichtigsten Thatsachen, von denen die Begründung des Reiches abhing, und auf denen sie beruht. Die Erzählung weilt bei den meisten Vorgängen nur so lange, als das Verständniß unbedingt erfordert; nur einzelnen Persönlichkeiten, Vorgängen und Verhältnissen wird breiterer Raum gewährt. In dieser glücklichen Auswahl und strengen Bescheidung liegt das Geheimniß, daß Sybel es uns möglich macht, uns nicht nur an dem Einzelnen zu erfreuen, sondern auch den Zusammenhang festzuhalten.

Das Werk bietet nicht eine deutsche Geschichte der Jahre 1850—1870 in dem umfassenden Sinne, wie z. B. Treitschke es sich zur Aufgabe stellt, sondern eine Begründung des Reiches in dieser Zeit. Die fünf ersten Bände hatten gezeigt, wie der Boden dazu geebnet wurde, wie Preußen selbst in sich und in seinen führenden Männern die Umwandlung vollzog und den Muth faßte, nicht ferner auf Rußland und Oesterreich zu schauen, sondern endlich einmal eine selbständige Politik zu wagen, und zwar auf der Bahn, die durch das Ringen der Jahre 1848 und 49 gebrochen und bezeichnet war. Sie erzählten von den großen Erfolgen dieser Politik zunächst in jenem diplomatischen Feldzuge der Jahre 1863—64, durch den die Großmächte, die so gern die Dänen unterstützt hätten, gezwungen wurden, unthätig zu bleiben, und durch den zugleich Oesterreich gezwungen wurde, seine Reformversuche des deutschen Bundes, die nie zu einer dauernden Ordnung führen konnten, und die Deutschland wie Oesterreich in unsägliche Verwirrung stürzen mußten, aufzugeben und sich wider Willen Preußen anzuschließen zur Befreiung Schleswig-Holsteins. Es gibt auch für den Unbetheiligten, geschweige denn für uns Deutsche, kaum ein größeres geistiges Vergnügen, als diese kühne und doch jeder Schwierigkeit gewachsene Politik zu begleiten. Es folgte in den beiden letzten Bänden, vier und fünf, die Erzählung, wie sich unter den verwickelten Verhältnissen der gemeinsamen Verwaltung des befreiten Schleswig-Holsteins die deutsche Frage zu einer Krisis zuspitzte, die Napoleon vergeblich mit seinem beliebten Hülfsmittel eines europäischen Congresses zu lösen suchte. Für Napoleon hätte ein Congreß in Paris die schöne Gelegenheit geboten, sich im Glanze eines Schiedsrichters zu zeigen und durch diesen Glanz die unruhigen Elemente seines Landes zu blenden und zu beruhigen; für Deutschland wäre ein weiterer Aufschub der Lösung nur eine Steigerung des Elends und der Gefahren gewesen. Der Congreß scheiterte an der Natur der Dinge, der Krieg entschied in der Siegeswoche vom 27. Juni bis zum 3. Juli, daß Oesterreich aus dem Bunde endgültig ausscheiden und den deutschen Staaten gestatten müsse, sich unter Preußens Führung zu vereinigen. Die letzten Capitel des fünften Bandes geben das Bild der trotz der entscheidenden Siege sehr großen Schwierigkeiten, unter denen Bismarck die Friedensunterhandlungen zu führen hatte, gleichzeitig bedrängt durch die begehrliche Einmischung Frankreichs. Wir sehen, wie es ihm gelang, weil er sich von dem Erfolge nicht berauschen

ließ und auch die Uebrigen zu maßvollen Erwägungen zurückzuführen wußte. Indem nur das Unerläßliche gefordert und Alles vermieden wurde, was die Gefühle Oesterreichs, Sachsens und der Südstaaten stärker verletzen konnte, indem mit aller Klarheit betont und mit Thaten gezeigt wurde, wie man sich aufrichtig der Hoffnung hingebe, daß nach der Beseitigung des unseligen Streites die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande alle Hindernisse überwinden werde: so nur gelang es, die Verträge abzuschließen, welche die Grundlage bildeten, auf der der norddeutsche Bund und weiter auch das Deutsche Reich errichtet wurden. Wie das geschah, macht den Inhalt der neuen Bände aus.

In der Vorrede des sechsten Bandes theilt Sybel mit, daß ihm einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck die Erlaubniß entzogen sei, die Acten des Auswärtigen Amtes für sein Werk zu benutzen, und er habe zunächst geglaubt, daß er nun auf die Fortsetzung verzichten müsse. Indessen erwog er, daß bereits reiches Material im In- und Auslande durch den Druck aller Welt zugänglich gemacht sei, und daß er die zu erzählenden Ereignisse nicht nur selbst erlebt, sondern unter den günstigsten Verhältnissen erlebt habe, daß er endlich zahlreiche Personen kenne, die an den Geschäften Antheil gehabt hatten und aus Papieren und Erinnerungen auf seine Fragen Auskunft geben könnten. In solcher Erwägung wagte er die Fortsetzung und schenkte uns ein Werk, welches die früheren Bände in würdigster Weise zum Abschluß bringt, aber hoffentlich nur zum vorläufigen. Sollte es nicht möglich sein, in dem bisherigen Rahmen und nach dem bisherigen Plane die Geschichte der siebziger Jahre zu schreiben, so mag es unter anderem Titel geschehen; aber dringend erhebt sich der Wunsch, der Verfasser möge die Feder jetzt nicht niederlegen. Es wäre ein schwerer Verlust, wenn uns dieser sichere Führer hier verlassen wollte. Darüber, daß ihm die Benutzung der Acten des Auswärtigen Amtes versagt wurde, kann ich nur lebhafte Klage erheben. Nicht als ob die Darstellung sonst wesentlich anders ausgefallen wäre. Es ist wirklich bereits so viel bekannt gegeben auch von den geheimen Verhandlungen — in den Depositionen der Enquête Parlamentaire, in den Schriften, durch welche Beust, Gramont, Ollivier u. s. w. sich zu rechtfertigen suchten, in den Erklärungen der Staatsmänner im gesetzgebenden Körper, in den österreichisch-ungarischen Delegationen, in dem norddeutschen Reichstag, in dem Zollparlament, in den Landtagen u. s. w., daß über die wichtigsten Dinge kein Zweifel bleibt. Freilich würde sich manches noch bestimmter aufklären lassen, wenn die Acten unseres Auswärtigen Amtes zugänglich geblieben wären, und vor Allem, es fiele der Verdacht fort, der sich jetzt einnisten wird, als sei da allerlei zu verbergen. Die Hauptsache bleibt, daß sich Sybel nicht hat abschrecken lassen und daß er uns das Verständniß der an inneren Kämpfen und an verwickelten Verhandlungen mit den europäischen Mächten, wie an großen Werken der Gesetzgebung reichen Jahre 1866 bis 1870 so vortrefflich erschlossen hat. Um den Fortschritt der Forschung zu erkennen, vergleiche man z. B. nur die entsprechenden Abschnitte von Sorel's doch so ausgezeichneter „Histoire diplomatique“ mit Sybel's Erzählung vom Ursprung des Krieges. Nebenher sei bemerkt, daß auch ein äußerlicher Mangel weg-

gefallen ist, der in den früheren Bänden nicht selten das Verständniß erschwerte; es ist dafür gesorgt, daß man immer weiß, in welchem Jahre man sich bewegt. In den früheren Bänden war man oft genöthigt, nachzusinnen oder nachzublättern, ob das Datum in das eine oder andere Jahr gehöre, und es ist wirklich zu wünschen, daß bei der nächsten Auflage diese Lücke auch in den früheren Bänden ausgefüllt wird. Zu bitten bleibt dagegen noch um eine vollständigere Form der Citate. Werke, die auch an vielen Universitätsbibliotheken nicht zu haben sind, und die sich nur selten in privaten Händen finden, werden nur mit einem Stichwort citirt. Ein Verzeichniß der benutzten oder doch der citirten Werke würde eine willkommene Beigabe sein, auch zur Ausfüllung der Lücken unserer Bibliotheken wirksamer anspornen. Daß der Fachmann weiß, wo er nachsuchen kann, ist kein Grund, ihm die Umstände zu machen, statt auf zwei Seiten die Titel handlich zusammenzustellen. Auch ist doch Sybel's Buch durchaus nicht nur für die Leute von der Zunft bestimmt.

Auf den ersten Eindruck erscheint der siebente Band als der bedeutendere. Mit dramatischer Gewalt rollen sich da vor unseren Augen die Ereignisse auf, die zu der welterschütternden Katastrophe von 1870—71 führten. Aber es wäre unrecht, den sechsten Band geringer zu schätzen. Er beginnt mit den Vorbereitungen des norddeutschen Reichstags, schildert im zweiten Capitel die Kämpfe der ersten Wochen des Reichstags, dann im dritten Capitel die Luxemburger Frage, die dem norddeutschen Reichstage durch die berühmte Interpellation Bennigsen's Gelegenheit gab, sich loszureißen von dem Streit um Einzeldinge und sich zu erfüllen mit dem gewaltigen Pathos der großen Zeit; im vierten Capitel den Abschluß der norddeutschen Bundesverfassung, um dann im fünften die glückliche Erledigung der Luxemburger Frage und die siegreiche Zurückweisung der französischen Ansprüche und jeder Einmischung in den Prager Frieden und seine Ausführung zu berichten. Es folgt das zweiundzwanzigste Buch, das mit fünf Capiteln die andere Hälfte des Bandes füllt und die Reform des Zollvereins darstellt, bei der noch einmal der ganze Zorn des Particularismus zum Ausbruch kam, dann die innere Politik Preußens im Jahre 1867, die italienischen und spanischen Wirren und endlich die von Napoleon betriebene, von König Wilhelm widerrathene Erhebung des Prinzen Karl von Hohenzollern auf den Thron von Rumänien und die Schwierigkeiten, welche der Uebereifer der Nationalgesinnten der Politik Bismarck's bereitete, indem sie den Eintritt der Südstaaten in den norddeutschen Bund zu beschleunigen suchten. Das Alles ist auf 377 Seiten nicht nur erzählt, sondern zum wirklichen Verständniß gebracht. Das Lob, das ich von dem Werke im Ganzen sagte, daß es so glücklich verstehe, die Hauptsachen herauszuheben und durch einander zu beleuchten, daß es den Faden festhalte und dem Leser in die Hand gebe, dies Lob gilt im Besonderen auch von diesem sechsten Bande. Das Urtheil des Autors drängt sich nicht vor, es verbirgt sich nicht, aber es ergeht sich nicht in Lobpreisungen und auch nur selten in Tadel.

Soll ich hier Einzelnes herausheben, so möchte ich vor Allem darauf hinweisen, wie wir Seite 54 ff. mit den Kräften und Parteien bekannt gemacht werden, unter deren leidenschaftlichem Ringen die Verfassung des norddeutschen

Bundes zu Stande kam. Freilich, die verhängnißvolle Bestimmung, über das allgemeine Wahlrecht, wurde fast stille hingenommen; es wurden Bedenken geltend gemacht, auch in geistvoller Weise begründet, aber die Debatte entsprach nicht der Bedeutung des Gegenstandes. Die Versammlung stand unter dem Gefühl, daß es nicht wohl möglich sei, eine wesentliche Aenderung zu erreichen, nachdem die Regierung diese radicale Form des Wahlrechts beantragt hatte. Desto lebhafter entbrannte gleich zu Anfang der Streit um das Budgetrecht des Reichstags, im Besondern auf dem Gebiete des Heerwesens. Sybel hat es gewagt, hier durch Auszüge aus den Hauptreden, belebt und ergänzt durch kurze aber lebendige Charakteristik der Redner, den Kampf gewissermaßen vor dem Leser zu reproduciren, und es ist ihm trefflich gelungen. Zunächst treten Twesten und Waldeck auf; es folgen dann namentlich Miquel, Lasker, Braun und Bismarck. Twesten und Waldeck eröffnen die Debatte und vertreten zwei Gruppen der liberalen Opposition. Beide sind erfüllt von den Erinnerungen der Conflictszeit und beide glauben eine Schädigung des Budgetrechts des preußischen Abgeordnetenhauses durch die Ueberweisung des Militärbudgets an den Reichstag, ohne dem Reichstag die gleichen Rechte bei der Beschlußfassung zu gewähren, fürchten und bekämpfen zu müssen. Die Regierung forderte eine dauernde Bewilligung des Militäretats. Das Heer könne nicht in seinem Bestande von den jährlichen Beschlüssen wechselnder Majoritäten abhängig gemacht werden. Nur Veränderungen des Etats würden dem Reichstag zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Beide drohen dem gegenüber, eher die ganze Verfassung zu verwerfen, sollte auch das deutsche Volk wiederum wie 1849 um die Hoffnung eines deutschen Staates betrogen werden. Allein während Waldeck nur dieser Consequenz nachhängt und sich gleichzeitig, wie zur Beruhigung seines nationalen Gefühls, in Träumereien darüber ergeht, daß es besser wäre, wenn Preußen die übrigen Staaten Norddeutschlands mit ihren fünf Millionen annectire, als eine derartige Budgetverfassung gutzuheißen, betont Twesten stark, daß man doch suchen müsse, daß der große Augenblick nicht ungenutzt vorübergehe. Darum erklärt er, daß er sich wohl bereit finden lassen könnte, für die nächsten Jahre der Regierung ein ihrer Forderung entsprechendes Pauschquantum zu bewilligen und so ihrem Standpunkt entgegenzukommen. Liest man die Reden in den Stenographischen Berichten (I. Band, Berlin 1867, Seite 102—107 und Waldeck's Rede, Seite 107 ff.), so gewinnt man den Eindruck, daß Sybel's Auszug ihnen sehr vortheilhaft ist. Beide zeigen sich wohl auch dort als Männer von Kraft und von ehrlichstem Wollen, haben in ihren Reden auch glückliche Momente, aber Twesten spricht doch breit, mit nicht ganz geeigneten Citaten aus Dahlmann, und Waldeck verläuft sich geradezu. Sybel hebt das Wesentliche ihrer Einwände hervor, und die Charakteristik der Redner, die er vorausschickt, erweckt die günstigste Stimmung für sie und ihre Art zu denken. Ich kann das nur billigen, da Twesten und Waldeck hervorragende Vertreter einer aus den besten Kräften des preußischen Volkes erwachsenen und in den tüchtigsten Kreisen des Bürgerthums herrschenden Anschauung waren. Es kam weniger darauf an, die Schwächen ihrer Ausführungen nachzuweisen, als die Thatsache klar zu machen, daß auch so tüchtige und für den

Aufbau des neuen Staats unentbehrliche Kräfte noch — ich möchte sagen — zu gewinnen waren für die Aufgabe der neuen Zeit, loszulösen aus engen, mehr privatrechtlichen Anschauungen über politische Rechte, insonderheit über das Budgetrecht. Sybel zeigt dann, wie es gelang, zu einem Compromiß zu kommen, wie Twesten dazu schon die Anregung gab, wie Miquel's große Rede — sicher eine der bedeutendsten, die er gehalten hat —, wie das Vordringen der engherzigen und sophistischen Denkart eines ultramontanen und eines welfischen Redners den Boden bereitete, auf dem dann Bismarck in einer gewaltigen, von Geist und Kraft und durchweg erhabener Gesinnung erfüllten Rede den Entwurf der Verfassung nach allen Seiten sicher stellte und vertheidigte. Kommt man frisch von der Lectüre dieser Reden, so will einem Sybel's Bericht nicht ganz genügen, man möchte dies und das festgehalten wissen — aber man mache den Versuch, und man wird dankbar sein, daß es ihm so geglückt ist.

Und zu diesem Schluß kehrt man auch immer zurück, wenn man so manchen drastischen Zug vermißt, der uns in der ausgedehnten Bismarckliteratur, in den Aufzeichnungen von Parlamentariern u. s. w. begegnet ist. Der Stoff ist so reich, daß die Gefahr, durch das Packende einzelner Situationen oder glücklicher Wendungen zu sehr in Anspruch genommen und von dem Erfassen des Zusammenhangs abgelenkt zu werden, nahe liegt. Und das ist eben das besondere Verdienst dieses Bandes, daß er uns die ungeheueren Schwierigkeiten im Zusammenhang überschauen läßt, mit denen die Gründung des norddeutschen Bundes, die Reform des Zollvereins, d. h. die Begründung einer wirthschaftlichen Gemeinschaft mit den Südstaaten, und des Zollparlaments, in dem diese Gemeinschaft ihre Vertretung fand, verbunden war. Aus der Ferne, im Dämmerscheine verblaßter Erinnerungen möchte es einem vorkommen, als wäre nach dem großen Siege diese Ordnung leicht und glatt zu Stande gekommen. Aber dem war nicht so. Ich habe jene Zeit in der Provinz Hannover gelebt als annectirter Beamter, und ich möchte hinzufügen, wie auch sonst ruhige, den Boden der 1866 geschaffenen Thatsachen anerkennende Männer damals die Luxemburger Angelegenheit, die sich mit diesen inneren Fragen verhängnißvoll verschlang, mißbrauchten, um den großen Staatsmann der Feigheit zu verdächtigen und so sein moralisches Ansehen zu schwächen, das doch einer der wichtigsten Factoren war, um die Widerstände zu beseitigen, die sich dieser großen und wirthschaftlich wie politisch gleich wichtigen Reform entgegenstellten. Aber Mangel an Muth war es gewiß nicht, was ihn abhielt, diese Gelegenheit zu benutzen, um den doch unvermeidlich scheinenden Kampf mit Frankreich auszukämpfen. Es war die furchtbare Verantwortung, die darin liegt, die Furien des Kriegs zu entfesseln, deren entsetzliches Werk er auf den Schlachtfeldern Böhmens schaudernd gesehen; es war die Hoffnung, daß sich der Krieg doch vielleicht vermeiden lasse. Kürzlich ist ein Gespräch veröffentlicht worden, in dem sich Bismarck in vertraulicher Stunde gegen die bayrischen Abgeordneten Völk und Marquardsen in diesem Sinne ausgesprochen hat (Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, I, 42), und wenn man diese und ähnliche Aeußerungen kennt und dann bei Sybel im Zusammenhange überschaut, wie kräftig und treu Bismarck in jenen Verhandlungen des Jahres 1867 alle Rechte

und Ansprüche Deutschlands gewahrt hat, und wie er die Verleumdung ertrug, ohne sich zum Kriege drängen zu lassen, trotzdem er die beste Zuversicht hatte, daß wir ihn siegreich bestehen würden, dann überkommt einen eine stille Freude, daß die Kraft zum Guten in der Welt doch unendlich viel stärker ist, als man glauben möchte, wenn man die Gemeinheit sich breit machen und die Lüge und das Gaukelspiel triumphiren sieht, jene stille Freude, die die eigentliche Speise der Seele ist.

Der siebente Band gliedert sich wieder in zwei Bücher, das dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste des ganzen Werkes, und ist ein wenig stärker als der sechste. Das dreiundzwanzigste behandelt die Beziehungen von Deutschland und Frankreich 1868 und 1869. In dem ersten Capitel sehen wir die Opposition des Particularismus unter der Führung des Freiherrn von Thüngen, und hören den gewaltigen Volk von Augsburg von der Tribüne donnernd verkünden, daß jene Herren nicht berufen seien, im Namen Süddeutschlands so zu zetern: „noch haben einige Leute Vergnügen daran, sich mit Schneeballen zu bewerfen, aber die Sonne wird mit wachsender Wärme ihnen das Material bald verzehren; ja, meine Herren, es ist Frühling geworden in Deutschland." In Frankreich überhörte man den Jubel, der bei dieser und bei ähnlichen Reden das Haus durchbrauste, hielt sich lieber an die Klagen und Schmähungen der Particularisten. Das zweite Capitel zeigt uns die Schwankungen der französischen Politik, die Versuche Napoleon's, durch liberale Concessionen und zugleich durch ein Bündniß mit Oesterreich und Italien seiner Dynastie den Thron zu sichern. Das dritte Capitel umfaßt unter dem Titel: „Weltbürgerliche Bestrebungen" die communistische Bewegung und die clericale Erhebung, den Erlaß des Syllabus, die Anathematisirung der österreichischen Verfassung durch Pius IX. und die Berufung des vaticanischen Concils. Das vierte Capitel gibt die parlamentarischen Kämpfe im Bundestag und im Reichstag 1868—1870, Kämpfe, die zu dramatischen, an die Conflictszeit erinnernden Scenen führten. Mit besonderer Liebe hat Sybel hier die Charakteristik Lasker's (VII, 186) entworfen, ohne aber zu verhehlen, daß sein Antrag auf Badens Eintritt in den norddeutschen Bund zur Unzeit kam. So lebhaft aber auch diese parlamentarischen Kämpfe waren, im Ganzen hatte der Reichstag von 1869—1870 in hohem Maße befriedigende Ergebnisse. Sehr wirksam schließt Sybel das Capitel mit den Worten, mit denen König Wilhelm am 26. Mai 1870 dies in der Thronrede anerkannte, und diese Thatsache zerstört die auch von einem so ernsthaften Forscher wie Sorel verbreitete Legende, Preußen hätte 1870 den Krieg nöthig gehabt, um sich aus seinen inneren Verwicklungen zu befreien. Daß man von Frankreich eher so urtheilen könnte, daß eine thätige Partei dort wirklich so dachte, zeigt das fünfte Capitel, und wie die clericalen Tendenzen am Hof des durch Krankheit und das Scheitern so vieler Pläne gebrochenen Kaisers an Einfluß gewannen.

Die Bedeutung des vaticanischen Concils für den Ausbruch des Krieges und die Thatsache, daß der liberale Ollivier recht eigentlich der Patron desselben war, ist bisher wohl noch nie so klar dargestellt worden. Damit sind wir vorbereitet für das letzte Buch: „Der Ursprung des französischen Krieges".

In den ersten Capiteln wird erzählt, wie die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern von einem spanischen Staatsmann angeregt wurde, nachdem andere Versuche, einen geeigneten König zu finden, gescheitert waren; wie der Prinz dreimal ablehnte und erst dem vierten Antrag nachgab. Das folgende Capitel schildert die Aufregung in Frankreich, ihre künstliche Steigerung durch den Herzog von Gramont, die entgegenkommende Haltung des Königs Wilhelm, der dem Prinzen die Annahme der Candidatur stets widerrathen hatte, aber nach der schon bei der rumänischen Frage kundgegebenen Auffassung des Hausgesetzes nicht glaubte geradezu verbieten zu dürfen. Gegenüber der beleidigenden Form, mit der die französischen Politiker am 6. Juli diese Angelegenheit behandelt hatten, konnte die Güte und Freundlichkeit des Königs als Schwäche gedeutet werden, und Bismarck glaubte, diese Politik nicht mitmachen zu können und den Abschied nehmen zu müssen. Aber als nun Gramont den König mit der neuen Forderung drängte, einen Entschuldigungsbrief an den Kaiser zu schreiben oder eine ähnliche Erklärung abzugeben, da brach er die Verhandlungen ab und ertheilte Bismarck den Auftrag, diese Thatsache öffentlich kund zu geben. Bismarck that dies in jener, in ihrer Einfachheit so packenden Erklärung, um die der niedrige Haß die Lüge von der Fälschung der Emser Depesche gewoben hat. Sybel erzählt dies Alles auf dreißig Seiten, die das dritte Capitel bilden, und auf das Vortrefflichste. Man sieht ordentlich, wie es als ein Alp auf dem Lande lastet, und wie das Volk aufathmet nicht nur, sondern in begeisterten Jubel ausbricht, als Bismarck in unzweideutigen Worten bekannt gibt, daß der König die französische Forderung zurückgewiesen habe. In den beiden letzten Capiteln erleben wir denn die Kriegserklärung Frankreichs und ihre Aufnahme in Deutschland, diese unvergeßlichen Tage ernstester Spannung, freudigster Hingabe und auf der anderen Seite die vergeblichen Versuche Gramont's, Oesterreich, Italien und Dänemark zu Alliirten zu gewinnen. Hier konnte Sybel zum Theil auf Grund ungedruckten Materials die Legende zerstören, die durch Gramont verbreitet ist, daß Oesterreich sich zur Hülfe bereit erklärt habe. Beust hat damals eine sehr zweideutige Rolle gespielt, aber abgesehen von der Haltung Rußlands, verbot die Stimmung Ungarns ein Bündniß mit Frankreich. Graf Andrassy erklärte, daß man in Ungarn nichts wissen wolle von einem Versuche, für Oesterreich die alte Stellung in Deutschland zurückzugewinnen. Sehr glücklich und lehrreich ist endlich der Abschnitt über die Verhandlungen mit Italien. Das alte Prestige Napoleon's und dann das Gefühl der Dankbarkeit gegen den langjährigen Gönner verwirrten den Blick des Königs Victor Emanuel. Sella's Festigkeit und die ultramontanen Eiferer in Paris haben ihn davor bewahrt, in Frankreichs Verhängniß verwickelt zu werden.

Jede tiefere Betrachtung großer geschichtlicher Processe führt uns vor die Räthsel des Daseins, macht uns stille und gedankenvoll. Auch die laute Freude schweigt, und der Zorn schwindet, der uns etwa im Laufe der Betrachtung ergriffen hat, wir vergessen den Gegensatz der Parteien und Völker, wir beugen uns unter die gewaltige Hand, die die Geschicke wägt. So scheiden wir auch von Sybel's Buch.

Hendrik Witbooi.

Vom

Premierlieutenant a. D. **Franz Josef von Bülow.**

[Nachdruck untersagt.]

Seitdem das Deutsche Reich die Schutzherrschaft über Südwest-Afrika ausübt, sind die Kriegs- und Raubzüge Hendrik Witbooi's der Gegenstand berechtigter Sorge gewesen. Jetzt, wo sich der Hottentotten-Häuptling nach langen Kämpfen unterworfen hat, erscheint der Krieg als beendigt, und es ist möglich, denselben in Ursache und Wirkung zu betrachten.

Der südliche Theil von Südwest-Afrika, Großnamaland genannt, ist seit dem vorigen Jahrhundert durch einige Hottentottenstämme dünn bevölkert, welche mit dem Vordringen der Cultur aus der Capcolonie nach Norden über den Oranjefluß gedrückt worden waren. Einer dieser Stämme gelangte unter der Führung Kido Witbooi's zu größerem Ansehen, obgleich der Hottentottenname dieses Völkchens, nämlich Khowese, d. h. Bettelvolk, auf einen besonders vornehmen Ursprung nicht eben schließen läßt. Der Name Witbooi ist holländischer Herkunft, und das Vorhandensein von Vor- und Geschlechtsnamen bezeugt, daß die Angehörigen dieses Stammes sich zum christlichen Glauben bekannten und europäischer Sitte nicht abgeneigt waren. Sie galten in der That für gute Christen, und ihre Missionare wußten viel Rühmliches von ihnen zu berichten. In einem Punkte jedoch konnte Niemand den Witbooi's Lob spenden. Sie lebten der Jagd, aber noch mehr dem Diebstahl, der im Nothfalle zum Raub im großen Style, durch bewaffnete Horden ausgeführt, sich entwickelte. Sie bebauten nicht ihr Land, sie züchteten kein Vieh, sondern verpraßten im Nichtsthun, was sie besaßen oder geraubt hatten. Als nun die Feuerwaffen aus der Capcolonie herauf unter die Hottentottenstämme gelangten, da erwachte in ihnen die Begierde, in die großen Herden der einige Tagereisen weiter nördlich lebenden Herero's einzufallen und sich auf diese Weise zu bereichern.

Die Herero's sind ein Bantustamm. aus der Kaffernfamilie und gleichen Ursprungs wie die Zulu's und Matabele, aber nicht wie diese ein Kriegs-, sondern ein Hirtenvolk, betreiben auch die Jagd nur ganz nebenbei. Der Reichthum der Herero's oder Damara's, auch Beastkaffern, d. i. Rinderkaffern, genannt, ist in Süd-Afrika allbekannt und, wenn auch vielfach überschätzt, so doch ein sehr bedeutender, da er sich bei einer Bevölkerung von ungefähr 50 000 Köpfen wohl auf eine Million Rinder beläuft. Kein Wunder, daß die hungrigen Hottentotten nach solchem Reichthum Verlangen trugen.

Bisher hatte zwischen den Herero's und den Witbooi's der Stamm des Hottentotten Jan Jonker, welcher ebenfalls erst eingewandert war, als Keil gesessen und zwar in und nahe bei Windhoek, dem heutigen Sitze der Kaiserlichen Landes-

hauptmannschaft im Schutzgebiete. Als jedoch die Macht Jan Jonker's schwand, entschloß sich der junge Hendrik Witbooi, der Enkel Kindo's und Sohn Moses Witbooi's, auf eigene Faust dem gewünschten Ziele sich zu nähern. Das friedliche Leben auf der Werft, d. h. im Lager oder Dorf, des alten Moses gefiel Hendrik nicht und ebenso wenig, wie es scheint, sein Beruf als Schulmeister, welchem er dort oblag. Er warb daher unter dem Anhange seines Vaters einige vierzig veränderungssüchtige junge Leute an und trennte sich mit ihnen von dem alten Moses Witbooi unter dem Vorgeben, ein Land suchen zu wollen, in welchem sie friedlich der Viehzucht leben könnten. Zwar stimmten die Gewehre, Patronen und Pferde, welche er sich vorher erhandelt hatte, nicht ganz zu seinen friedlichen Absichten, und man begreift, daß der Oberhäuptling der Herero's, der alte Maharero, und seine Leute einiges Mißtrauen in Hendrik Witbooi setzten, als dieser vor ihrem Hauptplatz, Okahandja, erschien und um freien Durchzug durch das Land bat. Nach Hendrik Witbooi's eigenen Worten war die Lage und Entwicklung wie folgt: Hendrik lag mit seinen gut bewaffneten und berittenen vierzig Hottentotten bei Osona, zwei Stunden südöstlich von Okahandja, bei einer Wasserpfütze im trocknen Bette des Tsoachaubflusses. Da erschien der Häuptling Maharero und lagerte sich mit mehreren hundert Kriegern, die meisten unbekleidet und nur mit dem Wurfspieß, dem sogenannten Assagai, bewaffnet, während Gewehre in geringerer Zahl und Pferde fast gar nicht vorhanden waren, den Hottentotten gegenüber. Nach mehrtägigen Verhandlungen zwischen den Häuptlingen war das Mißtrauen der Herero's nur noch größer geworden und die Ungeduld der raublustigen Hottentotten desgleichen, so daß der auf beiden Seiten angehäufte Zündstoff durch einen von einem Hottentotten abgefeuerten Schuß zum Ausbruch kam. Ein regelrechtes Feuergefecht entspann sich, bei dessen Ausgang sich die Hottentotten zurückzogen, aber nicht — ohne vorher eine Horde fetter Ochsen in Sicherheit gebracht zu haben.

Damit hatte der Krieg begonnen, welcher freilich sehr mit Unrecht als ein „Krieg" bezeichnet wird, da jedes edle Motiv, jede Leidenschaft der beleidigten Ehre sowohl wie der Rachsucht fehlte; ja sogar Blutdurst und Wildheit irgend welcher Art waren diesen Kämpfen fern, bei denen es sich nur immer wieder um Eins handelte, nämlich Viehraub. Zwischen den Hottentotten und den Rinderkaffern bricht der Krieg aus, wie man im Lande sagt, mit dem ersten gestohlenen Ochsen, und es wird keinen Frieden geben, bis die Herero's arm und die Hottentotten reich sind.

Von jetzt ab hatten die Hottentotten, was sie brauchten: vor Allem vollauf zu essen, dann aber auch die Mittel, Kleider, Pferde und Waffen zu kaufen. Diese Vortheile wußte Hendrik gut zu nutzen; er unterwarf nach und nach alle Stämme des Namalandes seiner Herrschaft, wählte sich in Gibeon einen fruchtbaren Platz zum Wohnsitze, von dem aus er leicht in einigen Tagen das Hereroland erreichen konnte und räumte schließlich durch die gänzliche Vernichtung des Jan Jonkerstammes in Windhoek das letzte Hinderniß aus seinem Wege. Jonker wurde 1888 meuchlings von den Witbooi's erschossen, und darauf verlegte Hendrik sein Kriegslager noch näher an die Herden der Kaffern und zwar nach Hornkranz, jenem Platz, welcher durch die Erstürmung der Schutztruppe vom 12. April 1893 bekannt geworden ist.

Es folgte nun ein Zug dem andern, denn fast allmonatlich fiel Hendrik mit zwanzig bis fünfzig Reitern in das Hereroland ein, Rinder, Schafe und Ziegen von einigen Hunderten bis zu mehreren Tausenden raubend, wobei jedoch nur in den seltensten Fällen Schüsse gewechselt worden und Leute gefallen oder verwundet sind. Der Erfolg war ohne Ausnahme auf Hendrik's Seite, denn er kehrte fast nie ohne Beute heim und nahm ein Gefecht nur dann an, wenn er die Herero's erschrecken oder nothgedrungen den Rückzug seiner Beute decken mußte. So hat er den Platz Otjimbingue zu mehreren Malen angegriffen und beschossen und ebenso aus tactischen Gründen den Herero's, als sie ihn verfolgten, zwischen Otjimbingue

und Tsaobis bei Plaatklip ein Gefecht geliefert. Wenn nun auch im Allgemeinen die Hottentotten Witbooi's nicht als tollkühn oder nur besonders tapfer zu bezeichnen sind, so kann man ihnen doch einen großen persönlichen Muth in Fällen, wo ihn die Lage fordert, nicht absprechen. Die Herero's dagegen besitzen von dieser Eigenschaft nur ein ganz verschwindendes Maß und können sich fast nie entschließen, anzugreifen. Selbst in der Verfolgung sind sie äußerst zaghaft; sie verstanden es meistens so einzurichten, daß sie keinen Hottentotten mehr erwischen konnten; einmal haben sie sogar einen Tag lang im Versteck gelegen, nur um den Leuten Hendrik's einen gehörigen Vorsprung zu lassen.

Der persönliche Muth Hendrik Witbooi's ist häufig angezweifelt worden, und der Bericht des Majors Leutwein über die Gefangennahme Hendrik's besagt, daß dieser beim Angriff stets der Letzte, beim Rückzug dagegen immer der Erste gewesen sei. Das Ansehen, das Hendrik Witbooi genoß, und die Bedeutung, die man ihm beimaß, machen es jedoch wahrscheinlich, daß seine Leute seine Person in möglichster Sicherheit gehalten zu sehen wünschten, ebenso wie dies von jedem General erwartet wird, der die Führung seiner Truppe in der Hand behalten will; andererseits spricht aus vielen kleinen Episoden der Kämpfe, vor Allem aus dem zähen Widerstande des Häuptlings ein tapferer Sinn. Man möchte sogar eher sagen, daß Etwas davon auf die Hottentotten übergegangen und die große Ausdauer in schlechten Zeiten, mit Hunger und Durst, mit dem Verfolger auf den Fersen, ohne jede Aussicht auf Hülfe, ihnen von dem Geiste des Führers eingeflößt worden sei. Dieser Geist war in jeder Beziehung unter dem Witbooistamme mächtig, ja einzig mächtig, denn es ist allgemein bekannt, daß Hendrik mit großem Erfolge auf Mannszucht hielt, daß seine Kriegsleute streng disciplinirt waren und seinen Befehlen, auch wenn sie nicht unter seinen Augen waren, gehorchten. So stieß Hendrik jeden Mann, welcher sich sittlich oder am Eigenthum vergangen hatte, zeitweilig aus seinem Kriegsvolk aus; so verbot er den Genuß geistiger Getränke auf das Strengste und war endlich sehr genau in seinen militärischen Anordnungen. Jeder Mann mußte Rechenschaft über die ihm gelieferten Patronen ablegen und hatte Befehl, nur im Nothfalle zu schießen, so daß manch ein Raubzug zu den Herero's mit Erfolg ausgeführt wurde, ohne daß ein Schuß gefallen wäre. Hendrik sorgte gut für seine Leute; die Männer waren mit Filzhut, Wollhemde, Hosen, Jacke und Stiefeln bekleidet, die Frauen und Mädchen besaßen Kattunkleider und wollene Umschlagtücher. Die Kinder gingen nackend, mußten aber täglich die Schule besuchen und ebenso wie alle Erwachsenen an dem Gesang geistlicher Lieder theilnehmen. Die Beute ließ Hendrik gleichmäßig vertheilen, so daß jede Familie genügend Milchvieh zu ihrer Ernährung hatte; der Rest blieb allgemeiner Besitz, von welchem Waffen, Munition, Pferde und Kleider beschafft wurden. Witbooi hatte also das Muster eines biblisch-communistischen Staates geschaffen, welches sich, Dank seiner energischen Leitung, auch wohl durchführen ließ.

Seitdem Hendrik das Kriegsleben begonnen, war kein Missionar mehr ständig auf seiner Werft, dagegen hielt er selbst Andachten ab, ließ zum Harmonium singen, und alle seine Leute mußten, wenigstens äußerlich, sich zum Christenthum bekennen. Im Sommer 1892 war die Kriegslust unter den Leuten Hendrik's sehr geschwunden, und sie drangen in ihren Häuptling, Frieden mit den Herero's zu schließen. Hendrik gab nach und begann durch Vermittelung des Bastardhäuptlings van Wyk Unterhandlungen, welche jedoch im Frühjahr 1893 noch zu keinem Resultate gekommen waren. Es wurde damals behauptet, Hendrik's Plan sei, ein Bündniß der eingeborenen Stämme zu schaffen, dessen Spitze sich zum einheitlichen Vorgehen gegen die deutsche Schutztruppe auf Windhoek richten solle. Kenner des Landes und der Leute waren jedoch der Meinung, daß Hendrik Witbooi die Herero's zu genau kannte, als daß er erwartet hätte, diese würden sich zu einem Angriff entschließen, ehe sie selbst angegriffen worden wären. Genug, dieses Gerücht veranlaßte den Reichskanzler, 250 Mann Schutztruppe an Stelle der bisherigen 50 nach

Südwest-Afrika zu senden und dem derzeitigen Führer, Hauptmann von François, den Auftrag zu ertheilen, eintretenden Falles dem Aufstande durch eine Action gegen Witbooi zuvorzukommen.

Als die neue Truppe Mitte März in Walfischbay gelandet und nach vierzehntägigem Marsche Windhoek erreicht hatte, bereitete Hauptmann von François, welcher den Augenblick für gekommen erachtete, sofort einen Zug nach Hornkranz vor. Am 9. April rückte die Truppe unter dem Schutze der Nacht von Windhoek ab und erreichte, durch menschenleere Gegenden marschirend, mit dem Morgengrauen des 12. April die sogenannte Feste Hornkranz. Diese liegt, wenn man sich ihr von Nordosten nähert, auf einem länglichen Plateau von leichten Hügelwellen umgeben und überhöht, während im Westen und Südwesten das Plateau circa zehn Meter nach dem Flüßchen abfällt, hinter welchem wiederum ein mit Felsblöcken bedecktes, zerklüftetes Hügelland beginnt. Weiter zurück erheben sich in dunkelblauen Massen die Quisibgebirge mit dem flachen Tafelberge, Gamsberg genannt.

Am Morgen des 12. April auf den erwähnten Hügeln angelangt, sah die Schutztruppe das Lager Witbooi's in tiefem Schlafe vor sich liegen, nur einige Frauen waren mit dem Melken der Kühe beschäftigt, und die Hähne krähten in den grauen Morgen hinaus.

Da fiel ein Schuß; dann noch einer und noch einer, und im nächsten Augenblick richtete sich ein von zwei Seiten umfassendes Feuer aus 250 Läufen auf die ahnungslosen Schläfer. Nach der Erstürmung des Lagers fand man achtzig Todte und hundert Verwundete, aber weder Hendrik Witbooi selbst noch seine Krieger waren darunter. Diese hatten sich in südwestlicher Richtung in die Felsen geflüchtet und waren entkommen. Es ist zweifellos, daß, wenn man des Hottentottenführers hier habhaft geworden, der Krieg mit diesem einen Schlage beendigt gewesen wäre, statt daß er noch anderthalb Jahre gedauert und viele Menschenleben gekostet hat. Deutscherseits waren zwei Mann gefallen und zwei schwer verwundet, von denen der eine später starb. Erbeutet wurden einige Rinder, Pferde, schlechte Gewehre nebst wenig Munition, und dann der Rückzug nach Windhoek angetreten.

Hier herrschte unbeschreiblicher Jubel, als die Nachricht von der Erstürmung von Hornkranz einlief; denn wenn auch Witbooi sich niemals an einem Weißen oder seinem Eigenthum vergriffen, so hatte doch eine allgemein gedrückte Stimmung im Lande geherrscht ob des geringen Ansehens, welches die deutsche Oberhoheit dort besaß.

Mit bengalischen Flammen, Fahnen, Ehrenpforten und Hurrahrufen wurde die Truppe begrüßt, als sie wiederum auf Windhoek einzog. Es schien, als ob ein Alp von Aller Brust genommen sei; aber schon am Nachmittage des Einzugstages kam die Kunde, daß die Witbooi's dreißig Pferde der Truppe, welche zwei Stunden von Windhoek auf der Weide liefen und wenige Tage später, daß sie dem Händler Schmerenbeck hundertundzwanzig Pferde, nahe der Küste geraubt hatten, welche gleichfalls bereits an die Truppe verkauft worden waren — ein Verlust, der diese nach dem zuerst genannten doppelt traf. Jetzt wurde klar, daß die Lage der Deutschen im Schutzgebiete sich nicht verbessert, sondern höchst kritisch gestaltet hatte. Auf der einen Seite Hendrik Witbooi mit 250 Pferden, mit Gewehren und Munition, mit 150 Leuten, welche bedürfnißlos, landeskundig, geübte Schützen und Reiter waren, Leute, welche jeden Tag, so lange ein Pferd und ein Gewehr zur Verfügung stand, durch Andere ersetzt werden konnten, während auf deutscher Seite 250 schwer ausgerüstete europäische Fußsoldaten standen, die all jener Vortheile entbehrten und selbst wenn sie Pferde gehabt hätten, an Flinkheit und Findigkeit mit den Hottentotten sich nicht messen konnten. Man sah mit sorgenvollem Blick einem Kampf von langer Dauer entgegen, in welchem obendrein die Schutztruppe nur zu sehr unter der Ungunst der Verhältnisse litt.

Umsonst zog denn auch bald hierauf Hauptmann von François gegen die Hottentotten, welche noch in den Bergen hinter Hornkranz saßen; er kehrte ohne Erfolg zurück, nachdem er eine Besatzung von dreißig Mann in Hornkranz gelassen hatte.

In den nächsten Monaten kam es zu mehreren kleinen Gefechten der zwischen Windhoek und Hornkranz hin- und herziehenden Abtheilungen und den Hottentotten, die von Hendrik selbst oder seinem Unterhäuptling, Samuel Izaak, angeführt, sich meistens in einen Hinterhalt zu beiden Seiten der Straße gelegt, aus nächster Nähe auf die arglos Marschirenden gefeuert und sich, sobald sie angegriffen wurden, schleunigst zurückgezogen hatten, wobei sie meist nicht mehr als ein bis zwei Pferde und selten einen Mann verloren. Ihre Kampfesweise war überhaupt eine sehr lehrreiche; man kann mit Recht sagen, daß sie das Ideal einer berittenen Infanterie darstellten und somit genau das waren, was der Führer der deutschen Schutztruppe aus seinen Leuten machen wollte, aber natürlich bei der Kürze der vorbereitenden Zeit nicht hatte machen können. Diese Aufgabe ist es, welche der Führer der Schutztruppe in den nächsten Friedensjahren zu lösen haben wird, und wir hoffen, daß ein neuer Aufstand oder Feldzug die Truppe wohl ausgebildet finden wird. Es genügt lange nicht, daß wir das beste Heer der Welt in der Heimath besitzen, welches zu schulen uns die Hohenzollern gelehrt haben; unsere coloniale Aufgabe stellt eben andere Anforderungen, die mit nicht minderer Ausdauer und Sorgfalt erfüllt werden müssen.

Wie gesagt, waren die Hottentotten wegen ihrer Bedürfnißlosigkeit und ihrer Eigenschaften als Jäger, als Kenner wilder Wurzeln und Beeren, des Honigs und der Wasserstellen, des Landes, seiner Pfade und Schlupfwinkel, als leichte und gewandte Reiter, als gute Schützen und schließlich als ganz unabhängige, auf sich selbst vertrauende Charaktere ein selten vielseitiges Werkzeug in der Hand ihres thatkräftigen Führers. Was schadete es Hendrik, wenn seine Leute auch in wilder Flucht den Kampfplatz verließen, oder, auf dem Marsche überrascht, nach allen Seiten auseinanderstoben; wußte er doch, daß sie sich in einigen Stunden hinter einer jener Kuppen oder an einer Wasserstelle zusammenfinden, wenigstens aber nach einigen Tagen alle in Hornkranz eintreffen würden. Niemals marschirten die Witbooi'schen Reiter zusammen oder auf den Hauptwegen, sondern sie ritten einzeln, wie Plänkler in einer breiten Linie von mehreren Kilometern Ausdehnung. Im Sommer 1893 schien es fast, als ob der Krieg mit der Schutztruppe den Hottentotten eine Art Sport sei: sie wußten nun, in welchen Punkten sie den Deutschen überlegen waren und trieben die Kühnheit so weit, daß sie Ende Juni eines Tages vor Windhoek erschienen und von Norden und Süden her ein Gefecht zu provociren suchten. Als eine Abtheilung der Schutztruppe ausrückte, um sie unter Feuer zu nehmen, schossen sie schnell ihre Gewehre ab und jagten ohne Verluste davon, hatten aber vorher einige zwanzig Ochsen und mehrere Pferde geraubt und einen Wagen verbrannt. Im September 1893 erhielt die Schutztruppe eine Verstärkung von weiteren zweihundert Mann und zwei Feldgeschützen, mit welchen Hauptmann von François einen erneuten Zug gegen Hendrik Witbooi unternahm. Wohl trieb er unter großen Entbehrungen die Hottentotten von einem Felsennest des Quisibgebirges zum andern, war aber doch nicht im Stande, den Führer zu fangen. Noch einmal wagte sich Hendrik aus dem Gebirge in die nördlicheren Flächen und überfiel im September 1893 einen Transport von zwanzig Ochsenwagen, die mit ungefähr vierhundert Zugthieren bespannt, theilweise mit Gütern beladen und escortirt waren von dreiundzwanzig Farbigen und Mischlingen, unter Führung von zwei Weißen. Hendrik ließ alle Leute erschießen; nur ein Weißer vermochte sich zu retten, während die Wagen verbrannt, die Güter vernichtet, die Ochsen aber fortgetrieben wurden. Als ein eigenthümlicher Zug Hendrik's und als Beweis seiner Autorität mag erwähnt werden, daß Hendrik alle geistigen Getränke zuerst auslaufen ließ, so daß der Boden noch lange vom Capwein roth gefärbt war.

Dieser Vorfall bewies, das Witbooi die Absicht hatte, von jetzt ab seinen Bedarf an Lebensmitteln und Munition auf der vierhundert Kilometer langen Strecke von der Küste nach Windhoek zu suchen, und was er hier nicht fand, im südlichen Namaland, welches von deutschen Truppen ganz frei war, zu erhandeln. In Folge dessen wurde die Hauptverkehrsstraße durch marschirende Truppen gedeckt, der Krieg in den Rücken Witbooi's nach Großnama-Land verlegt und dadurch dem Feind endlich die Munitionszufuhr aus der Capcolonie ganz unterbunden. Trotzdem gelang einer Abtheilung Hendrik's noch ein Hauptstreich gegen die Station Kubub im Gebiete von Bethanien, östlich von Angra-Pequena. Hier unterhält der Bevollmächtigte der Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika, Hermann, eine landwirthschaftliche Unternehmung, der das Reich einen zweimaligen Zuschuß von je 25 000 Mark gezahlt hat, und die neben einigen tausend Merinoschafen, an hundert Rinder und fünfzig Pferde besaß. Dieser Platz wurde völlig ausgeraubt und außerdem mitgenommen, was an Gewehren und Munition vorhanden war. Ein besonders glücklicher Zufall wollte, daß ein deutsches Kriegsschiff die bedeutenden Vorräthe an Gewehren und Patronen, welche im Hafen von Angra-Pequena unter Aufsicht nur eines Unteroffiziers lagerten, wenige Wochen vorher fortgeführt oder zerstört hatte; sonst würden auch diese Waffen in die Hände der Hottentotten gefallen sein und den Kampf erheblich erschwert haben.

Im Januar 1894 entsandte der Reichskanzler den Major Leutwein als Landeshauptmann mit einer weiteren Verstärkung nach dem Schutzgebiet, und dieser nahm sofort die Bestrafung des Häuptlings der Khauas-Hottentotten, welche in einem besonders fruchtbaren Weidelande östlich von Windhoek lebten, in die Hand. Dieser Häuptling, Andries Lambert, hatte seit Jahrzehnten Raub und Erpressung an jedem Nachbarn, Händler oder Reisenden, geübt und zugegeben, daß der Deutsche Paul Krebs von seinen Leuten im Frühjahr 1893 meuchlings erschossen worden war. Sein Maß war also voll, und Major Leutwein ließ ihn, nachdem ein Kriegsgericht ihn zum Tode verurtheilt, erschießen, sein Land aber nahm er für das Reich in Besitz und wies den Hottentotten, nachdem sie entwaffnet worden, einen Platz unter Aufsicht der Schutztruppe zum Wohnsitz an. Hiernach besuchte Major Leutwein einen anderen unsicheren Hottentotten-Häuptling, welcher südlich von Windhoek, nicht weit von den Witbooi's wohnte und, wie man sagte, mit ihnen eine bedenkliche Freundschaft unterhielt. Dieser Mann, Simon Kopper genannt, war als Räuber und Erpresser ebenfalls bekannt; da jedoch kein Mord gegen ihn vorlag und er sofort zu Kreuze kroch, so wurde seine Unterwerfung angenommen.

Anders mit Hendrik Witbooi. Dieser dachte nicht an Unterwerfung, obgleich er vor dem Major von François, Schritt für Schritt verfolgt, bis in die äußerste Westecke des Onisibgebirges zurückgewichen war, wo er zwischen unübersteiglichen Sanddünen auf der einen und dem Gebirge auf der anderen Seite eingekeilt saß. Wohl aus Mangel an Zufuhr hielt Major von François hier nicht aus, sondern zog nach dem weiter südlich gelegenen Keetmanshoop, wo er sich mit dem neuen Landeshauptmann vereinigte und an diesen das Commando abgab. Witbooi hatte nun Zeit gewonnen, sich einigen Proviant und Patronen zu suchen und eine Stellung an der Naauw-Kloof herzurichten, in welcher ihn sodann Major Leutwein wohl verschanzt antraf, als er kam, um über Frieden zu verhandeln. Witbooi ging auf diesen Vorschlag gern ein und hatte mit dem Landeshauptmann eine Zusammenkunft unter der Parlamentärflagge. Auf die Bedingungen, welche ihm Major Leutwein anbot, nämlich Entwaffnung, Entlassung seiner Leute und Einzelansiedelung, wollte er nicht eingehen, bat sich dagegen als Bedenkzeit einen Waffenstillstand aus, welcher ihm bereitwillig gewährt wurde und bis zum ersten August dauern sollte. Wenn man von Hannibal gesagt hat, daß er seine Siege nicht auszunutzen verstand, so kann man von Henrik Witbooi nicht behaupten, daß er diesen Waffenstillstand unbenutzt verstreichen ließ; denn noch ehe die Ver-

handlungen mit dem Landeshauptmann beendigt waren, jagte bereits ein Trupp Witbooi-Reiter nach Rehoboth im Lande der Bastards davon, kehrte nach wenigen Wochen mit einer den Bastards geraubten Herde Vieh zurück, und als Major Leutwein nach dem ersten August vor der Naauw-Kloof erschien, um die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, fand er die Feinde neu gekräftigt und besser verschanzt als vorher.

Um zu seinem Ziele zu gelangen, ließ der Major die Naauw-Kloof stark unter Feuer nehmen und ging dann zum Sturm über, wobei der Lieutenant Diestel und neun Mann blieben und elf Mann verwundet wurden. Diese kühne Waffenthat hatte zur Folge, daß die Witbooi's ihren letzten Halt verloren und in den nächsten vierzehn Tagen von Platz zu Platz getrieben, von Hunger und Durst ermattet, von allen Seiten eingeschlossen, flehentlich um Frieden baten. Der Landeshauptmann sicherte ihnen denselben zu unter der Bedingung völliger Unterwerfung und Ansiedlung auf Gibeon unter Aufsicht einer Abtheilung der Schutztruppe. Der mit den Verhältnissen des dürren, wasserlosen Südwest-Afrika unbekannte Laie wird kaum im Stande sein, die Schwierigkeiten, mit denen unsere Schutztruppe in diesen letzten Monaten vor der Aufreibung der Witbooi-Hottentotten gekämpft hat, in vollem Maße zu würdigen. Wer aber weiß, was es heißt, mehrere Tage ohne Nahrung und ohne Wasser, bei Tage ohne Schatten den glühenden Sonnenstrahlen und bei Nacht ohne Decke einer Temperatur, welche oft bis 5 Grad R. unter Null sinkt, ausgesetzt zu sein, zerrissene Kleider und geborstenes Schuhwerk zu tragen und bei alledem noch frischen Muths ohne Ruhe und Rast, über Gebirge und Steppen den flüchtigen Feind zu verfolgen, der muß fürwahr die Zähigkeit der Leute und die Thatkraft ihrer Führer bewundern. Major Leutwein sagt nicht zu wenig, wenn er es ausspricht, daß das Endgefecht des Feldzuges bei Gums, wo die Hottentotten ihre letzte Wasserstelle mit außerordentlicher Hartnäckigkeit vertheidigten, sogar an mehreren Stellen zum Angriff übergingen und um den Besitz eines Geschützes handgemein wurden, zu den schönsten Waffenthaten deutscher Soldaten zählt.

Damit ist der Widerstand des tapferen Hottentottenhäuptlings gebrochen, und nach menschlicher Berechnung herrscht nun der langersehnte Friede in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Herero's, der einzige noch übrige mächtige Stamm des Landes, sich jemals gegen die deutsche Herrschaft auflehnen sollten, so lange diese ihnen mit Gerechtigkeit und Wohlwollen begegnet. Bis hierher hat die Regierung ihre Schuldigkeit gethan: das Land ist pacificirt, mit Militärposten bedeckt, Verwaltung und Rechtspflege sind geregelt, die Postverbindung ist eine gute und eine zweimonatliche Schiffsverbindung mit Hamburg hergestellt; möge nun der deutsche Kaufmann und Ingenieur, deutsches Capital und deutscher Unternehmungsgeist sich der reichen Erwerbsquellen des Landes bemächtigen, um es für deutsche Ansiedlung und den Absatz deutscher Waare brauchbar zu machen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

Der chinesisch-japanische Conflict.

[Nachdruck untersagt.]

Der bisherige Verlauf des chinesisch-japanischen Krieges ist in mehr als einer Beziehung reich an Ueberraschungen gewesen. Während von vornherein angenommen werden konnte, daß die japanischen Truppen sich den chinesischen in Ausrüstung, Tapferkeit und Führung überlegen zeigen würden, mußte man nach den im Jahre 1860, sowie während des Taiping-Aufstandes und des Krieges in Tongking gemachten Erfahrungen voraussetzen, daß auch die Chinesen sich mit Bravour schlagen, und wenigstens dort, wo sie durch das Terrain oder Verschanzungen unterstützt waren, ihren Gegnern den Sieg schwer machen würden. In dieser Beziehung hat man sich, wenigstens bis jetzt, gründlich getäuscht gesehen; den verschiedenen Niederlagen der Chinesen ist durch ihre erbärmliche Vertheidigung Port Arthurs und die Art, wie sie die Festungswerke, Docks und sonstigen Anlagen dieses Hafens dem Feinde unversehrt überlassen haben, die Krone aufgesetzt worden, denn bei nur einigermaßen guter Vertheidigung, und nachdem die Chinesen Monate gehabt hatten, um die weniger befestigte Landseite durch Feldverschanzungen zu verstärken, hätte Port Arthur auch einem tüchtigen Gegner einen langen Widerstand entgegenzusetzen im Stande sein müssen. Niemals aber hätte es den Japanern in einem Zustande in die Hände fallen dürfen, der ihnen erlaubt, es zum Stützpunkt weiterer Operationen zu machen. Nur die Flotte, deren Bemannung sich doch theilweise unter äußerst ungünstigen Verhältnissen, gut geschlagen hat, bietet ein etwas besseres Bild, und in der Mandschurei scheinen die chinesischen Führer und Truppen sich in der letzten Zeit so weit ermannt zu haben, daß sie dem japanischen Vordringen einen entschiedeneren und nicht erfolglosen Widerstand leisten.

Trotz dieser erbärmlichen chinesischen Haltung und trotz ihrer Siege stehen die Japaner heute noch weiter von Peking entfernt, als die verbündeten englisch-französischen Truppen 1860 nach der Landung bei Petang. Aus dem militärischen Spaziergang nach der Hauptstadt, den Viele voraussahen und voraussagten, ist also nichts geworden, und China hat somit Zeit und Gelegenheit gehabt, aus den entfernteren Provinzen neue Kräfte heranzuziehen, die Ausrüstung seiner Armeen zu verbessern und zu vervollständigen und durch das Engagement fremder Instructeure seinen Soldaten das Selbstvertrauen zu geben, das ihnen bis jetzt so sehr gefehlt hat.

Die Lage für China würde also durchaus nicht eine so verzweifelte sein, wie dies vielfach behauptet wird. Nicht China ist zusammengebrochen, sondern einzelne politische Persönlichkeiten, die aus nicht recht klaren Gründen vom Beginn des Conflicts an es vorgezogen haben, nach Frieden zu jammern, statt in energischen Anstrengungen zur Vertheidigung das sicherste Mittel zu sehen, billige und ehrenvolle Bedingungen für denselben zu erhalten.

Die Gefahr der Lage besteht aber für China sowohl wie für die neutralen Mächte viel weniger in den bisherigen militärischen Erfolgen der Japaner, als in der in Europa lange nicht genug gewürdigten Thatsache, daß die jetzigen Leiter der

japanischen Politik durchaus nicht als in ihren Entschlüssen frei angesehen werden können, sondern sehr wesentlich von dem Drängen der radicalen Partei beeinflußt werden, deren Programm auf Ueberhebung und Fremdenhaß beruht.

Die Entführung des Mikado nach Hiroshima entspricht nur den alten Ueberlieferungen der japanischen inneren Politik; wer die Person des Mikado besitzt, wird als der legitime Vertreter seines Willens angesehen. In den Kreisen der japanischen Politiker hat der Mikado freilich schon längst jede wirkliche Bedeutung verloren — ich erinnere mich, daß bereits 1871 die sich damals in Berlin aufhaltenden japanischen Studenten, von denen heute viele hohe Stellungen einnehmen, die Frage erörterten, ob ein Kaiserthum oder eine Republik die wünschenswerthere Regierungsform für Japan sei, und daß sich die Mehrzahl nur aus Opportunitätsgründen für das erstere entschied. Im Volke dagegen, das freilich wenig um seine Ansicht gefragt wird, besitzt der Kaiser immer noch einen großen moralischen Einfluß, den auch seine Modernisirung nicht vollständig zu zerstören vermocht hat. Aber trotzdem die im Amt befindlichen Minister sich so der Person des Herrschers versichert haben, wird die radicale Partei maßgebend auf den Gang der in Aussicht genommenen Friedensverhandlungen einwirken; denn weder Graf Ito noch einer seiner Collegen werden wagen, vor das japanische Parlament mit einem Frieden zu treten, der nicht die Forderungen der Partei des Grafen Okuma und Genossen befriedigt. Diese Forderungen sind eingestandener Maßen die Eroberung Pekings und die Demüthigung Chinas und selbstverständlich, wenn auch nicht besonders erwähnt, gewisse materielle Vortheile, als welche von den stets mehr oder weniger von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten beeinflußten japanischen Zeitungen eine hohe Kriegsentschädigung und die Abtretung von Formosa, Liaotung und Shinking, d. h. dem südlichen Theil der Mandschurei, genannt werden. Der Phantasien von der Zerstücklung Chinas, der Reorganisation der chinesischen Armee durch die Japaner und besonderen Handelsvortheilen für die Japaner braucht hier wohl nicht Erwähnung zu geschehen; aber schon die angeführten Bedingungen, namentlich was die Gebietsabtretungen anbetrifft, sind der Art, daß kein chinesischer Staatsmann sich bereit finden dürfte, denselben zuzustimmen, ehe die Japaner nicht ganz andere Erfolge als die bisher errungenen aufzuweisen haben. — Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der Krieg fortdauern und damit an die Japaner die Nothwendigkeit herantreten wird, noch größere Opfer zu bringen, als sie dies bisher gethan haben.

Unter den vielen Dingen, die die Japaner vom Auslande gelernt haben, nimmt die ausgiebige und geschickte Benutzung der Presse einen hervorragenden Platz ein. Vom Kriegsschauplatz dringen nur die spärlichsten Nachrichten in die Oeffentlichkeit, und Alles, was an den Erfolgen der Japaner Zweifel erwecken oder dieselben als mit zu großen Opfern erkauft erscheinen lassen könnte, wird sorgfältig verschwiegen. Trotzdem wird man wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß die Verluste an Menschen recht beträchtliche sind, und daß die angebliche Begeisterung, mit welcher die Bevölkerung der Regierung ihre Ersparnisse zu geringen Zinsen zur Verfügung gestellt haben soll, wenn sie überhaupt je in dem angegebenen Maße bestand, eine recht erhebliche Abkühlung erlitten hat.

Alles in Allem darf man die Sachlage wohl dahin zusammenfassen, daß, während die Japaner durch gute Organisation wohl vorbereitete militärische Erfolge errungen haben, dieselben doch noch durchaus nicht der Art sind, um die Chinesen zu nöthigen, sich dem Sieger auf Gnade oder Ungnade zu unterwerfen. China ist im Gegentheil noch vollständig im Stande, sich der Angriffe seiner Nachbarn zu erwehren, die bis jetzt nur die äußeren Grenzen des großen Reiches angeschnitten haben, und Japan durch Ermüdung und Erschöpfung zum Aufgeben seines Unternehmens zu zwingen. Ein solcher Erfolg, für den der Umfang und die Bevölkerungszahl Chinas einen sehr wesentlichen Factor bilden würden, hängt allerdings wesentlich davon ab, ob die leitenden chinesischen Staatsmänner sich zu

dem Entschluß, energischen Widerstand zu leisten, aufraffen werden, oder ob ihnen derselbe durch die übertriebenen Forderungen der Japaner aufgezwungen werden wird. Jedenfalls würde ein solcher Entschluß und seine Durchführung nicht nur im Interesse Chinas, sondern auch der Vertragsmächte und ganz besonders Deutschlands liegen.

Deutschland hat China in dem ihm aufgedrängten Kriege bisher wenig Sympathien entgegenbracht; die öffentliche Meinung und die Presse haben vielmehr um das japanische Kalb getanzt, wie weiland 1848 um das polnische. Es ist dies um so bedauerlicher, als die deutschen Interessen mit am meisten unter einer Veränderung der bisherigen Lage der Dinge in Ostasien zu leiden haben würden. Was zuerst Japan anbetrifft, so ist es durchaus irrthümlich, die Annahme europäischer Cultur durch die regierende Classe — denn nur um diese und auch um sie nur theilweise handelt es sich — irgend welchem ethischen Bedürfniß zuzuschreiben; es hat sich vielmehr bei derselben nur darum gehandelt, möglichst bald auf Grund der fremden Cultur und Tracht die politische und sociale Gleichstellung mit den Kaukasiern verlangen zu können. Im Uebrigen ist der Japaner das geblieben, was er war, und man braucht ihn gar nicht sehr zu kratzen, damit unter dem schwarzen Gehrock und der engen Hose der Asiat zum Vorschein komme, der den Fremden viel mehr haßt und — wenn man die Wahrheit sagen will — viel mehr verachtet als der lymphatischere Chinese. Nebenbei ist der Japaner auch auf industriellem Gebiete der Concurrent der Europäer, und er hat seit einem Jahrzehnt besonders der deutschen Industrie gegenüber das getrieben, was wir in der Heimath unlauteren Wettbewerb zu nennen pflegen; das heißt, er hat deutsche Schutzmarken aller Art ungescheut nachgemacht und mit Hülfe derselben unseren Handelsverkehr in China ernstlich geschädigt.

Fragt man nun, welchen Vortheil für Europa und besonders für Deutschland der Sieg der Japaner bringen würde, so hört man oft die Antwort: Die Chinesen ordentlich aufzurütteln und der westlichen Cultur zugänglich zu machen. Wenn man darunter versteht, aus China einen Militär- oder Industriestaat nach europäischen Anschauungen zu machen, so ist wirklich schwer zu begreifen, welche Vortheile sich daraus ergeben könnten. Ein halbes Dutzend Bankiers würde gute Geschäfte mit chinesischen Anleihen machen, ein Dutzend Industrieller mit dem Verkauf von Maschinen für größere Fabrikanlagen desgleichen, und dann? Haben wir ein Interesse daran, unseren Arbeitern das Brot vom Munde zu nehmen, indem wir durch Anlegung und Beförderung industrieller Unternehmungen in China selbst nicht nur unsere Ausfuhr nach dort schmälern, sondern auch noch chinesische Concurrenz auf unseren Märkten groß ziehen? Oder würden wir in dem Falle die Einfuhr in China gefertigter Waaren verhindern, wie heute schon einzelne Staaten sich der Einwanderung chinesischer Arbeiter widersetzen? Und würde ein militärisch erstarktes China sich eine solche Behandlung gefallen lassen, oder würde es nicht vielmehr, wie der japanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 14. Februar 1894 dies dem britischen Geschäftsträger, Herrn von Bunsen, gegenüber that, erklären, daß es zu anderen Mitteln greifen werde, um das durchzusetzen, was es als sein Recht betrachte, wenn seine Vorschläge in London nicht die gewünschte Beachtung fänden?

Und den anderen Fall gesetzt, daß Japan China zwänge, ihm Formosa, die südliche Mandschurei und Liaotung abzutreten, wie lange würde es dauern, bis Rußland den anderen Theil der Mandschurei und das neue Gebiet an sich risse, bis Frankreich nach Yünnan und Kwangsi hinübergriffe, ja seine Hand vielleicht nach Canton ausstreckte und England sich durch andere Erwerbungen chinesischen Gebiets schadlos hielte? Glaubt man etwa in Deutschland, daß wir in Gebieten unter französischer, russischer oder japanischer Herrschaft so unbehindert und unter so vortheilhaften Bedingungen Handel und Schiffahrt würden treiben können, wie dies geschieht, so lange sie zu China gehören? Was wir von französischen und

russischen schutzzöllnerischen Tendenzen zu erwarten haben, wissen wir, und der Japaner ist sicherlich ein noch viel schlimmerer Schutzzöllner als die beiden, nur daß er bis jetzt nicht in der Lage gewesen ist, seinen Gelüsten so nachgehen zu können, wie er dies wohl gewünscht hätte.

Es wäre aber auch möglich, daß Japan das Ziel erreichte, welches wenigstens einzelnen seiner Staatsmänner als das wünschenswertheste erscheint, d. h. eine Verständigung mit China, die ihm dessen Hülfsmittel gegen das Ausland zur Verfügung stellte; wie würde uns die Uebertragung der Monroe-Doctrin auf Ostasien, „Asien für die Asiaten", gefallen? Und würde die mögliche politische Wirkung, die eine solche Combination auf Rußland ausüben könnte, den Schaden ersetzen, den unser Handel unbedingt dadurch erleiden müßte?

Die Phrasen von der Eröffnung des ganzen China und dem civilisatorischen Einfluß des Auslandes auf dasselbe sind für den, der die Verhältnisse kennt, ohne jeden praktischen Werth. Welchen Einfluß das Ausland übt, haben wir zur Genüge in der uns näher liegenden Türkei gesehen, wo die Leute als die besten gelten, die am wenigsten von der europäischen Cultur berührt worden sind. Die Eröffnung des ganzen Landes ist eine Forderung, über deren Tragweite Diejenigen, die sie stellen, sich wohl kaum klar geworden sein dürften. Die Pioniere der Civilisation, die sich einige hundert Meilen von einem der geöffneten Häfen entfernt im Inlande niederlassen würden, dürften, nach allen bisherigen Erfahrungen zu urtheilen, nicht gerade die für die Verbreitung westländischer Cultur geeignetsten Persönlichkeiten sein; sie würden außerdem nicht allein jedes thatsächlichen Schutzes, sondern auch jeder Aufsicht entbehren und daher zu Zuständen Veranlassung geben, die die Macht, der sie angehören, nur zu oft vor das Dilemma eines Conflicts oder eines würdelosen Geschehenlassens stellen müßten. Außerdem ist es Thatsache, daß in einer großen Zahl der bis jetzt geöffneten Häfen wenige oder keine europäischen Handlungshäuser sich niedergelassen haben, und der Verkehr fast ausschließlich in den Händen der Chinesen liegt. Auch darf nicht übersehen werden, daß eine derartige, von japanischer Seite gestellte Forderung um so eigenthümlicher sein würde, als die japanische Regierung selbst durchaus nicht die Absicht hat, die Chinesen in das Innere Japans zuzulassen, wie es denn überhaupt noch zweifelhaft ist, welche Stellung die radicale Partei der in den jüngst abgeschlossenen Verträgen vereinbarten Zulassung anderer Ausländer ins Innere gegenüber einnehmen wird.

Der Lage in Korea ist in Vorstehendem nicht Erwähnung geschehen; aber selbst dem Voreingenommensten muß während der letzten sechs Monate klar geworden sein, daß die japanische Civilisation den Bewohnern des Reichs der Morgenruhe nur mit Gewalt aufgezwungen werden kann, und daß es Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende von Opfern kosten wird, bis der Koreaner die Segnungen eines parlamentarischen Regimes, einer politischen Presse und europäischer Kleidung über sich ergehen läßt.

Es gibt andere Mittel und Wege, Reiche der Civilisation zu erschließen und zuzuführen, als gezogene Geschütze und Gewehre, und die Welt hat kein Interesse daran, in Ostasien einen Staat entstehen zu sehen, der, wie Frankreich in Europa, durch seine ungezähmte und lange unbestrafte Eitelkeit, Ruhm- und Ländergier seinen Nachbarn eine Geißel und allen Staaten ein Gegenstand fortwährender Besorgniß wird. Daß Japan aber das werden würde, wenn sein Ueberfall China's auch nur einen Theil der Erfolge zeitigte, die es von demselben erhofft, kann selbst für seine Freunde wohl kaum einem Zweifel unterliegen; es würde daher in dem Interesse seiner eigenen gedeihlichen Weiterentwicklung sein, wenn es durch den erfolgreichen Widerstand der Chinesen oder andere äußere Veranlassungen daran erinnert würde, daß Eitelkeit und Ruhmsucht schlechte Berather sind, und die Aera willkürlicher, durch keine zwingenden ethischen Nothwendigkeiten gebotener Ausbrüche auch für Ostasien vorüber ist.

M. v. Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, 20. Januar.

Der preußische Landtag ist am 15. Januar mit einer Thronrede eröffnet worden, in welcher der Kaiser, nachdem er auf verschiedene Vorlagen hingewiesen hatte, betonte, es gelte heute mehr als je, in einträchtiger Arbeit die Wohlfahrt des Ganzen zu fördern. Als die Pflicht aller Wohlgesinnten wurde in diesem Zusammenhange bezeichnet, gegenüber den wachsenden Angriffen auf die Staatsordnung sich einmüthig zur Abwehr zusammenzuschließen.

Im deutschen Reichstage ist der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuches und des Gesetzes über die Presse" nach sehr lebhaften Debatten, wie zu erwarten stand, einer Commission überwiesen worden, deren Aufgabe darin besteht, diesen Entwurf für die zweite Lesung vorzubereiten. Jedenfalls darf gehofft werden, daß durch klare Fassung der Bestimmungen die Gefahr vermieden wird, den wirklichen Zweck der Vorlage, wonach lediglich die „Umsturzbestrebungen" getroffen werden sollen, zu vereiteln. Insbesondere wird auch verhütet werden müssen, daß die Freiheit der Wissenschaft und der Presse, die jedoch nicht mit Zügellosigkeit verwechselt werden darf, gewahrt bleibt. Daß auch in freien Staaten vorbeugende Maßnahmen gegen revolutionäre Bestrebungen vom Parlamente getroffen werden können, beweist das Beispiel Italiens, wo die Vorgänge auf Sicilien und in der Provinz Massa-Carrara den ersten Anlaß boten.

Eine eigenthümliche Wendung hat neuerdings die innere Politik Italiens genommen. Nach dem Finanzexposé, das der Schatzminister Sonnino in der Kammer vorgetragen hatte, durfte mit Fug angenommen werden, daß die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte der Verwirklichung sehr nahe gerückt wäre. Der Beifall, den die besonnenen Finanzreformen des Cabinets Crispi-Sonnino fanden, mußte jedoch bei den Widersachern des leitenden italienischen Staatsmannes die Ueberzeugung verstärken, daß ihre Hoffnungen, zu maßgebendem Einflusse zu gelangen, in demselben Augenblicke vollständig gescheitert wären, in dem die Regierung den bereits erzielten bedeutsamen Erfolgen den wichtigsten, auch im Finanzwesen eine entscheidende Wendung herbeigeführt zu haben, hinzufügen würde. Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Action des früheren Conseilpräsidenten Giolitti beurtheilt werden. In dem Führer der Rechten, Rudini, und dem ultraradicalen Parteichef, Cavallotti, sowie in den ehemaligen Ministern Zanardelli und Brin, die als die hauptsächlichen Vertreter der unzufriedenen Elemente der Linken gelten, fand der Vorgänger Crispi's sogleich willige Helfer. War die erste Wirkung der von Giolitti dem Kammerpräsidenten Biancheri überreichten Schriftstücke, aus denen die Verwicklung Crispi's und seiner Gemahlin in die Betrügereien der Banca Romana erhellen sollte, für den früheren Conseilpräsidenten keineswegs günstig, so schlug die Stimmung in der Deputirtenkammer unter dem von den oppositionellen Parteiführern inscenirten Hochdrucke um. Vergebens wurde darauf

hingewiesen, daß den von Tanlongo, dem betrügerischen Leiter der Banca Romana, herrührenden Schriftstücken überhaupt keine Beweiskraft beigemessen werden dürfte; umsonst wurde daran erinnert, daß eine große Anzahl dieser Papiere aus der früheren Untersuchung längst bekannt wäre, während die neuen gar nichts zu beweisen vermöchten. Die Kammer befand sich eben in einer Erregtheit, durch die jede ruhige Ueberlegung und Discussion ausgeschlossen war.

Unwillkürlich mußte man an die Vorgänge erinnert werden, die sich am 30. März 1885 beim Sturze Jules Ferry's in der französischen Deputirtenkammer abspielten. Wer vermöchte jetzt nach dem frühzeitigen Tode Jules Ferry's zu leugnen, daß die französische Republik in ihm den hervorragendsten Staatsmann des letzten Jahrzehntes verloren hat! Ihm war es damals auch gelungen, einen im Wesentlichen günstigen Frieden mit China einzuleiten, als die Meldung von einer Schlappe, welche die französischen Expeditionstruppen in Tongking erlitten haben sollten, zu einem parlamentarischen Ansturme Veranlassung bot, dem Jules Ferry nicht erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochte. Allen Elementen der Opposition mußte die in Tongking erlittene Schlappe als willkommener Vorwand dienen, und ein Theil der Regierungspartei wurde, wie es in solchen Fällen der parlamentarischen Ueberrumpelung zu geschehen pflegt, mit fortgerissen. Unter den Nachwirkungen des Sturzes Jules Ferry's hat dann die gesammte Politik Frankreichs schwer leiden müssen; die Genugthuung, die dem französischen Staatsmanne kurze Zeit vor seinem Hinscheiden zu Theil wurde, vermochte auch daran wenig zu ändern.

Hätte nun der leitende italienische Staatsmann gleichfalls die Kammer sich selbst überlassen, so wäre diese unzweifelhaft von den Cavallottis und Imbrianis nicht minder zu den heftigsten Debatten, zu völlig übereilten Entschließungen getrieben worden. Mit staatsmännischem Blicke erkannte nun Crispi diese Gefahr und schlug dem Könige Umberto, in Uebereinstimmung mit dem gesammten Cabinet, die Vertagung der Deputirtenkammer vor. Wie berechtigt und angemessen diese vorläufige Lösung der parlamentarischen Krisis war, erhellt deutlich aus der Thatsache, daß der Senat, dem das für ihn in Betracht kommende Beweismaterial Giolitti's unterbreitet wurde, sehr bald zu dem Ergebnisse gelangte, daß es sich in der That nur um theils unerwiesene, theils belanglose Anschuldigungen handelte, die zumeist längst bekannt waren. Wenn es aber noch eines Beweises dafür bedürfte, daß der seiner Zeit von den römischen Geschworenen seltsamerweise für nichtschuldig erklärte Tanlongo sicherlich nicht als classischer Zeuge angesehen werden darf, so braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß Italiens größter gegenwärtig lebender Dichter, Giosuè Carducci, der durch das Vertrauen des Königs in den Senat berufen worden ist, sich nach den von Giolitti überreichten Schriftstücken unter denjenigen befinden sollte, die der Banca Romana verpflichtet wären. Nun gilt gerade Giosuè Carducci in Italien wohl als der makelloseste Charakter. Oft genug sind ihm von der Regierung äußere Auszeichnungen und Vortheile jeder Art angeboten worden, die er aber sämmtlich abgelehnt, wie er denn auch unter Anderem vorgezogen hat, anstatt einem glänzenden Rufe an die römische Universität zu folgen, mit bescheidenem Gehalte an der Universität Bologna fortzuwirken und in seinem kaum mäßigen Ansprüchen genügenden Heim unweit der schiefen Thürme Garisenda und Asinelli den Musen und der Wissenschaft zu leben. Köstlich muß die Scene gewesen sein, die sich zwischen dem der Weltliteratur angehörenden Dichter des „Inno a Satana", des „Hymnus an Satan", und dem mit der Prüfung der Papiere Giolitti's betrauten Senatsausschusse abspielte, als er vor diesem schalkhaft erklärte, daß er zwar das alte Forum argentariorum in Rom kenne, daß er jedoch nicht einmal wisse, wo sich die Banca Romana in der modernen Hauptstadt Italiens befinde. Daß Giosuè Carducci nie in seinem Leben einen Wechsel bei dem von Tanlongo geleiteten Institute versilbert hat, mußte allerdings seinen Collegen im Senate von Anfang an unzweifelhaft erscheinen. Um so beachtenswerther ist

daher, daß selbst ein Carducci von Verdächtigungen nicht frei bleiben konnte, die sich am leichtesten daraus erklären, daß Tanlongo und dessen Helfershelfer bei stattfindenden Untersuchungen der Kassenbestände die von ihnen verursachten Defecte durch Wechsel mit glänzenden Namen zu verhüllen suchten.

Unter solchen Umständen erhält das Schreiben besondere Bedeutung, das Giosuè Carducci am 31. December 1894 an Crispi gerichtet hat, eine Kundgebung, die beide Männer in gleichem Maße ehrt. „Theurer, großer Freund," schreibt der Dichter an den leitenden Staatsmann, „nichts fehlt Ihnen nunmehr von Allem, was zumeist den hervorragendsten Bürgern in der Geschichte der Völker zugestoßen ist: weder, nachdem Sie das Vaterland gerettet haben, die Undankbarkeit Derjenigen, von denen Sie angerufen wurden, noch nach dem Dolchstiche des Mörders der Angriff von Seiten Derjenigen, denen Sie Liebe erwiesen und Gutes thaten. Der rohe Ansturm verschonte nicht einmal das junge Haupt der Tochter unmittelbar vor ihrer Vermählung. Heiter und ruhig inmitten dieses Wüthens und über diesem schmutzigen Toben factiöser und ehrgeiziger Niederträchtigkeit bleibt Ihre Stärke. Gruß und Achtung." Wenn ein Giosuè Carducci in dieser Weise das Vorgehen Giolitti's und seiner Helfer brandmarkt, kann es nicht überraschen, daß auch König Umberto sich von Anfang an auf die Seite seines ersten Rathgebers stellte.

Mit Gewißheit darf angenommen werden, daß der König von Italien, der sich stets wie sein Vater als Re galantuomo erwiesen hat, alle in Betracht kommenden Verhältnisse sehr genau geprüft, ehe er der Vertagung der Deputirtenkammer zustimmte. Nachdem sich immer deutlicher gezeigt, daß Giolitti sich wegen seines eigenen Sturzes rächen wollte, daß Rudini, Zanardelli und Brin gemäß der bekannten Vorschrift: Ote-toi de là que je m'y mette! handelten, daß endlich Cavallotti, der Franzosenfreund um jeden Preis, es an vergeblichen Bemühungen nicht fehlen ließ, um von Crispi in eine Staatsstellung berufen zu werden, ist es nicht mehr schwer, die gegenwärtige Lage in Italien richtig zu beurtheilen. König Umberto hat jedoch vom ersten Augenblicke an, als die Verhältnisse noch durchaus verwickelt waren, seinen Scharfblick bewährt, indem er sein volles Vertrauen für den leitenden Staatsmann bekundete. Bedürfte es aber noch eines Maßstabes für die Beurtheilung der vom Könige an den Tag gelegten Haltung, so darf er in der Sprache maßgebender französischer Blätter gefunden werden. Vor wenigen Wochen noch hatten diese die inneren Verhältnisse Italiens in düsteren Farben dargestellt, während nunmehr in denselben Organen eine ganz andere Taktik befolgt wird. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob es nur des Rücktrittes Crispi's bedürfte, um Klarheit in die inneren Verhältnisse des von ihm regierten Landes zu bringen. Stets von Neuem kam der der französischen Regierung nahestehende „Temps" darauf zurück, daß der König sogar die Monarchie gefährden könnte, wenn er Crispi als seinen ersten Rathgeber behielte. Obgleich dieses Argument gerade bei einem leitenden republikanischen Blatte seltsam erscheinen muß, wurde es doch in allen Tonarten ausgeführt. Im Hinblick darauf, daß die von den Führern der Opposition veröffentlichten Manifeste, insbesondere dasjenige Cavallotti's, gar keine Wirkung beim Könige Umberto erzielt haben, gelangte der „Figaro" in seinem am 4. Januar veröffentlichten Leitartikel zu dem Schlusse: „Es wäre jedoch bedauernswerth, daß Erwägungen dieser Art den König von Italien endgültig in der Bahn festhielten, in die ihn ein abenteuerlicher und egoistischer Minister stößt, und an deren Ende die unabhängigen Geister mit patriotischer Angst die Möglichkeit eines Conflictes zwischen der Monarchie und dem Lande ahnen." Die „patriotique angoisse", zu deren Echo sich das Blatt macht, legt jedenfalls das den Franzosen aus Molière's „L'Amour médecin" wohlbekannte Epigramm: Vous êtes orfèvre, monsieur Josse! nahe. Der dem Könige von Italien ertheilte Rath, sich von Crispi loszusagen, läßt allzu leicht die ihm zu Grunde liegende Absicht erkennen, als daß er auch nur einen Augenblick ernsthaft genommen werden könnte.

Die Franzosen erblicken eben in Crispi nicht nur den Vertheidiger einer energischen Politik im Innern, sondern auch den hauptsächlichen Vertreter des Dreibundes, den sie erschüttern zu können glauben, sobald der leitende italienische Staatsmann von der politischen Schaubühne verschwunden ist. Als ob nicht das Königreich mit Rücksicht auf die Bestrebungen der französischen Republik, ihre Machtsphäre am Mittelländischen Meere immer weiter auszudehnen, mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen wäre, an dem Bündnisse mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn festzuhalten. Gerade in jüngster Zeit ist wieder durch die Vorgänge in der Colonie Eritrea erhärtet worden, daß seit der Einnahme Kassala's durch die italienischen Streitkräfte die Eifersucht Frankreichs gewachsen ist. Abessinien soll den Franzosen gewissermaßen als Operationsbasis dienen, während Italien auf Grund der früher abgeschlossenen Verträge das Protectorat über dieses Land in Anspruch nimmt. Der erfolgreiche Recognitionsmarsch des Generals Baratieri nach Adua, der Hauptstadt von Tigré, das, im nördlichen Theile Abessiniens gelegen, früher ein eigenes Reich bildete, bezweckte denn auch, für den Fall eines von den Derwischen gemachten Versuches, für ihre Niederlage bei Kassala Revanche zu nehmen, nach Abessinien hin sich den Rücken zu decken. Daß König Menelik unter diesen Verhältnissen bereit sein würde, Rathschlägen, die ihm von wenig friedliebender Seite ertheilt worden sind, Gehör zu schenken, durfte ohne Weiteres angenommen werden. Inzwischen dürfte der Sieg, den General Baratieri über den Ras Mangascha davongetragen, den Kriegseifer der Abessinier bedeutend abgekühlt haben.

An Symptomen eines unfreundlichen Verhaltens der Franzosen fehlt es auch im Uebrigen nicht, so daß die Italiener mehr als jemals im Dreibunde die sicherste Bürgschaft für die Wahrung ihrer Staatsinteressen erblicken müssen. Selbst wenn Crispi wider alles Erwarten zurücktreten sollte, würde doch in der auswärtigen Politik keine Veränderung eintreten.

Dieses gilt nicht minder in Bezug auf Oesterreich-Ungarn, wo der Rücktritt des Ministerpräsidenten Wekerle zunächst keinen Systemwechsel bedeutet. Freilich fehlte es nicht bereits an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß durch die Ministerkrisis in Ungarn zugleich die Stellung des Leiters der gemeinsamen auswärtigen Politik, Grafen Kalnoky, erschüttert werden könnte. Die Widersacher dieses Staatsmannes sehen sich jedoch in ihren Erwartungen getäuscht, wie denn auch mit Dr. Wekerle die liberale Partei in Ungarn durchaus nicht „abgewirthschaftet" hat. Obgleich die kirchenpolitischen Gesetze, die den Mittelpunkt des gesammten politischen Interesses bildeten, nach anfänglichem Widerstande nicht bloß die Zustimmung der ersten Kammer, sondern auch die Sanction des Königs von Ungarn erhalten haben, ließ sich doch erkennen, daß eine Verstimmung zwischen diesem und dem Ministerpräsidenten Wekerle entstanden war. Daß sachliche Erwägungen dabei eine entscheidende Rolle spielten, erscheint ausgeschlossen, da Kaiser Franz Joseph mit dem von seinem bisherigen ersten Rathgeber in Ungarn befolgten System nicht brechen will. Vielleicht wirkte auf die Entschließungen des Kaisers und Königs der Umstand ein, daß der ungarische Ministerpräsident bei Gelegenheit erklärt hatte, er würde nur einem Votum der zweiten Kammer weichen. Jedenfalls darf Dr. Wekerle für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, in schwieriger Zeit seinem Vaterlande treue Dienste geleistet und, auf die Gefahr hin, die eigne Stellung zu gefährden, an der einmal gewonnenen Ueberzeugung festgehalten zu haben.

Der Umstand, daß zunächst der gleichfalls der liberalen Partei angehörende Graf Khuen-Hedervary als Nachfolger Wekerle's berufen werden sollte, legte Zeugniß dafür ab, daß nicht die Absicht bestand, an der jüngsten kirchenpolitischen Gesetzgebung zu rütteln. Hatte sich doch Graf Khuen-Hedervary mit dem beim jüngsten Neujahrsempfange in Pest als unerläßliche Forderungen der liberalen Partei in Ungarn aufgestellten Programme einverstanden erklärt, das sich dahin zusammenfassen läßt: Beendigung der begonnenen kirchenpolitischen Action, loyale Durch-

führung der kirchenpolitischen Gesetze, Festhalten an dem Ausgleiche von 1867 und „Verstaatlichung" der Verwaltung. Nachdem nunmehr die ungarische Krisis mit der Berufung des gleichfalls der liberalen Partei angehörenden Grafen Desider Banffy ihren Abschluß erhalten hat, darf gehofft werden, daß Ungarn, das sich insbesondere auch in wirthschaftlicher Hinsicht fortentwickelt, in Zukunft auf dieser Bahn beharren wird. Gerade in Ungarn ist gegenüber den tschechischen und anderen Bestrebungen diesseit der Leitha stets das treue Festhalten an dem Bündnisse mit Deutschland und Italien betont worden, wie denn auch neben den Deutschen die Ungarn als der sicherste Schutz gegen das Ueberwuchern des Slaventhums gelten dürfen.

Hervorgehoben zu werden verdient, mit welchem Eifer in Frankreich allen vermeintlichen Symptomen nachgespürt wird, aus denen auf eine Lockerung des Dreibundes Schlüsse gezogen werden sollen. Wurden in diesem Zusammenhange bereits die jüngsten Vorgänge in Italien genannt, durch die die Stellung Crispi's erschüttert sein sollte, so mußte auch die Ministerkrisis in Ungarn demselben Zwecke dienen. Gerade in Frankreich fehlte es aber nicht an eigenen schweren Sorgen, so daß dort gar keine Veranlassung vorliegt, dunkle Punkte am politischen Horizonte der anderen Staaten zu entdecken. Es braucht nur an die Angelegenheit des wegen Landesverrathes zu lebenslänglicher Deportation verurtheilten Capitäns Dreyfus, sowie an die Amtsentsetzung des höchsten Beamten der Kolonialverwaltung in Indo-China, Lanessan, erinnert zu werden, der trotz seiner hohen Stellung nahe Beziehungen mit einem der nunmehr wegen Erpressung gerichtlich verfolgten „Geschäftspublicisten", Canivet, unterhielt. Hierzu sind als bedeutsamste Vorgänge in jüngster Zeit noch die Minister- und die Präsidentschaftskrisis gekommen. Lassen nun auch solche Vorgänge auf die inneren Verhältnisse der französischen Republik grelle Streiflichter fallen, so wäre es doch verfehlt, daraus allzu weit gehende Schlüsse zu ziehen. Bot die Angelegenheit des Capitäns Dreyfus einem Theile der Pariser Presse Veranlassung, in willkürlicher Weise Deutschland, insbesondere die deutsche Botschaft in Paris, in diese Affaire hineinzuziehen, so unterließ die französische Regierung bereits vor einiger Zeit nicht, solchen abgeschmackten Erfindungen mit Entschiedenheit entgegenzutreten, und, als einzelne Pariser Organe an ihren Phantasien festhielten, war es wiederum das Ministerium Dupuy, das durch die „Agence Havas" die in Frankreich selbst nur von den niemals zu überzeugenden Chauvinisten herrührenden Ausstreuungen in aller Form dementiren ließ. Immerhin muß es als die Aufgabe der besonnenen französischen Presse, an der es durchaus nicht mangelt, erscheinen, die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, welche Gefahren für die Zukunft das Verhalten derjenigen Organe birgt, die unter der Maske des Patriotismus sich vernehmen lassen, in Wirklichkeit aber zumeist aus sehr wenig lauteren Rücksichten auf „Sensation" selbst vor den abenteuerlichsten Erfindungen nicht zurückschrecken. Die Abberufung des italienischen Botschafters in Paris, Reßmann, dessen Bestrebungen, gute freundnachbarliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrecht zu erhalten, nahezu einstimmig von den französischen Blättern anerkannt worden sind, kann jenseit der Vogesen als Warnung dienen. Hatte doch der „Preßfeldzug" gegen den leitenden italienischen Staatsmann in Frankreich einen so erbitterten Charakter angenommen, daß sogar die Persönlichkeit des Königs Umberto nicht verschont blieb. Crispi ging daher nur gemäß seinem eigenen entschlossenen Charakter vor, als er die Abberufung eines Botschafters empfahl und veranlaßte, durch dessen verfängliche Gesinnungen Ausschreitungen der bezeichneten Art nicht verhütet werden konnten.

Das Ministerium Dupuy mußte andererseits durch den Ausgang der parlamentarischen Verhandlung über die von dem Socialisten Millerand eingebrachte Resolution, in der die Freilassung des jüngst gewählten revolutionären Pariser Abgeordneten verlangt wurde, jedenfalls in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß thatkräftiges Vorgehen am sichersten zum Ziele führt. Hatten die ultraradicalen

Blätter die Wahlcampagne für den revolutionären Candidaten Gérault-Richard mit maßloser Heftigkeit unter der Voraussetzung geführt, daß ihr Genosse, der wegen schwerer Beleidigung des Präsidenten der Republik eine einjährige Gefängnißstrafe verbüßt, nach vollzogener Wahl zum Deputirten unverzüglich entlassen werden würde, so sahen sie sich in ihren Erwartungen getäuscht. Nachdem der Ministerrath sich dahin schlüssig gemacht hatte, dem Antrage auf Haftentlassung entgegenzutreten, stellte der Conseilpräsident am 10. Januar in der Sitzung der Deputirtenkammer die Vertrauensfrage, worauf der Antrag des socialistischen Abgeordneten Millerand mit der unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin beträchtlichen Mehrheit von 309 gegen 218 Stimmen abgelehnt wurde. Hatten die ultraradicalen Blätter bereits angekündigt, daß das ablehnende Verhalten der Regierung deren Sturz herbeiführen würde, so mußten alle Freunde der Ordnung es mit Genugthuung aufnehmen, daß das Ministerium Dupuy siegreich aus diesem parlamentarischen Kampfe hervorgegangen war. Die Opposition nahm jedoch am 14. Januar den Kampf wieder auf, indem der socialistische Abgeordnete Millerand nunmehr wegen des den Eisenbahngesellschaften günstigen Beschlusses des Staatsrathes über die Zinsgarantie für die Orléansbahn und die Compagnie du Midi interpellirte, nachdem der Bautenminister Barthou, nicht ohne an seine politische Zukunft zu denken, aus Anlaß desselben Beschlusses seine Entlassung genommen hatte. Die Ablehnung der Priorität für die vom Conseilpräsidenten Dupuy angenommene Tagesordnung, in der die Kammer ihre Achtung vor dem Principe der Trennung der Gewalten, also auch für die Entscheidung des Staatsrathes aussprechen sollte, veranlaßte das Ministerium, seine Entlassung einzureichen.

Obgleich der Präsident der Republik, Casimir-Perier, allem Anscheine nach durch das Votum der Deputirtenkammer nicht betroffen wurde, hat er doch zur allgemeinen Ueberraschung seine Demission genommen und in einer an die beiden parlamentarischen Körperschaften gerichteten Botschaft die Gründe für sein Verhalten dargelegt, indem er insbesondere betonte, daß ein Kampf gegen das parlamentarische Régime und gegen die staatsbürgerlichen Freiheiten ausgebrochen wäre, in welchem er nicht genügende Unterstützung gefunden habe. Der Rücktritt Casimir-Perier's mußte um so größeres Bedauern erregen, als der lautere Charakter dieses Staatsmannes über jeden Zweifel erhaben war. Auch lag die Gefahr nahe, daß nunmehr die radicale Strömung sich entschiedener geltend machte. Nur wäre es wohl verfehlt, die Präsidentschaftskrisis in dem Sinne aufzufassen, als ob nunmehr der Niedergang der republikanischen Einrichtungen in Frankreich unvermeidlich wäre. Vielmehr darf im Interesse der friedlichen Entwicklung Frankreichs gehofft werden, daß auch diese Krisis ohne schwere innere Verwicklungen überwunden werden wird.

Bei der am 17. Januar von den zur Nationalversammlung in Versailles vereinigten beiden Kammern vollzogenen Wahl des Präsidenten der Republik hat im zweiten Wahlgange Felix Faure, der Marineminister im Cabinet Dupuy, mit 430 gegen 361 Stimmen über den radicalen Parteiführer Brisson, den Präsidenten der Deputirtenkammer, gesiegt. Hätte die Wahl Brisson's einen bedenklichen Erfolg der radical-socialistischen Richtung bedeutet, so durfte die Ernennung Faure's auch vom Gesichtspunkte der internationalen friedlichen Beziehungen der französischen Republik mit Genugthuung begrüßt werden. Der Umstand, daß der neue Präsident der Republik den radicalen Deputirten Bourgeois mit der Bildung des Ministeriums beauftragte, konnte nur als eine Consequenz der von der Deputirtenkammer beschlossenen Tagesordnung, durch die das frühere Cabinet gestürzt wurde, angesehen werden. Auch in Frankreich werden die socialistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die für das Jahr 1900 geplante Pariser Weltausstellung wird sich überdies als ein Ablenkungsmittel für Utopien erweisen, so daß die republikanische Staatsform kaum gefährdet erscheint.

Literarische Rundschau.

Der Ursprung des siebenjährigen Krieges.

[Nachdruck untersagt.]

Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Von Max Lehmann. Leipzig, Hirzel. 1894.

Für die Geschichtsforschung gibt es kaum ein Problem, das anziehender zugleich und schwieriger wäre, als die Untersuchung über den Ursprung eines Krieges. Wir sehen, wie die Vorgeschichte der großen Kriege, die das Ansehen Europa's von Grund aus umgestaltet haben, der Revolutionskrieg von 1792, der deutsch-französische Krieg von 1870, immer von Neuem erforscht und dargestellt werden, ohne daß bei dem Gegensatz der Interessen und Leidenschaften, welche die Kriege hervorrufen und überleben, eine bestimmte Auffassung und Darstellung über jeden Streit hinweg sich allgemeine Zustimmung erobern könnte. Aehnlich und doch auch wieder anders ist es mit der Geschichte der Entstehung des siebenjährigen Krieges. Auch hiermit haben sich seit länger als einem Jahrhundert zahlreiche Geschichtschreiber, und darunter einige ersten Ranges, beschäftigt, von Duclos an, der in einer bald nach der Beendigung des Krieges veröffentlichten „Histoire des causes de la guerre de 1756" Alles aus der Annäherung der Kaiserin Maria Theresia an die Pompadour herleiten wollte, bis zu der trefflichen Darstellung in Reinhold Koser's Werk „König Friedrich der Große" (1893). Das Bemerkenswerthe dabei war aber, daß aus der Menge und Mannigfaltigkeit dieser Forschungen und Bearbeitungen, wie sie namentlich nach Oeffnung der Archive in Wien und Berlin, Paris und Moskau in reicher Fülle an die Oeffentlichkeit traten, doch allmälig eine allseitig angenommene Anschauung sich herausgebildet hat. Preußische und österreichische, französische und russische Forscher kommen in der Ansicht überein, daß Oesterreich und Rußland einen Bund geschlossen hatten, der, wenn nicht schon für 1756, doch für 1757 einen Angriff auf König Friedrich bestimmt in Aussicht nahm; daß Frankreich durch den mit Oesterreich geschlossenen Versailler Tractat aller Wahrscheinlichkeit nach an dem Kriege gegen Preußen Theil genommen hätte; daß König Friedrich durch seine Waffenerhebung der drohenden Gefahr, von der er im Allgemeinen unterrichtet war, rechtzeitig hat entgegentreten wollen. So urtheilen, wie gesagt, nicht bloß preußische Gelehrte, wie Ranke, Naudé, Koser. Von den österreichischen Historikern sagt Arneth, der Biograph Maria Theresia's: „Der Kaiserhof trug sich seit langer Zeit schon mit Entwürfen, welche Preußen mit den ernstesten Gefahren bedrohten. So weit wir sehen können, war der Ausbruch des Krieges für das Jahr 1757 unvermeidlich geworden." Ein Anderer, Adolf Beer, erklärt: „Darüber kann wohl nunmehr kein Zweifel herrschen: der eigentliche Motor des verheerenden Kampfes, der Europa sieben Jahre lang in

bangem Athem hielt, ist nur Graf Kaunitz." Friedrich Martens, der im amtlichen Auftrage die Geschichte der russischen Diplomatie schreibt, gesteht ein: „Seit 1755 rieth der russische Hof der österreichischen Kaiserin dringend zu einem Angriff auf den König von Preußen und versprach ihr seine bewaffnete Unterstützung mit einem Truppencorps von 80 000 Mann"; und der neueste französische Darsteller der diplomatischen Verhandlungen von 1756, der Herzog von Broglie, sagt in einer kürzlich in der „Revue des deux Mondes" (1. December 1894) veröffentlichten Abhandlung, daß der Versailler Tractat trotz seiner defensiven Form doch einen Offensivkrieg in ganz nahe Aussicht stellte. Der Vertrag, meint er, „roch nach Pulver".

Diese in der Geschichtsforschung ungewöhnliche Einmüthigkeit ist jetzt durchbrochen: der Verfasser der vortrefflichen Biographie Scharnhorst's, ein Forscher von großem Scharfsinn und freimüthigster Kritik, Max Lehmann, hat vor Kurzem eine kleine Schrift veröffentlicht, in der er die jetzt herrschende Ansicht, die er kurzweg eine Legende nennt, völlig oder doch fast völlig auf den Kopf stellt. Er bestätigt zwar die offensiven Pläne der Kaiserin Maria Theresia, aber er leugnet, daß sie bei der zweifelhaften Haltung Frankreichs und der Unsicherheit der russischen Hülfe den preußischen Staat mit unmittelbarer oder naher Gefahr bedroht hätten; er behauptet, daß vielmehr Friedrich selbst den Krieg von 1756 offensiv begonnen habe, zu dem Zwecke, sich Sachsens und Westpreußens zu bemächtigen.

Ich möchte gleich von vornherein einem Mißverständniß vorbeugen, das mir bei Aeußerungen über die Schrift, welche durch die schneidende Schärfe ihrer Beweisführung vielfaches Aufsehen erregt hat, hier und da begegnet ist. Lehmann, wie wir nach dem Tone fast noch mehr als nach dem Inhalt seiner Schrift urtheilen dürfen, gehört nicht gerade zu den Verehrern König Friedrich's; schmückende Beiwörter erhält nur Maria Theresia, die „landesmütterliche", die „weise"; allein man würde doch irren, wenn man annähme, daß er dem Könige aus den Eroberungsabsichten, die er ihm zuschreibt, etwa einen sittlichen Vorwurf machen wolle. Für Westpreußen hält er einen besonderen Nachweis der Nothwendigkeit dieser Erwerbung offenbar für unnöthig; was aber Sachsen betrifft, so weist er mit Recht darauf hin, daß die sächsische Grenze sich damals der preußischen Hauptstadt bis auf sieben Meilen näherte, und erinnert sehr treffend daran, daß auch die großen Deutschen im Rathe König Friedrich Wilhelm's III. in den Tagen des Wiener Kongresses die Annexion Sachsens für unumgänglich nothwendig ansahen. Lehmann findet hierin die stärkste Rechtfertigung der Absichten Friedrich's; „Sachsen," meint er mit glücklichem Ausdruck, „mußte entweder Preußens Freund oder durfte überhaupt nicht sein" (S. 87). Wenn Lehmann die ihm anscheinend nicht sympathische Politik Friedrich's so unbefangen beurtheilt, so haben auch wir unsrerseits um so mehr die Pflicht, seine Beweisführung mit gleicher Unbefangenheit zu würdigen.

Lehmann geht aus von einer Urkunde, welche ihm unter den Kundgebungen des friedericianischen Genius als die großartigste erscheint: dem politischen Testament König Friedrich's von 1752. In diesem hochwichtigen Schriftstücke, dessen Veröffentlichung schon vor Jahren Ranke beantragt und das Auswärtige Ministerium Preußens neuerdings wieder verhindert hat, obgleich sein Inhalt im Wesentlichen längst nicht mehr unbekannt ist, findet sich ein Kapitel mit der Aufschrift „Rêveries politiques", in welchem König Friedrich, um dem Mangel des preußischen Staates an innerer Stärke abzuhelfen, die Nothwendigkeit weiterer Gebietsvergrößerungen erörtert und auf die Erwerbung von Sachsen, Westpreußen und Schwedisch-Pommern hinweist. Auch Ranke und Koser haben diese Aufzeichnungen gekannt, bestreiten aber deren Bedeutung für den Ursprung des siebenjährigen Krieges, da König Friedrich selbst seine Gedanken nur als „politische Träumereien" bezeichne und ihre mögliche Verwirklichung nur unter Voraussetzungen erwartete, von denen im Jahre 1756 auch nicht eine zutraf. Lehmann seinerseits sucht dagegen nachzuweisen, daß König Friedrich in jenem Testamente für seine Nachfolger zwar eine Eroberung Sachsens

mit „möglichst vielen Cautelen umgab", „sich selbst aber schon etwas mehr zutraute" (S. 62), und unbestreitbar ist wenigstens, daß König Friedrich auch in späteren Jahren (1768 und 1775) in seinen geheimen Aufzeichnungen die Erwerbung Sachsens wiederholt als schlechterdings nothwendig bezeichnet hat. Alle diese Aeußerungen des Königs aus den Jahren vor und nach dem siebenjährigen Kriege waren aber bekannt; neu ist nun, daß Lehmann auch aus der Zeit unmittelbar vor und während des siebenjährigen Krieges selbst Aeußerungen des Königs anführen zu können glaubt, in denen er seiner Absicht auf Erwerbung Sachsens unzweifelhaften Ausdruck gegeben habe. Hierin allein liegt das entscheidende Moment: man mag jene Aufzeichnungen des Königs als politische Träumereien oder als festwurzelnde Ueberzeugungen ansehen, die Hauptsache bleibt immer, ob sich auch für die Zeit von 1756 bis 1763 selbst solche Absichten unanfechtbar nachweisen lassen.

Zwei Beweisstellen sind es, die Lehmann für seine Auffassung geltend macht: eine aus dem Jahre 1756, eine andere von 1759. In einem Briefe vom 19. Februar 1756, sagt der Verfasser, fragt König Friedrich „seinen durch die Aussicht auf einen großen Krieg nicht gerade erbauten Bruder August Wilhelm, ob er denn das Vergnügen für gar nichts halte, Sachsen zu demüthigen oder besser gesagt zu *vernichten*" („anéantir la Saxe"). Lehmann findet hierin den unwiderleglichen Beweis der Eroberungsabsichten König Friedrich's, und überhäuft mit bitterem Tadel einen andern Gelehrten, der das Wort „anéantir" durch die Wendung „zur politischen Null herabdrücken" wiedergegeben hatte. Und dennoch kommt diese Uebersetzung dem richtigen Sinne weit näher, als Lehmann's „Vernichten" in der Bedeutung von „Erobern". Das haben ausnahmslos Alle anerkannt, die sich seither mit diesem Briefe des Königs beschäftigt haben; ich verweise nur auf die Auseinandersetzungen von Wiegand in der „Deutschen Literatur-Zeitung" (Nr. 51, 1894) und von Koser („Historische Zeitschrift", Band 74), der die friedliche Bedeutung jenes Schreibens außer allem Zweifel gesetzt und nachgewiesen hat, daß es sich nur um die Mattsetzung Sachsens durch den Vertrag Preußens mit England handelt, „durch einen kleinen Federstrich", wie der König selbst sagt.

Ist damit die eine Beweisstelle Lehmann's beseitigt, so werden wir finden, daß auch die zweite für den Plan einer Eroberung Sachsens keineswegs beweiskräftig ist. Im October 1759, als der Abfall Frankreichs von der Coalition in Aussicht stand und König Friedrich, trotz der Niederlage von Kunersdorf, den Oderfeldzug gegen Saltykow und Laudon glücklich beendet hatte und sich zur Wiedereroberung Sachsens anschickte, hat er seinem Gesandten in London für den Fall von Friedensverhandlungen einen „canevas" übersandt, den er bei den Besprechungen mit den verbündeten Engländern als Grundlage benutzen sollte. Die Weisung ist merkwürdig genug, um hier nach ihrem Wortlaut Platz zu finden. „Wir brauchen," schreibt der König, „eine Salbe für unsere Brandwunde, wenn das möglich ist. Folgendes könnte man thun: entweder vorschlagen, daß Jeder behält, was er beim Frieden besitzt, oder wenn man tauschen will, da Preußen (Ostpreußen) und meine rheinischen Besitzungen (die in den Händen der Feinde waren) bei Weitem weniger werth sind als Sachsen (welches er beim Friedensschluß besetzt zu halten hoffte), so müßte man an Aequivalente denken, sei es die Niederlausitz, ... sei es Westpreußen nach dem Tode des Königs von Polen, sei es irgend ein beliebiges anderes Land, wenn es nur eine Salbe für die Brandwunde gibt. Der äußerste, schlimmste Fall (le pis-aller) wird die Wiederherstellung des status quo vor dem Kriege sein." Lehmann hat diese Weisung dahin verstanden, der König habe in *erster Linie* gewollt, daß Jeder durch den Frieden das behalte, was er gerade besäße. Er habe also lieber seine rheinischen Besitzungen in den Händen der Franzosen, Ostpreußen in den Händen der Russen lassen, als Sachsen herausgeben wollen (S. 65). Steht das wirklich in der Weisung, war das wirklich und ernstlich die Ansicht des Königs?

Ich denke: nein. Ich will so sehr viel Werth nicht darauf legen, daß der König nur wenige Tage später in einem neuen Erlasse an seinen Gesandten, ein sehr ausführliches Friedensprogramm entwickelt, auf Grund von Säcularisationen geistlicher Stifter, Erwerbung von Westpreußen u. s. w., ohne dabei der Abtretung Ostpreußens und der rheinischen Besitzungen an Rußland und Frankreich mit einem Worte zu gedenken. Entscheidend aber für die richtige Auffassung der wirklichen und innersten Absichten des Königs in jenen Tagen ist ein Schreiben, in welchem Friedrich's vertrautester und eingeweihtester Cabinetssekretär, der bekannte Geheime Kriegsrath Eichel, jene Vorschläge des Königs erläutert hat. Eichel war zunächst wenig einverstanden mit den auf Vergrößerung zielenden Forderungen seines Königs (19. October); nachdem er ihn jedoch gesprochen, schreibt er beruhigt dem Minister Graf Finckenstein (14. November 1759): „So viel ich habe verstehen können, kann ich mir schmeicheln, daß alle diese Aeußerungen gewissermaßen nur Probleme sind, die der König den Engländern hinwirft, um zu sehen, wie sie denken und ob es nicht möglich ist, wenigstens entweder Kopf oder Flügel zu erwischen; zweitens um gleich von vornherein jeder Abtretung, die man vom König beanspruchen könnte, vorzubeugen; drittens wird der König an den Forderungen nicht hartnäckig festhalten und viertens nicht den Frieden davon abhängig machen; fünftens endlich, wenn nichts von alledem erreichbar ist, so wird das Ultimatum des Königs sein: keine Abtretung von seinen alten Besitzungen, sondern Alles bleibt auf dem Fuß vor dem Kriege." Wie durfte bei einer Erörterung der Friedensvorschläge Friedrich's von 1759 das Schreiben Eichel's, welches offenbar nach eigenen Aeußerungen des Königs jene Instruction erst verständlich macht, unberücksichtigt bleiben?

Mit einleuchtender Klarheit, meine ich, ergibt sich aus diesem Schriftstücke der eigentliche Sinn jener für England bestimmten Vorschläge, die wahre Absicht des Königs. „In erster Linie" stand dem König für den Friedensschluß nicht die Erwerbung Sachsens, am wenigsten auf Kosten Ostpreußens und der rheinischen Gebiete, sondern vielmehr die Integrität der alten preußischen Besitzungen, und Jedermann weiß, wie König Friedrich in allen Bedrängnissen des Krieges an diesem Grundsatz zäh und unerschütterlich, und schließlich auch erfolgreich festgehalten hat. Zweitens wünschte er für seine schweren Verluste möglichst eine Entschädigung, und als sicherstes Mittel zu ihrer Erreichung schien es ihm zweckmäßig, das militärische uti possidetis beim Friedensschluß als Grundlage der Verhandlung vorzuschlagen, um dann bei dem Austausch von Sachsen gegen Ostpreußen und die schmalen Besitzungen Preußens am Rhein für den Mehrwerth von Sachsen noch eine Draufgabe herauszuschlagen, vielleicht die Aussicht auf dereinstigen Erwerb von Westpreußen, vielleicht ein Stückchen von Sachsen selbst. Nimmermehr aber wird man mit Lehmann sagen dürfen: der König habe die Herstellung des Zustandes vor dem Kriege als den „schlimmsten Ausgang" bezeichnet und lieber zu Gunsten Rußlands und Frankreichs auf Ostpreußen und die rheinischen Besitzungen, als auf Sachsen verzichten wollen.

Allein diese mißverständliche Auffassung der Weisungen König Friedrich's nach England hat bei Lehmann nicht nur zu der Annahme „intensiver Absichten" des Königs auf Sachsen während des siebenjährigen Krieges geführt; er hat eine noch viel weiter gehende Folgerung daraus gezogen.

Unsere vaterländische Geschichtschreibung (neuerdings noch Sybel in der „Begründung des Deutschen Reiches") hat mit Nachdruck darauf immer hingewiesen, daß Maria Theresia für die Ueberwältigung Preußens den Russen Ostpreußen, den Franzosen ansehnliche Stücke der Westmark geopfert habe; nur König Friedrich's glorreicher Widerstand habe diese schwere Schädigung Deutschlands abgewendet. Lehmann bittet uns, gewiß mit Bedauern, diese „Illusion" aufzugeben: auch Preußen habe damals Deutschland verleugnet. In jenen Friedensvorschlägen habe König Friedrich „der Annexion Sachsens den Vorzug gegeben vor der Behauptung seiner Grenzlande im Osten und im Westen" (S. 89). Wenn er sich aber hierfür

auf obige Weisung des Königs, und nur auf diese beruft, so ist seine Auffassung, wie wir gesehen haben, irrig: nichts, gar nichts davon liegt in den wohlverstandenen Worten des Königs. Was Lehmann eine „Illusion" nennt, werden wir als eine unantastbare Wahrheit noch weiter hoch halten dürfen.

Es war unumgänglich, diese Punkte näher zu erörtern: sie bilden den Kern der Beweisführung Lehmann's. Das Ergebniß dieser Erörterungen ist nun aber: von den beiden einzigen Aeußerungen des Königs, die Lehmann als Beweis der Pläne auf Sachsen während des siebenjährigen Krieges geltend zu machen weiß, ist die eine (von 1756) durch Koser und Wiegand, die andere (von 1759) durch die obigen Ausführungen als nicht beweiskräftig nachgewiesen worden. Damit wird der ganzen Auffassung der Boden entzogen: die auf schmalem und schwankendem Grunde errichtete Beweisführung bricht in sich zusammen.

Aber wenn auch für die Kriegszeit selbst eine unzweideutige Aeußerung des Königs für seine geplante Eroberung Sachsens bisher nicht ermittelt ist, so hat doch vielleicht König Friedrich durch eine von kriegerischen und erobernden Tendenzen beherrschte Politik selbst den Kampf von 1756 hervorgerufen und damit sich den Weg zu Annexionen geebnet? Eben dies ist allerdings Lehmann's Auffassung; wir werden zu prüfen haben, ob sie begründeter ist, als seine vorher besprochenen Beweise.

Nach Lehmann's Ansicht war Friedrich's Politik nur in den sieben Jahren von 1746 bis 1752 eine friedfertige, seitdem hat er auf einen Krieg planmäßig und bedachtsam hingearbeitet, und nur mit dem Angriff gewartet, bis „seine eigenen Vorbereitungen fertig und die Aeußerungen und Handlungen der Gegner ihm einen speciosen Vorwand gaben" (S. 73). Es wäre vergeblich, wollte man Lehmann mit dem Hinweis auf die Versicherungen des Königs zu widerlegen suchen, der wiederholt seine Friedfertigkeit betheuert, den Krieg als aufgezwungen und seinem Interesse zuwiderlaufend bezeichnet hat. Der König kann sagen, was er will: Lehmann glaubt ihm schlechterdings nichts; hat doch in dem berufenen Testamente von 1752 der König seinen Nachfolgern empfohlen: „dissimulez vos desseins"; „es ist das Princip," sagt Lehmann, „welches von jeher die Meister der diplomatischen Kunst befolgt haben: dissimulare est regnare". Selbst einem Napoleon III. gegenüber hat Treitschke einmal vor der „überschlauen Unart" gewarnt, „hinter jedem Worte der Mächtigen eine Lüge zu wittern". Lehmann verdient volle Beistimmung, wenn er, schon in einer älteren Abhandlung, bei der Benutzung der Schreiben Friedrichs's umsichtigste Prüfung und sorgsamste Auswahl zur Pflicht gemacht hat; aber sollte er jetzt nicht Kritik und Skepsis übertreiben, wenn er die in der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" gesammelten Schriftstücke bis auf wenige bei Seite schiebt, als wären es für ein Roth- oder Blaubuch zusammengestellte und für parlamentarische Bedürfnisse zurechtgestutzte Actenstücke? Gewiß, Friedrich hat oft, rücksichtslos bis zum Cynismus wie er war, Grundsätze einer machiavellistischen Politik mit herausfordernder Schadenfreude empfohlen: sollen wir darum glauben, daß er immer und überall sich durch solche Theorien habe leiten lassen; sollen wir verkennen, wie oft unter der dünnen Hülle angelernter Theorien und Maximen die innere Wahrhaftigkeit seines Wesens wie ein mächtiger Strom temperamentvoll und siegreich hervorbricht? Wer die Geschichte kennt, weiß, daß nicht diejenigen Staatsmänner immer die wahrhaftigsten sind, welche die Wahrheit beständig im Munde führen, ebenso wie nicht diejenigen Mädchen für die unschuldigsten zu gelten pflegen, welche mit ihrer Reinheit und Keuschheit prunken.

Indessen, gehen wir einmal auf die Anschauung Lehmann's ein und folgen wir ihm, wenn er uns in seiner Weise den „echten Friedrich aus den echten Urkunden" zeigen will, so finden wir, wieder in dem Testament, eine Aeußerung, die zwar nicht in der entstellten Form, wie sie in Folge des Schreibfehlers eines Anderen in Lehmann's Buche erscheint (S. 70), aber nach dem Wortlaut des Originals

über den friedfertigen Charakter der Politik König Friedrich's keinen Zweifel läßt. Der König schreibt (1752): „Was wir auch von einem Kriege für uns erwarten können, mein gegenwärtiges System ist, den Frieden so lange zu verlängern als es mit der Majestät des Staates vereinbar ist („quoi que nous puissions nous attendre de la guerre, mon système présent est de prolonger la paix"). Dies war damals, wie wir sehen, die politische Theorie Friedrich's; hat die Praxis ihr entsprochen? Trotz Lehmann, möchte ich es bejahen.

Ich gehöre keineswegs zu den Bewunderern der auswärtigen Politik König Friedrich's, am wenigsten derjenigen in den Jahren unmittelbar vor dem siebenjährigen Kriege. Was die Zeitgenossen von ihrer Veränderlichkeit und Unzuverlässigkeit zu tadeln wußten, scheint mir nur zu wohl begründet. Dem König eignete, neben andern Fehlern, eine unheilvolle Neigung, seine Allianzen zu wechseln oder mindestens in ein bestehendes Bundesverhältniß fremdartige Bestrebungen hineinzutragen, welche es nothwendig zersetzen und auflösen mußten. So hat er sich die letzten Jahre seiner Regierung verbittert durch ein im Wesentlichen selbstverschuldetes Zerwürfniß mit Rußland, auf dessen Allianz von 1764—1780 das System der preußischen Politik fest und sicher geruht hatte. Aehnlich vor dem siebenjährigen Kriege. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand König Friedrich im Bündniß mit Frankreich; es deckte ihn gegen die Feindschaft Oesterreichs und hatte im Jahre 1749 genügt, um den drohend erhobenen Arm Rußlands sinken zu machen. Allein im Jahre 1755 kam es zwischen England und Frankreich zu dem großen Kriege, der über den germanischen Charakter Nordamerikas entschieden hat, der „guerre des merluches", dem Stockfischkrieg, wie Friedrich ihn in spottendem Aerger genannt hat. Friedrich stand vor einer ernsten Entscheidung: er faßte den falschesten Entschluß, den er nach menschlichem Bedünken hat treffen können. In der Besorgniß, als Verbündeter Frankreichs in den Krieg verwickelt zu werden, gefährdet durch einen Angriff des mit England verbündeten Rußland, schloß König Friedrich am 16. Januar 1756 mit England den Neutralitäts-Vertrag von Westminster, durch den er Frankreich nicht zu verlieren fürchtete, wohl aber das von England, wie er meinte, ganz abhängige Rußland zu gewinnen und damit zugleich Oesterreich den zur Führung eines Krieges unerläßlichen Bundesgenossen zu entziehen hoffte. In jeder, schlechterdings jeder dieser Berechnungen hat sich König Friedrich getäuscht. Er verlor Frankreich, das am 1. Mai 1756 mit Oesterreich den Vertrag von Versailles einging; er gewann Rußland nicht, das sich von England trennte und sich fester als je zu einem gemeinsamen Angriff auf Preußen mit Oesterreich verbündete. Das Ziel der Politik des Grafen Kaunitz war damit fast erreicht, die große Coalition gegen Friedrich so gut wie geschlossen.

Man mag diese Politik, die durch ihre Ergebnisse sich richtet, ungeschickt schelten: kriegslustig war sie nicht. Lehmann zwar wendet ein, König Friedrich selbst habe damals wiederholt zum Kriege gereizt: die Türken durch Frankreich zu einem Angriff auf Rußland oder Oesterreich (1752, 1753), die Franzosen selbst zu einem Einfall in Hannover (1755). Alles das ist zweifellos, beweist aber doch nur, daß der König die in Europa durch die aggressive Politik Rußlands und Oesterreichs herrschende Spannung anderswo als auf seine Kosten zur Auslösung bringen wollte; nimmermehr folgt, ohne andere Beweise, daraus, daß er selbst sich in einen Krieg zu stürzen dachte. Jene Rathschläge waren nur Schachzüge in einem Kampfe, bei dem wahrlich nicht König Friedrich der Angreifer war. Lehmann spottet, daß Friedrich dabei immer behauptet habe, einen allgemeinen Krieg verhüten zu wollen; er meint, „man lösche ein Feuer doch nicht dadurch aus, daß man ihm neue Nahrung gebe"; richtiger wäre es vielleicht, wenn man bei jener Politik des Königs, um in der Nähe von Lehmann's Gleichniß zu bleiben, an den alten Bauernvers erinnern wollte: „Ich bitt' Dich, heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an." Friedrich's Politik vor dem siebenjährigen Kriege war keine in „ihrer Stärke ruhende Friedenspolitik", wie Sybel kürzlich Bismarck's Politik vor dem

Kriege von 1870 charakterisirt hat: sie war argwöhnisch und leichtgläubig, kurzsichtig und überstürzend, aber, ich wiederhole es, kriegslüstern war sie nicht.

Dagegen beweist auch nichts jene großartige Kriegsrüstung, die König Friedrich in der Friedenszeit nach dem zweiten schlesischen Kriege geschaffen hat, jenes Heer, das eine Vereinigung „von numerischer Stärke, Einheitlichkeit, Schlagfertigkeit und Beweglichkeit darstellte, zu der es durchaus kein Gegenstück in der Welt gab“ (S. 4). In einem einleitenden Capitel, vielleicht dem besten des ganzen Buches, vorzüglich in knapper und überall treffender Darstellung, urkundlich zuverlässig, hat Lehmann die großartige militärische Leistungsfähigkeit des damaligen preußischen Staates geschildert; und als Gegenstück dazu die schwerfällige Schwäche des gleichzeitigen Oesterreichs unter Maria Theresia. Wir glauben ihm wohl, daß bei den Nachbaren Preußens damals eine „mit Achtung, Grauen und Erbitterung gemischte Empfindung“ herrschte (S. 8). Aber müssen wir deshalb auch glauben, daß jene gewaltige Kriegsrüstung mehr zum Angriff, als zur Vertheidigung ins Leben gerufen war? Ich meine, die Erinnerung an unsere eigene Lage nach dem Kriege von 1870 gestattet uns nicht nur, sondern mahnt uns geradezu, die Rüstungen Friedrich's als Vertheidigungsmaßregeln aufzufassen — auch jene Rüstungen, aus denen schließlich der Krieg von 1756 hervorgegangen ist.

Es war um die Mitte des Juni 1756 in der Nähe Magdeburgs, wo der König militärische Uebungen leitete, als er Nachrichten über Vorgänge in Rußland und Oesterreich erhielt, welche ihn mit den ernstesten Besorgnissen erfüllten. Schon am 17. Juni zeigen einige seiner Aeußerungen, daß der Gedanke an den bevorstehenden Ausbruch eines Krieges, wenn auch vielleicht erst für 1757, damals mit Bestimmtheit vor seine Seele trat. „Wenn es zum Kriege kommen möchte und die Regimenter marschiren müssen“, schreibt er an diesem Tage in einem noch ungedruckten Briefe seinen Generalen. Noch traf er keine militärischen Vorkehrungen; erst als er am 19. Juni, nach Potsdam zurückgekehrt, neue und drohendere Nachrichten namentlich von russischen Rüstungen vorfand, hat er Maßregeln ursprünglich rein defensiven Charakters angeordnet, die, unter wechselnden Eindrücken allmälig gesteigert und beschleunigt, schließlich zur Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres für eine Offensive geführt haben. Diese Entwicklung weiter zu verfolgen, scheint unnöthig; aus den Rüstungen auf beiden Seiten ging der Krieg mit Nothwendigkeit hervor. Es ist einmal so, wie ein großer Diplomat des 19. Jahrhunderts, Pozzo di Borgo, zu Wellington geäußert hat: „Rien ne précipite plus la guerre que les précautions excessives pour se mettre en mesure de la soutenir, parce que ces précautions sont odieuses et provoquent des réciprocités du même genre qui mènent à des ruptures ouvertes.“

Lehmann ist auf den Zusammenhang zwischen den beunruhigenden Nachrichten, die der König erhält, und den Vorkehrungen, die er darauf hin trifft — einen Zusammenhang, den Naudé und Koser gründlichst nachgewiesen haben — seinerseits nicht näher eingegangen. Man hat das getadelt, meines Erachtens mit Unrecht. Nachdem er einmal festgestellt zu haben glaubte, daß der König einen Angriff auf Oesterreich längst plante und nur auf einen passenden Vorwand dafür wartete, konnte Lehmann sich mit der Bemerkung begnügen, daß unzweifelhaft die russischen Rüstungen den preußischen vorangingen und die nächste Veranlassung der kriegerischen Verwicklungen des Jahres 1756 bildeten (S. 77). Ausführlich erörtert er dagegen die angeblichen Rüstungen Oesterreichs und weist in einer aus den Wiener Acten geschöpften Darstellung überzeugend nach, daß die dem Könige darüber zugegangenen Nachrichten falsche waren; daß vielmehr die österreichischen Rüstungen durch die preußischen ebenso hervorgerufen wurden, wie diese vorher durch die russischen. Es hat, wie ich dazu einschalten möchte, auch dem König nicht an richtigeren Nachrichten gefehlt. Der Generallieutenant Fouqué, der in der Nähe der Grenze stand, hat damals in seinen Schreiben an den König die Richtigkeit der auch ihm zugegangenen Gerüchte über österreichische Rüstungen bestritten, indem

er sie auf die gerade vollzogene, alle drei Jahre wiederkehrende Ablösung der böhmischen Regimenter zurückführte (21. und 29. Juni). Aber das war einmal der Unsegen der Lage, die König Friedrich selbst geschaffen hatte: wo zwei fremde Staatsmänner die Köpfe zusammensteckten, vermuthete er das Werden einer Coalition; wo er von Truppenmärschen hörte, argwöhnte er einen Angriff auf Preußen.

Man vergegenwärtige sich des Königs Lage. Er mußte fühlen, daß die überlegene Staatskunst eines großen Gegners ihn wie mit einem Netze enger und enger umzog, das ihn zu fesseln, zu ersticken drohte. Vergebens hatte er sich der gefährlichen Umschlingung durch diplomatische Windungen zu entziehen gesucht: was der Feder mißlungen, dachte er jetzt mit dem Schwerte zu erreichen. Er ahnte nicht die Größe der Gefahr, die er gerade hierdurch erst heraufbeschwor; er unterschätzte die Stärke der Gegner. Er mochte hoffen, Oesterreich im raschen Anlauf überwältigen, Rußland zurückwerfen und zum Frieden zwingen, die Coalition im Werden ersticken zu können. Wir wissen heute, daß Friedrich's Berechnung auch diesmal falsch war; es ist müßig und unfruchtbar, darüber zu streiten, ob es ohne die Rüstungen Friedrich's zum Kriege gekommen wäre, und man mag immerhin Lehmann zugeben, daß gerade erst der Angriff des Königs das lockere Vertragsverhältniß zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland zu einem festgeschlossenen Bunde gestaltet hat.

Zweifelhafter erscheint es aber, ob Lehmann Recht hat, wenn er versichert, bei alledem sei König Friedrich in diesen Tagen „durchaus guter Dinge" gewesen (S. 76). Ich kann das nicht finden, nicht bloß weil Eichel inmitten der Krisis in seinem schauderhaftesten Deutsch an Podewils schreibt: „Es ist aber nicht ohne, daß die jetzigen Aspecten überall die fürchterlichsten und epineusesten seind, worüber Ew. Excellenz Sich des Königs Majestät Beunruhigung gar leicht vorstellen werden" (14. Juli 1756). Auch schon in den Anfängen der Krisis, im Juni 1756, bei den ersten beunruhigenden Meldungen kann man sehen, wie aus den Briefen der „Politischen Correspondenz" das sorgenvolle Antlitz des Königs herausschaut. Wie dringend, fast ängstlich verlangt er auf allen Seiten nach raschen und zuverlässigen Nachrichten über die ihm unerklärlichen Vorgänge in der europäischen Diplomatie, besonders die Annäherung Frankreichs und Rußlands; den Vertreter Englands im Haag läßt er bitten, er möge doch durch die Frau des dortigen russischen Gesandten Ziel und Zweck der russischen Rüstungen zu erfahren suchen (22. Juni). Seinen Gesandten in Paris mahnt er in ernsten Worten: „Ich hoffe von Ihrer Treue, von Ihrem bewährten Eifer für meine Interessen, daß Sie alle Ihre Sorgfalt und alle Ihre Geschicklichkeit anwenden, um sich gute Nachrichten zu verschaffen" (19. Juni). Wie anders damals, als er im December 1740 auszog, um Schlesien zu erobern! Welch' frischer und fröhlicher Sinn lebt in den kecken Briefchen, die er damals, beim „Ueberschreiten des Rubicon" an den treuen Podewils richtete (Politische Correspondenz I, 147 und 148). Ich will damit nicht sagen, daß nicht auch 1756 den König ein hohes und stolzes Gefühl beseelte, als er dem drohenden Angriff durch den Einfall in Sachsen mit kühnem und freiem Entschlusse zuvorkam. Es mochte ihm wohl werden, als er die Feder mit dem Schwert vertauschte, den siegreichen Degen von Soor und Hohenfriedberg wieder in seiner Hand fühlte. Und wenn er dann den Krieg kommen sah, drohend und unabwendbar, wohl mochten da seinem feurigen Geiste nach glänzenden Siegen auch lockende Bilder von Eroberungen erscheinen: er hat, das ist sicher, die Erwerbung Westpreußens für möglich gehalten, an die von Sachsen vielleicht gedacht. Nimmermehr aber, und darauf allein kommt es an, waren es diese Wünsche und Möglichkeiten, die ihm das Schwert in die Hand drückten. Die Absichten des Königs auf Gebietserwerbungen, wie sie jetzt und während des Krieges hervortreten, waren Folge, nicht Ursache des ausbrechenden Krieges. Es bleibt vielmehr dabei: es waren die diplomatischen und militärischen Vorbereitungen der Gegner, es waren wirkliche oder

doch geglaubte Gefahren, die ihn zu Rüstungen veranlaßten und damit den Krieg hervorriefen.

Die „Legende" vom Ursprung des siebenjährigen Krieges steht demnach als lautere geschichtliche Wahrheit noch fest auf ihren Füßen: der Umsturzversuch Lehmann's ist mißlungen. Die Bedeutung seines Buches ist damit aber glücklicher Weise nicht erschöpft. Abgesehen davon, daß die Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges in manchen Punkten richtig gestellt wird, ist dies Buch ein starkes und bemerkenswerthes Zeugniß für die zur Zeit in der preußischen Geschichtschreibung emporstrebende Richtung. Die alte patriotische Geschichtsüberlieferung, wie sie in Droysen und Duncker so glänzende Verfechter gefunden hatte, verschwindet mehr und mehr vor der scharfen und schneidenden Kritik, wie sie in jüngeren Forscherkreisen gepflegt wird. Max Lehmann ist ein sehr selbständiger, kraftvoller Vertreter dieser Bestrebungen, zugleich aber ein Gelehrter von stark ausgeprägter Subjectivität. Von seiner Scharnhorst-Biographie urtheilte jüngst ein anderer Repräsentant derselben Richtung (Delbrück in seinem Gneisenau), mit einiger Uebertreibung aber doch nicht unrichtig: „sie habe mit dem mächtigen Wehen der Wahrheit die Nebel vertrieben, welche die Höhen und Tiefen unserer Geschichte für immer in Schatten zu hüllen drohten." Ich bin gewiß, daß auch seine Forschungen zur Geschichte Friedrich's schöne und sichere Ergebnisse hervorbringen würden, wenn ihn nicht, man gestatte den Ausdruck, sein persönliches Verhältniß zu dem großen Könige daran hinderte. Es scheint mir: er mag ihn nicht leiden. Wie sagt aber doch Gabriel Monod in den schönen Aufsätzen, die L. Bamberger kürzlich hier besprochen hat: „En présence d'hommes supérieurs, la sympathie est la voie la plus sûre pour comprendre."

P. Bailleu.

Güßfeldt's Montblanc.

Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Von Paul Güßfeldt. Mit acht Illustrationen in Lichtdruck, einer Karte und drei Diagrammen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Der muthige Reisende, welcher in unbekannte Länderstriche vordringt, oder schwer zugängliche Bergriesen auf gefahrvollen Pfaden erklimmt, erregt das Staunen der Menge. Der geistvolle Gelehrte, welcher im Stande ist, die Vorgänge in der Natur zu erforschen und zugleich fesselnd zu schildern, findet den Beifall einer kleineren Schar auserwählter Leser. Allseitige Bewunderung jedoch ruft Derjenige hervor, dem es gelingt, kühne Thaten durchzuführen und sie mit gewandter Feder zu beschreiben. Zu diesen wenigen auserlesenen Naturforschern muß der Verfasser des vorliegenden Buches gerechnet werden. Es faßt in einheitlicher Form die einzelnen Aufsätze zusammen, welche im Laufe der letzten fünf Jahre über den Montblanc an dieser Stelle veröffentlicht worden sind, fügt aber zu Bekanntem vieles Neue hinzu.

Paul Güßfeldt hat die höchsten Punkte der Alpenkette während einer Reihe von Jahren zum Ziel mühevoller, häufig gefahrenreicher Wanderungen gemacht, und seine meisterhaften Schilderungen jenes mitteleuropäischen Hochgebirges tragen daher nicht nur den Stempel des eigenen Nachdenkens, sondern auch des Selbsterlebten. Im ersten Abschnitt lernen wir die Penninischen Alpen und die Bernina-Gruppe kennen. Außer werthvollen topographischen Skizzen finden sich die Besteigungen des Gabelhorns, des Matterhorns und des Monte Scersen eingehend

dargestellt. Der zweite Abschnitt ist einer Winterreise in der Montblanc-Gruppe und den Graischen Alpen gewidmet. Die Besteigung hoher Schneeberge im Winter gewährt nicht nur in landschaftlicher, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht einen eigenen Reiz; denn die Kenntniß des Hochgebirges wird erst eine vollständige, wenn Sommer- und Winterphysiognomie desselben mit einander verglichen werden können. Daher muß man dem Verfasser dankbar sein, daß er den erhöhten Mühen und Gefahren sich unterzogen hat, wie sie mit der im Monat Januar ausgeführten Besteigung des Grandes Jorasses und des 4061 Meter hohen Gipfels vom Grand Paradis verbunden gewesen sind. Mit gespannter Theilnahme folgt man dem einsamen Wanderer und sieht ihn Schwierigkeit nach Schwierigkeit glücklich überwinden.

Auf dem Wege zum Grand Paradis liegt in einer Höhe von 2750 Metern das Refuge Vittorio Emmanuele, welches von dem italienischen Alpenclub zum Andenken an den ersten König von Italien im Jahre 1884 errichtet worden ist. In diesem Gebiete pflegte der ritterliche Fürst mit Vorliebe zu jagen, da die Gruppe des Grand Paradis die einzige im weiten Alpenterrain ist, wo Steinböcke noch vorkommen. Die Zufluchtshütte ist so geräumig und gut eingerichtet, daß der Verfasser in das dort ausliegende Fremdenbuch die treffende Bemerkung einschreiben durfte: „Für einen König ist dies eine Zufluchtsstätte, für gewöhnliche Sterbliche ein Palast."

Die hier geschilderte Ersteigung des Grand Paradis bietet noch ein besonderes und gänzlich neues Interesse, weil es eine Winterbesteigung in der Nacht war. Güßfeldt verließ das Refuge Vittorio Emmanuele mit erprobten Führern kurz vor Mitternacht und erklomm die letzten 1300 Meter bei sternklarem Himmel, ohne Ruh' noch Rast, durch bittere Kälte emporbringend; nur die Strahlen des Vollmonds erleuchteten den beschwerlichen Pfad.

Im dritten und Hauptabschnitt schildert der Verfasser den Montblanc, den er von seinen verschiedenen Seiten her erstiegen hat, in mustergültiger Weise. Seine Beschreibung dürfte die beste und vollständigste unter allen sein, welche die alpine Literatur besitzt; sie ragt in ähnlicher Weise daraus hervor, wie jener höchste Berggipfel Europa's die anderen Gipfel der Alpen überblickt.

Nach einem lehrreichen historischen Rückblick, wobei die Verdienste des Genfer Gelehrten Saussure und die erste heldenmüthige Ersteigung des Montblanc durch den Chamoniarden J. Balmat im Jahre 1786 gewürdigt werden, wird die Umgrenzung und Gestalt der Montblanc-Gruppe und die Topographie des Montblanc-Massivs auf das Genaueste gezeichnet. Mit einem Capitel über die Katastrophen und Unglücksfälle bei Ersteigungen des Montblanc schließt der Verfasser die Einleitung des dritten Abschnitts, um nunmehr zu den eigenen Expeditionen überzugehen. Nicht um das Gelingen dessen, was er persönlich durchgeführt und geleistet hat, in ein höheres Licht zu setzen, sondern mit weiser Vorsicht und echt pädagogischer Einsicht hat Güßfeldt die vielfach unterschätzten Gefahren solcher Hochgebirgsreisen geschichtlich beleuchtet und kritisch hervorgehoben. Ihm lag daran, besonders jüngeren Alpinisten, denen ihre Freuden nicht auf dem „weichen Boden äußeren Glanzes, sondern auf dem harten Grunde von Fels und Eis erblühen", zu zeigen, wie trotz angespanntester Körper- und Geisteskräfte die Natur vernichten kann, wo sie häufig allerdings auch gnädig bleibt.

Güßfeldt hat den Montblanc im Ganzen in vier Expeditionen von 1886 bis 1893 auf sechs verschiedenen Wegen erklommen. Die erste Expedition ging von Chamonix aus, die drei übrigen von dem auf der italienischen Seite gelegenen Courmayeur. Von diesen sechs Montblanc-Wegen führte einer durch die Innenmulde zum Grand Plateau über die Bosses du Dromedaire, ein zweiter über die Aiguille und den Dôme du Gouter, der dritte über den Wandgletscher des Dôme im Miagegebiet, ein vierter über den Glacier und die Rochers du Montblanc, ein fünfter ebenfalls im Miagegebiet über den oberen Brenva-Gletscher, und der sechste über die Aiguille Blanche de Péteret. Von allen diesen Wegen war derjenige über

den Brenva-Gletscher sicherlich der gewagteste, weil er am längsten dauerte und nur mit äußerster Noth den Gipfel erreichen ließ, der über die Aiguille Blanche de Péteret vielleicht der interessanteste, weil er bisher noch niemals betreten worden war.

An alles Dies soll hier, wo die Aufsätze früher einzeln erschienen sind, nur erinnert werden; aber ihrer vollen künstlerischen Wirkung wird man doch erst im Zusammenhang dieses Buches inne, dessen Lectüre ebenso die Alpinisten wie alle Freunde der Natur entzücken wird. Den Eindruck des Textes erhöhen acht Illustrationen, die nach vorzüglichen, mit einer sinnreichen und einfachen Handcamera in der Höhe aufgenommenen Photographien kunstvoll reproducirt worden sind. Ferner veranschaulichen drei übersichtliche Diagramme der Zermatt-Berge, der Bernina- und Montblanc-Gruppe, sowie eine große Uebersichtskarte der Montblanc-Gruppe die topographischen Beschreibungen des Autors auf das Beste.

Seit einer Reihe von Jahren hat der Montblanc auch eine erhöhte wissenschaftliche Bedeutung erlangt. Nachdem Herr Vallot in 4380 Meter Höhe ein kleines Observatorium erbaut hatte, wurde vor etwa drei Jahren die kühne Idee des Astrophysikers Janssen verwirklicht, dicht unter dem Gipfel ein größeres Observatorium zum Studium atmosphärischer Vorgänge und celestischer Phänomene zu errichten. Eine genaue Untersuchung des Sonnenspectrums in jener Höhe ergab das wichtige Resultat, daß die in der Ebene deutlich sichtbaren, von Sauerstoffgasen herrührenden Absorptionsstreifen schon in 4400 Meter Höhe zum größten Theil verschwanden. Sie müssen daher durch Absorptionswirkungen der Erdatmosphäre und nicht, wie bisher angenommen, der Sonnenhülle zu Stande kommen. Mit besonderem Interesse folgt man den Bemerkungen, welche der Autor an diese Montblanc-Observatorien knüpft.

„Habent sua fata libelli.“ Doch um dieses Buch ist uns nicht bange; aus seinen Blättern weht reine und hehre Bergluft, die auch den Leser erfrischen und beleben wird. Mögen sich recht Viele der literarischen Führung Güßfeldt's durch die Schönheiten und Gefahren der Alpenwelt anvertrauen; sie werden sich mühelos eine Reihe genußvoller und lehrreicher Stunden verschaffen.

Adolf Marcuse.

ιε. **Welche Förmlichkeiten müssen von den deutschen Urhebern und Verlegern beobachtet werden, um den Schutz gegen Nachdruck ꝛc. zu erlangen.** Von Dr. O. Dambach. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig 1895.

Bei der Geschäftsstelle des Börsenvereins der deutschen Buchhändler ist soeben in zweiter Auflage eine von dem langjährigen Vorsitzenden des königlich preußischen literarischen Sachverständigen-Vereins, Wirklichen Geheimen Oberpostrath Professor Dr. Dambach verfaßte Schrift erschienen, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Frage zu beantworten, welche Förmlichkeiten seitens der deutschen Urheber und Verleger beobachtet werden müssen, um nach der inneren deutschen Reichsgesetzgebung und nach den internationalen Verträgen den Schutz gegen Nachdruck, Nachbildung, Uebersetzung und unerlaubte Aufführung ihrer Werke zu erlangen. Der Verfasser hatte die bei der vorgedachten Frage in Betracht kommenden einzelnen Punkte auf Ersuchen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler bereits im Jahre 1890 in einem Aufsatze, welcher im Adreßbuch für den deutschen Buchhandel, im Buchhändler-Börsenblatt und in einem Sonderabdruck erschienen ist, eingehend erörtert und hat jetzt auf Wunsch des Börsenvereins eine neue Auflage seiner Abhandlung erscheinen lassen, in welcher alle inzwischen eingetretenen Aenderungen, namentlich auch die Verhältnisse zu England und Amerika berücksichtigt worden sind. — Die tägliche Erfahrung lehrt leider deutlich genug, wie wenig Urheber und Verleger mit den für das Schutzrecht zu beobachtenden Förmlichkeiten vertraut sind. Wenn die Betheiligten aber sich bisher nicht mit Unrecht damit entschuldigen konnten, daß ihnen die Einsicht der diesbezüglichen gesetzlichen Vorschriften besonders erschwert gewesen sei, so ist dieser Grund jetzt durch die übersichtliche und eingehende Darstellung Dambach's vollkommen beseitigt. Der Verfasser gibt zunächst eine kurze Zusammenstellung der allgemeinen gesetzlichen und vertragsmäßigen Grundlagen des Urheberrechtsschutzes, um dann im Einzelnen den Schutz gegen unerlaubten Abdruck von Manuscripten, den Schutz gegen Nachdruck oder Nachbildung selbständig erschienener Werke der Literatur oder Kunst, den Schutz von Zeitungsartikeln, den Schutz gegen unbefugte Uebersetzungen und den Schutz gegen unerlaubte öffentliche Aufführung zu behandeln. In jeder Gruppe wird der Schutz nach der deutschen Reichsgesetzgebung und der Schutz nach den internationalen Verträgen besonders erörtert. Zwei weitere Abschnitte behandeln die Urheberrechtsverhältnisse zwischen Deutschland und Oesterreich beziehentlich den Vereinigten Staaten von Amerika, und am Schlusse seiner Abhandlung hat der Verfasser die Ergebnisse seiner Erörterungen nochmals in knappen, übersichtlichen Sätzen zusammengestellt. — Aus voller Ueberzeugung können wir die treffliche und ersprießliche Arbeit des bewährten Kenners des deutschen und internationalen Urheberrechts allen deutschen Urhebern und Verlegern in ihrem eigensten Interesse auf das Wärmste empfehlen.

ιγ. **Das deutsche Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893.** Herausgegeben von Leop. Gmelin. München, M. Schorß.

Ein sehr stattlicher Quartband, mit 56 Tafeln und 70 Textillustrationen, erstrebt nach Versicherung der Redaction, dem Erfolge der deutschen Abtheilung auf der Ausstellung in Chicago durch eine geeignete Publication eine möglichst nachhaltige Wirkung zu sichern. Sie beschränkt sich nicht auf die in Chicago ausgestellten Arbeiten, sondern nimmt auch andere bedeutsame Leistungen der letzten Jahre auf. Hiermit kann man durchaus einverstanden sein, dagegen wäre es in der Ordnung gewesen, daß unter dem Titel des deutschen Kunstgewerbes nicht lediglich das Münchener Kunstgewerbe marschirte. Was vorliegt, ist mit wenigen Ausnahmen aus dem bayrischen Kunstgewerbeverein hervorgegangen und zumeist schon in seiner Zeitschrift publicirt. Als eine Zusammenstellung der letzten Stücke dieses Vereins in Buchform könnte man das Werk dankbar begrüßen; alle weitergehenden Ansprüche, die der Titel erhebt, sind abzulehnen, vor Allem der Zusammenhang mit Chicago. Dort war ohne allen Zweifel der eigentliche Triumph der deutschen Abtheilung, ja des ganzen Industriepalastes die Ausstellung der Königl. Preuß. Porcellan-Manufactur. Von diesen Schätzen bringt das vorliegende Werk nichts als eine kleine Vase, von der Meißner Manufactur gar nichts, ebenso wenig von den Ehrengeschenken der Berliner und der Karlsruher Gruppe. Dadurch, daß das Werk, zweisprachig behandelt, sich mit dem englischen Text an das Ausland wendet, welches sich an den Haupttitel German artistical handicraft hält, wird die Verschiebung des wirklichen Bildes noch größer. Die Ausstattung des Buches einschließlich des Einbandes ist sehr gefällig.

ιδ. **Die Anfänge der Kunst.** Von Ernst Große, Dr. phil. Mit 32 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Freiburg i. B. und Leipzig, Mohr-Siebert. 1894.

Die Aesthetik „von oben", wie Fechner sie nannte, ist lange in Mißcredit gerathen, die Aesthetik „von unten", die ohne luftige Speculation auf Beobachtungen fußt und inductiv vorgeht, regt sich immer mächtiger. Der Verfasser ist ein entschiedener Empiriker und ein Mann von Gedanken. In der Völkerkunde wird ein ungeheures Material angehäuft, das den Betrachtenden oft mehr verwirrt als unterrichtet, zumal wenn sein Gewährsmann alle Zeiten und Völker in endlosen wirren Satzgespinsten durch einander laufen läßt. Große gibt uns kein solches verfilztes Knäuel. Er hält sich energisch an die tiefsten Culturstufen der Südseewilden und der Eskimos, um nach scharfen methodologischen Auseinandersetzungen die Kosmetik, die Ornamentik, die Bildnerei, den Tanz, die Poesie und die Musik auf ihre Ursprünge und primitive Fortbildung zurückzuführen, hie und da wohl durch ein Material aus zweiter Hand beengt oder vorschnell generalisirend, in den Hauptpunkten für jeden überzeugend, der nicht umsonst im Zeitalter Darwin's lebt. Spencer's Ansicht von undifferenzirter Urpoesie wird doch

gar zu leichter Hand bei Seite geschoben und hat mindestens einen richtigen Kern. Zu manchen Blättern des auch schriftstellerisch ausgezeichneten Textes und den Abbildungen liefert v. d. Steinen's frisches Reisewerk über Central-Brasilien sehr erwünschte Belege und unabhängige Urtheile, zugleich aber Ergänzungen, wie zu dem Excurs über das Schamgefühl, d. h. seinen Mangel.

ϱ. **Neumann's Orts-Lexikon des Deutschen Reichs.** Ein geographisch-statistisches Nachschlagebuch für deutsche Landeskunde. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage von Wilhelm Keil. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Daß ein Werk, wie dieses, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von elf Jahren drei Auflagen erlebt hat, ist wohl der beste Beweis für seinen Werth und seine praktische Brauchbarkeit. Schon in der früheren Gestalt hat es uns niemals im Stiche gelassen, wo sich's um gedrängte Information, sei's über die geographischen und wirthschaftlichen, Verfassungs- und Wehrverhältnisse des Deutschen Reichs im Allgemeinen, sei's im Besonderen über das unendlich mannigfaltige Culturleben in seinen Städten und Städtchen, bis hinunter zum kleinsten Dorf und Weiler gehandelt. In jeder dieser Beziehungen weist nun diese neue Auflage bedeutende Veränderungen auf; mit äußerster Sorgfalt sind alle statistischen Angaben auf den neuesten Stand gebracht und den Bevölkerungsziffern die neueste Zählung (von 1890) zu Grunde gelegt worden. Mit dem Wachsthum der Städte sind auch die Stadtpläne gewachsen, nicht nur in ihrer Ausgestaltung, sondern auch numerisch — von 28 auf 32 — und durch Hinzunahme selbst der Güter, Vorwerke, Höfe u. s. w. die Zahl der bewohnten Stätten von 45 000 auf 70 000 vermehrt. Nehmen wir zu diesen inneren Verbesserungen hinzu, daß durch ein größeres Format der früher ein wenig dickleibige Band jetzt ungemein handlich geworden ist, so glauben wir Neumann's Orts-Lexikon als ein Nachschlagebuch bezeichnen zu dürfen, das auf seinem Gebiet unübertroffen dasteht.

ϱ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Fünfte Auflage. Fünfter bis siebenter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Das eben verflossene Jahr hat uns drei weitere Bände dieses in immer gleicher Vortrefflichkeit fortschreitenden Werkes gebracht, das zu den größten encyklopädischen Leistungen der deutschen Literatur gehört und mit den berühmtesten Encyklopädien des Auslandes sich messen kann. Ausnahmslose Vollständigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit bilden die Grundzüge dieses Lexikons, das sicher keinen Rathsuchenden im Stiche läßt und mit seinem Reichthum an Illustrationen im Text, Bildertafeln, Karten und Plänen der belehrenden Darstellung zugleich den Reiz höchster Anschaulichkeit verleiht. Jeder, der die früheren Auflagen kennt, wird der vorliegenden nachrühmen dürfen, daß sie sich völlig auf der Höhe der Zeit befindet, nicht nur in den mannigfach neu hinzugekommenen Artikeln, sondern ebenso sehr in denen, die bis auf das jüngste Datum und unter den weitesten Gesichtspunkten vervollständigt worden sind; wir nennen beispielsweise nur solche wie: englische und französische Literatur, Eisen und Eisenbahn, Elektricität und Elektrotechnik, Fernsprecher, Genossenschaften und Gewerkvereine; die Resultate moderner Forschung finden sich in Artikeln wie: Gesundheitspflege, Gehör, Geruch, Gesicht, und ein Muster guter Arbeit ist der über Goethe. Kurz, auch in dieser neuen Auflage bewährt sich Meyer's Conversations-Lexikon auf allen Gebieten des Wissens, das unserer heutigen Cultur zu Grunde liegt, und von dessen Umfang man sich erst in einer solchen Codification den rechten Begriff macht.

β. **Logik.** Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. 2 Bde. Zweite umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893/94.

Ein groß angelegtes, viel umfassendes, die sorgfältigste Durchführung im Einzelnen zeigendes Werk. Es enthält, was nach des Verfassers Meinung eine wissenschaftliche Logik enthalten muß; neben der bloßen Darstellung der Formen des Denkens, die die rein formale Logik als ihre einzige Aufgabe betrachtet, eine psychologische Entwicklungsgeschichte desselben, eine Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen der Erkenntniß und eine Analyse und Darstellung der logischen Methoden, deren sich die Wissenschaft zur Erforschung der Wahrheit bedient. Dem entsprechend behandelt der erste Band die formale Logik und die Probleme der Erkenntnißlehre, während der zweite der Methodenlehre gewidmet ist. Von dieser liegt die erste Abtheilung vor: sie umfaßt neben der allgemeinen Methodenlehre die Logik der Mathematik und der Naturwissenschaften, der Physik, der Chemie und Biologie. Der zweiten Abtheilung ist die Logik der Geisteswissenschaften vorbehalten. Schon diese kurze Inhaltsangabe gibt einen Begriff von der Reichhaltigkeit und dem umfassenden Plane des Werkes. Wenige unter den jetzt lebenden Forschern dürften der Durchführung einer solchen Aufgabe gewachsen sein. Der Verfasser ist es in seltenem Maße durch seine ungewöhnlich umfassenden Studien auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft. Dabei verleugnet sich natürlich in der ganzen Anlage des Werkes, wie vielfach auch in den einzelnen Partien desselben (so besonders in den psychologischen Voruntersuchungen des ersten Theiles und bei der Darstellung und Beurtheilung der erkenntnißtheoretischen Probleme) der hervorragende Psychologe und Physiologe nicht. Das specielle Berufsgebiet des Verfassers gibt seiner Schöpfung ihr besonderes Gepräge. Seiner „Logik" ist ein hervorragender Platz in der wissenschaftlichen Literatur gesichert.

β. **Fr. Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren.** Von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Den Lesern der „Rundschau“ ist diese Schrift aus ihrer ersten Veröffentlichung in diesen Blättern bereits bekannt, und in ihrer Buchausgabe soll sie hier nur in Erinnerung gebracht werden als ein „Warnungsruf“ und „literarisches Sturmläuten“, das auf die empfindliche philosophische Gefahr, die uns von Nietzsche droht, hinweisen will. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht nöthig; wiederholt wäre nur zu wünschen, daß das Büchlein jedem Gebildeten in die Hand gegeben werde, der in Gefahr schwebt, sich durch die Geist sprühenden Aphorismen Nietzsche's blenden und durch den Zauber der Form, die er meisterhaft beherrscht, berücken zu lassen. Unerbittlich geht Stein mit diesem neuesten „Anticultur-Evangelium“, dieser „philosophisch unzulänglichen“, „sociologisch-naiven“ Modephilosophie ins Gericht; und da er klar schreibt und bei aller Schärfe der Polemik im Ton ruhig und bei der Sache bleibt, so sind wir überzeugt, daß sein Schriftchen, wie es bei seinem ersten Erscheinen in der „Rundschau“ schon Aufmerksamkeit erregt hat, auch fernerhin nur Gutes stiften wird.

β. **Geschichte der neueren deutschen Psychologie.** Von Max Dessoir. Bd. I., von Leibniz bis Kant. Berlin, C. Duncker. 1894.

Das Buch von Dessoir verdient die sorgfältigste Prüfung und Beachtung. Die erste Anregung dazu gab die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften mit der Aufgabe, die Entwicklung der deutschen Psychologie in dem Zeitraum von Wolff's Tode bis zum Erscheinen der Kantischen Vernunftkritik so darzustellen, daß die Beziehungen zur zeitgenössischen Aesthetik besonders hervortreten. Am Leibnizitage 1890 erhielt der Verfasser den ausgesetzten Preis. An diese Arbeit knüpft er das vorliegende Werk, das in drei Bänden bis auf die Gegenwart führen soll. Seine Methode zeichnet er in den Worten: „Wie eine Zeit über psychologische Dinge denkt, das muß man untersuchen, indem man den culturhistorischen Hintergrund aufrollt, die Beziehung zur Lebensauffassung nachweist und die Summe geistiger Arbeit von dem angenommenen Standort aus beleuchtet. Es kommt doch lediglich darauf an, allgemeine Sätze über seelische Phänomen eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Epoche zu gewinnen. . . . Besser als an Eichbäumen sieht man an Strohhalmen, woher der Wind weht. Wer die Psychologie des XVIII. Jahrhunderts an Leibniz und Kant schildern zu können glaubt, befindet sich im selben Irrthum wie der politische Geschichtschreiber alten Schlages, der die Schicksale von Königen und Königsgenossen anstatt die des Lebens der Nation erzählt.“ Das einen Zeitraum von 150 Jahren umfassende, groß angelegte Werk bleibt einer späteren eingehenden Besprechung vorbehalten. Es soll vorläufig nur auf die Bedeutung desselben und seinen reichen, keineswegs auf die deutschen Bannerträger und Mitarbeiter an den psychologischen Problemen sich beschränkenden Inhalt hingewiesen werden.

β1. **Myrrha. Vierge et Martyre.** Par Jules Lemaitre. Paris, Lecène etc. 1894.

Wie Paul Bourget in den „Pastels“, wie Anatole France im „Etui de Nacre“, hat Jules Lemaitre im vorliegenden Bande ein paar Dutzend Erzählungen an einander gereiht, von welchen die literarisch bedeutendste der Sammlung den Namen gibt. Den verschiedensten Zeiten und Culturen, von der Odyssee bis zur Gegenwart, entnommen, liegt der Reiz dieser kunstvoll ausgearbeiteten Skizzen in der zarten, durchsichtigen Farbe des stilistischen Colorits, in der geschickten Anwendung eines Moment-Effectes oder einer ironischen Pointirung, durch welche der Verfasser über die Dürftigkeit des Inhalts der meisten dieser Skizzen hinwegzutäuschen versteht. Wie sein oben genannter College verdankt er der christlichen Heiligenlegende die besten seiner Eingebungen. Myrrha ist die Geschichte einer verwaisten jungen Römerin, Tochter eines Freigelassenen des Nero. Der greise Papst Callixtus hat sie dem Glauben gewonnen. Die Jungfrau verfolgt der Gedanke an den Kaiser, den sie nie gesehen, dem sie die Freiheit ihres Vaters schuldet, von dessen Greueln Callixtus ihr erzählt. Sie erblickt in den palatinischen Gärten den unseligen Beherrscher der Welt, der in Klagen darüber ausbricht, daß er den Genuß erschöpft hat, ohne das Glück zu erreichen, und Rom in Asche zu legen schwört. Es erfaßt sie der glühende Wunsch, seine Seele zu retten. Inmitten des Brandes, der die Stadt verzehrt, sieht sie ihn noch einmal wieder, die Leier in der Hand. Die Christen begrüßen das Gottesgericht, das die Tempel der heidnischen Götter verzehrt, und weigern sich, Schutz in des Kaisers Gärten und Palästen zu suchen, wo er die Römer aufnimmt. Da erscheinen seine Häscher und nehmen Callixtus und dessen Gemeinde gefangen, mit ihnen die junge Myrrha, die den Augenblick willkommen heißt, für den größten der Sünder zu sterben. Im Amphitheater harrt Rom seines Festes. Schon umkreisen die Löwen ihre Opfer, da fällt des Kaisers Blick auf das junge Mädchen, das, unverwandt ihn anschauend, den Tod erwartet. Er aber mißversteht und glaubt, sie werde um Gnade bitten. Als sie schweigt, leuchtet, beim Anblick ihrer Schönheit, ein teuflisches Licht der Begierde im trüben Auge des Cäsaren auf. Er winkt, aber auch Callixtus hat verstanden. Mit schneller Gebärde faßt der Greis das Mädchen und wirft sie den Löwen entgegen.

Bon Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Die Versicherung der Arbeiter gegen Arbeitslosigkeit im Kanton Basel-Stadt. Gutachten, erstattet dem Departement des Innern des Kantons Basel-Stadt von Dr. Georg Adler. Basel, Dr. H. Müller. 1895.

Andersen. — Une mère. Contes de Hans Christian Andersen en vingt-deux langues. Edité par P. Em. Hansen. S. Petersburg, Imprimerie et Lithographie S. M. Nicolaieff. 1894.

Aschrott. — Die Reform des Strafverfahrens und und der zur Zeit vorliegende Gesetzesentwurf. Von Dr. P. F. Aschrott. Berlin, Otto Liebmann. 1895.

Bettelheim. — Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Dritter Band. 1863—1867. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1895.

Bouvier. — M. P. L. Bouvior's Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. Siebente Auflage. Nach der sechsten Auflage gänzlich neu bearbeitet von Ad. Ehrhardt. Nebst einem Anhang über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität. Von ***. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Buchheim. — German Classics edited by C. A. Buchheim. Volume XII. Goethe's Dichtung und Wahrheit. (The first four books.) Oxford, At the Clarendon Press. 1894.

Busse. — Philosophie und Erkenntnistheorie. Von Dr. Ludwig Busse. Erste Abtheilung. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Christomannos. — Sulden — Trafoi. Schilderungen aus dem Ortlergebiete von Th. Christomannos. Mit Illustrationen. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1895.

Couvreur. — Lieder eines Einsamen von Heinrich Couvreur. Braunschweig, Rauert und Rocco Nachf. (D. Jaussen). 1894.

Crawford. — The Ralstons by F. Marion Crawford. 2 Vols. London, Macmillan and Co. 1895.

Eichenberg. — Vom Baume des Lebens. Charakteristiken und Erfahrungen. Von Marie Eichenberg. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Feldmann. — Die schöne Jüdin. Von Wilhelm Feldmann. Nach dem Polnischen von Sylvester Wisnerowicz. Amsterdam, Aug. Dickmann.

Frey. — Totentanz von Adolf Frey. Aarau, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co. 1895.

Frieder. — Mit dem Feuer gespielt! Novelle von Marianne Frieder. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 1895.

Frobenius. — Die Geheimbünde Afrikas. Von Leo H. Frobenius. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Gerhard. — Im Banne der Musik. Erzählungen für die musikalische Jugend von C. Gerhard. Erstes Bändchen. Münster i. W., Adolf Russel's Verlag.

Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900—1915. Von einem Großdeutschen. Berlin, Druck und Verlag von W. H. Hagen's Erben. 1895.

Goetz. — Mithradates Eupator König von Pontos von Théodore Reinach. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers ins Deutsche übertragen von A. Goetz. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1895.

Greif. — Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelang. 1894.

Greinz. — Christus und die Armen. Eine geharnischte Streitschrift von Rudolf Heinrich Greinz. Dritte Auflage. Neumied und Leipzig, August Schupp. 1895.

Grimm. — Fünfzig Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1895.

Hardung. — Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel von Victor Hardung. Glarus, Vogel's Verlagsbuchhandlung. 1895.

Hildeck. — Mittagssonne. Roman von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Hoffscher. — Splitter und Balken. Dichtungen von Philipp Hoffscher. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1895.

Jacob. — Unter ägyptischem Himmel. Ein Reiseroman von Richard Jacob. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erste und zweite Halblieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Koopmann. — Raffael-Studien mit besonderer Berücksichtigung der Handzeichnungen des Meisters. Von Dr. W. Koopmann. Sonderabdruck aus der zweiten Ausgabe. Handzeichnungen zu Raffael's römischer Zeit. Mit 4 Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Marholm. — Wir Frauen und unsere Dichter. Von Laura Marholm. Wien und Leipzig, Verlag der Wiener Mode. 1895.

Melzer. — Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit mit Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. Von Dr. Ernst Melzer. Neisse, Verlag der Joseph Graveur'schen Buchhandlung. 1895.

Misch. — Misch — Masch. Allerlei Geschichten von Robert und Mary Misch. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Mylius. — Bienemann's Erben oder Das geraubte Testament. Roman von Otfried Mylius. Mit Original-Illustrationen. Lieferung 1 u. 2. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Neubürger. — Rußland unter Kaiser Alexander III., sowie Politik und Aufgaben Nikolaus II. Von Ferdinand Neubürger. Berlin, Druck und Verlag von W. Driesner.

Paul. — Ein gefallener Prophet. Von Adolf Paul. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Pawlowsky. — Aus der Welthauptstadt Paris. Von J. Pawlowsky. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Polto. — Bedeutende Menschen. Porträtskizzen, Lebenserinnerungen und Novellen von Elise Polko. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer. 1895.

Powell. — Gott im Menschen. Vorlesungen über die Entwicklungslehre von E. P. Powell. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Pudor. — Französische Reisefrüchte (einschließlich Riviera und Korsikainseln). Von Heinrich Pudor. Nebst 5 Bildern und einer Karte. Heinrich Pudor. Leipzig, Carl Fr. Fleischer. 1895.

Redlich. — Göttinger Musenalmanach auf 1770. Herausgegeben von Carl Redlich. Stuttgart, G. J. Goschen. 1894.

Reich. Das Deutsche in acht Karten. Mit Namenverzeichnis und statistischem Text. Berlin, Geographische Verlagshandlung, Dietrich Reimer. 1895.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, vierte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1895.

Scham. — Ehrlose Scham! Moderner Sittenroman. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Scherl. — Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Sparsystem. Von August Scherl. Berlin, Druck und Verlag von August Scherl. 1894.

Schimmelpfeng. — Kaufmännische Erkundigung. Vortrag von W. Schimmelpfeng. Im Selbstverlag der Auskunftei W. Schimmelpfeng. 1895.

Schnitzler. — Sterben. Novelle von Arthur Schnitzler. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1895.

Schulte vom Brühl. — Künstler, Kritik und Publikum. Eine zeitgemäße Betrachtung von Schulte vom Brühl. Neumied und Leipzig, August Schupp. 1895.

Schultz. — Allgemeine Kunstgeschichte von Professor Dr. Alwin Schultz. In etwa 30 Lieferungen mit einem Inhalt von etwa 1600 Seiten reich illustrirtem Text und vielen Kunstbeilagen, Tafeln und Farbendrucken. Lfg. 1. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Schultz. — Wohlklang. Zur Musikreform im Sinne verfeinerter Stimmung, insbesondere der Tasteninstrumente. Von Carl Schultz. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Schultz-Gefcken. — Altgriechische Lyrik in deutschem Reim von Julius Schultz und Johannes Gefcken. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1895.

Schwarz. — Sintfluth und Völkerwanderungen. Von Franz von Schwarz. Mit 11 Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1894.

Schwarzkopf. — Schlimme Geschichten. Freilichtbilder aus der Bühnenwelt von Gustav Schwarzkopf. Dresden, Heinrich Minde. 1895.

Schweitzer. — Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. Von Georg Schweitzer. Berlin. Verlag von Karl Siegismund. 1895.

Seidel, Heinrich. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XIII. Band. Von Porlin nach Berlin. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1895.

Seiler. — Die Heimath der Indogermanen. Von Friedrich Seiler. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Sievers. — Europa. Eine allgemeine Landeskunde. Von Dr. A. Philippson und Prof. Dr. L. Neumann. Herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1894.

Silberstein. — Die vom Dorf. Ernste und heitere Geschichten von August Silberstein. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Silberstein. — Im Strome der Zeit. Ausgewählte Blätter von Dr. Adolf Silberstein. 4 Bände. Budapest, Isidor Wiener. 1894.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. Dritter Theil. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Leipzig, Otto Spamer. 1894.

Specht. — Das Gastmahl des Plato. Komödie in einem Aufzug von Richard Specht. Mit einem Titelbild von Theo Zasche. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Spies. — Hermine Spies. Ein Gedenbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Stuttgart, G. F. Göschensche Verlagsbandlung. 1894.

Spielhagen, Friedrich. — Stumme des Himmels. Zwei Bände. Leipzig, L. Staadmann.

Sprachführer, Portugiesischer. Conversations-Wörterbuch mit Berücksichtigung des Brasilischen. Von Professor C. G. Korogiten und Dr. C. Michaëlis de Vasconcellos. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Stalker. — Das Leben Jesu. Von D. James Stalker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.) 1895.

Steffen. — Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke von Gustav F. Steffen. Vom Verfasser vermehrte und umgearbeitete deutsche Ausgabe mit 134 Textillustrationen und 11 Tafeln. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. 1895.

Steinchen. — Raphaels seit 1508 verschollene, in St. Petersburg aufgefundene Madonna di Siena. Mit 33 Abbildungen von Fr. Steinchen. Leipzig, K. F. Koehler. 1894.

Steinhauser. — Der Uebermensch. Lachen! Zwei Wiener Geschichten und ein Zwischenstück: Die Eine von den Neunen. Von Robert Steinhauser. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Strafgesetze, Die preußischen. Erläutert von A. Groschuff, Senatspräsident beim Kammergericht, G. Eichhorn, Kammergerichtsrath und Dr. H. Delius, Amtsrichter in Hamm. Dritte (Schluß-) Lieferung. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Sudermann, Hermann. — Es war. Roman. Siebente Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Tamborini. — Poetisches Skizzenbuch. Sammlung I. Von Fr. Ferd. Tamborini. Leipzig, Carl Güttich. 1894.

Telmann. — Weibliche Massen. Roman von Conrad Telmann. Vierte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Theden. — Im Banne der Leidenschaft. Novellen von Dietrich Theden. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

The foreign commerce and navigation of the United States for the year ending June 30, 1893. Prepared by the Chief of the Bureau of Statistics. Washington, Government Printing Office. 1894.

Theiß. — Saitenklänge. Dichtungen von Anna Theiß. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Thiel. — Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung an einen Naturischen von Peter Johannes Thiel. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Thomas. — The Maya Year. By Cyrus Thomas. Washington, Government Printing Office. 1894.

Treutler. — Unter dem Zeichen des Krieges. Roman von C. Treutler. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Trowitsch's Damen-Kalender auf 1895. 48. Jahrgang. Berlin, Druck und Verlag von Trowitsch und Sohn.

Trowitsch's Volks-Kalender 1895. 68. Jahrgang. Berlin, Trowitsch und Sohn.

Turner. — Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie von A. Turner. Vierte erweiterte und vermehrte Auflage. Mit 30 Tafeln. Leipzig, Theodor Thomas. 1894.

Uhland's Gedichte und Dramen. Band II. Illustrirt von O. Herrfurth und Carl Storch. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Ullrich. — Kritische Aufsätze über Kunst, Literatur und Theater. Von Titus Ullrich. Mit dem Bildnisse von Titus Ullrich. Berlin, R. Gaertners Verlagshandlung. Hermann Heyfelder.

Ullrich. — Reise-Studien aus Italien, England und Schottland von Titus Ullrich. Zweite Auflage. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1893.

Unsere Cadettencorps. — Von ***. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Velp, — Medusa. Roman von E. Velp. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Villamosp. — Verführt. Verlassen. Verloren. Moderne Novelle. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus 1894.

Viola. — Blasirt. Roman von Max Viola. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Voigt. — Goethe's Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Erster Band. Liefg. 1. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Volkelt. — Aesthetische Zeitfragen. Vorträge von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1895.

Vörösmarty. — Michael Vörösmarty's ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Mit zwei Bildnissen des Dichters. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Vorträge, Drei aus dem Gebiete der Hygiene. Von Prof. Dr. Max Rubner, Prof. Dr. Carl Fraenkel und Prof. Dr. Dittmar Finkler. Leipzig, F. C. Vogel. 1895.

Wagner. — Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Wahle. — Geschichtlicher Ueberblick über die Entwickelung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase. Ein Leitfaden für allgemein Gebildete und Studirende der Hoch- und Mittelschulen von Dr. Richard Wahle. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895.

Wangenheim. — Die norwegischen Schneeschuhe (Ski) das nützlichste Geräth zur Ueberwindung der dem Verkehr durch Schnee bereiteten Hindernisse. Von Wilhelm Freiherrn von Wangenheim. Zweite, sehr vermehrte Aufl. Mit 26 Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1895.

Warhaftige nuwe zittung des iungst vergangenen tutschen kriegs. Zurich, Eugen Spaidel. 1894.

Warum ich fahnenflüchtig wurde. Apologie eines deutschen Einjährigen. Von ihm selbst. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Weber. — Mehr Licht in der Weltgeschichte. Von Lothar Weber. Danzig, Theodor Bertling. 1894.

Wedde. — Gesammelte Werke von Johannes Wedde. Zweiter Band. Hamburg, Verlag von Hermann Lüdemann. 1894.

Weigand. — Der Vater. Drama in einem Act von Wilhelm Weigand. — Sommer. Neue Gedichte von Wilhelm Weigand. München, Hermann Lutaschitt. 1894.

Weigand. — Das Elend der Kritik. Von Wilhelm Weigand. München, Verlag von Hermann Lukaschik. (J. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1895.

Weise. — Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart von Lisa Weise (Lisa-Blanc). Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Weißenfels. Goethe im Sturm und Drang von Rich. Weißenfels. Erster Band. Halle, Max Niemeyer. 1894.

Wengraf. — Armer Leute Kinder. Ein Gesellschaftsbild. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Werder. — Karl Werder's Gedichte. Herausgegeben von Otto Glidemeister. Mit Karl Werder's Porträt. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Werther. — Zum Victoria Nyanza. Eine Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise von C. Waldemar Werther, Premierlieutenant. Mit circa 70 Textillustrationen und 6 Lichtdruckbildern nach Photographien und Skizzen des Verfassers von R. Hellgrewe, neuester Karte von Deutsch-Ostafrika nach Aufnahme des Verfassers von Dr. Hassenstein und einem Anhang: „Das Klima", grammatische Skizze von A. Seidel. Berlin, Gergonne & Co. 1894.

Westkirch. — Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Roman von L. Westkirch. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894.

Westländer. — Russland vor einem Regime-Wechsel. Von A. Westländer. Stuttgart, Carl Malcomes Verlagsbuchhandlung. 1894.

Wette. — Widukind. Drama in fünf Aufzügen von Hermann Wette. Köln, Rimbach & Licht. 1894.

Wiesinger. — Das Duell vor dem Richterstuhle der Religion, der Moral, des Rechtes und der Geschichte. Von Dr. Albert Wiesinger. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria." 1895.

Wildenbruch. — Schwester-Seele. Roman von Ernst von Wildenbruch. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Wilms. — Das Recht auf Arbeit. Vortrag, gehalten von Wilhelm Wilms. Hamm i. W., Verlag volksthümlicher Schriften. W. Wilms.

Willmann. — Geschichte des Idealismus. Von Otto Willmann. In drei Bänden. Erster Band. Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1894.

Willner. — Sphinx Amor. Novellen von A. W. Willner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Winke. — Ueber die „sogenannte" moderne Richtung in den Künsten (unter besonderer Berücksichtigung der Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst. Winke für junge Künstler, Kunst- und Literaturfreunde von A. Z. Hamburg, A. B. Laeisz. 1894.

Wolff. — Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. Kiel, Lipsius & Tischer. 1895.

Wolff. — Das Glück. Ein Sang von der Donau von Franz Wolff. Leipzig, Oswald Mutze. 1895.

Wolgast. — Ueber Bilderbuch und Illustration. Von Heinrich Wolgast. Hamburg, in Commission bei Conrad Kloss. 1894.

Wolters. — Geliebt werden. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Wolzogen. — Daniela Weert. Schauspiel in vier Akten. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Wörndl. — Der Hohensteiner. Dichtung von Friedrich Wörndl. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Wrzecionko. — Der Grundgedanke der Ethik des Spinoza. Von Dr. R. Wrzecionko. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1894.

Wunderlich. — Unsere Umgangssprache, in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar und Berlin. Verlag von Emil Felber. 1894.

Wychgram. — Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Erste bis vierte Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1894.

Wyzewa. — Ches les Allemands. L'art et les mœurs. Par Teodor Wyzewa. Paris, Perrin et Cie. 1895.

Yonge. — Ein Maskiebchenkranz. Eine Familienchronik von Charlotte M. Yonge. Dritte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1894.

Yonge. — Die Taube im Adlerhorst. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen. Von Charlotte M. Yonge. Dritte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1894.

Zeissberg. — Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm, verfasst von Heinrich Ritter von Zeissberg. I. Band. 1. und 2. Hälfte. Wien, Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung. 1894.

Zeit. — Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 u. 1871. Von Karl Zeit. Zweite Auflage. Mit 180 Illustrationen von R. Starcke-Weimar und einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Altenburg, Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. 1895.

Zenker. — Mysticismus, Pietismus, Antisemitismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Ernst Victor Zenker. Wien, Verlag des „Freien Blattes". 1894.

Zintgraff. — Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während des Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen von Eugen Zintgraff. Mit 16 Illustrationen und 1 Karte. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ziel. — Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Vierte Reihe. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1895.

Zimmermann. — Colonialgeschichtliche Studien von Dr. Alfred Zimmermann. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1895.

Zitelmann. — Memento vivere. Eine Dichtung von Ernst Zitelmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Zwick. — Die Entwicklung des Berliner Gemeindeschulwesens vom Jahre 1878 bis zur Gegenwart. Denkschrift aus Anlaß der Eröffnung der 200. Gemeindeschule im Auftrage der Schuldeputation des Magistrats verfaßt von Dr. Hermann Zwick, Stadtschulinspector. Mit 11 Tabellen als Anhang. Berlin, Druck von Gebrüder Gruuert. 1894.

Zwiedineck-Südenhorst. — Geschichte und Geschichten aus neuerer Zeit von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Bamberg, C. C. Buchner's Verlag. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

ILLINOIS

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Am Abend desselben Tages traf Innstetten wieder in Berlin ein. Er war mit dem Wagen, den er innerhalb der Dünen an dem Querwege zurückgelassen hatte, direct nach der Bahnstation gefahren, ohne Kessin noch einmal zu berühren, dabei den beiden Secundanten die Meldung an die Behörden überlassend. Unterwegs (er war allein im Coupé) hing er, Alles noch 'mal überdenkend, dem Geschehenen nach; es waren dieselben Gedanken wie zwei Tage zuvor, nur daß sie jetzt den umgekehrten Gang gingen und mit der Ueberzeugtheit von seinem Recht und seiner Pflicht anfingen, um mit Zweifeln daran aufzuhören. „Schuld, wenn sie überhaupt 'was ist, ist nicht an Ort und Stunde gebunden und kann nicht hinfällig werden von heute auf morgen. Schuld verlangt Sühne; das hat einen Sinn. Aber Verjährung ist etwas Halbes, etwas Schwächliches, zum mindesten 'was Prosaisches." Und er richtete sich an dieser Vorstellung auf und wiederholte sich's, daß es gekommen sei, wie's habe kommen müssen. Aber im selben Augenblicke, wo dies für ihn feststand, warf er's auch wieder um. „Es muß eine Verjährung geben, Verjährung ist das einzig Vernünftige; ob es nebenher auch noch prosaisch ist, ist gleichgültig; das Vernünftige ist meist prosaisch. Ich bin jetzt fünfundvierzig. Wenn ich die Briefe fünfundzwanzig Jahre später gefunden hätte, so war ich siebzig. Dann hätte Wüllersdorf gesagt: ‚Innstetten, seien Sie kein Narr.' Und wenn es Wüllersdorf nicht gesagt hätte, so hätt' es Buddenbrook gesagt, und wenn auch der nicht, so ich selbst. Dies ist mir klar. Treibt man etwas auf die Spitze, so übertreibt man und hat die Lächerlichkeit. Kein Zweifel. Aber wo fängt es an? Wo liegt die Grenze? Zehn Jahre verlangen noch ein Duell, und da heißt es Ehre, und nach elf Jahren oder vielleicht schon bei zehnundeinhalb heißt es Unsinn. Die Grenze, die Grenze. Wo ist sie? War sie da? War sie schon überschritten? Wenn ich mir seinen letzten Blick

vergegenwärtige, resignirt und in seinem Elend doch noch ein Lächeln, so hieß der Blick: ‚Innstetten, Principienreiterei . . . Sie konnten es mir ersparen und sich selber auch.‘ Und er hatte vielleicht Recht. Mir klingt so ’was in der Seele. Ja, wenn ich voll tödtlichem Haß gewesen wäre, wenn mir hier ein tiefes Rachegefühl gesessen hätte . . . Rache ist nichts Schönes, aber ’was Menschliches und hat ein natürlich menschliches Recht. So aber war Alles einer Vorstellung, einem Begriff zu Liebe, war eine gemachte Geschichte, halbe Komödie. Und diese Komödie muß ich nun fortsetzen und muß Effi wegschicken und sie ruiniren, und mich mit . . . Ich mußte die Briefe verbrennen, und die Welt durfte nie davon erfahren. Und wenn sie dann kam, ahnungslos, so mußt’ ich ihr sagen: ‚Da ist Dein Platz,‘ und mußte mich innerlich von ihr scheiden. Nicht vor der Welt. Es gibt so viele Leben, die keine sind, und so viele Ehen, die keine sind . . . dann war das Glück hin, aber ich hätte das Auge mit seinem Frageblicke und mit seiner stummen leisen Anklage nicht vor mir.“

* * *

Kurz vor Zehn hielt Innstetten vor seiner Wohnung. Er stieg die Treppen hinauf und zog die Glocke; Johanna kam und öffnete.

„Wie steht es mit Annie?“

„Gut, gnäd’ger Herr. Sie schläft noch nicht . . . Wenn der gnäd’ge Herr . . .“

„Nein, nein, das regt sie bloß auf. Ich sehe sie lieber morgen früh. Bringen Sie mir ein Glas Thee, Johanna. Wer war hier?“

„Nur der Doctor.“

Und nun war Innstetten wieder allein. Er ging auf und ab, wie er’s zu thun liebte. „Sie wissen schon Alles; Roswitha ist dumm, aber Johanna ist eine kluge Person. Und wenn sie’s nicht mit Bestimmtheit wissen, so haben sie sich’s zurecht gelegt und wissen es doch. Es ist merkwürdig, was Alles zum Zeichen wird und Geschichten ausplaudert, als wäre Jeder mit dabei gewesen.“

Johanna brachte den Thee. Innstetten trank. Er war nach der Ueberanstrengung todmüde und schlief ein.

* * *

Innstetten war zu guter Zeit auf. Er sah Annie, sprach ein paar Worte mit ihr, lobte sie, daß sie eine gute Kranke sei und ging dann aufs Ministerium, um seinem Chef von allem Vorgefallenen Meldung zu machen. Der Minister war sehr gnädig. „Ja, Innstetten, wohl dem, der aus Allem, was das Leben uns bringen kann, heil heraus kommt; Sie hat’s getroffen.“ Er fand Alles, was geschehen, in der Ordnung und überließ Innstetten das Weitere.

Erst spät Nachmittags war Innstetten wieder in seiner Wohnung, in der er ein paar Zeilen von Wüllersdorf vorfand. „Heute früh wieder eingetroffen. Eine Welt von Dingen erlebt; Schmerzliches, Rührendes, Gieshübler an der Spitze. Der liebenswürdigste Pucklige, den ich je gesehen. Von Ihnen sprach

er nicht allzu viel, aber die Frau, die Frau! Er konnte sich nicht beruhigen, und zuletzt brach der kleine Mann in Thränen aus. Was Alles vorkommt. Es wäre zu wünschen, daß es mehr Gieshübler gäbe. Es gibt aber mehr Andere. Und dann die Scene im Hause des Majors . . . furchtbar. Kein Wort davon. Man hat wieder 'mal gelernt: aufpassen. Ich sehe Sie morgen. Ihr W."

Innstetten war ganz erschüttert, als er gelesen. Er setzte sich und schrieb seinerseits ein paar Briefe. Als er damit zu Ende war, klingelte er: „Johanna, die Briefe in den Kasten."

Johanna nahm die Briefe und wollte gehen.

„. . . Und dann, Johanna, noch eins: die Frau kommt nicht wieder. Sie werden von Anderen erfahren, warum nicht. Annie darf nichts wissen, wenigstens jetzt nicht. Das arme Kind. Sie müssen es ihr allmälig beibringen, daß sie keine Mutter mehr hat. Ich kann es nicht. Aber machen Sie's geschеidt. Und daß Roswitha nicht Alles verdirbt."

Johanna stand einen Augenblick ganz wie benommen da. Dann ging sie auf Innstetten zu und küßte ihm die Hand.

Als sie wieder draußen in der Küche war, war sie von Stolz und Ueberlegenheit ganz erfüllt, ja beinahe von Glück. Der gnädige Herr hatte ihr nicht nur Alles gesagt, sondern am Schlusse auch noch hinzugesetzt „und daß Roswitha nicht Alles verdirbt". Das war die Hauptsache, und ohne daß es ihr an gutem Herzen und selbst an Theilnahme mit der Frau gefehlt hätte, beschäftigte sie doch, über jedes andere hinaus, der Triumph einer gewissen Intimitätsstellung zum gnädigen Herrn.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre ihr denn auch die Herauskehrung und Geltendmachung dieses Triumphes ein Leichtes gewesen, aber heute traf sich's so wenig günstig für sie, daß ihre Rivalin, ohne Vertrauensperson gewesen zu sein, sich doch als die Eingeweihtere zeigen sollte. Der Portier unten hatte nämlich, so ziemlich um dieselbe Zeit, wo dies spielte, Roswitha in seine kleine Stube hineingerufen und ihr gleich beim Eintreten ein Zeitungsblatt zum Lesen zugeschoben. „Da, Roswitha, das ist 'was für Sie; Sie können es mir nachher wieder 'runter bringen. Es ist bloß das Fremdenblatt; aber Lene ist schon hin und holt das Kleine Journal. Da wird wohl schon mehr drin stehen; die wissen immer Alles. Hören Sie, Roswitha, wer so was gedacht hätte."

Roswitha, sonst nicht allzu neugierig, hatte sich doch nach dieser Ansprache so rasch wie möglich die Hintertreppe hinauf begeben und war mit dem Lesen gerade fertig, als Johanna dazu kam.

Diese legte die Briefe, die ihr Innstetten eben gegeben, auf den Tisch, überflog die Adressen oder that wenigstens so (denn sie wußte längst, an wen sie gerichtet waren) und sagte mit gut erkünstelter Ruhe: „Einer ist nach Hohen-Cremmen."

„Das kann ich mir denken," sagte Roswitha.

Johanna war nicht wenig erstaunt über diese Bemerkung. „Der Herr schreibt sonst nie nach Hohen-Cremmen."

„Ja, sonst. Aber jetzt . . . Denken Sie sich, Johanna, das hier hat mir eben der Portier unten gegeben."

Johanna nahm das Blatt und las nun halblaut eine mit einem dicken Tintenstrich markirte Stelle: „Wie wir kurz vor Redactionsschluß von gut unterrichteter Seite her vernehmen, hat gestern früh in dem Badeorte Kessin, in Hinterpommern, ein Duell zwischen dem Ministerialrath v. J. (Keithstraße) und dem Major v. Crampas stattgefunden. Major v. Crampas fiel. Es heißt, daß Beziehungen zwischen ihm und der Räthin, einer schönen und noch sehr jungen Frau, bestanden haben sollen."

„Was solche Blätter auch Alles schreiben," sagte Johanna, die verstimmt war, ihre Neuigkeit überholt zu sehen. „Ja," sagte Roswitha. „Und das lesen nun die Menschen und verschimpfiren mir meine liebe, arme Frau. Und der arme Major. Nun ist er todt."

„Ja, Roswitha, was denken Sie sich eigentlich. Soll er nicht todt sein? Oder soll lieber unser gnädiger Herr todt sein?"

„Nein, Johanna, unser gnäd'ger Herr, der soll auch leben, Alles soll leben. Ich bin nicht für Todtschießen und kann nicht 'mal das Knallen hören. Aber bedenken Sie doch, Johanna, das ist ja nun schon eine halbe Ewigkeit her, und die Briefe, die mir gleich so sonderbar aussahen, weil sie die rothe Strippe hatten und drei- oder viermal umgewickelt und dann eingeknotet und keine Schleife — die sahen ja schon ganz gelb aus, so lange ist es her. Wir sind ja nun schon über sechs Jahre hier, und wie kann man wegen solcher alten Geschichten . . ."

„Ach, Roswitha, Sie reden, wie Sie's verstehen. Und bei Lichte besehen, sind Sie schuld. Von den Briefen kommt es her. Warum kamen Sie mit dem Stemmeisen und brachen den Nähtisch auf, was man nie darf; man darf kein Schloß aufbrechen, was ein Anderer zugeschlossen hat."

„Aber, Johanna, das ist doch wirklich zu schlecht von Ihnen, mir so 'was auf den Kopf zuzusagen, und Sie wissen doch, daß Sie schuld sind und daß Sie wie närrisch in die Küche stürzten und mir sagten, der Nähtisch müsse aufgemacht werden, da wäre die Bandage drin, und da bin ich mit dem Stemmeisen gekommen, und nun soll ich schuld sein. Nein, ich sage . . ."

„Nun, ich will es nicht gesagt haben, Roswitha. Nur Sie sollen mir nicht kommen und sagen: der arme Major. Was heißt der arme Major! Der ganze arme Major taugte nichts; wer solchen rothblonden Schnurrbart hat und immer wribbelt, der taugt nie 'was und richtet bloß Schaden an. Und wenn man immer in vornehmen Häusern gedient hat . . . aber das haben Sie nicht, Roswitha, das fehlt Ihnen eben . . . dann weiß man auch, was sich paßt und schickt und was Ehre ist, und weiß auch, daß, wenn so 'was vorkommt, dann geht es nicht anders, dann kommt das, was man eine Forderung nennt, und dann wird Einer todtgeschossen."

„Ach, das weiß ich auch; ich bin nicht so dumm, wie Sie mich immer machen wollen. Aber wenn es so lange her ist . . ."

„Ja, Roswitha, mit Ihrem ewigen ‚so lange her'; daran sieht man ja eben, daß Sie nichts davon verstehen. Sie erzählen immer die alte Geschichte

von Ihrem Vater mit dem glühenden Eisen und wie er damit auf Sie losgekommen, und jedesmal, wenn ich einen glühenden Bolzen einthue, muß ich auch wirklich immer an Ihren Vater denken, und sehe immer, wie er Sie wegen des Kindes, das ja nun todt ist, todt machen will. Ja, Roswitha, davon sprechen Sie in einem fort, und es fehlt bloß noch, daß Sie Anniechen auch die Geschichte erzählen, und wenn Anniechen eingesegnet wird, dann wird sie's auch gewiß erfahren, und vielleicht denselben Tag noch; und das ärgert mich, daß Sie das Alles erlebt haben, und Ihr Vater war doch bloß ein Dorfschmied und hat Pferde beschlagen oder einen Radreifen gelegt, und nun kommen Sie und verlangen von unserm gnäd'gen Herrn, daß er sich das Alles ruhig gefallen läßt, bloß weil es so lange her ist. Was heißt lange her? Sechs Jahre ist nicht lange her. Und unsre gnäd'ge Frau — die aber nicht wiederkommt, der gnäd'ge Herr hat es mir eben gesagt — unsre gnäd'ge Frau wird erst sechsundzwanzig, und im August ist ihr Geburtstag, und da kommen Sie mir ‚mit lange her'. Und wenn sie sechsunddreißig wäre, ich sage Ihnen, bei sechsunddreißig muß man erst recht aufpassen, und wenn der gnäd'ge Herr nichts gethan hätte, dann hätten ihn die vornehmen Leute ‚geschnitten'. Aber das Wort kennen Sie gar nicht, Roswitha, davon wissen Sie nichts."

„Nein, davon weiß ich nichts, will auch nicht; aber das weiß ich, Johanna, daß Sie in den gnäd'gen Herrn verliebt sind."

Johanna schlug eine krampfhafte Lache auf.

„Ja, lachen Sie nur. Ich seh' es schon lange. Sie haben so 'was. Und ein Glück, daß unser gnäd'ger Herr keine Augen dafür hat . . . Die arme Frau, die arme Frau."

Johanna lag daran, Frieden zu schließen. „Lassen Sie's gut sein, Roswitha. Sie haben wieder Ihren Koller; aber ich weiß schon, den haben Alle vom Lande."

„Kann schon sein."

„Ich will jetzt nur die Briefe forttragen und unten sehen, ob der Portier vielleicht schon die andere Zeitung hat. Ich habe doch recht verstanden, daß er Lene danach geschickt hat? Und es muß auch mehr drin stehen; das hier ist ja so gut wie gar nichts."

Dreißigstes Capitel.

Effi und die Geheimräthin Zwicker waren seit fast drei Wochen in Ems und bewohnten daselbst das Erdgeschoß einer reizenden kleinen Villa. In ihrem zwischen ihren zwei Wohnzimmern gelegenen gemeinschaftlichen Salon mit Blick auf den Garten stand ein Polysanderflügel, auf dem Effi dann und wann eine Sonate, die Zwicker dann und wann einen Walzer spielte; sie war ganz unmusikalisch und beschränkte sich im Wesentlichen darauf, für Niemann als Tannhäuser zu schwärmen.

Es war ein herrlicher Morgen; in dem kleinen Garten zwitscherten die Vögel, und aus dem angrenzenden Hause, drin sich ein „Local" befand, hörte man, trotz der frühen Stunde, bereits das Zusammenschlagen der Billardbälle.

Beide Damen hatten ihr Frühstück nicht im Salon selbst, sondern auf einem ein paar Fuß hoch aufgemauerten und mit Kies bestreuten Vorplatz eingenommen, von dem aus drei Stufen nach dem Garten hinunter führten; die Marquise, ihnen zu Häupten, war aufgezogen, um den Genuß der frischen Luft in nichts zu beschränken, und sowohl Effi wie die Geheimräthin waren ziemlich emsig bei ihrer Handarbeit. Nur dann und wann wurden ein paar Worte gewechselt.

„Ich begreife nicht," sagte Effi, „daß ich schon seit vier Tagen keinen Brief habe; er schreibt sonst täglich. Ob Annie krank ist? Oder er selbst?"

Die Zwicker lächelte: „Sie werden erfahren, liebe Freundin, daß er gesund ist, ganz gesund."

Effi fühlte sich durch den Ton, in dem dies gesagt wurde, wenig angenehm berührt und schien antworten zu wollen, aber in eben diesem Augenblicke trat das aus der Umgegend von Bonn stammende Hausmädchen, das sich von Jugend an daran gewöhnt hatte, die mannigfachsten Erscheinungen des Lebens an Bonner Studenten und Bonner Husaren zu messen, vom Salon her auf den Vorplatz hinaus, um hier den Frühstückstisch abzuräumen. Sie hieß Afra.

„Afra," sagte Effi, „es muß doch schon Neun sein; war der Postbote noch nicht da?"

„Nein, noch nicht, gnäd'ge Frau."

„Woran liegt es?"

„Natürlich an dem Postboten; er ist aus dem Siegenschen und hat keinen Schneid. Ich hab's ihm auch schon gesagt, das sei die ‚reine Lodderei'. Und wie ihm das Haar sitzt; ich glaube, er weiß gar nicht, was ein Scheitel ist."

„Afra, Sie sind 'mal wieder zu streng. Denken Sie doch: Postbote, und so Tag aus Tag ein bei der ewigen Hitze . . ."

„Ist schon recht, gnäd'ge Frau. Aber es gibt doch Andere, die zwingen's; wo's drin steckt, da geht es auch." Und während sie noch so sprach, nahm sie das Tablett geschickt auf ihre fünf Fingerspitzen und stieg die Stufen hinunter, um durch den Garten hin den näheren Weg in die Küche zu nehmen.

„Eine hübsche Person," sagte die Zwicker. „Und so quick und kasch, und ich möchte fast sagen von einer natürlichen Anmuth. Wissen Sie, liebe Baronin, daß mich diese Afra . . . übrigens ein wundervoller Name, und es soll sogar eine heilige Afra gegeben haben, aber ich glaube nicht, daß unsere davon abstammt . . ."

„Und nun, liebe Geheimräthin, vertiefen Sie sich wieder in Ihr Nebenthema, das diesmal Afra heißt, und vergessen darüber ganz, was sie eigentlich sagen wollten . . ."

„Doch nicht, liebe Freundin, oder ich finde mich wenigstens wieder zurück. Ich wollte sagen, daß mich diese Afra ganz ungemein an die stattliche Person erinnert, die ich in Ihrem Hause . . ."

„Ja, Sie haben Recht. Es ist eine Aehnlichkeit da. Nur unser Berliner Hausmädchen ist doch erheblich hübscher und namentlich ihr Haar viel schöner und voller. Ich habe so schönes flachsenes Haar, wie unsere Johanna hat,

überhaupt noch nicht gesehen. Ein bißchen davon sieht man ja wohl, aber solche Fülle . . ."

Die Zwicker lächelte. „Das ist wirklich selten, daß man eine junge Frau mit solcher Begeisterung von dem flachsenen Haar ihres Hausmädchen sprechen hört. Und nun auch noch von der Fülle! Wissen Sie, daß ich das rührend finde. Denn eigentlich ist man doch bei der Wahl der Mädchen in einer beständigen Verlegenheit. Hübsch sollen sie sein, weil es jeden Besucher, wenigstens die Männer, stört, eine lange Stakete mit griesem Teint und schwarzen Rändern in der Thüröffnung erscheinen zu sehen, und ein wahres Glück, daß die Corridore meistens so dunkel sind. Aber nimmt man wieder zu viel Rücksicht auf solche Hausrepräsentation und den sogenannten ersten Eindruck und schenkt man wohl gar noch einer solchen hübschen Person eine weiße Tändelschürze nach der anderen, so hat man eigentlich keine ruhige Stunde mehr und fragt sich, wenn man nicht zu eitel ist und nicht zu viel Vertrauen zu sich selber hat, ob da nicht Remedur geschaffen werden müsse. Remedur war nämlich ein Lieblingswort von Zwicker, womit er mich oft gelangweilt hat; aber freilich, alle Geheimräthe haben solche Lieblingsworte."

Effi hörte mit sehr getheilten Empfindungen zu. Wenn die Geheimräthin nur ein bißchen anders gewesen wäre, so hätte dies Alles reizend sein können, aber da sie nun 'mal war wie sie war, so fühlte sich Effi wenig angenehm von dem berührt, was sie sonst vielleicht einfach erheitert hätte.

„Das ist schon recht, liebe Freundin, was Sie da von den Geheimräthen sagen. Innstetten hat sich auch dergleichen angewöhnt, lacht aber immer, wenn ich ihn darauf hin ansehe und entschuldigt sich hinterher wegen der Actenausdrücke. Ihr Herr Gemahl war freilich schon länger im Dienst und überhaupt wohl älter . . ."

„Um ein Geringes," sagte die Geheimräthin spitz und ablehnend.

„Und Alles in Allem kann ich mich in Befürchtungen, wie Sie sie aussprechen, nicht recht zurechtfinden. Das, was man gute Sitte nennt, ist doch immer noch eine Macht . . ."

„Meinen Sie?"

„. . . Und ich kann mir namentlich nicht denken, daß es gerade Ihnen, liebe Freundin, beschieden gewesen sein sollte, solche Sorgen und Befürchtungen durchzumachen. Sie haben, Verzeihung, daß ich diesen Punkt hier so offen berühre, gerade das, was die Männer einen ‚Charme' nennen, Sie sind heiter, fesselnd, anregend und, wenn es nicht indiscret ist, so möcht' ich, angesichts dieser Ihrer Vorzüge, wohl fragen dürfen, stützt sich das, was Sie da sagen, auf allerlei Schmerzliches, das Sie persönlich erlebt haben?"

„Schmerzliches?" sagte die Zwicker. „Ach, meine liebe, gnädigste Frau, Schmerzliches, das ist ein zu großes Wort, auch dann noch, wenn man vielleicht wirklich manches erlebt hat. Schmerzlich ist einfach zu viel, viel zu viel. Und dann hat man doch schließlich auch seine Hülfsmittel und Gegenkräfte. Sie dürfen dergleichen nicht zu tragisch nehmen."

„Ich kann mir keine rechte Vorstellung von dem machen, was Sie anzudeuten belieben. Nicht, als ob ich nicht wüßte, was Sünde sei; das weiß ich

auch; aber es ist doch ein Unterschied, ob man so hineingeräth in allerlei schlechte Gedanken oder ob einem derlei Dinge zur halben oder auch wohl zur ganzen Lebensgewohnheit werden. Und nun gar im eigenen Hause . . ."

„Davon will ich nicht sprechen, das will ich nicht so direct gesagt haben, obwohl ich, offen gestanden, auch nach dieser Seite hin voller Mißtrauen bin, oder, wie ich jetzt sagen muß, war; denn es liegt ja Alles zurück. Aber da gibt es Außengebiete. Haben Sie von Landpartien gehört?"

„Gewiß. Und ich wollte wohl, Innstetten hätte mehr Sinn dafür . . ."

„Ueberlegen Sie sich das, liebe Freundin. Zwicker saß immer in Saatwinkel. Ich kann Ihnen nur sagen, wenn ich das Wort höre, gibt es mir noch jetzt einen Stich ins Herz. Ueberhaupt diese Vergnügungsörter in der Umgegend unseres lieben, alten Berlin! Denn ich liebe Berlin trotz alledem. Aber schon die bloßen Namen der dabei in Frage kommenden Ortschaften umschließen eine Welt von Angst und Sorge. Sie lächeln. Und doch, sagen Sie selbst, liebe Freundin, was können Sie von einer großen Stadt und ihren Sittlichkeitszuständen erwarten, wenn Sie beinah' unmittelbar vor den Thoren derselben (denn zwischen Charlottenburg und Berlin ist kein rechter Unterschied mehr), auf kaum tausend Schritte zusammengedrängt, einem Pichelsberg, einem Pichelsdorf und einem Pichelswerder begegnen. Dreimal Pichel ist zu viel. Sie können die ganze Welt absuchen, das finden Sie nicht wieder."

Effi nickte.

„Und das Alles," fuhr die Zwicker fort, „geschieht am grünen Holze der Havelseite. Das Alles liegt nach Westen zu, da haben Sie Cultur und höhere Gesittung. Aber nun gehen Sie, meine Gnädigste, nach der anderen Seite hin, die Spree hinauf. Ich spreche nicht von Treptow und Stralau, das sind Bagatellen, Harmlosigkeiten, aber wenn Sie die Specialkarte zur Hand nehmen wollen, da begegnen Sie neben mindestens sonderbaren Namen wie Kiekebusch, wie Wuhlheide . . . Sie hätten hören sollen, wie Zwicker das Wort aussprach . . . Namen von geradezu brutalem Charakter, mit denen ich Ihr Ohr nicht verletzen will. Aber natürlich sind das gerade die Plätze, die bevorzugt werden. Ich hasse diese Landpartien, die sich das Volksgemüth als eine Kremserpartie mit ‚Ich bin ein Preuße' vorstellt, in Wahrheit aber schlummern hier die Keime einer socialen Revolution. Wenn ich sage sociale Revolution, so meine ich natürlich moralische Revolution, alles Andere ist bereits wieder überholt, und schon Zwicker sagte mir noch in seinen letzten Tagen: ‚Glaube mir, Sophie, Saturn frißt seine Kinder.' Und Zwicker, welche Mängel und Gebrechen er haben mochte, das bin ich ihm schuldig, er war ein philosophischer Kopf und hatte ein natürliches Gefühl für historische Entwicklung . . . Aber ich sehe, meine liebe Frau von Innstetten, so artig sie sonst ist, hört nur noch mit halbem Ohre zu; natürlich, der Postbote hat sich drüben blicken lassen, und da fliegt denn das Herz hinüber und nimmt die Liebesworte vorweg aus dem Briefe heraus . . . Nun, Bösselager, was bringen Sie?"

Der Angeredete war mittlerweile bis an den Tisch herangetreten und packte aus: mehrere Zeitungen, zwei Friseuranzeigen und zuletzt auch einen großen eingeschriebenen Brief an Frau Baronin v. Innstetten, geb. v. Briest.

Die Empfängerin unterschrieb, und nun ging der Postbote wieder. Die Zwicker aber überflog die Friseuranzeigen und lachte über die Preisermäßigung von Shampooing.

Effi hörte nicht hin; sie drehte den ihrerseits empfangenen Brief zwischen den Fingern und hatte eine ihr unerklärliche Scheu, ihn zu öffnen. Eingeschrieben und mit zwei großen Siegeln gesiegelt und ein dickes Couvert. Was bedeutete das? Poststempel: „Hohen-Cremmen", und die Adresse von der Handschrift der Mutter. Von Innstetten, es war der fünfte Tag, keine Zeile.

Sie nahm eine Stickschere mit Perlmuttergriff und schnitt die Längsseite des Briefes langsam auf. Und nun harrte ihrer eine neue Ueberraschung. Der Briefbogen, ja das waren eng geschriebene Zeilen von der Mama, darin eingelegt aber waren Geldscheine mit einem breiten Papierstreifen drum herum, auf dem mit Rothstift, und zwar von des Vaters Hand, der Betrag der eingelegten Summe verzeichnet war. Sie schob das Convolut zurück und begann zu lesen, während sie sich in den Schaukelstuhl zurücklehnte. Aber sie kam nicht weit, die Zeilen entfielen ihr, und aus ihrem Gesicht war alles Blut fort. Dann bückte sie sich und nahm den Brief wieder auf.

„Was ist Ihnen, liebe Freundin? Schlechte Nachrichten?"

Effi nickte, gab aber weiter keine Antwort und bat nur, ihr ein Glas Wasser reichen zu wollen. Als sie getrunken, sagte sie: „Es wird vorüber gehen, liebe Geheimräthin, aber ich möchte mich doch einen Augenblick zurückziehen dürfen . . . Wenn Sie mir Afra schicken könnten."

Und nun erhob sie sich und trat in den Salon zurück, wo sie sichtlich froh war, einen Halt gewinnen und sich an dem Polysanderflügel entlang fühlen zu können. So kam sie bis an ihr nach rechts hin gelegenes Zimmer, und als sie hier, tappend und suchend, die Thür geöffnet und das Bett an der Wand gegenüber erreicht hatte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Einunddreißigstes Capitel.

Minuten vergingen. Als Effi sich wieder erholt hatte, setzte sie sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl und sah auf die stille Straße hinaus. Wenn da doch Lärm und Streit gewesen wäre; aber nur der Sonnenschein lag auf dem chaussirten Wege und dazwischen die Schatten, die das Gitter und die Bäume warfen. Das Gefühl des Alleinseins in der Welt überkam sie mit seiner ganzen Schwere. Vor einer Stunde noch eine glückliche Frau, Liebling Aller, die sie kannten, und nun ausgestoßen. Sie hatte nur erst den Anfang des Briefes gelesen, aber genug, um ihre Lage klar vor Augen zu haben. Wohin? Sie hatte keine Antwort darauf, und doch war sie voll tiefer Sehnsucht, aus dem herauszukommen, was sie hier umgab, also fort von dieser Geheimräthin, der das Alles bloß ein „interessanter Fall" war, und deren Theilnahme, wenn etwas davon existirte, sicher an das Maß ihrer Neugier nicht heran reichte.

„Wohin?"

Auf dem Tische vor ihr lag der Brief; aber ihr fehlte der Muth, weiter zu lesen. Endlich sagte sie: „Wovor bange ich mich noch? Was kann noch gesagt werden, das ich mir nicht schon selber sagte? Der, um den all' dies kam, ist todt, eine Rückkehr in mein Haus gibt es nicht, in ein paar Wochen wird die Scheidung ausgesprochen sein, und das Kind wird man dem Vater lassen. Natürlich. Ich bin schuldig, und eine Schuldige kann ihr Kind nicht erziehen. Und wovon auch? Mich selbst werde ich wohl durchbringen. Ich will sehen, was die Mama darüber schreibt, wie sie sich mein Leben denkt."

Und unter diesen Worten nahm sie den Brief wieder, um auch den Schluß zu lesen.

„. . . Und nun Deine Zukunft, meine liebe Effi. Du wirst Dich auf Dich selbst stellen müssen, und darfst dabei, so weit äußere Mittel mitsprechen, unserer Unterstützung sicher sein. Du wirst am besten in Berlin leben (in einer großen Stadt verthut sich dergleichen am besten) und wirst da zu den Vielen gehören, die sich um freie Luft und lichte Sonne gebracht haben. Du wirst einsam leben, und wenn Du das nicht willst, wahrscheinlich aus Deiner Sphäre herabsteigen müssen. Die Welt, in der Du gelebt hast, wird Dir verschlossen sein. Und was das Traurigste für uns und für Dich ist (auch für Dich, wie wir Dich zu kennen vermeinen) — auch das elterliche Haus wird Dir verschlossen sein; wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hieße das, dies Haus von aller Welt abschließen, und das zu thun, sind wir entschieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu sehr an der Welt hingen und ein Abschiednehmen von dem, was sich ‚Gesellschaft' nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erschiene; nein, nicht deshalb, sondern einfach weil wir Farbe bekennen, und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht ersparen, unsere Verurtheilung Deines Thuns, des Thuns unseres einzigen und von uns so sehr geliebten Kindes aussprechen wollen . . ."

Effi konnte nicht weiter lesen; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und nachdem sie vergeblich dagegen angekämpft hatte, brach sie zuletzt in ein heftiges Schluchzen und Weinen aus, darin sich ihr Herz erleichterte.

* * *

Nach einer halben Stunde klopfte es, und auf Effi's „Herein" erschien die Geheimräthin.

„Darf ich eintreten?"

„Gewiß, liebe Geheimräthin," sagte Effi, die jetzt, leicht zugedeckt und die Hände gefaltet, auf dem Sopha lag. „Ich bin erschöpft und habe mich hier eingerichtet, so gut es ging. Darf ich Sie bitten, sich einen Stuhl zu nehmen."

Die Geheimräthin setzte sich so, daß der Tisch, mit einer Blumenschale darauf, zwischen ihr und Effi war. Effi zeigte keine Spur von Verlegenheit und änderte nichts in ihrer Haltung, nicht einmal die gefalteten Hände. Mit einem Male war es ihr vollkommen gleichgültig, was die Frau dachte; nur fort wollte sie.

„Sie haben eine traurige Nachricht empfangen, liebe, gnädigste Frau . . ."

„Mehr als traurig," sagte Effi. „Jedenfalls traurig genug, um unserem Beisammensein ein rasches Ende zu machen. Ich muß noch heute fort."

„Ich möchte nicht zudringlich erscheinen, aber ist es etwas mit Annie."

„Nein, nicht mit Annie. Die Nachrichten kamen überhaupt nicht aus Berlin, es waren Zeilen meiner Mama. Sie hat Sorgen um mich, und es liegt mir daran, sie zu zerstreuen, oder wenn ich das nicht kann, wenigstens an Ort und Stelle zu sein."

„Mir nur zu begreiflich, so sehr ich es beklage, diese letzten Emser Tage nun ohne Sie verbringen zu sollen. Darf ich Ihnen meine Dienste zur Verfügung stellen?"

Ehe Effi darauf antworten konnte, trat Afra ein und meldete, daß man sich eben zum Lunch versammle. Die Herrschaften seien alle sehr in Aufregung: der Kaiser käme wahrscheinlich auf drei Wochen, und am Schluß seien große Manöver, und die Bonner Husaren kämen auch.

Die Zwicker überschlug sofort, ob es sich verlohnen würde, bis dahin zu bleiben, kam zu einem entschiedenen „Ja" und ging dann, um Effi's Ausbleiben beim Lunch zu entschuldigen.

Als gleich danach auch Afra gehen wollte, sagte Effi: „Und dann, Afra, wenn Sie frei sind, kommen Sie wohl noch eine Viertelstunde zu mir, um mir beim Packen behülflich zu sein. Ich will heute noch mit dem Sieben-Uhr-Zuge fort."

„Heute noch? Ach, gnädigste Frau, das ist doch aber schade. Nun fangen ja die schönen Tage erst an."

Effi lächelte.

* * *

Die Zwicker, die noch allerlei zu hören hoffte, hatte sich nur mit Mühe bestimmen lassen, der „Frau Baronin" beim Abschiede nicht das Geleit zu geben. „Auf einem Bahnhofe," so hatte Effi versichert, „sei man immer so zerstreut und nur mit seinem Platz und seinem Gepäck beschäftigt; gerade Personen, die man lieb habe, von denen nähme man gern vorher Abschied." Die Zwicker bestätigte das, trotzdem sie das Vorgeschützte darin sehr wohl heraus fühlte; sie hatte hinter allen Thüren gestanden und wußte gleich, was echt und unecht war.

Afra begleitete Effi zum Bahnhof und ließ sich fest versprechen, daß die Frau Baronin im nächsten Sommer wiederkommen wolle; wer 'mal in Ems gewesen, der komme immer wieder. Ems sei das Schönste, außer Bonn.

Die Zwicker hatte sich mittlerweile zum Briefschreiben niedergesetzt, nicht an dem etwas wackligen Rococosecretär im Salon, sondern draußen auf der Veranda, an demselben Tisch, an dem sie kaum zehn Stunden zuvor mit Effi das Frühstück genommen hatte.

Sie freute sich auf den Brief, der einer befreundeten, zur Zeit in Reichenhall weilenden Berliner Dame zu Gute kommen sollte. Beider Seelen hatten sich längst gefunden und gipfelten in einer der ganzen Männerwelt geltenden starken Skepsis; sie fanden die Männer durchweg weit zurückbleibend hinter dem, was

billigerweise gefordert werden könne, die sogenannten „forschen" am meisten. „Die, die vor Verlegenheit nicht wissen, wo sie hinsehen sollen, sind, nach einem kurzen Vorstudium, immer noch die besten, aber die eigentlichen Don Juans erweisen sich jedesmal als eine Enttäuschung. Wo soll es am Ende auch herkommen." Das waren so Weisheitssätze, die zwischen den zwei Freundinnen ausgetauscht wurden.

Die Zwicker war schon auf dem zweiten Bogen und fuhr in ihrem mehr als dankbaren Thema, das natürlich „Effi" hieß, eben wie folgt fort: „Alles in Allem war sie sehr zu leiden, artig, anscheinend offen, ohne jeden Adelsdünkel (oder doch groß in der Kunst, ihn zu verbergen) und immer interessirt, wenn man ihr etwas Interessantes erzählte, wovon ich, wie ich Dir nicht zu versichern brauche, den ausgiebigsten Gebrauch machte. Nochmals also, reizende junge Frau, fünfundzwanzig oder nicht viel mehr. Und doch hab' ich dem Frieden nie getraut und traue ihm auch in diesem Augenblicke noch nicht, ja, jetzt vielleicht am wenigsten. Die Geschichte heute mit dem Briefe — da steckt eine wirkliche Geschichte dahinter. Dessen bin ich so gut wie sicher. Es wäre das erste Mal, das ich mich in solcher Sache geirrt hätte. Daß sie mit Vorliebe von den Berliner Modepredigern sprach und das Maß der Gottseligkeit jedes Einzelnen feststellte, das, und der gelegentliche Gretchenblick, der jedesmal versicherte, kein Wässerchen trüben zu können — alle diese Dinge haben mich in meinem Glauben . . . Aber da kommt eben unsere Afra, von der ich Dir, glaub' ich, schon schrieb, eine hübsche Person, und packt mir ein Zeitungsblatt auf den Tisch, das ihr, wie sie sagt, unsere Frau Wirthin für mich gegeben habe; die blau angestrichene Stelle. Nun verzeih', wenn ich diese Stelle erst lese . . ."

„Nachschrift. Das Zeitungsblatt war interessant genug und kam wie gerufen. Ich schneide die blau angestrichene Stelle heraus und lege sie diesen Zeilen bei. Du siehst daraus, daß ich mich *nicht* geirrt habe. Wer mag nur der Crampas sein? Es ist unglaublich — erst selber Zettel und Briefe schreiben und dann auch noch die des Anderen aufbewahren! Wozu gibt es Oefen und Kamine? So lange wenigstens wie dieser Duellunsinn noch existirt, darf dergleichen nicht vorkommen; einem kommenden Geschlechte kann diese Briefschreibepassion (weil dann gefahrlos geworden) vielleicht freigegeben werden. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Uebrigens bin ich voll Mitleid mit der jungen Baronin und finde, eitel wie man nun 'mal ist, meinen einzigen Trost darin, mich in der Sache selbst nicht getäuscht zu haben. Und der Fall lag nicht so ganz gewöhnlich. Ein schwächerer Diagnostiker hätte sich doch vielleicht hinters Licht führen lassen. Wie immer Deine Sophie."

Zweiunddreißigstes Capitel.

Drei Jahre waren vergangen, und Effi bewohnte seit fast eben so langer Zeit eine kleine Wohnung in der Königgrätzerstraße, zwischen Ascanischem Platz und Halleschem Thor: ein Vorder- und Hinterzimmer, und hinter diesem die Küche mit Mädchengelaß, Alles so durchschnittsmäßig und alltäglich wie

nur möglich. Und doch war es eine apart hübsche Wohnung, die Jedem, der sie sah, angenehm auffiel, am meisten vielleicht dem alten Geheimrath Rummschüttel, der, dann und wann vorsprechend, der armen jungen Frau nicht bloß die nun weit zurückliegende Rheumatismus- und Neuralgie-Komödie, sondern auch Alles, was seitdem sonst noch vorgekommen war, längst verziehen hatte, wenn es für ihn der Verzeihung überhaupt bedurfte. Denn Rummschüttel kannte noch ganz Anderes. Er war jetzt Ausgangs Siebzig, aber wenn Effi, die seit einiger Zeit ziemlich viel kränkelte, ihn brieflich um seinen Besuch bat, so war er am anderen Vormittag auch da und wollte von Entschuldigungen, daß es so hoch sei, nichts wissen. „Nur keine Entschuldigungen, meine liebe, gnädigste Frau; denn erstens ist es mein Metier, und zweitens bin ich glücklich und beinahe stolz, die drei Treppen so gut noch steigen zu können. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu belästigen — denn ich komme doch schließlich als Arzt und nicht als Naturfreund und Landschaftsschwärmer —, so käme ich wohl noch öfter, bloß um Sie zu sehen und mich hier etliche Minuten an Ihr Hinterfenster zu setzen. Ich glaube, Sie würdigen den Ausblick nicht genug."

„O doch, doch," sagte Effi; Rummschüttel aber ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Bitte, meine gnädigste Frau, treten Sie hier heran, nur einen Augenblick, oder erlauben Sie mir, daß ich Sie bis an das Fenster führe. Wieder ganz herrlich heute. Sehen Sie doch nur die verschiedenen Bahndämme, drei, nein vier, und wie es beständig darauf hin und her gleitet ... und nun verschwindet der Zug da wieder hinter einer Baumgruppe. Wirklich herrlich. Und wie die Sonne den weißen Rauch durchleuchtet! Wäre der Matthäikirchhof nicht unmittelbar dahinter, so wäre es ideal."

„Ich sehe gern Kirchhöfe."

„Ja, Sie dürfen das sagen. Aber unserein! Unser einem kommt unabweislich immer die Frage, könnten hier nicht vielleicht einige weniger liegen? Im Uebrigen, meine gnädigste Frau, bin ich mit Ihnen zufrieden und beklage nur, daß Sie von Ems nichts wissen wollen; Ems, bei Ihren katarrhalischen Affectionen, würde Wunder ..."

Effi schwieg.

„Ems würde Wunder thun. Aber da Sie's nicht mögen (und ich finde mich darin zurecht), so trinken Sie den Brunnen hier. In drei Minuten sind Sie im Prinz Albrechtschen Garten, und wenn auch die Musik und die Toiletten und all' die Zerstreuungen einer regelrechten Brunnenpromenade fehlen, der Brunnen selbst ist doch die Hauptsache."

Effi war einverstanden, und Rummschüttel nahm Hut und Stock. Aber er trat noch einmal an das Fenster heran. „Ich höre von einer Terrassirung des Kreuzbergs sprechen, Gott segne die Stadtverwaltung, und wenn dann erst die kahle Stelle da hinten mehr in Grün stehen wird ... Eine reizende Wohnung. Ich könnte Sie fast beneiden ... Und was ich schon längst einmal sagen wollte, meine gnädige Frau, Sie schreiben mir immer einen so liebenswürdigen Brief. Nun, wer freute sich dessen nicht? Aber es ist doch jedesmal eine Mühe ... Schicken Sie mir doch einfach Roswitha."

Effi dankte ihm, und so schieden sie.

* * *

„Schicken Sie mir doch einfach Roswitha . . .“ hatte Rummschüttel gesagt. Ja, war denn Roswitha bei Effi? war sie denn statt in der Keith- in der Königgrätzerstraße? Gewiß war sie's und zwar sehr lange schon, gerade so lange wie Effi selbst in der Königgrätzerstraße wohnte. Schon drei Tage vor diesem Einzug hatte sich Roswitha bei ihrer lieben gnädigen Frau sehen lassen, und das war ein großer Tag für beide gewesen, so sehr, daß dieses Tages hier noch nachträglich gedacht werden muß.

Effi hatte damals, als der elterliche Absagebrief aus Hohen-Cremmen kam und sie mit dem Abendzuge von Ems nach Berlin zurückreiste, nicht gleich eine selbständige Wohnung genommen, sondern es mit einem Unterkommen in einem Pensionate versucht. Es war ihr damit auch leidlich geglückt. Die beiden Damen, die dem Pensionate vorstanden, waren gebildet und voll Rücksicht und hatten es längst verlernt, neugierig zu sein. Es kam da so vieles zusammen, daß ein Eindringenwollen in die Geheimnisse jedes Einzelnen viel zu umständlich gewesen wäre. Dergleichen hinderte nur den Geschäftsgang. Effi, die die mit den Augen angestellten Kreuzverhöre der Zwicker noch in Erinnerung hatte, fühlte sich denn auch von dieser Zurückhaltung der Pensionsdamen sehr angenehm berührt, als aber vierzehn Tage vorüber waren, empfand sie doch deutlich, daß die hier herrschende Gesammtatmosphäre, die physische wie die moralische, nicht wohl ertragbar für sie sei. Bei Tisch waren sie zumeist zu sieben, und zwar außer Effi und der einen Pensionsvorsteherin (die andere leitete draußen das Wirthschaftliche) zwei die Hochschule besuchende Engländerinnen, eine adelige Dame aus Sachsen, eine sehr hübsche galizische Jüdin, von der Niemand wußte, was sie eigentlich vorhatte, und eine Cantorstochter aus Polzin in Pommern, die Malerin werden wollte. Das war eine schlimme Zusammensetzung, und die gegenseitigen Ueberheblichkeiten, bei denen die Engländerinnen merkwürdigerweise nicht absolut obenan standen, sondern mit der vom höchsten Malergefühl erfüllten Polzinerin um die Palme rangen, waren unerquicklich; dennoch wäre Effi, die sich passiv verhielt, über den Druck, den diese geistige Atmosphäre übte, hinweggekommen, wenn nicht, rein physisch und äußerlich, die sich hinzugesellende Pensionsluft gewesen wäre. Woraus sich diese eigentlich zusammensetzte, war vielleicht überhaupt unerforschlich, aber daß sie der sehr empfindlichen Effi den Athem raubte, war nur zu gewiß, und so sah sie sich, aus diesem äußerlichen Grunde, sehr bald schon zur Aus- und Umschau nach einer anderen Wohnung gezwungen, die sie denn auch in verhältnißmäßiger Nähe fand. Es war dies die vorgeschilderte Wohnung in der Königgrätzerstraße. Sie sollte dieselbe zu Beginn des Herbstvierteljahrs beziehen, hatte das Nöthige dazu beschafft und zählte während der letzten Septembertage die Stunden bis zur Erlösung aus dem Pensionat.

An einem dieser letzten Tage — sie hatte sich eine Viertelstunde zuvor aus dem Eßzimmer zurückgezogen und gedachte sich eben auf einem mit einem großblumigen Wollstoff überzogenen Seegras-Sopha auszuruhen —, wurde leise an ihre Thür geklopft.

„Herein.“

Das eine Hausmädchen, eine kränklich aussehende Person von Mitte Dreißig, die, durch beständigen Aufenthalt auf dem Corridor des Pensionats, den hier lagernden Dunstkreis überall hin in ihren Falten mitschleppte, trat ein und sagte: „Die gnädige Frau möchte entschuldigen, aber es wolle sie Jemand sprechen."

„Wer?"

„Eine Frau."

„Und hat sie ihren Namen genannt?"

„Ja. Roswitha."

Und siehe da, kaum daß Effi diesen Namen gehört hatte, so schüttelte sie den Halbschlaf von sich ab und sprang auf und lief auf den Corridor hinaus, um Roswitha bei beiden Händen zu fassen und in ihr Zimmer zu ziehen.

„Roswitha. Du. Ist das eine Freude. Was bringst Du? Natürlich 'was Gutes. Ein so gutes altes Gesicht kann nur 'was Gutes bringen. Ach, wie glücklich ich bin, ich könnte Dir einen Kuß geben; ich hätte nicht gedacht, daß ich noch solche Freude haben könnte. Mein gutes altes Herz, wie geht es Dir denn? Weißt Du noch, wie's damals war, als der Chinese spukte? Das waren glückliche Zeiten. Ich habe damals gedacht, es wären unglückliche, weil ich das Harte des Lebens noch nicht kannte. Seitdem habe ich es kennen gelernt. Ach, Spuk ist lange nicht das Schlimmste! Komm, meine gute Roswitha, komm, setze Dich hier zu mir und erzähle mir ... Ach, ich habe solche Sehnsucht. Was macht Annie?"

Roswitha konnte kaum reden und sah sich in dem sonderbaren Zimmer um, dessen grau und verstaubt aussehende Wände in schmale Goldleisten gefaßt waren. Endlich aber fand sie sich und sagte, daß der gnädige Herr nun wieder aus Glatz zurück sei; der alte Kaiser habe gesagt, „sechs Wochen in solchem Falle sei gerade genug." und auf den Tag, wo der gnädige Herr wieder da sein würde, darauf habe sie bloß gewartet, wegen Annie, die doch eine Aufsicht haben müsse. Denn Johanna sei wohl eine sehr propre Person, aber sie sei doch noch zu hübsch und beschäftige sich noch zu viel mit sich selbst und denke vielleicht Gott weiß was Alles. Aber nun, wo der gnädige Herr wieder aufpassen und in Allem nach dem Rechten sehen könne, da habe sie sich's doch anthun wollen und 'mal sehen, wie's der gnädigen Frau gehe ...

„Das ist recht, Roswitha ..."

.. Und habe 'mal sehen wollen, ob der gnädigen Frau was fehle und ob sie sie vielleicht brauche, dann wolle sie gleich hier bleiben und beispringen und Alles machen und dafür sorgen, daß es der gnädigen Frau wieder gut ginge.

Effi hatte sich in die Sophaecke zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Aber mit eins richtete sie sich auf und sagte: „Ja, Roswitha, was Du da sagst, das ist ein Gedanke; das ist 'was. Denn Du mußt wissen, ich bleibe hier nicht in dieser Pension, ich habe da weiterhin eine Wohnung gemiethet und auch Einrichtung besorgt und in drei Tagen will ich da einziehen. Und wenn ich da mit Dir ankäme und zu Dir sagen könnte: ‚Nein, Roswitha, da nicht, der Schrank muß dahin und der Spiegel da', ja, das wäre was, das

sollte mir schon gefallen. Und wenn wir dann müde von all' der Plackerei wären, dann sagte ich: ‚Nun, Roswitha, gehe da hinüber und hole uns eine Caraffe Spatenbräu, denn wenn man gearbeitet hat, dann will man doch auch trinken, und wenn Du kannst, so bring' uns auch etwas Gutes aus dem Habsburger Hof mit, Du kannst ja das Geschirr nachher wieder herüber bringen, —' ja, Roswitha, wenn ich mir das denke, da wird mir ordentlich leichter ums Herz. Aber ich muß Dich doch fragen, hast Du Dir auch Alles überlegt? Von Annie will ich nicht sprechen, an der Du doch hängst, sie ist ja fast wie Dein eigen Kind, — aber trotzdem, für Annie wird schon gesorgt werden, und die Johanna hängt ja auch an ihr. Also davon nichts. Aber bedenke, wie sich Alles verändert hat, wenn Du wieder zu mir willst. Ich bin nicht mehr wie damals; ich habe jetzt eine ganz kleine Wohnung genommen, und der Portier wird sich wohl nicht sehr um Dich und um mich bemühen. Und wir werden eine sehr kleine Wirthschaft haben, immer das, was wir sonst unser Donnerstag-Essen nannten, weil da rein gemacht wurde. Weißt Du noch? Und weißt Du noch, wie der gute Gieshübler 'mal dazu kam und sich zu uns setzen mußte, und wie er dann sagte: ‚So was Delicates habe er noch nie gegessen.' Du wirst Dich noch erinnern, er war immer so schrecklich artig, denn eigentlich war er doch der einzige Mensch in der Stadt, der von Essen 'was verstand. Die anderen fanden Alles schön."

Roswitha freute sich über jedes Wort und sah schon Alles im besten Gange, bis Effi wieder sagte: „Hast Du Dir das Alles überlegt? Denn Du bist doch — ich muß das sagen, wiewohl es meine eigene Wirthschaft war —, Du bist doch nun durch viele Jahre hin verwöhnt, und es kam nie darauf an, wir hatten es nicht nöthig, sparsam zu sein; aber jetzt muß ich sparsam sein, denn ich bin arm und habe nur, was man mir gibt, Du weißt von Hohen-Cremmen her. Meine Eltern sind sehr gut gegen mich, so weit sie's können, aber sie sind nicht reich. Und nun sage, was meinst Du?"

„Daß ich nächsten Sonnabend mit meinem Koffer anziehe, nicht am Abend, sondern gleich am Morgen, und daß ich da bin, wenn das Einrichten losgeht. Denn ich kann doch ganz anders zufassen, wie die gnädige Frau."

„Sage das nicht, Roswitha. Ich kann es auch. Wenn man muß, kann man Alles."

„Und dann, gnädige Frau, Sie brauchen sich wegen meiner nicht zu fürchten, als ob ich mal denken könnte: ‚für Roswitha ist das nicht gut genug.' Für Roswitha ist Alles gut, was sie mit der gnädigen Frau theilen muß, und am liebsten, wenn es was Trauriges ist. Ja, darauf freue ich mich schon ordentlich. Dann sollen Sie mal sehen, das verstehe ich. Und wenn ich es nicht verstünde, dann wollte ich es schon lernen. Denn, gnädige Frau, das hab' ich nicht vergessen, als ich da auf dem Kirchhof saß, mutterwindallein und bei mir dachte, nun wäre es doch wohl das Beste, ich läge da gleich mit in der Reihe. Wer kam da? Wer hat mich da bei Leben erhalten? Ach, ich habe so viel durchzumachen gehabt. Als mein Vater damals mit der glühenden Stange auf mich los kam . . ."

„Ich weiß schon, Roswitha . . ."

„Ja, das war schlimm genug. Aber als ich da auf dem Kirchhof saß, so ganz arm und verlassen, das war doch noch schlimmer. Und da kam die gnädige Frau. Und ich will nicht selig werden, wenn ich das vergesse."

Und dabei stand sie auf und ging aufs Fenster zu. „Sehen Sie, gnädige Frau, den müssen Sie doch auch noch sehen."

Und nun trat auch Effi heran.

Drüben, auf der anderen Seite der Straße, saß Rollo und sah nach den Fenstern der Pension hinauf.

* * *

Wenige Tage danach bezog Effi, von Roswitha unterstützt, ihre Wohnung in der Königgrätzerstraße, darin es ihr von Anfang an gefiel. Umgang fehlte freilich, aber sie hatte während ihrer Pensionstage von dem Verkehr mit Menschen so wenig Erfreuliches gehabt, daß ihr das Alleinsein nicht schwer fiel, wenigstens anfänglich nicht. Mit Roswitha ließ sich allerdings kein ästhetisches Gespräch führen, auch nicht mal sprechen über das, was in der Zeitung stand, aber wenn es einfach menschliche Dinge betraf und Effi mit einem ‚ach Roswitha, mich ängstigt es wieder . . .' ihren Satz begann, dann wußte die treue Seele jedesmal gut zu antworten und hatte immer Trost und meist auch Rath.

Bis Weihnachten ging es vorzüglich; aber der Heiligabend verlief schon recht traurig, und als das neue Jahr herankam, begann Effi ganz schwermüthig zu werden. Es war nicht kalt, nur grau und regnerisch, und wenn die Tage kurz waren, so waren die Abende desto länger. Was thun? Sie las, sie stickte, sie legte Patience, sie spielte Chopin, aber diese Nocturnes waren auch nicht angethan, viel Licht in ihr Leben zu tragen, und wenn Roswitha mit dem Theebrett kam und außer dem Theezeug auch noch zwei Tellerchen mit einem Ei und einem in kleine Scheiben geschnittenen Wiener Schnitzel auf den Tisch setzte, sagte Effi, während sie das Pianino schloß: „Rücke heran, Roswitha. Leiste mir Gesellschaft."

Roswitha kam denn auch. „Ich weiß schon, die gnädige Frau haben wieder zu viel gespielt; dann sehen Sie immer so aus und haben rothe Flecke. Der Geheimrath hat es doch verboten."

„Ach Roswitha, der Geheimrath hat leicht verbieten, und Du hast es auch leicht, all' das nachzusprechen. Aber was soll ich denn machen? Ich kann doch nicht den ganzen Tag am Fenster sitzen und nach der Christuskirche hinübersehen. Sonntags, beim Abendgottesdienst, wenn die Fenster erleuchtet sind, sehe ich ja immer hinüber; aber es hilft mir auch nichts, mir wird dann immer noch schwerer ums Herz."

„Ja, gnädige Frau, dann sollten Sie mal hineingehen. Einmal waren Sie ja schon drüben."

„O schon öfters. Aber ich habe nicht viel davon gehabt. Er predigt ganz gut und ist ein sehr kluger Mann, und ich wäre froh, wenn ich das Hundertste davon wüßte. Aber es ist doch Alles bloß, wie wenn ich ein Buch lese; und wenn er dann so laut spricht und herumficht und seine schwarzen Locken schüttelt, dann bin ich aus meiner Andacht heraus."

„Heraus?"

Effi lachte. „Du meinst, ich war noch gar nicht drin. Und es wird wohl so sein. Aber an wem liegt das? Das liegt doch nicht an mir. Er spricht immer so viel vom Alten Testament. Und wenn es auch ganz gut ist, es erbaut mich nicht. Ueberhaupt, all' das Zuhören; es ist nicht das Rechte. Sieh', ich müßte so viel zu thun haben, daß ich nicht ein noch aus wüßte. Das wäre was für mich. Da gibt es so Vereine, wo junge Mädchen die Wirthschaft lernen, oder Nähschulen oder Kindergärtnerinnen. Hast Du nie davon gehört?"

„Ja, ich habe mal davon gehört. Anniechen sollte mal in einen Kindergarten."

„Nun siehst Du, Du weißt es besser als ich. Und in solchen Verein, wo man sich nützlich machen kann, da möchte ich eintreten. Aber daran ist gar nicht zu denken; die Damen nehmen mich nicht an und können es auch nicht. Und das ist das Schrecklichste, daß einem die Welt so zu ist und daß es sich einem sogar verbietet, bei Gutem mit dabei zu sein. Ich kann nicht mal armen Kindern eine Nachhülfestunde geben . . ."

„Das wäre auch nichts für Sie, gnädige Frau; die Kinder haben immer so fettige Stiefel an, und wenn es nasses Wetter ist, — das ist dann solch' Dunst und Schmook, das halten die gnädige Frau gar nicht aus."

Effi lächelte. „Du wirst wohl Recht haben, Roswitha; aber es ist schlimm, daß Du Recht hast, und ich sehe daran, daß ich noch zu viel von dem alten Menschen in mir habe und daß es mir noch zu gut geht."

Davon wollte aber Roswitha nichts wissen. „Wer so gut ist, wie gnädige Frau, dem kann es gar nicht zu gut gehen. Und Sie müssen nur nicht immer so was Trauriges spielen, und mitunter denke ich mir, es wird Alles noch wieder gut und es wird sich schon was finden."

Und es fand sich auch was. Effi, trotz der Cantorstochter aus Polzin, deren Künstlerdünkel ihr immer noch als etwas Schreckliches vorschwebte, wollte Malerin werden, und wiewohl sie selber darüber lachte, weil sie sich bewußt war, über eine unterste Stufe des Dilettantismus nie hinauskommen zu können, so griff sie doch mit Passion danach, weil sie nun eine Beschäftigung hatte, noch dazu eine, die, weil still und geräuschlos, ganz nach ihrem Herzen war. Sie meldete sich denn auch bei einem ganz alten Malerprofessor, der in der märkischen Aristokratie sehr bewundert und zugleich so fromm war, daß ihm Effi von Anfang an ans Herz gewachsen erschien. Hier, so gingen wohl seine Gedanken, war eine Seele zu retten, und so kam er ihr, als ob sie seine Tochter gewesen wäre, mit einer ganz besonderen Liebenswürdigkeit entgegen. Effi war sehr glücklich darüber, und der Tag ihrer ersten Malstunde bezeichnete für sie einen Wendepunkt zum Guten. Ihr armes Leben war nun nicht so arm mehr, und Roswitha triumphirte, daß sie Recht gehabt und sich nun doch etwas gefunden habe.

Das ging so Jahr und Tag und darüber hinaus. Aber daß sie nun wieder eine Berührung mit den Menschen hatte, wie sie's beglückte, so ließ es auch wieder den Wunsch in ihr entstehen, daß diese Berührungen sich erneuen

und mehren möchten. Sehnsucht nach Hohen-Cremmen erfaßte sie mitunter mit einer wahren Leidenschaft, und noch leidenschaftlicher sehnte sie sich danach, Annie wiederzusehen. Es war doch ihr Kind, und wenn sie dem nachhing und sich dabei gleichzeitig der Trippelli erinnerte, die mal gesagt hatte: ‚die Welt sei so klein und in Mittelafrika könne man sicher sein, plötzlich einem alten Bekannten zu begegnen,‘ so war sie mit Recht verwundert, Annie noch nie getroffen zu haben. Aber auch das sollte sich eines Tages ändern. Sie kam aus der Malstunde, dicht am Zoologischen Garten, und stieg, nahe dem Halteplatz, in einen die lange Kurfürstenstraße passirenden Pferdebahnwagen ein. Es war sehr heiß, und die herabgelassenen Vorhänge, die bei dem starken Luftzuge, der ging, hin und her bauschten, thaten ihr wohl. Sie lehnte sich in die dem Vorderperron zugekehrte Ecke und musterte eben mehrere in eine Glasscheibe eingebrannte Sophas, blau, mit Quasten und Puscheln daran, als sie — der Wagen war gerade in einem langsamen Fahren — drei Schulkinder aufspringen sah, die Mappen auf dem Rücken, mit kleinen spitzen Hüten, zwei blond und ausgelassen, die dritte dunkel und ernst. Es war Annie. Effi fuhr heftig zusammen, und eine Begegnung mit dem Kinde zu haben, wonach sie sich doch so lange gesehnt, erfüllte sie jetzt mit einer wahren Todesangst. Was thun? Rasch entschlossen öffnete sie die Thür zu dem Vorder-Perron, auf dem Niemand stand, als der Kutscher, und bat diesen, sie bei der nächsten Haltestelle vorn absteigen zu lassen. „Is verboten, Fräulein,“ sagte der Kutscher; sie gab ihm aber ein Geldstück und sah ihn so bittend an, daß der gutmüthige Mensch anderen Sinnes wurde und vor sich hin sagte: „sind soll es eigentlich nich; aber es wird ja woll mal gehn.“ Und als der Wagen hielt, nahm er das Gitter aus, und Effi sprang ab.

* * *

Noch in großer Erregung kam Effi nach Hause.

„Denke Dir, Roswitha, ich habe Annie gesehen.“ Und nun erzählte sie von der Begegnung in dem Pferdebahnwagen. Roswitha war unzufrieden, daß Mutter und Tochter keine Wiedersehensscene gefeiert hatten und ließ sich nur ungern überzeugen, daß das, in Gegenwart so vieler Menschen, nicht wohl angegangen sei. Dann mußte Effi erzählen, wie Annie ausgesehen habe, und als sie das mit mütterlichem Stolze gethan, sagte Roswitha: „Ja, sie ist so halb und halb. Das Hübsche und, wenn ich es sagen darf, das Sonderbare, das hat sie von der Mama; aber das Ernste, das ist ganz der Papa. Und wenn ich mir so Alles überlege, ist sie doch wohl mehr wie der gnädige Herr.“

„Gott sei Dank!“ sagte Effi.

„Na, gnädge Frau, das ist nu doch auch noch die Frage. Und da wird ja wohl mancher sein, der mehr für die Mama ist.“

„Glaubst Du, Roswitha? Ich glaube es nicht.“

„Na, na, ich lasse mir nichts vormachen, und ich glaube, die gnädige Frau weiß auch ganz gut, wie's eigentlich ist und was die Männer am liebsten haben.“

„Ach, sprich nicht davon, Roswitha.“

Damit brach das Gespräch ab und wurde auch nicht wieder aufgenommen. Aber Effi, wenn sie's auch vermied, grade über Annie mit Roswitha zu sprechen, konnte die Begegnung in ihrem Herzen doch nicht verwinden und litt unter der Vorstellung, vor ihrem eigenen Kinde geflohen zu sein. Es quälte sie bis zur Beschämung, und das Verlangen nach einer Begegnung mit Annie steigerte sich bis zum Krankhaften. An Innstetten schreiben und ihn darum bitten, das war nicht möglich. Ihrer Schuld war sie sich voll bewußt, ja, sie nährte das Gefühl davon mit einer halb leidenschaftlichen Geflissentlichkeit; aber inmitten ihres Schuldbewußtseins fühlte sie sich andererseits auch von einer gewissen Auflehnung gegen Innstetten erfüllt. Sie sagte sich: er hatte Recht und noch einmal und noch einmal, und zuletzt hatte er doch Unrecht. Alles Geschehene lag so weit zurück, ein neues Leben hatte begonnen, — er hätte es können verbluten lassen, statt dessen verblutete der arme Crampas.

Nein, an Innstetten schreiben, das ging nicht; aber Annie wollte sie sehen und sprechen und an ihr Herz drücken, und nachdem sie's tagelang überlegt hatte, stand ihr fest, wie's am besten zu machen sei.

Gleich am andern Vormittage kleidete sie sich sorgfältig in ein decentes Schwarz und ging auf die Linden zu, sich hier bei der Ministerin melden zu lassen. Sie schickte ihre Karte hinein, auf der nur stand: Effi v. Innstetten geb. v. Briest. Alles andere war fortgelassen, auch die Baronin. „Excellenz lassen bitten," und Effi folgte dem Diener bis in ein Vorzimmer, wo sie sich niederließ und trotz der Erregung, in der sie sich befand, den Bilderschmuck an den Wänden musterte. Da war zunächst Guido Reni's Aurora, gegenüber aber hingen englische Kupferstiche, Stiche nach Benjamin West, in der bekannten Aquatinta-Manier von viel Licht und Schatten. Eins der Bilder war König Lear im Unwetter auf der Haide.

Effi hatte ihre Musterung kaum beendet, als die Thür des angrenzenden Zimmers sich öffnete, und eine große schlanke Dame von einem sofort für sie einnehmenden Ausdruck auf die Bittstellerin zutrat und ihr die Hand reichte. „Meine liebe, gnädigste Frau," sagte sie, „welche Freude für mich, Sie wiederzusehen . . ."

Und während sie das sagte, schritt sie auf das Sopha zu und zog Effi, während sie selber Platz nahm, zu sich nieder.

Effi war bewegt durch die sich in Allem aussprechende Herzensgüte. Keine Spur von Ueberheblichkeit oder Vorwurf, nur menschlich schöne Theilnahme. „Womit kann ich Ihnen dienen?" nahm die Ministerin noch einmal das Wort.

Um Effi's Mund zuckte es. Endlich sagte sie: „Was mich herführt, ist eine Bitte, deren Erfüllung Excellenz vielleicht möglich machen. Ich habe eine zehnjährige Tochter, die ich seit drei Jahren nicht gesehen habe und gern wiedersehen möchte."

Die Ministerin nahm Effi's Hand und sah sie freundlich an.

„Wenn ich sage, in drei Jahren nicht gesehen, so ist das nicht ganz richtig. Vor drei Tagen habe ich sie wiedergesehen." Und nun schilderte Effi mit großer Lebendigkeit die Begegnung, die sie mit Annie gehabt hatte. „Vor meinem eigenen Kinde auf der Flucht. Ich weiß wohl, man liegt, wie man

sich bettet, und ich will nichts ändern in meinem Leben. Wie es ist, so ist es recht; ich habe es nicht anders gewollt. Aber das mit dem Kinde, das ist doch zu hart, und so habe ich denn den Wunsch, es dann und wann sehen zu dürfen, nicht heimlich und verstohlen, sondern mit Wissen und Zustimmung aller Betheiligten."

„Unter Wissen und Zustimmung aller Betheiligten," wiederholte die Ministerin Effi's Worte. „Das heißt also unter Zustimmung Ihres Herrn Gemahls. Ich sehe, daß seine Erziehung dahin geht, das Kind von der Mutter fernzuhalten, ein Verfahren, über das ich mir kein Urtheil erlaube. Vielleicht daß er Recht hat; verzeihen Sie mir diese Bemerkung, gnädige Frau."

Effi nickte.

„Sie finden sich selbst in der Haltung Ihres Herrn Gemahls zurecht und verlangen nur, daß einem natürlichen Gefühle, wohl dem schönsten unserer Gefühle (wenigstens wir Frauen werden uns darin finden), sein Recht werde. Treff' ich es darin?"

„In Allem."

„Und so soll ich denn die Erlaubniß zu gelegentlichen Begegnungen erwirken, in Ihrem Hause, wo Sie versuchen können, sich das Herz Ihres Kindes zurückzuerobern."

Effi drückte noch einmal ihre Zustimmung aus, während die Ministerin fortfuhr: „Ich werde also thun, meine gnädigste Frau, was ich thun kann. Aber wir werden es nicht eben leicht haben. Ihr Herr Gemahl, verzeihen Sie, daß ich ihn nach wie vor so nenne, ist ein Mann, der nicht nach Stimmungen und Laune, sondern nach Grundsätzen handelt und diese fallen zu lassen oder auch nur momentan aufzugeben, wird ihm hart ankommen. Läg' es nicht so, so wäre seine Handlungs- und Erziehungsweise längst eine andere gewesen. Das, was hart für Ihr Herz ist, hält er für richtig."

„So meinen Excellenz vielleicht, es wäre besser, meine Bitte zurückzunehmen?"

„Doch nicht. Ich wollte nur das Thun Ihres Herrn Gemahls erklären, um nicht zu sagen rechtfertigen, und wollte zugleich die Schwierigkeiten andeuten, auf die wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, stoßen werden. Aber ich denke, wir zwingen es trotzdem. Denn wir Frauen, wenn wir's klug einleiten und den Bogen nicht überspannen, wissen mancherlei durchzusetzen. Zudem gehört Ihr Herr Gemahl zu meinen besonderen Verehrern, und er wird mir eine Bitte, die ich an ihn richte, nicht wohl abschlagen. Wir haben morgen einen kleinen Cirkel, auf dem ich ihn sehe, und übermorgen früh haben Sie ein paar Zeilen von mir, die Ihnen sagen werden, ob ich's klug, das heißt glücklich eingeleitet oder nicht. Ich denke, wir siegen in der Sache, und Sie werden Ihr Kind wiedersehen und sich seiner freuen. Es soll ein sehr schönes Mädchen sein. Nicht zu verwundern."

Dreiunddreißigstes Capitel.

Am zweitfolgenden Tage trafen, wie versprochen, einige Zeilen ein, und Effi las: „Es freut mich, liebe gnädige Frau, Ihnen gute Nachricht geben zu können. Alles ging nach Wunsch; Ihr Herr Gemahl ist zu sehr Mann von Welt, um einer Dame eine von ihr vorgetragene Bitte abschlagen zu können; zugleich aber, — auch das darf ich Ihnen nicht verschweigen, — sah ich deutlich, daß sein „ja" nicht dem entsprach, was er für klug und recht hält. Aber kritteln wir nicht, wo wir uns freuen sollen. Ihre Annie, so haben wir es verabredet, wird über Mittag kommen, und ein guter Stern stehe über ihrem Wiedersehen."

Es war mit der zweiten Post, daß Effi diese Zeilen empfing, und bis zu Annie's Erscheinen waren muthmaßlich keine zwei Stunden mehr. Eine kurze Zeit, aber immer noch zu lang, und Effi schritt in Unruhe durch beide Zimmer und dann wieder in die Küche, wo sie mit Roswitha von allem Möglichen sprach, von dem Epheu drüben an der Christuskirche, nächstes Jahr würden die Fenster wohl ganz zugewachsen sein, von dem Portier, der den Gashahn wieder so schlecht zugeschraubt habe (sie würden doch noch nächstens in die Luft fliegen), und daß sie das Petroleum doch lieber wieder aus der großen Lampenhandlung Unter den Linden als aus der Anhaltstraße holen solle, — von allem Möglichen sprach sie, nur von Annie nicht, weil sie die Furcht nicht aufkommen lassen wollte, die trotz der Zeilen der Ministerin, oder vielleicht auch um dieser Zeilen willen, in ihr lebte.

Nun war Mittag. Endlich wurde geklingelt, schüchtern, und Roswitha ging, um durch das Guckloch zu sehen. Richtig, es war Annie. Roswitha gab dem Kinde einen Kuß, sprach aber sonst kein Wort, und ganz leise, wie wenn ein Kranker im Hause wäre, führte sie das Kind vom Corridor her erst in die Hinterstube und dann bis an die nach vorn führende Thür.

„Da geh' hinein, Annie." Und unter diesen Worten, sie wollte nicht stören, ließ sie das Kind allein und ging wieder auf die Küche zu.

Effi stand am anderen Ende des Zimmers, den Rücken gegen den Spiegelpfeiler, als das Kind eintrat. „Annie!" Aber Annie blieb an der nur angelehnten Thür stehen, halb verlegen, aber halb auch mit Vorbedacht, und so eilte denn Effi auf das Kind zu, hob es in die Höhe und küßte es.

„Annie, mein süßes Kind, wie freue ich mich. Komm', erzähle mir," und dabei nahm sie Annie bei der Hand und ging auf das Sopha zu, um sich da zu setzen. Annie stand aufrecht und griff, während sie die Mutter immer noch scheu ansah, mit der Linken nach dem Zipfel der herabhängenden Tischdecke. „Weißt Du wohl, Annie, daß ich Dich einmal gesehen habe."

„Ja, mir war es auch so."

„Und nun erzähle mir recht viel. Wie groß Du geworden bist! Und das ist die Narbe da; Roswitha hat mir davon erzählt. Du warst immer so wild und ausgelassen beim Spielen. Das hast Du von Deiner Mama, die war auch so. Und in der Schule? ich denke mir, Du bist immer die Erste, Du siehst mir so aus, als müßtest Du eine Musterschülerin sein und immer

die besten Censuren nach Hause bringen. Ich habe auch gehört, daß Dich das Fräulein v. Wedelstädt so gelobt haben soll. Das ist recht; ich war auch so ehrgeizig, aber ich hatte nicht solche gute Schule. Mythologie war immer mein Bestes. Worin bist Du denn am besten?"

„Ich weiß es nicht."

„O, Du wirst es schon wissen. Das weiß man. Worin hast Du denn die beste Censur?"

„In der Religion."

„Nun, siehst Du, da weiß ich es doch. Ja, das ist sehr schön; ich war nicht so gut darin, aber es wird wohl auch an dem Unterricht gelegen haben. Wir hatten bloß einen Candidaten."

„Wir hatten auch einen Candidaten."

„Und der ist fort?"

Annie nickte.

„Warum ist er fort?"

„Ich weiß es nicht. Wir haben nun wieder den Prediger."

„Den ihr alle sehr liebt."

„Ja; zwei aus der ersten Classe wollen auch übertreten."

„Ah, ich verstehe; das ist schön. Und was macht Johanna?"

„Johanna hat mich bis vor das Haus begleitet . . ."

„Und warum hast Du sie nicht mit heraufgebracht?"

„Sie sagte, sie wolle lieber unten bleiben und an der Kirche drüben warten."

„Und da sollst Du sie wohl abholen?"

„Ja."

„Nun, sie wird da hoffentlich nicht ungeduldig werden. Es ist ein kleiner Vorgarten da und die Fenster sind schon halb von Epheu überwachsen, als ob es eine alte Kirche wäre."

„Ich möchte sie aber doch nicht gerne warten lassen."

„Ach, ich sehe, Du bist sehr rücksichtsvoll, und darüber werde ich mich wohl freuen müssen. Man muß es nur richtig eintheilen . . . Und nun sage mir noch, was macht Rollo?"

„Rollo ist sehr gut. Aber Papa sagt, er würde so faul; er liegt immer in der Sonne."

„Das glaub' ich. So war er schon, als Du noch ganz klein warst . . . Und nun sage mir, Annie, — denn heute haben wir uns ja bloß so mal wiedergesehen, — wirst Du mich öfter besuchen?"

„O gewiß, wenn ich darf."

„Wir können dann auch in dem Prinz Albrecht'schen Garten spazieren gehen."

„O gewiß, wenn ich darf."

„Oder wir gehen zu Schilling und essen Eis, Ananas- oder Vanilleneis; das aß ich immer am liebsten."

„O gewiß, wenn ich darf."

Und bei diesem dritten „wenn ich darf" war das Maß voll; Effi sprang auf, und ein Blick, in dem es wie Empörung aufflammte, traf das Kind. „Ich glaube, es ist die höchste Zeit, Annie; Johanna wird sonst ungeduldig." Und sie zog die Klingel. Roswitha, die schon im Nebenzimmer war, trat gleich ein. „Roswitha, gieb Annie das Geleit bis drüben zur Kirche. Johanna wartet da. Hoffentlich hat sie sich nicht erkältet. Es sollte mir leid thun. Grüße Johanna."

Und nun gingen beide.

Kaum aber daß Roswitha draußen die Thür ins Schloß gezogen hatte, so riß Effi, weil sie zu ersticken drohte, ihr Kleid auf und verfiel in ein krampfhaftes Lachen. „So also sieht ein Wiedersehen aus," und dabei stürzte sie nach vorn, öffnete die Fensterflügel und suchte nach etwas, das ihr beistehe. Und sie fand auch was in der Noth ihres Herzens. Da neben dem Fenster war ein Bücherbrett, ein paar Bände von Schiller und Körner darauf, und auf den Gedichtbüchern, die alle gleiche Höhe hatten, lag eine Bibel und ein Gesangbuch. Sie griff danach, weil sie was haben mußte, vor dem sie knieen und beten konnte, und legte Bibel und Gesangbuch auf den Tischrand, gerade da, wo Annie gestanden hatte, und mit einem heftigen Ruck warf sie sich davor nieder und sprach halblaut vor sich hin: „O Du Gott im Himmel, vergieb mir, was ich gethan; ich war ein Kind . . . Aber nein, nein, ich war kein Kind, ich war alt genug, um zu wissen, was ich that. Ich *hab* es auch gewußt, und ich will meine Schuld nicht kleiner machen, . . . aber *das* ist zuviel. Denn das hier, mit dem Kind, das bist nicht *Du*, Gott, der mich strafen will, das ist *er*, bloß er! Ich habe geglaubt, daß er ein edles Herz habe, und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, daß *er* es ist, *er* ist klein. Und weil er klein ist, ist er grausam. Alles, was klein ist, ist grausam. Das hat *er* dem Kinde beigebracht, ein Schulmeister war er immer, Crampas hat ihn so genannt, spöttisch damals, aber er hat Recht gehabt. ‚O gewiß, wenn ich darf.' Du *brauchst* nicht zu dürfen; ich will euch nicht mehr, ich haß' euch, auch mein eigen Kind. Was zu viel ist, ist zu viel. Ein Streber war er, weiter nichts. — Ehre, Ehre, Ehre . . . und dann hat er den armen Kerl todtgeschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte. Dummheit war Alles, und nun Blut und Mord. Und ich schuld. Und nun schickt er mir das Kind, weil er einer Ministerin nichts abschlagen kann, und ehe er das Kind schickt, richtet er's ab wie einen Papagei und bringt ihm die Phrase bei ‚wenn ich darf'. Mich ekelt, was ich gethan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend. Weg mit euch. Ich muß leben, aber ewig wird es ja wohl nicht dauern."

Als Roswitha wiederkam, lag Effi am Boden, das Gesicht abgewandt, wie leblos.

Vierunddreißigstes Capitel.

Rummschüttel, als er gerufen wurde, fand Effi's Zustand nicht unbedenklich. Das Hektische, das er seit Jahr und Tag an ihr beobachtete, trat ihm ausgesprochener als früher entgegen, und, was schlimmer war, auch die ersten Zeichen eines Nervenleidens waren da. Seine ruhig freundliche Weise aber, der er einen Beisatz von Laune zu geben wußte, that Effi wohl, und sie war ruhig, so lange Rummschüttel um sie war. Als er schließlich ging, begleitete Roswitha den alten Herrn bis in den Vorflur und sagte: „Gott, Herr Geheimrath, mir ist so bange; wenn es nu mal wiederkommt, und es kann doch; Gott, — da hab' ich ja keine ruhige Stunde mehr. Es war aber doch auch zu viel, das mit dem Kind. Die arme gnädige Frau. Und noch so jung, wo manche erst anfangen."

„Lassen Sie nur, Roswitha. Kann noch Alles wieder werden. Aber fort muß sie. Wir wollen schon sehen. Andere Luft, andere Menschen."

Den zweiten Tag danach traf ein Brief in Hohen-Cremmen ein, der lautete: „Gnädigste Frau! Meine alten freundschaftlichen Beziehungen zu den Häusern Briest und Belling, und nicht zum wenigsten die herzliche Liebe, die ich zu Ihrer Frau Tochter hege, werden diese Zeilen rechtfertigen. Es geht so nicht weiter. Ihre Frau Tochter, wenn nicht etwas geschieht, das sie der Einsamkeit und dem Schmerzlichen ihres nun seit Jahren geführten Lebens entreißt, wird schnell hinsiechen. Eine Disposition zu Phtisis war immer da, weshalb ich schon vor Jahren Ems verordnete; zu diesem alten Uebel hat sich nun ein neues gesellt: ihre Nerven zehren sich auf. Dem Einhalt zu thun, ist ein Luftwechsel nöthig. Aber wohin? Es würde nicht schwer sein, in den schlesischen Bädern eine Auswahl zu treffen, Salzbrunn gut, und Reinerz, wegen der Nervencomplikation, noch besser. Aber es darf nur Hohen-Cremmen sein. Denn, meine gnädigste Frau, was Ihrer Frau Tochter Genesung bringen kann, ist nicht Luft allein; sie siecht hin, weil sie nichts hat als Roswitha. Dienertreue ist schön, aber Elternliebe ist besser. Verzeihen Sie einem alten Manne dies Sicheinmischen in Dinge, die jenseits seines ärztlichen Berufes liegen. Und doch auch wieder nicht, denn es ist schließlich auch der Arzt, der hier spricht und seiner Pflicht nach, verzeihen Sie dies Wort, Forderungen stellt . . . Ich habe so viel vom Leben gesehen . . . aber nichts mehr in diesem Sinne. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Gemahl empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Dr. Rummschüttel."

Frau v. Briest hatte den Brief ihrem Manne vorgelesen; beide saßen auf dem schattigen Steinfliesengange, den Gartensaal im Rücken, das Rondel mit der Sonnenuhr vor sich. Der um die Fenster sich rankende wilde Wein bewegte sich leis in dem Luftzuge, der ging, und über dem Wasser standen ein paar Libellen im hellen Sonnenschein.

Briest schwieg und trommelte mit dem Finger auf dem Theebrett.

„Bitte, trommle nicht; sprich lieber."

„Ach, Luise, was soll ich sagen. Daß ich trommle, sagt gerade genug. Du weißt seit Jahr und Tag, wie ich darüber denke. Damals, als Inn-

stetten's Brief kam, ein Blitz aus heitrem Himmel, damals war ich Deiner Meinung. Aber das ist nun schon wieder eine halbe Ewigkeit her; soll ich hier bis an mein Lebensende den Großinquisitor spielen? Ich kann Dir sagen, ich hab' es seit lange satt . . ."

„Mache mir keine Vorwürfe, Briest; ich liebe sie so wie Du, vielleicht noch mehr; Jeder hat seine Art. Aber man lebt doch nicht bloß in der Welt, um schwach und zärtlich zu sein und Alles mit Nachsicht zu behandeln, was gegen Gesetz und Gebot ist und was die Menschen verurtheilen und, vorläufig wenigstens, auch noch — mit Recht verurtheilen."

„Ach was. Eins geht vor."

„Natürlich, Eins geht vor; aber was ist das Eine?"

„Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Und wenn man gar bloß eines hat . . ."

„Dann ist es vorbei mit Katechismus und Moral und mit dem Anspruch der ‚Gesellschaft'."

„Ach, Luise, komme mir mit Katechismus so viel Du willst; aber komme mir nicht mit ‚Gesellschaft'."

„Es ist sehr schwer, sich ohne Gesellschaft zu behelfen."

„Ohne Kind auch. Und dann glaube mir, Luise, die ‚Gesellschaft', wenn sie nur will, kann auch ein Auge zudrücken. Und ich stehe so zu der Sache: kommen die Rathenower, so ist es gut, und kommen sie nicht, so ist es auch gut. Ich werde ganz einfach telegraphiren: ‚Effi, komm.' Bist Du einverstanden?"

Sie stand auf und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. „Natürlich bin ich's. Du solltest mir nur keinen Vorwurf machen. Ein leichter Schritt ist es nicht. Und unser Leben wird von Stund an ein anderes."

„Ich kann's aushalten. Der Raps steht gut, und im Herbst kann ich einen Hasen hetzen. Und der Rothwein schmeckt mir noch. Und wenn ich das Kind erst wieder im Hause habe, dann schmeckt er mir noch besser . . . Und nun will ich das Telegramm schicken."

* * *

Effi war nun schon über ein halbes Jahr in Hohen-Cremmen; sie bewohnte die beiden Zimmer im ersten Stock, die sie schon früher, wenn sie zu Besuch da war, bewohnt hatte; das größere war für sie persönlich hergerichtet, nebenan schlief Roswitha. Was Rummschüttel von diesem Aufenthalt und all' dem andern Guten erwartet hatte, das hatte sich auch erfüllt, so weit sich's erfüllen konnte. Das Hüsteln ließ nach, der herbe Zug, der das so gütige Gesicht um ein gut Theil seines Liebreizes gebracht hatte, schwand wieder hin, und es kamen Tage, wo sie wieder lachen konnte. Von Kessin und Allem, was da zurück lag, wurde wenig gesprochen, mit alleiniger Ausnahme von Frau v. Padden und natürlich von Gieshübler, für den der alte Briest eine lebhafte Vorliebe hatte. „Dieser Alonzo, dieser Preciosa-Spanier, der einen Mirambo beherbergt und eine Trippelli großzieht, — ja, das muß ein Genie sein, das laß ich mir nicht ausreden." Und dann mußte sich Effi bequemen, ihm den ganzen Gieshübler, mit dem Hut in der Hand und seinen endlosen

Artigkeitsverbeugungen vorzuspielen, was sie, bei dem ihr eigenen Nachahmungstalent, sehr gut konnte, trotzdem aber ungern that, weil sie's allemal als ein Unrecht gegen den guten und lieben Menschen empfand. — Von Innstetten und Annie war nie die Rede, wiewohl feststand, daß Annie Erbtochter sei, und Hohen-Cremmen ihr zufallen würde.

Ja, Effi lebte wieder auf, und die Mama, die, nach Frauenart, nicht ganz abgeneigt war, die ganze Sache, so schmerzlich sie blieb, als einen interessanten Fall anzusehen, wetteiferte mit ihrem Manne in Liebes- und Aufmerksamkeitsbezeugungen.

„Solchen guten Winter haben wir lange nicht gehabt," sagte Briest. Und dann erhob sich Effi von ihrem Platz und streichelte ihm das spärliche Haar aus der Stirn. Aber so schön das Alles war, auf Effi's Gesundheit hin angesehen, war es doch Alles nur Schein, in Wahrheit ging die Krankheit weiter und zehrte still das Leben auf. Wenn Effi — die wieder, wie damals an ihrem Verlobungstage mit Innstetten, ein blau und weißgestreiftes Kittelkleid mit einem losen Gürtel trug — rasch und elastisch auf die Eltern zutrat, um ihnen einen guten Morgen zu bieten, so sahen sich diese freudig verwundert an, freudig verwundert, aber doch auch wehmüthig, weil ihnen nicht entgehen konnte, daß es nicht die helle Jugend, sondern eine Verklärtheit war, was der schlanken Erscheinung und den leuchtenden Augen diesen eigenthümlichen Ausdruck gab. Alle, die schärfer zusahen, sahen dies, nur Effi selbst sah es nicht und lebte ganz dem Glücksgefühle, wieder an dieser für sie so freundlich friedreichen Stelle zu sein, in Versöhnung mit denen, die sie immer geliebt hatte und von denen sie immer geliebt worden war, auch in den Jahren ihres Elends und ihrer Verbannung.

Sie beschäftigte sich mit allerlei Wirthschaftlichem und sorgte für Ausschmückung und kleine Verbesserungen im Haushalt. Ihr Sinn für das Schöne ließ sie darin immer das Richtige treffen. Lesen aber und vor Allem die Beschäftigung mit den Künsten hatte sie ganz aufgegeben. „Ich habe davon so viel gehabt, daß ich froh bin, die Hände in den Schoß legen zu können." Es erinnerte sie auch wohl zu sehr an ihre traurigen Tage. Sie bildete statt dessen die Kunst aus, still und entzückt auf die Natur zu blicken, und wenn das Laub von den Platanen fiel, wenn die Sonnenstrahlen auf dem Eis des kleinen Teiches blitzten oder die ersten Crocus aus dem noch halb winterlichen Rondel aufblühten, — das that ihr wohl, und auf all das konnte sie stundenlang blicken und dabei vergessen, was ihr das Leben versagt, oder richtiger wohl, um was sie sich selbst gebracht hatte.

Besuch blieb nicht ganz aus, nicht alle stellten sich gegen sie; ihren Hauptverkehr aber hatte sie doch in Schulhaus und Pfarre.

Daß im Schulhaus die Töchter ausgeflogen waren, schadete nicht viel, es würde nicht mehr so recht gegangen sein; aber zu Jahnke selbst — der nicht bloß ganz Schwedisch-Pommern, sondern auch die Kessiner Gegend als scandinavisches Vorland ansah und beständig darauf bezügliche Fragen stellte —, zu diesem alten Freunde stand sie besser denn je. „Ja, Jahnke, wir hatten ein Dampfschiff, und wie ich Ihnen, glaub' ich, schon einmal schrieb oder viel-

leicht auch schon mal erzählt habe, beinahe wär' ich wirklich 'rüber nach Wisby gekommen. Denken Sie sich, beinahe nach Wisby. Es ist komisch, aber ich kann eigentlich von vielem in meinem Leben sagen ‚beinah'."

„Schade, schade," sagte Jahnke.

„Ja, freilich schade. Aber auf Rügen bin ich wirklich umhergefahren. Und das wäre so was für Sie gewesen, Jahnke. Denken Sie sich, Arkona mit einem großen Wenden-Lagerplatz, der noch sichtbar sein soll; denn ich bin nicht hingekommen; aber nicht allzu weit davon ist der Hertha-See mit weißen und gelben Mummeln. Ich habe da viel an Ihre Hertha denken müssen ..."

„Nun, ja ja, Hertha ... Aber Sie wollten von dem Hertha-See sprechen ..."

„Ja, das wollt' ich ... Und denken Sie sich, Jahnke, dicht an dem See standen zwei große Opfersteine, blank und noch die Rinnen drin, in denen vordem das Blut ablief. Ich habe von der Zeit an einen Widerwillen gegen die Wenden."

„Ach, gnäd'ge Frau, verzeihen. Aber das waren ja keine Wenden. Das mit den Opfersteinen und mit dem Hertha-See, das war ja schon wieder viel, viel früher, ganz vor Christum natum; reine Germanen, von denen wir alle abstammen ..."

„Versteht sich," lachte Effi, „von denen wir alle abstammen, die Jahnke's gewiß und vielleicht auch die Briest's."

Und dann ließ sie Rügen und den Hertha-See fallen und fragte nach seinen Enkeln und welche ihm lieber wären, die von Bertha oder die von Hertha.

Ja, Effi stand gut zu Jahnke. Aber trotz seiner intimen Stellung zu Hertha-See, Scandinavien und Wisby, war er doch nur ein einfacher Mann, und so konnte es nicht wohl ausbleiben, daß der vereinsamten jungen Frau die Plaudereien mit Niemeyer um Vieles lieber waren. Im Herbst, so lange sich im Parke promenieren ließ, hatte sie denn auch die Hülle und Fülle davon; mit dem Eintreten des Winters aber kam eine mehrmonatliche Unterbrechung, weil sie das Predigerhaus selbst nicht gern betrat; Frau Pastor Niemeyer war immer eine sehr unangenehme Frau gewesen und schlug jetzt vollends hohe Töne an, trotzdem sie, nach Ansicht der Gemeinde, selber nicht ganz einwandsfrei war.

Das ging so den ganzen Winter durch, sehr zu Effi's Leidwesen. Als dann aber, Anfang April, die Sträucher einen grünen Rand zeigten und die Parkwege rasch abtrockneten, da wurden auch die Spaziergänge wieder aufgenommen.

Einmal gingen sie auch so. Von fern her hörte man den Kuckuck, und Effi zählte, wie viele Male er rief. Sie hatte sich an Niemeyer's Arm gehängt und sagte: „Ja, da ruft der Kuckuck. Ich mag ihn nicht befragen. Sagen Sie, Freund, was halten Sie vom Leben?"

„Ach, liebe Effi, mit solchen Doctorfragen darfst Du mir nicht kommen. Da mußt Du Dich an einen Philosophen wenden oder ein Ausschreiben an eine Facultät machen. Was ich vom Leben halte? Viel und wenig. Mitunter ist es recht viel und mitunter ist es recht wenig."

„Das ist recht, Freund, das gefällt mir; mehr brauch' ich nicht zu wissen." Und als sie das so sagte, waren sie bis an die Schaukel gekommen. Sie sprang hinauf, mit einer Behendigkeit wie in ihren jüngsten Mädchentagen, und ehe sich noch der Alte, der ihr zusah, von seinem halben Schreck erholen konnte, huckte sie schon zwischen den zwei Stricken nieder und setzte das Schaukelbrett durch ein geschicktes Auf- und Niederschnellen ihres Körpers in Bewegung. Ein paar Secunden noch, und sie flog durch die Luft, und bloß mit einer Hand sich haltend, riß sie mit der anderen ein kleines Seidentuch von Brust und Hals und schwenkte es wie in Glück und Uebermuth. Dann ließ sie die Schaukel wieder langsam gehen und sprang herab und nahm wieder Niemeyer's Arm.

„Effi, Du bist doch noch immer wie Du früher warst."

„Nein. Ich wollte, es wäre so. Aber es liegt ganz zurück, und ich hab' es nur noch einmal versuchen wollen. Ach, wie schön es war, und wie mir die Luft wohlthat; mir war, als flög' ich in den Himmel. Ob ich wohl hineinkomme? Sagen Sie mir's, Freund, Sie müssen es wissen. Bitte, bitte . . ."

Niemeyer nahm ihren Kopf in seine zwei alten Hände und gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Ja, Effi, Du wirst."

Fünfunddreißigstes Capitel.

Effi war den ganzen Tag draußen im Park, weil sie das Luftbedürfniß hatte; der alte Friesacker Dr. Wiesike war auch einverstanden damit, gab ihr aber in diesem Stücke doch zu viel Freiheit, zu thun, was sie wolle, so daß sie sich während der kalten Tage im Mai heftig erkältete: sie wurde fiebrig, hustete viel, und der Doctor, der sonst jeden dritten Tag herüber kam, kam jetzt täglich und war in Verlegenheit, wie er der Sache beikommen solle, denn die Schlaf- und Hustenmittel, nach denen Effi verlangte, konnten ihr des Fiebers halber nicht gegeben werden.

„Doctor," sagte der alte Briest, „was wird aus der Geschichte? Sie kennen sie ja von klein auf, haben sie geholt. Mir gefällt das Alles nicht; sie nimmt sichtlich ab, und die rothen Flecke und der Glanz in den Augen, wenn sie mich mit einem Male so fragend ansieht. Was meinen Sie? Was wird? Muß sie sterben?"

Wiesike wiegte den Kopf langsam hin und her. „Das will ich nicht sagen, Herr v. Briest. Daß sie so fiebert, gefällt mir nicht. Aber wir werden es schon wieder 'runter kriegen, dann muß sie nach der Schweiz oder nach Mentone. Reine Luft und freundliche Eindrücke, die das Alte vergessen machen . . ."

„Lethe, Lethe."

„Ja, Lethe," lächelte Wiesike. „Schade, daß uns die alten Schweden, die Griechen, bloß das Wort hinterlassen haben und nicht zugleich auch die Quelle selbst . . ."

„Oder wenigstens das Recept dazu, Wässer werden ja jetzt nach Vorschrift nachgemacht. Alle Wetter, Wiesike, das wär' ein Geschäft, wenn wir darauf

hin ein Sanatorium anlegen könnten: Friesack als Vergessenheitsquelle. Nun, vorläufig wollen wir es mit der Riviera versuchen. Mentone ist ja wohl Riviera? Die Kornpreise sind zwar in diesem Augenblicke schlecht, aber was sein muß, muß sein. Ich werde mit meiner Frau darüber sprechen."

Das that er denn auch und fand sofort seiner Frau Zustimmung, deren in letzter Zeit — wohl unter dem Eindruck zurückgezogenen Lebens — stark erwachte Lust, auch mal den Süden zu sehen, seinem Vorschlage zu Hülfe kam. Aber Effi selbst wollte nichts davon wissen. „Wie gut Ihr gegen mich seid. Und ich bin egoistisch genug, ich würde das Opfer auch annehmen, wenn ich mir etwas davon verspräche. Mir steht es aber fest, daß es mir bloß schaden würde."

„Das redest Du Dir ein, Effi."

„Nein. Ich bin so reizbar geworden; Alles ärgert mich. Nicht hier bei Euch. Ihr verwöhnt mich und räumt mir Alles aus dem Wege. Aber auf einer Reise, da geht das nicht, da läßt sich das Unangenehme nicht so bei Seite thun; mit dem Schaffner fängt es an, und mit dem Kellner hört es auf. Wenn ich mir die suffisanten Gesichter bloß vorstelle, so wird mir schon ganz heiß. Nein, nein, laßt mich hier. Ich mag nicht mehr weg von Hohen-Cremmen, hier ist meine Stelle. Der Heliotrop unten auf dem Rondel, um die Sonnenuhr herum, ist mir lieber als Mentone."

Nach diesem Gespräche ließ man den Plan wieder fallen, und Wiesike, so viel er sich von Italien versprochen hatte, sagte: „Das müssen wir respectiren, denn das sind keine Launen; solche Kranken haben ein sehr feines Gefühl und wissen, mit merkwürdiger Sicherheit, was ihnen hilft und was nicht. Und was Frau Effi da gesagt hat von Schaffner und Kellner, das ist doch auch eigentlich ganz richtig, und es gibt keine Luft, die so viel Heilkraft hätte, den Hôtelärger (wenn man sich überhaupt darüber ärgert) zu balanciren. Also lassen wir sie hier; wenn es nicht das Beste ist, so ist es gewiß nicht das Schlechteste."

Das bestätigte sich denn auch. Effi erholte sich, nahm um ein Geringes wieder zu (der alte Briest gehörte zu den Wiegefanatikern) und verlor ein gut Theil ihrer Reizbarkeit. Dabei war aber ihr Luftbedürfniß in einem beständigen Wachsen, und zumal wenn Westwind ging und graues Gewölk am Himmel zog, verbrachte sie viele Stunden im Freien. An solchen Tagen ging sie wohl auch auf die Felder hinaus und ins Luch, oft eine halbe Meile weit, und setzte sich, wenn sie müde geworden, auf einen Hürdenzaun und sah, in Träume verloren, auf die Ranunkeln und rothen Ampferstauden, die sich im Winde bewegten.

„Du gehst immer so allein," sagte Frau von Briest. „Unter unseren Leuten bist Du sicher; aber es schleicht auch so viel fremdes Gesindel umher."

Das machte doch einen Eindruck auf Effi, die an Gefahr nie gedacht hatte, und als sie mit Roswitha allein war, sagte sie: „Dich kann ich nicht gut mitnehmen, Roswitha; Du bist zu dick und nicht mehr fest auf den Füßen."

„Nu, gnäd'ge Frau, so schlimm ist es doch noch nicht. Ich könnte ja doch noch heirathen."

„Natürlich," lachte Effi. „Das kann man immer noch. Aber weißt Du, Roswitha, wenn ich einen Hund hätte, der mich begleitete. Papas Jagdhund hat gar kein Attachement für mich, Jagdhunde sind so dumm, und er rührt sich immer erst, wenn der Jäger oder der Gärtner die Flinte vom Riegel nimmt. Ich muß jetzt oft an Rollo denken."

„Ja," sagte Roswitha, „so 'was wie Rollo haben sie hier gar nicht. Aber damit will ich nichts gegen ‚hier' gesagt haben. Hohen-Cremmen ist sehr gut."

* * *

Es war drei, vier Tage nach diesem Gespräche zwischen Effi und Roswitha, daß Innstetten um eine Stunde früher in sein Arbeitszimmer trat als gewöhnlich. Die Morgensonne, die sehr hell schien, hatte ihn geweckt, und weil er fühlen mochte, daß er nicht wieder einschlafen würde, war er aufgestanden, um sich an eine Arbeit zu machen, die schon seit geraumer Zeit der Erledigung harrte.

Nun war es eine Viertelstunde nach Acht, und er klingelte. Johanna brachte das Frühstückstablett, auf dem, neben der Kreuzzeitung und der Norddeutschen Allgemeinen, auch noch zwei Briefe lagen. Er überflog die Adressen und erkannte an der Handschrift, daß der eine vom Minister war. Aber der andere? Der Poststempel war nicht deutlich zu lesen, und das „Sr. Wohlgeboren Herrn Baron von Innstetten" bezeugte eine glückliche Unvertrautheit mit den landesüblichen Titulaturen. Dem entsprachen auch die Schriftzüge von sehr primitivem Charakter. Aber die Wohnungsangabe war wieder merkwürdig genau: W. Keithstraße 1c, zwei Treppen hoch.

Innstetten war Beamter genug, um den Brief von „Excellenz" zuerst zu erbrechen. „Mein lieber Innstetten! Ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß Seine Majestät Ihre Ernennung zu unterzeichnen geruht haben und gratulire Ihnen aufrichtig dazu." Innstetten war erfreut über die liebenswürdigen Zeilen des Ministers, fast mehr als über die Ernennung selbst. Denn was das Höherhinaufklimmen auf der Leiter anging, so war er seit dem Morgen in Kessin, wo Crampas mit einem Blick, den er immer vor Augen hatte, Abschied von ihm genommen, etwas kritisch gegen derlei Dinge geworden. Er maß seitdem mit anderem Maße, sah Alles anders an. Auszeichnung, was war es am Ende? Mehr als einmal hatte er, während der ihm immer freudloser dahin fließenden Tage, einer halb vergessenen Ministerialanekdote aus den Zeiten des älteren Ladenberg her, gedenken müssen, der, als er nach langem Warten den rothen Adlerorden empfing, ihn wüthend und mit dem Ausrufe bei Seite warf: „Da liege, bis du schwarz wirst." Wahrscheinlich war er dann hinterher auch „schwarz" geworden, aber um viele Tage zu spät und sicherlich ohne rechte Befriedigung für den Empfänger. Alles, was uns Freude machen soll, ist an Zeit und Umstände gebunden, und was uns heute noch beglückt, ist morgen werthlos. Innstetten empfand das tief, und so gewiß ihm an Ehren und Gunstbezeugungen von oberster Stelle her lag, wenigstens gelegen hatte, so gewiß stand ihm jetzt fest, es käme bei dem glänzenden

Schein der Dinge nicht viel heraus, und das, was man „das Glück" nenne, wenn's überhaupt existire, sei 'was Anderes als dieser Schein. „Das Glück, wenn mir recht ist, liegt in zweierlei: darin, daß man ganz da steht, wo man hin gehört (aber welcher Beamter kann das von sich sagen), und zum zweiten und besten in einem behaglichen Abwickeln des ganz Alltäglichen, also darin, daß man ausgeschlafen hat und daß einen die neuen Stiefel nicht drücken. Wenn einem die 720 Minuten eines zwölfstündigen Tages ohne besonderen Aerger vergehen, so läßt sich von einem glücklichen Tage sprechen." In einer Stimmung, die derlei schmerzlichen Betrachtungen nachhing, war Innstetten auch heute wieder. Er nahm nun den zweiten Brief. Als er ihn gelesen, fuhr er über seine Stirn und empfand schmerzlich, daß es ein Glück gäbe, daß er es gehabt, aber daß er es nicht mehr habe und nicht mehr haben könne.

Johanna trat ein und meldete: „Geheimrath Wüllersdorf."

Dieser stand schon auf der Thürschwelle. „Gratulire, Innstetten."

„Ihnen glaub' ich's; die Anderen werden sich ärgern. Im Uebrigen . . ."

„Im Uebrigen. Sie werden doch in diesem Augenblicke nicht kritteln wollen."

„Nein. Die Gnade Sr. Majestät beschämt mich, und die wohlwollende Gesinnung des Ministers, dem ich das Alles verdanke, fast noch mehr."

„Aber . . ."

„Aber ich habe mich zu freuen verlernt. Wenn ich es einem Anderen als Ihnen sagte, so würde solche Rede für redensartlich gelten. Sie aber, Sie finden sich darin zurecht. Sehen Sie sich hier um; wie leer und öde ist das Alles. Wenn die Johanna eintritt, ein sogenanntes Juwel, so wird mir angst und bange. Dieses Sich-in-Scene-setzen (und Innstetten ahmte Johanna's Haltung nach), diese halb komische Büstenplastik, die wie mit einem Special-anspruch auftritt, ich weiß nicht, ob an die Menschheit oder an mich — ich finde das Alles so trist und elend, und es wäre zum Todtschießen, wenn es nicht so lächerlich wäre."

„Lieber Innstetten, in dieser Stimmung wollen Sie Ministerialdirector werden?"

„Ah, bah. Kann es anders sein? Lesen Sie; diese Zeilen habe ich eben bekommen."

Wüllersdorf nahm den zweiten Brief mit dem unleserlichen Poststempel, amüsirte sich über das „Wohlgeboren" und trat dann ans Fenster, um bequemer lesen zu können.

„Gnäd'ger Herr! Sie werden sich wohl am Ende wundern, daß ich Ihnen schreibe, aber es ist wegen Rollo. Anniechen hat uns schon voriges Jahr gesagt: Rollo wäre jetzt so faul; aber das thut hier nichts, er kann hier so faul sein wie er will, je fauler je besser. Und die gnäd'ge Frau möchte es doch so gern. Sie sagt immer, wenn sie ins Luch oder über Feld geht: ‚Ich fürchte mich eigentlich, Roswitha, weil ich da so allein bin; aber wer soll mich begleiten? Rollo, ja, das ginge; der ist mir auch nicht gram. Das ist der Vortheil, daß sich die Thiere nicht so drum kümmern.' Das sind die Worte der gnäd'gen Frau, und weiter will ich nichts sagen, und den gnäd'gen Herrn

bloß noch bitten, mein Anniechen zu grüßen. Und auch die Johanna. Von Ihrer treu ergebensten Dienerin Roswitha Gellenhagen."

„Ja," sagte Wüllersdorf, als er das Papier wieder zusammen faltete, „die ist uns über."

„Finde ich auch."

„Und das ist auch der Grund, daß Ihnen alles Andere so fraglich erscheint."

„Sie treffen's. Es geht mir schon lange durch den Kopf, und diese schlichten Worte mit ihrer gewollten oder vielleicht auch nicht gewollten Anklage haben mich wieder vollends aus dem Häuschen gebracht. Es quält mich seit Jahr und Tag schon, und ich möchte aus dieser ganzen Geschichte heraus; nichts gefällt mir mehr; je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, daß dies Alles nichts ist. Mein Leben ist verpfuscht, und so hab' ich mir im Stillen ausgedacht, ich müßte mit all' den Strebungen und Eitelkeiten überhaupt nichts mehr zu thun haben, und mein Schulmeisterthum, was ja wohl mein Eigentlichstes ist, als ein höherer Sittendirector verwenden können. Es hat ja dergleichen gegeben. Ich müßte also, wenn's ginge, solche schrecklich berühmte Figur werden, wie beispielsweise der Dr. Wichern im Rauhen Hause zu Hamburg gewesen ist, dieser Mirakelmensch, der alle Verbrecher mit seinem Blick und seiner Frömmigkeit bändigte . . ."

„Hm, dagegen ist nichts zu sagen; das würde gehen."

„Nein, es geht nicht. Auch das nicht 'mal. Mir ist eben Alles verschlossen. Wie soll ich einen Todtschläger an seiner Seele packen? Dazu muß man selber intact sein. Und wenn man's nicht mehr ist und selber so 'was an den Fingerspitzen hat, dann muß man wenigstens vor seinen zu bekehrenden Confratres den wahnsinnigen Büßer spielen und in Riesenzerknirschung machen können."

Wüllersdorf nickte.

„. . . Nun sehen Sie, Sie nicken. Aber das Alles kann ich nicht mehr. Den Mann im Büßerhemd bring' ich nicht mehr heraus, und den Derwisch oder Fakir, der unter Selbstanklagen sich zu Tode tanzt, erst recht nicht. Und da hab' ich mir denn, weil das Alles nicht geht, als ein Bestes herausgeklügelt: weg von hier, weg und hin unter lauter pechschwarze Kerle, die von Cultur und Ehre nichts wissen. Diese Glücklichen! Denn gerade das, dieser ganze Krimskrams ist doch an Allem schuld. Aus Passion, was am Ende gehen möchte, thut man dergleichen nicht. Also bloßen Vorstellungen zu Liebe . . . Vorstellungen! . . . Und da klappt denn einer zusammen, und man klappt selber nach. Bloß noch schlimmer."

„Ach was, Innstetten, das sind Launen, Einfälle. Quer durch Afrika, was soll das heißen? Das ist für 'nen Lieutenant, der Schulden hat. Aber ein Mann wie Sie! Wollen Sie mit einem rothen Fez einem Palawer präsidiren oder mit einem Schwiegersohn von König Mtesa Blutfreundschaft schließen? Oder wollen Sie sich in einem Tropenhelm, mit sechs Löchern oben, am Congo lang tasten, bis Sie bei Kamerun oder da herum wieder heraus kommen? Unmöglich?"

„Unmöglich? Warum? Und wenn unmöglich, was dann?“

„Einfach hier bleiben und Resignation üben. Wer ist denn unbedrückt? Wer sagte nicht jeden Tag: ‚eigentlich eine sehr fragwürdige Geschichte.‘ Sie wissen, ich habe auch mein Päckchen zu tragen, nicht gerade das Ihrige, aber nicht viel leichter. Es ist Thorheit, mit dem im Urwald Umherkriechen oder in einem Termitenhügel nächtigen; wer's mag, der mag es, aber für unserein ist es nichts. In der Bresche stehen und aushalten, bis man fällt, das ist das Beste. Vorher aber im Kleinen und Kleinsten so viel herausschlagen wie möglich, und ein Auge dafür haben, wenn die Veilchen blühen oder das Luisendenkmal in Blumen steht oder die kleinen Mädchen mit hohen Schnürstiefeln über die Corde springen. Oder auch wohl nach Potsdam fahren und in die Friedenskirche gehen, wo Kaiser Friedrich liegt, und wo sie jetzt eben anfangen, ihm ein Grabhaus zu bauen. Und wenn Sie da stehen, dann überlegen Sie sich das Leben von dem, und wenn Sie dann nicht beruhigt sind, dann ist Ihnen freilich nicht zu helfen.“

„Gut, gut. Aber das Jahr ist lang, und jeder einzelne Tag . . . und dann der Abend.“

„Mit dem ist immer noch am ehesten fertig zu werden. Da haben wir ‚Sardanapal‘ oder ‚Coppelia‘ mit der del Era, und wenn es damit aus ist, dann haben wir Siechen. Nicht zu verachten. Drei Seidel beruhigen jedesmal. Es gibt immer noch Viele, sehr Viele, die zu der ganzen Sache nicht anders stehen wie wir, und Einer, dem auch viel verquer gegangen war, sagte mir 'mal: ‚Glauben Sie mir, Wüllersdorf, es geht überhaupt nicht ohne ‚Hülfsconstructionen‘.‘ Der das sagte, war ein Baumeister und mußt' es also wissen. Und er hatte Recht mit seinem Satz. Es vergeht kein Tag, der mich nicht an die ‚Hülfsconstructionen‘ gemahnte.“

Wüllersdorf, als er sich so expectorirt, nahm Hut und Stock. Innstetten aber, der sich bei diesen Worten seines Freundes seiner eigenen voraufgegangenen Betrachtungen über das „kleine Glück“ erinnert haben mochte, nickte halb zustimmend und lächelte vor sich hin.

„Und wohin gehen Sie nun, Wüllersdorf? Es ist noch zu früh für das Ministerium.“

„Ich schenk' es mir heute ganz. Erst noch eine Stunde Spaziergang am Canal hin bis an die Charlottenburger Schleuse und dann wieder zurück. Und dann ein kleines Vorsprechen bei Huth, Potsdamerstraße, die kleine Holztreppe vorsichtig hinauf. Unten ist ein Blumenladen.“

„Und das freut Sie? Das genügt Ihnen?“

„Das will ich nicht gerade sagen. Aber es hilft ein bißchen. Ich finde da verschiedene Stammgäste, Frühschoppler, deren Namen ich klüglich verschweige. Der Eine erzählt dann vom Herzog von Ratibor, der Andere vom Fürstbischof Kopp, und der Dritte wohl gar von Bismarck. Ein bißchen fällt immer ab. Dreiviertel stimmt nicht, aber wenn es nur witzig ist, krittelt man nicht lange dran herum und hört dankbar zu.“

Und damit ging er.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Der Mai war schön, der Juni noch schöner, und Effi, nachdem ein erstes schmerzliches Gefühl, das Rollo's Eintreffen in ihr geweckt hatte, glücklich überwunden war, war voll Freude, das treue Thier wieder um sich zu haben. Roswitha wurde belobt, und der alte Briest erging sich, seiner Frau gegenüber, in Worten der Anerkennung für Innstetten, der ein Cavalier sei, nicht kleinlich, und immer das Herz auf dem rechten Fleck gehabt habe. „Schade, daß die dumme Geschichte dazwischen fahren mußte. Eigentlich war es doch ein Musterpaar." Der Einzige, der bei dem Wiedersehen ruhig blieb, war Rollo selbst, weil er entweder kein Organ für Zeitmaß hatte oder die Trennung als eine Unordnung ansah, die nun einfach wieder behoben sei. Daß er alt geworden, wirkte wohl auch mit dabei. Mit seinen Zärtlichkeiten blieb er sparsam, wie er beim Wiedersehen sparsam mit seinen Freudenbezeigungen gewesen war, aber in seiner Treue war er womöglich noch gewachsen. Er wich seiner Herrin nicht von der Seite. Den Jagdhund behandelte er wohlwollend, aber doch als ein Wesen auf niederer Stufe. Nachts lag er vor Effi's Thür auf der Binsenmatte, Morgens, wenn das Frühstück im Freien genommen wurde, neben der Sonnenuhr, immer ruhig, immer schläfrig, und nur wenn sich Effi vom Frühstückstisch erhob und auf den Flur zuschritt und hier erst den Strohhut und dann den Sonnenschirm vom Ständer nahm, kam ihm seine Jugend wieder, und ohne sich darum zu kümmern, ob seine Kraft auf eine große oder kleine Probe gestellt werden würde, jagte er die Dorfstraße hinauf und wieder herunter und beruhigte sich erst, wenn sie zwischen den ersten Feldern waren. Effi, der freie Luft noch mehr galt, als landschaftliche Schönheit, vermied die kleinen Waldpartieen und hielt meist die große, zunächst von uralten Rüstern und dann, wo die Chaussee begann, von Pappeln besetzte große Straße, die nach der Bahnhofsstation führte, wohl eine Stunde Wegs. An Allem freute sie sich, athmete beglückt den Duft ein, der von den Raps- und Kleefeldern herüber kam, oder folgte dem Aufsteigen der Lerchen und zählte die Ziehbrunnen und Tröge, daran das Vieh zur Tränke ging. Dabei klang ein leises Läuten zu ihr herüber. Und dann war ihr zu Sinn, als müsse sie die Augen schließen und in einem süßen Vergessen hinübergehen. In Nähe der Station, hart an der Chaussee, lag eine Chausseewalze. Das war ihr täglicher Rasteplatz, von dem aus sie das Treiben auf dem Bahndamm verfolgen konnte; Züge kamen und gingen, und mitunter sah sie zwei Rauchfahnen, die sich einen Augenblick wie deckten und dann nach links und rechts hin wieder auseinandergingen, bis sie hinter Dorf und Wäldchen verschwanden. Rollo saß dann neben ihr, an ihrem Frühstück theilnehmend, und wenn er den letzten Bissen aufgefangen hatte, fuhr er, wohl um sich dankbar zu bezeigen, irgend eine Ackerfurche wie ein Rasender hinauf und hielt nur inne, wenn ein paar beim Brüten gestörte Rebhühner dicht neben ihm aus einer Nachbarfurche aufflogen.

* * *

„Wie schön dieser Sommer! Daß ich noch so glücklich sein könnte, liebe Mama, vor einem Jahre hätte ich's nicht gedacht," — das sagte Effi jeden

Tag, wenn sie mit der Mama um den Teich schritt oder einen Frühapfel vom Zweig brach und tapfer einbiß. Denn sie hatte die schönsten Zähne. Frau v. Briest streichelte ihr dann die Hand und sagte: „Werde nur erst wieder gesund, Effi, ganz gesund; das Glück findet sich dann; nicht das alte, aber ein neues. Es gibt Gott sei Dank viele Arten von Glück. Und Du sollst sehen, wir werden schon etwas finden für Dich."

„Ihr seid so gut. Und eigentlich hab' ich doch auch Euer Leben geändert und Euch vor der Zeit zu alten Leuten gemacht."

„Ach, meine liebe Effi, davon sprich nicht. Als es kam, da dacht' ich ebenso. Jetzt weiß ich, daß unsere Stille besser ist als der Lärm und das laute Getriebe von vordem. Und wenn Du so fortfährst, können wir noch reisen. Als Wiesike Mentone vorschlug, da warst Du krank und reizbar und hattest, weil Du krank warst, ganz recht mit dem, was Du von den Schaffnern und Kellnern sagtest; aber wenn Du wieder festere Nerven hast, dann geht es, dann ärgert man sich nicht mehr, dann lacht man über die großen Allüren und das gekräuselte Haar. Und dann das blaue Meer und weiße Segel und die Felsen ganz mit rothem Cactus überwachsen, — ich habe es noch nicht gesehen, aber ich denke es mir so. Und ich möchte es wohl kennen lernen."

So verging der Sommer, und die Sternschnuppennächte lagen schon zurück. Effi hatte während dieser Nächte bis über Mitternacht hinaus am Fenster gesessen und sich nicht müde sehen können. „Ich war immer eine schwache Christin; aber ob wir doch vielleicht von da oben stammen und, wenn es hier vorbei ist, in unsere himmlische Heimath zurückkehren, zu den Sternen oben oder noch darüber hinaus! Ich weiß es nicht, ich will es auch nicht wissen, ich habe nur die Sehnsucht."

Arme Effi, Du hattest zu den Himmelswundern zu lange hinaufgesehen und darüber nachgedacht, und das Ende war, daß die Nachtluft und die Nebel, die vom Teich her aufstiegen, sie wieder aufs Krankenbett warfen, und als Wiesike gerufen wurde und sie gesehen hatte, nahm er Briest bei Seite und sagte: „Wird nichts mehr; machen Sie sich auf ein baldiges Ende gefaßt."

Er hatte nur zu wahr gesprochen, und wenige Tage danach, es war noch nicht spät und die zehnte Stunde noch nicht heran, da kam Roswitha nach unten und sagte zu Frau v. Briest: „Gnädigste Frau, mit der gnädigen Frau oben ist es schlimm; sie spricht immer so still vor sich hin, und mitunter ist es, als ob sie bete, sie will es aber nicht wahr haben, und ich weiß nicht, mir ist, als ob es jede Stunde vorbei sein könnte."

„Will sie mich sprechen?"

„Sie hat es nicht gesagt. Aber ich glaube, sie möchte es. Sie wissen ja, wie sie ist; sie will Sie nicht stören und ängstlich machen. Aber es wäre doch wohl gut."

„Es ist gut, Roswitha," sagte Frau v. Briest, „ich werde kommen."

Und ehe die Uhr noch einsetzte, stieg Frau v. Briest die Treppe hinauf und trat bei Effi ein. Das Fenster stand auf, und sie lag auf einer Chaiselongue, die neben dem Fenster stand.

Frau v. Briest schob einen kleinen schwarzen Stuhl mit drei goldenen Stäbchen in der Ebenholzlehne heran, nahm Effi's Hand und sagte:

„Wie geht es Dir, Effi? Roswitha sagt, Du seiest so fiebrig."

„Ach, Roswitha nimmt Alles so ängstlich. Ich sah ihr an, sie glaubt, ich sterbe. Nun, ich weiß nicht. Aber sie denkt, es soll es Jeder so ängstlich nehmen wie sie selbst."

„Bist Du so ruhig über Sterben, liebe Effi?"

„Ganz ruhig, Mama."

„Tänschst Du Dich darin nicht? Alles hängt am Leben und die Jugend erst recht. Und Du bist noch so jung, liebe Effi."

Effi schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Du weißt, ich habe nicht viel gelesen, und Innstetten wunderte sich oft darüber, und es war ihm nicht recht."

Es war das erste Mal, daß sie Innstetten's Namen nannte, was einen großen Eindruck auf die Mama machte und dieser klar zeigte, daß es zu Ende sei.

„Aber ich glaube," nahm Frau v. Briest das Wort, „Du wolltest mir 'was erzählen."

„Ja, das wollte ich, weil Du davon sprachst, ich sei noch so jung. Freilich bin ich noch jung. Aber das schadet nichts. Es war noch in glücklichen Tagen, da las mir Innstetten Abends vor; er hatte sehr gute Bücher, und in einem hieß es: es sei wer von einer fröhlichen Tafel abgerufen worden, und am anderen Tage habe der Abgerufene gefragt, wie's denn nachher gewesen sei. Da habe man ihm geantwortet: „Ach, es war noch allerlei; aber eigentlich haben Sie nichts versäumt." Sieh', Mama, diese Worte haben sich mir eingeprägt — es hat nicht viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel etwas früher abgerufen wird."

Frau v. Briest schwieg. Effi aber schob sich etwas höher hinauf und sagte dann: „Und da ich nun 'mal von alten Zeiten und auch von Innstetten gesprochen habe, muß ich Dir doch noch etwas sagen, liebe Mama."

„Du regst Dich auf, Effi."

„Nein, nein; etwas von der Seele herunter sprechen, das regt mich nicht auf, das macht still. Und da wollt' ich Dir denn sagen: ich sterbe mit Gott und Menschen versöhnt, auch versöhnt mit ihm."

„Warst Du denn in Deiner Seele in so großer Bitterkeit mit ihm? Eigentlich, verzeihe mir, meine liebe Effi, daß ich das jetzt noch sage, eigentlich hast Du doch Euer Leid heraufbeschworen."

Effi nickte. „Ja, Mama. Und traurig, daß es so ist. Aber als dann all' das Schreckliche kam, und zuletzt das mit Annie, Du weißt schon, da hab' ich doch, wenn ich das lächerliche Wort gebrauchen darf, den Spieß umgekehrt und habe mich ganz ernsthaft in den Gedanken hinein gelebt, er sei schuld, weil er nüchtern und berechnend gewesen sei und zuletzt auch noch grausam. Und da sind Verwünschungen gegen ihn über meine Lippen gekommen."

„Und das bedrückt Dich jetzt?"

„Ja. Und es liegt mir daran, daß er erfährt, wie mir hier in meinen Krankheitstagen, die doch fast meine schönsten gewesen sind, wie mir hier klar geworden, daß er in Allem recht gehandelt. In der Geschichte mit dem armen Crampas — ja, was sollt' er am Ende anders thun? Und dann, womit er mich am tiefsten verletzte, daß er mein eigen Kind in einer Art Abwehr gegen mich erzogen hat, so hart es mir ankommt und so weh' es mir thut, er hat auch darin Recht gehabt. Laß ihn das wissen, daß ich in dieser Ueberzeugung gestorben bin. Es wird ihn trösten, aufrichten, vielleicht versöhnen. Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie Jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist."

Frau v. Briest sah, daß Effi erschöpft war und zu schlafen schien oder schlafen wollte. Sie erhob sich leise von ihrem Platz und ging. Indessen kaum, daß sie fort war, erhob sich auch Effi und setzte sich an das offene Fenster, um noch einmal die kühle Nachtluft einzusaugen. Die Sterne flimmerten, und im Parke regte sich kein Blatt. Aber je länger sie hinaus horchte, je deutlicher hörte sie wieder, daß es wie ein feines Rieseln auf die Platanen niederfiel. Ein Gefühl der Befreiung überkam sie. „Ruhe, Ruhe."

* * *

Es war einen Monat später, und der September ging auf die Neige. Das Wetter war schön, aber das Laub im Parke zeigte schon viel Roth und Gelb, und seit den Aequinoctien, die drei Sturmtage gebracht hatten, lagen die Blätter überall hin ausgestreut. Auf dem Rondel hatte sich eine kleine Veränderung vollzogen, die Sonnenuhr war fort, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, lag seit gestern eine weiße Marmorplatte, darauf stand nichts als „Effi Briest" und darunter ein Kreuz. Das war Effi's letzte Bitte gewesen: „Ich möchte auf meinem Stein meinen alten Namen wieder haben; ich habe dem anderen keine Ehre gemacht." Und es war ihr versprochen worden.

Ja, gestern war die Marmorplatte gekommen und aufgelegt worden, und angesichts der Stelle saßen nun wieder Briest und Frau und sahen darauf hin und auf den Heliotrop, den man geschont, und der den Stein jetzt einrahmte. Rollo lag daneben, den Kopf in die Pfoten gesteckt.

Wilke, dessen Gamaschen immer weiter wurden, brachte das Frühstück, und die Post, und der alte Briest sagte: „Wilke, bestelle den kleinen Wagen. Ich will mit der Frau über Land fahren."

Frau v. Briest hatte mittlerweile den Kaffee eingeschenkt und sah nach dem Rondel und seinem Blumenbeete. „Sieh', Briest, Rollo liegt wieder vor dem Stein. Es ist ihm doch noch tiefer gegangen als uns. Er frißt auch nicht mehr."

„Ja, Luise, die Creatur. Das ist ja, was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Instinct. Am Ende ist es doch das Beste."

„Sprich nicht so. Wenn Du so philosophirst . . . nimm es mir nicht übel, Briest, dazu reicht es bei Dir nicht aus. Du hast Deinen guten Verstand, aber Du kannst doch nicht an solche Fragen . . ."

„Eigentlich nicht."

„Und wenn denn schon überhaupt Fragen gestellt werden sollen, da gibt es ganz andere, Briest, und ich kann Dir sagen, es vergeht kein Tag, seit das arme Kind da liegt, wo mir solche Fragen nicht gekommen wären . . ."

„Welche Fragen?"

„Ob wir nicht doch vielleicht schuld sind?"

„Unsinn, Luise. Wie meinst Du das?"

„Ob wir sie nicht anders in Zucht hätten nehmen müssen. Gerade wir. Denn Niemeyer ist doch eigentlich eine Null, weil er Alles in Zweifel läßt. Und dann, Briest, so leid es mir thut . . . Deine beständigen Zweideutigkeiten . . . und zuletzt, womit ich mich selbst anklage, denn ich will nicht schuldlos ausgehen in dieser Sache, ob sie nicht doch vielleicht zu jung war?"

Rollo, der bei diesen Worten aufwachte, schüttelte den Kopf langsam hin und her, und Briest sagte ruhig: „Ach, Luise, laß . . . das ist ein zu weites Feld."

Der Tod des Patroklos.

Sechzehnter und siebzehnter Gesang der Ilias.

Von

Herman Grimm.

Die Ilias enthält die Geschichte Achill's. Die vierundzwanzig Gesänge des Gedichtes berichten jedoch nur von einigen wenigen Thaten des Achilleus, die eine kurze Reihe von Tagen ausfüllen. Die früheren Ereignisse seines Lebens bis zu dem Punkte, wo die Ilias beginnt, sind zurückblickend in sie eingeflochten. Ebenso ist vorausgreifend das angedeutet, was nach dem Ende der Ilias Achill zu erleben noch übrig blieb. Homer hätte auch anders verfahren können. Etwa wie Goethe, der im Faust von einem gewissen Punkte des männlichen Alters ausgehend, Faust bis in dessen hohe Jahre hinein handelnd erscheinen und auf der Bühne sterben läßt. Im Tasso dagegen verfuhr er wie Homer: er hat Berichte über dessen Jugendleben in die Tragödie eingewebt, und läßt diese nach einem Umschwunge, der in kurzer Zeit sich vollzieht, plötzlich abbrechen.

Beim Beginne des ersten Gesanges der Ilias haben die Griechen viele Jahre schon vor der Stadt gelegen. Beim Abschlusse des Gedichtes steht Achill's Tod zwar nahe bevor, allein es bedarf wieder noch einer Reihe von Jahren bis Ilion fällt.

Der hohe Werth der Dichtung Homer's liegt in der Charakterentfaltung Achill's. Aber auch darin, daß neben ihm andere griechische und troische Gestalten erscheinen, deren Charaktere in dem beschränkten Umkreise der von den vierundzwanzig Gesängen umschlossenen Zeit gleichsam in Blüthe gerathen. Alle diese Gestalten bilden mit Achill eine harmonisch ineinandergefügte Architektur, ein wunderbares Ganzes. Hierin und in der Verschlingung eines ungeheuren Reichthumes von Bildern und Gedanken liegt des Gedichtes gewaltige Wirkung. Was die Ilias an möglicherweise politisch Thatsächlichem oder an culturhistorischem Materiale bietet, steht zurück gegen das aus ihr uns entgegendringende Phantasiespiel in Darstellung menschlicher Leidenschaft. Ihr Gehalt in dieser Richtung ist so stark, daß sie, seit ihrer fast drei Jahr-

tausende zurückliegenden Entstehung, der Menschheit als etwas Frischgewachsenes, Modernes erschienen ist, als eine unverwelkliche Blume. Wer sich damit beschäftigt, die Ursachen ihrer irdischen Unsterblichkeit, das Wesen ihrer Schönheit, die Gründe ihrer Wirkung zu betrachten, wird niemals unnöthige Arbeit unternehmen. Das Gedicht ist durch besondere Umstände der heute lebenden Generation entfremdet worden. Es haben sich Vorurtheile gegen die Ilias als Werk der Dichtkunst erhoben, denen ich entgegentreten möchte. Ich erhoffe besonders deshalb Nutzen von meinen Bestrebungen, als immer dann, wenn Umwälzungen im Dasein der Völker eintreten, die Schöpfungen der großen Dichter zu dem gehören, was durch eine ihnen innewohnende Kraft die Menschheit, welche geistig auseinderzufallen droht, wieder vereinigt. —

Der fünfzehnte Gesang schloß damit, daß Hektor, an der Spitze der troischen Armee, die von den Griechen zum Schutze ihrer, um eine Bucht des Meeres in weitem Umkreise aufs Land gezogenen Schiffe, aufgeführten Verschanzungen gestürmt hatte und im Begriffe stand, in das erste Schiff Feuerbrände zu werfen. Einstweilen wehrt Aias von dessen Höhe herunter die Trojaner noch ab. Wir empfinden, daß sein Widerstand nicht mehr lange Dauer haben werde. Der sechzehnte Gesang versetzt uns zu Achill, dessen Schiffe entfernt am anderen Ende des griechischen Lagers liegen, und der unthätig den Augenblick erwartet, wo die aufs Aeußerste bedrängten Griechen ihn bitten werden, wieder in den Kampf einzutreten.

Also kämpften diese um das Schiff.
Doch wie über den Fels das wolkengeborene
Wasser herabrinnt, so mit fließenden Thränen
Stand jetzt neben Achill Patroklos wieder.
Und Achill, ihn ansehend, fragte bedauernd:
Warum weinst du Patroklos? So in Thränen
Läuft ein kleines Mädchen der Mutter nach,
Klammert sich an ihr Kleid und mit den Blicken
Sucht es die ihren, bis sie es auf den Arm nimmt;
So auch dir Patroklos tröpfeln die Augen:
Hast du den Myrmidonen oder mir
Etwas zu sagen? Kam dir von zu Hause
Nachricht, die du allein weißt? Lebt dein Vater
Oder der meine nicht mehr, die wir doch beide,
Wären sie todt, zusammen beweinen würden?
Oder jammerst du so der Griechen wegen,
Die bei den Schiffen jetzt zu Grunde gehn?
Sprich, damit auch ich, was du weißt, erfahre!
Tief aufseufzend sagte darauf Patroklos:
O Achill, erhabener Held der Griechen,
Zürne mir nicht: um unsre Griechen weint' ich,
Die, so viel ihrer waren — tapfre Männer! —
Todt bei den Schiffen oder verwundet liegen.
Nicht mehr kämpft der gewaltige Diomedes.
Nicht mehr kämpfen Odysseus und Agamemnon,
Nicht Eurypylos mehr, dem ein Pfeil das Bein traf.
Aber Denen suchen die Aerzte zu helfen:
Du allein hilfst Keinem! Möge mich selbst nicht

Packen einmal der Zorn, den du jetzt hegst,
Unglückshelb! Wer wird in aller Zukunft
Freudig deiner gedenken, wenn du den Deinen
Heute nicht hilfst, wo Hülfe vielleicht zu spät kommt
Unbarmherziger, wer hat dich geboren?
Vater und Mutter hast du nie gehabt!
Dich hat das finstre Meer und das unerklimmbare
Felsengebirge gezeugt, so gefühllos bist du!
Fürchtest du aber die Götter zu beleidigen,
Oder hat deine Mutter dir anvertraut,
Daß ein Befehl des Zeus dir den Kampf verbiete,
Nun, so sende mich vor mit den Myrmidonen,
Ob ich den Griechen zum leuchtenden Siege verhelfe,
Deine Rüstung lege mir um die Schultern,
Daß im Wahne, Du seist es, die Troer weichen,
Und die Griechen ein weniges Athem schöpfen;
Leicht auch drängen wir, die wir frisch in den Kampf gehn,
Aus dem Lager die Troer hinweg nach Ilion.

Achill's Rede wird erst verständlich, wenn wir den Fortgang des Gespräches kennen lernen. Zu bedenken ist, daß es sich in der Ilias nicht um das Zurvernunftkommen eines Mannes handelt, der beleidigtem Ehrgeize zu sehr nachgab, sondern daß Achill's Leiden als eine Krankheit zu fassen ist, deren Heilung nur durch furchtbare Ereignisse möglich wird. Die im fünfzehnten Gesange erzählte Aussendung des Patroklos erscheint, so betrachtet, als ein erstes leises Zeichen der eintretenden Gesundung. Sie hatte doppelten Sinn: Bericht wollte Achill empfangen über das endlich zur Wahrheit werdende Zugrundegehen der Griechen. Nicht ihre Rettung aber, sondern ihren Untergang verlangte er zu vernehmen, damit sie Hülfe suchend seine Knie umklammerten. Im Grunde seiner Seele aber war trotzdem das nationale Gefühl zugleich erwacht, das er erstickt zu haben glaubte.

Das Natürlichste wäre für ihn gewesen, bei Patroklos' Erscheinen die letzte Frage zuerst zu thun. Aber, als fürchte er sich vor der Antwort, nimmt er den Schein an, als erinnere er sich nicht mehr, warum er Patroklos aussandte, redet sich in einen spöttischen Ton hinein und thut dann, als mißbillige er selbst seine Art, die Frage nach dem Tode des Vaters. Zuletzt erst nennt er die Griechen.

Und nun Patroklos, den wir bis dahin als den fügsamen, wortkargen, das eigne Gefühl fast verleugnenden Mann kennen lernten: Achill's, seinem Herzen unerträgliche Art bringt die innere Empörung zum Ausbruch, die er bis dahin in sich verschlossen hatte. Gemäßigt beginnt er, um zu einer Anklage dann überzugehen, die beide Genossen trennen müßte, ließe Achill, dem ja stets vor Augen steht, daß es sich um das Herannahen seines eignen Unterganges handle, irgendwie ein Echo der Worte des Patroklos in sich lebendig werden. Ich habe beide Reden, die viel wortreicher und mehr im Tone des Gespräches gehalten sind und die auch Voß in voller Breite übersetzte, zusammengezogen, da der volle Ton des homerischen Wortstromes mir an dieser Stelle

als unnachahmbar und meine Art, nur das Unentbehrliche zum Ausdruck zu bringen, als das geeignete Mittel erschien, den Eindruck wieder zu geben.

Was erwidert Achill auf diesen Ausbruch innersten Gefühles dessen, der ihm von allen Sterblichen allein noch nahesteht? Nichts als die ewige Wiederholung der Gedanken, die Tag und Nacht ihn verfolgen: des Unrechts, das Agamemnon ihm gethan, die alte Geschichte mit Aufzählung der Einzelnheiten. Patroklos möge, wenn er wolle, in seiner Rüstung den Griechen zu Hülfe eilen: auf ihn selber jedoch werde man vergeblich warten. Bewegen solle er Agamemnon, das geraubte Gut und Briseis zurückzugeben. Und dann eine Mahnung: aus dem Lager möge Patroklos die Troer vertreiben: nicht aber bis vor die Stadt sie verfolgen, weil einer der Olympier es ihn entgelten lassen könnte. Die Schiffe möge er retten, dann aber zu ihm zurückkehren und Troer und Griechen einander fort morden lassen. Und als Schluß dieser unmenschlichen Gedanken ein Gebet an Zeus und Athene und Apollon:

Wenn doch, o Zeus! o Athene! o Apollon!
Nicht ein einziger Troer jetzt sich rettete
Und kein einziger Grieche den Tag überlebte!
Daß wir beide, allein von Allen übrig,
Troja in Grund und Boden beide zerstörten!

Homer führt uns zu Aias zurück, der, auf seinem Schiffe stehend, er jetzt allein fast, das Schicksal der Griechen in seinen Händen trägt. Von allen Seiten ein Ziel der Speere, die im Schilde steckend ihm die Schulter beschweren, steht er da. Der Angstschweiß rinnt ihm herab. Er wankt und weicht nicht. Da kommt das Letzte: Hektor sich dicht an ihn herandrängend, haut ihm die Lanze durch, so daß der leere Stummel ohne die erzene Spitze in Aias' Faust bleibt. Jetzt erkennt er, daß die Götter im Spiele sind, und weicht zurück, und jetzt wird Feuer in das Schiff geworfen! Wir wissen, was das bedeutet. Nun aber zurück zu Achill! Die auflodernde Flamme läßt ihn plötzlich auf Augenblicke zur Vernunft kommen. Jetzt drängt er auf Patroklos ein, sich zu waffnen. Und nun wird beschrieben, wie Patroklos Achilleus' Rüstung anlegt, und wie Achill's Gespann ihn davonträgt, mit den beiden Rossen, welche Söhne des Westwinds und einer Harpyie waren, und dem dritten, in Eetion's Stadt einst erbeuteten, dessen Tod nun bald erzählt wird. Die Beute aus Andromache's Vaterstadt spielt die ganze Ilias hindurch eine Rolle, immer wieder leise auf diese Frau hindeutend.

Bemerken wir, mit wie unvergleichlicher Feinheit Homer, als Patroklos in Achill's Waffen und auf Achill's Wagen nun dasteht, den zwischen beiden waltenden Unterschied anzeigt. Wie angegossen sitzt des Freundes Rüstung, Achill's Schwert hängt ihm über, Achill's Schild hat er am Arme, Achill's Helm bedeckt sein Haupt, nur eins rührt Patroklos nicht an: Achilleus' Lanze, die Achill allein zu schwingen vermag! Nur Homer kannte dies einzige Mittel, an dieser Stelle zu zeigen, wie weit Achill allen anderen Griechen über war.

Nun beginnt dieser die Myrmidonen zu waffnen. Endlich wieder zum Kampfe gerufen, stehen sie wie die nach Mord gierigen Wölfe da. Genau wird beschrieben was sie angeht, die Zahl ihrer Schiffe, ihre Gliederung, die Namen

ihrer Führer, unter ihnen der „graue reisige Phönix", der die vierte Rotte befehligt. Die Vorgänge haben etwas in unserem Sinne Militärisches. Nun redet Achill seine Myrmidonen an. Nun treten sie an. Nun geht Achill, den neuen, unberührten, kostbaren Becher den schützenden Decken zu entnehmen, den seine Mutter ihm mitgab als er auszog, und nun bereitet er dem Zeus das Opfer und erfleht Segen und Siegesruhm für den in den Kampf ziehenden Freund. Herrliche ergreifende Worte, allgemein menschliche Gedanken. Schon einmal aber hat Homer angedeutet, welches Unheil auf Patroklos laure, und jetzt spricht er es offen aus. Eine Bedingung, sahen wir, ist es, unter der allein Patroklos wiederkehren wird, eine Frage der Disciplin: daß er, nachdem er die Troer aus dem Lager gescheucht, unverzüglich zu Achill zurück sich wende. Sobald in einer Dichtung solche Warnungen ausgesprochen werden, wissen wir im Voraus, daß sie unbeachtet bleiben. Daß Patroklos sich fortreißen lasse und nie wiederkehre, wird als Zeus' Rathschluß jetzt in wenig Versen gesagt. Wenige Worte auch genügen dem Dichter, um ergreifend uns vor Augen zu bringen, wie Achill, vor seinem Zelte stehend, den Verlauf des Kampfes aus der Ferne ansieht.

Bemerken wir, wie sehr es Homer versteht, den Verlauf des Geschehenden, so seltsam er sei, als den natürlichen hinzustellen. Achill beginnt jetzt schon ein Wesen anzunehmen, als gehörte er nicht mehr zu den wandelnden Menschen. Als fange er an, sich in Geist aufzulösen. Wir fragen nicht, warum er den Freund denn nicht begleite, nicht um der Troer oder Griechen willen, sondern um ihn selbst vor dem Unheil bewahrt zu wissen, dessen Eintreffen er ahnte. Wir stellen überhaupt, was Achill's Thun angeht, keine Fragen mehr, die menschlichen Maßstab bei ihm anzulegen nöthigten. Ich erinnere daran, wie sehr wir dies in den letzten Gesängen der Nibelungen bei Krimhild und Hagen verlernen. Wir fühlen, es waltet ein Zwang, daß die Schicksale dieser Menschen, die das Menschliche abstreifen, zum Austrage kommen. An Stelle irdischer Schwäche (die bei Shakespeare's Coriolan so schön eintritt, als die Mutter vor ihm auf den Knieen liegt) und des göttlichen Erbarmens, das die Dinge zum Guten wendet, greift das unerbittliche Schicksal nach der Geißel, um die von ihm zum Opfer Auserkorenen ihre Straße weiterzupeitschen.

Stimmungen dieser Art brechen aber doch nur in Momenten vor. Die Parade und der Auszug der Myrmidonen und das Eingreifen in die Schlacht hat etwas Freudiges, Festliches. Prachtvoll werden die einzelnen Thaten des Patroklos geschildert. Zugleich der Schrecken, der die Troer ergreift; wie der Beginn ihrer Flucht eintritt; wie sie immer wilder wird; wie auch Hektor der Stadt zuflüchtet, und Patroklos, ihnen dicht auf den Fersen, einen Theil der troischen Masse abschneidet und niedermacht. Ganze Reihen ausgeführter Vergleiche beleben die Schilderung, breitausgesponnene Naturscenen, als wolle der Dichter jetzt erst seinen Vorrath an Bildern in voller Fülle ausschütten; wir selbst vergessen im Taumel des Sieges Achill's Warnung und sein dringendes Gebot, sich an der Rettung des Lagers genügen zu lassen. Wir bemerken nicht, daß es von Patroklos längst überschritten war. Vogelfrei ist er dem Untergange schon verfallen, und nur der Gelegenheit bedarf es,

ihn zu Sturz zu bringen. Dies nun wieder in wundervoller Weise durch eine herrliche Episode herbeigeführt, die der Dichter in sein Werk einflicht. Wir erinnern uns des Zeuserzeugten Sarpedon. Könnten irgendwo einzelne Theile der Ilias den Gedanken aufsteigen lassen, wir hätten es mit eingefügten Stücken nebenherlaufender Dichtungen zu thun, so dürften uns die Sarpedon's Schicksal enthaltenden Verse dazu verleiten. Roh zusammengenommen schon, so wie die Ilias sie enthält, klingen sie wie ein für sich bestehender Gesang. Ich sprach schon davon: eigenthümlich lyrischen Klang nimmt die Sprache an, in der sie gehalten sind. Als gehörte eine von Gluck erfundene Musik zu ihnen, während die anderen Theile der Ilias an Händel erinnern. Aber sie würden, nähmen wir die Episoden des Sarpedon aus ihrer Umgebung heraus, so daß diese Stücke allein neben einander ständen, ein Theil dieses zart klagenden Gesangtones verlieren, der durch den Gegensatz des Tones gegen das Uebrige bewirkt wird. Schon dies spräche gegen einen als alleinbestehend zu denkenden, dem Sarpedon geweihten Hymnos. Was diesen Gedanken völlig aber zurückdrängte, ist die Beobachtung, wie wichtig jeder der Sarpedon betreffenden Theile der Ilias an seiner Stelle für die übrigen Theile sei. Um Patroklos willen, damit für dessen Hinsinken gleichsam die einleitende Ouvertüre geschaffen werde, läßt seinem Tode Homer hier den des Sarpedon vorausgehen, als ein Zeichen des Verhängnisses, das Zeus nicht zu ändern vermag.

An Schönheit und Tiefe entspricht der Tod des Sarpedon der früher diesem Helden geweihten Darstellung seiner Wiedererweckung. Wir dürfen uns Homer gegenüber auf den Punkt der festen Erwartung stellen, daß seine Dichtung an keiner Stelle Theile geringeren Werthes enthalte. Seine Selbstkritik stand auf gleicher Höhe mit seiner Schöpferkraft. Auch ist daran fortwährendes Ansteigen innerhalb seiner Werke zu empfinden. Darin steht nur Goethe Homer gleich, dessen spätere vollendete Werke im Schlusse ihr Schönstes geben. So meist auch Schiller. Nicht überall Shakespeare; auch die griechischen Tragiker für unser Gefühl meistens nicht. Die Sarpedon betreffende Episode zeichnet sich durch die Ausdehnung aus. Um so auffallender wirkend, als Sarpedon's Charakter für die Ilias nichts bedeutet. Hätte der Dichter durch eine gewisse persönliche Theilnahme für den in so zart idealen Linien von seiner Hand gezeichneten Helden sich weiterführen lassen, als er wollte? Nicht unmöglich. Die Gestalten einer Dichtung gewinnen endlich eine gewisse Macht über den Dichter. Goethe hat gestanden, wie es ihm im Götz mit der Adelheid erging, in die er sich selbst verliebte, so daß er sie verführerischer gestaltete als der Plan des Stückes erlaubte. Ehe Zeus zum Entschluß kommt, Sarpedon jetzt untergehen zu lassen, findet zwischen ihm und Here eine theoretische Discussion statt. Zeus will seinen Liebling wiederum erretten. Here macht ihm klar, welche Folgen dies im Allgemeinen für die olympischen Verhältnisse haben müsse in Betreff der übrigen Götterkinder, für welche einzutreten den Anderen doch nicht gestattet werde. Zeus sieht dies ein und gibt nach. Dagegen meint Here wieder, es könne durch die Art, wie man, statt Sarpedon selber heil und gesund aus dem Kampfe plötzlich in sein Königreich zu versetzen, seinen Leichnam wenigstens unverletzt dahin entführen lasse, ein ehrenvoller Ersatz für das ver-

lorene Leben geschaffen werden. Und so geschieht es denn. Sarpedon unterliegt. Apoll aber trägt den Gefallenen, um den wüthend gekämpft worden war, an das Ufer des Skamandros, wo er gewaschen und mit Frische neu begabt wird, als sei ihm nichts geschehen. Dann heben die beiden Brüder Schlaf und Tod ihn empor, um ihn durch die Lüfte nach Lykien davon zu führen. Wir wissen, wie die bildende Kunst der Griechen dieser Scene sich bemächtigte, auf deren Darstellung endlich die des Begräbnisses Christi zurückging.

Bei Sarpedon's Schicksal wiederholt sich in uns die Empfindung, wie das kleinasiatische Reich des Priamus auf inneren Frieden angelegt war. Sarpedon ist stark, wie die Troer überhaupt den Griechen an körperlicher Kraft nicht nachstehen, aber er ist nicht kriegerisch von Natur. Schon bei den Griechen zeigte sich, wie ihr eigentliches Dasein friedlicher Art war; immer wieder sind es die Götter, die Troer und Griechen in den Kampf hetzen. In weit höherem Maße aber beruhte Priamos' Herrschaft auf bürgerlicher Lebensarbeit.

Nach Sarpedon's Falle bleibt übrig, daß Hektor und Patroklos ihre Kräfte messen. Zeus aber entscheidet, daß Hektor, anfangs flüchtig ausweichend, sich der Stadt zuwenden solle, damit Patroklos, so recht in sein Verderben hineingelockt, bis auf das Aeußerste den Befehlen des Achill zuwiderhandle. So weit kommt es, daß die Versuche der Griechen, unter Patroklos' Führung die Mauern der Stadt zu ersteigen, fast von Erfolg gekrönt worden wären, hätte Apoll dem Zögern Hektor's nicht ein Ende gemacht, dessen Kampf mit Patroklos um den Leichnam des von diesem mit einem Steinwurfe getödteten Wagenlenkers Kebriones zu einer gewaltigen Scene sich gestaltet.

Auf Patroklos' Untergang sind wir nun vorbereitet. Wir fühlen, daß er nicht im Einzelkampfe fallen dürfe, sondern wie Siegfried über das Besiegtwerden erhaben sei. Und so muß ein Gott eintreten, dessen mächtige Hand ihn unfähig macht, dem Tode auszuweichen. Dreimal hat Patroklos sich in die Troer hineingestürzt, neun Männer jedesmal erschlagen, zum vierten Male will er den Angriff wiederholen, als, ungesehen, weil er sich in Nacht hüllt, Apoll von der Rückseite sich naht und ihm mit der glatt gebreiteten Hand zwischen die Schultern schlägt.

Der Schlag durchfährt uns!

Apoll ist der Gott der Rache. Der erbarmungslosen, hinterrücks zuschlagenden Vergeltung: wenn sein Name genannt wird, kommen uns die Scenen zuerst ins Gedächtniß, in denen er sich rächt. Wie er die seinem Priester angethane Schmach zu sühnen, vom Olympos die Pest ins griechische Lager hinabsendet, zeigt ihn der Beginn der Ilias. Mit Artemis rächt er seine Mutter an Niobe und ihren Söhnen. Dies ist der Geist des Apoll von Belvedere, zu dem die Diana von Versailles gehört: beide von gleicher hohnlächelnder Schönheit. Vielleicht, daß dem Künstler des Apollo von Belvedere nicht die Niobesage oder eine andere allein, sondern alle Apollo enthaltenden Scenen der Ilias und Odyssee vorschwebten. Auch die Odyssee beginnt mit der Rache des Apoll, dem die Leute des Odysseus die Rinder schlachteten. Der wunderbar hämische Zug um den zugleich so göttliche Schönheit athmenden Mund des Apollo von Belvedere findet als Lächeln befriedigten Rachedurstes

seine Erklärung. Wer kennt es nicht, wenn es Lippen umspielt! Auch unschöne. Momente, die nicht vergessen werden. Rache sucht nicht den Kampf, sondern erwartet Augenblicke, wo ihr Opfer wehrlos ist, um in seinem sich verlängernden Leiden volles Genüge zu finden. Sie will es stürzen und zappeln sehen.

Dreimal brach er in die Trojaner ein,
Stürmend als ob der Kriegsgott selber komme,
Wild aufjauchzend, dreimal neun Troer erlegend.
Aber als du zum vierten Male, Patroklos,
Wie ein Dämon den Flug wiederholen wolltest,
Da begegnete Phöbos dir im Gewühl
Und du erkanntest ihn nicht wie er einherschritt,
Denn es umhüllte, dicht und finster, Gewölk ihn.
Hinter Patroklos stand er! Zwischen die breiten
Schultern schlug er ihn mit der flachen Hand,
Daß ihm schwindelte; schlug ihm den Helm vom Haupte,
Der hinrollend unter der Pferde Hufen
Anklang, und es beschmutzten Blut und Staub
Seinen wallenden Haarbusch. Das hatte nicht sein
Sollen bis dahin, daß das wogende Roßhaar
So in den Staub fiel! Denn des Helmes Loos war,
Eines göttlichen Mannes herrliches Haupt,
War, die freundliche Stirne Achill's zu schützen!
Doch Zeus gab ihn dem Hektor jetzt zu tragen!
Doch auch Hektor nahte sich das Verderben!
Und die Lanze zerbrach in Patroklos' Händen,
Und von den Schultern, mit zerrissenem Riemen,
Fiel der bis zum Boden reichende Schild ab;
Und den Panzer löste ihm Phöbos Apollon;
Und wie Patroklos starr und machtlos dastand,
Bohrte ihm von den Feinden Einer den Speer
Zwischen die Schultern; doch von Graun ergriffen,
Riß er ihn wieder heraus, um davon zu eilen,
Denn er fürchtete sich, so waffenentblößt
Auch Patroklos stand, mit ihm zu kämpfen.
Der, vom Schlage Apoll's ins Mark getroffen
Und mit dem Stiche des Speeres in den Gliedern,
Wandte sich rückwärts in das Gedräng der Freunde.
Hektor aber ersah ihn! Drang ihm nach
Durch die griechischen Reihn und stieß die Lanze
Ihm in die Weichen.

Nun die letzten Verse des Gesanges. Wie Hektor den Sterbenden verhöhnt und wie dieser mit sinkender Stimme ihm den Tod von Achill's Händen voraussagt. Nicht er, Hektor, sondern Euphorbos, jener Trojaner, habe ihn getödtet: Hektor raube ihm nur die Waffen.

Mich hat mein böses Geschick und Apoll getödtet,
Und von den Menschen Euphorbos: du, als Dritter,
Raubst mir die Rüstung. Aber der Tod steht schon
Dicht neben dir und das übermächtige Schicksal
Und Achill wird dir das Leben nehmen!

Jetzt eine seltsame Wendung, die Hektor's nahen Untergang bestätigt. Er und Achill wissen, was ihnen vorsteht: während Achill aber von diesen Gedanken völlig beherrscht wird, sucht sich Hektor ihnen immer wieder zu entreißen. In den Momenten des neu erwachenden Vertrauens schüttelt er die trüben Ahnungen ab. Wir haben schon gesehen, wie Homer diese wechselnde Stimmung bei Hektor schildert. Auch jetzt bricht die ihm angeborene Lebensgesundheit wieder durch. Er glaubt an ein siegreiches Ilion, an die Vertreibung der Griechen und an eine lange friedliche Herrschaft über sein angeborenes Königreich. Er ruft dem sterbenden Patroklos die letzten Worte zu:

Sage mir Böses voraus so viel du willst:
Wer weiß, ob nicht der Sohn der Thetis noch
Unter meinem Speere das Leben aushaucht.

Damit stößt er den Leib des Patroklos mit dem Fuße von seiner Lanze ab und stürzt sich auf Automedon, Achill's Wagenlenker; den aber tragen die unsterblichen Renner davon. —

Noch ein Wort über jene Stelle, wie Achill's Helm unter die Hufen der Pferde geräth. Ich habe sie nur im Auszuge gegeben. Voß mußte die zuströmenden Worte Homer's, für die ihm die reale Anschauung fehlte, in unbestimmte hochtönende Ausdrücke umwandeln. Das volle Verständniß dieser Verse wird wohl für immer verloren sein. Wir empfinden, wie Achill's Helm, dem Erniedrigendes widerfuhr, für Homer und seine Zuhörer gleichsam geheiligte Existenz hatte, so daß sein Sturz ein großes Ereigniß war, das nicht kurz abgethan werden durfte. Daher diese Ausführlichkeit bei Homer, ja, gleichsam die Entschuldigung, von einem so adligen Waffenstücke so Beschämendes berichten zu müssen. —

Beim zehnten Gesange war dargelegt worden, worin Achill von den übrigen griechischen Fürsten sich unterscheidet. Er hat etwas Allgemeines, Elementares. Die kleinen Züge fehlen, aus denen das eigenthümliche Gepräge der Anderen entsteht. Darauf hin betrachtet gehört auch Patroklos zur Rasse des Achill. Seine Lebensaufgabe war, des Freundes Schatten zu sein. Jeden Gedanken, scheint es, hat Patroklos bis dahin mit ihm getheilt. Mit ihm hat er sich aus dem Kampfe zurückgezogen. Schweigend den Verhandlungen mit Agamemnon's Gesandten beigewohnt, auch, nachdem sie gegangen, kein Wort gesagt. Weder mit Odysseus noch mit Diomedes oder Aias oder den beiden Atriden sehen wir ihn persönlich sich berühren. Heute zum ersten Male handelt Patroklos für sich! Der nationale Gedanke läßt ihn gegen seinen Freund sich auflehnen und zu leidenschaftlichen Vorwürfen hinreißen. Bemerken wir, wie gelassen und unerregt Achill seines Gefährten Worte anhört, und wie bald dieser selbst wieder aus eigenem Gefühle sich mäßigt.

Homer verleiht dem Patroklos, um ihn für die in der Ilias ihm zugetheilte Rolle vollends geschickt zu machen, ein besonderes Schicksal, wie er bei Phönix gethan. Als Knabe hat Patroklos beim Knöchelspiel den Sohn des Amphidamas getödtet und ist von seinem Vater Menötios zu Peleus gebracht worden, der ihn mit Achill zusammen aufzog. Peleus ermahnt ihn beim Abzuge, als der Aeltere dem feurigen Achill mit mäßigendem Rathe zur

Seite zu stehen. Dies gibt Patroklos in seinem Wesen das Gebundene: er ist nur ein Beamter höchsten Ranges; auch darin, daß er die Waffen des Achill trägt und daß dessen Gespann ihn fährt, liegt symbolisch, daß seine Thaten mehr im Auftrage eines Gebieters vollbracht worden sind, als daß sie vollem eigenem Heldenthume entflossen. Um so gewaltiger darf Homer Patroklos eingreifen lassen. Achill's unbesiegbare Waffen werden zu einem Theile seines Freundes.

So lange Patroklos auf dem Schlachtfelde waltet, verschwinden die übrigen Helden der Griechen beinahe. Wo Patroklos erscheint, geschieht das Entscheidende. Auf ihn richten sich die Blicke. Deshalb sein Umsturz ein Schlag, als ob die Sache der Griechen verloren sei.

Patroklos ist vornehmer als die anderen griechischen Vorkämpfer. Es klebt ihm keine Habsucht an, keine Grausamkeit, keine List, kein Neid, kein Uebermuth. Aber er hat auch keine Vorzüge, und deshalb, im Sinne der heutigen Kunst, vielleicht weniger Realität. Er wird nicht so sichtbar wie die Uebrigen. Er empfindet nur gut und menschlich, neben Achill seines Amtes waltend. Er erscheint im Kampfe wie ein Meteor, wirft blendendes Licht und verschwindet. Ein umfassendes Beiwort hat Homer für Patroklos, ἐνηής, sanft, milde. So „milde und so tapfer" legt er, als letzte Kritik, Zeus selbst in den Mund, als dieser den Verlust des Patroklos bedauert, und so auch wird Patroklos als Achill's „milder Genosse" von den Frauen beweint, als sie um seine Leiche die Klage erheben. Er war es gewesen, der die gefangene Königstochter Briseis mit gütigem Zuspruch einst getröstet.

Mit Patroklos zerreißt das letzte natürliche Band, das Achill an die Sache der Griechen fesselte. Von nun an steht er allein, und seine Versöhnung mit Agamemnon und was nachfolgt hat nichts Warmmenschliches mehr. Achill's nun plötzlich eintretende Nachgiebigkeit Agamemnon gegenüber ist nur Mittel zum Zwecke. Rächen will er den Freund und dann untergehen. Achill hat von Anfang an in seinen Gedanken mehr mit den Ueberirdischen als mit seinem Volke verkehrt. Von Patroklos' Tode ab geht er vollends wie ein aus dem Leben Verbannter umher.

Der siebzehnte Gesang schließt sich so genau dem sechzehnten an, als bildeten sie ein Ganzes. Auch haben beide scheinbar den gleichen Inhalt, da der Kampf um den Leichnam des Patroklos als die natürliche Fortsetzung seines Heldenthumes und Sturzes erscheint. Der wahre Inhalt des siebzehnten Gesanges aber ist das Heldenthum des Menelaos, dem der Dichter nun zugesteht, die ganze Fülle seiner Kraft wirken zu lassen. Wir werden sehen, unter welchen Beschränkungen diese höchste Entfaltung des Menelaos eintritt.

Atreus' Sohn Menelaos sah des Patroklos
Sturz, und durch die vordersten Reihen der Kämpfenden
Durch sich drängend, zu ihm, umging er ihn
Wie die Kuh ihr erstes Kälbchen umschreitet,
Vor dem sie noch kein andres zur Welt gebracht hat.

Mit erhobenem Schild und schwerer Lanze
Schützt' er den Todten, Dem Verderben drohend,
Der ihn berührte. Aber der Sohn des Panthos
Rief ihn an: Menelaos, Völkerbeherrscher!
Laß den Gefallenen, denn ich war der erste
Der ihn traf, ich habe das erste Recht!
Fort, damit es dich nicht das Leben koste!
Doch Menelaos, zornig die Stimme erhebend:
Vater Zeus, rief er aus, soll so viel Frechheit
Prahlen, als ob des Löwen oder des Panthers
Oder des wilden Ebers Kraft ihr gepaart sei?
Sollen des Panthos Söhne straflos mich
Als den schlechtesten unter den griechischen Kriegern
Höhnen dürfen? Hat Hyperenor nicht,
Als er mich schmähte, sterbend nicht erfahren,
Daß die Kraft seiner Jugend ihn nicht beschützte?
Der wird niemals zu den Eltern wieder
Und zur Gattin zurück die Schritte lenken!
Und auch du nicht! Rückwärts! Oder dich macht
Schaden klug!
Und Euphorbos: Meinen Bruder
Hast du erschlagen? Seine junge Frau,
Die in der Kammer sehnlich ihn erwartet,
Und die Eltern hast du mit unsäglicher
Trauer erfüllt? Jetzt will ich unseres Jammers
Rächer sein! Kein Ende soll er haben,
Eh' ich mit diesen Händen deinen Kopf
Meinem Vater und meiner Mutter Phrontis
Sammt deinen Waffen nicht in die Hände lege.
Also vorwärts! daß meine Worte sich
Nun in Furcht und Schrecken für dich verwandeln!
Damit warf er den Speer. Doch es bog des Erzes
Spitze sich um und durchschlug des Atriden Schild nicht.
Der aber, sich im Gebete zu Zeus erhebend,
Traf den Rückwärtsweichenden in der Kehle
Unterste Wurzel, daß die Lanzenspitze
Scharf aus dem Nacken hervordrang. Nieder stürzt' er
Mit gewaltigem Schlag und die Waffen klirrten.
Und in sein Haar, das lieblich war wie der Grazien
Volles Gelock, in dessen dichte Strähnen
Silber und Gold mit eingeflochten war,
Floß das dunkle Blut ein als er dalag.
So hat ein Mann den schlanken Sproß des Oelbaums
Sorgsam eingepflanzt, im windgeschützten
Ruhigen Thal, wo Quellen den Boden feuchten,
Und da steht er im Schmuck der weißen Blüthen,
Und es erhebt sich ein Wirbelsturm und dreht ihn
Aus der Erde heraus und hingestreckt
Liegt er da: so lag der Sohn des Panthos
Und Menelaos raubte ihm die Rüstung.

Wie reißt uns Homer in das Schicksal des Euphorbos und der Seinigen hinein. Zweimal nur ist in der Ilias von ihm die Rede. Für den Gang

des Gedichtes ist er ohne Bedeutung. Aber sein Dasein hat etwas Unvergeßliches. Wir müssen, um des völligen Umfanges seiner Existenz inne zu werden, noch in den sechzehnten Gesang uns wieder zurück versetzen, wo Homer erzählt, wie Euphorbos Patroklos angriff, und in den zwölften, wo Hyperenor umkommt.

Ich hatte im sechzehnten Gesange Patroklos' Tod nur im Auszuge erzählt und hole das Ausgelassene nun nach. Um Patroklos handelt es sich, wie er nach dem Schlage Apoll's dastand:

Von den Schultern fiel ihm der Schild zu Boden,
Und es rissen des Panzers feste Banden,
Und wie betäubt stand er: da traf ihn ein Speer
Zwischen die Schultern, den ein dardanischer Krieger
Nach ihm zückte: Euphorbos, Panthos' Sohn,
Der im Kampf mit der Lanze, und mit den Rossen,
Und im Fluge der Füße die Genossen
Weit übertraf, die den Krieg mit ihm erlernten.
Zwanzig Andere hatte im Streit der Wagen
Er mit den flüchtigen Pferden übereilt:
Der zuerst, o ritterlicher Patroklos,
Stach mit der Lanze nach dir und doch, weil du fest
Unerschütterlich standest, zog er sie wieder
Dir aus dem nackten Fleische, um zu entweichen.

Jetzt also, wo Euphorbos zurückkehrt, um die Rüstung des Patroklos zu holen, den er so hinterlistig beinahe, wie Diomedes den Rhesos einst, des Lebens beraubte, ereilt die Rache ihn. Nun aber, was seinem Bruder Hyperenor widerfuhr.

Am Schlusse des vierzehnten Gesanges wurden fast katalogisch Trojaner aufgeführt, welche im Kampfe verloren gingen, unter ihnen Hyperenor, bei dem Homer, hier ohne sichtbaren Grund, erzählt, an welcher Stelle Agamemnon's Lanze ihn traf:

Doch der Atride stach dem Hyperenor
Unter den Rippen in die Eingeweide,
Daß ihm Dunkel die Augen überdeckte,
Und die Seele ihm aus der Wunde herausflog.

Warum diese Details dort bei einem unbekannten Krieger, von dem wir, wie es scheint, nie wieder hören werden? Erst im siebzehnten Gesange, beim Tode des Euphorbos, wird die Frage beantwortet. Jene Verse des vierzehnten Gesanges bildeten den Eingang einer Tragödie. Schon im dritten Gesange erwähnte Homer den Panthos als einen der Greise, vor denen Helena über dem skäischen Thore erschien (aus dem der Weg nach Dardania führte). Und auch der in vielen Gesängen handelnd eintretende Polydamas, der neben Hektor eine so bedeutende Stelle einnahm, war ein Sohn des Panthos, und ich vermisse in den späteren Gesängen der Ilias die Stelle, wo auch sein Untergang erzählt wird.

Die Frage ist freilich, ob Homer die Tragödie des Panthos und seiner Söhne nicht absichtlich ohne Abschluß ließ. Es liegt im Charakter des Poly-

damas, so oft er auch handelnd und Rath ertheilend eintritt, doch nichts, das einer Entwicklung fähig wäre. Wie Aeneas selber greift er ein ohne charakteristische Zeichen eigenthümlicher Natur. Gleich Idomeneus spielt er eine Rolle, die keines Abschlusses bedarf. Ein tragischer Untergang würde zu viel Licht auf ihn fallen lassen[1]).

Bemerken wir, wie der Schluß der Episode des Euphorbos ins Malerische übergeht. Der Nacken, aus dem die Lanzenspitze hervordringt. Das frauenhaft schöne Haar, mit Gold und Silber durchflochten, in das das Blut hineinfließt. Das herrliche Bild des in Blüthe stehenden jungen, schlanken Oelbaumes. Schon vorher hatte Homer, seiner Art nach, die junge Kuh, die um ihr erstgeborenes Kalb umhergeht, mitten in die Schlacht hineingebracht, und so nun den in tiefer Stille emporschießenden Oelbaum. Wie sicher verbindet er das mit dem Berichte der Schlacht und wie gibt er in dem sich anschließenden Bilde des die junge Kuh zerreißenden Löwen den Weg in die Schlacht zurück. Und wiederum vereint sich unwillkürlich dieses Bild mit dem vorhergehenden, als ob von derselben Kuh die Rede sei. Man empfindet beim Eingange des siebzehnten Gesanges, wie Homer nun seinen Stil gefunden hat und in den leichtesten Uebergängen die seine Phantasie beherrschenden Bilder anbringt. Bemerken wir auch, eine wie andere innere Fügung die Geschichte des Panthos und seiner Söhne hat, verglichen mit der des Sarpedon. Bei Sarpedon liegt das Tragische darin, daß Zeus ihn immer wieder rettet, um ihn zuletzt doch untergehen zu lassen; bei Euphorbos und Hyperenor findet eine den Charakteren entspringende Nothwendigkeit statt. Hyperenor reizt Agamemnon (wie uns freilich nur erzählt wird) durch höhnische Reden auf Menelaos. Euphorbos, klug und vorsichtig von Natur, hört den Untergang seines Bruders und wagt es, blindlings Menelaos anzugreifen. So bricht das Glück der Brüder zusammen.

Bemerken wir nun aber, wie Homer, dem früheren Verfahren entsprechend, das er Agamemnon gegenüber, bei dessen Aristeia, inne hielt, gerade an dieser Stelle des Gedichtes, wo des Menelaos Aristeia beginnt, die Nachrede über Menelaos' unkriegerisches Wesen wieder vorbringt und wie er ihm die Zerstörung des Glückes der Dardanischen Familie aufbürdet. In derselben Weise waren vorher die Thaten des Agamemnon mit einem vorwurfsvollen Beigeschmacke versehen worden, und in dem, was folgt, werden wir eine noch stärkere Zumischung böser Eindrücke empfinden. Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, mit welcher Hartnäckigkeit Homer dies Charakteristische der beiden Söhne des Atreus durchführt und wie es zuweilen durch Contraste zur Erscheinung gebracht wird.

Homer läßt Menelaos endlich nun die Situation beherrschen. Noch einmal wird dem Gatten Helena's Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß es der Mühe werth war, seinetwegen nach Troja zu ziehen. Menelaos ist bis dahin nur so mitgelaufen: jetzt tritt eine Entscheidung höchster Art an ihn heran, und er be-

[1]) Die Gestalt des Euphorbos wirkte in Griechenland so lebendig fort, daß Pythagoras von sich behauptet haben soll, die Seele des Euphorbos sei in die seinige übergegangen.

steht die Probe nicht. Zu den Besten des griechischen Heeres kann er fortan nicht mehr gerechnet werden. Es fehlt ihm das zwingende Gefühl für Ehre. Er braucht Jemand neben sich oder über sich, dessen Worten er sich fügt. Und er weiß das. Sehen wir, wie Homer zu Werke geht, um unserer Beurtheilung des Menelaos diese Richtung zu geben.

Wenn Maler umfangreichere Compositionen durchzuführen haben, so verfahren sie in der Behandlung der einzelnen Gestalten anders, als wenn es sich nur um eine oder einige wenige Figuren handelt. Colorit und Licht und Schattengebung bieten im letzteren Falle keine Schwierigkeit, sondern erlauben, sich der Natur genau anzuschließen. Dort dagegen hängt, was dem Einzelnen an Licht und Farbe zu Theil wird, von allgemeinen Bedingungen ab. Ebenso kann im kurzen Volksliede oder der Romanze volle Beleuchtung einzelnen Gestalten verliehen werden; im Epos, wo viele Gestalten ihr Recht verlangen, sichtbar zu sein, tritt ein anderes Gesetz ein. Hier muß immer Rücksicht auf das Ganze genommen werden, und nur wenn auch wir das Ganze im Auge behalten, verstehen wir das Auftreten des Einzelnen hier oder dort. Zwar sind die Situationen, welche Ilias und Odyssee bieten, meist so verständlich, daß nichts zu fehlen scheint; ziehen wir sie aber so in Betracht, daß alle übrigen Situationen zugleich uns vor Augen stehen, so erweitert sich ihr Inhalt und ihre Bedeutung. In den Nibelungen würde die Erzählung des Mordes Siegfried's zu Anfang, oder der Bericht vom Untergange der Burgunden am Schlusse, gewiß auch dann seine Wirkung nicht verfehlen, wenn sie ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen Leuten vorgetragen würden, denen der Rest des Epos unbekannt wäre. Lassen wir aber sämmtliche Ereignisse den Hintergrund bilden, so tritt dann erst die wahre Wirkung ein. Ebenso wird in Ilias und Odyssee die einzelne Scene durch das Miteinklingen der übrigen erst zur höchsten Wirkung gesteigert. Bei Volkslied und Romanze bleibt kein unaufgeklärter Rest zurück. Das von Gretchen gesungene Lied des Königs von Thule empfängt aus der Scene, in die es eingelegt worden ist, keinen Zusatz an Inhalt: es besteht und beruht auf sich. Solche kleinere Lieder dürfen mit klaren Farben wie auf Goldgrund gemalt werden und finden bei ein paar Griffen auf der Guitarre oder Clavierspiel ausreichende Begleitung. Hamlet's Monolog über den Selbstmord jedoch oder Faust's den ersten Act einleitendes Selbstgespräch bedürfen der gesammten übrigen Tragödie. Faust und Wallenstein und der Prinz von Homburg sind complicirten Orchesterwerken zu vergleichen, bei denen das momentan eingreifende einzelne Instrument nur im Zusammenklange mit allen übrigen wirksam wird. Und so empfängt jeder Gesang der Ilias und der Odyssee und jede Scene darin die wahre Wirkung erst in Verbindung mit allen übrigen Scenen und Gesängen.

Menelaos würde sich in unserm siebzehnten Gesange von den übrigen Führern des griechischen Heeres wenig unterscheiden, wenn wir sein Auftreten ohne Erinnerung an Vorhergegangenes und Folgendes beurtheilen. Nur volksliedmäßig für sich angesehen, würde dieser Gesang, gleich anderen, eine Anzahl von Kämpfen enthalten, in denen Menelaos vom Glücke mehr oder weniger

begünstigt wird. Tragödienmäßig betrachtet, haben diese Begegnungen jedoch tiefere Bedeutung.

Hektor hatte — sahen wir — dem wehrlosen, kaum seiner selbst mächtigen Patroklos den Todesstoß gegeben. Die Waffen konnte er ihm nicht abnehmen, wie sich sonst von selber verstanden hätte, weil sie von Apollo's Schlag abgesprengt, schon auf dem Boden lagen. Hektor's Beutegier wird durch Patroklos' Gespann gereizt. Einmal schon hatte er es dem Dolon versprochen, zu dessen Unheil nun sieht er es unter Automedon's Führung davonjagen und eilt ihm nach. Da tritt, unter Gestalt eines Trojaners, Apollo ihm entgegen. Ob Hektor denn, auch wenn er das Gespann einhole, der unsterblichen Rosse jemals Herr zu werden glaube? Hektor hält inne. Um sich blickend gewahrt er, wie Menelaos die Waffen in Sicherheit zu bringen sucht. Auflodernd wie die Flamme des Hephästos — wir erinnern uns, wie in der Schmiede Kohlenfeuer plötzlich emporsprüht — stürzt Hektor mit Geschrei oft auf Menelaos los.

Und nun geschieht das für unsere Beurtheilung des Menelaos Entscheidende. Er thut, was wir ihm nicht vergeben können. Homer's Helden wissen genau, wie weit ihre Kraft reiche. Sie weichen, wenn ein Stärkerer kommt. Dies verstand sich von selbst. Aber wie dem auch sei, weder Ajax noch Odysseus, Diomedes, Idomeneus, Nestor, und auch Agamemnon nicht, hätten in diesem Augenblicke den todten Patroklos dem Feinde überlassen. Sie wären lieber in ihr Verderben gegangen.

Homer läßt Menelaos mit sich selber reden. Das sicherste Mittel, das ein Dichter anwendet, um uns in die Gefühle eines seiner Geschöpfe einzuweihen.

Weh' mir, wenn ich die Rüstungen jetzt verliere!
Und den Patroklos, der für mich in den Tod ging!
Schelten würde mich Jeder, der es mit ansähe!
Aber, wenn ich allein und ohne Beistand,
Nur weil die Scham mich hält, Hektor erwarte,
Und den Troern, die von allen Seiten
Mich umdrängen — denn ganz Troja führt
Hektor gegen mich Einzelnen — Stand jetzt hielte?
Doch wozu mich bedenken? — Wer mit dem Manne,
Den die Gottheit offenbarlich begünstigt,
Sich in Kampf einläßt, kämpft gegen die Gottheit
Und des Unheils Walze geht über ihn hin!
Niemand wird mir's verdenken in der Armee,
Wenn ich dem gottbegünstigten Hektor weiche.
Wäre des Aias Schlachtruf nur vernehmbar!
Wir gewönnen, stände der mir zur Seite!
Nähmen Patroklos' Leichnam den Trojanern
Siegreich ab, um Achill ihn hinzutragen!
Immer ein Vortheil noch bei allem Unheil!

„So macht Bedenken aus uns Allen Feige" läßt Shakespeare Hamlet sagen, wo es sich nicht um Erwägen, sondern um Zugreifen handelte. Menelaos ist weder kraftlos noch feige, aber er denkt, wo er vielmehr zuschlagen müßte.

Dieser Monolog wiegt den des Hamlet auf. Zuerst denkt Menelaos an die Waffen! Der Standpunkt des Geschäftsmannes, der auch der seines Bruders und Compagnons war. Dann erst kommt Patroklos und die Ehre. Er erinnert sich, daß Patroklos für ihn gefallen sei. Der Leichnam und die Waffen, die Achill's! liegen vor ihm. Nun fällt ihm ein, was die Griechen sagen würden. All seine Skrupel aber beschwichtigt der Satz: wer wider den streitet, den die Götter beschützen, hebt die Hand gegen die Götter selbst! Wie sehr das aber nur eine auswendig gelernte Ausrede war, an die Menelaos selbst nicht glaubte, läßt der nächstfolgende Gedanke erkennen: wäre Ajax nur da! dann möchten Götter, Götter sein. Und zuletzt seine Erwägung: wenn sie beide den Leichnam retteten, so würden sie ihn Achill darbringen und diesen vielleicht bewegen, in den Kampf wieder einzutreten.

Nur wenn wir Alles hinzunehmen, was wir sonst von Menelaos wissen, gewinnt dieser Monolog völlig niederschmetternde Wucht für ihn. Erinnern wir uns, dieser Abwesenheit von Heroismus gegenüber jener Scene, wie Odysseus in ähnlicher Verlassenheit, als alle Griechen in voller Flucht an ihm vorüberstürmten, mit sich selbst zu Rathe gegangen war.

Weh' mir! Was erleb' ich! Welch' ein Verlust,
Wenn ich mit den Andern, von Furcht besiegt,
Jetzt den Muth verlöre! Furchtbarer noch,
Wenn ich, so ganz verlassen, gefangen würde!
Aber, wozu jetzt denken? Eines weiß ich:
Feiglinge suchen ihr Heil in der Flucht —: wer aber
Zu den ersten Männern des Volkes sich rechnet,
Der hält aus in der Schlacht und steht seinen Mann,
Mag er nun treffen oder getroffen werden!

Wie viel leichter wäre für Odysseus damals der Entschluß gewesen, zu fliehen wie die Uebrigen. Es handelte sich um seine Person allein. Er hatte keinen Todten, keine Waffen zu vertheidigen. Sogar Diomedes, der sich mit den Göttern selbst in den Kampf eingelassen, ließ sich damals von der Panik mit fortreißen. Die Fragen, die Odysseus an sich stellte, waren rein theoretischer Natur. Hast du, der du den Kopf nicht verloren hast, das Recht, rückwärts zu gehen? Nein! Homer wußte, als er Menelaos' Monolog dichtete, genau, wie er Odysseus früher mit sich selbst hatte verhandeln lassen. Diese Stücke bedürfen einander zu gegenseitiger Erklärung. In einzelnen Worten stimmen sie überein. Odysseus steht auf der Höhe tragischer Empfindung, Menelaos' Monolog gehört in die Komödie: Homer legt eine erkennbare Dosis unfreiwilliger komischer Selbstcharakteristik hinein. Die Absichtlichkeit seines Verfahrens ist nicht zu verkennen. Die nach Menelaos' Flucht eintretende Vergleichung mit dem Löwen, welcher sich von den mit Stangen bewaffneten Hirten und dem Hundegebelle vertreiben läßt, hatte in der ursprünglichen Fassung der Ilias vielleicht sogar ebenfalls komischen Beigeschmack. Menelaos' Rückzug findet nämlich erst dann ein Ende, als er die Seinigen wiedererreicht hat, die früher bereits gewichen waren: Homer berichtet das mit einer gewissen kahlen Kürze, die mich auf den Gedanken bringt. Das wenigstens er-

fahren wir, daß Menelaos, Waffen und Leichnam im Stiche lassend, sich zurückzieht ehe Hektor und die Seinigen herangekommen sind[1]).

Jetzt tritt das ein, um dessentwillen der siebzehnte Gesang auch „Die Schuld Hektor's" hätte betitelt werden können.

So großen Schrecken hatte Aias' Erscheinen Hektor eingeflößt, daß er bis mitten unter die Seinigen zurückwich. Da tritt ihm Glaukos, Sarpedon's Waffengefährte, entgegen.

Glaukos gehört zu den Nebenpersonen ersten Ranges, von deren künstlerischer Behandlung die Rede war. Auch davon sprach ich, daß Homer sie ohne Abschiedsscene verschwinden läßt. Dies Verfahren würde den Schein der Planlosigkeit tragen, versicherte uns nicht die bewußte Methode seiner Anwendung, daß der Dichter dabei von Principien ausging. Jeder neue Fall erlaubt diese Dinge noch einmal in Betracht zu ziehen. Homer läßt diese Nebenpersonen vor unseren Augen kein volles Schicksal durchlaufen. Es kommt im Leben vor, daß Leute von hoher innerer Bedeutung bei wichtigen Schicksalsentwicklungen zwar eingreifen, in ihrem eigenen Wesen aber Umschwünge dabei nicht erfahren. Thoas in Goethe's Iphigenie geht aus der Tragödie hinaus wie er eingetreten ist: für ihn hat sich in ihr nichts seinen Charakter Umgestaltendes ereignet. Aber es können auch Leute ohne innere Bedeutung zufällig in wichtige Schicksalsentwicklungen mit hineingerissen werden. Würde z. B. in einer Schlacht Jemand aus dem Gefolge des Commandirenden zum Träger eines Befehls von diesem gemacht, den er mit so bewunderungswürdiger Kühnheit glücklich ausrichtete, daß vielleicht die Entscheidung des Tages davon abhinge, so könnte dieses Heldenstück zugleich doch vielleicht das Einzige bleiben, was den Mann auszeichnete, ihm auch weder als Geist noch als Charakter übrigens eine höhere Stelle anweisen. In dieser doppelten Richtung läßt Homer diejenigen Personen, deren innerste Existenz für die Composition der Ilias nicht in Betracht kommt, nie völlig aus dem Schatten heraustreten, und auch wenn sie in Momenten noch so grelles Licht empfangen, spurlos wieder verschwinden. Sie erscheinen nur an der Stelle, wo ihre Dienste verlangt werden.

---

[1]) Doch ich bin geneigt, den Vergleich mit dem zurückweichenden Löwen nicht als hierher gehörig anzusehen. In demselben Gesange wird später nämlich (V. 650), als von der Vertheidigung des todten Patroklos, den Menelaos ja bald wieder erreicht, zum zweiten Male abgestanden werden mußte, das gleiche Beispiel zum zweiten Male gebraucht. Jetzt wird das Bild mit mehr Worten ausgemalt und seine Heranziehung paßt besser. Um so mehr erscheint es hier nun am rechten Orte, als der Vergleich mit einem Löwen an der ersten Stelle sofort abermals angewandt wird. Von Aias aber. Aias nämlich trifft gleich nach Menelaos' Flucht mit diesem zusammen, und vereinigt suchen beide den Leichnam wieder zu erreichen. Die Rüstungen hat Hektor inzwischen freilich fortgeschafft, seine Absicht aber, dem Todten das Haupt von den Schultern zu schlagen, führt er nicht aus. In Aias den ihm Ueberlegenen erkennend, läßt er von dem Leichnam, den er eben heranzieht, alsbald die Hände sinken und weicht zurück. Aias stellt sich mit seinem breiten Schilde vor Patroklos hin, wie ein Löwe, der, seine Jungen durch den Wald führend, von Jägern angegriffen wird. Menelaos steht auf der anderen Seite des Todten, um ihn von hier beschützt zu halten.

Glaukos tritt im zweiten Gesange, gleich Diomedes, prachtvoll ein, als habe Homer viel mit ihm vor. Die berühmte Begegnung, wie Glaukos und Diomedes einander als Sprößlinge durch alte Gastfreundschaft verbundener Familien erkennen und die Waffen tauschen. Die Geschichte der Herkunft des Glaukos empfangen wir hier. Das gleiche Element soldatischer Ehrenhaftigkeit ist in beiden verkörpert. Damit nun aber scheint Glaukos so gut wie abgethan: er gibt als Schatten des Sarpedon an diesen alles Licht ab. Mit Sarpedon stürmt er die griechischen Verschanzungen, wird verwundet, steht Sarpedon dann in dessen letzten Augenblicken wieder bei und empfängt des Sterbenden Vermächtniß, die Lykier mit doppelter Kraft in den Kampf zu führen.

Das Herz noch voll vom Verluste des Sarpedon, glaubt Glaukos dessen Leichnam und Waffen im Besitze der Griechen. Sein einziger Gedanke ist, daß sie zur Herausgabe gezwungen werden. Wie Diomedes einst Agamemnon Mangel an Muth vorgeworfen hatte, stellt Glaukos Hektor jetzt zur Rede:

Bloßes Scheinbild du der Tapferkeit!
Rette die Stadt mit deinen Troern allein jetzt,
Denn wir Lykier sind des ewigen Kampfes
Und des Undanks satt. Wer möchte denn
Dir noch vertrauen? Der du den edlen Sarpedon,
Deinen Gastfreund, deinen Genossen verließest,
Daß er den Griechen zum Raub und zur Beute werde?
Der, so lange noch Leben in ihm war,
Dir und der Stadt so große Dienste geleistet,
Und nun fressen die Hunde seine Leiche!
Doch wir Lykier gehn! Wenn euch Trojanern
Noch eine Spur von Kühnheit inne wohnte,
Rissen wir jetzt Patroklos zu uns hinüber!
Und da würden die Griechen schon erscheinen,
Um mit Sarpedon's Leiche und seiner Rüstung
Des Patroklos Leiche und Waffen zu kaufen.
Doch du wagst des mächtigen Aias Blicken,
Schwächling! nicht mit den deinen zu begegnen.
Und es entgegnete Hektor: Solch ein Mann
Schwatzt so thöricht! Und ich hätte geglaubt,
Mehr seist du als die Andern, doch ich irrte.
Aias' ungeheure Riesengestalt
Fürchte ich nicht, Zeus aber haucht dem Besten
Furcht oder Muth in die Seele, wie ihm gut dünkt.
Doch jetzt halte dich zu mir und gieb Acht,
Was ich vollbringe und ob von allen Griechen
Einer, und wenn er noch so viel vermöchte,
Von dem todten Patroklos mich zurückhält.
Und mit gewaltiger Stimme rief er: Troer!
Lykier! Haltet Stand bis ich wieder erscheine!
Und im Laufe die Leute bald erreichend,
Die die Waffen der Stadt zuführen sollten,
Stand er abseits und hüllte sich in Achill's
Rüstung, die einst die mächtigen Uranionen
Pelens schenkten, dem Vater Achill's; der gab sie,
Hochbetagt, seinem Sohne; doch der sollte
Nicht in ihnen hohe Tage erreichen.

Doch Zeus, der den Wolken die Wege weist,
Sah von ferne Hektor in des göttlichen
Peleussohnes Waffen gerüstet dastehn,
Schüttelt das Haupt und redete mit sich selber:
Wenn du wüßtest, wie nahe dir der Tod ist!
Dieses Haupts und dieser Schultern Wehr
Durftest du dir nicht nehmen! Doch noch einmal
Soll gewaltige Kraft jetzt dich durchströmen,
Zum Ersatz, weil dir nach diesem Kampfe
Nicht Andromache mehr die Waffen abnimmt.
Und mit den dunklen Brauen nickte Kronion,
Machte die Waffen an Hektor's Gliedern fest,
Und des Ares Athem erfüllte die Brust ihm.
Glänzend dastehend, brüllt er die Seinen an:
Tausendfältigen Volkes Kriegsgenossen,
Nicht soldatischen Schaugepränges wegen
Rief ich aus euren Städten euch hierher,
Nein! die troischen Frauen und Kinder sollt ihr
Retten vor den Achäern, deshalb zahl' ich
Solchen Lohn: Sieg oder Verderben gilt es!
Mit dem, der des Patroklos Leiche herbeischafft,
Theil' ich die Beute des Tages, halb und halb,
Daß er so viel wie ich selbst an Ruhm davon trägt!
Und mit gehobenen Speeren führte das Heer
Er auf die Griechen los und auf den Aias,
Ihnen Patroklos' Leichnam zu entreißen.

Bemerken wir, wie neben dem Appell an das reinmenschliche Gefühl der Trojaner die Berechnung der Beute doch den Abschluß der Rede Hektor's bildet. Dieser geschäftliche Standpunkt ist Griechen und Trojanern gemein, und es gehört, worauf schon hingewiesen wurde, zu den Eigenthümlichkeiten nur Achill's, ihn zuweilen zu vergessen.

Aias erkennt bei Hektor's Angriffe die veränderte Lage der Dinge. Auf sein Geheiß jetzt schreit Menelaos nach Hülfe, soweit sein Ruf die griechischen Fürsten zu erreichen vermag, und der Kampf um die Leiche des Patroklos beginnt, das Ringen, dessen Schilderung von keines anderen Dichters Worten jemals überboten worden ist. Der Verzweiflungskampf der Burgunden, welcher den Schluß des Nibelungenliedes bildet, würde sich zu gleicher Höhe erheben, käme der deutsche Dichter dem der Ilias darin gleich, daß er, wie bis zum siebzehnten Gesange auch Homer gethan, nicht immer nur einzelne Helden gegeneinander darstellte. Um den Patroklos aber entspinnt sich ein Massenkampf all der Tapfersten, die auf troischer und griechischer Seite noch übrig sind. Die Gabe, Licht und Schatten zur Erhöhung seiner Effecte zu verwenden, kommt Homer bei der Darstellung des Gewühls zu Hülfe. Er läßt die inmitten der allgemeinen Schlacht um die Leiche des Patroklos Kämpfenden von Dunkelheit umzogen werden, die sich allmälig bis zur Finsterniß steigert. So spielt in den Gefechten der neueren Zeit der die Bewegungen verhüllende Pulverdampf eine Rolle. Während Griechen und Trojaner sich im heißen Sonnenscheine gegenseitig zu vernichten suchen, und am Firmamente kein Wölkchen zu

erſehen iſt, ſo daß die Hitze den Kampf allmälig erlahmen läßt, ſteigt an der einen von Dunkel umwallten Stelle unabläſſig „eiſernes Getöſe“ zum „Himmel von Erz“ auf.

Wir fühlen, nur Achill vermöge hier den Ausſchlag zu geben, und der Moment nähere ſich, wo ſein Sinn gebrochen wird, und er die Ereigniſſe wieder beherrſcht. Ohne Vorbereitung aber läßt Homer nichts Entſcheidendes geſchehen: Homer's erſte Erinnerung an Achill bei dieſer neuen Lage der Dinge iſt, ſeiner Art nach, ein bloßes Einſprengſel in die Erzählung.

Doch nichts wußte Achill vom Fall des Patroklos,
Da dicht unter den Mauern der Stadt gekämpft ward.
Von den Thoren Ilions werde ſein Freund
Siegreich wiederkehren, war ſeine Hoffnung.
Denn die Mutter hatte Achill vertraut:
Weder mit ihm noch ohne ihn werde Patroklos
Ilion's Stätte betreten! Und daran glaubt' er.
Aber die Mutter hatte nicht Alles geſagt!
Und ſo ſank ſein liebſter Genoſſe dahin,
Ohne daß ihm bewußt war, was geſchehn ſei.

Auf dieſe verbindungslos eingeſtreuten Verſe folgen dann wieder vierzig Verſe Schlachtbericht mit dem eben angeführten Schluſſe:

Eiſern gellt' es empor, durch der unfruchtbaren
Lüfte Bereich zum erzenen Himmel aufwärts.

An ſolchen Stellen wird die Wiedergabe der Sprache Homer's zur Unmöglichkeit. Es iſt, als tönte, was er ſchildern will, nur aus den griechiſchen Worten heraus. Deutſche Worte vermögen nicht das nachzutönen.

Aus der erſten Erwähnung Achill's, deren abrupte Art, wie ich im Hinblick auf Aehnliches in früheren Geſängen wiederhole, zu den bewußt angewandten Kunſtmitteln des Dichters gehört, geht noch nicht hervor, wie die Todesnachricht Achill erreichen wird. Völlig unvorbereitet war er nicht, denn was er befürchtete war beim Auszuge des Patroklos von Homer bereits ausgeſprochen worden. Erinnern wir uns an die eigne Erfahrung, wie wir bei großen Krankheiten uns nahe Stehender vom Anfang an deren tödtlichen Verlauf vorausſehen, in den Momenten höchſter Gefahr dann aber nicht daran glauben, ſondern an jedes günſtige Zeichen hoffnungsvoll uns anklammern. In einer abermals eingeſtreuten Epiſode rückt die Trauerbotſchaft Achill ſchon näher: die Roſſe an ſeinem verwaiſten Wagen wiſſen, daß Patroklos gefallen ſei. Was Homer hier berichtet, leitet uns zugleich in das Gebiet des Uebernatürlichen ein, das die Scene nun bald beherrſchen wird.

Doch des Achilleus Roſſe, ſeitwärts ſtehend,
Weinten als ſie vernahmen, daß Patroklos
Todt in den Staub ſank. Fruchtlos ſuchte Automedon
Erſt mit der Geißel, dann mit Schmeichelworten,
Dann mit Drohen und Schelten ſie anzutreiben:
Vorwärts wollten ſie nicht: nicht zu den Schiffen.

Ueber das Joch hinüber hängen ihre wallenden Mähnen zum Boden hinab, und Zeus jammert ihrer. Abermals das unsterbliche Haupt schüttelnd redet er so sich selbst an:

Warum schenkten wir euch, unselige Rosse,
Die unalternd ihr seid und unsterblich, dem Sterblichen,
Nur, um menschliches Leiden mit zu erleben?
Denn von Allem, was da kreucht und athmet,
Ist kein Wesen so elend wie der Mensch doch.
Aber mit euch und eurem strahlenden Wagen
Soll der Sohn des Priamos nicht sich brüsten!
Niemals! Schon zu viel, daß er der Waffen
Prahlerisch rühmen sich darf, die ihn umglänzen!
Euch will ich Muth und Gewalt in die Glieder gießen,
Daß ihr Automedon zu den Schiffen rettet.
Denn noch müssen die Troer siegreich bleiben
Bis zum Sinken des Tags, wenn das Dunkel aufsteigt.

Zeus sieht also auch bei den Thieren auf das Rangverhältniß. Früher schon hatte Hektor dagegen verstoßen, als er Achill's unsterbliches Gespann dem Dolon versprach: nun der zweite Verstoß, da er es für sich selbst einzufangen sucht. Eine herrliche Scene folgt: aus eignem Antrieb greifen die Rosse die Trojaner an. Das unzähmbare Vorwärtsstürmen der Pferde verstärkt unser Gefühl, auch Achill werde bald nicht mehr zu halten sein.

Weitere Vorbereitungen dieses Momentes treten bald hinzu: auf jeder Stufe dieses Fortschrittes aber läßt uns der Dichter verweilen. In vollendeter Kunsterfahrung leitet er uns mit zögernder Hand weiter. Es liegt nicht im Zwecke dieser Arbeit, den Theil des 17. Gesanges von Vers 450 bis 590 im Einzelnen zu geben, der die Schlacht vom freiwilligen Kampfe der Rosse gegen die Trojaner bis zu dem Augenblicke erzählt, wo die Griechen trotz allem dem Lager zuflüchten. Ich bitte diese 140 Verse bei Stolberg zu lesen, dessen Hexameter unseren Ansprüchen zwar nicht genügen, der in der Wahl der Worte aber Homer hier näher kommt als Voß. Wunderbar wird geschildert, wie das Gefühl, zu unterliegen, die Griechen in immer weiteren Kreisen durchdringt. Wie Aias und Menelaos zum Entschlusse gelangen, den Leichnam des Patroklos nicht mehr an Ort und Stelle zu vertheidigen, sondern ihn den Schiffen zuzutragen. Da hören wir Aias endlich mitten in der Nacht, die Zeus über die um Patroklos Kämpfenden verbreitet hatte, nach Achill rufen:

Wollte doch Einer jetzt Achill verkünden,
Daß Patroklos dahinsank! Aber Niemanden
Kann ich erkennen — Alle hüllt uns die Nacht ein!
Zeus! Entreiße der Griechen Söhne der Finsterniß
Und verdirb uns im Lichte, wenn es sein soll!
Und des Weinenden jammerte Zeus Kronion
Und die Sonne leuchtete über der Schlacht.
Und zu Menelaos wandte sich Aias:
Siehst du Antilochos wo? Der soll Achill
Nachricht geben, daß Patroklos todt ist.

Menelaos entdeckt Antilochos. Homer hält auch diesen Moment der vorwärtsdringenden höchsten Noth in verweilender Ruhe fest.

Und Menelaos schaute rings umher
Wie ein Adler, der vor allen Vögeln
Scharfen Blicks ist. Ihm, so hoch ihn sein Flug trägt,
Bleibt der Hase versteckt nicht, der in die Blätter
Dicht auf den Boden unten sich duckt: er stößt
Auf ihn nieder und hat ihn: also wandten
Rund umher, Menelaos, deine strahlenden
Blicke sich und am linken Flügel der Schlacht
Sahst du Antilochos, wie er seine Genossen
Neu für den Kampf entflammte.

Nestor's jugendlicher Sohn also wird von Menelaos herbeigerufen. Selbst erfährt Antilochos jetzt erst, daß Patroklos fiel. Homer will in Antilochos den Sohn im dienenden Verhältnisse zum Vater und zu den im Range oder Alter ihn Ueberragenden hinstellen. Antilochos ordnet sich unter. Er empfängt Aufträge. Nestor, als er in der Odyssee später der vor Troja gefallenen Jünglinge gedenkt, sagt, keiner erinnere ihn so sehr an Telemachos als Antilochos. Homer läßt in Telemachos den früh hingesunkenen Antilochos als poetischen Typus noch einmal aufstehen. Alle in beiden Gedichten zerstreut liegenden, ihn erwähnenden Stellen schließen sich zu einem festumrissenen Bilde des jung dahingerafften Heldensohnes zusammen. Noch im letzten Buche der Odyssee wird Antilochos genannt als der, den Achill nach dem Tode des Patroklos vor allen andern Griechen liebte. Deshalb wählte Aias ihn, Achill die furchtbare Nachricht jetzt zu überbringen.

Zu den Schiffen also macht Antilochos sich auf den Weg. Menelaos aber kommt nun der Gedanke, Achill, auch wenn er den Leichnam retten wollte, würde das nicht vermögen, weil er waffenlos sei —: Patroklos muß ohne Achill gerettet werden. Damit schließt der siebzehnte Gesang. —

Nur mit Tonstücken Beethoven's, wenn der Abschluß in immer höher sich erhebenden Sätzen steigernd sich verzögert, wenn der Componist in immer erhabenerer Wiederholung des Themas sich gleichsam nicht beruhigen kann, wüßte ich das Ausklingen des Gesanges zu vergleichen. Fünf Bilder läßt der Dichter auf einander folgen, um darzustellen, wie die flüchtenden Griechen Patroklos Leiche mit sich führen.

Und sie hoben den Todten von der Erde
Hoch und gewaltig gestreckt, und hinten jauchzte das
Troische Volk laut auf, als sie ihn erblickten:
Und wie Hunde eilte es ihnen nach,
Die den verwundeten Eber vor sich haben,
Anfangs stürmen sie los, ihn zu zerfleischen;
Aber wenn er, auf seine Stärke trotzend,
Kehrt macht, fahren sie furchtsam auseinander:
So nun stürmten die Troer in hellen Haufen
Mit zweischneidigen Lanzen und Schwertern vor:
Doch wenn die beiden Aias um sich wandten,
Standen sie und erblaßten, und Keiner wagte,
Näher tretend, die Leiche anzugreifen.

Also trugen sie aus dem Schlachtgewühl
Zu den Schiffen den Todten. Doch es tobte
Dicht im Rücken der Kampf. Wie Feuer aufflammt,
Das in Städten entbrennt. Es werden der Häuser
Immer weniger in dem wachsenden Gluthmeer;
Und der Wind bläst hinein: so folgte der Krieger,
Und der Pferde unabläßiger Sturm
Ihnen, die vorwärts schritten.
Doch die gingen
Wie Maulesel im steinigen Waldgebirge,
Große Balken oder gewaltiges Schiffsholz
Niederschleppen in ruhiger Kraft, und es rinnt
Schweiß von den ermüdeten Thieren nieder,
Also trugen den Todten sie schrittweis weiter.
Aber im Rücken wehrten die gewaltigen
Ajax beide die Troer ab: so hält,
Vom Gefilde quer hinüber gestreckt,
Der mit Wald bedeckte Hügel der Höhe
Wild andrängende Wässer auf: er hemmt sie,
Daß sie rechts und links in die Tiefe fließen,
Denn sie durchbrechen ihn nicht, so sehr sie wüthen.
Also hemmten die Ajax beide den fruchtlosen
Sturm der Troer; die aber folgten ihnen.
Zweie voran: Aeneas, des Anchises
Sohn, und des Priamos Sohn, der strahlende Hektor.
Gleich einer Wolke von Staaren oder Dohlen,
Die mit hellem Geschrei auseinander stieben
Wenn sie den Falken ersehn, der kleinem Gevögel
Droht mit Mord, so flog der Griechen Schwarm
Unter Aeneas' und unter Hektor's Ansturm
Schreiend wild auseinander, Widerstandes
Nicht mehr gedenkend. Schöne griechische Waffen
Lagen am Boden vor und über dem Graben
Und es neigte die Flucht sich zur Vernichtung.

Die Vergleiche des siebzehnten Gesanges sind von großer Schönheit. Wieder kommt mir die technische Behandlung Rembrandt's in den Sinn, der unter allen Künstlern am meisten die Kraft besaß, mit wenigen Strichen die Phantasie so zu erregen, daß sie fein ausgeführte Gemälde vor sich zu haben glaubt. Lassen wir sie von Anfang bis zu Ende in der Erinnerung eine einzige Reihe bilden, wie in einem Bilderbuche etwa, das man durchblättert, so gewinnen sie inneren Zusammenhang für sich, bilden durch die Gleichartigkeit der Anschauungen eine Kette, eine für sich bestehende geistige Ornamentation des Textes. Mir scheint, als seien die Vergleiche des siebzehnten Gesanges diesem mit besonderer Kunst eingeflochten, weil der Dichter in ihrem Gebrauche allmälig ganz sicher geworden war.

Homer's Bestreben, in den Vergleichen das Leben seines Volkes und die Natur des griechischen Landes und Heeres zu schildern, entspringt seinem Verlangen, der Generation, für die er dichtete, ganz modern zu erscheinen. Nur dann wird ein Dichter seinen Zuhörern die Vergangenheit ihnen zu Danke verherrlichen, wenn sie niemals das Gefühl der Gegenwart verlieren, in der

sie stehen. Vergangenheit und Gegenwart in der Dichtung zu verbinden, ist eine der natürlichen Functionen der nationalen Phantasieschöpfung. Die großen Künstler suchen den Wünschen ihres Publicums in dieser Dichtung möglichst nahe zu kommen. Ein Zeichen unserer eigenen modernen bildenden Phantasie aber ist, entweder das eine oder das andere dieser beiden Elemente zu stark zu bevorzugen. Es entstehen dichterische Producte auf diesem Wege, die uns entweder durch gezwungene Alterthümlichkeit oder durch allzu grelle Abspiegelung des täglichen Daseins dort langweilen, hier beunruhigen.

Erzählende und beschreibende Gedichte zu schaffen, ist den Völkern angeboren. Begegnen wir erfolgreichen Schöpfungen dieser Art, so scheint es immer, als ob sie in neuer Gestalt wiederholen, was von Anderen vorher schon gewußt, gesagt, ja künstlerisch schon behandelt worden war. Sie erzählen von außerordentlichen Menschen, welche siegen oder untergehen. Immer dasselbe Lied anders gewandt. In allen geschieht das Entscheidende am Schlusse. Eine breit angelegte Handlung zieht sich allmälig zusammen, spitzt sich zu, und die Erzählung nimmt, je mehr sie sich der Entscheidung nähert, rascheren Gang an. In den Anfängen epischer Kunstwerke herrscht zuweilen ein Suchen der rechten Form, ein Nichtfortkönnen oder Sichübereilen. Der Dichter vermag das Tempo nicht zu treffen, dessen er für den langen Weg bedarf. In den Anfängen der Nibelungen verliert sich die Darstellung ins Breite, der Dichter findet die einfachen Uebergänge nicht, seine Erzählung erscheint manchmal wie aus Bruchstücken zusammengesetzt. Fortschreitend aber lernt er seine Kräfte besser kennen. Er fühlt, was er zu thun und zu lassen habe. Endlich aber meldet sich die Nothwendigkeit, zum Abschlusse zu gelangen. In den Nibelungen wie in Ilias und Odyssee verwandelt sich erst gegen den Schluß hin der bis dahin holprige Weg in glatte Bahn. Vom Tode des Patroklos ab wird die Ilias zu dem gleichmäßig lichten Werke der dichterischen Kraft, die den Namen Homer trägt. Der zwischen zufälligen Ufern bis dahin manchmal in ungleicher Strömung gehende Fluß geht nun als ein von Rändern edlen Mauerwerkes eingefaßtes durchsichtiges Element rasch dahin. Das letzte Drittel der Ilias läßt sich als in einzelne Gesänge getheilt kaum noch betrachten. Die Begebenheiten drängen sich stracks vorwärts. Dennoch bedarf es auch hier noch der Ruhepunkte. Wie kunstvoll aber werden sie ausgebeutet!

In den Anfängen einer erzählenden Dichtung bildet der gesammte Bestand der Ereignisse eine dunkle Masse, wie ein Gebirge, das wir in der Ferne vor uns sehen. Nur die Schärfe der Umrisse prägt sich uns ein, die es abgrenzen. Je näher wir zuschreiten, um so deutlicher erhellt sich das Ganze und vermindert sich zugleich. Immer geringer wird der Bestand des Unbekannten. In dem Maße, als es vor uns abnimmt, ergreift uns ein stärkeres Gefühl emporzudringen. Endlich fühlen wir: noch einige Schritte, und Alles liegt als abgethan hinter uns, was zuerst als unbekannt vor uns stand. Bald löst die Erwartung sich in Erinnerung auf. Gedenken wir, wie am Schlusse des Faust Faust's Sterbliches sich in ein Unsterbliches verwandelt, dem sich, emporgetragen aus dem irdischen Bereiche, neue Bahnen eröffnen.

Beim siebzehnten Gesange empfinden wir das Herannahen des Endes. Patroklos' Untergang ist das Vorspiel für Hektor's Untergang, der nun nicht mehr in der Ferne liegt. Der siebzehnte Gesang enthält im Kampfe um die Leiche des Patroklos die erste Vorbereitung der Rückkehr Achill's auf das Schlachtfeld: die Erfüllung dessen, auf das unsere Ungeduld vom Beginne der Ilias abgerichtet war. Die, welche ein zufälliges Zusammenkommen der Ilias annehmen, möchte ich fragen, ob die Wirkung des siebzehnten Gesanges denkbar sei ohne den Hinblick auf das Folgende und Vorhergegangene, ob die Aristeia des Menelaos verständlich wäre ohne Kenntniß seiner durch alle Gesänge sich merklich machenden Charaktermischung: des vornehmen Heldenthums, des ewigen Wollens, das immer wieder von Erwägungen des eignen Schicksals und von bösen Zufällen unterbrochen wird. Je mehr wir uns dem Abschlusse des Gedichtes nähern, um so feiner wird die moralische Ausarbeitung der einzelnen Gestalten, aber nur derjenigen, auf die es dem Dichter ankommt.

Der folgende Gesang bringt das Eintreten Achill's. Die mächtigste Scene aller uns bekannten Dichtungen. Aber auch sie dann erst zu voller Wirkung gelangend, wenn die ganze Ilias als Vorspiel und Nachspiel gilt.

Botaniſche Streifzüge an der Riviera.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck unterſagt.]

IX.

Auf der Vigie de Peyſſarin entfaltete ſich vor uns ein Bild ſo herrlich, wie wir es kaum je geſehen. Der Eindruck, den wir empfingen, war erhaben und lieblich zugleich, maleriſch und von mächtiger Wirkung. Während vom Mont Vinaigre aus unſer Auge erſt in der Ferne über grüne Berge das Meer erreichen konnte, hatten wir hier die blauen Fluthen zu unſeren Füßen. Die rothen Porphyrfelſen ſtürzen ſich von dieſer Stelle ganz unvermittelt in die tiefe See. Sie ſetzen ſich in dieſelbe fort mit Zacken und Riffen, ſchneiden ein in die Wellen mit ſcharfem Grat, unterwühlen ſie mit ausgehöhlten Mulden, tauchen dann wieder aus dem Meere, wie ſteinerne Rieſen, empor. Das Waſſer nimmt violette Töne an auf dem purpurnen Grunde: es ſcheint flüſſiger Amethyſt zu ſein in einem Becken von Roſſo antico. Um uns herum glühen die Felſen in hellem Sonnenſchein. Gelbe Anflüge, von Flechten erzeugt, tönen das ſatte Roth ab in unzähligen Schattirungen. Gegen dieſen Vordergrund hebt ſich die Ferne mit ganz eigenem Colorit ab; man wird völlig berauſcht von dieſer Pracht, ſie klingt einem wie Muſik in der Seele. Zunächſt beachtet man kaum die Form der Gegenſtände und läßt nur ihre Farben auf ſich wirken: wie ſich die Töne miſchen und wie ſie einander durchdringen, wie ſie hier verſchmelzen, dort in effectvollem Contraſt von einander abſetzen. Wie wunderbar glüht dieſer braunrothe Coloß auf dem blauen Hintergrunde des Meeres, das hoch hinter ihm am Horizonte aufzuſteigen ſcheint! Wie hebt ſich dieſer andere Porphyrfelſen von dem perlgrauen Grunde der Alpen ab; dort ſpringen wieder rothe Zacken vor gegen den blendend weißen Schnee und erſcheinen wie Rubinen, gefaßt in ein Band von Silber. Unten aber ſchillert am Strande das blaue Meer in purpurnen Tönen auf dem rothen Grunde; dort ſpiegelt es die Sonne wider und ſtrahlt unermeßliches Licht zurück. Ein mächtiger Fels im Weſten, deckt uns das Thal von Fréjus, hinter ihm thürmt ſich das Maurengebirge in ſammet-

grünen Farben auf. Das Auge folgt der Küste bis zu den goldenen Inseln. Im Osten liegt vor uns der Golf de la Napoule und Cannes fast in greifbarer Nähe. Die Inseln von Lerin tauchen grün wie Smaragde hervor aus der goldigen Fluth. Wir sehen sie jetzt alle zu einer leuchtenden Gruppe vereinigt, voran die Insel St. Marguérite, dann St. Honorat, und neben ihr im Osten die kleine St. Féréol; dahinter taucht das Cap d'Antibes seine belaubten Ufer in die Fluthen: es springt so weit vor in die See, als wollte es dieses eine Meer in zwei Meere theilen. Jenseits der Baie des Anges, der breiten Engelsbucht, glänzt das weiße Nizza im Halbkreis an grünen Hügelketten, und dann erheben sich Berge hinter Bergen, bis jenseits Bordighera die Umrisse der Küste verschwimmen.

Ich las vor Jahren, daß auf der kleinen Insel St. Féréol das Grab von Paganini sich befunden habe. Diese Angabe ist in französischen Werken verbreitet. Sie führen an, Paganini sei in Nizza, im Mai 1840, an der Cholera verschieden: sein Sohn Achille habe die Leiche auf einem Schiffe nach Genua geführt, um den Vater an dessen Geburtsorte zu bestatten. Die Geistlichkeit verweigerte aber das Begräbniß dem Manne, von dem es hieß, er habe sich dem Satan verschrieben. Auch das Municipio ließ die Ausschiffung des Körpers wegen Choleragefahr nicht zu. So versuchte der Sohn in Marseille zu landen, doch wieder ohne Erfolg. Als er auch in Cannes abgewiesen wurde, entschloß er sich, den Sarg des Nachts auf die kleine unbewohnte Insel zu bringen und dort, von Stürmen oft umbraust, lag der Todte fünf Jahre lang. Erst im Mai 1845 kehrte der Sohn wieder, nachdem es ihm gestattet worden war, den Vater zu begraben an der Kirche von Gajona bei Parma, unfern der Villa, die Paganini dort erworben hatte. Diese Erzählung kam mir schon einmal in den Sinn, als ich in dem herrlichen Pallazo Doria Tursi, dem jetzigen Palazzo del Municipio in Genua, die Geige Paganini's sah. Das war in den Tagen der Columbianischen Feste, wo die Mitglieder der wissenschaftlichen Congresse im Municipio durch den Sindaco empfangen wurden. Die Geige, eine Guarneri, der einst Paganini dämonische Töne zu entlocken gewußt, bewahrt man wie eine Reliquie in einem kostbaren Schrein; man hatte sie zu dem Feste mit seidenen Bändern in italienischen Farben geschmückt. Daran dachte ich jetzt, da ich die kleine Insel St. Féréol vor mir im Meere liegen sah. Die heitere Landschaft stimmte freilich nicht zu dem unheimlichen Geiste Paganini's. Doch wohl müßte es ihm sein auf jenem Felsenriff, wenn die entfesselten Elemente die brandenden Wogen über denselben treiben und der Wind klagend über der Meeresfläche pfeift. Da ist es die Natur, welche Schaudergeschichten auf ihrer G-Saite spielt, so wie er sie einst auf jener Saite seinen erregten Zuhörern zu erzählen wußte. Ja, das Grab Paganini's paßt sicherlich besser in die wilde Brandung als auf einen stillen Friedhof, das war mir jetzt völlig klar! — Wie schade, daß die Geschichte erdichtet ist. — In Wirklichkeit starb Paganini in der Via Santa Reparata zu Nizza an der Kehlkopfschwindsucht und nicht an der Cholera. Da er die Sterbesacramente nicht empfangen hatte, verweigerte die Geistlichkeit seine kirchliche Bestattung, und diese konnte

erst einige Jahre später erfolgen. Der Sohn Paganini's, der heute noch in Parma lebt, theilt mir mit, daß sein Vater dort auf dem großen Friedhof della Villetta, nachdem er, auch im Tode unstät, erst nach Villa-Franca, dann nach Genua gewandert, seit 1876 seine endliche Ruhe gefunden und er — der Sohn — ihm auf seinem Grabe ein würdiges Denkmal habe errichten lassen, für welches in Genua kein geeigneter Platz gewesen sei. Ueber Paganini's Leben hatten sich die merkwürdigsten Mythen ausgebildet, die durch sein ungewöhnliches Aussehen und seine fast gespensterhafte Magerkeit gefördert wurden, zu deren Verbreitung er außerdem durch sein excentrisches Wesen nicht wenig beitrug. In Paris fühlte er sich einmal veranlaßt, den Geschichten, die in den Zeitungen über ihn berichtet wurden, entgegenzutreten. In einem Briefe, den er in der „Revue musicale" veröffentlichen ließ, schilderte er selbst sein Leben und führte dort den Nachweis, daß er weder seine Geliebte ermordet noch im Gefängniß gesessen, noch sich dem Teufel verschrieben habe. Er schloß mit der Hoffnung, man werde einst seine Asche wenigstens in Ruhe lassen. Auch dies hat, wie wir sahen, sich nicht erfüllt; ja, selbst eine Marmorbüste, die man ihm 1844 in der Villa di Negro zu Genua geweiht, ist seitdem merkwürdiger Weise verschwunden.

Während so die kleine Insel St. Féréol in einen gewissen dämonischen Zauber gehüllt werden sollte, standen die beiden größeren Lerinischen Inseln seit alter Zeit im Ruf der Heiligkeit. Der heilige Honoratus zog von seiner Einsiedelei im Esterel zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach der Insel Lerina. Er fand sie mit giftigen Schlangen erfüllt, unter denen zu leben fast unmöglich schien. Doch der Heilige bestieg eine Palme, deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag verehrt werden, und vertrieb die Schlangen durch den großen Bannfluch, den er über sie aussprach. Zu St. Honoratus gesellte sich bald der greise Caprasius, den spätere Zeiten auch als Heiligen anerkannten. Es strömten von allen Seiten Anhänger herbei, und das errichtete Kloster hatte bald bedeutenden Ruhm erlangt. Der heilige Vincenz, einer der hervorragendsten Mönche von Lérin, verfaßte dort das Commonitorium gegen die Irrlehre, ein Werk, das man auch in unserer Zeit im Streit um das Unfehlbarkeitsdogma öfters citirte, im Besonderen den Satz: „Was immer, was überall, was von Allen geglaubt worden ist, das ist wahrhaft katholisch." Dem Kloster gehörten auch an: St. Hilarius, der wie St. Honoratus später Bischof von Arles wurde, ebenso St. Maximus, der den Bischofssitz von Fréjus bestieg, dann Faustus, Bischof von Reji, der zu den Heiligen zwar gezählt, dessen Rechtgläubigkeit aber vielfach angezweifelt wurde; dann St. Salvian, St. Valerian, auch die beiden Söhne des heiligen Eucharius: St. Veranius und St. Salonius und viele Andere. Von der kleinen Insel Lerina, die später St. Honoré, nach dem Begründer ihres Klosters benannt wurde, gingen nicht weniger als zwölf heilige Erzbischöfe, zwölf heilige Bischöfe, zwölf heilige Aebte und vier heilige Mönche hervor. „O gesegnete Einsiedelei, o dreimal glückliche Insel, die du so viel Sprößlinge des Himmels erzogen hast!" rief daher schon im Jahre 542 der Erzbischof von Arles, Caesarius, der Sohn des Grafen von Chalon, bei seinem Tode aus. Zu Ehren aller dieser Heiligen

wurde am 15. Mai ein eigenes Fest, das der Allerheiligen von Lerina, gefeiert. Um das Jahr 690 zählte das Kloster über 3700 Mönche. Wie mögen sie nur alle Platz gefunden haben auf der kleinen Insel, die nur tausend Schritte lang und vierhundert Schritte breit ist! Dieses rasche Aufblühen trug die Keime des Verfalles in sich; die asketische Lebensweise schwand immer mehr. — Zur Zeit, da der heilige Caesarius dem Kloster als Mönch angehörte, waren die Ordensregeln äußerst streng. Jeder Mönch bewohnte getrennt seine Zelle: es gab weder ein Schlafgemach noch eine Küche. St. Caesarius ernährte sich von Kräutern und von Brühen, die er sich am Sonntag für den Bedarf der ganzen Woche kochte. Das änderte sich später, und schon zu Ende des siebenten Jahrhunderts mußten, wie der Abt Disdier erzählt, die Päpste eingreifen, um der Zügellosigkeit der Sitten unter den Mönchen zu steuern. — Der heilige Aigulf, hieher gesandt, um strenge Zucht im Kloster einzuführen und die Mönche zu besserem Lebenswandel zu bekehren, wurde von ihnen verstümmelt und Seeräubern übergeben. — Dann aber kamen die Saracenen. Sie plünderten im Jahre 732 das Kloster und mordeten alle seine Bewohner. Nur St. Elentherius blieb am Leben, verborgen in einem unzugänglichen Felsenspalt, in dem er acht Tage lang von Wurzeln und Seethieren sich nährte. Das Kloster blühte noch mehrfach auf, doch die alte Sicherheit und Ruhe waren von der Insel geschwunden, so daß der Abt Adalbert im Jahre 1088 einen starken viereckigen Thurm erbauen ließ, der vom Strande aus gegen Afrika schaute und dauernd das Meer überwachte. Der Thurm war geräumig genug, um alle Mönche aufzunehmen; sie konnten die Klosterschätze darin bergen, dort auch sich wirksam gegen die alten Feinde, Seeräuber und Saracenen, vertheidigen. So kam es, daß das Kloster nicht nur fortbestehen, sondern auch glänzende Zeiten erleben konnte; es hatte noch manchen geistig hochstehenden Abt aufzuweisen. Im sechzehnten Jahrhundert rühmte es sich eines der reichsten Sanctuarien, und seine Bibliothek war weit berühmt. Es verfiel endgültig erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1788 wurde es säcularisirt und im Jahre 1791 versteigert. Es ging, eigen genug, zunächst in den Besitz einer berühmten Schauspielerin der Comédie française, der Sainval, über.

Die Nachbarinsel von Lerina hieß bei den Römern Lero. Ein Heroentempel soll sie geschmückt haben. Den Namen St. Marguérite, den sie jetzt führt, sucht eine Sage mit dem Namen der Schwester des heiligen Honoratus zu verknüpfen. Von Sehnsucht getrieben, so wird erzählt, kam Margarethe nach Lérina und fiel dem Bruder zu Füßen. Die Ordensregel schloß die Anwesenheit von Frauen auf Lérina aus. Daher St. Honoratus die Schwester nach der Insel Lero brachte, wo sie als Aebtissin verblieb. Margarethe nahm unter einem blühenden Kirschbaum von dem Bruder Abschied, und er mußte ihr versprechen, daß er sie besuchen würde, so oft dieser Kirschbaum blühe. Die Heilige erwirkte dann durch ihr Gebet, daß der Kirschbaum allmonatlich in Blüthenschmuck prangte.

Von der Vigie de Peyssarin waren unsere Augen noch immer auf die Lerinischen Inseln gerichtet. Friedlich lagen sie jetzt da in der ruhigen See,

all' des alten Glückes und der alten Sorgen sich nicht bewußt. Sie glichen Blumenbeeten, die eine Wünschelruthe aus der Tiefe hervorgezaubert hätte.

Wir steigen den Berg hinab und gelangen wieder ans Ufer an jenem Eisenbahnbogen, an dem wir es zuvor verlassen. Wir befinden uns hier auf dem aurelianischen Strande; hier bog landeinwärts die ältere römische Straße ein, um dem Einschnitt zwischen den Bergen zu folgen. Wir setzen unseren Weg in östlicher Richtung fort, um den südlichsten Vorsprung des Esterel, das eigentliche Cap Roux zu erreichen. Der Weg umsäumt alle Einschnitte der Küste. Hier überschreitet er einen hohen Felsen, dort senkt er sich bis an das Meer hinab. Leise Wellen schlagen an das Ufer, kaum umfranzt von leichtem Schaum. Durch die krystallhelle Fluth dringt unser Auge bis auf den tiefen Grund. Es sieht dort in purpurnen Mulden räthselhafte Dinge liegen, die in bunten Farben gleich Edelsteinen funkeln. Die provençalische Sonne übergießt uns mit ihrem Glanz; auch das Meer und die Felsen strahlen uns Licht entgegen. Die ganze Luft zittert über dem erhitzten Boden. Alles leuchtet und flimmert um uns her; die Ferne schwindet in goldigem Nebel, und der weiße Schnee der Alpen scheint jetzt über einem Abgrund zu schweben.

Wie kommt es nur, daß sie so rein und so klar sind, diese herrlichen Fluthen des Mittelmeeres?; tragen doch Flüsse und Bäche fort und fort Schlamm und Erde dem Meere zu; nagen doch seine Wellen unaufhörlich an dem weit ausgedehnten Ufer. Die Klarheit des Seewassers wird durch seinen Salzgehalt bewirkt. Trübes Flußwasser, sich selbst überlassen, braucht sehr lange Zeit, um sich zu klären, doch genügt es, eine Spur Kochsalz hinzuzufügen, damit diese Klärung äußerst rasch erfolge. Je mehr Salz das Seewasser enthält, um so blauer pflegt es auch zu erscheinen, daher das salzreiche Mittelmeer durch die Intensität seiner Färbung ausgezeichnet ist. In vierhundert Meter Tiefe erlöschen die letzten Strahlen des Lichtes, welches in das Seewasser dringt. Weiter hinab herrscht ewige Dunkelheit. Die verschiedenartigen Strahlen, welche das weiße Sonnenlicht zusammensetzen, und die unser Auge als verschiedene Farben empfindet, werden nicht gleich schnell im Meere resorbirt. In zwei Meter Tiefe ist schon die Hälfte der rothen und ein Drittel der orangegelben Strahlen verschwunden; das Licht, das tiefer dringt, ist jetzt nicht mehr weiß, es ist vorherrschend grün und blau geworden. Das bedingt die Färbung des Meeres. Da der Salzgehalt des Wassers auf den Vorgang der Strahlenabsorption einen Einfluß übt, so beeinflußt er auch die Farbeneffecte. Die glatte Meeresfläche wirft das meiste Licht unverändert zurück. Spiegelt sich in ihr die Sonne, so leuchtet sie daher in deren Glanz, während sie der Abendhimmel in Purpurtönen färbt. Von den aufsteigenden Wellen der bewegten See wird dagegen nur wenig Licht zurückgeworfen, daher uns das Meer dann besonders dunkel erscheint.

X.

Gegen Abend wanderten wir hinaus zum Strande von St. Aigulf. Wir wollten das Esterel noch einmal glühen sehen im Glanze der untergehenden Sonne. Es war ein farbenprächtiger Abend, still und mild, einer jener Abende,

die das Gefühl des Glückes in der menschlichen Seele erwecken. Kein Luftzug bewegte die Blätter der Bäume. Im See von Villepey spiegelten sich dunkle, goldumstrahlte Wolken. Durch unser Nahen aufgeschreckte Vögel flohen aus dem Dickicht des Ufers empor. Sie stiegen in die Lüfte und schienen schwarze Furchen zu ziehen am hellen Abendhimmel. Die Wolken im Westen nahmen Purpurfarben an und in ihrem Widerschein röthete sich auch der See. Er sah jetzt unheimlich aus, wie eine Lache von Blut; das dunkle Dickicht aus Rohr umfaßte ihn mit schwarzem Trauerrand. Wir setzten unseren Weg fort zum Strande. Bald stand der Westen in voller Gluth, und das Maurengebirge glich einem Riesen in der Feuersbrunst. Die Bäume des Waldes zeichneten sich schwarz auf hellem Grund, als wäre ihr Umriß mit Kohle gezogen. Allmälig verblaßte der Himmel. Auf den spiegelnden Wellen des Meeres begannen sich die weißen Strahlen der ersten Sterne mit dem rothen Abglanz der letzten Abendlichter zu mischen. Als wir den Strand erreichten, war es bereits so dunkel, daß wir den Umrissen des Meeres nicht mehr folgen konnten. Der Himmel sprühte von Sternen und schien auch ungezählte Lichter im Meere auszusäen. Eine klare, belebende Luft zog von der See herüber. Wir empfanden ihre Reinheit und athmeten sie mit voller Brust. Dann lauschten wir dem Stöhnen und Rollen der Brandung und frugen uns, warum es ewig klagt und grollt, dieses länderumspülende Meer; ist es der Schmerz über all' das Leid, das sich an seinen Ufern zugetragen? Ist doch auch dieser Ort nach jenem Heiligen benannt, der auf den Lerinischen Inseln gemartert wurde. Manchmal glaubten wir nahende Schritte zu hören; doch nein, es war nur ein reifer Kieferzapfen, der vom Baum zu Boden fiel, oder eine größere Welle, die sich über das Ufer ergoß und zischend dem Meer wieder zueilte. Die silberne Mondsichel, ganz schmal, tauchte hinab in die Bäume. Starr leuchteten uns von Osten her die Leuchtthürme von St. Raphaël und von Drammont entgegen; der von Camaral im Westen flammte auf und nieder: es war, als öffnete und schlösse er abwechselnd sein großes Feuerauge. Im Meere tauchten Barken auf in gelbem Fackelschein. Das waren Fischer, welche mit Feuer die Fische in die Netze lockten. Die flackernden Flammen warfen lange zitternde Streifen auf die Wellen. Plötzlich tauchte dicht vor unseren Augen, gespensterhaft groß, eine riesige Barke auf, mit ausgespannten Segeln. Sie deckte uns die Sterne und warf einen schwarzen Fleck über den funkelnden Himmel. Eben so rasch, wie sie kam, war sie auch verschwunden, lautlos, unvermittelt, wie ein Geisterschiff.

XI.

Am nächsten Tag befanden wir uns schon östlich vom Esterel und fuhren dort mit der Bahn in sanftem Aufstieg dem Norden zu. Der Weg führte im Thal der Siagne an Feldern von Rosen und Jonquillen, von Veilchen und von Jasmin vorbei; dann folgte er wieder grauen Olivenhainen. So erreichten wir Grasse, eine Stadt in mittelalterlichem Gewande. Sie klettert empor an den letzten Ausläufern der Alpen. In Windungen führen die Straßen in die Höhe; steile Treppen kürzen die Wege ab, Gewölbpfeiler verbinden in engen Gassen die

gegenüberliegenden Häuser, damit sie den steilen Abhang nicht abwärts gleiten. Es drängen sich in solchen Gassen die Menschen an einander vorbei; stellenweise stockt der Verkehr. Der moderne Inhalt der Schaufenster an den Läden paßt nicht zu der alten Umrahmung. Manchem Hausgang entweicht ein fettiger Dampf, gewürzt mit Zwiebel und Knoblauch. Da gibt es Frittüren, unverfälschte mediterrane Wohlgerüche. Doch mit jenem Oeldust mischt sich anderes durchdringendes Parfüm, das an freieren Orten allein zur Geltung gelangt; es kommt vom Santalholz, das aufgeschichtet in den Parfümfabriken liegt. Seine Verarbeitung hat jetzt begonnen. — Wir finden Grasse nicht schön, und auch der Ausblick von seinen Plätzen und Gärten in das ferne Meer entzückt uns nicht. Bilden doch den Vordergrund jenseits der Hügel steife und nüchterne Kasernen, die jedes ästhetische Empfinden stören. Doch anmuthig ist das Bild auf Grasse selbst, vom Garten des Grand Hôtel, den man auf der neuen Avenue Thiers, oberhalb der Stadt, in zwanzig Minuten erreicht. Die Agaven und Palmen des Gartens rahmen da die alte Stadt in wirksamer Weise ein; sie verdecken die unschönen neuen Gebäude und zeigen nur die eckigen alten Thürme und Häuser, die sich über und durch einander an den Abhang drängen. Das, was uns nach Grasse geführt hatte, war auch nicht die Hoffnung, die zuvor empfangenen Eindrücke zu steigern, vielmehr der Wunsch, einen Einblick in die hier blühende Parfümherstellung zu gewinnen. Seit mehr als hundertundfünfzig Jahren ist Grasse in dieser Richtung berühmt, und weiter noch reichen ihre Erfolge auf diesem Gebiete zurück; man zeigt uns das Haus, in welchem ein Sieur Tombarelli aus Florenz schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Laboratorium für Parfümerien eingerichtet hatte. Heute ist Grasse zu einem der Hauptorte europäischer Parfümfabrication geworden. Es stellt aber nicht die fertigen Parfüms her, so wie sie schließlich als sogenannte „Bouquets" zur Verwendung kommen, sondern die ersten Erzeugnisse für dieselben. Aus diesen einfachen Bestandtheilen mischen die eigentlichen Parfümisten erst jene verschiedenen Bouquets zusammen, wie sie eben die Mode vorschreibt oder der Geschmack der Zeit verlangt. Grasse entnimmt ihre Wohlgerüche fast ausschließlich dem Pflanzenreich. Thatsächlich sind auch die meisten natürlichen Parfüms pflanzlichen Ursprungs, nur Moschus, Ambra, Bibergeil und Zibeth entstammen dem Thierreich. Neuerdings beginnt jedoch die chemische Industrie wirksam in das Parfümgeschäft einzugreifen, indem sie die wohlriechenden Stoffe in chemisch reinem Zustand darstellt. Im Besonderen ist es gelungen, das Cumarin, jenen Stoff, der den Geruch des frischen Heues bestimmt, aus Salicylaldehyd zu erzeugen. Das Verfahren ist ziemlich umständlich, der aromatisch riechende Körper, den man in farblosen, glänzenden Krystallen erhält, aber durchaus übereinstimmend mit demjenigen, den man früher aus den Tonkabohnen gewann, dem Samen des Tonkabaumes (Dipterix odorata), welcher in den Waldungen von Guyana heimisch ist. Mit etwa zwanzig Gramm künstlichen Cumarins erreicht man heute in der Parfümerie ebenso viel, wie mit einem Kilogramm Tonkabohnen. Ebenso verhält es sich mit dem natürlichen Wintergrünöl, das aus dem nordamerikanischen, zu den Haidengewächsen gehörenden Theebeerenstrauch

(Gaultheria procumbens) gewonnen wird, und das jetzt vollständig durch künstlich erzeugten Salicylsäure-Methyläther ersetzt ist. Nur unvollkommen gelang es hingegen bis jetzt, das in der Parfümerie vielbenutzte Bittermandelöl durch das künstliche Benzaldehyd zu verdrängen. Sehr großen Erfolg hat die Chemie mit dem Vanillin erzielt, das aus dem Saft des jungen, noch in Entwicklung begriffenen Holzes der Nadelbäume (Coniferen) und auch aus dem im Nelkenöl enthaltenen Eugenol dargestellt wird. Da die Früchte der Vanille im besten Falle anderthalb bis zwei Procent Vanillin enthalten, so ist mit zwanzig bis fünfundzwanzig Gramm Vanillin in der Parfümerie reichlich derselbe Effect wie mit einem Kilo Vanille zu erreichen. Aehnlich beginnt jetzt an Stelle des Heliotropins das Piperonal zu treten. Es wird durch ein umständliches Verfahren aus dem Piperin dargestellt, einem Alkaloid, das besonders im weißen Pfeffer vorkommt. Da aus den Blüthen des Heliotrops (Heliotropium peruvianum und grandiflorum) nur äußerst wenig Parfüm sich gewinnen läßt, so ist dieser Ersatz sehr willkommen. Allgemein kommt jetzt auch krystallinisches Thymol, das aber nicht aus dem Thymian, sondern aus dem Samen des ostindischen Doldengewächses Ptychotis Ajovan abdestillirt wird, zur Verwendung, desgleichen Menthol, welches zwar in der eigentlichen Parfümerie keine Rolle spielt, doch zur Darstellung von Migränestiften und auch von Schnupfpulver dient. Endlich sind ganz neuerdings aus der sogenannten Veilchenwurzel, d. h. aus dem Wurzelstock von Iris florentina, zwei Körper: das Iron und Jonon gewonnen worden, deren Aroma mit demjenigen der Veilchenblüthen fast völlig übereinstimmt. Der Duft, den diese Körper verbreiten, ist so stark, daß es genügt, ein Proberöhrchen, welches dieselben enthält, zu öffnen, um ein ganzes Zimmer mit Veilchenduft zu erfüllen. Merkwürdiger Weise riechen diese Körper nicht zu allen Zeiten gleich stark, und ähnliche Schwankungen im Duft sind für die frischen Veilchen ebenfalls bekannt. Auch den Moschus, der von den männlichen Moschusthieren stammt, hat man versucht, durch das künstlich erzeugte Musc Baur oder Tonquinol zu ersetzen, doch steht letzteres im Aroma entschieden dem natürlichen nach.

Sehr werthvolle Parfüms werden uns auch aus wärmeren Himmelsstrichen zugeführt, so von Alters her die Balsame und in neuerer Zeit das Ylang-Ylang, welches aus den Blüthen eines zu den Anonaceen gehörenden, in Südasien cultivirten Baumes, Cananga odorata, gewonnen wird. Der Hauptsache nach bleibt es aber Südeuropa, dem die Parfümisten ihre besten Wohlgerüche verdanken. — Die meisten pflanzlichen Parfüms werden als ätherische Oele gewonnen, Oele, die im Gegensatz zu den fetten Oelen flüchtig sind und auf Papier einen durchscheinenden Fleck bilden, der bald wieder schwindet. Aetherische Oele werden von den Thieren nicht erzeugt. Bei den Pflanzen sind es ganz vornehmlich die Blüthen, welche den Riechstoff enthalten. Dort wirken ja Wohlgeruch und Farbe zusammen, um jene Thiere anzulocken, die den Blüthenstaub von Blüthe zu Blüthe übertragen sollen. Doch kann die duftende Substanz auch in der Wurzel der Pflanze angesammelt sein, so das Oppoponax, ein Gummiharz des kleinasiatischen Doldengewächses Opoponax Chironium, oder es ist in dem Wurzelstock der Pflanze vertreten,

so bei der „Veilchenwurzel" und dem Vetiver, das als Wurzelstock zu dem ostindischen Grase Andropogon muricatus gehört. Auch das Holz der Stämme kann mit Parfüm beladen sein, so das Holz der balsamliefernden Bäume, oder das des ostindischen Santalbaumes (Santalum album). Die Stammrinde führt das Parfüm beim Zimmtbaum (Cinnamomum ceylanicum). In anderen Fällen sind es wieder die Blätter, die am stärksten duften, so bei unserer Pfeffermünze (Mentha piperita) oder Melisse (Melissa officinalis) und dem indisch-malayischen Patchuli (Pogostemon Patchuly); endlich können auch Früchte und Samen den Riechstoff enthalten, so bei der Vanille oder dem Kümmel.

XII.

Wir hatten uns mit den nöthigen Empfehlungen versehen und durften einige der größten Parfümfabriken von Grasse besichtigen. Das angewandte Verfahren blieb in der Hauptsache überall dasselbe. Ist der wohlriechende Stoff in bedeutender Menge in einem Pflanzentheil vertreten und in größeren Drüsen dort eingeschlossen, so kann er durch Auspressen befreit werden. In anderen Fällen wird er durch Destillation aus den Pflanzentheilen gewonnen, vorausgesetzt freilich, daß er bei der Erwärmung nicht leidet. Wo er in sehr geringen Mengen vorhanden ist, wird er von warmen oder kalten Fetten, in denen er löslich ist, aufgenommen und dann mit Alkohol denselben entzogen.

Als wir in Grasse eintrafen, ging dort die Veilchenernte zu Ende, während die Jonquillen in voller Blüthe standen. Die Veilchen enthalten nur Spuren des wohlriechenden Stoffes, so wenig, daß man auf die Behandlung der Blüthen mit Fett angewiesen ist. Im Allgemeinen wird dabei das Macerationsverfahren angewandt. Das Fett muß sehr rein sein, und wir konnten feststellen, daß die Fabriken selbst es aus frisch geschlachteten Thieren gewinnen. Dann wird es geschmolzen und durch entsprechende Behandlung mit Kochsalz und Alaun, durch Waschen, Abschäumen und Seihen durch feine Leinwand gereinigt. So nur bleibt es geruchlos und gewinnt eine Haltbarkeit, die man oft durch Zusatz von Benzoë, auch wohl von Borsäure zu erhöhen sucht. Für Salben kommen auch feine Oele, besonders Olivenöl und Mandelöl, seltener Ricinusöl, in Betracht.

Die Veilchen, die für die Parfümfabrik bestimmt sind, dürfen nicht naß sein, wenn man sie sammelt. Diese Regel gilt auch für alle anderen Pflanzen, die mit Fett behandelt werden sollen. Man pflückt die Veilchen früh am Morgen, sobald der Thau verschwunden ist, bevor die Sonne Zeit hatte, stärker einzuwirken. Gleich nach dem Einsammeln gelangen sie in die Fabrik und werden in erwärmtes Fett geschüttet, das man flüssig erhält bei 40—50 Grad Celsius. Nach einer entsprechend langen Einwirkung filtrirt man es von den Veilchen ab und versetzt es mit frischen Blumen. Das wiederholt man so lange, bis das Fett mit Veilchenduft gesättigt ist. So erhält man Veilchenpomade, deren Geruch völlig dem der Veilchen gleicht, und der man den duftenden Stoff durch Weingeist oder durch sehr gut gereinigten, geruchlosen Kornbranntwein entzieht, mit dem man sie schüttelt. Da sehr große Mengen Veilchen nöthig sind, um eine stark riechende Essenz zu gewinnen, so hat man

von jeher schon nach einem Ersatz für Veilchen gesucht. Daher die „Veilchenwurz" statt Veilchen in Sachets so allgemeine Verwendung findet. Geschälte und getrocknete Stücke des nämlichen Wurzelstockes von Iris wurden auch, wie Plinius erzählt, schon zu römischen Zeiten den zahnenden Kindern um den Hals gehängt, so wie es noch heute geschieht.

Der stark duftenden gelben Jonquille (Narcissus Jonquilla) wird das Arom ebenfalls durch Fett entzogen, doch in anderer Weise, nach einem Verfahren, das man als „Enfleurage" bezeichnet. Wir fanden ganze Räume in den Fabriken mit aufeinander gelagerten viereckigen Holzrahmen erfüllt. In jeden derselben ist eine Glasscheibe gefaßt, die einseitig mit Fett überzogen wird, doch so, daß es nur eine ganz dünne Schicht auf dem Glase bildet. Auf dieses Fett legt man die Jonquillen und läßt sie so lange mit ihm in Berührung, bis aller Duft extrahirt ist. Das dichte Zusammenschließen der aufeinander gelegten Rahmen verhindert ein Entweichen desselben in die Umgebung. Die Blüthen werden auch hier wiederholt erneuert, bis schließlich die Pomade fertig ist, aus der man dann mit Weingeist den Jonquillen-Extract herstellt.

Da die Jonquillen nicht in größeren Mengen bei Grasse angepflanzt werden, stockte die Arbeit mit frischen Blumen zur Zeit in den Fabriken. Die Orangenblüthen, die Rosen, Heliotrop und Reseda kommen erst im Mai, daher man jetzt das Santalholz in Angriff genommen hatte. Wir sahen große Massen dieses kostbaren braunen Holzes in den Lagerräumen aufgespeichert. Es steht hoch im Preise, denn auch in seiner ostindischen Heimath wird es sehr geschätzt. Man verfertigt dort kunstvoll geschnitzte Möbel, vor Allem aber Schreine aus Santalholz. Denn sein Duft hält die Insekten fern und verscheucht selbst die weiße, Alles zerstörende Ameise. Die Buddhisten verbrennen große Mengen Santalholz als Räucherwerk, und stellenweise sind die Santalbäume in Folge dessen ganz ausgerottet worden. In den Fabriken wird das Santalöl durch die Destillation des zerkleinerten Holzes mit Wasser gewonnen. Das Oel geht mit dem Wasserdampf aus der Blase des Destillationsapparates in den Kühler über und fließt mit dem Wasser zusammen in die Vorlage. Aus fünfzig Kilogramm Holz wird annähernd ein Kilogramm Oel gewonnen, das dementsprechend theuer ist und nur für feine Parfüms Verwendung findet.

Im Mai füllen Orangenblüthen die Stadt Grasse mit ihrem betäubenden Dufte. Zwei bis dreimal hunderttausend Kilogramm Blüthen des bitterfrüchtigen Orangenbaumes werden hier für Parfüms verarbeitet. Die Blüthen riechen lieblicher und stärker als die der süßfrüchtigen Art und werden daher fast ausschließlich verwandt. Ein Baum von zwanzig bis dreißig Jahren liefert fünfzehn bis zwanzig Kilogramm Blüthen. Aus hundert Kilogramm werden durch Destillation etwa vierzig Kilogramm Orangenblüthenwasser und etwa hundert Gramm Orangenblüthenöl oder Neroliöl gewonnen. Völlig unverändert gibt die Orangenblüthe bei dem Macerationsverfahren oder bei der Enfleurage ihren Duft an Fett ab. So erhält man die Orangenblüthenpomade und, nach Behandlung derselben mit Weingeist, die Orangenblüthen-

essenz. Das Orangenblüthenöl, sowie die Orangenblütheneſſenz, sind immer noch theuer, weil ihre Herstellung große Mengen von Blüthen verlangt. Die Preise werden freilich jetzt auch auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen, durch Ueberproduction gedrückt. Die Masse der Orangenblüthen, die im letzten Jahre (1894) zum Verkauf angeboten wurde, war so groß, daß man statt 50 bis 75 Centimes nur noch 30 für das Kilogramm nahm; ja wo die Blüthen zu verderben drohten, gab man sie fast umsonst ab. Es stellten sich daher auch Zeichen der Entmuthigung unter den Producenten ein, welche die Parfümfabriken versorgen. Es dürfte an manchen Orten der Riviera die Cultur der Parfümerie-Pflanzen ganz aufgegeben werden. Aehnlich sieht es dort auch mit der Zucht von Blumen für den Versandt jetzt aus. Als der Bedarf nach diesen stieg, beeilten sich die Landbesitzer, ihre Olivenbäume zu fällen und Blüthenpflanzungen an deren Stelle anzulegen; jetzt wissen sie kaum, wo sie ihre Blüthen unterbringen sollen. Die hohe Temperatur forderte zudem im letzten Frühjahr die rasche Entwicklung der Pflanzen, und so kam es, daß man auf den Märkten der Städte zu einem kaum nennenswerthen Preise, sich mit großen Sträußen der herrlichsten Blumen beladen konnte.

Noch wesentlich billiger als Neroliöl ist begreiflicher Weise das durch Destillation der Blätter oder unreifer Früchte des bitterfrüchtigen Orangenbaumes gewonnene Petitgrainöl. Es steht an Zartheit des Duftes dem Neroliöl aber bedeutend nach. Das aus den Blüthen der süßen Orange hergestellte Parfüm zeichnet sich wiederum durch besondere Eigenschaften aus und wird als Neroli-Portugalöl bezeichnet. — Das den frischen Schalen reifer Früchte des süßfrüchtigen Orangenbaumes entstammende Pomeranzenöl wird im Winter gewonnen. Wie viel ätherisches Oel in den Orangenschalen vorhanden ist, davon kann man sich überzeugen, wenn man eine solche Schale in der Nähe einer Flamme zusammendrückt. Das leicht entzündliche Oel sprüht dann entbrennend aus den Drüsen hervor. Die Oeldrüsen in der Schale erkennt man schon mit dem bloßen Auge.

In der Parfümerie findet nur das Oel der süßen, nicht der bitteren Orange Verwendung, und auch ersteres nur in beschränktem Maße. Das Verfahren bei der Gewinnung im Großen ist das der Pressung. Entweder kommt die Schwammmethode in Anwendung, wobei der Arbeiter die Schalen, die er langsam unter Druck zwischen den Fingern durchrollt, gegen einen Schwamm preßt; oder das Verfahren der sogenannten Ecuelle, wobei die Frucht unter beständigem Drehen gegen die Innenfläche eines flachen Trichters, der zahlreiche Nadeln entspringen, gedrückt wird. Das gewonnene Oel preßt man im ersten Falle aus dem Schwamme heraus, im zweiten fließt es von selbst durch die Oeffnung des Trichters ab. In ganz entsprechender Weise gewinnt man auch feines Bergamottöl aus den reifen Früchten des Bergamottcitronenbaumes (Citrus Bergamia). Das weniger feine Bergamottöl befreit man hingegen aus den Früchten durch Destillation. Feines Bergamottöl wird in der Parfümerie sehr geschätzt; die Riviera erzeugt es nur in geringer Menge; es kommt vornehmlich aus Reggio und Messina.

Dies sind im Allgemeinen die Darstellungsarten, die bei der Gewinnung der Riechstoffe in Anwendung kommen. Das Verfahren wird freilich im Einzelnen abgeändert. So schüttet man oft die Blumen nicht unmittelbar in das geschmolzene Fett, hängt sie vielmehr in Drahtkörben in die Gefäße, durch die man warmes Fett fließen läßt. Es kann andererseits auch erwünscht sein, daß die Blüthen nicht unmittelbar mit dem Fett in Berührung kommen, weil Letzteres nicht allein den Riechstoff, sondern auch andere Substanzen aus den Blüthen aufnimmt. Dann werden die Glasscheiben durch verzinnte Drahtnetze in den Holzrahmen ersetzt. Auf ein solches Drahtnetz werden die Blüthen gestreut, das nächste erhält das Fett, und so immer abwechselnd. Das Fett wird in diesem Fall zu nudelartigen Fäden ausgearbeitet, um möglichst viel Oberfläche zu gewinnen. Die Rahmen schiebt man in einen Schrank, in welchem Blasebälge die Luft in langsamer Bewegung erhalten. So streicht der Duft an den feinen Fettfäden vorüber und wird von ihnen absorbirt. Die Blüthen auf den Rahmen ersetzt man nach Bedarf durch neue. — Soll der wohlriechende Stoff durch ein Oel aufgenommen werden, so wirft man die Pflanzentheile in dasselbe hinein oder hängt sie in Tüchern in das Oel, oder breitet sie endlich auf Tüchern aus, die mit Oel getränkt sind: so erhält man die „huiles antiques“. Von großer Bedeutung ist für die Parfümindustrie das nachträgliche Reinigen ihrer Essenzen, was meist durch wiederholte Destillation geschieht. Viel Umsicht und Erfahrung sind nöthig, damit der Duft bei der Reinigung nicht leide.

Die Möglichkeit, den Pflanzen ihren Wohlgeruch durch Fett zu entziehen, gestattet es auch im Kleinen, die feinste Pomade aus Pflanzen herzustellen, die sonst vielleicht nutzlos im Garten verblühen. Möglichst reines Fett, das man auf eine Scheibe streicht, und ein gut verschließbarer Kasten, in den man die Scheibe legt, reichen aus, um den Erfolg zu sichern. Man muß die Blüthen, mit den Kronen abwärts gekehrt, auf das Fett lagern, den Kasten dann verschließen und die Blüthen erneuern, bevor sie welk geworden. Der Name Pomade oder vielmehr Pommade rührt von Apfel „pommum“ her und war dadurch veranlaßt, daß man früher Aepfel zur Herstellung solcher duftender Fette verwandte. Ein Apfel wurde mit wohlriechenden Gewürzen, vornehmlich mit Nelken gespickt und, nachdem er einige Tage an der Luft gelegen, in Fett eingeschmolzen. Erschien das Fett durch den ersten Apfel nicht ausreichend parfümirt, so ließ man ihm einen zweiten folgen.

XIII.

Man sieht um Grasse viel Rosen, die für die Parfümfabriken gezogen werden. Es sind das nicht solche, wie sie im Winter versandt, die Blumenläden ganz Europa's jetzt schmücken, vielmehr Centifolien und Damascenerrosen. Man pflückt die im Oeffnen begriffenen Blüthen am Morgen, sobald der Thau verschwindet. Die Erntezeit fällt in den Mai und Juni. Jeder Rosenstock liefert in Grasse durchschnittlich zwei bis dreihundert Gramm Blüthen, doch tausend Kilogramm ergeben kaum 150 Gramm Rosenöl. Da darf man sich nicht wundern, daß ein Kilogramm Rosenöl über tausend

Francs kostet. Das Rosenöl wird durch Destillation der Blumenblätter der Rose mit Wasser oder Wasserdampf gewonnen; es sammelt sich auf der Oberfläche des Destillates allmälig an. Das Rosenwasser ist das unmittelbare Product der Destillation einer bestimmten Menge von Rosenblumenblättern mit Wasser. Die ätherischen Oele sind zwar fast unlöslich in Wasser, immerhin nimmt dieses hinlänglich viel von den Oelen auf, um nach ihnen zu duften. So verhält es sich beim Rosenwasser, dem Orangenblüthenwasser und sonstigen aromatischen Wassern. Die Rosen von Grasse werden mehr zur Herstellung von Rosenpomade, als von Rosenöl und Rosenwasser verwandt. Die durch Maceration von Rosenblumenblättern in Fett erhaltene Pomade besitzt den unveränderten Duft der Rose, während der Wohlgeruch des Rosenöls von demjenigen der frischen Blumen etwas abweicht. Aus der Pomade wird mit Alkohol das „Esprit des Roses“ extrahirt, wohl unstreitig eines der feinsten Parfüme, welche existiren. Kaum ein Wohlgeruch der Welt ist so beliebt wie derjenige der Rosen, und wer einmal den Orient bereiste, wird sich des aus Rosen und Verwesung gemischten Duftes erinnern, den die Straßen im Sonnenlichte aushauchen. Wer da freilich meint, in den Bazaren des Orients, in jenen langgezogenen goldverzierten Fläschchen, die dort feilgeboten werden, reines Rosenöl mit nach Hause gebracht zu haben, der ist einer argen Täuschung unterworfen. Türkisches Rosenöl ist fast immer verfälscht, und zwar für gewöhnlich mit Palmarosaöl oder indischem Geraniumöl, das in Ostindien aus dem Geranium- oder Kusagras (Andropogon Schoenanthus) durch Destillation erhalten wird. Der indische Destillateur sorgt andererseits meist dafür, daß auch sein Palmarosaöl schon mit einem anderen Oel, besonders Cocosöl, gefälscht sei. So dürfte es in Deutschland zu empfehlen sein, das Fläschchen aus dem Orient daheim erst mit echtem Rosenöl zu füllen. Werden doch Rosen zum Zweck der Rosenölgewinnung nicht allein in Deutschland, sondern auch in England in großem Maßstabe gezogen. Die um die Darstellung ätherischer Oele und Essenzen so hoch verdiente Leipziger Firma Schimmel & Co. hatte, wie Georg Bornemann in seinem Werk über die flüchtigen Oele angibt, im Jahre 1884 zum ersten Mal aus deutschen Rosen drei Kilogramm Rosenöl gewonnen. Sie legte ausgedehnte Rosenpflanzungen in Groß-Miltitz bei Leipzig an, und diese ergaben, außer anderen Rosenproducten, im letzten Jahre (1894) 40 Kilogramm Rosenöl. Ich entnehme diese Angabe den Berichten, welche die genannte Firma alljährlich veröffentlicht und aus der man nicht allein einen Begriff von der Großartigkeit des Betriebes in dieser Fabrik gewinnt, sondern auch über den rationellen Geist und das wissenschaftliche Streben, das sie bei ihren Unternehmungen leitet. Im Jahre 1893 erstreckte sich das Rosenfeld der Fabrik über zwanzig Hectare, an die sich weite Reseda- und Pfeffermünzculturen anschlossen. Aus je Hundert Kilogramm frischer Rosen lassen sich zwanzig Gramm Rosenöl darstellen. Es wurden im letzten Jahre somit nicht weniger als 200 000 Kilogramm Rosen auf Rosenöl verarbeitet. Das ist für eine einzige Fabrik schon eine sehr erhebliche Leistung, welche freilich gegen die Gesammtproduction des Rosenöls noch wenig in die

Wagschale fällt. Denn das Hauptland dafür, Bulgarien, liefert jährlich allein gegen zweitausend Kilogramm Rosenöl.

Das Palmarosaöl riecht nicht rein nach Rosen, es duftet vielmehr wie ein Gemisch von Rosen und Citronen. Fast rein rosenartig ist hingegen der Duft des Geraniumöls, das aus den Blättern des Rosen-Geraniums gewonnen wird. Davon kann man sich schon überzeugen, wenn man ein Blatt dieser Pflanze, die auch bei uns nicht selten in Töpfen cultivirt wird, zwischen den Fingern zerdrückt. Streng genommen hat man es nicht mit Geranien, sondern mit Pelargonien dabei zu thun, und zwar mit mehreren Arten derselben, hauptsächlich mit Pelargonium capitatum, odoratissimum und radula. Die Art, welche an der Riviera gezogen wird, ist Pelargonium capitatum. Gegen früher hat dort freilich diese Cultur jetzt sehr abgenommen, da der Wettbewerb mit Algier nicht auszuhalten ist. Man mäht an der Riviera die Pflanzen von Mitte August an bis Mitte September und liefert sie so frisch als möglich den Fabriken ab. Die Firma Schimmel & Co. in Leipzig erzielt jetzt große Erfolge mit Rosen-Geraniol. Sie destillirt reines Geraniol, das sie aus Citronella-Grasöl gewinnt, so lange über frisch gepflückten Rosen, bis es mit Rosenöl gesättigt ist und dann in der That täuschend dem Rosenöl entspricht.

In den Gärten der Riviera begegnet man oft einer Verbene, der Verbena triphylla oder Lippia citriodora, die auch als Citronelle oder Citronenkraut bezeichnet wird. Man findet diesen schönen Strauch schon in den Gärten an den italienischen Seen und hat wohl Gelegenheit, im Herbst die Rispen seiner violett angehauchten kleinen Blüthen zu sehen. Zerreibt man seine Blätter zwischen den Fingern, so verbreiten sie einen feinen Duft, der die Mitte zwischen Citronen, Melissen und Verbenen hält. Dieser aus Persien stammende Strauch wird auch in größerem Maßstab an manchen Orten der Riviera gezogen und aus seinen Blättern das echte Verbenaöl destillirt, das die Parfümisten sehr schätzen. Echtes Verbenaöl ist freilich sonst schwer zu haben und wird im Allgemeinen durch das Citronen-Grasöl ersetzt, das wir jener Grasgattung, Andropogon, danken, deren Arten so viele wohlriechende Oele liefern. Das Citronen-Grasöl wird von Andropogon citratus gewonnen, das jetzt besonders auf Ceylon und in Singapore angebaut wird. Weit ausgedehnter betreibt man an denselben Orten die Cultur des Andropogon nardus, von dem das melissenartig riechende Citronella-Grasöl abstammt. Dieses findet für das Parfümiren der Seifen jetzt sehr starke Verwendung und bildet den Hauptbestandtheil des Parfüms der Honigseifen. Von dem Umfang der Citronella-Grasöl-Production geben die Berichte von Schimmel & Co. eine Vorstellung, da diese Firma auf einmal Sendungen von 10 000 Kilogramm dieses Oeles aus Ceylon erhält.

Der Reseda entzieht man den Duft durch Enfleurage, dem Thymian, der Salbei, dem Rosmarin, dem Lavendel und der Melisse durch Destillation. Salbei, Thymian, Rosmarin und Lavendel werden an der Riviera kaum cultivirt; man pflückt sie an ihrem natürlichen Standort, besonders am Fuße der Berge. In der Gegend von Agay zogen eines Tages vor uns Frauen auf der Straße mit großen Ladungen Thymian auf den Köpfen. Sie hatten ihn

an den Abhängen des Esterel gesammelt. Der Wind blies in unserer Richtung und bildete einen Streifen von Duft, der sich über Hunderte von Schritten ausdehnte. Diese wild gewachsenen Pflanzen werden zwar auch vorwiegend in den Fabriken verarbeitet, zum Theil aber schon im Freien, gleich beim Einsammeln destillirt, in Apparaten, die man von Ort zu Ort befördert. Viel Rosmarinöl wandert von hier aus nach Köln, um bei der Darstellung von Kölnischem Wasser verwendet zu werden. Das Eau de Cologne enthält gelöst in 85% Weinspiritus gleiche Mengen gepreßtes Orangen- und Citronenschalenöl, fast ebenso viel Neroliöl, dann etwa halb so viel Bergamottöl, endlich, nochmals um die Hälfte weniger, Rosmarinöl. Man wird freilich nicht sofort gutes Kölnisches Wasser erhalten, auch dann nicht, wenn man nach bester Vorschrift die feinsten Oele in vorzüglichem Weinspiritus auflöst. Der Schmelz des Duftes stellt sich erst nach längerer Zeit ein. Practische Erfahrungen hatte man in dieser Richtung schon lange gesammelt, in wissenschaftliche Erörterung wurde die Wirkung der Lagerung erst in den letzten Zeiten gezogen. Am Einfachsten zeigt sie sich zum Beispiel bei einem Schenkbranntwein, der durch Verdünnung von achtzigprocentigem Spiritus auf dreißigprocentigen gewonnen wurde. Solcher Schenkbranntwein, frisch dargestellt, mundet dem Trinkenden nicht, selbst wenn dieser nicht zu den größten Feinschmeckern gehört. Auch der Schenkbranntwein muß erst gelagert haben. Daß der Wein durch Lagerung seine „Blume" erhält, ist allgemein bekannt. Es findet also sicher bei der Lagerung eine gegenseitige chemische Einwirkung der gelösten Bestandtheile auf einander statt, und es müssen neue Verbindungen entstehen. Ihre Bildung erfordert völlige Ruhe und kann durch anhaltende Bewegung verhindert werden, ja es kommt vor, daß schon erzeugte Verbindungen dadurch vorübergehend oder dauernd wieder zerstört werden. Nach der Ansicht von Prof. Knapp schließen diese Vorgänge an solche an, welche die organische Chemie als Addition, Substitution, Spaltung und dergleichen bezeichnet. Es müssen somit auch in gemischten Parfüms durch Lagerung erst diejenigen Verbindungen entstehen, welche das erwünschte Zusammenwirken der einzelnen Düfte bedingen. Der Ursprung des Kölnischen Wassers ist etwas fraglich; meist wird seine Erfindung Johann Maria Farina, einem Italiener aus Sancta Maria Maggiore bei Domo d'Ossola, zugeschrieben, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Köln einen Handel mit Parfüms und Colonialwaaren betrieb. Erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte das Kölnische Wasser zu allgemeiner Verbreitung und verdrängte das „Eau de la reine de Hongrie" oder Ungarwasser, welches ähnlich zusammengesetzt war, aber auch Rosenöl, Citronenöl, Citronellaöl und eine Spur Pfeffermünzöl enthielt.

Bei unseren Wanderungen um Grasse sind wir Jasminpflanzungen am Häufigsten begegnet. Das zeigt, welche hohe Bedeutung dieser Pflanze für die dortigen Parfümfabriken zukommt. Meist waren die Jasminfelder an südlichen Abhängen terrassenförmig angelegt. Die gegen zwei Meter hohen, reich verzweigten, mit zusammengesetzten, immergrünen Blättern bedeckten Sträucher hatten auch vereinzelte Blüthen aufzuweisen und ließen sich als die aus Ost-

indien stammende Art Jasminium grandiflorum bestimmen. Die Blüthen duften lieblich, sind ziemlich groß, rein weiß auf ihrer Innenseite, von Außen etwas roth angehaucht. Die eigentliche Blüthenzeit beginnt erst im Juli und dauert bis in den October. Je tausend Stöcke liefern bis fünfzig Kilogramm Blüthen. Verarbeitet werden in Grasse davon bis 80 000 Kilogramm, die einen Werth von 140 000 Francs darstellen. Man entzieht den Blüthen ihren Duft durch Enfleurage; die Menge des Riechstoffes, den sie enthalten, ist aber so gering, daß man dieselbe Fettschicht bis fünfzig Mal mit neuen Blüthen bestreuen muß. Aus der Jasminpomade wird mit feinstem Weingeist Jasminextract gewonnen. Die geschätztesten Taschentuchparfüms enthalten solchen Extract. Man stellt auch ein „huile antique au Jasmin" dar, indem man auf wollene, mit Olivenöl getränkte Zeuglappen zu wiederholten Malen frische Jasminblüthen streut und dann das Oel aus ihnen ausdrückt. Dieses Jasminöl ist in Frankreich sehr beliebt.

Eine wichtige Rolle in der Parfümerie spielen auch die Blüthen der Acacia Farnesiana, eines Bäumchens, das zu bewundern wir im La Mortolagarten schon Gelegenheit hatten. Acacia Farnesiana wird in Grasse nur in beschränktem Maße angebaut, liefert aber immerhin 30—40 000 Kilogramm Blüthen im Jahre; große Pflanzungen dieser Art finden wir in Algerien. Die kugeligen, dunkelgelben Blüthenköpfchen, die „Cassie", werden vom September bis in den December gepflückt, wozu jedoch viel Uebung und Geschick gehört, da die Pflanzen sehr dornig sind. Der zarte, veilchenartige Duft dieser Blüthen wird durch Enfleurage fixirt. Die geronnene Essenz hat für die Zusammensetzung von Bouquets einen sehr hohen Werth.

Endlich darf auch die Tuberose (Polyanthes tuberosa) nicht unerwähnt bleiben, dieses zu der Familie der Amaryllideen gehörende Knollengewächs, das man bei uns wegen seines starken Duftes und seiner schönen weißen Blüthen so gerne auf Blumentischen und in Blumensträußen sieht. Die Pflanze stammt aus Centralamerika; wir bekommen sie meist nur mit den gefüllten weißen Blüthen zu sehen, die besonders kräftig am Abend duften, wie es denn überhaupt eine weit verbreitete Erscheinung ist, daß Blüthen nicht um alle Tageszeiten gleich starken Duft verbreiten. Wer wird nicht bemerkt haben, daß die Daturen und Nicotianen, die Nachtviolen (Hesperis matronalis), die langblumige Wunderblume (Mirabilis longiflora) unserer Gärten am Tage fast gar nicht riechen, am Abend aber einen durchdringenden Duft aushauchen. Umgekehrt duften Seerose (Nymphaea alba), die Kürbisblüthe (Cucurbita Pepo), die Ackerwinde (Convolvulus arvensis) nur am Tage. Ein solches Verhalten hat für diese Pflanzen Bedeutung, sie duften bei Nacht oder am Tage, je nachdem sie Nacht- oder Tagesinsecten zur Uebertragung ihres Blüthenstaubes brauchen. Sehr viele Tuberoseblüthen gehören dazu, um ein wenig Fett mit ihrem Duft zu sättigen; daher auch dieser Extract, wie so viele andere feine Parfüms, hoch im Preise steht. Bei uns könnte man den spanischen Flieder (Syringa vulgaris), statt der Tuberose verwenden, um ein sehr ähnliches Parfüm zu gewinnen, denn das Fett entzieht dem Flieder einen ganz entsprechenden Wohlgeruch.

Es sind nicht die als Parfüme anerkannten Pflanzendufte allein, deren sich die Parfümerie zu ihren Zwecken bedient. So kommt für manche Erzeugnisse auffälliger Weise der Gurkengeruch in Betracht. Man stellt zu diesem Zwecke eine Essenz her, und zwar indem man über frisch geschnittenen Gurkenscheiben mehrmals denselben Alkohol destillirt. Mit solcher Essenz wird Coldcream parfümirt und erhält durch dieselbe das frische Aroma, welches man an dieser Salbe schätzt.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ein ätherisches Oel auch aus dem Knoblauch durch Destillation gewonnen wird. Dieses Oel dient nun freilich nicht zum Parfümiren, so sehr man das auch manchmal in Südeuropa oder im Orient glauben könnte; wohl aber wird es innerlich als Mittel gegen Würmer eingenommen. Die Firma Schimmel & Co., welche dieses, sowie überhaupt fast alle flüchtigen Oele, die irgend welche Anwendung gefunden haben, herstellt, empfiehlt das Knoblauchöl auch als Küchengewürz. Von dem concentrirten Duft dieses lieblichen Oeles wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man sein Verhältniß zum Knoblauch selber erwägt: aus sechzehn Kilogramm Knoblauch werden nur zehn Gramm Oel gewonnen!

Hingegen spielen Aetzammoniak, der sogenannte Salmiakgeist, und kohlensaures Ammoniak, trotz ihres ätzenden Geruchs in der Parfümerie eine nicht unwichtige Rolle. Sie dienen zur Herstellung der parfümirten Riechsalze. Auch der Geruch des Schnupftabaks rührt vornehmlich vom Ammoniak her, außerdem werden die Schnupftabake häufig noch mit andern wohlriechenden Körpern aromatisirt. Nicht minder wird Essigsäure in der Parfümerie verwendet und ihre Eigenschaft, ätherische Oele zu lösen, benutzt, um parfümirte Essige darzustellen.

XIV.

Die ätherischen Oele wirken wie Gifte auf unsern Körper ein, wenn sie innerlich in großen Dosen oder zu häufig eingenommen werden. Daher auch der Mißbrauch mancher Liqueure nicht allein durch den Alkohol, den sie enthalten, sondern auch durch die flüchtigen Oele, mit denen sie parfümirt sind, nachtheilige Folgen bringt. Geradezu gefährlich kann das Kölnische Wasser werden, wenn es getrunken wird. Der Arzt kommt oft nur durch Zufall dahinter, daß eine solche stille, geheim gehaltene Neigung bei seiner Patientin die Ursache der räthselhaften Krankheitserscheinungen ist. — Viele, doch bei Weitem nicht alle flüchtigen Oele wirken, innerlich verordnet, antiseptisch, und werden besser von unserem Körper als von den niedrigen Organismen ertragen, die es oft in unserem Körper zu bekämpfen gilt. Daher die Benutzung mancher flüchtigen Oele zu ärztlichen Zwecken. — Die flüchtigen Oele nehmen Sauerstoff aus der Luft auf und erfahren dabei eine Oxydation. Bei manchen dieser Oele verläuft der Oxydationsvorgang sehr rasch und zwar um so rascher, je feiner sie in der Luft vertheilt werden. Licht und Feuchtigkeit fördern diesen Vorgang, bei welchem in der Luft das gasförmige Ozon oder das gleich wirksame flüssige Wasserstoffsuperoxyd entstehen. Ihnen ist der belebende Einfluß zuzuschreiben, den weingeistige Lösungen von flüchtigen Oelen, im

Zimmer verstäubt auf die Athmenden ausüben. Besonders stellt sich diese Wirkung ein beim Verstäuben jener flüchtigen Oele, welche die Chemie als Terpene zusammenfaßt, weil sich diese an der Luft am schnellsten oxydiren.

Physiologisch interessant ist es, an Parfüms die hohe Leistungsfähigkeit unseres Geruchssinns zu erproben. Einige Milligramm Moschus reichen aus, um einen Raum, der häufig gelüftet wird, Jahre lang mit Moschusduft zu erfüllen. Wir riechen diesen Moschus, und doch kann er in jener Luft, die uns umgibt, nur in unnennbar geringen Mengen vorhanden sein. Dabei steht die Leistungsfähigkeit des Geruchssinns beim Menschen gegen denjenigen vieler Thiere noch bedeutend nach.

XV.

Das gediegene Buch von Heinrich Hirzel: „Die Toiletten-Chemie", dem ich auch sonst noch manche Belehrung verdanke, enthält die Angabe, daß Europa an flüssigen Parfüms allein jährlich über eine Million Liter verbraucht. An der Deckung dieses Bedarfs ist Grasse mit etwa 100000 Kilogramm Lavendelöl, halb so viel Thymianöl, 25000 Kilogramm Rosmarinöl, 2000 Kilogramm Neroliöl und sehr beträchtlichen Mengen anderer Oele und Extracte betheiligt. Nicht wenig wird Grasse in der Parfüm-Erzeugung durch das benachbarte Cannes unterstützt, das mehrere Parfümfabriken besitzt und Hunderte von Arbeitern in ihnen beschäftigt. Der Verbrauch an Parfüms in Europa, wiewohl immer noch groß, ist doch beträchtlich zurückgegangen und wird nur, wenn überhaupt, in discretester Weise geübt. So verhält es sich auch in andern kühlen Ländern, während die heißen Erdstriche noch immer ein hohes Bedürfniß nach persönlichem Parfüm bekunden. Obenan in dieser Beziehung steht der Orient, dessen Leistungen trotzdem noch gegen diejenigen des classischen Alterthums bedeutend zurückstehen. Bezeichnend für jene Zeit ist die Erzählung des Plinius, vom Lucius Plocius, an welchem der Duft zum Verräther geworden. Dieser Lucius Plocius, dessen Bruder Lucius Plancus zweimal das Consulat bekleidet hatte, wurde von den Triumvirn geächtet und mußte fliehen. Er verbarg sich im Salernitanischen, wo man ihn entdeckte, weil er so stark nach Salben roch. Er mußte den Tod erleiden, was Plinius nicht ohne einige Genugthuung erzählt, so empörte ihn der Mißbrauch, den man mit Parfüms damals trieb. Daß heute Jemand von wohlriechenden Salben und Oelen triefen sollte, wie es im Orient und in Griechenland zu alten Zeiten oft geschah, können wir uns kaum vorstellen. Wir empfinden eine entschiedene Abneigung selbst gegen fettige Hände und suchen solche möglichst rasch zu säubern. Oel oder Pomade werden allenfalls noch im Haar geduldet, sonst nur alkoholische Extracte benutzt. Im Alterthum parfümirte man sich hingegen ausschließlich mit duftenden Oelen. Das erste flüssige Parfüm, wie wir es jetzt benutzen, soll Mercutio Frangipani dargestellt haben, der ein von seinen Vorfahren erfundenes, aus Gewürzen und Moschus zusammengesetztes Riechpulver mit starkem Weingeist extrahirte. Dieser Frangipani gehörte einem römischen Adelsgeschlecht an, das sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den Kämpfen der Guelfen und

Ghibellinen ausgezeichnet hatte. Daß die Neigung, sich mit Wohlgerüchen zu beschäftigen, in diesem Geschlechte fortlebte, geht aus der Angabe hervor, daß ein späterer Nachkomme der Frangipani in Frankreich, der Marquis de Frangipani, Feldmarschall unter Ludwig XIII., eine Art parfümirter Handschuhe einführte, die „Gants à la Frangipane“ genannt wurden.

Die Griechen lernten es von den Orientalen, ihren Körper mit duftenden Oelen einzusalben. Plinius möchte ohne Weiteres die Erfindung der wohlriechenden Salben den Persern zuschreiben. Ihr König Darius soll in seinem Trosse nicht weniger als vierzig Salbenbereiter geführt haben; sie geriethen in die Gewalt Alexander's. Aus der Beute, die dieser damals machte, stammte, nach Plinius, auch jener mit Gold, Perlen und Edelsteinen besetzte Salbenschrein, in welchem Alexander die Werke Homer's aufbewahren ließ, damit, so sagte er, das werthvollste Werk des menschlichen Geistes auch die kostbarste Hülle erhalte. In Griechenland galt die Benutzung wohlriechender Salben immerhin als Verweichlichung; der echte Mann verpönte sie und rieb sich in den Gymnasien mit reinem Oele ein.

Theophrast, Plinius und Dioscorides haben uns erzählt, wie die wohlriechenden Salben im Alterthum hergestellt wurden. Man mischte die Aromata mit den Oelen und erwärmte sie zusammen. Theophrast gab schon im dritten Jahrhundert v. Chr. an, man solle die Operation im Wasserbade vornehmen, um ein Anbrennen der Aromata zu verhindern. Als Oel diente vor Allem das der Olive, das man kunstvoll reinigte und bleichte, auch aus noch unreifen Früchten preßte, um es möglichst farblos zu erhalten. Außerdem wurde das Oel aus süßen und bitteren Mandeln, Sesamöl, Ricinusöl, und Behenöl benutzt. Das Letztere schätzte man ganz besonders, weil es geruchlos ist und nicht leicht ranzig wird. Auch heute würde man es zu Haarölen gern verwenden, wäre es nicht aus dem Handel so gut wie verschwunden. Der Baum, von dem man das Behenöl gewann, hieß im Alterthum Balanos oder Myrobalanon, somit Salbeneichel. Es ist die in Arabien und Aegypten einheimische Moringa aptera, deren Früchte, die Behennüsse, durch Auspressen das Oel liefern.

Dioscorides warnt in seiner „Materia medica“, einem Werk, das wohl um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. erschien, vor jeder Spur Wasser, die im Oel zurückbleibt und räth an, das Oel öfter umzugießen in Gefäße, die mit Honig und Salz bestrichen sind. Durch das Salz werde dann alles Wässerige dem Oele entzogen. — Myrrha und andere Balsame, Cardamomen, Calamus, Wurzelstock der Iris, duftende Blüthen und Früchte, wohlriechende Kräuter mußten ihre Aromata an die Oele abgeben. Auch war die Eigenschaft thierischer Fette, sich mit Wohlgerüchen zu beladen, schon bekannt. Allgemeiner Verbreitung erfreute sich namentlich die Rosensalbe, deren Bereitung Dioscorides eingehend schildert. Man setzte den Salben meist Gummi und Harz hinzu, um sie zu färben und auch, wie es hieß, ihren Duft zu binden. Manche Salbe färbte man mit Drachenblut, dem blutrothen Harz des Drachenbaumes (Dracaena Draco) oder mit Anchusa, wohl dem Farbstoff, den wir aus der Wurzel der Anchusa tinctoria, unserer Alkanna-

wurzel, gewinnen. Letzterer wurde auch zum Färben des Rosenöls empfohlen. — Die Zahl der benutzten Salben wuchs ganz außerordentlich, oft mischte man sehr viele Substanzen in einer einzigen Salbe zusammen. Die ägyptische Salbe „Metopium“ stellte man aus Bittermandelöl her und setzte „omphalium, cardamomum, juncum, calamum, mel vinum, myrrham, semen balsami, galbanum, resinam terebinthinam“ hinzu. So weit die Bedeutung der Namen heute klar gelegt ist, enthielt somit diese Salbe, außer dem Bittermandelöl, das Oel unreifer Oliven, die flüchtigen Oele der Cardamomen, des wohlriechenden Geraniumgrases und des Kalmus, dann Honig, Wein, den Balsam des nordafrikanischen Baumes Balsamodendron myrrha, Balsamkörner, d. h. den Balsam der erbsengroßen Früchte des arabischen Balsamstrauches Balsamodendron giliadense, das Gummiharz eines persischen Doldengewächses, Ferula galbaniflua, endlich das Terpentin der Terpentin-Pistazie. Von dem Duft dieser Salbe kann man sich annähernd eine Vorstellung machen, sie muß vorwiegend nach bitteren Mandeln und Balsam gerochen haben. — Man bezog die Salben von den verschiedensten Orten, aus Aegypten, Delos, Mendesium, Corinth, Kilikia, Rhodos, Kypros, später auch aus Neapolis, Capua, Praeneste. Das wechselte je nach Geschmack und Mode. Die Salben waren zum Theil sehr theuer und beschäftigten ein ganzes Heer von Verfertigern und Verkäufern. In den Läden der Salbenhändler hielten sich die Müßiggänger auf. Man wählte beschattete Orte zur Anlage solcher Läden, damit die Salben, die in Gefäße von Blei oder Stein geschlossen waren, von der Sonnengluth nicht litten. Der Stein, den wir Alabaster nennen, wurde viel für diese Gefäße verarbeitet, doch scheint die antike Bezeichnung Alabastron, wie Reinhold Sigismund in seinem Buch über die Aromata nachzuweisen sucht, sich mehr auf die Gestalt als auf das Material der Salbengefäße bezogen zu haben.

Bezeichnend für den Mißbrauch, der mit wohlriechenden Salben in Griechenland getrieben wurde, sind die zahlreichen, uns von Athenäus überlieferten Berichte. Er erzählt, daß die Schwelger in Athen jeden Theil ihres Körpers mit einer anderen Salbe einrieben. Aegyptische Salbe diente für Füße und Schenkel, phönikische Salbe für Kinnbacken und Brust, Sisymbrion-Salbe für die Arme, Armaracon-Salbe für Haar und Augenbrauen, Serpyllos-Salbe für Kinn und Nacken. Man kann sich vorstellen, wie so ein menschliches Wesen nach vollzogener Einsalbung geduftet haben mag. Denn die Amaracon-Salbe roch nach Majoran, die Serpyllos-Salbe nach Thymian, die Sisymbrion-Salbe wohl nach einer Minze, die ägyptische und phönikische nach Bittermandelöl und Balsamen. Das war ein ganzer Parfümladen! Dabei glänzte ein solcher Mensch von Fett an seinem ganzen Körper. — Ueber Demetrius Phalereus wird bei dem Sympofion des Athenäus berichtet, er habe sich nicht nur den ganzen Körper gesalbt, sondern auch das Haupthaar noch gelb gefärbt, um verführerischer auszusehen. — Bei Trinkgelagen salbte man den Kopf, damit der Wein nicht in die Höhe steige; denn wenn der Kopf trocken ist, hatte Myronides gesagt, wandern die Dünste nach oben. Dazu kamen noch die Kränze, welche den Rausch verhindern, den Kopf kühl erhalten und den Kopfschmerz abwehren sollten. Das mögen die ursprünglichen Epheukränze

gethan haben, schwerlich die später benutzten aus duftenden Blumen. Denn diese wurden aus Rosen, Lilien oder Violen (Goldlack und Levkoien) gewunden und von aufwartenden Dienern vielfach mit duftenden Salben noch besprengt. In dem Symposion des Athenäus wird berichtet, daß bei den prunkvollen Aufzügen des Königs Antiochus Epiphanes auf Daphne zahlreiche Frauen mit goldenen Gefäßen einherschritten und aus diesen duftende Salben auf die Menge verspritzten. Derselbe König, den man später spottweise auch Epimanes, das heißt den Verrückten nannte, pflegte in öffentlichen Bädern zu erscheinen, wenn das ganze Volk dort versammelt war. Er salbte sich mit den köstlichsten Oelen. Da sagte dann Einer: „Wie glücklich bist Du, o König, daß Du so wohlriechende Parfüms benutzen und überall einen so angenehmen Duft verbreiten kannst." Antiochus antwortete ihm nicht, ließ ihm aber am nächsten Tage nach dem Bade ein großes Gefäß mit Myrrhensalbe über den Kopf gießen. Nun wälzten sich auch Andere in dem verschütteten Oel, viele glitten aus und fielen zu Boden, sogar der König, was allgemeine Heiterkeit erregte. Dieser Antiochus muß allerdings recht excentrisch gewesen sein, denn auch die Geschenke, die er vertheilte, waren mehr als sonderbar. Dem Einen drückte er Knöchel, dem Anderen Datteln, noch Anderen Gold in die Hände.

Die Lacedämonier, heißt es, hätten die Salbenhändler und die Färber aus Sparta verjagt, weil die Ersteren das Oel verdarben, die Letzteren die Wolle ihrer ursprünglichen Reinheit beraubten. Lykurg und Sokrates traten gegen den Mißbrauch wohlriechender Salben auf, erreichten aber eben so wenig, wie später in Rom die beiden Censoren Publius Licinius Crassus und Lucius Julius Cäsar, die, wie Plinius mittheilt, im Jahre 189 v. Chr. ein Edict erließen, daß Niemand „exotische" Salben verkaufen solle.

Die Haare und Kleider der Römerinnen verbreiteten, nach Plinius, so starke Düfte, daß sie schon aus der Ferne die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Daß sei um so thörichter, meint er, als dieser theuer erkaufte Genuß weit mehr Anderen zu Gute komme, als dem, der ihn bezahlt hat. Nicht minder beklagt auch Plutarch diese Salbenverschwendung. Er erzählt, wie bei einem Gastmahl, das Salvius Otto dem Nero gab, von allen Seiten her kostbare Salben aus goldenen und silbernen Röhren flossen und die Gäste ganz durchnäßten. Juvenal spottet in seinen Satiren über Crispinus, den Günstling Domitian's, daß er schon am Morgen mehr Amomumduft als zwei Leichenbegängnisse von sich aushauche. — Ein besonders lebendiges Bild aus Neronischer Zeit, das auch den Salbenluxus und die Vorliebe für Wohlgerüche zeigt, hat Petronius in dem Gastmahl des Trimalchio entworfen. Sind die Farben auch stark aufgetragen, so entspricht die Schilderung doch den damaligen Sitten, wie sie bei prahlerischen Emporkömmlingen sich besonders geltend machten. Während des üppigen, nicht endenwollenden Mahles, bei welchem die seltensten Speisen in kunstvoller Zubereitung aufgetragen werden, folgen die mannigfaltigsten Ueberraschungen auf einander. Da plötzlich senkt sich von der Decke ein gewaltiger Reifen, an dem rund herum goldene Kränze nebst Flaschen wohlriechender Essenzen hängen. Sie sind als Geschenke für die Gäste bestimmt. Gegen Ende des Mahles wird die Ausgelassenheit

groß, bis der trunkene Trimalchio auf den Einfall kommt, sich die Todtenkleider bringen zu lassen, in denen er wünscht, daß man ihn einst begrabe. Er befiehlt auch, wohlriechendes Wasser zu holen und eine Probe zum Kosten von jenem Wein, mit dem seine Gebeine gewaschen werden sollen. Er öffnet eine Flasche Nardenessenz, bestrich mit derselben seine Gäste und spricht die Hoffnung aus, dieser Wohlgeruch werde ihm nach dem Tode eben so gut thun wie im Leben. — Petronius gehörte zu den Lieblingsautoren des vorigen Jahrhunderts; um die Mitte desselben hatte das „Gastmahl des Trimalchio", wie ich Friedlaender's Einleitung zum Petronius[1]) entnehme, schon sechs französische Uebersetzungen aufzuweisen. Am Hofe von Hannover, im Carneval des Jahres 1702, wurde es sogar von fürstlichen Darstellern aufgeführt. Auf Wunsch der Königin Sophie Charlotte von Preußen mußte Leibniz der Fürstin von Hohenzollern-Hechingen diese Aufführung schildern, was in einem französisch geschriebenen Brief vom 25. Februar 1702 geschah.

XVI.

Gleicher Luxus mit Parfüms wie im Alterthum ist wohl zu keiner Zeit wieder getrieben worden, doch kamen sie an den Höfen von Frankreich und England zeitweise in hohe Gunst. In Frankreich geschah das zur Zeit der Renaissance unter dem Einfluß der italienischen Künstler, die Franz I. und Katharina von Medicis an ihren Hof zogen. Da wurde in parfümirten Pasten, Pomaden und duftenden Handschuhen vollauf geschwelgt. Die Cosmétiques kamen zu jener Zeit als Schönheitsmittel auf und riefen eine besondere cosmetische Literatur ins Leben. Daß Diana von Poitiers bis in das hohe Alter sich den Reiz der Jugend zu bewahren wußte, ungeachtet sie schon mit dreizehn Jahren an Ludwig von Breze, Großseneschall der Normandie, vermählt worden war, schrieb man cosmetischen Geheimmitteln zu, die ihr Paracelsus verrathen habe. Der Mißbrauch, der unter den Valois mit cosmetischen Mitteln getrieben wurde, rief eine Reaction gegen dieselben hervor; erst unter Ludwig XIII. wußte die schöne Anna von Oesterreich sie wieder in die Gunst des Hofes zu bringen. Da kamen die Pâtes d'Amandes, die verschiedenen Crêmes und Schminken auf, welche der Haut der Damen eine künstliche Färbung verliehen. Ludwig XIV. liebte die Cosmétiques nicht; ihr Gebrauch nahm ab, doch nur, um unter der Régence einen besonderen Aufschwung zu erfahren. Jetzt blühten Geheimmittel, welche die Jugend und Schönheit dauernd sichern sollten. Der berüchtigte Cagliostro nahm von der eben so berüchtigten Dubarry und von anderen Schönen nicht geringe Summen für solche Geheimmittel ein. Trotzdem schminkte man sich unter Ludwig XV. wieder weniger als zuvor und das „rouge de Portugal en tasse" röthete nicht so stark die Gesichter. Der Absatz an Schminke hielt sich immerhin auf bedeutender Höhe, so daß im Jahre 1780 eine Gesellschaft fünf Millionen Francs der Regierung für das Privilegium bot, ein Roth besonderer Güte

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXIII, S. 379: „Petron's Gastmahl des Trimalchio" von L. Friedlaender.

allein verkaufen zu dürfen. Selbst mit violetter Schminke versuchte man es in den Gärten des Palais Royal und hielt ganz Paris dadurch acht Tage lang in Aufregung. — Das hörte gegen Ende des Jahrhunderts, unter dem Einfluß von Marie Antoinette auf; die schreienden Farben verschwanden aus den Gesichtern, und zugleich verlor sich auch der Geschmack an starken Wohlgerüchen; das Zarte mußte sich jetzt mit dem Schwermüthigen, das Keusche mit dem Gefühlvollen im Aussehen der Frauen paaren: so gewann die Parfümerie jenes discrete Gepräge, welches ihr auch heute noch geblieben ist. Nur vorübergehend machte sich ein entgegengesetzter Einfluß der Kaiserin Josephine geltend, die als Creolin die starken Parfüms liebte. Napoleon I. selbst bediente sich nur des Kölnischen Wassers, das er sich jeden Morgen über Kopf und Schultern goß.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert war Frankreichs Geschmacksrichtung in der Parfümerie maßgebend für die anderen Völker, im siebzehnten Jahrhundert gelangte sie zur Alleinherrschaft zugleich mit den französischen Moden.

Frankreich und England waren es vorwiegend, welche die Welt mit ihren Parfümerien versorgten. Nur dem Kölnischen Wasser gelang es, als Weltparfüm gegen die Produkte dieser Länder aufzukommen. Jetzt erst beginnt Deutschland, wenn auch noch nicht in den „Bouquets", so doch in den ungemischten Parfüms in die erste Stelle zu rücken. Die Leipziger Erzeugnisse haben in dieser Richtung einen ungeahnten Erfolg erreicht. Außerdem steht Deutschland obenan mit seinen chemischen Producten, die heute in so entscheidender Weise in die Parfümerie eingreifen. Ebenso liefert es vornehmlich der Welt jene antiseptisch wirksamen Stoffe, welche die Cosmétiques verdrängt haben und allein berufen sind, die Gesundheit des Körpers und damit auch die Schönheit des „Teint" in Zukunft zu wahren.

XVII.

Die Berge strahlten von allen Seiten Licht und Wärme auf die Blumenpflanzungen von Grasse zurück. Es wurde heiß in der Stadt: feiner Staub stieg bei jedem Windhauch in dichten Wolken auf: es roch zu stark nach Santalholz in den Straßen, wir sehnten uns nach reiner, erfrischender Luft und zogen auf das Cap Martin bei Mentone. Die Uebercultur hat sich leider auch dieses schönen Vorgebirges bemächtigt, das noch vor einem Decennium ein dichter Kiefernwald und Maquis deckten. Doch das Unternehmen wird hier wenigstens mit Verstand und Geschmack geleitet. Eine englische Gesellschaft erwarb das ganze Cap und hat es als englischen Park eingerichtet. Die Straßen sind in schonender Weise angelegt, es wird der Natur keine schreiende Gewalt angethan. Dort, wo das Cap dem Festland entspringt, trägt es einen alten Oelhain, der wunderbar schön ist mit seinen mächtigen phantastisch verschnörkelten Stämmen. Da kann man noch in dem Schatten alter Bäume ruhen, seiner selbst und der Welt vergessen, und dem Spiel der Sonnenstrahlen in dem dichten Laub der Kronen folgen. Die Spitze des Cap Martin wird von dem neuen „Grand Hôtel du Cap Martin" ein-

genommen, welches zweifellos zu den comfortablesten Häusern der Riviera zählt. Der Hôtelgarten reicht bis an das Wasser und verliert sich schließlich längs desselben an der westlichen Küste. Da kann man unvermerkt aus der gezähmten Natur entfliehen, und noch in unverfälschten würzigen Maquis wandern. Und bei jeder Windung des Ufers ragen neue Felsen aus dem Meer hervor, immer anders geformt, in unerschöpflichem Wechsel. Ueberall die anbrausenden Wogen mit ihrem Silberrand, hier von tiefem Blau, dort von hellem Grün, dort wieder in violetten Tönen; dann plötzlich vorübereilende Fischerbarken, grell beleuchtet im lichten Schein der Sonne. Die Ruder scheinen in flüssiges Metall zu tauchen, und funkelnde Tropfen fallen von ihnen in das Meer zurück. Weite Blicke öffnen sich über die Küste: hier Monte Carlo, sanft vom Meere aufsteigend, dort Monaco auf seinem steilen Fels, darüber, wie auf Wache, die riesige „Tete de Chien". Ganz in der Nähe liegt am Bergesabhang das Felsennest Roccabruna, in Orangenhaine gehüllt, umrahmt von Cypressen und Carouben. So läßt sich hier genußreich am Vormittage wandern, da die Sonne noch im Osten steht, im Schatten des steil aufsteigenden Caps; felsauf, felsab, einmal dicht am Meere, dann steil über demselben, dann wieder am Strand, wo die Welle bis zu den Füßen rollt.

Am Nachmittag lockt dann das westliche Ufer, wo der Blick die hohen Berge über Mentone umfaßt. Sie scheinen fast unmittelbar dem Meere zu entsteigen, diese steilen Riesen, die ihren Curs ins Meer, ihren Gipfel aber in die Wolken tauchen. Sie leuchteten am Abend im Glanz der scheidenden Sonne, während tiefer Schatten schon Mentone deckt. Auch das alte Bordighera, weithin vorgeschoben in das offene Meer, flammt noch in purpurnem Lichte. Ein Liebling der Sonne an dieser goldigen Küste, empfängt er am Abend ihren letzten Gruß.

Doch das Wetter verdarb sich und erleichterte uns die Trennung von der Riviera. Dicke Regentropfen fielen vom Himmel und tränkten die durstige Erde. Wir aber konnten von hier in dem süßen Wahne scheiden, es weine uns dieser Himmel, den wir so liebgewonnen, einige Thränen zum Abschied nach.

Das Religions-Parlament in Chicago.

Von

F. Max Müller.

[Nachdruck untersagt.]

Die geistige Atmosphäre in Deutschland und England ist doch noch immer sehr verschieden, mehr als man bei der jetzigen Leichtigkeit des Austausches der Ideen zwischen diesen beiden Ländern erwarten sollte. Die Fragen und Antworten, welche jüngst in dem Wiener Fremdenblatt erschienen, bilden eine Art Barometer, welcher die Schwere oder den Druck wissenschaftlicher, religiöser und politischer Interessen auf die Gemüther in Deutschland zu erkennen gibt. Die Fragen waren:

1. Welches Ereigniß oder welcher Fortschritt des abgelaufenen Jahres, sei es im Bereich der Wissenschaft oder der Literatur, der bildenden Kunst oder der Musik, des humanitären Wirkens oder der Politik hat Sie mit der größten Befriedigung erfüllt?
2. Was wünschen Sie vor Allem vom kommenden Jahre, namentlich auf dem Gebiete, auf dem Sie selbst thätig sind?

Die Antworten sind in der Beilage zum „Fremdenblatt" vom 1. Januar d. J. veröffentlicht worden. Da Jeder aufgefordert war, seine Antwort ganz von seinem eigenen Standpunkte aus zu geben, so war natürlich eine große Verschiedenheit in den Antworten zu erwarten, größer eigentlich als sie sich wirklich herausgestellt hat.

Die Entdeckung des Heilserums für Diphtherie hat jedenfalls die meiste Theilnahme und Bewunderung in Deutschland gefunden, während man in England und anderen Ländern noch eine zuwartende, ja fast skeptische Stellung beobachtet. Dann kommt natürlich die Aussöhnung zwischen dem deutschen Kaiser und Fürst Bismarck vielfach zum Vorschein als Signatur des verflossenen Jahres. Männer wie Ebers, W. Oncken und Richard Voß erkennen darin das größte Ereigniß des Jahres 1894, wohl weil sie darin einen Beweis der Charakterstärke und der Selbstüberwindung des Kaisers und eine Garantie für die ungestörte Entwicklung und Stärkung Deutschlands und somit für den Frieden Europa's erblicken. Ein anderes Pfand für diesen Frieden erkennen Männer wie Flourens und Lombroso in der begeisterten Anerkennung, welche die Bestrebungen des Kaisers von Rußland für die Erhaltung der

europäischen Eintracht bei seinem Tode gefunden haben. Auch die Bemühungen zur Beschränkung der Alkoholconsumtion finden warme Anerkennung, insofern sie ebenfalls zur Hebung des Volkscharakters und indirect zum Fortschritt des europäischen Culturlebens beitragen. Die Wünsche für das kommende Jahr bestehen meist in naher Uebereinstimmung mit der Anerkennung des in vergangenen Jahren Geleisteten. Daß manche Wünsche für das kommende Jahr einen sehr subjectiven Charakter tragen, sowie z. B. der Wunsch eines Schriftstellers für den Erfolg seines nächsten Dramas am Wiener Theater, oder wie bei meinem humoristischen Freunde, Theodor Fontane, der Wunsch für höheres Honorar, war begreiflich; möglich auch, daß in den heiteren Worten ein tieferer Ernst liegt. Es wäre interessant gewesen, wenn Specialisten mehr aus der Schule geschwatzt hätten, um uns zu sagen, wo der Schuh drückt und wo sie Hülfe erwarten. Sehr ehrlich klingt in dieser Beziehung der Wunsch von Mantegazza: „J'ai trop de désirs pour l'année prochaine pour que je puisse les nommer tous. Je me contenterai de rester dans le champ spécial de mes études, en disant que j'espère que la craniologie perdra chaque jour de son importance et qu'au lieu de perdre tant le temps à mesurer des crânes ou travaillera pour faire l'anthropologie rien autre chose que l'histoire naturelle de l'homme."

Wie viele seiner Studien- und Leidensgenossen fühlen dasselbe, ohne den Muth zu haben, es frei und offen auszusprechen! Man lese nur, was Castrén vor vielen Jahren in seinen ethnologischen Abhandlungen über die Finno-ugrischen Schädel gesagt hat, und man wird sich wundern, daß man diesen Bock der Craniologie noch immer zu melken sucht. Eine Geschichte der Zettel, die man von Zeit zu Zeit auf die unbekannten Schädel in den großen Museen Europa's und Amerika's aufgeklebt und dann wieder abgeklebt hat, würde das beste Mittel sein, um hier auch dem Gläubigsten die Augen zu öffnen.

Doch genug von diesen pia vota! Was mich am meisten bei Durchsicht dieser Antworten betroffen machte, war nicht nur mein vollständiges Alleinstehen — hierauf muß wohl Jeder, der ein Steckenpferd reitet, gefaßt sein — sondern die Nothwendigkeit eines Commentars von Seiten der Redaction, um sowohl meine Anerkennung eines großen Ereignisses in 1894, als meinen Wunsch für 1895 verständlich zu machen. Als die Fragen an mich herantraten, zauderte ich keinen Augenblick, The World's Parliament of Religions als das größte Ereigniß des verflossenen Jahres zu bezeichnen. Chronologisch hatte ich vielleicht Unrecht, denn der Congreß selbst fand bereits Ende des Jahres 1893 in Chicago statt, aber er kam erst im nächsten Jahre zur Kenntniß des allgemeinen gebildeten Publicums von Europa durch die Veröffentlichung der Transactions of the World's Parliament of Religions in zwei dicken Bänden, jeder von etwa 800 Seiten. So wenig scheint die Kunde von diesem, man kann wohl sagen dem ersten wahrhaft ökumenischen Concil in das deutsche Publicum gedrungen zu sein, daß es der Redaction nothwendig schien, hinzuzusetzen, es sei das Religions-Parlament gemeint, welches in Chicago gehalten wurde. Und doch war auch Deutschland, das reformirte sowohl als das noch unreformirte, sehr zahlreich und sehr einflußreich bei dieser Versammlung vertreten. Es ist

ja möglich, daß bei einem Theil des Publicums Religion für etwas Dagewesenes gilt und für ein Heilmittel, das mit dem Diphtherieserum keinen Vergleich eingehen darf. Vom geschichtlichen, d. h. vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, stellt sich indeß die Sache doch wohl etwas anders. Was wäre die Geschichte der Menschheit, wenn man die Religion ausstriche? Ein Räthsel ohne Lösung, ein Leben ohne Herzschlag. Viel Uebles hat Religion in der Geschichte angestiftet, vielleicht mehr des Uebels als irgend eine andere Macht. Aber das beweist jedenfalls die Gewalt der Religion, und Niemand wird leugnen, daß eine Macht, die so Schreckliches hervorbringen konnte, auch Herrliches schaffen kann und geschaffen hat. Manche Geschichtsforscher erblicken in der Religion den rothen Faden, der sich durch das ganze Gewebe der Geschichte zieht, und der Augenblick, wo zum ersten Male die zerstreuten und verzerrten Fäden der ewigen Religion zu einem Knoten zusammengeschürzt wurden, kann doch kein ganz gleichgültiger in unserer Geschichte, in der Geschichte der Menschheit genannt werden. Es gibt viele Religionen, es gibt nur eine Religion. Alle geschichtlichen Religionen sind nur Varietäten der ewigen Religion, wie die Dialecte einer Sprache. Die jüdische, die christliche, die mohammedanische, die brahmanische, die buddhistische und jainistische, die zoroastrische und die von Confucius und Laotse in China gestifteten Religionen können als die neun hauptsächlichsten Proben der Religion gelten. Doch gibt es außerdem noch manche, wenn auch geschichtlich weniger bedeutende Formen des religiösen Bewußtseins, welche die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers in hohem Grade verdienen. Die vorgenannten neun Religionen haben den Vorzug, daß wir dieselben in ihren eigenen autorisirten heiligen Büchern studiren können. Aber Religion gab es natürlich auch in Aegypten und Babylonien, in Griechenland und Rom, unter den germanischen, celtischen und slavischen Stämmen, nur daß wir bei ihnen uns mit Bruchstücken und zerstreuten historischen Nachrichten zu begnügen haben, die dem construirenden Urtheil des Religionsforschers viele, oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Ebenso ist es jetzt wohl allgemein anerkannt, daß es auch unter den uncivilisirten Völkern, selbst bei denen, welche auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen, keines gibt, welches nicht Vorstellungen und Namen für gewisse unsichtbare übersinnliche Wesen besäße, denen es Ehrerbietung erweist, und oft auch Opfergaben widmet; daß es in der That kein Volk ohne Religion gibt.

Jede von diesen Religionen geht nun ihren eigenen Weg und ist so sehr von ihrer alleinseligmachenden Kraft überzeugt, daß sie die übrigen kaum eines Blickes würdigt, und nur schwer ein selbstzufriedenes Lächeln unterdrücken kann, wenn man ihr zumuthet, sich in Reihe und Glied mit anderen Religionen zu stellen. Leider bleibt es selbst nicht bei dieser Gleichgültigkeit, sondern es stellt sich sehr oft eine Abneigung, Verachtung, ja selbst Haß gegen andere Religionen ein, der zu traurigsten Conflicten in der Geschichte geführt hat. Sobald zwei Religionen mit einander in Berührung kommen, ist fast der erste Gedanke, daß die eine die andere aufzuzehren sucht. Man versucht zunächst Bekehrung durch gute oder schlechte Mittel, aber wenn alle Vernunft-

gründe fehlschlagen, so nimmt man doch gewöhnlich zum letzten Vernunftmittel, der ultima ratio regum, seine Zuflucht, nämlich Pulver und Blei.

Ein Versuch also, die Vertreter der hauptsächlichsten Religionen zu einer friedlichen Versammlung einzuladen, sie aufzufordern, jeder seine eigene Religion in ihren besten Zügen zu schildern, war jedenfalls etwas Neues. Dies geschah zu Chicago im Jahre 1893, zur Zeit, als man die riesigen Vorbereitungen zu der Columbian Exhibition machte. Der Gedanke regte sich, daß man bei einer Weltausstellung nicht nur die Erzeugnisse der Industrie und der technischen Künste, sondern auch die höchsten Errungenschaften des Geistes, der Wissenschaft und der freien Künste vereinigen sollte. Die Werke des Geistes sollten neben den Werken der Hände ihre rechtmäßige Stelle finden, und so geschah es, daß man außer den Vertretern der Industrie, der Wissenschaft und der Künste auch die Vertreter der großen Religionen nach Chicago einlud.

Ich kann aufrichtig sagen, daß ich kaum Etwas in meinem Leben mehr bereut habe, als daß ich der an mich gerichteten Einladung nicht Folge leistete. Ich war tief in meinen Arbeiten, fühlte mich nicht ganz wohl und schließlich hatte ich keine Idee, was dieses sogenannte Religions-Parlament sein und leisten sollte. Wer konnte es auch vorhersehen? Wer konnte es wissen, welche Religionen die Einladung annehmen würden und was für wirklich berechtigte Vertreter sie schicken könnten. Wer konnte glauben, daß, was in dem Programm als ein Nebenzweig der großen Ausstellung (an auxiliary branch) bezeichnet wurde, schließlich der Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Ausstellung, das größte Ereigniß des ganzen Jahres, ja, ich sage es kühn, eine der wichtigsten Thatsachen in der ganzen Weltgeschichte werden sollte.

Hatten wohl die, denen das Verdienst zukommt, dieses wahrhaft ökumenische Concil versammelt zu haben, ich meine Präsident Bonney und Dr. Barrows, hatten sie selbst eine klare Idee von dem, was sie wollten? Hätten sie diese Idee einfach und unumwunden ausgesprochen, so hätte Jeder, dem die Zukunft der Menschheit, dem die Religion am Herzen liegt, sich aufmachen und nach Chicago pilgern müssen. Mir schien es, als ob es sich um eine bloße Schaustellung handele, und daß in Chicago weder die Zeit noch der Ort für ernste Verhandlungen sein könne. Statt einer bloßen Schaustellung ist es aber eine Wirklichkeit geworden, die auf lange Jahre sich fühlbar machen und die unvergeßlich bleiben wird, wenn alles Uebrige von der Columbian Exhibition der Vergessenheit verfallen ist.

Es scheint, als ob die geniale Idee einer großen Religionsausstellung, wie so manche andere geniale Idee, sich zu etwas weit Größerem entwickelt hat, als was ihre eigenen Urheber ahnen konnten. Ja, mir scheint es, als ob man selbst in Amerika, wo die Kunst der Bewunderung und die Kunst, der Bewunderung aus ganzem vollen Herzen Ausdruck zu geben, noch nicht ausgestorben, die Größe dessen, was man vollbracht, noch nicht vollständig ermessen hat. In anderen Ländern und, wie es scheint, selbst in Deutschland, hat man nur schwache Kunde von den Dingen, die in Chicago vorgegangen, durch die öffentlichen Blätter erhalten. In England schien es, als ob man von Anfang an dieses ganze Unternehmen hätte todtschweigen wollen. Die großen Organe der

öffentlichen Meinung hatten, mit wenigen Ausnahmen, nichts zu sagen oder wollten nichts sagen. Ja, hier und da zuckte man verächtlich die Schultern und belächelte sogar, was für jeden ernsten und gebildeten Mann etwas Heiliges hätte sein sollen. Jetzt endlich scheint es, als ob man die Fenster geöffnet habe, so daß der schlechte Rauch hinaus und die reine Luft der Wahrheit herein ziehen könne. Nun, besser spät als nie. Ich weiß wohl, wie schwer es ist, den richtigen Maßstab an Ereignisse zu legen, die wir selbst erlebt haben. Man lese nur die Geschichten und Memoiren, welche von Augenzeugen oder von Mitbetheiligten über Ereignisse aus dem vorigen, ja aus dem jetzigen Jahrhundert niedergeschrieben worden sind, und man wird erstaunen, wenn man wahrnimmt, wie wenig sie es verstanden, die bleibende und weltgeschichtliche Bedeutung zu erfassen bei Dingen, die sie mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben, ja an denen sie selbst betheiligt waren. In den Augen der Tagesfliegen ist Alles monumental und epochemachend, aber die Geschichte muß warten und Geduld haben, ehe sie ein wirkliches Urtheil sprechen kann. Es ist die Ungeduld der Mitwelt, welche die Verantwortung für so viele Denkmäler trägt, welche dem Andenken an Begebenheiten oder an Männer gewidmet sind, deren Namen jetzt schon nirgends mehr zu lesen sind als auf dem Sockel ihrer Monumente. Wenn man nun hundert Jahre wartete, ehe man Monumente zu Ehren von Fürsten, Staatsmännern, Künstlern, Dichtern oder Gelehrten errichtete, so würde mehr Platz für Standbilder auf unseren Plätzen und in den Straßen sein.

In Bezug auf die weltgeschichtliche Bedeutung des in Chicago gehaltenen Religionsparlaments jedoch tritt uns eine Thatsache entgegen, welche keinen Zweifel zuläßt, und worüber selbst das Urtheil der Mitwelt keiner Täuschung ausgesetzt sein kann. Ein solches Zusammenkommen von Vertretern der hauptsächlichsten Religionen der Menschheit hat noch nie in der ganzen Geschichte stattgefunden. Es ist einzig in seiner Art. Es hatte keine Vorgänger, ja wir können wohl sagen, es konnte keine Vorgänger haben. Die Neider haben auch dies in Abrede stellen wollen. Man hat den Herren von Chicago gesagt, daß ihr Parlament der Religionen durchaus nicht die erste Verwirklichung eines neuen Gedankens gewesen sei, sondern daß ähnliche Zusammenkünfte auch schon früher bewerkstelligt worden seien. Hier haben wir mit Thatsachen zu thun. Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Wenn das Religionsparlament zu Chicago nicht ein durchaus neuer Gedanke war, jedenfalls war es die erste Verwirklichung eines Gedankens, der still in den Herzen von Propheten gelebt, oder von Zeit zu Zeit von Poeten ausgesprochen worden sein mag, die eben das Recht haben, Träume zu träumen und Gesichte zu sehen. So finden wir bei Browning Worte, die fast wie eine Prophezeihung des Religions-Parlaments in Amerika klingen.

„Laßt uns die Pilgerfahrt bereiten
Durch alte und durch neue Zeiten,
Nach vielen Völkern, vielen Zonen,
Wo Heilige, Weise, Wilde wohnen,
Zu sehn, wie vor dem Vater von uns Allen
Die vielen Credos so wie Eins erschallen."

Browning hat in diesen Zeilen seiner Vision von einer Vereinigung aller Religionen dichterischen Ausdruck gegeben. Leider sollte er nicht leben, um was er geträumt im Tageslicht zu sehen. Seine vielen Bewunderer in Amerika können aber stolz darauf sein, daß sie Browning's Traum verwirklicht, Browning's Hoffnung erfüllt haben. Jetzt gilt es, mit aller Macht daran zu arbeiten, daß die Wirklichkeit nicht wieder zum Traum werde, daß das, was unter seiner Führung gewonnen ist, nicht wieder verloren gehe.

Womit hat man denn nun das Religions-Parlament in Chicago gemeint vergleichen zu können? Zuerst mit dem Concil des berühmten buddhistischen Königs Asoka im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt. Das heißt denn doch sich eine große Freiheit mit den Thatsachen der Geschichte erlauben. Asoka war gewiß ein aufgeklärter Fürst, der religiöse Duldung besser gepredigt und geübt hat, als irgend ein Fürst vor oder nach ihm. Mir fällt es am wenigsten ein, seinen Ruhm bekritteln zu wollen. Aber vergesse man doch nicht, im heiligen Eifer zu beweisen, daß Alles schon dagewesen, wie bei dem Concil zu Pataliputra im Jahr 242 vor Christi Geburt Alle dabei Betheiligten zu einer und derselben Religion gehörten, zur Religion von Buddha, die allerdings schon im dritten Jahrhundert in viele Secten zersplittert war, aber die doch immer nur als eine Religion galt. Wir hören nichts davon, daß irgend welche nicht-buddhistische Secten, z. B. Jainas, Ajivikas oder Vedische Brahmanen bei diesem Concil zugegen waren, so daß dort von einer Vergleichung verschiedener Religionen, oder gar von einer Ausgleichung ihrer Differenzen, natürlich keine Rede sein konnte.

Noch unpassender ist es, das Concil von Chicago mit dem von Nicäa vergleichen zu wollen. Dieses Concil gilt freilich als ein ökumenisches, aber was war wohl die sogenannte *Οἰκουμένη*, die bewohnte Erde, im Jahre 325 vor Christi Geburt in Vergleich mit der bewohnten Erde, wie sie in Chicago repräsentirt war? Und Niemand wird sagen, daß es der Zweck des Concils von Nicäa war, eine brüderliche Hand nach andern nicht-christlichen Religionen auszustrecken. Was die Veranstalter dieses Concils beabsichtigten, war etwas ganz Anderes, nämlich die Grenzen christlicher Liebe und Duldung enger und enger zusammen zu ziehen, indem man sogar die Arianer, die Anhänger des bisher als orthodox geltenden Arius, aus dem Verband der christlichen Kirche ausstieß. Erst jetzt fängt man an, einzusehen, wie sehr sich die Kirche damals durch den Verlust vieler ihrer ehrlichsten und aufgeklärtesten Anhänger geschädigt hat. Es gibt jetzt wenige historisch gebildete Christen, welche die Arianische Auffassung der Person Christi nicht für die wahre und würdigere halten, vorausgesetzt, daß man die Bedeutung des *υἱος μονογενής* so auffaßt, wie es Clemens und Origenes thaten, geistig, nicht physiologisch. Was sodann das Gebahren der Bischöfe zu Nicäa betrifft, so würden die Mitglieder des Concils von Chicago sich wenig geschmeichelt fühlen, mit ihnen verglichen zu werden.

Noch eine dritte religiöse Versammlung hat man herbeigezogen als einen Präcedenzfall der Versammlung zu Chicago, nämlich die, welche am Hofe des Kaisers Akbar (1542—1605) stattfand. Nun der Geist, der in der Brust von

Akbar arbeitete und ihn bewog, Vertreter aller Religionen nach Delhi zu berufen, war wohl derselbe, der sich in den Herzen der Männer regte, welche die Idee eines Religions-Parlaments in Amerika ergriffen und ins Werk setzten. Aber erstens war die Zahl der in Chicago vertretenen Religionen weit größer als in Delhi, zweitens waren die persönlichen Absichten Akbar's ganz anderer Art. Hier muß ich von Neuem sagen, daß ich nicht im Geringsten daran denke, die Verdienste Akbar's zu bekritteln oder herabzuziehen. Akbar ist ein Charakter, der einzig in der Geschichte dasteht, und dessen tiefste Quellen noch lange nicht klar gelegt sind. Er war mißmuthig gegen seine eigene Religion gestimmt; und ein Kaiser, der durch seine damals die Welt beherrschende Religion, den Islam, sich nicht nur unbefriedigt fühlte, sondern diese Unbefriedigung öffentlich aussprach, muß jedenfalls ein Mann von Nachdenken, von Ehrlichkeit und von Muth gewesen sein. Wir besitzen glücklicherweise über ihn die Nachrichten von Feinden sowohl als von Freunden, von seinem Anhänger Abu Fazl sowohl als von seinem Gegner Badáoní. (Siehe Introduction to the Science of Religion, S. 209—235.)

Akbar trug sich offenbar mit dem Gedanken, eine neue und reinere Religion zu begründen, und zu diesem Zwecke wünschte er sich mit den Hauptreligionen der damaligen Zeit bekannt zu machen. Zuerst wollte er Klarheit über seine eigene Religion erhalten, und er berief deshalb einige der gelehrtesten Ulemahs zu sich, damit sie in seiner Gegenwart ihre Ansichten über schwierige Punkte des Islam vortragen und austauschen sollten. Dieser Versuch scheint kein glücklicher gewesen zu sein, denn Badáoní berichtet, daß den Ulemahs der Kamm gar gewaltig schwoll und sie einen unerhörten Streit und Lärm am Hof machten. Der Kaiser erklärte danach an Badáoní, daß Alle, welche sich nicht anständig betragen könnten und nichts als Unsinn redeten, den Hof verlassen sollten, worauf Badáoní erwiderte, daß dann wohl Niemand von den geistlichen Herren übrig bleiben würde. Nichts der Art scheint in Chicago vorgekommen zu sein. Akbar that Alles, was in seinen Kräften stand, um sich eine genaue Kenntniß seiner eigenen und anderen Religionen zu verschaffen, aber das Glück war ihm nicht so günstig wie dem Präsidenten der Versammlung in Chicago. Juden und Christen stellten sich zwar ein und erhielten vom Kaiser den Auftrag, ihre heiligen Bücher, das Alte und das Neue Testament für ihn zu übersetzen. Man erzählt von christlichen Missionären, z. B. Rodolpho Aquaviva, Antonio de Monferrato, Francisco Enriques und Anderen, die damals frei in Indien verkehren durften, ja es verbreiteten sich Gerüchte, daß der Kaiser selbst ihnen Gehör geschenkt, und daß er im Geheimen zum Christenthum übergetreten sei.

Man hat dies Gerücht oft wiederholt, aber Akbar würde wahrscheinlich am Christenthum dasselbe ausgesetzt haben, was ihn im Islam mißfiel, denn der Islam ist ja in den meisten Glaubensartikeln nicht wesentlich vom Christenthum verschieden. Was Akbar zunächst im Auge hatte, war: sich mit andern Religionen aus erster Hand bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke stellte er eine Anzahl von Uebersetzern an und brachte eine große Menge von Handschriften und Büchern in der Kaiserlichen Bibliothek zusammen. Aber selbst

hierbei ging es nicht immer nach seinem Wunsch. Kein Brahmane wollte sich herablassen, den Veda, die alte Bibel Indiens, herbeizubringen oder gar eine Uebersetzung davon dem Kaiser vorzulegen. Was der Kaiser vom Veda wußte, war höchstens ein Theil des Atharva-Veda, wahrscheinlich nur die zu demselben gehörigen Upanischads. Noch war er glücklicher mit dem Avesta, obgleich man sagt, daß ein gewisser Ardeschir, offenbar ein Perser, ihm Theile davon übersetzt habe. Akbar's Minister und Geistesgenosse Abufazl war nicht im Stande, seinen Herrn einen Einblick in die buddhistische Religion zu verschaffen, und ob der Kaiser selbst den Wunsch hegte, die Religionen China's, die des Confucius oder die des Laotse, in das Bereich seiner Forschungen zu ziehen, ist mehr als zweifelhaft. Man muß auch nicht vergessen, daß bei all' diesen Verhandlungen zwischen Akbar und den Vertretern anderer Religionen es schwer, ja unmöglich war, die Gegenwart eines Kaisers ganz zu vergessen. Und ein Kaiser in Delhi im 16. Jahrhundert war eine Art von Zeus, dessen Anblick hinreichte, gewöhnliche Menschenkinder, wie eine Semele, zu betäuben und zu überwältigen. Und neben dem Kaiser standen die drohenden Vertreter des Islam, Leute, denen selbst ein Akbar nicht immer gewachsen war. So menschenfreundlich Akbar mit seinen täglichen Genossen sein konnte, sie wußten alle, daß ihr Leben in seiner Hand lag, und selbst Abufazl, der den größten Einfluß auf ihn ausübte, mußte immer auf seiner Hut vor Intriguen der Moschee und des Harems sein. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, und dies wird wohl auch die Ueberzeugung Akbar's gewesen sein, „daß alle Religionen der Welt einen und denselben Grund haben". Aber doch war er vorsichtig in seinen Aeußerungen, denn er wußte, daß die Wahrheit nicht für die Menge gemacht sei. So schrieb er: „Einer denkt, er verehre Gott, wenn er nur seine Leidenschaften zügelt; ein Anderer übt sich, indem er über das Schicksal der Nation wacht. Die Religion von Tausenden besteht nur darin, daß sie sich fest an eine bloße Idee klammern, und sie sind vollkommen glücklich in ihrer geistigen Trägheit und Urtheilslosigkeit. Wenn aber die Zeit des Nachdenkens kommt und der Mensch die Vorurtheile seiner Erziehung abstreift, dann brechen die Faden des Gewebes religiöser Blindheit, und das Auge erblickt auf einmal die ganze Glorie der Harmonie. . . . Aber," fügt er hinzu, „der Strahl solcher Weisheit erleuchtet nicht jedes Haus, noch könnte jedes Herz solches Wissen vertragen." An einer andern Stelle klagt er, daß, obgleich manche Erleuchtung empfangen haben, doch die Meisten Schweigen beobachten, weil sie sich vor Fanatikern fürchten, die nach Blut dürsten, obwohl sie äußerlich wie Menschen aussehen. Ja sollte Jemand Muth fassen und seine aufgeklärteren Gedanken frei und offen aussprechen, so würden ihn die Frommen und Einfältigen für verrückt erklären und ihn unberücksichtigt bei Seite lassen, während andere unselige Bösewichte sogleich Häresie und Atheismus wittern und Alles thun würden, um ihm ans Leben zu gehen.

Dies ist nicht übel für einen Kaiserlichen Unterrichtsminister, den persönlichen Freund Akbar's, und also den Zeitgenossen Karl's des Fünften. Wären aber seine Bemerkungen, statt in den Tagen Luther's, zur Zeit von Strauß oder Harnack geschrieben, so würden sie durchaus nicht unzeitgemäß

gewesen sein, mit Ausnahme des Blutdurstes der Ulemahs gegen die Verrückten, die frei und offen ihre aufgeklärten Gedanken aussprechen. So weit ist die Welt doch in drei Jahrhunderten fortgeschritten, daß es nicht mehr für schicklich gilt, irgend Jemanden wegen seiner Ueberzeugungen zu verbrennen. Wie behutsam vor dreihundert Jahren selbst ein Kaiser sein mußte, wie scharf er und seine Freunde von seinen Gegnern beobachtet wurden, kann man vielleicht daraus ersehen, daß, wenn er sich mit einem Andersgläubigen oder Ungläubigen unterhalten wollte, selbst der Kaiser es geheim und in der Nacht thun mußte. Er saß dann auf dem Balkon seines Palastes, und der Fremde wurde an einem Strick heraufgezogen. Wie viel besser war es da in Chicago. Da gab es keinen Constantin, keinen Akbar, dessen Zürnen oder Lächeln in Betracht kam. Die Bischöfe und Cardinäle, die zugegen waren, ermuthigten zur freiesten Aussprache und hätten dies auch nicht verhindern können. Die Versammlung war frei und collegialisch, sie war brüderlich und blieb ohne Mißklang von Anfang bis zu Ende. Alle Religionen der Welt waren vertreten, weit zahlreicher als im Palaste von Delhi, und ich sage es noch einmal und fürchte keinen Widerspruch, das Religions-Parlament von Chicago steht einzig in seiner Art da. Es hat keine Vorgänger gehabt, ja es konnte keine Vorgänger haben.

Man denkt gewöhnlich, daß die Anzahl der Religionen sehr groß sei. Aber von großen historischen Religionen, von Religionen, die auf heilige Bücher begründet sind, gibt es nur acht oder neun. Sie kamen alle aus dem Morgenlande, drei aus arischer, drei aus semitischer Quelle, zwei aus China. Die drei arischen Religionen sind

1. die vedische, mit ihren zahlreichen Abzweigungen in Indien, Hinterindien und den Malayischen Inseln;
2. die avestische, oder nach ihrem legendenhaften Gründer die zoroastrische genannt;
3. die buddhistische mit ihren zahlreichen Secten, von denen einige kaum noch den historischen Buddha als ihren Gründer in Anspruch nehmen können.

Die drei großen semitischen Religionen sind

4. die jüdische;
5. die christliche;
6. die mohammedanische.

Aus China haben wir dann noch

7. die Religion des Confucius;
8. die Religion des Laotse.

Das sind die Hauptmitglieder des Religionsparlaments. Doch dürften wohl auch die Anhänger Jinas, die Jainas in Indien, Anspruch auf Sitz und Stimme haben, da ihre Anzahl und ihr Einfluß sehr bedeutend sind und sie einen heiligen Canon besitzen, der den Ursprung dieser Religion sogar über den geschichtlichen Ursprung des Buddhismus hinaus versetzt. Auch fehlte es in Chicago nicht an hervorragenden und sehr energisch hervortretenden Mitgliedern von dieser in Indien mehrere Millionen an Anhängern zählenden

Religion. Diese wollen sich durchaus nicht als bloße Buddhisten betrachtet wissen, in so vielen Dingen sie auch mit den Anhängern des Jina von Kapilavastu übereinstimmen. Wenn man aber den Ansprüchen der Jainas Gehör schenkt, so konnte man dasselbe auch den Sikhs nicht verweigern, denn auch diese haben ihre eigene Bibel, den Granth, und zählen über eine Million Anhänger, namentlich in den nordwestlichen Provinzen Indiens. Ihre Religion ist aber mehr ein Compromiß zwischen zwei Religionen, dem Brahmanismus und Mohammedanismus, als eine unabhängige Glaubensform, und, wie es scheint, war sie auf dem Congreß von Chicago durch Niemanden vertreten.

Alle anderen Religionen hatten ihre Sprecher, meistens Männer von anerkannter Stellung in ihrer Heimath und in manchen Fällen direct von den Häuptern ihrer Religion beglaubigt. Nur zwei Religionen, oder richtiger eine Religion und ein Hauptzweig einer andern, hatten alle Betheiligung ausdrücklich durch ihre Häupter abgelehnt. Der Sultan als Chalif des Islams wollte oder konnte keinen Vertreter ernennen, da dies die Sache des Scheikh ul Islam gewesen wäre. Der Erzbischof von Canterbury, als Haupt der englischen reformirten Kirche, hielt es für nicht gerathen, seinen Bischöfen die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Congreß zu geben. In beiden Fällen lag wohl ein bedauernswerthes Mißverständniß zu Grunde. Der jetzige Sultan ist ein aufgeklärter und einsichtsvoller Moslim, und wenn er genauer unterrichtet worden wäre, würde er gewiß nicht gewünscht haben, daß seine Religion ohne jegliche legitime Repräsentation auf einem Congreß aller Religionen bleiben sollte. Natürlich fehlte es nicht an unautorisirten Gesandten des Islam, und die christliche Religion, in ihren beiden Zweigen, dem reformirten wie dem unreformirten, ja namentlich auch die anglicanische bischöfliche Kirche, war trotz der erzbischöflichen Warnung fast zu zahlreich vertreten.

Daß in einem christlichen Lande wie Amerika die christliche Religion in starker Majorität erscheinen würde, war wohl zu erwarten, obgleich man kaum erwarten konnte, daß die unreformirten Zweige, namentlich die römische und die griechische Kirche, ihre Cardinäle und Erzbischöfe zu diesem ökumenischen Concil senden würden. Es machte namentlich dem klaren Blick des jetzigen Papstes die größte Ehre, daß er die Bedeutung dieser religiösen Versammlung richtig erkannte und sich nicht abschrecken ließ, eine feste Stellung zu ihr zu nehmen. Die päpstliche Kirche hat dadurch entschieden an Ansehen in Amerika gewonnen und den ihr so oft gemachten Vorwurf der Engherzigkeit auf das Glänzendste widerlegt.

Die größte Ueberraschung bei der Eröffnung des Religionsparlaments in Chicago war aber die große Anzahl von Mitgliedern der fremden, außereuropäischen Religionen. Wer hätte dies erwartet, wenn man nur die Entfernungen und die Schwierigkeiten der Correspondenz mit Chinesen, Japanern, Persern und Hindus in Erwägung zieht! Hier erschienen in gedrängter Reihe Buddhisten und Schintoisten aus Japan, Schüler des Confucius und Laotse aus China, Parsis aus Bombay, Brahminen aus Calcutta und Benares. Nicht nur die alten Religionen, sondern auch ihre neuesten reformirten Secten hatten Sendboten geschickt. Hier erschien Mozumdar, der Schüler, Freund

und Nachfolger von Keschub Chunder Sen, hier sah man Dharmapala, den unermüdlichen Reformator des Buddhismus in Ceylon. Ein Bruder des Königs von Siam war von Bangkok gekommen, um dem in seinem Vaterland herrschenden Buddhismus das Wort zu reden. Rabbiner aus allen Theilen der Welt vertheidigten ihre alte Religion in begeisterter Rede, und daß es nicht an christlichen Bischöfen, Erzbischöfen, ja Cardinälen fehlte, ist schon erwähnt worden. Man sagt sogar, daß der anwesende Cardinal möglicher Weise der nächste Statthalter des heiligen Petrus sein werde. Wie hatten sich diese Männer entschlossen, ihre Zeit und ihr Geld zu opfern für eine Versammlung, deren Charakter und Zweck nur Gegenstand der Vermuthung sein konnten?

Allen Respect vor Dr. Barrows und seinen Mitarbeitern, die die nöthigen Mittel herbeischafften und eine von so hohem Erfolg gekrönte Correspondenz mit aller Herren Ländern und aller Länder Herren durchführen konnten! Aber man muß doch auch sagen, daß die Welt für ein solches Unternehmen reif war, ja daß die besten Geister darauf warteten und hofften. Man sehe nur die theologische und philosophische Literatur der jüngsten Zeit ein, und man wird entdecken, wie überall das Verlangen nach Vereinigung in religiösen Dingen hervorbricht, in engeren wie in weiteren Kreisen. Wenn auch die Idee einer Weltreligion sich nur in weiter Ferne zeigt, so war man doch mehr und mehr davon überzeugt, daß, wie schon Augustin gesagt, es keine Religion ohne alle Wahrheit gäbe, daß die Uebereinstimmungen zwischen den höchsten Religionen weit größer seien, als man früher geglaubt, daß viele von den streitigen Punkten unwesentliche Dinge beträfen, ja daß es vollkommen möglich sei für verschiedene Religionen, friedlich neben einander zu leben. Hindus und Mohammedaner in Indien haben uns gezeigt, daß Anhänger von zwei so verschiedenen Religionen, wie Brahmaismus und Islam, einträchtig zusammen leben können, wenn man sich nur begnügt, die Wahrheiten, welche beiden Religionen angehören, freudig anzuerkennen und die Verschiedenheiten zu dulden und zu respectiren, solange sie nicht mit der Vernunft und der Moralität in directem Widerspruch stehen. Solange Menschen Menschen sind, ist es nicht zu vermeiden, daß zuweilen leidenschaftliche Ausbrüche dies gute Einvernehmen stören, aber das Factum bleibt dennoch wahr, daß Hindutempel und Moscheen in derselben Straße stehen können und Jahrhunderte lang gestanden haben. Ebenso treten die Buddhisten mehr und mehr in engere Verbindung mit einander trotz ihrer sectirenden Zerklüftung, ja selbst die beiden großen Zweige des Buddhismus, Mahâjâne und Hînajâne, sehnen sich nach Vereinigung. In China ist es bekannt, wie der Kaiser den drei Staatsreligionen angehören muß und durch seine Anwesenheit bei den Versammlungen jeder dieser Religionen seinem Volke ein Beispiel der Toleranz gibt, damit sie lernen, daß ein Jeder, der die Gebote des Confucius, des Laotse oder Fo's (Buddha's) ehrlich erfüllt, Gott angenehm ist. Auch unter den Christen hat es nicht an Unionsversuchen gefehlt, aber es scheint fast, als ob, je unbedeutender die Verschiedenheiten, desto schwieriger eine gegenseitige Annäherung. Mögen Theologen eifern und geifern so viel sie wollen, sind denn im Lichte der wahren, ewigen Religion die unreformirten Christen nicht ebenso gut

Christen als die reformirten? Und ist denn das, was beiden gemeinsam ist, nicht tausendmal mehr werth als die kleinen Wahrheiten und Unwahrheiten, über welche Priester und Pastoren sich streiten und womit sie ganz Deutschland in zwei feindliche Lager zerklüftet haben?

Noch deutlicher trat die Zeitgemäßheit des Religionsparlaments nach Abschluß desselben zu Tage. Nicht nur, daß von allen Seiten sich Stimmen hören ließen, welche dem in Chicago gemachten Experiment ihren vollen Beifall zollten, man schien sogar erstaunt, daß ein solcher Versuch nicht schon viel früher gemacht worden sei. Und doch bezweifle ich, ob die Welt wirklich zu einer viel früheren Zeit ganz reif für ein solches Unternehmen gewesen wäre. Denn obgleich es nicht an Fürsprechern für Union in engeren und weiteren Kreisen gefehlt hat, so müssen wir doch nicht vergessen, daß man vor nicht so langer Zeit in der englischen Kirche feierlich für Juden, Türken und Ungläubige betete und sie sammt und sonders für Kinder Belial's erklärte. Mohammed galt als der Erzfeind des Christenthums, die Bewohner Indiens waren Götzendiener der schlimmsten Sorte, alle Buddhisten waren Atheisten und selbst die Parsis nur verblendete Feueranbeter.

Wenn früher meist die Missionäre für diese unliebsamen Beschuldigungen verantwortlich waren, so muß man es ihnen zum Lobe nachsagen, daß sie es waren, die, namentlich in jüngster Zeit, zuerst die guten Elemente in den fremden Religionen erkannten und anerkannten. Sie konnten nicht umhin zu gestehen, daß es in Indien, ja selbst in Afrika, Menschen gäbe, die, obgleich sie sich nicht zum Christenthum bekehrt, ein Leben führten, dessen sich kein Christ zu schämen brauchte. Dazu kam das mehr und mehr Mode gewordene Reisen in fremden Ländern, wo man, namentlich bei längerem Aufenthalt, nicht umhin konnte, den guten Einfluß zu beobachten, den selbst weniger vollkommene Religionen auf den moralischen, intellectuellen und politischen Zustand des Volkes ausüben. Noch vor Kurzem las ich die Beschreibung einer Reise um die Welt von Mrs. Gordon, die mit den stärksten Vorurtheilen gegen alle heidnischen Religionen von England abreiste, nachdem sie aber das religiöse und moralische Leben in fremden Ländern, in Japan und Indien, mit eigenen Augen beobachtet hatte, mit der wohlwollendsten Anerkennung der Vorzüge dieser Religionen zurückkehrte.

Nichts aber, wenn mich meine eigenen väterlichen Gefühle nicht täuschen, hat mächtiger dazu beigetragen, Toleranz, ja Anerkennung für andere Religionen hervorzurufen, als die Veröffentlichung der „Heiligen Bücher des Ostens" (Sacred Books of the East), welche die letzten zwanzig Jahre meines Lebens erfüllt haben. Die besten Jahre meines Lebens waren der Herausgabe des Rig Veda, der Bibel der Brahmanen, des ältesten Buches der arischen, wenn nicht der ganzen Menschheit gewidmet. Nachdem ich Text und Commentar dieses früher noch nie herausgegebenen Werkes in sechs Quartanten vollendet hatte, sah ich, wie wenig dadurch der Zweck meines Lebens, die Verbreitung der Kenntniß der Religionen der alten Welt, erreicht sei. Das Leben ging auf die Neige, ich verband mich also mit einigen Freunden und Studiengenossen, um eine Uebersetzung der wichtigsten heiligen Bücher der ganzen

Menschheit ins Werk zu setzen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering. Zuerst galt es, wirklich befähigte Gelehrte zu dieser Arbeit heranzuziehen. Viele hatten keine Zeit, Andere hatten keine Lust, die Meisten hielten die Schwierigkeiten für zu groß, als daß sie in so kurzer Zeit zu überwinden wären. Die zu übersetzenden Texte waren oft noch nicht kritisch bearbeitet, die Uebersetzung konnte an vielen Stellen nur versuchsweise gemacht werden. Man fürchtete sich vor übelgesinnten Kritikastern, die, obgleich sie sich selbst nie an eine solche Arbeit heranwagen würden, es leicht genug finden, hier und da ihr maßloses Mißfallen in anmaßenden Worten auszusprechen. Trotz alledem bekam ich meine Freiwilligen zusammen. Wir machten uns an die Arbeit, und fünfzig Bände liegen nun gedruckt vor, in welchen jede der Hauptreligionen, so wie sie ist und war, von Jedem, der Englisch versteht, in Augenschein genommen und studirt werden kann. Ich kann nicht dankbar genug sein, daß es mir vergönnt gewesen, mit Hülfe der besten Kenner der orientalischen Sprachen dieses Unternehmen zu beginnen und zu Ende zu führen, und so den Unterbau zu liefern, auf welchem einmal in kommenden Jahren oder Jahrhunderten die Religion der Zukunft ihren Tempel erbauen kann, einen Unterbau, weit und breit genug für Alle, die, wie die Deutschen des Tacitus, an *ignotum illud quod sola reverentia vident* glauben, die ihm den Namen ‚Unser Vater' geben, obgleich sie wissen, wie schwach auch dieser Name ist, um die Majestät zu benennen, in *der wir leben, weben und sind*.

Obgleich aber eine Kenntniß der fremden Religionen unwiderstehlich zu einer Anerkenntniß des Guten und Wahren, das in ihnen enthalten ist, führen mußte, so hat diese Anerkenntniß doch nirgend vorher eine so offene, eine so solenne Bekräftigung gefunden, als im Religionsparlament zu Chicago. Man bemerke ja, daß dieses Parlament nicht, wie die Versammlungen unter Akbar, den Zweck hatte, eine neue Religion vorzubereiten oder auf der Stelle auszuarbeiten. Aber nichtsdestoweniger hat sich das Factum klar gestellt, daß es eine ewige und universale Religion gibt, und daß im Glauben an diese Religion die höchsten Würdenträger und Repräsentanten aller Religionen der Erde sich als Brüder begrüßen, ja als Brüder hören konnten, was jede einzelne Religion für sich zu sagen hat, daß sie in ein allgemeines Gebet einstimmen und den Segen empfangen konnten an einem Tage von den Händen eines christlichen Erzbischofs, an einem anderen Tage von einem jüdischen Rabbiner und wieder an einem anderen Tage von einem buddhistischen Mönch. Mit jedem Tage wurde es klarer, daß die Punkte, in denen die großen Religionen auseinander gehen, weit weniger zahlreich und — man darf wohl hinzufügen — weit weniger wichtig sind, als die, in denen sie übereinstimmen. Zum ersten Mal in der ganzen Weltgeschichte konnte man es vor Augen sehen, daß Gott *sich selbst nicht hat unbezeuget gelassen*, im fernen China wie in Palästina, in Indien wie in Persien und Arabien.

Aber so anerkennungswerth das harmonische und wahrhaft brüderliche Verhalten zwischen den Mitgliedern des großen Parlaments in Chicago war, so muß man doch nicht zu viel von der menschlichen Natur erwarten. Der Mensch bleibt immer Mensch, und es gab wohl Niemanden, zu welcher Religion

er sich auch bekannte, der nicht seine Religion zu Anfang wie zu Ende des Parlaments für die beste von allen Religionen hielt, ohne in diesem Glauben erschüttert zu werden, selbst wenn er einige schwache Seiten in derselben nicht in Abrede stellen konnte. Die Hauptsache war, daß Jeder trotzdem bereit schien, das Gute in andern Religionen zu erkennen, und daß man die Andersgläubigen nicht rundweg als Ungläubige behandelte. Man sah das Gute in andern Religionen, und wenn man es gesehen, so bemühte man sich, dasselbe oder etwas Aehnliches in seiner eigenen nachzuweisen. Ein alter Rabbi definirte einmal die Religion mit den Worten. „Sei gut, mein Junge, um Gottes willen", und welche Religion würde nicht etwas Aehnliches aufzuweisen haben! Ein anderer Rabbi erklärte, daß das ganze Gesetz und die Propheten in den zwei Geboten hangen: Gott zu lieben und den Nächsten zu lieben. Und es ist bekannt, daß dieselbe Lehre fast in jeder Religion enthalten ist. Siehe M. M., „Theosophie", S. 9, in der bald erscheinenden deutschen Uebersetzung von Dr. Winternitz.

Es ist zu bedauern, daß bei dem Parlament in Chicago diese Uebereinstimmungen zwischen den Religionen der Menschheit, den alten wie den neuen, nicht noch mehr betont und formulirt wurden. Wäre Jemand aufgestanden und hätte die Hauptlehren des Christenthums oder des Islams oder des Buddhismus kurz vorgetragen und hätte dann die Mitglieder der anderen Religionen aufgefordert, zu antworten, ob sie von ihrem Standpunkte aus Ja oder Nein sagten, so würde man sich verwundert haben, wie viele Ja, wie wenige Nein ausgesprochen worden wären. Dies wäre eine Thatsache von unermeßlicher Tragweite gewesen, aber freilich gehörten dazu Männer, die mit ihren eigenen heiligen Büchern vertraut waren, und für jedes Ja oder Nein ihre Beweisstellen anführen konnten. Und hier stoßen wir auf den einzigen schwachen Punkt, der mir, und gewiß auch Anderen, bei der Lektüre der „Transactions of the Parliament of Religions" aufgefallen ist. Manche der Männer, die im Namen des Buddhismus, des Brahmanismus, des Parsismus, ja selbst des Christenthums sprachen, stellten Behauptungen auf, welche sie schwerlich aus ihren Bibeln hätten belegen können. Dies war vielleicht schwer zu vermeiden, denn es stand jedem Anhänger einer Religion, der gerade zugegen war, frei, im Namen von Millionen zu sprechen, und wenn der Sprecher nun gar ein Würdenträger in seiner Kirche, ein Bischof oder Erzbischof war, so wäre es kaum höflich gewesen, ihn aufzufordern, Vers und Capitel für seine Behauptungen anzuführen. Wie wenig das Publicum geeignet oder geneigt war, sich kritisch zu verhalten, zeigte sich als Dharmapála, ein Buddhist, die Anwesenden fragte, wie Viele davon wohl das Leben Buddha's gelesen hätten? Fünf Hände erhoben sich unter den Tausenden von Anwesenden, und das Erstaunen war groß. Was würde aber wohl Dharmapála selbst gesagt haben, wenn man ihn gefragt, welches Leben von Buddha er denn gelesen habe, und er höchstens den Lalita vistara oder den Buddha-charita hätte nennen können, die uns wohl die gewöhnlichen Legenden in hergebrachter Schablone, aber sehr wenig von dem wirklichen Leben und Denken des Prinzen von Kapilavastu erzählen.

Dazu kommt noch die Verschiedenheit der Auslegung, welche die heiligen Bücher aller Religionen erfahren haben. Wir wissen, wie viel unsere eigene Bibel von den Händen der Theologen zu leiden gehabt; wir wissen, von wie vielen Secten unsere eigene Religion zerklüftet ist, und wie z. B. selbst in der bischöflichen Kirche Englands Dr. Pusey erklären konnte, daß ein anderer berühmter und verehrter Theologe, Friedrich Maurice, nicht denselben Gott als er verehre. Man mag also noch so oft erklären, daß die Bibel die höchste Autorität für die Christen, der Veda für die Brahmanen, das Tripitaka für die Buddhisten, der Koran für die Mohammedaner sei, es bleibt immer die Schwierigkeit, nachdem das Orakel gesprochen, das Orakel auch zu interpretiren. Wenn man die Streitigkeiten der Secten der verschiedenen Religionen kennt, so überkommt einen ein wahres Gruseln, Jemanden ganz unschuldig vom Buddhismus sprechen zu hören, als ob es nur einen Buddhismus gäbe, und als ob die verschiedenen Schulen, alle anscheinend gleich berechtigt, namentlich die Mahâjâna- und Hinajâna-Schulen, nicht himmelweit von einander entfernt wären. Die Fortwirkung der That (Karman), die Grundidee des Hinajâna-Buddhismus, wird von den Mahâjâna-Schulen einfach geleugnet. Die Frage nach der Unsterblichkeit des Buddha wird in Japan bejaht, in Ceylon offen gelassen, ebenso wie unter den Christen die Unitarier es ablehnen, Christus *einen* Gott zu nennen, welches von anderer Seite als die Grundbedingung der ganzen christlichen Religion betrachtet wird.

Ich glaube also, daß ich mich nicht täusche, wenn ich in der Sammlung der Sacred Books of the East ein besser beglaubigtes Religions-Parlament erblicke, als selbst im Parlament von Chicago. In der Versammlung zu Chicago hatte man natürlich einen nicht zu unterschätzenden Vortheil. Man hatte lebendige Zeugen; die Sammlung meiner fünfzig Bände besteht aus stummen Zeugen. Dort machte man die Geschichte der Zukunft, hier haben wir nur die Geschichte der Vergangenheit. Dort war Leben und Begeisterung in den eng gedrängten Räumen. Tausende von Kehlen stimmten in die Orgeltöne der Choräle ein; man hörte, man sah, man bewunderte die eigenthümlichen Trachten der Weisen aus dem Morgenlande, hier die Gewänder von schneeweißem Muslin, dort von gelber und rother Seide oder von purpurfarbigem Brokat-Atlas. Man suchte die Züge der dunkelfarbenen Indier, der braunen Japaner, der gelben Chinesen zu entziffern, man sprach, man drückte sich die Hände, bis die Wogen des Enthusiasmus immer höher und höher schlugen und man ganz bereit war, mit Schiller und Beethoven „Seid umschlungen, Millionen" zu singen. Hier, in der Sammlung der „Sacred Books of the East" ist Alles still und ruhig: nachdenkend liest man die Sprüche der alten Weisheit, vergleicht sie und versucht sie zu verstehen, wenn überhaupt ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts sich in die Sprache des fernen Alterthums hineindenken kann. In Chicago machte man Geschichte; hier betrachtet man das Geschehene und sucht es zu begreifen. Es gibt eben zwei Welten, die Welt der That und die Welt des Worts. Beides, die Thaten und den Bericht der Thaten, nennt man mit demselben Worte Geschichte. Aber was bleibt schließlich von allem Geschehenen übrig, worin lebt die Welt der That fort, wenn nicht in der Welt des Worts, in der geschriebenen Geschichte? Hier, in

dieser Reihe von Bänden der „Sacred Books of the East“ liegt das Ergebniß langer Kämpfe, tiefer Forschung, hoher Begeisterung, wie Männer sie durchgekämpft haben, die den Geist der Wahrheit, den Geist Gottes in sich verspürten, denselben Geist, der die Herzen der Männer erfüllte, die im Religions-Parlament von Chicago in den Religionen der Vergangenheit die Religion der Zukunft erkannten mit den zwei einfachen Glaubenssätzen, Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen. Man vergesse nur nicht, was in Chicago geschah. Tausende von Männern und Frauen kamen jeden Morgen zusammen, und Mitglieder aller Religionen stimmten in das Vaterunser ein und sagten sich, was der Prophet Maleachi gesagt (II, 10): „Denn haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott geschaffen?“ Als sie die sogenannten Heiden und Ungläubigen, die Chinesen, die Indier, die Perser, die Türken und die Juden, zusammen knieen sahen, verstanden sie wohl, was Petrus meinte, wenn er sagte: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm;“ oder was Paulus dachte, wenn er in Athen ausrief: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzet, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.“ Mögen die Theologen Folianten auf Folianten thürmen, voll von sogenannter Gottesgelehrsamkeit; Gottesfurcht und Gottesliebe sind sehr kurz und einfach, und der Kern dieser kurzen und einfachen Religion liegt, glaube ich, in jeder Religion, wenn auch oft in rauher, dicker Schale eingehüllt. Wenn die Versammlung in Chicago nur das Eine gelehrt hätte, daß es über und unter allen Religionen eine alte, ewige, allumfassende Religion gibt, zu der wir uns Alle bekennen können, ohne deshalb die Religion, in der wir und in der die anderen Völker der Erde geboren und erzogen sind, zu verwerfen, so hätte unser Jahrhundert einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit erlebt wie kein anderes Jahrhundert. Es ist leicht zu sagen, daß man nicht zween Herren dienen, daß man nicht an einen wahren und einen falschen Gott glauben kann. Es handelt sich nicht um zwei Herren, sondern um einen und denselben Herren, nicht um einen falschen und einen wahren, sondern um einen und denselben Gott, der nur verschieden aufgefaßt, vielleicht verschieden benannt wurde, aber benannt oder unbenannt, immer ein und derselbe ist und bleibt. Man braucht den Kaiser nicht zu hassen, weil man den König liebt, noch den König zu verachten, weil man dem Kaiser anhängt. Man soll nur lernen, daß Gott *πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία* ist. Man soll nur lernen, was selbst Krischna, den wir einen falschen Gott nennen, wußte und lehrte, wenn er sagte: „Selbst die, welche Götzen verehren, verehren mich!“ Man soll nur nicht vergessen, daß es eben derselbige unbekannte-unbenannte Gott war, von dem Paulus erklärte, daß er ihn verkündigen wolle, daß er eben der Gott ist, von dem der Dichter sagt, Namen nennen dich nicht. Mehr wissen zu wollen, als wir als Menschen wissen können, ist der schlimmste Unglaube. Daß Theologen, daß Päpste, Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Priester und Mönche deshalb aufhören würden, mehr wissen zu wollen, als der Mensch wissen kann, daß sie

aufhören würden, ihre Anethemas gegen Alle zu schleudern, deren Nichtwissen nicht mit ihrem Nichtwissen übereinstimmt — das ist natürlich nicht zu erwarten.

Aber das Laienthum der Welt hat höhere Pflichten und Rechte als die Klerisei und wird sich den Glauben an die ewige Religion, die Religion der Gottes- und Menschenliebe, in den kommenden Jahrhunderten nicht länger rauben lassen. Die Gottesgelehrten mögen den Kopf schütteln zu einer Religion, die nur aus zwei Sätzen besteht. Die Zeit wird kommen, wo selbst diese zwei Sätze in einen zusammenschmelzen werden; denn, wenn richtig verstanden, sind sie nur einer. Die Gottesgelehrten halten es kaum für anständig, daß eine Religion aus zwei Sätzen bestehen soll. Sie brauchen Folianten und Folianten auf Folianten — die heiligen Bücher, die Väter, die Beschlüsse der Concilien, Commentare, Glaubensartikel und Katechismen. Sie scheinen zu denken: je mehr desto besser; sie vergessen, daß für die Pilgerfahrt durch das Leben ein Trunk frischen Wassers besser ist als die ganze Sandwüste ihrer theologischen Literatur. In den kritischen Augenblicken des Lebens, wo wir wirklich Religion brauchen, da helfen uns keine Folianten, da hilft nur ein Gedanke, ein Wort. Für die Richtung der Seele von Port zu Port, sei es Sonnenschein oder sei es Sturm, reicht eine kleine Nadel aus, die hinweist nach dem unerschütterlichen Pol der Wahrheit. Muß man durchaus zehn Gebote haben, damit Niemand sich seines Nächsten Ochsen oder Esels, gelüsten lasse, so können die einzelnen nationalen Religionen diesem Bedürfniß, je nach ihrem Breite- und Längegrade, sehr leicht abhelfen. Daß es außerdem auch Universalgesetze der Moral gibt, ist damit nicht nicht in Abrede gestellt; die Frage ist nur, ob sie nicht alle, wie das Gesetz und die Propheten, in dem Grundgebote der Menschheit ruhen: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst."

Man hat die Frage nach einer universalen Moral im Religions-Parlament durchaus nicht unbeachtet gelassen. Man hat viel gethan in Chicago, aber man hätte leicht noch mehr thun können. Hätte man nur die wenigen Glaubensartikel, welche von allen Religionen anerkannt werden, hätte man die moralischen Grundsätze, zu denen sich in Chicago alle Anwesenden bekannten, sorgsam gesammelt, so hätte man den Samen, ja mehr als den Samen, einer Universalreligion für die ganze Menschheit gehabt. Nun, ein Schritt ist gethan, der erste und der schwerste Schritt. Jetzt gilt es, die Fackel, die in Amerika angezündet worden, weiter zu tragen, von Hand zu Hand, von Land zu Land, bis das neue Licht alle Kirchen, alle Tempel, alle Moscheen, alle Pagoden des Erdkreises erfüllt, und die Menschheit hinter allen Normen und Formen den unbekannten Gott erkennt, von dem schon etliche alte Poeten gesagt haben: „Wir sind seines Geschlechts." Es gibt in jeder Religion etwas Ewiges und etwas Zeitliches. Das Zeitliche ändert sich, das Ewige bleibt. Und wenn man das Ewige aus dem Zeitlichen hervorziehen will, gibt es für den Anfang kein besseres Mittel als das, was man in Chicago versucht hat: zu entdecken, was allen Religionen gemeinschaftlich ist, dies festzuhalten als die wahre und ewige Religion, und alles Uebrige, so weit es geht, zu dulden, wie man die Trachten duldet, in denen die verschiedenen Nationen sich auf den großen Sammelplätzen der Erde begegnen und begrüßen.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

Wilhelm Lang.

Am Hofe König Jerome's[1]).

(1808—1813.)

[Nachdruck untersagt.]

I.

Durch Schicksal und Pflicht an Frankreich gefesselt, durch Geburt und Neigung Deutschland angehörig, sah sich Reinhard als Gesandter am westfälischen Königshof auf einen Posten gestellt, der einflußreicher und verantwortungsvoller war als irgend einer, den er in seiner bisherigen Laufbahn bekleidet hatte. Er selbst empfand es, daß diese Stellung ebenso ein unerwartetes Geschenk war, als ein Verhängniß. Für seinen persönlichen und seinen politischen Charakter ist hier die entscheidende Probe. Er hatte bisher sein Gelöbniß durchzuführen versucht, ein treuer Diener Frankreichs zu sein und gleichzeitig ein guter Deutscher zu bleiben: für den Vertreter Frankreichs bei einer der willkürlichen Schöpfungen der fremden Gewaltherrschaft im Herzen Deutschlands, für den Vertrauensmann Napoleon's am Hofe König Jerome's, war dies eine fast übermenschliche Aufgabe. Wird er die scharfe Linie einhalten können, jenseits deren er fürchten mußte, entweder den Beifall seines Auftraggebers oder die Achtung seiner Landsleute zu verlieren?

An nichts, im ganzen Laufe unserer Geschichte, hat sich ein so übles Gedächtniß geheftet, als an das Königreich Westfalen und seine sechsjährige Leidensgeschichte. Wer da die Hand mit im Spiele hatte, an dem scheint auch ein Theil der Verwünschungen zu haften, mit denen diese Schöpfung des Kaisers sich belud. Daß Reinhard im Stande war, dem Unterdrücker Deutschlands gerade an dieser Stelle zu dienen, hat die schärfsten Urtheile über seinen Charakter herausgefordert. Ernst Moritz Arndt nannte in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" Reinhard den deutschen Apostaten, den willigen Schergen des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, und heftig ließ

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXIX, S. 271 ff. und S. 328 ff.

er sich darüber aus, daß man diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäcenas und Musageten nennen konnte. Doch diese günstigen und lobpreisenden Urtheile, die Arndt's patriotischen Zorn erweckten, rührten von nicht minder deutschgesinnten Männern her, von Zeitgenossen, die Reinhard persönlich kannten und ihm gerade in diesen Jahren nahe standen. Wenn es unzweifelhaft ist, daß er die Zufriedenheit des französischen Kaisers sich erwarb und, einzelne Fälle abgerechnet, in dessen Gunst sich behauptete, so ist nicht minder wahr, daß er auf seinem westfälischen Posten die Achtung und das Vertrauen seiner deutschgesinnten Freunde bewahrt hat. Heute liegt dem Biographen ein reiches urkundliches Material vor, das die Thätigkeit des Gesandten von seinem Amtsantritt bis zum Ausgang des Königreichs Westfalen verfolgen läßt, und über seine Gesinnung, wie über die Grenzen, innerhalb deren er sie bethätigen konnte, hinreichend Licht verbreitet.

An Wichtigkeit stehen voran die amtlichen und vertraulichen Berichte, die Reinhard nach Paris geschrieben hat. Diese Berichte, wie sie in den Denkwürdigkeiten des Königs Jerome und in dem Buch von du Casse über die drei Brüder Napoleon's veröffentlicht sind, geben fast von Tag zu Tag ein wahrheitsgetreues Gemälde der Zustände im Königreich. Ihre Unparteilichkeit ist auch von der Seite anerkannt, die am meisten Ursache hatte, das scharfe Licht zu scheuen, das durch sie auf die Ereignisse an König Jerome's Hof geworfen wurde. „Man wußte wohl," so heißt es in den Denkwürdigkeiten des Königs, „daß Reinhard's Sendung nicht die eines gewöhnlichen Gesandten war, sondern daß sie einen besonderen Zweck hatte, nämlich eine Art Ueberwachung und Controle über das neue Königreich auszuüben, eine Thätigkeit, die kaum vor den Pforten des königlichen Palastes Halt machte. Das war eine heikle Stellung für den französischen Diplomaten, um so mehr, als sich leicht denken ließ, daß der westfälische Hof den Charakter der Sendung Reinhard's errathen und in Folge dessen auf der Hut gegen den Vertreter des Kaisers sein werde." Dem westfälischen Hof hat es nicht angenehm sein können, einer solchen Oberaufsicht sich unterstellt zu wissen. Dennoch ist von Reinhard's Berichten in dieser Publication stets mit Achtung die Rede; sie werden einmal kleinlich bis zum Klatsch, aber in demselben Athem ehrlich und wahrhaftig genannt, sehr im Unterschied von den übelwollenden Berichten des französischen Staatsraths Jollivet, der vor Reinhard und auch neben ihm eine Art Späherdienst für Paris zu besorgen hatte, über den sich Jerome wiederholt in starken Ausdrücken beschwerte.

Diese Berichterstattung, zuweilen zu Denkschriften anschwellend, ist Reinhard's Beruf. Doch neben den Berufsgeschäften ist es ihm Bedürfniß, den vertrauten Verkehr mit Freunden zu pflegen, in diesen Jahren mehr denn je. Häufig sind gerade in der Cassseler Zeit die Briefe an Goethe, an Villers, auch an die Hamburger Verwandten. Sie lassen uns in die andere Welt blicken, in der Reinhard lebte, wenn er das Staatskleid ausgezogen hatte und sich selbst gehörte. Vor Allem ist es Goethe's poetische Production in diesen Jahren, die er mit der Theilnahme eines Kenners und eines persönlichen

Freundes verfolgt. Auch für die Farbenlehre zu wirken findet sich immer wieder Gelegenheit. Und ein neues bedeutsames Verhältniß knüpft sich an, als Reinhard sich zum Mittelsmann für Sulpiz Boisserée macht, der mit seinen altdeutschen Kunstschätzen und Kunstplänen das Ohr des alten Herrn in Weimar und seine Gunst zu gewinnen trachtet. An vertrauten Aeußerungen, die sich auf die öffentlichen Dinge beziehen, sind freilich diese Briefe arm. Vorsicht und Schweigsamkeit empfahlen sich aus triftigen Gründen. Wie das ganze Hof- und Staatswesen unter der Aufsicht Reinhard's stand, so war er selbst wieder Gegenstand des Mißtrauens und heimlicher Aufpasserei. Er war darauf gefaßt, daß Briefe, die er schrieb und die er empfing, von der hohen Polizei gelesen würden. Er nennt es ein Lottospiel, ob seine Briefe in Weimar ankommen. Wo möglich vermeidet er denn auch den Weg der Post und zieht besondere Gelegenheiten für die Beförderung seiner Briefe vor. Doch werden sie darum nicht viel gesprächiger. Die Feder des Diplomaten gewöhnte sich an dieselbe Zurückhaltung, durch die sein Mund schon lange berühmt war.

Wird man daher in den Briefen ein argloses Sichgehenlassen und vertraute Aussprache wenigstens über die öffentlichen Dinge vermissen, so bieten dafür einigen Ersatz die Mittheilungen von Anderen, die den Reinhard dieser Jahre aus flüchtiger oder näherer Kenntniß geschildert haben. Hier stehen obenan die Erinnerungen eines Freundes, den Reinhard in Cassel gewann, des Hofraths Dr. Richard Maria Harnier, seines Hausarztes [1]). Harnier war von entschieden deutscher Gesinnung, von der er Reinhard gegenüber kein Hehl machte und kein Hehl zu machen brauchte. Seine Erzählung bestätigt das Zeugniß von Steffens, daß Reinhard, innerhalb der Grenzen seines Amtes, als „Beschützer deutschen Wesens, als Anwalt der Menschlichkeit, als Hort der Bedrängten" den Deutschen sich werth gemacht habe. Immer wieder, erzählt er, wurde Reinhard's Vermittlung und Fürsprache angerufen, um einer unerbittlichen Strenge entgegenzuwirken, wenn z. B. hessische Jünglinge, die westfälischen Fahnen hassend, sich gegen die Kriegsartikel vergangen hatten. Dafür lud er den stillen und lauten Haß der zahlreichen Höflinge und Glücksritter auf sich, die er übrigens selbst im Sinne seiner amtlichen Obliegenheiten mit Nachdruck bekämpfen mußte. Sie rächten sich, indem sie ihn als das wahre Haupt der deutschen Partei beim Kaiser anzuschwärzen suchten. Doch was die Späher der hohen Polizei über Reinhard an den König oder nach Paris berichteten, das erfuhr er regelmäßig durch ein ihm ergebenes Mitglied eben dieser Polizei. Und der Kaiser, der die Zuverlässigkeit seines Gesandten zu schätzen wußte und die Triebfedern seiner Gegner kannte, hielt ihn aufrecht, so daß Reinhard, wie Harnier sagt, „sich keinen Augenblick in der großartigen Zuversicht seiner Handlungsweise irren ließ." Reinhard selbst hat viele Jahre später gegen seinen Freund Wessenberg das stolze Wort geäußert, daß selbst jener Gewaltige, der Individualitäten so selten anerkannte, am Ende sein Recht gelten ließ, zu sein wie er war.

---

[1]) In Bran's „Minerva", Mai 1838.

Als Vertreter des Kaisers hatte Reinhard den Vorrang vor allen Gesandten. Man sagte von ihm, er spiele die Rolle eines Dictators. Doch auch hier blieb er seiner zurückhaltenden Art getreu: nichts war ihm fremder, als überhebend sich vorzudrängen. „Er scheint," so schrieb von ihm der preußische Geschäftsträger Köster, „viel Bescheidenheit mit Kenntnissen und hervorragender Begabung zu vereinigen." Und so bezeugt auch Harnier die Bescheidenheit des würdigen Mannes, der der lauten Berühmtheit aus dem Wege ging und, was ihm an äußeren Auszeichnungen zu Theil wurde, mit gelassener Hingebung als unvermeidliche Zugabe der Amtskleidung ertrug, was freilich nicht ausschloß, daß er zuweilen, wo er es für nöthig fand, von seinem amtlichen Ansehen in einer Weise Gebrauch machte, die ihm als Anmaßung und Selbstüberhebung ausgelegt wurde. Als ein hochgebildeter Mann, in dem der Diplomat durch den Menschen veredelt war, der unausgesetzt seine Kenntnisse zu erweitern suchte, dessen classische Bildung die Quelle der Einheit und Festigkeit seines sittlichen Willens war, der in den Dichtern seine höchste Erquickung fand und in der Freundschaft mit Gleichgesinnten, so erscheint Reinhard in der Schilderung des befreundeten Arztes, und wie Goethe und Steffens, wie Rist und Boisserée, rühmt Harnier sein „beharrlich deutsch gebliebenes Gemüth".

Bis auf einen gewissen Grad kann man auch einen seiner Zeit vielgelesenen Roman als Beitrag zur Charakteristik Reinhard's in dieser Zeit gelten lassen. Heinrich König hat in dem Roman „König Jerome's Carneval" Personen und Zustände der westfälischen Zeit zu einem dichterischen Gemälde ausgestaltet, wobei er wesentlich Mittheilungen eben Harnier's benützte. Dieser hatte „als Arzt und als Mann von Welt und hoher Bildung mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Jeromischen Residenz verkehrt und gab mir Charakter- und Personalschilderungen von solchen Männern und Frauen, auf die ich es für meinen Roman abgesehen hatte." Daß seine Schilderung Reinhard's auf den Mittheilungen eben dieses Freundes beruht, ist ersichtlich genug. König zeichnet den französischen Gesandten als hochgewachsen, mager, bartlos; „das Haar in Taubenflügeln gepudert, in Schuhen und Strümpfen, wie er sich gewöhnlich trug, erinnerte er an einen altfranzösischen Marquis." Was er weiter von ihm berichtet — die schwere Zunge, seinen Goethe-Cultus und seinen weltbürgerlichen Sinn, seine Rechtschaffenheit und schwäbische Gemüthlichkeit, dann seine peinliche Stellung zwischen Franzosen und Deutschen, die Schwierigkeit seiner Aufgabe, den Kaiser über Deutschland zu beschwichtigen und über sich selbst, — das Alles ist unverkennbar nach einer guten Vorlage gezeichnet. Aber es sind schiefe Züge beigemischt, gegen die Reinhard am ersten Verwahrung eingelegt hätte. Der Dichter übertreibt und erweist Reinhard einen schlechten Dienst, wenn er den Anschein erweckt, als sei der französische Gesandte ein duldsamer, ja heimlich einverstandener Mitwisser der gegen die Fremdherrschaft sich vorbereitenden Bewegung gewesen, der seine schützenden Flügel über die Verschworenen hielt und sogar mit Begeisterung dem künftigen Befreiungskampf entgegensah, in den Berichten an den Kaiser aber eine rückhaltende, parteiische Auswahl traf. So war es denn doch nicht. Das heißt

Reinhard eine Zweideutigkeit andichten, die schlecht mit seinem Charakter stimmt. Dem Vertrauen, das der Kaiser in ihn setzte, hätte er übel gelohnt. In dieser Zeit ist aber Reinhard, so wenig Person und Politik des Kaisers nach seinem Sinne waren, wirklich dankbar und anhänglich gewesen, und er hat sich zeitlebens zu dieser Gesinnung bekannt. Seine Treue im Dienst, auch wenn dieser das Opfer seiner Neigung verlangte, war Reinhard's Stolz. „Unter fremdem Gesetze stehend," bezeichnet er sich in einem Brief an Goethe — ohne Weiteres erkennt er die Unverbrüchlichkeit dieses Gesetzes an. Gerade das Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung gab ihm die Sicherheit des Handelns und den Muth, auf eine deutsche Verwaltung des Landes zu dringen, Uebergriffen der Polizei und des französischen Heeres entgegenzutreten und, wo er konnte, für Bedrängte sein schützendes Wort einzulegen. Dennoch ist auch die verzeichnete Figur des Romans belehrend. Der Dichter wollte einen Conflict schildern, der vorhanden war, für den er aber nicht die rechte Formel fand. Die Wahrheit ist: der Reinhard der Cassseler Zeit steht allerdings auf der messerscharfen Schneide, wo die kleinste Abweichung nach der einen oder nach der anderen Seite ihn in Schuld verstricken mußte. Er stellte in seiner Person die Versöhnung zweier Völker dar, zwischen denen kein anderes Verhältniß war, als das von Hammer und Amboß. Er fühlte mit dem Volke, in dem er lebte, dem er selbst angehörte, und seine Amtspflicht machte ihn zum Vollstrecker des Willens, der unerbittlich, mit eiserner Härte auf diesem Volke lastete. War es noch immer die gute Sache, die Sache der Menschheit, der er diente? Den Zwiespalt einer solchen Stellung hatte er schon früher empfunden; ihn zu beschwichtigen war aber immer schwerer geworden. Die Forderungen, die jetzt von beiden Seiten ihn bedrängten, konnten auch das stärkste Selbstvertrauen erschüttern. Daß die Wolke seelischer Verdüsterung nicht selten über ihn kam, ist auch von dieser Cassseler Zeit bezeugt. Harnier rühmt ihm eine starke Seele in mächtigem Körper nach; aber „sie bedurfte ermuthigenden Zuspruchs, wenn, wie gar nicht selten, sein natürlicher Ernst durch den Zwiespalt der Zeit und ihrer Aufgaben sich zu düsterem Unmuth zu steigern drohte." Vom Schweiß, der auf seine trübe Stirne quoll, spricht Reinhard selbst in einem Gedicht, das in den Tagen der Auflösung des Königreichs entstanden ist. Strenge Pflichterfüllung und persönliche Geradheit, hatte er geglaubt, seien hinreichend zur Ausfüllung auch dieses Postens. „In Cassel ging ich, zwischen den feindlichen Brüdern durch, meinen geraden Weg, die Weiber rechts, die Intriken links lassend." Es ist ihm auch gelungen, diesen Posten bis zum Ende der westfälischen Herrlichkeit zu behaupten, „ohne Schädigung der ihm anvertrauten Interessen, ohne Verletzung von Wahrheit und Ehre", aber nicht ohne im eigenen Innern Verwundungen davon zu tragen. Aus den Erfahrungen dieser Cassseler Jahre heraus hat sein Neffe Carl Sieveking das bezeichnende Wort über ihn geäußert: durch sein Leben ziehe sich „der schwarze Faden eines Mißtrauens, das ihn, wie Rousseau und alle, die sich über die Selbstgenügsamkeit ihrer sittlichen Kräfte täuschen, gespensterartig verfolgt". Hier in Cassel, mehr als irgendwo, hat sein Schicksal etwas Tragisches. Der Kaiser schenkt ihm seine Gunst, Jerome kann ihm

die Achtung nicht versagen, die Deutschgesinnten schätzen ihn als mitfühlenden, helfenden Freund; alles ist mit ihm zufrieden — am wenigsten er selber.

II.

Am 3. December 1808 ist Reinhard in Cassel eingetroffen. Besuche und Förmlichkeiten füllten die nächsten Wochen aus. Nach der Stille seines Aufenthalts am Rhein mußte sich Reinhard doch erst wieder an das bewegte bunte Leben gewöhnen, und mit Vorsicht war der neue Boden zu betreten. „Ich habe ein wenig um mich geblickt, ich habe geprüft und mich prüfen lassen." Indessen fand er am Hof eine Aufnahme, mit der er zufrieden war, und die ersten Schritte gewährten Muth und Zuversicht[1]). „Seit wir von den königlichen Personen mit Wohlwollen empfangen worden sind, finden wir auch die Aussicht um uns her freier und vergnüglicher." So schrieb er an Goethe am 13. December. Ein Wiedersehen mit dem Freunde schien bei der räumlichen Nähe leicht zu bewerkstelligen und wurde auch gleich geplant. Goethe hatte schon bei der ersten Nachricht von Reinhard's Ernennung eine Zusammenkunft in Eisenach vorgeschlagen; Reinhard stimmte mit Freuden zu, fand es dann aber doch bedenklich, außer Landes zu gehen, wozu die Erlaubniß des Königs erforderlich war, zu einer Zusammenkunft, der man bei dem allgemeinen Mißtrauen andere Absichten unterschieben konnte. Auch schreibt er schon am 17. Januar an Goethe: „Meine Lage ist hier sehr delikat; was soll ich an dem jungen, leichten, lustigen Hofe! Man supponirt folglich irgend einen anderen Zweck, und es gibt deren, durch die man sich genirt fühlt." Vorläufig muß das Wiedersehen vertagt werden und ebenso das mit Villers, dem er ein Zusammentreffen in Göttingen vorgeschlagen hatte. Im Laufe des Winters dachte sich Reinhard den Plan aus, beide Besuche zu verbinden: im Frühjahr soll seine Frau mit den Kindern einen Besuch bei den Ihrigen in Hamburg ausführen, den ersten seit den Erlebnissen in der Ukräne, er selbst will sie bis Göttingen begleiten, und von hier soll Villers sie nach Hamburg führen, während er auf dem Rückweg mit Goethe in Mühlhausen zusammenzutreffen hofft. Nach Göttingen aber gedenkt er in Begleitung Johannes von Müller's zu reisen, mit dem rasch Freundschaft geschlossen oder vielmehr erneuert worden war.

Er hatte den gelehrten Geschichtsschreiber vor Jahren in Bern kennen gelernt, und schon damals, in den schweizerischen Verfassungswirren, hatten sich die beiden Männer verstanden und angenähert. Müller, der deutsche Patriot, war inzwischen ein Bewunderer Napoleon's geworden, der Kaiser selbst hielt große Stücke auf ihn, und als er eben eine Professur in Tübingen antreten wollte, sah er sich fast gewaltsam dazu gepreßt, seine Kräfte dem neugebildeten Königreich Westfalen zu widmen. Er sollte der Minister-Staatssecretär sein, vertauschte diese Rolle aber schon nach wenigen Tagen mit

[1]) Anders A. Kleinschmidt (Geschichte des Königreichs Westfalen, S. 205), der nach einem Bericht des holländischen Gesandten erzählt, Reinhard habe am Hof eine bis zur Verletzung kalte, geradezu feindselige Aufnahme gefunden; Jerome habe in ihm wie in Jollivet lediglich den Spion des Kaisers gesehen.

der eines Leiters der westfälischen Unterrichtsanstalten. Sein Schmerzenskind wurden die Universitäten, denen, so weit man sie fortbestehen lassen wollte, eine Umgestaltung im französischen Sinne zugedacht war und die, wenn auch das Schlimmste vornehmlich durch eine Schutzschrift von Villers abgewendet wurde, sich die Entziehung der Gerichtsbarkeit und die Beschneidung ihrer Einkünfte gefallen lassen mußten. So traf ihn Reinhard jetzt wieder. Müller, der durch seine Erfahrungen auf diesem Boden bereits stark entmuthigt war, wurde sein häufigster und vertrautester Umgang. „Er schützt seine Universitäten wie die Henne ihre Küchlein, während der Falke, nicht mein unschuldiger Wappenfalke, sondern der gierige Finanzfalke, immer in der Luft schwebt. Er und ich übrigens schwimmen im großen Strom und sehen verwundernd zu, wie jeden Augenblick um uns her sich der Anblick verändert, und das werden wir wohl so lange, bis uns irgend eine Woge gegen irgend einen Felsen schleudert." Es versteht sich, daß auch Müller sich an die Farbenlehre machen muß, und bald kann Reinhard an Goethe berichten, daß Müller, „soweit er sich competent hält," dem Farbenbuch volle Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Einen anderen Bekannten traf er in dem Capellmeister Reichard, dem Freund des Sieveking'schen Hauses, wieder. Als König Jerome alle Unterthanen seines Reiches zurückrief, hatte auch der Besitzer von Giebichenstein sich einstellen müssen, und da man den unruhigen, verdächtigen Mann, der für den Mitverfasser der im Jahre 1804 in Hamburg erschienenen Schrift „Frankreich" galt, unter Aufsicht haben wollte, war ihm die Leitung der deutschen Oper in Cassel übertragen worden. Auch hier konnte Reichard seine Zunge nicht im Zaume halten, und da es von Aufpassern wimmelte, wurde in Kurzem seine Stellung bedenklich. Reinhard's pflegten die musikalischen Abende in des Capellmeisters Hause zu besuchen; bald aber fand es der französische Gesandte gerathen, seine Frau nicht mehr dahin zu begleiten. Und zuletzt, da die Warnungen nichts fruchteten, mußten die besorgten Freunde darauf sinnen, den Unverbesserlichen zu entfernen. Unter dem Vorwand, neue Kräfte für seine Oper zu gewinnen, ließ sich Reichard nach Wien schicken. Wie Steffens, sein Schwiegersohn, erzählt, waren es Johannes von Müller, der Finanzminister v. Bülow und Reinhard, die zusammenwirkten, um den Unvorsichtigen von diesem schlüpfrigen Boden zu entfernen und in Sicherheit zu bringen.

Ohne Verzug hatte Reinhard seine amtliche Correspondenz mit dem Minister Champagny, Herzog von Cadore, begonnen, und nachdem er sich hinreichend orientirt glaubte, versuchte er in einer langen Depesche vom 15. Januar 1809 eine vollständige Uebersicht über den Zustand des Königreichs, das jetzt eben ein Jahr alt war. Im Eingang erzählte er, daß er auf der Reise nach Cassel, besonders in Frankfurt, sehr Günstiges über den neuen Staat vernommen habe, der von den Nachbarn sogar beneidet werde. Seine eigenen Wahrnehmungen haben aber das günstige Vorurtheil nicht bestätigt. Er fand Unzufriedenheit mit den neuen ungewohnten Zuständen, Abneigung und Zurückhaltung, wechselseitige Anklagen, die aus dem Gegensatz zwischen der

deutschen und der französischen Nationalität entsprangen; er fand die Einrichtung einer hohen Polizei, die in die Verwaltung eingreift und sich eine Gewalt anmaßt, der sich der Nationalcharakter nur mit großem Widerstreben unterwerfen wird. Der König und seine Umgebung werden geschildert, mit Wohlwollen, mit der Feder eines Hofmanns, doch, wie dies nun in den Cassseler Depeschen ein stehendes Kunstmittel wird, mit geschickt angebrachten kritischen Strichen, durch die das vorausgeschickte Lob eingeschränkt, zuweilen aufgehoben wird. Jerome erscheint als geborener König, aber zugleich wird seine allzu jugendliche Umgebung, seine sorglose Freigebigkeit bemerkt, und vor Allem, daß er es verschmäht, deutsch zu lernen. Die amtliche Sprache des Königreichs soll die deutsche sein; gleichwohl werden in den Ministerien die Geschäfte französisch behandelt, und die Redaction der amtlichen Erlasse ist französisch. „Der König, indem er einen deutschen Minister des Innern ernannte, hat dieser Sprache ein weites Feld eingeräumt, doch indem er nicht daran zu denken scheint, sie sich selbst anzueignen, versagt er ihr noch den schönsten Triumph." Bei Erwähnung der fünf Universitäten bemerkt er, diese Zahl werde wohl vermindert werden, aber er räth, nichts zu überstürzen. Es gebe wichtigere Aenderungen, und man dürfe nicht lediglich nach finanziellen Rücksichten entscheiden. In den Universitäten besitze das Königreich einen moralischen Fonds, durch den es eine Wirkung weit über seine Grenzen hinaus ausüben werde. Seine persönliche Stellung schildert er schon in dieser Denkschrift als eine schwierige; er stößt am Hof auf Mißtrauen, das nicht seiner Person, aber seiner Sendung gilt, auf eine Zurückhaltung, die unter Umständen eine feindliche werden kann. Zum Schlusse kommt er noch einmal darauf zurück, ob Westfalen ein französisches oder ein deutsches Königreich sein solle. Ist es dazu bestimmt, ein Mittelglied zwischen Frankreich und Deutschland zu sein und auf das letztere als Beispiel und Muster zu wirken, so darf es nicht behandelt werden wie die einverleibten Provinzen des linken Rheinufers. Sein Einfluß auf Deutschland und seine moralische Anziehungskraft hängen davon ab, daß es entsprechend dem Geist und den Sitten dieser zahlreichen, unterrichteten und von den Gefühlen der Gerechtigkeit und Treue erfüllten Nation regiert wird. „Wenn die Westfalen sehen, daß man geneigt ist, sie als Deutsche zu achten, so werden alle Herzen gewonnen werden."

Die Denkschrift, die nach dem Zeugniß des Herausgebers von Jerome's Denkwürdigkeiten die unparteiischste und vollständigste Schilderung der Dinge am Ende des ersten Regierungsjahrs des Königs enthält, läßt zugleich erkennen, mit welchen Gesinnungen und Ideen Reinhard sein Amt in Cassel antrat. Er hat die Interessen des Kaisers zu vertreten, gegen seinen Willen gibt es keinen Widerspruch; der Gesandte zweifelt keinen Augenblick, daß die Geschicke Deutschlands besiegelt sind. Doch das Königreich Westfalen dient dem wichtigen Zwecke einer Vermittlung beider Nationen, indem es auf den Trümmern zahlreicher feudaler Staatsgebilde einen nach den Grundsätzen des neuen Rechts eingerichteten Einheitsstaat darstellt. Es soll die Ideen der Revolution nach Deutschland tragen, in Recht und Verwaltung den anderen deutschen Staaten ein Vorbild sein. Diese Aufgabe kann es nur erfüllen,

wenn es als ein deutsches Königreich regiert, wenn die deutsche Nationalität anerkannt und über ihre Zukunft beruhigt wird. Die vorhandenen Uebelstände sind der Neuheit und Unfertigkeit zuzuschreiben und dem Umstande, daß die Deutschen mißtrauisch in die Absichten der französischen Herren sind. Man muß vom Laufe der Zeit die Entwicklung der Keime erwarten, die das Land von Frankreich empfangen hat. Im Ganzen blickt Reinhard, obwohl er bereits schwarze Punkte genug bemerkt, doch mit Vertrauen in die Zukunft. Wir werden sehen, wie dieser Optimismus in kurzer Zeit erschüttert wird durch die aufständischen Bewegungen im Königreich und noch mehr durch die unaufhaltsame Finanzzerrüttung.

Champagny antwortete Reinhard am 26. Januar, der Kaiser habe seinen Bericht mit Vergnügen gelesen. Zugleich wiederholte er dem Gesandten die Weisung, in die größten Einzelheiten über alle Theile der Verwaltung einzugehen und über die Haltung des Königs und seiner Räthe, wie über die Handlungen der Regierung aufs Ausführlichste zu berichten. Wird ihm schon für diese amtlichen Depeschen die größte Geheimhaltung zugesichert, so erhält Reinhard noch außerdem den Auftrag, für den Kaiser persönlich besondere, nicht unterzeichnete Bulletins einzusenden mit Neuigkeiten aus der Gesellschaft, Stadtgesprächen, Gerüchten, wahren und falschen Anekdoten, kurz mit einer Art fortlaufender Hof- und Landeschronik. Auch diesen heikelsten Theil seiner Aufgabe hat Reinhard mit achtungswerthem Takte behandelt. Den diplomatischen Stil beherrscht er mit Meisterschaft. Freimuth und Sarkasmus weiß er mit höfischer Zurückhaltung zu verbinden. „Reinhard", so urtheilt ein neuerer Geschichtschreiber des Königreichs, „hatte viel Beobachtungstalent und eine sehr gewandte Feder. Deutsch und Französisch schrieb er mit Grazie; seine Berichte sind in einem vornehmen, ruhigen Ton gehalten, angenehm belehrend und interessant, niemals frivol, selbst da nicht, wo sie Gebiete berühren, worüber ihm zu berichten zur Pflicht gemacht wurde, auf welchen er sich indessen persönlich nicht heimisch fühlte" [1]). Nur um so stärker freilich regt sich das Bedauern, so viel Beobachtungsgabe und Geist an Gegenstände verschwendet zu sehen, die meist so nichtig und immer so unerquicklich sind. „O wie viel verlorene Zeit! wie viel Fleiß und Mühe für nichts und wieder nichts!" — so rief Reinhard selbst aus, als er aus zufälligem Anlaß im Jahr vor seinem Tode seine Cassseler Berichte wieder durchsah.

Gleich die nächsten Bulletins drehen sich um Ballgeschichten und Palastintriguen, in deren Mittelpunkt die Oberhofmeisterin der Königin, die schöne intriguante Gräfin Truchseß stand, die Anfangs Februar ihre Entlassung erhielt. Während des Carnevals reihte sich ein Ballfest an das andere. Den Beschluß machte am 14. Februar ein großer Maskenball am Hofe, und Reinhard's Feder bemühte sich, einen Begriff von den mannigfaltigen Aufführungen und Ueberraschungen dieses überaus glänzenden Festes zu geben. Wir begnügen uns, anzuführen, was er von seiner eigenen Rolle dabei erzählt:

---

[1]) Goecke-Ilgen, Das Königreich Westfalen, S. 110.

Der Gesandte Frankreichs wurde von einer Abordnung seiner Collegen eingeladen, sich an die Spitze einer Maskerade zu stellen, die einen Bey von Aegypten mit seinem Harem darstellte, und er willigte ein. Der Zug schritt vor dem König und der Königin vorüber; einige Geschenke, einige Verse wurden dargeboten und angenommen; Alles geschah als Pantomime. Der König fand die Ausführung geschmackvoll, und sie schien allgemeines Vergnügen zu machen.

Um ein Uhr war dann Essen in den Gemächern der Königin, zu dem die Gesandten Frankreichs und Hollands als die Familienminister geladen waren, die Frauen der anderen Gesandten aber ohne ihre Männer, — was diese nicht wenig verdroß. Es war dasselbe Ballfest, über das Reinhard auch an Goethe berichtete, mit dem Hinzufügen: „Im Uebrigen geht es uns hier gut genug; der Kaiser ist, der König scheint mit mir zufrieden, und so hoffe ich mich denn durch die Fastenzeit durchzuarbeiten, wie ich mich durch den Carneval durchgearbeitet habe."

Bei dem Suchen nach Mitteln, um aus den finanziellen Nöthen herauszukommen, die dem Königreich schon in die Wiege gelegt worden waren, wurden, wie vorauszusehen war, die Universitäten nicht geschont. Die kleineren wenigstens, Marburg, Rinteln, Helmstedt, sollten fallen. Müller war untröstlich. Jedes der wissenschaftlichen Institute war ihm ans Herz gewachsen, und nun sollte er selbst die Hand zu ihrer Zerstörung bieten. Er wandte sich an Reinhard um Hülfe, und dieser richtete wirklich am 29. März an seinen Minister eine Schutzschrift für die Bedrohten. Beredt sind darin alle Gründe entwickelt, die Müller für das Bestehen der Hochschulen und für jede einzelne von ihnen ins Feld führte, und zum Schluß verstärkt der Gesandte diese Gründe durch das Gewicht der eigenen Meinung. Ersparnisse, Veränderungen, sagt er, sind nothwendig, den Erfordernissen der Zeit müssen auch die geschichtlichen Erinnerungen weichen; aber was Jahrhunderte hindurch unleugbar wohlthätig gewirkt hat, darf nicht den Bedürfnissen des Augenblicks aufgeopfert werden, und jedenfalls jetzt am Vorabend großer Entscheidungen in Deutschland wäre der Zeitpunkt übel gewählt. Die Depesche, in der es nicht an Schmeicheleien für Napoleon fehlte, war ein Muster von diplomatischer Feinheit, sie hat aber wenigstens Rinteln und Helmstedt nicht länger als bis Ende dieses Jahres das Leben zu fristen vermocht. Göttingen, Halle und Marburg wurden gerettet. Das Argument, das Müllern in den Mund gelegt wird: „Die Kosten des Unterhalts aller dieser nützlichen Anstalten übersteigen nicht 600 000 Frank; die Möblirung eines Palastes weniger würde genügen, diese Ausgabe zu decken", ist eine jener scharfen, scheinbar absichtslos eingestreuten Bemerkungen, wie sie Reinhard liebt, und die seinen diplomatischen Stil so pikant machen. In einer Depesche vom 18. Februar schilderte er die Hauptpersönlichkeiten am Hofe, die Minister, die fremden Gesandten, und diese Porträts sind voll von solchen scharf charakterisirenden, sarkastischen Strichen. Vom Finanzminister Bülow, dem Neffen des Fürsten Hardenberg, schrieb er: „Er steht im Rufe, daß er die Franzosen nicht liebe; ist es aus Abneigung oder bloß, weil er Finanzminister ist?" Die Andeutung, daß an der üblen Finanzlage des Staates die Franzosen die Schuld tragen, konnte nicht in feinerer und anscheinend harmloserer Weise nach Paris gebracht werden.

Reinhard kommt dann noch auf den Gegensatz einer deutschen und einer französischen Partei, von dem zu reden man sich gewöhnt hatte, und sagt dann, wieder mit einer unverkennbaren Spitze:

„Die wahre französische Partei wird die sein, die, auf die unerschütterliche Festigkeit der neuen Ordnung bauend, die Zeit abwartet, um Vermögen und Auszeichnungen zu gewinnen, und nicht im ersten Jahre zusammenraffen will, was die Frucht einer langen Laufbahn von Arbeit und Treue sein soll."

Vorsichtig, doch mit zunehmender Freimüthigkeit, sind die Aeußerungen über den König. Der Kaiser war nie zufrieden mit seinem Bruder, und Reinhard hatte die undankbare Aufgabe, je und je das kaiserliche Mißfallen bei dem Getadelten auszurichten. Insbesondere sollte er ihm die Folgen seiner verschwenderischen Freigebigkeit vorhalten. Reinhard berichtet aber, daß ihm selten durch den König Gelegenheit gegeben sei, diese Rathschläge zur Sparsamkeit anzubringen. In die verfahrenen Staatsfinanzen gelang es ihm nur allmälig einzudringen, da auch die deutschen Beamten sich gegen den Vertreter Frankreichs zurückhaltend zeigten. Erst am 29. März ist er im Stande, auf amtliche Angaben gestützt, ein zusammenfassendes Bild von der Finanzlage zu geben. Die Schulden, die Westfalen aus den früheren Staaten übernommen hatte, die an Frankreich zu zahlende Kriegskontribution, die Abtrennung der Hälfte der Domänen für Dotationen an französische Generäle, all' dies hatte von Anfang an dem Königreich eine finanzielle Lage bereitet, deren Schwierigkeiten unter regelmäßigen Verhältnissen vielleicht mit der Zeit überwunden werden konnten, die aber durch die beständig sich steigernden Militärausgaben, durch die Uebergriffe der Civilliste und besonders durch den Unterhalt einer französischen Truppenmacht immer hoffnungsloser sich gestaltete. Reinhard's Urtheile über Bülow sind Anfangs kühl und zeigen selbst ein gewisses Mißtrauen; mit der Zeit werden sie günstiger, und je mehr die französische Partei den Preußen anfeindet, um so entschiedener tritt der französische Gesandte für seine Geschicklichkeit wie seine Rechtlichkeit ein.

III.

Daß im Königreich Westfalen eine allgemeine Mißstimmung herrsche, trotz der Loyalitätskundgebungen, die man dem König bereitete, wird von Reinhard wiederholt nach Paris berichtet. Als besondere Ursachen derselben führt er an den Steuerdruck, die Aushebung, die rückständigen Beamtengehälter. Im März sind Anzeichen geheimer Umtriebe erwähnt, die auf Sendlinge des Kurfürsten zurückgeführt werden, denen der Gesandte aber keine Bedeutung beimißt. Ist in seinen Berichten, so fragt man, nichts zu finden von dem, was in diesem norddeutschen Gebiete damals die Volksseele im Innersten bewegte, von dem Haß gegen die Fremdherrschaft, von den Regungen des Nationalgefühls, die in Kurzem in gewaltsamen Ausbrüchen sich entladen sollten? Hat er von diesen Regungen nichts bemerkt? oder nichts bemerken wollen?

Eine Depesche vom Ende März, unmittelbar vor dem Ausbruch des neuen Krieges mit Oesterreich geschrieben, gibt die Antwort auf diese Fragen, und zwar eine höchst überraschende Antwort. Reinhard unterscheidet die öster-

reichische Partei und „die Anhänger der Unabhängigkeit oder vielmehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, der deutschen Nationalität". Jene, sagt er, die Anhänger Oesterreichs und der entthronten Fürsten, wären nur im Falle kriegerischer Erfolge Oesterreichs vorübergehend zu fürchten. Von den anderen aber schreibt er:

„Diese haben sich nach dem Tilsiter Frieden der Nothwendigkeit unterworfen; sie erblicken in der Napoleonischen Dynastie Mittel der Wiederaufrichtung, auf welche zu rechnen die Entartung der meisten ihrer Fürsten ihnen nicht mehr erlaubte. Diejenigen, die sich verpflichtet haben, der neuen Ordnung der Dinge zu dienen, haben ihre Hoffnungen und ihre Treue mitgebracht, und wenn es Ausnahmen gibt, so sind sie nicht zahlreich. Diese Partei, die sich zu Grundsätzen bekennt, denen Oesterreich noch lange fremd bleiben wird, verdient geschont zu werden; sie hat Einfluß, und sie kann sogar dazu dienen, die Absichten und Umtriebe Oesterreichs zu durchkreuzen. Getrennt ist keine der beiden Parteien zu fürchten, aber ihr Zusammenwirken könnte furchtbar werden."

Reinhard's Ansicht, wie sie sich aus diesen etwas künstlich gestellten Sätzen ergibt, ist also die: Die Bildung des Königreichs Westfalen hat, indem es mit zahlreichen feudalen Zwergstaaten aufräumte, und durch seine liberalen Einrichtungen einen Aufschwung des deutschen Nationalgefühls bewirkt und bietet ihm eine Genugthuung, die es vorher entbehrte; dieses Gefühl muß man schonen, seine Entwicklung, begünstigen, es ist der natürliche Feind Oesterreichs, es wird einst den Kitt der neuen Dynastie bilden. Im deutschen Nationalgefühl sieht also Reinhard einen Bundesgenossen gegen die Wiederkehr der alten Ordnung. Die deutsche Partei sieht er als die loyale Partei an, in dieses Licht stellt er sie auch bei seinen Auftraggebern, und so kommt es, daß der Vertrauensmann Napoleon's eben diese Partei zu schonen empfiehlt, hinter der eine andere deutsche Partei steht, die eines Tages zu einer furchtbaren Macht gegen die Fremdherrschaft heranwachsen sollte. So scharf er zu beobachten verstand, in die Tiefe der deutschen Volksseele vermochte er nicht zu blicken. Der Schwabe, der unter Schweizern und Franzosen seine Bildung vollendet, und, seit er in der Fremde war, nur die literarischen Beziehungen zu seinem Vaterlande gepflegt hatte, ahnte nicht, was unter dem Druck der Fremdherrschaft im deutschen Norden in der Stille sich vorbereitete. Es entging vielleicht nicht seiner Beobachtung, aber er glaubte nicht an den Ernst dieser Bewegung. Preußen lag niedergeworfen am Boden. Es findet sich in Reinhard's Berichten da und dort eine übermüthige Bemerkung, die verräth, daß er von dieser Seite keine Gefahr ahnte. Darin hat ihn der Umstand nur bestärken können, daß die Vertreter Preußens in Cassel angewiesen waren, seine Gunst zu gewinnen und sich zu sichern. Seine mächtige Fürsprache pflegten sie anzurufen gegen die westfälische Polizei, die, um üblen Schein auf Preußen zu werfen, die niedrigsten Kunstgriffe anwandte [1]).

Reinhard hat richtig gesehen, daß das deutsche Nationalgefühl und die österreichische Politik unvereinbare Gegensätze seien; aber er war arglos genug, an eine dauernde Unterwerfung der Deutschen unter die Nothwendigkeit zu glauben, an ihre Aussöhnung mit den napoleonischen Ordnungen, und in diesem

[1]) Kleinschmidt a. a. O., S. 469.

Optimismus ließ er sich auch durch die rasch sich folgenden Unternehmungen Katte's, Dörnberg's, Schill's noch nicht erschüttern. In ihrer Vereinzelung und von der Bevölkerung schwach unterstützt, blieben sie ohne Bedeutung, der Gang des Krieges in Oesterreich hat auch den Unruhen im nördlichen Deutschland ein Ende gemacht; für jetzt behielt der Gesandte Recht, der in diesen Bewegungen keine ernstliche Gefahr erblickte.

Die Dörnberg'sche Verschwörung, die nur durch die Entdeckung eines anderen deutschen Officiers noch rechtzeitig vereitelt wurde, hatte im ersten Augenblick doch einen ungemeinen Schrecken verursacht. In einer Reihe von Depeschen schilderte Reinhard ausführlich den Gang des aufregenden Ereignisses, um daran sofort Mahnungen zur Milde zu knüpfen; er warnte, den Argwohn zu übertreiben, und unter den Unterthanen des Königs einen Unterschied der Nationalität zu machen. Dem König selbst stellte er vor, gerade das Gefühl der Unterthanentreue, das die Ursache des Aufstandes sei, werde mit der Zeit ihm selbst zu Statten kommen. Auch Harnier kommt auf diese Stunden der Bestürzung zu reden, da die Franzosen in der Ungewißheit der Dinge insgesammt um ihr Loos besorgt waren. Reinhard war für seine Person entschlossen, an der Seite des Königs zu bleiben, aber er fürchtete für seine Familie; und da er seinen Hausarzt, nach dessen Ansichten und Aeußerungen, für einen Eingeweihten der Verschwörung halten mußte, sprach er für den Fall ernster Bedrohung dessen besondere Sorgfalt und Theilnahme für die Seinigen an. Schon der folgende Tag zerstreute die Besorgnisse oder sah, wie Harnier sich ausdrückt, den Aufstand „zugleich mit mancher jungen Hoffnung erlöschen". „Zu offen und bündig" — fährt er fort — „hatten wir jedoch in jenen ergreifenden Stunden uns gegenseitig über Vieles ausgesprochen, was damals die Brust mit Zorn und Wehmuth erfüllte, um gern und leicht uns wieder in das Verstummen amtlicher Verschlossenheit zurückfinken zu lassen, und ich durfte von nun an naher, oft mitwissender Zeuge des edlen Strebens bleiben, mit welchem Reinhard seine hohe Stellung, soweit deren besondere Pflichten und Vorschriften es erlaubten, in allen Richtungen zum Schutze deutscher Art und Wissenschaft, mitunter auch deutscher Fürstengeschlechter, geltend zu machen suchte gegen die theils berechneten, theils muthwilligen Angriffe der ausländischen Emporkömmlinge."

Eben in diesen Tagen hatten Reinhards mit Johannes von Müller die geplante Reise nach Göttingen ausführen wollen. Villers freilich hatte sein Kommen abgesagt und dafür seine neueste Schrift geschickt, eine fleißige Uebersicht dessen, was in den letzten drei Jahren Deutschland in den Fächern der alten Literatur und deutschen Geschichte geleistet hatte[1]). Auch die Hoffnung auf ein Zusammensein mit Goethe hatte Reinhard zu seinem Schmerz aufgeben müssen. Der Ernst der Zeit drängte alle Reisepläne zurück. Niemand war von ihrem Scheitern schmerzlicher berührt als Frau Christine, die sich darauf gefreut hatte, wieder einmal den Geburtstag der Mutter (14. April) im Elternhaus mitzufeiern, und schwer von dieser Hoffnung sich trennte. Um so willkommener

[1]) Coup d'œil sur l'état actuel de la litterature ancienne et de l'histoire de l'Allemagne. Rapport fait à la troisième classe de l'Institut de France. 1809.

war der erste Besuch, den im März, mit dem Beginn der Osterferien, der Sohn ihrer Schwester, Karl Sieveking, von Göttingen aus im Reinhard'schen Hause machte. Der vielversprechende Student gefiel gut, war aber eben in diesen Tagen für Reinhard die Ursache einer ernsten Verlegenheit. Er hatte in Göttingen die Jugendfreundschaft mit dem später als Kunstforscher berühmt gewordenen Karl von Rumohr erneuert, und da dieser wegen seines excentrischen Benehmens die Aufmerksamkeit der westfälischen Polizei auf sich gezogen hatte, so dehnte sich der Argwohn auch auf seinen Freund aus. Man hatte Rumohr sogar im Verdacht, mißliebige Plakate an den Straßen angeschlagen zu haben, und es lag Reinhard Alles daran, den Neffen von einer so bedenklichen Verbindung loszumachen. Dieser versicherte übrigens bestimmt, daß Rumohr sich nie um Politik bekümmert habe, und daß ihr Umgang lediglich ästhetischen und religiösen Gegenständen gegolten habe. Durch Reinhard's Vermittlung, der dem Oberst der Gensdarmerie Bongars gegenüber nachdrücklich für den Neffen einstand, wurde die Sache glücklich beigelegt. „Uebrigens," schrieb Christine an ihre Schwester, „schadet es nichts, Carl zur Vorsicht zu ermahnen. Ich wünschte, er wäre schon fort aus Göttingen, in Deinem friedlichen Hamburg, unter Deinen mütterlichen Augen."

Hatte Reinhard darauf verzichten müssen, seine Frau in Gesellschaft Müller's bis nach Göttingen zu begleiten, so ging nun Müller am 25. April allein nach der Universitätsstadt, und zwar in verdrießlichen Amtsgeschäften. Das Verbindungswesen war den Franzosen eine unbegreifliche und unbehagliche Sache. Man hatte dem König gesagt, daß es auch unter der Göttinger Studentenschaft gähre, und der Generaldirector des Unterrichtswesens sollte nach der Sache sehen. Zum Glück fand Müller Alles in tiefster Ruhe. Er machte Professorenbesuche und hatte die Freude, „einmal wieder über Bücher und Literatur zu sprechen; die verwünschte Politik vergiftet allen Frohsinn des Lebens." Reinhard schrieb am 3. Mai: „Müller ist von Göttingen zurückgekehrt, wo er Professoren, Studenten und Volk in Ordnung und Schweigen gefunden hat. Es scheint, daß es etwas übertriebene Berichte des Polizeicommissärs waren, die einige Befürchtungen erregt hatten."

Um sich für das Diplom eines Mitglieds der Königl. Societät der Wissenschaften zu bedanken, nahm sich Reinhard von Neuem vor, mit Müller zusammen einen Besuch in Göttingen zu machen. Er ahnte nicht, wie bald er am Grabe des Freundes stehen würde. Müller hatte am 11. Mai eine Audienz bei dem König, am 17. erkältete er sich bei einem Abendspaziergang, und am 29. verschied er, siebenundfünfzig Jahre alt. An Villers schrieb Reinhard am 7. Juni:

„Er starb an einer Gesichtsrose, verursacht durch einen Abendgang, zu dem ich ihn aufgefordert hatte. Tags zuvor hatte er sein Testament gemacht, und bei jenem Spaziergang, den ich nie vergesse, hatte er, von düsteren Gedanken bestürmt, nur von seinem Tode gesprochen. Er starb an einer Gallenkrankheit; er ist an Kummer gestorben! Sie wissen vielleicht die Ursache, Sie wissen aber nicht die letzte. Indessen kommt es nicht mir zu, daß Sie diese von mir erfahren, auch brauchen Sie nicht zu sagen, ich hätte Ihnen geschrieben, daß er an Kummer gestorben ist."

Die wirkliche Ursache der tödtlichen Krankheit hat die Erzählung von Steffens enthüllt, wenn sie auch in den Einzelheiten wohl zu stark aufträgt. Es waren falsche Gerüchte von Volksbewegungen in der Umgegend von Halle verbreitet, an denen auch Studenten betheiligt sein sollten. Jerome, durch den Dörnbergischen Aufstand erregt und erbittert, ließ Müller kommen, machte ihm die gröbsten Vorwürfe und ließ heftige Drohungen gegen die Universitäten fallen. Müller, ohnedem längst entmuthigt, war von der Kränkung hart betroffen und verließ Jerome in trostlosem Zustand.

„Die heftige Gemüthsbewegung" — fährt Steffens fort — „veranlaßte einen Zufall, der einen tödtlichen Charakter annahm: er bekam plötzlich die Rose im Gesicht; seine Freunde ängstigten sich. Reinhard eilte von seinem Krankenbett zum König und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. ‚Vergessen Sie nicht,' sagte er, ‚daß Müller von dem Kaiser beschützt wird, daß dieser eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in seinem Namen bin und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache.' Jerome ward unruhig und sandte seinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewiesen. Die Krankheit wurde immer gefährlicher, und nach wenigen Tagen war Müller todt."

Steffens hat, wie gesagt, wohl zu starke Farben aufgetragen; so viel aber wird man seinem Bericht entnehmen dürfen, daß Reinhard sich mit Wärme und Nachdruck Müller's angenommen hat. Von der Scene mit dem König schweigt er in seinen Briefen. Die ganze Wahrheit wagte er auch Goethe nicht zu schreiben. Den Hingang Müllers aber berichtete er gleich nach Weimar, und seinem Schmerz über den Verlust des Freundes, dem er gerade in den letzten Zeiten immer näher gekommen war, ließ er freien Lauf. Und an Villers schrieb er:

„Sein Umgang war die Hauptannehmlichkeit meines Aufenthalts in Cassel. Ach, ich dachte nicht, daß er sterben würde, und habe nicht genug Nutzen von ihm gezogen. Aber was mich noch viel mehr anzog, als sein Wissen und seine Gelehrsamkeit, war seine kindliche Güte, jene Seelenunschuld, die ich nie bei einem Menschen wie er angetroffen habe. Ich konnte mich ganz gehen lassen, mit einem Behagen, das ich selten empfunden hatte; wir plauderten, wir lachten, wir verstanden uns, und oft sagten wir uns nicht Alles, weil wir inmitten des innigen Vertrauens, das wir zu einander hatten, unsere Lage gegenseitig achteten. Oft war er bei uns zum Essen, im engsten Kreise, wie er es liebte. Dann thaute er auf beim Dessertwein oder beim Bischof, alles Feuer seines Geistes sprühte in Funken, seine Heiterkeit wurde beredt, seine Gelehrsamkeit umgab sich mit dem Gürtel der Grazien, oder vielmehr, seine Seele zeigte sich unverhüllt, und er sagte die Wahrheit, wie er sie empfand, wie er sie geschrieben hatte. Er hinterläßt seine Manuscripte, seine Bibliothek und Schulden. Es scheint, daß sein Bruder nicht kommen wird; seine Gegenwart wäre sehr nöthig, denn ich sehe Infamien voraus, die ich verhindern werde, wenn ich kann."

Reinhard fürchtete, daß die hohe Polizei sich an Müller's Nachlaß machen und die Papiere des deutschen Gelehrten durchsuchen werde. Wirklich gab sich Barcagny, der Chef der hohen Polizei, alle Mühe, die Mitwissenschaft Müller's an den aufständischen Bewegungen zu erweisen, natürlich vergebens. Noch im September schrieb Reinhard nach Paris:

Die hohe Polizei behauptet, Anzeichen zu haben, daß Müller Kenntniß von der Dörnberg'schen Verschwörung hatte. Ich wage es, dieser Behauptung im Namen des im Grabe Ruhenden ein förmliches Dementi zu geben, nicht allein auf Grund der Kenntniß, die ich von seinem Charakter hatte, sondern auch nach der ganzen Art, wie er sich in den damaligen Umständen betrug.

Reinhard deutet an, daß es bei diesem Durchwühlen der Asche eines Verstorbenen zugleich darauf abgesehen war, irgend welche Schuldbeweise gegen Lebende, d. h. wohl gegen sich selbst herauszubringen.

IV.

Für die Begegnung mit Goethe, so lange geplant und ersehnt, sollte sich eine unerwartete Gelegenheit bieten. „In wenigen Tagen," schrieb Reinhard am 18. Juni dem Freunde, „werd' ich Ihren Gegenden näher kommen. Uebermorgen geb' ich meiner Frau das Geleite nach Göttingen zu der endlich auszuführenden Reise nach Hamburg; ich wende mich nachher rechts nach dem Hauptquartier unsers Königs, und einmal über die Grenze, ist der erste Schritt gethan, und die andern werden mich nichts mehr kosten." Der Kaiser hatte vor Ausbruch des österreichischen Krieges die Bildung eines zehnten Armeecorps unter König Jerome angeordnet, das als Reservecorps Norddeutschland decken sollte. Als nun der Herzog von Braunschweig aus Böhmen in Sachsen einfiel, erhielt Jerome die Weisung, mit seinem Corps aufzubrechen und Sachsen zu schützen. Das diplomatische Corps wurde aufgefordert, dem Hauptquartier zu folgen; Jerome glaubte das seiner königlichen Würde schuldig zu sein.

Reinhard hielt sich nur einen Tag in Göttingen auf, wo er einige Professoren sah, u. A. Schlözer und Sartorius; dann schloß er sich, am 24. Juni, dem König an, der zwei Tage später in Leipzig, am 1. Juli in Dresden einzog, schon am 4. Juli aber, um sein eigenes Reich besorgt, den Rückzug von dort antrat, zum großen Verdruß des Kaisers, der überhaupt mit der Kriegführung seines Bruders höchst unzufrieden war. Reinhard berichtete aus dem Feld wiederholt an Champagny über die militärischen Operationen. Die Lage der Gesandten, die dem Hauptquartier folgten, war eine üble, zuweilen eine gefährdete. Am 1. Juli schrieb er dem Minister offen, daß ihre Pflicht sie an den König binde, daß sie sich aber nicht an ihrer Stelle fühlen. „Was mich betrifft, so habe ich keinen andern Wunsch, als meine Pflicht und Ihre Befehle kennen zu lernen." Am 4. Juli traf Reinhard mit dem König in Freiberg ein, am 11. in Plauen, am 12. in Schleiz. Hier erhielten die Gesandten endlich vom Minister des Auswärtigen, Grafen von Fürstenstein, die Benachrichtigung, daß es ihnen freistehe, nach Cassel zurückzukehren. Noch in der Nacht reiste Reinhard mit den Gesandten Hollands und Württembergs über Jena nach Weimar, wo er am 13. Nachmittags ankam.

„Ich beabsichtige" — schrieb er dem Minister — „hier ein oder zwei Tage zu bleiben; dann werde ich den Weg nach Cassel fortsetzen. So hat sich für uns diese militärische Reise geendigt, wo, ich gestehe es, wir uns Alle ohne Ausnahme ein wenig deplacirt fühlten, und wo ich persönlich es um so mehr gewesen zu sein fürchte, als ich nicht hoffen kann, im Stande gewesen zu sein, Ihnen über die Kriegsereignisse oder richtiger über die Truppenbewegungen Nachrichten zu übermitteln, die würdig wären, die Aufmerksamkeit Seiner Kaiserlichen Majestät zu fesseln."

Warum er einige Tage in Weimar bleiben wollte, brauchte er seinem Minister nicht zu sagen. Goethe hielt sich in diesem Jahre meist in Jena auf, mit der Geschichte der Farbenlehre und der Vollendung der Wahlverwandtschaften beschäftigt, war aber am 13. Juni wegen der Kriegsereignisse

Digitized by Google

bedingt ist, ohne fest und beständig zu sein." Und in einem weiteren Bericht vom 8. August bemerkt er:

„Alles erklärt sich aus dem übertriebenen Begriff, den der König von seiner souveränen Macht hat, aus seinem Verlangen, allein zu regieren, aus seiner Jugend und seinen Gewohnheiten. Bei einem jungen Fürsten wie er hat Niemand Einfluß, oder vielmehr alle Welt. Seine Majestät verkennt die Länge des Wegs und die Größe der Anstrengungen, die er braucht, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Er sagte mir zweimal während der Reise: ‚Seit ich nicht mehr in Kassel bin, geht Alles dort schlecht; es fehlt der Kopf.' Er sagte das ohne Eigenliebe, er glaubte es wirklich."

Nachdem die wechselnden Aufregungen und Gefahren dieses Sommers glücklich überstanden waren, schrieb Reinhard am 10. August wieder einen umfassenden Bericht über die Lage des Königreichs, worin er unparteiisch und getreu, wie er selbst sagt, Menschen und Dinge darzustellen versuchte. Nach einer Erfahrung von acht Monaten fiel sowohl die Charakteristik der Persönlichkeiten, vom König angefangen, als die Beurtheilung der einzelnen Regierungszweige schärfer und eindringender aus als in jenen ersten Depeschen. Von großem Interesse ist aber namentlich, was er von dem allgemeinen Geiste des Landes zu berichten hatte. Reinhard verschwieg nicht, daß das Volk mit wenigen Ausnahmen den Sieg der österreichischen Waffen gewünscht hatte. Nicht wilde Leidenschaften, die dem Deutschen fremd sind, waren die Ursache, sondern die allgemeine Unzufriedenheit. Aus Ehrgefühl und Rechtlichkeit entsprang die Anhänglichkeit an die alten Herrscher; Ehrgefühl und Rechtlichkeit schrieben ebenso die Treue gegen die neuen Pflichten vor, und aus diesem Widerspruch ergab sich eine Art von passiver Neutralität, die aber sofort aufgehört hätte, wenn das Kriegsglück die Oesterreicher begünstigt hätte. Die Verschmelzung des deutschen und des französischen Geistes ist durch die jüngsten Ereignisse gestört und erschwert worden, Haß und Mißtrauen haben sich gesteigert, doch wird Westfalen dem Gesetz des Siegers sich beugen, wenn dieser nicht das Unmögliche will. Nach dem Friedensschluß mit Oesterreich wird der Augenblick zu einem besonderen Friedensschluß für Westfalen gekommen sein, zu einer gegenseitigen Amnestie: einerseits Befestigung der französischen Organisation, andererseits Achtung der bestehenden und örtlichen Rechte und, wo verschiedene Auslegungen möglich sind, weitestes Entgegenkommen gegen die Deutschen. Dann folgen wieder die schärfsten Anklagen gegen die hohe Polizei, die keine der aufständischen Bewegungen vorhergesehen hat, die durch ihr Verfahren die Trennung zwischen Franzosen und Deutschen unheilbar macht, gegen die der deutsche Charakter einen unausrottbaren Widerwillen hegt und deren Einmischung besonders von den Universitäten fernzuhalten ist. Was aber am König auszusetzen war, das drückte Reinhard am Schluß in einer Anzahl von frommen Wünschen aus, und voraugestellt ist wieder: „Möge der König sich bewußt sein, daß er über ein deutsches Volk regiert."

Im August 1809 beschloß der Kaiser eine Maßregel, die dem Königreich Westfalen eine neue finanzielle Schädigung brachte und die zugleich eine persönliche Kränkung für den König war. Die rücksichtslose Durchführung der Continentalsperre schien dem Kaiser das einzige Mittel, über England Herr

zu werden. Nun glaubte er, daß der Schmuggel mit englischen Waaren in Norddeutschland nicht hinlänglich überwacht werde, und ordnete die Errichtung einer zweiten Zolllinie im Binnenlande an, die quer durch das Königreich Westfalen lief. Ohne daß eine diplomatische Uebereinkunft, ja auch nur eine vorherige Ankündigung geschehen wäre, erschienen bewaffnete Zollbeamte im Lande und machten sich ans Werk. Der König war empört, er wollte sogar die Entwaffnung dieser Eindringlinge befehlen, er bat seinen Bruder wiederholt, die Königswürde niederlegen zu dürfen. Wie gewöhnlich, wurden diese Briefe vom Kaiser gar keiner Antwort gewürdigt, doch erhielt Jerome auf seine Bitte die Erlaubniß, einen Besuch in Paris zu machen. Am 1. November reiste er dahin ab. Reinhard hatte auf der strengen Durchführung des Decrets zu bestehen. Mit welchen Empfindungen er es that, mag man aus den Worten abnehmen, die er viele Jahre später an Goethe schrieb: „Seit der Durchschnittslinie vom Rhein nach Lübeck war mir erwiesen, daß mit Napoleon kein Auskommen wäre. Meine Dienste blieben ihm treu, meine Wünsche nicht."

V.

Nach dem Ausgang des österreichischen Krieges gingen dem Kaiser Gedanken einer durchgreifenden Neuordnung der deutschen Dinge durch den Kopf. Er ließ diese Pläne wieder fallen, dagegen sollte etwas geschehen wegen der deutschen Hansestädte, deren Stellung seit dem Beginn des Krieges mit England die französische Politik beständig beschäftigt hatte. In irgend einer Form sollten sie dem französischen System einverleibt werden, und das Nächstliegende schien ihre Einbeziehung in den Rheinbund. Für die Verhandlungen zu diesem Zweck nahm der Kaiser die Dienste Reinhard's in Anspruch, einmal weil dieser durch seine frühere Thätigkeit in Hamburg besonders vertraut mit den hanseatischen Dingen war, und dann, weil der Kaiser einen in Geldsachen reinen Unterhändler haben wollte, während von Bourienne, dem damaligen Gesandten in Hamburg, das Gegentheil bekannt war. Der Kaiser beauftragte, wie er an Champagny am 26. September 1809 schrieb, Reinhard ausdrücklich deshalb, „parce que je ne veux pas de ces tripotages d'argent qui déshonorent le gouvernement." In diesem Schreiben an Champagny waren die leitenden Gedanken für die künftige Stellung der Städte gegeben, die als kaiserliche Städte fortbestehen, aber in ein Abhängigkeitsverhältniß von Frankreich gebracht werden sollten, dessen nähere Bestimmung nun in einer Conferenz mit Vertrauensmännern der drei Städte festzustellen war.

Diese Verhandlungen[1]) fanden Ende October und Anfang November in Hamburg statt. Unter den Hamburger Notabeln, die an der Conferenz Theil nahmen, befand sich auch Reinhard's Schwiegervater, der alte Professor Reimarus. Ferner hatte Reinhard aus Lübeck Villers herbeigerufen, diesen unermüdlichen Anwalt der Städte und genauen Kenner ihrer Verfassungsver-

[1]) Vergl. die beiden Aufsätze von A. Wohlwill im VII. Bande der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte", S. 65 ff. und S. 599 ff., wo die Urkunden über diese diplomatische Verhandlung mitgetheilt sind.

hältnisse. Sein ehemaliger Secretär Georg Kerner, jetzt ein geachteter Arzt in Hamburg, wurde von ihm gleichfalls in Anspruch genommen und, wie in vergangenen Tagen, zu Secretärdiensten und Uebersetzungen verwandt. Ja, Kerner hätte am liebsten die Denkschrift, die am 8. November nach wenigen Sitzungen zu Stande kam, als Courier nach Paris überbracht, wenn ihn nicht ärztliche Verpflichtungen zurückgehalten hätten. In dieser Denkschrift hatte Reinhard die Wünsche der Städte berücksichtigt, so weit es innerhalb der gemessenen Weisungen thunlich war. Der Bremer Senator Smidt gab ihm das Zeugniß, daß er den besten und redlichsten Willen gehabt habe, für die Städte Alles zu thun, was mit seiner Pflicht als Diener des Kaisers nur irgend vereinbar war. „Wir hätten unter diesen Umständen in keine besseren Hände fallen können."

Die rasch geführten Verhandlungen ließen Reinhard in Hamburg wenig Zeit zu anderen Dingen. Frau und Kinder hatten ihn begleitet, und mit der Familie seiner Frau sind die gelockerten Bande damals wieder fester geknüpft worden. Durch Villers wurde seine nähere Bekanntschaft mit dem dänischen Geschäftsträger, dem trefflichen J. G. Rist, vermittelt, und aus dessen Feder haben wir eine interessante Charakteristik Reinhard's wie er damals erschien[1]). Rist nennt ihn einen höchst geistreichen Menschen und merkwürdigen Mann, der dem unbefangenen Beobachter eine Menge von Räthseln darbot.

Was zunächst auffiel, war äußerlich die unbehülfliche und linkische Länge seiner Gestalt, verbunden mit einer anscheinend unüberwindlichen Zurückhaltung und Steifheit, mit der das Gehaltreiche und Abgewogene seiner Aeußerungen, die durchaus den überlegenen Mann bezeichneten, seltsam abstach. Es war zugleich bekannt, daß er in allen wesentlichen Verhältnissen durchaus tadellos und gerecht, in politischen gewandt und umsichtig, doch ohne Verleugnung seiner Selbständigkeit war. Nur ein ausgezeichnetes Talent, das besonders in dem diplomatischen oder vielmehr welthistorischen Blick und in einem musterhaften französischen Geschäftsstil sich äußerte, konnte erklären, wie ein Fremder, dessen Persönlichkeit, dessen Aussprache so nichts für Franzosen Gewinnendes, vielmehr so viel Abstoßendes haben mußte, sich in einer solchen Zeit, auf so vielen ausgezeichneten Posten habe behaupten können. Jetzt diente er, eifrig genug, obwohl wahrscheinlich nicht mit Ueberzeugung, dem Kaiser Napoleon, während er in dem neuen westfälischen Königreiche, als französischer Vormund, deutsche Männer und deutsche Richtungen auf alle Weise begünstigte. Der bittere Widerspruch, in den ihn seine Lage oft unvermeidlich mit seiner besseren, deutschen, ja echt schwäbischen Natur setzen mußte, der leise Vorwurf, im französischen Dienst an Deutschlands Unterdrückung mitarbeiten zu müssen, mochte mitunter an übler Laune und innerer Inconsequenz schuld sein, so wie ein entschiedener Dichtergeist, der sich in den anmuthigsten Erzeugnissen oft kund gethan, auch im Conflict mit seiner Bestimmung und von einer Art von Scham begleitet, der argwöhnischen Reizbarkeit zu Grunde gelegen haben mag, mit der er stets von allen Seiten, wo er nicht unbedingte Verehrung und Hingebung fand, heimliche Nachstellung, Feindseligkeit und absichtliche Kränkung zu erfahren glaubte. Die Hälfte seiner Eigenschaften oder eine günstigere Mischung derselben hätte einen viel brauchbareren und glücklicheren Mann gebildet; aber der Schwabe, der französische Beamte, der Staatsmann, der Philosoph, der Baron und der Dichter wollten sich nicht recht mit einander vertragen, und so hat einer der seltensten Menschen, an wahrem, tiefem Gehalt und sonst auf das Glücklichste begabt, nur ein mittelmäßiges Loos wahren Wohlseins gezogen und auch um sich keine Gemüthlichkeit und kein Glück zu verbreiten gewußt.

---

[1]) J. G. Rist's Lebenserinnerungen, Bd. II, S. 65 f.

Verpflichtungen in Cassel nöthigten Reinhard, sofort nach Erledigung dieses Geschäftes Hamburg zu verlassen, noch vor dem 11. November, dem Geburtstag seines Schwiegervaters, den die Familie noch gerne zusammengefeiert hätte. Er glaubte, in den Hamburger Conferenzen ein Werk gethan zu haben, mit dem alle Welt zufrieden sein werde, sobald die Welt gerecht geworden sei. Auch der Kaiser schien zufrieden; eben in diesen Tagen kam ein Decret aus Paris, das Reinhard zum Baron des Kaiserreichs erhob, womit eine Dotation von jährlich 9000 Francs verbunden war. Allein die ganze Verhandlung blieb ohne praktische Folgen, der Kaiser kam nicht mehr darauf zurück; für jetzt genügte es ihm, die Städte in thatsächlicher Abhängigkeit und folgsam dem Continentalsystem zu wissen. Unter den Zollplackereien, den Erpressungen, der Einquartierung westfälischer Truppen hatte Hamburg schwer zu leiden, und es war für Reinhard peinlich, von dort Klagen vernehmen zu müssen, denen er nicht abhelfen konnte. Seine Verwendung, schreibt er am 20. November seinem Schwiegervater, würde nichts nützen, nur schaden, und sein Rath ist, sich zu resigniren und „das Schicksal der Stadt für jetzt und für die Zukunft ganz in die Hände des Kaisers zu legen". Bei dieser Ansicht konnte er den Denkschriften, die noch weiterhin von hanseatischer Seite ausgingen, keinerlei Wirkung beimessen, er war überzeugt, daß sie nichts Gutes stiften könnten. Damit meinte er namentlich auch eine Schrift seines Schwiegervaters: „Klagen der Völker des Continents von Europa, die Handelssperre betreffend", und er sprach sich über diese unzeitige Einmengung um so abfälliger aus, als sie, von einer ihm nahestehenden Seite ausgehend, für ihn persönlich eine Verlegenheit war. Er selbst schrieb dem Schwiegervater am 15. Februar 1810:

„Hätt' ich von Ihrer Schrift vorher Kenntniß gehabt, so würd' ich Sie allerdings gebeten haben, theils um der Sache selbst, theils um meinetwillen, ihren Druck und ihre Bekanntmachung zu unterlassen. Die Maßregeln, von denen dort die Rede ist, greifen zu tief in die wichtigsten Verhältnisse der gegenwärtigen Politik ein, als daß ein Privatmann ihre Wirkungen von allen Seiten zu überschauen im Stande wäre; und insofern vorauszusehen war, daß der Kaiser weder den Inhalt noch die Form Ihrer Schrift, wenn sie ihm bekannt werden sollte, gut finden würde, hat sie freilich auch in mir keine angenehme Empfindung erregen können. Ich bin überzeugt, daß bei dem Bewußtsein Ihrer redlichen Absichten nur die Rücksicht auf mich Ihnen einige Unruhe macht. Jene Absichten werden Sie, und die Unmöglichkeit, worin ich mich befand, dem Geschehenen zuvorzukommen, wird mich in den Augen des gerechten Monarchen schützen. Ich bitte Sie folglich, in Beziehung auf Sie und auf mich vollkommen ruhig zu sein und zu bleiben. Nicht darin hatten Sie Unrecht, daß Sie, einverstanden mit dem Zweck des Continentalsystems, an der Wirksamkeit der Mittel zweifelten; aber darin, daß Sie daran verzweifelten, weil man an nichts verzweifeln muß, was Napoleon unternimmt."

Der wackere, für seine Vaterstadt unermüdlich thätige Professor ließ sich durch solche Zurechtweisungen nicht abschrecken, auch in der Folge die Klagen Hamburgs zum Ohre seines Schwiegersohns zu bringen. In einem Briefe Reinhard's an ihn vom 9. Juni 1810 lesen wir:

„Leider sind mir die Thatsachen, die Sie in Ihrem Brief anführen, nicht unbekannt, und leider weiß ich weder Nachrichten, noch Rath, noch selbst Vermuthungen darauf zu erwidern. Geduld! Das Wort ist freilich hart, aber es ist das einzige, was sich eben jetzt aussprechen läßt. Es ist ein peinigender Gedanke für mich, daß Ihre ehrwürdigen alten Tage durch den Anblick

so schwerer Widerwärtigkeiten Ihrer Vaterstadt getrübt werden. Wie gerne wollt' ich auch um Ihretwillen etwas zur Linderung beitragen, wenn ich's vermöchte! Aber eben nach Allem, was ich gesagt und gethan habe, legt mir für jetzt die Klugheit und die Besorgniß, zu schaden statt zu nützen, ein gänzliches Stillschweigen auf."

Wie der alte Reimarus, war auch Villers ein unermüdlich klagender Anwalt der Städte. Reinhard hatte zwar gleich nach Schluß der Hamburger Conferenzen Villers herzlich für seine Mitwirkung gedankt: „In diesem Falle wie in so vielen anderen sind Sie der würdige Mittelsmann zwischen Frankreich und Deutschland gewesen." Aber es machte sich doch jetzt eine Verschiedenheit des Standpunktes beider Männer geltend, von denen der geborene Franzose von der Selbständigkeit der Städte möglichst viel zu retten suchte, der geborene Deutsche den Willen Napoleon's zu vollstrecken, das unerbittliche System zu vertheidigen hatte. Villers übersetzte jene Schrift des Professors Reimarus ins Französische und erfuhr nun gleichfalls den Tadel Reinhard's. „Was Sie gemacht haben, war ein recht unglücklicher Schritt, der nicht in diese Welt paßte. Glauben Sie mir, wenn man sich in Dinge dieser Art mischt, thut man nur Schaden, und die gute Absicht absolvirt nicht immer." Reinhard klagt in den Briefen dieser Zeit nicht selten über den unvorsichtigen Eifer, die Leichtgläubigkeit und die angeborene Weltunkunde des Freundes, dem er gleichwohl von Herzen gut blieb und ein hülfreicher Beschützer, als Villers sich durch den mit eiserner Tyrannei in Norddeutschland schaltenden Marschall Davoust den quälendsten Verfolgungen ausgesetzt sah.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Aufschwung Südafrika's.

Von
Albrecht Wirth.

[Nachdruck untersagt.]

Kein Land der Welt hat seit zehn Jahren so viele Veränderungen erfahren, einen so gewaltigen und weltgeschichtlich bedeutenden Aufschwung erlebt wie Südafrika. Wo vor einem Jahrzehnt noch zahllose Herden von Antilopen und Steinböcken weideten, erhebt sich jetzt die größte und wichtigste Stadt zwischen Cap und Sudan, Johannesburg im Transvaal, und während zur selben Zeit die Macht der Engländer am Oranje aufhörte und nicht so viel Land umfaßte als Italien, dehnt sich jetzt ihr Reich bis über den Sambesi, über ein Gebiet ein Viertel so groß wie Europa, und der Telegraph, der Cairo mit Capstadt verbinden soll, kündet deutlich den Wunsch der Briten, über ganz Afrika zu herrschen.

Die Geschichte Südafrika's hat nach zwei Seiten an Bedeutung gewonnen: zugleich mit dem Fortschritt der Neuzeit hat sich die Kenntniß der Vergangenheit ausgedehnt. Die Ausgrabungen der letzten Jahre stießen auf Spuren der Semiten aus vorchristlicher Zeit im Hinterland der Sofala, und wie im Congostaat, so hat man auch bei Zimbabwe römische Münzen gefunden, die auf eine unendlich weitere Ausdehnung des alten Handels schließen lassen, als früher auch nur geahnt wurde. Die Münzen entstammen dem vierten Jahrhundert n. Chr., einer Zeit, zu welcher der Verkehr des Kaiserreiches mit Indien sehr rege war. Gegenwart und Vergangenheit erschließen und erklären sich so gegenseitig.

I.

Afrika ist wahrscheinlich von Asien aus besiedelt worden. Die Urrasse bildeten die Buschmänner und verwandte Zwergvölker, später kamen die Hottentotten; von nachrückenden fremden Stämmen bedrängt, wurden jene beiden Gruppen nach dem äußersten Süden geschoben, zum Theil auch in unzugängliche Wüsten und Urwälder zersprengt. In ihrem Rücken sitzen die Neger, welche die Mitte des Erdtheils einnehmen; im Norden breiten sich die Hamiten aus, in Berber, Aegypter und Obernilstämme zerfallend. Sprachlich

und körperlich sind Neger[1]) und Hamiten mit den Semiten verwandt, stehen also zu den Südstämmen in schroffem Gegensatz. Die Einwanderung der genannten Rassen ist in der Urzeit erfolgt, Jahrtausende bevor die Pyramiden sich erhoben.

Die bedeutendste Einwirkung von außen hat Afrika durch die Araber erfahren. Schon in vorchristlicher Zeit setzten sich arabische Stämme im Obernilthal und im Osthorn des schwarzen Erdtheils fest, nach und nach drangen Seeleute von Jemen bis zur Sofala und Madagaskar vor, und in einem späteren Zeitalter, nach dem Auflodern des Islams, schlugen die Wogen der arabischen Bewegung bis an die Küsten des Atlantischen Meeres. Von dem Bergbau, den goldsuchende Kaufleute von Jemen in den Ländern zwischen Limpopo und Sambesi trieben, legen vorchristliche Bauten noch Zeugniß ab, die überall in jenen Gegenden zerstreut sind. Das berühmteste Denkmal ist der Tempel bei Zimbabwe, in dem heutigen Maschonaland, verbunden mit einer Festung und Goldbergwerken; der Tempel war, so scheint es, ein Heiligthum der Göttin Almaqah, wie ein solcher mit genau denselben Maßen im Gebiet der Sabäer in Südarabien sich findet. Von der Sofala wurde das Gold nach Jemen, damals dem Mittelpunkt des westlichen und östlichen Handels, das im ganzen Alterthum wegen seiner Schätze sprichwörtlich war, verschifft und ging von da weiter nach Syrien und Aegypten. Nun heißt es in der Bibel, daß die phönicischen Schiffe von Ophir dem König Salomo Gold brachten. In der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, der Septuaginta, deren Handschriften beträchtlich älter sind als die der hebräischen Urschrift, wird das Goldland Sophira genannt; r und l werden in ganz Afrika beständig verwechselt, es könnte demnach Sofala gemeint sein[2]). Der an jener Küste mündende Sabi klingt an die Sabäer an, von denen eine Königin zu Salomo gekommen sein soll; auch zeigt das hebräische Wort für Affe bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit dem bei Zimbabwe hierfür üblichen Bantuworte. Was sonst zu Salomo gelangte, als da sind Ebenholz, Elfenbein und Gold, sind alles Erzeugnisse von Maschonaland; die Gewürze, namentlich wohl Weihrauch, werden die Schiffe darnach in Jemen geladen haben. Zimbabwe selbst bedeutet Burg; der Name kommt auch bei anderen Bantuvölkern vor, so im südlichen Angola. Da laut des Berichts der Bibel die Schiffe drei Jahre bis zu ihrer Rückkehr brauchten, müssen sie ganz Afrika umfahren haben.

Der alte Herodot erzählt in der That von einer Umsegelung des Erdtheils, die der Aegypterkönig Necho um 600 v. Chr. durch phönicische Schiffer habe ausführen lassen. Die Schiffer nahmen Getreide an Bord, säeten dies zu gewissen Zeiten an der Küste, die sie nie aus den Augen verloren, und warteten, bis das Korn reif war; so brauchten sie zu ihrer Fahrt drei Jahre. Dabei erblickten sie zu ihrem größten Staunen die Sonne verkehrt aufgehen — für Herodot genug, dem Bericht zu mißtrauen, für uns gerade ein Zeichen, daß die Seefahrer wirklich die Linie überschritten.

---

[1]) Vergl. Schleicher, Afrikanische Petrefakten. 1891.

[2]) Merenski leitet Ophir von dem Stamm der Piri ab, was unwahrscheinlich ist.

Am weitesten drang das Alterthum in der Kenntniß Afrika's auf der Ostküste vor. Die griechische Erdkunde scheint, auf die Nachrichten der arabischen und der indischen Kaufleute gestützt, bis über die Mündungen des Sambesi zu reichen. Die Inder verkehrten bereits in hellenistischer Zeit bis Alexandria; sie setzten sich im Beginn der römischen Kaiserzeit auf der Insel Sokotra fest und dehnten allmälig ihre Fahrten auf die ostafrikanischen Küsten aus.

Einen großen Aufschwung gewann der Handel und die Cultur Ostafrika's seit dem neunten Jahrhundert. Die arabischen Stämme, durch Mohammed zum Bewußtsein ihrer Kraft erweckt, ergossen sich in unaufhaltsamem Strome über ihre alten Grenzen und gründeten in drei Welttheilen neue Reiche. Das erste Sultanat von Sansibar ward von Persern aus Schiras und Maskatarabern gegründet; es erstreckte seine Macht bis nach Madagaskar und den gegenüberliegenden Küsten. Arabische Chronisten und der Venetianer Marco Polo, der Ende des dreizehnten Jahrhunderts nach Sansibar kam, preisen die Blüthe jenes Reiches. Kein abendländisch Schiff hatte sich aber noch bis in jene südlichen Breiten verirrt; der Zwischenhandel von Indien und China nach dem Abendland lag einzig in den Händen der Fatimiden und anderer mohammedanischer Herrscher. Bloß eine ganz vereinzelte Nachricht meldet von Genuesen, den Gebrüdern Vivaldi, daß sie auf der Indienfahrt das Cap umschifften, allein wie die Entdeckung Amerika's durch die Normannen, so gerieth auch diese Fahrt wieder in Vergessenheit.

Da kam ganz Europa in Gährung. Die Türken brachen vom Osten herein, ihr Fanatismus bedrängte die Christen und erschwerte den wichtigen Handel mit dem äußersten Orient: es galt, sich neue Wege nach Indien zu bahnen. In Portugal war seit dem beginnenden fünfzehnten Jahrhundert die Lust zu überseeischen Entdeckungen aufgekommen; sie fingen an, regelmäßig die afrikanische Westküste zu befahren. Dazu kam der religiöse Eifer, der sich gegen den Islam wandte. Befeuert durch die Jahrhunderte langen Kämpfe mit den Mauren, aufgereizt durch die Eroberung von Granada, die ihre letzten Reste in Spanien niederwarf zu der Zeit, als Columbus der neuen Welt zusegelte, wollten die ritterlichen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel neue Länder für das Christenthum erstreiten, das im Osten Europa's so große Einbußen erlitten hatte. Diego Canjo, von dem Nürnberger Geographen Behaim begleitet, erreichte 1486 die Walfischbai; ein Jahr darauf umsegelte Bartolomeo Diaz das „Cap aller Stürme" und landete an der Mündung des Oranje, an der des Fischflusses und auf der Insel St. Croix. König Johann II. sah den Weg nach Indien nunmehr geebnet und benannte das entdeckte Vorgebirge deshalb „Cap der guten Hoffnung". Ende 1497 landete Vasco da Gama an der Mosselbai und trat in Verbindung mit den Hottentotten; am Weihnachtstage desselben Jahres stieg er an den Strand von Natal oder zu deutsch der „Weihnachtsküste", fuhr dann weiter nach Moçambique und Sansibar und gelangte glücklich nach Malabar und Kalikut.

Die Unternehmungen der Portugiesen wachsen nach diesen Erfolgen ins Gigantische, bald umspannen sie den Erdkreis, und Lissabon wird der Sitz des Welthandels. In gewaltigen Seeschlachten unterliegen die Mohammedaner

am Rothen Meer, in Ostafrika und in Indien, ein kühner Glaubensbote wagt sich nach Abessynien, die Sundainseln und die Molukken werden unterworfen, Cabral wird auf der Indienfahrt verschlagen und entdeckt Brasilien, um es für Emanuel in Besitz zu nehmen, Cortereal befährt die amerikanische Küste von Florida bis zu dem Lande der Eskimos, Balboa übersteigt die Enge von Panama, Magelhaens bahnt die erste Weltumsegelung an. So gerathen denn auch die afrikanischen Küsten, mit Ausnahme des Nordens, für ein Jahrhundert unter portugiesischen Einfluß, und der gewinnreiche Handel der Araber an der Ostküste geht zum Theil an die europäischen Nebenbuhler über. Ihre Machtstellung nach den großen Siegen über die Araber zu behaupten, errichten die Portugiesen in Aden, an der Sansibarküste, in Moçambique, in Tati am unteren Sambesi starke Festungen.

Man versuchte, auch am Cap eine Niederlassung zu begründen. Francisco de Almeida, Vicekönig von Brasilien, berühmt durch einen glänzenden Sieg über vielfach überlegene Streitkräfte der Araber und Inder, landete in solcher Absicht 1509 am Cap, allein beim Wasserholen brach ein Streit mit den Hottentotten aus, und Almeida erlag mit seinen Leuten den Assegai seiner Feinde. Außerdem zeigte sich keine Spur von Gold, das man in anderen Ländern so reichlich fand, dazu schien das Erdreich wüst und unfruchtbar, so unterließ man weitere Versuche. Jedoch ankerten oft spanische, englische und holländische Schiffe in der Bai, um sich mit frischem Wasser und Schlachtvieh zu versorgen; auch barg man unter Steinpyramiden Briefe, die von heimfahrenden Schiffen mitgenommen wurden, und errichtete so eine Post, wie sie bis vor Kurzem noch in der Magelhaensstraße bestanden hat.

Mehr Glück hatten die Portugiesen bei ihrer Jagd nach Gold an der Sofala. Dort sah der Admiral Pedro Alvarez im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts goldbeladene Schiffe der Araber; auch fand er den arabischen Handel mit Indien sehr entwickelt.

Ende des Jahrhunderts drangen die Portugiesen von ihrer Festung in Tati aus in das Land südlich vom Sambesi; ähnlich wie weiland Heinrich der Heilige die heidnischen Obotriten gegen die Böhmen besoldete, so scheuten auch die Portugiesen trotz ihres Glaubenseifers es nicht, barbarische Kaffernstämme als Hülfskörper anzunehmen, die denn auch entsetzlich überall hausten. Das mächtige Reich von Monomotapa wurde zerstört und die Ruinen von Zimbabwe entdeckt. Camoens besingt die Thaten seiner Landsleute und begrüßt in dem neu gefundenen Goldlande das alte Ophir.

Aufs Neue gewannen die Araber in Sansibar die Oberhand und gründeten dort das zweite Sultanat, eine Zeit lang von den Türken, dann von einem Fürstengeschlecht aus Maskat beherrscht. Die Kraft der Portugiesen erlahmte, ihr Eifer stockte, und andere Seevölker traten an ihre Stelle. In Europa wütheten die Religionskriege; Niederländer und Briten zogen scharenweise über die See, um in fremden Himmelsstrichen frei und unbehelligt ihren Gottesdienst auszuüben. Die Besiedelung Amerika's begann, und nun hatte auch die Stunde für das Cap geschlagen. Die kühnen Abenteurer romanischen Geblütes waren im Grunde Glücksritter, die sich rasch zu Glanz und Reichthum auf-

schwingen wollten; die Früchte ihrer Erfolge fielen der Geistlichkeit und den unternehmenden Kaufleuten der Heimath zu. Ostindien und Brasilien eröffneten diesen ein ganz anderes Feld für Handel und Anbau als das rauhe Nordamerika oder das wüste Cap. Jetzt aber kamen nordische Siedler, die mit Geduld und Selbstverleugnung die wilden Länder rodeten, Ackerbau und Viehzucht einführten und in harter Arbeit eine schwere Culturaufgabe erfüllten. Sie haben Größeres geschaffen und stehen jetzt ungleich gewaltiger da als ihre romanischen Vorläufer. Nach einem ersten Versuch der Holländer im Jahre 1599 begründete die Holländisch-Ostindische Compagnie zwei Menschenalter später die erste dauernde Niederlassung am Cap. Diese Compagnie, eine jener großen Handelsgesellschaften, wie sie zur Vermittlung des Verkehrs mit den Colonien in damaliger Zeit vom Staate mit dem Rechte des Alleinverkaufs und weitgehenden Herrschaftsbefugnissen ausgestattet wurden, bestand seit dem Jahre 1602. Sie besoldete ein eigenes Heer, vor dessen Uebermacht die Portugiesen fast in ganz Indien weichen mußten, und ihre Besitzungen wurden bald so ausgedehnt, daß sie acht Gouverneure einzusetzen sich veranlaßt sah. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erlebte die Compagnie ihre größte Blüthe; ihre Aktien stiegen von 3000 auf 18000 Gulden, und unermeßliche Reichthümer strömten nach den Niederlanden. In dem Dienste der Gesellschaft war als Schiffsarzt Jan Antonie van Riebeck, ein eifriger Botaniker. Bei einem kurzen Aufenthalt am Cap war er ausgegangen, um Pflanzen zu suchen, und hatte daheim Bericht erstattet. Die Gesellschaft beschloß, das herrenlose Land zu besiedeln und für ihre Zwecke zu verwerthen. Am 6. April 1652 landete Riebeck mit drei Schiffen und sechsundachtzig Personen in der Tafelbucht und errichtete eine kleine Burg; die Soldaten der Niederlassung, aus welcher Capstadt hervorgegangen ist, waren zum Theil Deutsche. Aus den Soldaten haben sich die ersten Bauern oder holländisch Boern, gesprochen Buren, gebildet.

Viel haben die Siedler von reißenden Thieren und feindseligen Quäquä oder Hottentotten (holländisch; etwa: schmutzige Hanswurste), viel auch vom Hunger zu leiden. Die Gesellschaft sendet Sämereien von Getreide und Früchten aus der Heimath und von Java, später auch Weinreben und versieht die junge Colonie mit allem Nöthigen. Die Siedler bleiben drei Jahre steuerfrei, dann aber müssen sie ein Zehntel des Ertrages von Vieh und Korn an die Gesellschaft abgeben; wie sie alle Bedürfnisse nur von der Gesellschaft beziehen, so dürfen sie auch nur an diese und für einen bestimmten Preis ihre Erzeugnisse verkaufen.

Van Riebeck stand zehn Jahre an der Spitze der neuen Colonie, er führte während dieser Zeit ein sorgfältiges Tagebuch, das uns erhalten ist; später ward er Gouverneur in Malakka. Unter seinen Nachfolgern am Cap ist der hervorragendste Simon van der Stell, nach dem die reizende Stadt Stellenbosch benannt ist. Dieser kühne und geniale Mann unternahm eine große Forschungsreise, die ihn nahezu an den Oranje führte, und entdeckte das Vorkommen von Kupfer südlich des mächtigen Flusses. Er pflanzte 1688 das erste Weingut in Südafrika bei Constantia, unfern der Capstadt. Die Zahl

der Europäer stieg auf sechshundert; bald ward sie weiter beträchtlich vermehrt durch zuströmende Hugenotten, die der Widerruf des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben hatte. An dreihundert dieser Flüchtlinge folgten einem Rufe der Ostindischen Compagnie nach Südafrika und pflanzten dort ihre Weinberge in den jetzigen Bezirken Stellenbosch und Paarl. Unter dem Druck der holländischen Behörden verlernten sie im zweiten Geschlecht ihre Muttersprache und verschmolzen mit den übrigen Colonisten, obwohl später neuer Zufluß französischen Blutes erfolgte. Nur die Rassenmerkmale haben sich bis jetzt noch behauptet: ovales Gesicht, dunkle Haare, lebhafte Augen, der energische Bug der Nase, eine große Regsamkeit, ja Leidenschaftlichkeit des ganzen Wesens, sowie die Freude am Erzählen und heiterer Unterhaltung. Entschiedene Ansichten, leichte Reizbarkeit, Schwung und Unternehmungsgeist sind weiter auszeichnende Züge der Hugenottenenkel.

Zwischen den Nachfolgern van der Stell's und den Siedlern am Cap fanden fortwährende Reibungen statt. Die Gouverneure hielten mit unerbittlicher Härte an dem eisernen Contracte fest, sie erließen strenge Mode- und Etiquetteordnungen, und wenn ja einer der Colonisten sich auflehnte, so verschickten sie ihn nach Java in die Verbannung. Ueberhaupt war das Regiment der Compagnie selbstsüchtig und rücksichtslos. Die reichen Kaufleute des Nordens (nicht ihre Siedler) standen in dieser Hinsicht nicht höher als die Spanier und Portugiesen, wie denn überhaupt erst in unserem Jahrhundert der Grundsatz, daß Colonien lediglich ein Gegenstand der Ausbeutung für das Mutterland seien, verlassen worden ist.

So ließ die Compagnie auf den Molukken neun Zehntel der Gewürznelkenpflanzungen zerstören, bloß um ein Sinken des Preises auf dem europäischen Markte zu verhindern. Im Cap kam es dahin, daß die gedrückten Siedler lieber in die Wildniß einem entbehrungsreichen Leben entgegenzogen, als sich länger der Tyrannei der Gouverneure zu fügen. Man begann damals Burghers in der Stadt und Buren auf dem platten Lande zu unterscheiden. Die Buren machten ihren ersten „Trek", überstiegen die Schwarzen Berge und gelangten auf das Carroo. Dort schossen sie, um ihre Rinder und Schafe zu schonen, das zahlreiche Wild; allein der Buschmann überfiel die Rinder des Weißen und brachte sie bei Seite. Ein Buschmann kann überhaupt zwischen wilden und gezähmten Thieren nicht unterscheiden, und es scheint, als ob ihm auch der Begriff des Eigenthums ursprünglich durchaus fremd war; dazu sah er sich durch die Fremden seiner Nahrung, des jagdbaren Wildes, beraubt. Die Buren gingen jedoch schonungslos gegen „die Vettern des Pavians" vor; selten kehrte einer von einem Ausfluge heim, ohne vier oder fünf Buschleute erlegt zu haben. Den Hottentotten dagegen, der gefangen wurde, machten die Farmer zu ihrem Sklaven; dazu wurden noch Negersklaven von der Guineaküste eingeführt, die ja auch nach Amerika Tausende ihrer Kinder jährlich schicken mußte. Um die Macht über die ausgewanderten Siedler nicht zu verlieren und ihre Grausamkeit gegen die Sklaven zu beschränken, errichtete die Regierung Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Lager zu Swellendam südlich der Schwarzen Berge und ein Menschenalter später eine Landdrostei in Graaf-Reinet an der

nordöstlichen Grenze der erweiterten Colonie. Auch erkannten die Behörden, daß durch die Wanderungen, denen sie sich Anfangs so widersetzt hatten, die Mittel der Colonie vergrößert würden; sie verliehen daher widerrufbare Erlaubnißscheine zu zeitweiligem Anbau.

Die Erschließung des Erdtheils hatte mittlerweile fast gar keine Fortschritte gemacht; nur durch Besiedelung und Krieg und zum mindesten Theil durch Entdeckungsreisen ist die Kenntniß Südafrika's allmälig erweitert worden. Oefters weilten Astronomen am Cap wie Caillard, Herschel und Maclear, und Naturforscher wie Sparrmann. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein war indeß kein Punkt bekannt, der mehr als 530 Kilometer von der Küste abgelegen hätte. Der Oranje, dessen Mündung schon Diaz gesehen, wurde erst 1760 durch Coetsee wieder entdeckt; vereinzelte Glaubensboten wagten sich dann über den Fluß hinaus bis zu den Betschuanen, deren Hauptstadt Lattako hieß. In Natal hatte die Ostindische Compagnie Land von den Eingeborenen gekauft und eine Handelsstation errichtet, jedoch mit ebenso wenig Erfolg wie ein halbes Jahrhundert später die Oesterreicher, die ebenfalls fünf Jahre dort eine Niederlassung unterhielten. An der Delagoabai hatte schon 1544 Lorenzo Marques eine nach ihm benannte Factorei angelegt, ohne daß erheblicher Gewinn daraus entstanden wäre. Der Hauptstützpunkt der Portugiesen an der Ostküste war nunmehr Moçambique, das mit seinen 60 000 Einwohnern auch jetzt noch eine beträchtliche Bedeutung für den Handel bewahrt hat. Die Verwaltung war und ist noch eine erbärmliche. Die Statthalter wurden nicht aus landeserfahrenen Männern, sondern aus Günstlingen des Mutterlandes gewählt und trachteten, genau wie die Statthalter am Cap, lediglich danach, sich zu bereichern. Immerhin ward wenigstens für die Erschließung des Innern Einiges gethan. Das Reich von Monomotapa hatte man allerdings wieder aufgeben müssen, aber die friedlichen Karawanenstraßen führten jetzt viel weiter. Im Anfange unseres Jahrhunderts haben zweimal portugiesische Halbbluthändler (Pombeiros) von Angola an der Westküste bis zur Sambesimündung den Erdtheil durchquert. Die Hauptausfuhr war Elfenbein, Gold und Sklaven; in Angola und noch mehr in der Provinz Moçambique waren Haupthandelsplätze für den amerikanischen Sklavenmarkt.

Im Capland überstieg 1780 die Zahl der Bevölkerung bereits 10 000 Seelen; der Große Fischfluß, 800 Kilometer östlich von Capstadt, bildete die Grenze. In dem genannten Jahre suchte England während eines Krieges mit Holland das Capland zu erobern, eine Ueberrumpelung ward jedoch durch französische Hülfe unter Admiral Suffren vereitelt, der bei den Capverdischen Inseln der englischen Flotte bedeutenden Schaden verursachte und rechtzeitig dem Caplande 3000 Soldaten zum Schutze zuführte. In Folge des Krieges blieben die Speciesthaler von Holland aus, es ward Papiergeld in Umlauf gesetzt, das aber von der Compagnie nur zum Theil und so lässig eingelöst wurde, daß die Klagen der Siedler gegen die Gesellschaft immer lauter erschollen. Die Generalstaaten sandten zwei Vertreter, die den Beamten der Gesellschaft als Beirath zur Seite gestellt wurden. Seitdem war es mit der Alleinherrschaft der Ostindischen Compagnie vorbei, nachdem es in der letzten

Zeit auch sonst mit ihr stark abwärts gegangen. Ihre Truppen wurden von den britischen aus Indien vertrieben, die Aktien sanken, und bald war die Gesellschaft von einer ungeheuren Schuldenlast überhäuft. Die Generalstaaten suchten rettend einzugreifen, sie unterstützten in dem Zeitraume 1781—1790 die Gesellschaft mit fast 100 Millionen Mark; aber der Ausbruch der französischen Revolution, deren Gedanken ihre Macht sogar bis zum Capland ausübten, besiegelte den Untergang der Compagnie; die Bewohner der Grenze erhoben sich 1795, vertrieben die Bewohner aus Graaf-Reinet und riefen die Republik aus. Da aber kurz darauf der Einbruch der Engländer erfolgte, verlor sich die Erklärung in den Wogen einer größeren Bewegung.

Holland war dem Ansturm der Revolutionsheere erlegen, der Prinz von Oranien suchte Zuflucht in England, und die englische Regierung sandte eine Flotte unter Admiral Elphinstone und den Generalen Clarke und Craig nach dem Capland, welches diese (September 1795) im Namen Georg's III. in Besitz nahmen. Eine Flotte der Holländer, zum Entsatz gesandt, wurde in der Saldanhabai von dem Admiral gekapert. Die Briten schafften Tortur und Rad ab und suchten eine geregelte Verwaltung einzuführen. Sie verwendeten an 35 Millionen Mark für die neue Colonie, deren Ausfuhr damals wenig über 2 300 000 Mark betrug. Im Vertrag zu Amiens 1802 ward jedoch das Capland an Holland zurückgegeben und verblieb in seinem Besitz bis 1806. Die Verwaltung war nunmehr durchaus verständig und gerecht. Die heimische Doppelverwaltung sprach sich in der Art aus, daß die batavische Republik durch General Janssen, die Generalstaaten durch de Mist vertreten waren.

II.

Um die Wende des Jahrhunderts herrschten die Engländer in allen Meeren. Sie besaßen das Uebergewicht am Mittelmeer, ihr Besitz in Ostindien war fest gegründet und wurde 1799 durch das fruchtbare Ceylon, das sie der Batavischen Republik entrissen, vermehrt; sie vergrößerten ihre Besitzungen in Westindien und Canada und vermittelten den regen Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika. Sie hatten die Wichtigkeit des Caplandes für ihr indisches Reich zu wohl erkannt, um darauf zu verzichten, und wer konnte ihnen nach der Besiegung der französischen Flotte durch Nelson noch wehren? Der erste Versuch während des nordamerikanischen Freiheitskrieges war fehlgeschlagen; 1785 zeigten sie sich an der Algoabai, erlitten jedoch eine Niederlage durch die Hottentotten und zogen sich wieder zurück; dann hatten sie acht Jahre das Land inne gehabt und wollten es nun nicht mehr missen. Sir David Baird schlug im Januar 1806 die holländischen Truppen und hißte wiederum in Capstadt die englische Flagge. Janßen hatte sich feig benommen, nichtsdestoweniger rückte er zum Generalstatthalter in Batavia vor, wo er durch eine zweite unrühmliche Capitulation neuerdings seinen Namen befleckte. Vier Jahre später zahlte England 50 Millionen Mark Entschädigung an die Niederländer aus; die Summe war reichlich bemessen, zeigt jedoch deutlich, daß die Eroberung des Caps als eine ungerechte empfunden wurde.

Die Bevölkerung betrug damals 27000 Europäer, 29000 Sklaven und 18000 Hottentotten. Während und nach den Napoleonischen Kriegen war die Einwanderung, die längere Zeit geruht hatte, wieder recht lebhaft. Viele französische Familien, zum Theil vornehmen Geschlechtes, flüchteten vor den Stürmen der Revolution nach Südafrika, Skandinavier wanderten ein, deutsche Bauern und Handwerker folgten, namentlich nach dem großen Hungerjahr 1817. Auch diese neuen Elemente sind völlig in der Art der alten Siedler aufgegangen. Deutscher Ursprung verräth sich heute in blühender Gesichtsfarbe, oft gepaart mit röthlichen Haaren, in blauen, leuchtenden Augen, freundlichem und ansprechendem Wesen und in einer gewissen behaglichen Läßlichkeit, die vielleicht nur der Volksgenosse fühlt. Bei Farmern skandinavischer Abkunft ist neben sehr heller Hautfarbe eine große Weichheit in der Aussprache wahrzunehmen.

Die landwirthschaftliche Cultur Südafrika's ist durch die Buren begründet worden, die gewerbliche und industrielle hat man den Engländern zu verdanken. Britisches Capital schuf Häfen und Eisenbahnen, Fabriken und Magazine, britische Habsucht erschloß den Reichthum des Landes an Diamanten und Gold, britischer Weltsinn brachte das so lange abseits des großen Verkehrs belegene Land in Verbindung mit dem Welthandel und europäischer Bildung. Ein tiefer Gegensatz zwischen holländischer und britischer Art ist bis heute lebendig geblieben.

Der erste englische Gouverneur nach der zweiten Besitznahme war Baird, dann kam der Graf Caledon. Dieser errichtete eine reitende Post, wie sie jetzt noch in Bulgarien theilweise üblich ist, desgleichen ein höheres Wandelgericht, das periodisch im Lande herumzieht, um wichtigere Sachen abzuurtheilen. Auch unterdrückte er einen Sklavenaufstand, der den Siedlern viel zu schaffen machte. Sklavenverkauf und -Einfuhr wurden abgeschafft, die Erlaubnißscheine für Ackerbautreibende in feste Besitzscheine umgewandelt.

Die Hottentotten waren überwältigt; nun stießen die Weißen aber auf die Kaffern, die nicht so leicht zu bezwingen waren. Die Kaffern oder Zulu, das ist die Himmlischen, halten sich für die Söhne des Blitzes und gehören den Bantu's an; ihre ältesten festen Sitze scheinen am unteren Sambesi gewesen zu sein, wo sie mit den Portugiesen in Verkehr traten, wie sich denn einzelne portugiesische Worte noch bei den gegenwärtig seit langem von portugiesischen Besitzungen abgeschlossenen Basuto finden. Um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts begannen, vielleicht durch die vom Nordosten drängenden Türken geschoben, die Araber sich von Nordafrika nach dem Sudan auszubreiten und rings die Bantustämme aufzuregen. Dem Druck der Araber folgend, setzten sich die Bantu ihrerseits in Bewegung und wanderten aus Mittelafrika weiter nach Süden. Die eine Welle dieser großen Völkerfluth warf die Herero nach dem Südwesten, dieselben erreichten gegen 1800 den Kunene; die andere drückte seitwärts auf die Zulu im Osten, so daß sie theils, wie die Jao und die Mafitti, von denen das deutsche Schutzgebiet so viel zu leiden hat, nach Norden in das Seeengebiet einbrachen, theils, wie die Piri, die Amazulu, die Swasie und andere Horden, nach dem Süden sich

ausdehnten. Ganz Südafrika schien den Bantu anheimzufallen, da ward ihrem siegreichen Vordringen Halt geboten, im Westen von den Hottentotten, im Osten von den Europäern. Es kam zu blutigen Kriegen, die zu einer gründlichen Zurückdrängung der Schwarzen geführt haben. Am ärgsten haben unter dem feindlichen Ansturm Buschleute und Hottentotten zu leiden gehabt, weil sie von vorn und im Rücken bedrängt wurden; die beiden, wesentlich verschiedenen Rassen sind in Folge dieses Doppeldruckes fast ineinander aufgegangen. Außerdem hat sich im Laufe der Zeit noch ein weiteres Volkselement gebildet, das in der späteren Entwickelung nicht unbeträchtlichen Einfluß ausübte, die Bastarde.

Wie in den Sundainseln und in Nordamerika haben die Niederländer an farbigen Frauen Gefallen gefunden. Lobredner der Buren haben es bestreiten wollen, indeß schon die holländischen Namen der südafrikanischen Mischlinge beweisen genug, abgesehen von ähnlichen Beispielen, wie sie die Gegenwart noch bietet. Die Kinder holländischer Väter und farbiger Mütter wurden von den Buren nordwärts in die Verbannung gestoßen und siedelten sich an beiden Ufern des Oranje in dessen ganzer Länge an, überall die holländische Sprache verbreitend. Sie leben in kleinen, wandernden Gemeinwesen, manchmal ohne Führer, meist aber mit einem Häuptling an der Spitze, dem zuweilen ein Rath der Aeltesten zur Seite steht. Sie werden durchgängig zum Christenthum bekehrt und folgen meist ihrem Sendling zugleich als staatlichem Leiter. Im Westen überschreiten sie, von den Buren unerträglich geplagt, den Oranje und erobern Groß-Namaland, 1814 rücken sie unter dem deutschen Missionar in englischen Diensten, Schmelen, nördlich bis Bethanien vor; dann ist ihr Führer Kido Witboi, später die Dynastie der Afrikaner. Sie nennen sich die Ooilam, das bedeutet ein altes, unbrauchbares Mutterschaf, ein Schimpfwort, das ihnen von den Buren angehängt wurde, dessen sie sich aber, ähnlich wie einst in Holland die Geusen, das ist die Lumpen, nunmehr mit Stolz rühmen. An Kraft und Zahl den benachbarten schwarzen Völkerschaften weit nachstehend, schwingen sie sich doch zu deren Herren auf. Sie verbünden sich mit den Nama-Hottentotten gegen deren Feinde vom Bantustamm. Zu jener Zeit hatten nämlich die Herero den Kunene überschritten und waren nach Süden erobernd vorgedrungen. Zuerst waren sie auf eine niedrig stehende Negerrasse, die Bergdamara gestoßen, die, von den Hottentotten vor Alters überwältigt, die Sprache ihrer Herren redeten und sich zwar nie mit ihnen vermischten, aber ihnen seltsamer Weise dennoch zugethan sind, während sie die Herero glühend hassen. Es beginnt ein Vernichtungskampf zwischen den Herero und den Verbündeten: Hottentotten, Mischlingen und Damara, ein Krieg, der auf Jahrzehnte hinaus Südwestafrika erfüllt. Auf der anderen Seite wütheten in Südostafrika Jahrzehnte hindurch die Zulu.

Anfang des Jahrhunderts hatte der furchtbare Çaka, der Nero seines Stammes, der einst 50000 Kaffern seiner Mutter als Todtenopfer schlachtete, die Amazulu geeinigt und durch ein unerbittlich militärisches Regiment ihre Macht begründet. Von ihm war Moselikatze abgefallen und hatte sich mit seiner Zuluschar, den Matabele, auf die Bechuana und Basuto gestürzt, ja er

schickte ein Commando gegen die Damara quer durch die Kalahari und vernichtete mehrere Mischlingsscharen, wie die Griqua des Barend. Die Basuto scheinen ursprünglich zwischen mittlerem Sambesi und Baal gesessen zu haben, durch den Ansturm der Matabele aber wurden sie theils zertrümmert, theils unterjocht, theils flüchteten sie nach den höchsten Spitzen der Drakensberge, wo sie mit zersprengten Bechuana und anderen Stämmen verschmolzen. Bald begannen sie in ihren Gebirgsschlupfwinkeln wieder Muth zu fassen und ihrerseits die weißen Ansiedler zu beunruhigen.

Schon 1799 waren die Engländer an der Algoabai von einem Kaffernstamme besiegt worden und dessen Häuptling Gaika, wie einst Ariovist von dem römischen Consul, als ihr König von dem Capstatthalter anerkannt worden. Aehnlich wie die Sueven weiland war man bestrebt, eine Oedgrenze zwischen die beiderseitigen Gebiete zu legen; lange galt dafür der Strich zwischen dem Sonntags- und dem Großen Fischfluß, indeß die Streitigkeiten ruhten nicht, und im Verlaufe des nie ganz aufhörenden Guerillakrieges besetzten die Gaikas den Grenzstrich und zogen unter ihrem Propheten Makena, „dem Luchs", mit großer Macht gen Grahamstown, wurden aber zurückgeschlagen. Zehn Jahre später führte der Sohn Gaikas, Maquoma, einen langwierigen und verderblichen Krieg mit den Weißen. Diesmal wurde der englische Besitz bis zum Kai ausgedehnt und das Land zwischen dem Fischfluß und dem Kai als Oedgrenze festgesetzt. Am gefährlichsten aber und schlimmsten war ein dritter Krieg 1835, der mit der Erschießung des Oberhäuptlings Hintza endigte.

Nach dem zweiten Krieg ward zur Sicherung der Ostgrenze ein neuer Auswandererstrom nach der Nordostgrenze geleitet. Das Parlament des Mutterlandes bewilligte eine Million Mark für Besiedelungszwecke; so unterstützt, ließen sich 3600 Engländer nördlich der Algoabai nieder und gründeten die Stadt Port Elisabeth. Ferner versuchten 1824 britische Officiere eine Niederlassung in Natal, die indeß erfolglos verlief.

Die Buren ertrugen unterdeß nur sehr unwillig das englische Joch. Anhänglichkeit an ihre alten Einrichtungen und Sitten, dazu eine unüberwindliche Abneigung gegen das englische Wesen, endlich zahllose Ungerechtigkeiten, die sie zu erdulden hatten, machten sie zu den ergrimmtesten Feinden der Engländer, die ihnen doch in Stamm, Sprache und Sitte verwandt und gleich ihnen eifrige Protestanten sind. Von den Maßnahmen der neuen Regierung war eine namentlich ihnen ein Dorn im Auge, die Abschaffung der Sklaverei. Diese war schon Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die Quäker angeregt worden; Bischof Wilberforce nahm, unterstützt von Pitt und Fox, die Sache auf und setzte 1807 eine Abschaffungsacte durch, in Folge deren der britische Negerhandel aufhörte, oder besser, aufhören sollte. Frankreich schloß sich an, und im Wiener Frieden wurden auch Spanien und Portugal zur Aufgabe des Sklavenhandels nördlich vom Aequator veranlaßt, wofür den beiden Staaten 14 Millionen Mark Entschädigung gezahlt wurden. Südlich vom Aequator dauert jedoch noch heute in den portugiesischen Colonien der Handel, von den Behörden halb unterstützt, weiter fort. Später gab die britische Regierung alle Kronsklaven frei, und beschloß 1833 die Freilassung überhaupt aller

Sklaven in den britischen Colonien, die Besitzer mit 400 Millionen Mark entschädigend. Die Zahl der so befreiten Sklaven betrug 640 000 (davon die Hälfte in Jamaika); es kamen also 620 Mark auf den Mann. Im Capland rechnete man etwa 36 000 Sklaven, die von ihren Herren, offenbar übertrieben, auf 60 Millionen Mark veranschlagt wurden. Das Unterhaus bewilligte 24 Millionen, entsprechend den sonstigen Entschädigungen, allein die bewilligte Summe kam nur zum kleineren Theil in die Hände der Buren. Die Pflanzer waren ihrer Arbeitskräfte beraubt, auch konnten sie es nicht leicht verschmerzen, daß ihre früheren Leibeigenen ihnen auf einmal gleichberechtigt sein sollten. Ohne nun der Sklaverei das Wort zu reden, kann man sich doch der Bemerkung nicht verschließen, daß die Schwarzen in allen afrikanischen Colonien der Engländer den Weißen durch unverschämte Frechheit lästig fallen, während man die leichte Form der Abhängigkeit, wie sie in den heutigen Burenrepubliken gehandhabt wird, nur dankbar empfinden kann. Hottentotten und Neger völlig freigeben, heißt nichts Anderes, als unmündige Kinder in Allem thun lassen, was ihren kindischen Sinnen eben einfällt. Die Erbitterung der Buren steigerte sich, als nach dem dritten Kaffernkrieg die Regierung ihnen gebot, die eroberten Striche wieder herauszugeben, und ihnen die an der stets gefährdeten Grenze unumgängliche Selbsthülfe auf alle Weise erschwerte. Person und Eigenthum waren in Folge dessen unaufhörlich gefährdet, Recht bei den Behörden schwer zu erlangen, dazu war das englische Gesetzbuch eingeführt worden, das fast Niemand verstand.

Die Buren beschlossen, aus dem Caplande, wo sie sich nicht mehr nach ihrem Willen regen und rühren konnten, auszuwandern und jenseits des Oranje neue Länder aufzusuchen, wo sie frei leben und keiner der verwünschten „Rothröcke" (britisches Militär) ihnen zu folgen vermöchte. Schon nach dem ersten Kaffernkriege waren einzelne, landsuchende Buren über den Fluß gegangen und hatten sich in der Wildniß niedergelassen, oder schweiften unstät mit ihren Herden umher, da verweilend, wo sich ihnen gerade gute Weiden und reichliche Jagd bot. Jetzt in den Jahren 1834—36 setzten an 10 000 Buren über den Oranje. Das war der große „Trek", der die wichtigsten Folgen für die Geschichte Südafrika's haben sollte. Nach der Sippenzusammengehörigkeit oder nach Freundschaft und Nachbarschaft bildeten sich die einzelnen Haufen, wählten sich aus eigener Machtvollkommenheit einen umsichtigen, kriegs- und landeserfahrenen Führer und zogen als selbständige, wandernde Gemeinwesen in die unbekannte Ferne, einer neuen Heimath entgegen. Meist ließen sie vorher durch ihre Führer oder durch Freiwillige das unerforschte Land im Norden erkunden und die bestehenden Verhältnisse auskundschaften. So waren schon 1831 unter von Rensburg und Trichard siebenundzwanzig Familien bis über den Vaal gezogen. Letzterer kam bis zur Delagoabai und ward von den Portugiesen wohlwollend aufgenommen, aber er und all seine Begleiter gingen am Fieber zu Grunde; Rensburg gelangte bis fast zur Sofala, jedoch auch seine Schar ward durch Fehden und Krankheit aufgerieben, nur vier Kinder blieben übrig, die unter den Schwarzen aufwuchsen und erst ein Menschenalter später wieder zu Weißen kamen, von deren Sprache sie keine Silbe verstanden.

Alle die großen Eigenschaften, die sie beim Roden des Caplandes an den Tag gelegt, bewiesen die Buren nun in gesteigertem Maße. Mit gleicher Beharrlichkeit trotzten sie im wildfremden Lande Unwettern, reißenden Thieren und dem Ansturm feindlicher Eingeborenen, mit nie verzagendem Muthe erstritten sie unter dem überwältigenden Andrang der Zuluſtämme die weiten, noch halb wüſten Gebiete Südafrika's. Mit Kind und Kegel, mit Vieh und fahrender Habe zogen sie wie einſt die Erzväter oder die germaniſchen Stämme der Völkerwanderung, auf ihren großen Ochſenwagen langſam und ſchwerfällig auf ungebahnter Straße einher. Die Wildniß wimmelte noch von reißenden Thieren, die „Voortrekkers" allein ſollen zweihundert Löwen erlegt haben.

Zwiſchen Vaal und Oranje ſtießen ſie auf die Raubſcharen der Matabele. Am Fuße des Vechtkopp ſchlugen die Auswanderer ihre Wagenburg auf, und verſtärkten ſie durch Riemen und Dornbäume. Von den ſchwarzen Kriegern war die geräumige Ebene weit und breit überdeckt, ſchauerlich klang der wilde Schlachtruf der ſieggewohnten Aſſegaiſchwinger; dennoch hielten die tapferen Helden Stand und ſchlugen, ſtark verſchanzt, den furchtbaren Angriff dreimal zurück; das kleine Häuflein, ſechsundzwanzig an der Zahl, verlor nur einen Mann. Nach dem Treffen kehrten zwei, die, vom Schrecken übermannt, geflohen waren, zurück. Alljährlich wird zum Andenken an den glorreichen Tag noch heute am 17. Dezember ein großes Feſt gefeiert, zu dem weit und breit von der ganzen Umgegend das Volk zuſammenſtrömt, um an dem erneuerten Ruhm der „Voortrekkers", ihrer Ahnen, ſich zu erquicken. Allein im Grunde war der Sieg ein Verluſt für die Buren geweſen, da ihr Vieh, ihr ganzer Reichthum, dem Feinde in die Hände gefallen war. Das Vieh zurückzuerbeuten und den Matabele gründlich die Luſt zu weiteren Ueberfällen zu verleiden, machte ſich ein reiſiger Haufe von vierhundert Mann auf, kam unter der Führung eines Gefangenen auf Schleichwegen unbemerkt in die Nähe Moſiga's, der feindlichen Reſidenz, überfiel dort mitten in ſeiner Kriegsmacht den nichtsahnenden Moſelikatze, ſchlug ihn aufs Haupt und verbrannte ſeinen Kraal. Die Matabele zogen ſich über den Limpopo zurück und errichteten dort ein mächtiges Reich, das in ungeſchwächter Macht faſt ſechzig Jahre beſtanden hat. Die Buren hingegen, frei der Sorge vor dem ſchrecklichen Moſelikatze, gründeten ihrerſeits einen Freiſtaat am unteren Vaal.

Ein Theil der Auswanderer hatte ſich indeſſen unter Piet Retief nach Natal gewandt, das als Eigenthum Dingaan's betrachtet wurde. Dingaan, der ſchwächere Sohn des fürchterlichen Çaka, lud die angeſehenſten der landſuchenden Schar, im Verlauf von Unterhandlungen, die den Kauf Natal's durch die Weißen bezweckten, in ſeinen Kraal und ließ ſie heimtückiſch ermorden. Die verſchiedenen Lager, die von jenen Plänen keine Ahnung hatten, ließ er zur ſelben Zeit durch ſeine wilden Horden angreifen. Eine zweite Niederlage erlitten die Auswanderer bei Weenen („Weinen"). Der Verluſt entmuthigte zuerſt die Buren, zumal die Engländer ihnen dringend befahlen, wieder in die alten Sitze zurückzukehren. Da legten ſie die Sache ihren Frauen vor und dieſe, als wahre Heldinnen, entſchieden, daß man ſo viel edles Blut von Vätern, Brüdern und Söhnen nicht ungerochen laſſen könne. Neue Buren-

häuflein kamen hinzu, vom Vaal schickten die Volksgenossen Hülfe, auch gesellte sich zeitweilig ein Aufgebot englischer Einwanderer, die damals in Natal sich niederließen, zu den Ueberbleibseln der Schar Piet Retief's. Nach längeren Vorbereitungen nahmen die Buren unter Pretorius endlich Rache an ihren grausamen Feinden; sie vertrieben den verrätherischen Dingaan, verbrannten seinen Kraal und erhoben, als jener durch Meuchelmord gefallen, seinen Bruder Panda zum König.

Kaum aber hatten sich die Auswanderer ihrer schwarzen Feinde entledigt, so saßen ihnen alsbald schon wieder die Engländer im Nacken, um die Früchte der errungenen Siege zu ernten. Schon seit 1845 befand sich eine englische Residenz in Bloemfontein, der Hauptstadt der Oranjecolonie, und zwar „um die Buren gegen die Wilden zu schützen". Dann hatte Statthalter Maitland mit Adam Kok, dem Griquahäuptling, einen Vertrag geschlossen, kraft dessen der Statthalter die ihm gar nicht gehörenden, vielmehr von den Buren in Besitz genommenen Lande den Griquas auf vierzig Jahre in Pacht gab. Bald darauf ward Moschesch, der Basutokönig, dazu vermocht, die britische Oberherrschaft anzuerkennen. In Natal wechselten unterdessen kleinere Zusammenstöße und langwierige Unterhandlungen zwischen den Weißen mit einander ab. Die wackeren Buren wollten aus dem Lande nicht weichen, das sie mit ihrem Blute gedüngt, erhielten auch zweimal Unterstützung aus Holland, mußten indeß zuletzt einsehen, daß vor der unerbittlichen Herrschsucht und der überlegenen Macht der Engländer Niemand ihnen helfen werde; die englische Einwanderung war schnell angewachsen und wurde häufig durch Kriegsschiffe unterstützt. Bereits 1843 betrug die Zahl der Europäer in Natal 6000. Mit schwerem Herzen entschlossen sich die Buren zu einem Vertrage mit ihren Drängern; eine allgemeine Amnestie wurde gewährt und das Land zur Colonie geschlagen, bis es 1856 eine eigene Verwaltung erhielt.

Jetzt beanspruchten die Engländer auch, ohne einen Schein des Rechts, das Land zwischen Oranje und Vaal. Vom britischen Parlament war einige Jahre zuvor der Grundsatz aufgestellt worden, daß ein britischer Unterthan ein solcher auch dann bleibe, wenn er in Länder auswandere, die bisher außerhalb des Rahmens der Civilisation gelegen; derartige Länder würden durch die Auswanderung von selbst zu britischen Besitzungen. So wäre denn auf dem Rund der Erde kein Entrinnen mehr vor britischer Willkür gewesen. Man griff zu den Waffen. Pretorius stellte sich bei Boomplaats, aber er war der überlegenen Taktik der Engländer nicht gewachsen; er unterlag dem Oberst Sir Harry Smith, aber er wollte sich nicht beugen. Er ging über den Vaal und gründete mit den schon ansässigen Stammgenossen die Transvaalrepublik. Das geschah 1848; im selben Jahre erklärte Smith die Oberherrschaft der englischen Krone über alle Länder nördlich des Oranje und errichtete zunächst die British-Orange-River-Sovereignity.

Die Transvaalrepublik umfaßte nur einen Theil des neu gewonnenen Landes. Daneben erhielten sich noch einige andere kleinere Gemeinwesen, so die Republik von Lydenburg und die Niederlassung Shoemansdal. Andere Abtheilungen lebten auch wohl ganz in der Wildniß ohne jeden staatlichen

Verband. Die Buren des Nordtransvaal hatten mit den Portugiesen Verbindung angeknüpft, 1845 die Lydenburger mit dem Statthalter der Delagoabai, zur selben Zeit etwa die Shoemansdaler eine Handelsverbindung mit Inhambane.

Während der Streitigkeiten der Weißen unter einander, jedoch ohne näheren Bezug auf sie, dauerten die Kaffernkriege fort. In England war eine anticoloniale Politik zur Herrschaft gelangt, die im „Pereat India!“ der Gladstonianer ihren schroffsten Ausdruck fand. Man wollte die Colonien nicht mehr weiter ausdehnen, namentlich scheute man vor den Kosten ewig sich erneuernder Kriege mit den Eingeborenen zurück und steuerte darauf hin, die Colonien möglichst selbständiger Eigenverwaltung entgegenzuführen. Der Colonialminister bestimmte, daß die Grenze von dem Kai- zum Fischfluß zurückverlegt werde. Die Bestimmung war ein Fehler und führte unmittelbar zum blutigen Kriege von 1846. Die Schwarzen wähnten, eine derartige Maßregel könne nur von der Furcht eingegeben sein, und wurden nun erst recht übermüthig. Der Krieg kostete 60 Millionen Mark. Statt daß die Regierung eine stehende Macht an der Grenze unterhalten hätte, wurden so viel bedeutendere Opfer an Menschen und Geld nothwendig, ohne das Ziel zu erreichen. Das Elend an der Ostgrenze hatte auf Jahrzehnte hinaus kein Ende. Der Krieg entstand durch den Axtdiebstahl eines Kaffern, der sich seiner Bestrafung widersetzte. Die Pondo, die Tembu und die Fingo fochten auf englischer Seite. Die Schwarzen wurden von Sandilli, dem Sohne Gaika's, angeführt, die Congo- und Zlambistämme mitgerissen, und Grahamstown gerieth wieder in die äußerste Gefahr; rings plünderten, brannten und mordeten beutelustige Kaffernhorden. An einzelnen Gehöften tobte der Kampf; Frauen und Kinder nahmen Theil daran. Das Heer des Statthalters war einmal ganz von der Zufuhr abgeschnitten, da die Feinde alles Vieh weggeschleppt hatten. Als der Sieg endlich auf die Seite der Briten sich geneigt, hielt Smith, der Statthalter, eine feierliche Versammlung aller Häuptlinge von Caffraria ab und befriedete das Land. Der Strich zwischen Kai und Kaiskama wurde als Britisch-Caffraria der Colonie zugefügt. Aber 1850 brach Sandilli von Neuem los und führte, diesmal auch von den Hottentotten unterstützt, einen hartnäckigen Guerillakrieg im Gebiet der Amatolas. Statthalter und Regierung waren stets geneigt, den Siedlern alle Schuld dieser unaufhörlichen Streitigkeiten zuzumessen und auch die berechtigtesten Klagen derselben mit Strenge niederzuhalten. Schon 1824, als die erste Zeitung erschien, war es zu Reibereien gekommen. Die Redacteure des „African Commercial Advertiser“ griffen die Eigenmächtigkeit Lord Somerset's an, und die Zeitung ward in Folge dessen mehrere Male mit Beschlag belegt, bis sich die englische Regierung ins Mittel schlug und das Blatt der Willkür der Behörden entzog. Ein Aufsatz sollte nur dann für strafbar gelten, wenn er wegen unmittelbarer Beleidigung, Schmähung oder gemeiner Verbrechen bei Gerichte belangbar wird, nicht aber wenn er nur der Entrüstung gegen ungerechte Maßnahmen der Beamten Ausdruck verleiht. Nun war das Verhältniß immer erbitterter geworden und immer lauter der Ruf nach einer freien Verfassung. Die Span-

nung kam zum Ausbruch, als man von London dreihundert Sträflinge nach dem Caplande sandte, mit der vermeintlichen guten Absicht, dem Mangel an Arbeitskräften dadurch abzuhelfen. Der Widerstand gegen das Landen des Schiffes war so rasch und so allgemein, daß man sich genöthigt sah, es nach Van Diemensland weitergehen zu lassen. Sodann hatten fünfzig Bezirke den Herrn Fairbairn und Sir A. Stockenstrom nach London geschickt, um eine Volksvertretung zu fordern. Am 1. Juli 1854 wurde das Parlament unter Darling eröffnet. Auch gab von nun an die Capregierung 1 Million Mark jährlich zur Erhaltung eines berittenen Polizeicorps an der Ostgrenze; die englische Regierung gewährte ihrerseits 700 000 Mark jährlich für öffentliche Arbeiten des Caplandes.

Da tauchte ein schwarzer Seher auf, Umhlagoza, der den Kaffern gemäß einem Gesicht, so ihm geworden, befahl, ihre Rinder zu tödten und ihr Korn zu vernichten, dann würden die Geister der alten Helden aus ihren Gräbern steigen und den Kaffern zu den Herden der Europäer und der Fingo verhelfen. Bittere Hungersnoth war die Folge, und fünfundzwanzig Tausende starben. Die Macht der südöstlichen Kaffernstämme wurde hierdurch so geschwächt, daß zwanzig Jahre Ruhe im Lande blieb. Die Fingo blühten dagegen auf, sie wurden christianisirt, und ihre Volkszahl mehrte sich. Als Belohnung für ihre treuen Kriegsdienste wurde ihnen ein Strich Landes an der Nordostgrenze in der Gegend von Kingwilliamstown angewiesen, dazu erhielten sie später noch das Land Krelis zwischen Kai und Bashi. Einen Theil des durch die erwähnte Hungersnoth entvölkerten Gebietes besetzte der Statthalter Grey durch die deutsche Legion, die für den Krimkrieg gegen Rußland angeworben, jedoch nicht mehr zur Verwendung gelangt war. Unter Grey begann auch 1857 der erste Bahnbau, und viele neue Ortschaften entstanden damals.

An den Quellen des Oranje erhob sich die Macht der Basuto. Durch die Siege der Buren waren sie von ihren Drängern, den Matabele, befreit worden und von der Herrschaft der Buren durch die Engländer. Moschesch faßte die zerstreut streifenden Horden enger zusammen, legte einen Hauptkraal bei Thaba Bosigo (Hügel der Nacht) an und führte fast alljährlich seine Krieger zu glücklichen Kämpfen. In dem fruchtbaren Alpenlande, in dem der höchste Berg zwischen Cap und Congo sich erhebt, gediehen unter seinem Schutz die Herden, die Weißen hielt er dagegen in fortwährender Aufregung.

Die Engländer glaubten bald zu sehen, daß sie von dem Lande jenseits des Oranje, das von nimmer ruhenden Fehdezügen erfüllt war und ihnen nur Geld kostete, aber keines eintrug, nicht allzuviel sich versprechen durften. Gladstone, der Vertreter der Theilungspolitik, gab daher das Land an die Buren zurück, gegen deren wachsende Zahl die Engländer doch nur mit größter Anstrengung ihre Ansprüche hätten behaupten können, und 1852 wurde ihnen jenseits des Vaal die längst schon thatsächlich bestehende Selbständigkeit nun auch Rechtens durch die Sand-River-Convention verliehen, desgleichen 1854 ein Gemeinwesen der Buren zwischen Vaal und Oranje als Oranjefreistaat anerkannt. In diese Zeit fällt die Einwanderung der Hannoveraner in Natal, wo sie bald ein wichtiges Bruchstück der Bevölkerung

bildeten und durch Fleiß und Betriebsamkeit zum Wohlstand des Landes beitrugen. Auch begann im Westen die rheinische und die englische Mission im Namaland aufzublühen.

Die holländische Maatschapy, später Zuidafrikanische Republik oder Transvaal, ward zunächst lange durch Eifersucht und Parteiungen zwischen den Führern heimgesucht. Mit dem Gemeinwesen von Lydenburg schloß man jedoch einen Einigungsvertrag, kraft dessen beide Republiken zu einer verschmolzen wurden; die Zoutpansberg-Buren im Norden konnten sich vor den mächtigen Stämmen der Eingeborenen nicht halten und mußten ihre Niederlassung wieder aufgeben. So war hierin Einigkeit wieder hergestellt. Allein der Hader zwischen Potgieter und Pretorius dauerte fort. Ein Sohn des letzteren, Martin Wessels Pretorius, ward 1855 der erste Präsident der Republik; nach ihm wurde die damals gegründete Hauptstadt Pretoria benannt. Nun bemühte man sich auch, eine Einigung mit dem Freistaat zu Stande zu bringen, ohne Erfolg. Ja, man zog 1857 von beiden Seiten Aufgebote zusammen, und es wäre fast zur Schlacht gekommen; auf einer Vaalinsel versöhnten sich indeß noch rechtzeitig die Führer und schlossen Frieden. 1858 ward das Grundwet (Grundgesetz) des Transvaals errichtet. Eine seiner Bestimmungen ist die, daß zwischen Farbigen und Weißen weder in Staat noch Kirche Gleichheit stattfinden soll. Im selben Jahre sandten die Transvaaler dem Freistaat ein Hülfscommando gegen die Basuto, die über Freistaat und Colonie sich raubend ergossen.

Die berühmte Erklärung über die Grenzen des Transvaals erfolgte 1858: sie sollten von Delagoabai bis zum Ngamisee reichen. Dem widersetzten sich der englische Statthalter und der portugiesische Consul. Der Letztere erklärte, Delagoabai habe den Portugiesen seit 1546 gehört, was durchaus dem Sachverhalt entspricht. Es kam zu langen Verhandlungen, Zwietracht brach zwischen den protestirenden Mächten aus. Die Frage ward erst 1875 durch den Schiedsspruch Marschall Mac Mahon's zu Gunsten der Portugiesen entschieden. 1868 entbrannte der große Basutokrieg, der Freistaat und Colonie verwüstete. Das Land der Basuto wurde diesen zur Hälfte abgenommen und der Rest unter britischen Schutz gestellt. Gleichwohl war der Sieg in erster Linie den Buren zu danken.

Wie die Sahara den Norden des Erdtheils, so spaltet die Kalahari den Süden in zwei ungleichartige Hälften, deren Entwicklung sich wesentlich verschieden vollzogen hat. Erst durch die Ereignisse der allerletzten Jahre ist die Geschichte Südafrika's nahezu einheitlich geworden. In der Mitte des Jahrhunderts war die Kluft beträchtlich. Im Osten herrschten die Zulu und die Weißen, im Westen behauptete eine Hand voll Mischlinge das Uebergewicht über Bantu und Europäer. Bei den Ooilam erhob sich die Dynastie der Afrikaner. Jonker Afrikaner, dessen Vater Garnhamat Ende des vorigen Jahrhunderts aus Calvinia im Norden der Colonie ausgewandert war, wirft sich zum Obercapitän der Mischlinge auf und schaltet als mächtiger Tyrann unumschränkt in ganz Südwestafrika bis in die Gegend von Windhoek, ja zu Zeiten bis an den Kunene und bis zum Gebiet der Ovampo. Ein wesent-

liches Hülfsmittel für Jonker war die Reiterei, deren Ueberlegenheit sich bei ähnlichen Kämpfen auch im Sudan erwiesen hat; er legte großen Werth auf die Zucht guter Reitpferde, deren eins in dortiger Gegend zehn Ochsen gilt, und unternahm nun seine Raubzüge in größtem Stil. Zahllose Heerden trieb er weg, die er den Caphändlern verkaufte; bis 800 Stück wurden gelegentlich auf einmal nach Capstadt gebracht.

Ganze Stämme der Herero wurden durch ihn ausgerottet; die übrigen, ausgeplündert und ihrer Habe beraubt, suchten sich ihrerseits durch Plünderung ihrer Stammesgenossen zu entschädigen. Einige Häuptlinge der Herero traten sogar in ein Bündniß mit Jonker gegen ihre eigenen Stammesgenossen, und die Folge solch' selbstmörderischen Zerwürfnisses war eine Machtzunahme der gemeinsamen Feinde, der Bastards. In den vierziger Jahren war unter Schmelen, Hahn und Kleinschmidt die rheinische Mission bei den Hereros aufgeblüht. Viel Gesindel und arme Leute aus den zertrümmerten Hererostämmen sammelten sich an der Station, deren Schutz bei ihrer Niederlassung zu genießen, und erkannten die Sendlinge willig als ihre Führer an. Jonker, wie alle Bastarde ein Christ, war dennoch bald der Sendlinge müde, da seine Todfeinde, die Herero, Schutz bei ihnen fanden. Er zerstörte 1850 Schmelen's Station, und zwei Jahre darauf plünderte er den Hauptpunkt Otjimbingue. In der Kalahari hatten die Weißen seit den Tagen Campbell's, der gegen Ende vorigen Jahrhunderts nach Lattakoo kam, einige Fortschritte gemacht. In Kuruman wirkte Moffat, dann mit ihm gemeinschaftlich Livingstone, der sein Schwiegersohn ward, eine Verbindung, die ganz gewöhnlich afrikanische Sendlinge unter einander eingehen. Livingstone hat von Kolobeng als erster Europäer 1849 den Ngami erreicht, der schon seit den zwanziger Jahren durch die Berichte der Schwarzen bekannt war; später aus dem Transvaal von den Buren vertrieben, weil er die Eingeborenen gegen sie aufhetzte, begann er seine großartigen Reisen, durchquerte den Erdtheil in der Breite des Sambesibeckens 1852—56 und erforschte das Seeengebiet.

Für das Cap waren die fünfziger und sechziger Jahre eine Zeit ruhiger Entwicklung. Die Ausfuhr stieg von 1859 an in zwanzig Jahren auf das Fünffache (ohne die Diamanten), während Englands Handel in demselben Zeitraume sich kaum verdoppelte; die Einwanderung von Europäern nach Südafrika belebte sich, Dampfschiffe wurden eingestellt, welche die Entfernung drei- bis vierfach geringer erscheinen ließen, das Mutterland bewilligte 100 Millionen Mark für Eisenbahnen, der Ackerbau hob sich, so daß der wichtige englische Handels- und Waffenplatz Mauritius schon ausschließlich vom Cap aus versorgt werden konnte. Nur 1860 drohten Gefahren. Der Osten der Colonie wollte sich vom Westen losreißen, den er wegen seines Uebergewichts in Handel und Wandel haßte, und Grahamstown zu seiner Hauptstadt machen; der Plan fand aber weder im Capparlament, noch im Rath der Königin die nöthige Unterstützung.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Mit tiefer Trauer ist überall, wo die deutsche Zunge klingt, und ebenso auch außerhalb der Grenzen Deutschlands mit inniger Theilnahme die verhängnißvolle Katastrophe vernommen worden, von der das Schiff des „Norddeutschen Lloyd", die „Elbe", betroffen worden ist. Die Hunderte von Menschenleben, die bei diesem beklagenswerthen Unglücksfalle zu Grunde gingen, sind allem Anscheine nach das Opfer fremder Leichtfertigkeit geworden. Wie berechtigt auch die pietätvolle Todtenklage ist, muß doch der ernste Versuch geboten erscheinen, nicht bloß die Verantwortlichkeit für die Katastrophe festzustellen, sondern auch nach Möglichkeit in Zukunft der Wiederkehr ähnlicher Vorgänge vorzubeugen. Von diesen Anregungen ließen sich wohl in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 9. Februar diejenigen Abgeordneten leiten, die eine Interpellation in dem Sinne begründeten, ob die verbündeten Regierungen Maßregeln zu ergreifen beabsichtigten, um den durch den Untergang von Seeschiffen verursachten Verlust von Menschenleben mehr, als dies bisher gelungen ist, zu verhüten. In der Beantwortung dieser Interpellation erklärte der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, daß die Bemühungen der verbündeten Regierungen sich vorzugsweise nach drei Richtungen hin bewegen, und zwar in Bezug auf die Sicherstellung der Seetüchtigkeit der Schiffe, die Regelung des internationalen Seestraßenrechtes und die verbesserte Ausrüstung der Seeschiffe mit Rettungsapparaten und Booten. In warm dem Herzen entquellenden Worten lieh Fürst Hohenlohe zugleich der aufrichtigsten Theilnahme Ausdruck, die sich der gesammten Nation Angesichts des erschütternden Ereignisses bemächtigt hat. Nicht minder wies der deutsche Reichskanzler in ergreifenden Worten darauf hin, daß die Officiere und Mannschaften der „Elbe" unter Leitung des Capitäns dem Tode in treuem Pflichtgefühle ins Gesicht gesehen und ihre Schuldigkeit bis zum letzten Augenblicke gethan haben. Wie sehr durch solche Unglücksfälle die Menschen einander näher gerückt und von wechselseitiger Theilnahme ergriffen werden, erhellt auch daraus, daß, wie in Frankreich die Presse ihre Gefühle des Mitleids für die Todten und Hinterbliebenen in Folge des Unterganges der „Elbe" kundgab, in Deutschland sogleich sympathische Besorgnisse rege wurden, als das französische Schiff „Gascogne" vermißt wurde. Allgemein war denn auch die Genugthuung, als die „Gascogne" glücklich in den Hafen einlief. Hervorgehoben zu werden verdient in diesem Zusammenhange die Anerkennung, die in der französischen Presse dem menschenfreundlichen Verhalten des Kaisers Wilhelm II. gezollt wurde, der sein aufrichtiges Interesse für das Schicksal der „Gascogne" an den Tag gelegt hatte. Die nationalen Gegensätze müssen eben hinter dieser rein menschlichen Theilnahme weit zurückstehen.

Durfte die Wahl Felix Faure's, des Marineministers im Cabinet Dupuy, zum Präsidenten der französischen Republik als eine Niederlage der Socialisten und der Ultraradicalen angesehen werden, die den Vorsitzenden der Deputirtenkammer,

Brisson, als ihren Candidaten aufgestellt hatten, so konnte es Erstaunen erregen, daß der Nachfolger Casimir-Perier's zunächst den radicalen Deputirten Bourgeois mit der Neubildung des Ministeriums beauftragte. Von Seiten der conservativen Organe wurde darauf hingewiesen, daß Faure von den gemäßigten republikanischen Parteigruppen und der Rechten im Senate und in der Deputirtenkammer gewählt worden sei, so daß es gewissermaßen seinen Ursprung verleugnen hieße, wenn er sich der äußersten Linken zuwenden sollte. Bei dieser Auffassung wurde allerdings übersehen, daß die Präsidentenwahl von beiden zur Nationalversammlung vereinigten parlamentarischen Körperschaften vollzogen wird, während nach parlamentarischem Brauche bei der Neubildung des Cabinets diejenige Partei herangezogen zu werden pflegt, durch die das frühere, im vorliegenden Falle also das Ministerium Dupuy, gestürzt worden ist. Der Präsident der Republik, Faure, entsprach daher lediglich der in Frankreich anerkannten Praxis, wenn er sich an erster Stelle an einen radicalen Parteiführer wendete. Daß aber eine ausschließlich aus radicalen Elementen bestehende Regierung nicht die geringsten Aussichten auf Bestand hätte, konnte sich Bourgeois von Anfang an nicht verhehlen; seine Absicht ging deshalb dahin, ein sogenanntes „Concentrations-Ministerium" zu bilden, in dem die verschiedenen Parteigruppen der Linken „concentrirt" werden sollten, obgleich in früheren Fällen ein solcher Versuch, offene und latente Gegensätze auszugleichen, sich regelmäßig als verfehlt erwiesen hatte. Während die Erledigung des Budgets, die Beseitigung des im Staatshaushalte drohenden Deficits die wichtigste Frage für die neue Regierung ist, zeigte sich sehr bald, daß, noch ehe Bourgeois ein Ministerium zu constituiren vermocht hatte, unter den Candidaten für die verschiedenen Portefeuilles der heftigste Streit über die von Cavaignac an die Spitze seines Programms gestellte progressive Einkommensteuer entbrannte. Poincaré, der Finanzminister im Ministerium Dupuy, der im Interesse der „Concentration" für denselben Posten von Bourgeois in Aussicht genommen worden war, bekämpfte die progressive Einkommensteuer von seinem gemäßigten Standpunkte aus ebenso entschieden, wie sie von Cavaignac, der übrigens als Nachfolger des Generals Mercier das Kriegsportefeuille übernehmen sollte, als conditio sine qua non bezeichnet wurde. Nachdem bereits ein erster Versuch Bourgeois', den ihm vom Präsidenten der Republik ertheilten Auftrag zu erfüllen, mißglückt war, scheiterte auch ein zweiter, so daß der radicale Parteiführer auf seine Mission verzichten mußte.

Nun erst war Felix Faure in der Lage, sich an einen Vertrauensmann der gemäßigten republikanischen Richtung zu wenden, den er dann in Ribot gefunden hat. Dieser hatte unmittelbar, nachdem er im Jahre 1878 in die Deputirtenkammer gewählt worden war, sich dem linken Centrum angeschlossen und stets zu gemäßigten republikanischen Anschauungen bekannt. Als Führer des linken Centrums wurde er auch im März 1890 im Ministerium Freycinet mit dem Portefeuille des Auswärtigen betraut, wie er denn auch später zu wiederholten Malen der Regierung angehörte. In dem von ihm gebildeten Cabinet übernahm er das Ressort der Finanzen, während die Leitung der auswärtigen Politik in den Händen Hanotaux' verblieben ist, der im Ministerium Dupuy durch maßvolles, besonnenes Verhalten sich mannigfache Sympathien erworben hat. Da die progressive Einkommensteuer aus dem Programme des Cabinets Ribot von Anfang an als ausgeschieden gelten mußte, war es von Interesse, festgestellt zu sehen, wie sich die neue Regierung gegenüber der von den Ultraradicalen und Socialisten geforderten allgemeinen Amnestie politischer Verbrechen und Vergehen verhalten würde. Wie in Frankreich das persönliche Element regelmäßig in den Vordergrund gerückt wird, spitzte sich auch die Amnestiefrage dahin zu, ob Henri Rochefort aus der „Verbannung" zurückkehren und der jüngst gewählte socialistisch-revolutionäre Abgeordnete Gérault-Richard aus dem Gefängnisse entlassen werden sollte. Wegen schwerer Beleidigung des früheren Präsidenten der Republik, Casimir-Perier, zu einer längeren Freiheitsstrafe verurtheilt, war Gérault-Richard zu dem Zwecke einer Demonstration gegen den

Chef der Executivgewalt von den Pariser Socialisten auf den Schild gehoben und zum Deputirten gewählt worden. Nachdem das Ministerium Dupuy gegen die Freilassung dieses Volksvertreters erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, blieb es dem „gemäßigten" Cabinet Ribot vorbehalten, auf Grund der von der Deputirtenkammer mit überwältigender Stimmenmehrheit beschlossenen allgemeinen Amnestie dem socialistisch-revolutionären Abgeordneten für Paris die Thore von Sainte-Pélagie zu öffnen.

Daß die Rückkehr Henri Rochefort's sich zu einer großen socialistischen Kundgebung gestalten würde, konnte vom ersten Augenblicke an keinem Zweifel unterliegen. Auch hätte sowohl das Ministerium Ribot als auch der besonnenere Theil der Deputirtenkammer und des Senates durch das Verhalten des Leiters des „Intransigeant" nach seiner früheren Begnadigung belehrt werden müssen, wie gefährlich es ist, solchen revolutionären Elementen gegenüber Milde walten zu lassen. Wenn Rochefort nur seiner fanatischen Ueberzeugung folgte, so würde das unparteiische Urtheil über ihn nicht so streng ausfallen. Es braucht jedoch nur auf sein Zusammengehen mit dem General Boulanger hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß er keineswegs überzeugter Republikaner ist, sondern sich lediglich durch persönliche, geschäftliche Interessen leiten läßt, wenn er jede bestehende Staatsordnung rücksichtslos bekämpft. Mit Recht ist denn auch darauf hingewiesen worden, daß General Boulanger, falls er wider alles Erwarten an die Spitze Frankreichs gelangt wäre, in Rochefort einen entschiedenen Widersacher gefunden hätte; nur wäre es dann für die republikanischen Einrichtungen zu spät gewesen. Ob daher die neue Regierung und die gemäßigteren Parteigruppen in beiden Kammern klug gehandelt haben, als sie mit überraschender Bereitwilligkeit der allgemeinen Amnestie zustimmten, muß sehr zweifelhaft erscheinen. Nicht minder bedenklich als die Begnadigung Rochefort's ist für alle Freunde der staatlichen Ordnung die Freilassung des revolutionären Abgeordneten Gérault-Richard, nachdem kurz zuvor die frühere Regierung im Hinblick auf die dem Präsidenten der Republik gebührende Stellung eine Cabinetsfrage daraus gemacht hatte, daß auf schwere Kränkungen, die dem Chef der Executivgewalt zugefügt werden, nicht eine besondere Prämie gesetzt würde.

Jedenfalls konnte es nach diesen Vorgängen nicht überraschen, daß die Socialisten der französischen Deputirtenkammer unter der Führung Millerand's sich beeilten, einen neuen Ansturm zu versuchen. Die Angelegenheit der mit den großen Eisenbahngesellschaften geschlossenen Conventionen sollte den äußeren Anlaß für dieses Vorgehen bilden. War es doch auch am 14. Januar gelungen, das Cabinet zu stürzen, indem derselbe socialistische Abgeordnete die Regierung wegen des den Eisenbahngesellschaften günstigen Beschlusses des Staatsrathes über die Zinsgarantie für die Orléansbahn und die Compagnie du Midi interpellirte. Damals unterlag die Regierung, indem die Priorität für die von ihr angenommene Tagesordnung abgelehnt wurde. Die Thatsache, daß die Kammermehrheit gewissermaßen gegen den Staatsrath Front machte, ohne zu bedenken, daß die legislative Gewalt sich über die richterliche hinwegsetzte, mußte in den Socialisten die Vorstellung bestärken, daß auf solcher Grundlage der Kampf gegen die bestehenden Einrichtungen fortgeführt werden könnte. Der Deputirte Millerand beantragte denn auch die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der die Frage der Eisenbahnconventionen einer Prüfung unterziehen sollte. Als dieser Antrag zur Annahme gelangte, triumphirten die Ultraradicalen bereits in der Erwartung, daß trotz der Entscheidung des Staatsrathes die mit den großen Eisenbahngesellschaften geschlossenen Verträge für ungültig erklärt werden könnten. In dieser Hoffnung sahen sich die Socialisten jedoch sehr bald getäuscht, da die Kammer die Prüfung des Untersuchungsausschusses darauf beschränkte, ob der frühere Bauenminister Raynal bei der Verlängerung der Conventionen pflichtgemäß gehandelt habe. Unter den dreiunddreißig Mitgliedern der Commission befanden sich nur drei, welche die Enquête auf die Rechtsgültigkeit der Conventionen selbst ausgedehnt sehen wollten.

In diesem Falle zeigte sich von Neuem, daß auch in der französischen Deputirtenkammer im entscheidenden Augenblicke das Gefühl der Verantwortlichkeit sich geltend macht, sobald wesentliche Einrichtungen der Republik in Frage stehen. Würde es doch dem constitutionellen Gegensatze von der Trennung der Gewalten durchaus widersprechen, falls die Deputirtenkammer in einer Angelegenheit der Rechtsprechung sich die Befugnisse einer höheren Instanz gegenüber dem Staatsrathe anmaßte. Unzweifelhaft haben die entscheidenden Factoren der französischen Republik oftmals große Fehler gemacht — die jüngste allgemeine Amnestie, für die kein zwingender Grund vorlag, gehört wohl zu diesen Fehlern — im psychologischen Momente haben sie jedoch in ihrem dunklen Drange den rechten Weg gefunden. So mußte die Ruhe, mit der sich nach der Ermordung des Präsidenten der Republik Carnot der Uebergang der höchsten Gewalt an Casimir-Perier vollzog, nicht minder Anerkennung finden, als jüngst nach dessen unerwartetem Rücktritte die Uebertragung der Präsidentschaft an Felix Faure. Nicht bloß in Frankreich, sondern auch außerhalb dessen Grenzen, insbesondere in Deutschland ist es mit Genugthuung aufgenommen worden, daß die republikanischen Institutionen sich in der schweren Krisis, die durch die jähe Entschließung Casimir-Perier's hervorgerufen worden war, bewährt haben. Wie Fürst Bismarck seiner Zeit aus seinen Sympathien für eine friedliche französische Republik kein Hehl machte, muß diese Regierungsform des Nachbarstaates nach deutscher Auffassung auch heute noch vor allen anderen den Vorzug verdienen. Ohne jeden machiavellistischen Nebengedanken darf doch betont werden, daß für eine friedliche Entwicklung Frankreichs die republikanischen Institutionen die sicherste Gewähr bieten. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß mit den vom General Boulanger gehegten Staatsstreichgelüsten der Gedanke der Revanche aufs Innigste verknüpft war. Sicherlich würde auch die Wiederherstellung des orléanistischen Königthums oder des bonapartistischen Kaiserthums unverzüglich dieselben eitlen Hoffnungen erwecken. In dieser Beziehung erscheint charakteristisch, daß die orléanistischen Blätter bei jeder Gelegenheit betonen, ihre Monarchie würde Frankreich mit einem Schlage bündnißfähiger machen, als es die Republik je zu sein vermöchte. Als ein günstiges Symptom für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens darf daher bezeichnet werden, daß weder der orléanistische noch der imperialistische Prätendent unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nur einigermaßen ernsthaft in Betracht kommen kann. Der aus Anlaß der jüngsten Präsidentschaftskrisis von dem Herzoge von Orléans unternommene Ausflug nach Dover, wo er Frankreich näher sein wollte und den entscheidenden Tag, an dem die Nationalversammlung in Versailles Sitzung hielt, damit zubrachte, zahlreiche photographische Aufnahmen seiner Persönlichkeit zu veranlassen, die dann zu Tausenden nach Frankreich versandt werden sollten, um der monarchistischen Propaganda zu dienen, konnte den Ernst der Situation nicht erhöhen. Irgend welcher coup de tête, ja selbst ein coup de théâtre, bei dem der orléanistische Prätendent seine Haut zu Markte getragen hätte, würde seiner an und für sich aussichtslosen Sache immerhin bessere Dienste geleistet haben. Was jedoch die Bündnißfähigkeit betrifft, so wird von Seiten der Republikaner gegenüber den orléanistischen Lockungen nach wie vor auf das russische Zukunftsbündniß hingewiesen. Allerdings tauchen in Frankreich selbst begründete Zweifel auf, ob diese Allianz den aus Anlaß der wechselseitigen Flottenbesuche in Kronstadt und Toulon erhofften Charakter haben könnte.

Zugleich bricht sich jenseit der Vogesen allem Anscheine nach immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß es im eigenen Interesse liege, gute Beziehungen zu den übrigen Staaten zu unterhalten. Als die Meldungen auftauchten, der König der Belgier beabsichtige auf seine Souveränetät über den unabhängigen Congostaat zu Gunsten Belgiens zu verzichten, wurde unter dem ersten Eindrucke dieser Nachricht in einzelnen französischen Blättern Einspruch gegen ein solches Vorhaben mit der Begründung erhoben, daß der französischen Republik ein Vorkaufsrecht

in Bezug auf den unabhängigen Congostaat zustehe, das auch Belgien gegenüber geltend gemacht werden könnte. Von belgischer Seite wurde diese Auffassung jedoch erfolgreich widerlegt, zumal festgestellt werden konnte, daß unter Anderem durch die von den belgischen Kammern im Interesse des afrikanischen Gebietes genehmigte Anleihe eine von keiner Seite bestrittene concludente Handlung erfolgt sei. Die französische Regierung hat denn auch das Recht Belgiens, den unabhängigen Congostaat zu übernehmen, nicht bestreiten können. Nach den großen materiellen Opfern, die der König der Belgier, Leopold II., in der uneigennützigsten Weise lediglich im Interesse der Civilisation für das von ihm als Souverän beherrschte afrikanische Gebiet gebracht, mußte es als sein gutes Recht erscheinen, die eigenen Befugnisse auf Belgien zu übertragen. In dem am 9. Januar d. J. zwischen diesem und dem unabhängigen Congostaate abgeschlossenen Vertrage sind die Bedingungen für die Uebernahme des afrikanischen Gebietes festgesetzt. Daß nach den, bei den letzten allgemeinen Wahlen für die Repräsentantenkammer von den Socialisten errungenen Siegen gegen ein solches Abkommen Opposition geltend gemacht werden würde, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Die Stellung der belgischen Regierung wird aber jedenfalls dadurch erleichtert, daß die von französischer Seite drohenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt worden sind. In einer neuen Convention, die zwischen der französischen Regierung und dem belgischen Gesandten in Paris, Baron d'Anethan, jüngst unterzeichnet worden ist, wird das der französischen Republik zustehende Vorkaufsrecht nur für den Fall anerkannt, daß Belgien einmal auf den unabhängigen Congostaat ganz oder zum Theil Verzicht leisten wolle. Da die Bemühungen der Socialisten in der belgischen Repräsentantenkammer, den am 9. Januar abgeschlossenen Vertrag zu verwerfen, sicherlich nicht zum Ziele führen werden, ist die Eventualität der Abtretung des afrikanischen Gebietes an die französische Republik zunächst ausgeschlossen. Andererseits ist diese in der Lage, für alle Zukunft zu verhüten, daß etwa England, gemäß seinen Expansionsplänen, Gebiete des unabhängigen Congostaates erwirbt. Unter Anderem muß das eine Zeitlang von englischer Seite gehegte Project, eine directe Verbindung zwischen der Cap-Colonie und Aegypten herzustellen, nunmehr als beseitigt angesehen werden. Von dem Gesichtspunkte aus, daß die Ursachen zu Conflicten auf dem längst nicht mehr dunklen Continente vermindert werden, wird die Uebernahme des neutralisirten unabhängigen Congostaates durch das gleichfalls neutrale Belgien als eine erfreuliche Thatsache für die Culturentwickelung gelten können.

Wie das Entgegenkommen der französischen Regierung in dieser Angelegenheit Anerkennung verdient, hat der Minister des Auswärtigen, Hanotaux, auch bei der Neubesetzung des italienischen Botschafterpostens in Paris den guten Willen bethätigt, freundnachbarliche Beziehungen mit Italien aufrecht zu erhalten. Zeugte die Abberufung des früheren Botschafters, Reßmann, von einer gewissen Verstimmung, so durfte man mit Interesse der Wahl des Nachfolgers entgegensehen. Da bei diplomatischen Veränderungen dieser Art die Regierung, die eine Ernennung vollziehen will, sich zunächst vergewissert, ob die von ihr in Aussicht genommene Persönlichkeit genehm ist, darf als sicher angenommen werden, daß in Bezug auf den zum italienischen Botschafter in Paris ernannten Grafen Tornielli keine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Regierungen bestanden hat. Allerdings ist daran erinnert worden, daß Graf Tornielli als Botschafter in London im November 1893 im Hinblick auf den englischen Flottenbesuch in den italienischen Gewässern nicht ohne eine leise Anspielung auf die enthusiastischen „Russenfeste" in Toulon und Paris bei dem Lordmayors-Bankette ausführte, der herzliche Empfang der Engländer in Italien sei allzu selbstverständlich, als daß bei solchem Anlasse das Unterste zu oberst gekehrt würde. Für die diplomatische Wirksamkeit des Grafen Tornielli spricht es jedenfalls, daß mit Ausnahme einiger chauvinistischen französischen Organe und desjenigen Theils der italienischen Presse, der dem Conseil-

präsidenten Crispi systematische Opposition macht, an der Ernennung des neuen italienischen Botschafters in Paris keine abfällige Kritik geübt worden ist.

Mit großem Geschick schonte Crispi die Empfindlichkeit der französischen Regierung, indem er die Abberufung des früheren italienischen Botschafters in Paris, Reßmann, zugleich mit einem größeren „revirement" innerhalb des diplomatischen Corps anordnete. Mußten doch zugleich drei neue Botschafter ernannt werden, da neben den Posten in Paris und London auch derjenige in Petersburg frei geworden war. Wie die Ernennung des Grafen Tornielli zum Nachfolger Reßmann's vom italienischen Standpunkte aus als eine glückliche bezeichnet werden darf, hat Crispi auch für London in der Person des Generals Annibale Ferrero und für Petersburg in derjenigen des früheren Gesandten in Bukarest, Grafen Curtopassi, allem Anscheine nach ausgezeichnete diplomatische Vertreter gefunden. Graf Curtopassi war der Reihe nach als Legationssecretär in Persien, London, Mexiko und Wien thätig, ehe er in Athen und später in Bukarest selbständig eine Gesandtschaft leitete. Er gilt als ein ausgezeichneter Kenner aller den Orient betreffenden Angelegenheiten, so daß er im Stande ist, seinem Lande auf dem Petersburger Posten werthvolle Dienste zu leisten. Nicht bloß in den politischen, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen muß die Ernennung des General Ferrero zum italienischen Botschafter in London großes Interesse erregen. Beschränkte sich doch bisher die politische Wirksamkeit des Nachfolgers des Grafen Tornielli im Wesentlichen darauf, daß er im Jahre 1892 in den Senat berufen worden ist. Im Uebrigen waren die Studien und die hauptsächliche Beschäftigung des Generals seit geraumer Zeit der Wissenschaft, insbesondere der Geodäsie gewidmet, wie er denn auch bei verschiedenen internationalen Congressen den Vorsitz geführt hat. Dem Einwande gegenüber, daß solche Studien und Thätigkeit nicht für eine hervorragende diplomatische Stellung zu befähigen scheinen, erinnert die „Riforma" in ihrem am 7. Februar den Veränderungen im diplomatischen Corps gewidmeten Leitartikel daran, daß General Menabrea, der Lehrer Annibale Ferrero's in den exacten Wissenschaften, sich später gleichfalls als ebenso tüchtiger wie gewandter Diplomat erwiesen hat.

Auf dem Botschafterposten in London wird General Ferrero zunächst keine schwierigen Angelegenheiten zu erledigen finden; die mißliche Situation, in die das Cabinet Rosebery gerathen, ist weniger durch die auswärtigen Beziehungen, als durch Vorgänge im Inneren herbeigeführt. Daß das Ministerium seine ohnehin precäre Mehrheit im Unterhause immer mehr zusammenschmelzen sieht, muß ihm die Erwägung der Auflösung besonders nahelegen. Allerdings pflegt es in England ohnehin nicht zu geschehen, daß das Unterhaus eines natürlichen Todes stirbt; vielmehr wird es regelmäßig vor dem Ablaufe der Legislaturperiode heimgeschickt. Von Erfolgen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik konnte in der jüngsten englischen Thronrede gleichfalls nicht die Rede sein. Wenn im Hinblick auf den Krieg zwischen China und Japan betont wird, daß England die erste günstige Gelegenheit benutzen würde, um das Ende der Feindseligkeiten herbeizuführen, so darf doch nicht verhehlt werden, daß vor dem Ausbruche des Krieges die englische Regierung bei einiger Entschlossenheit wohl im Stande gewesen wäre, Unheil zu verhüten. Lord Salisbury wäre jedenfalls mit mehr Energie vorgegangen, während es sich gegenwärtig im Hinblick auf den Siegeszug Japans nur um platonische Versicherungen von Seiten Englands handeln kann, die auch durch die Adreßdebatten im Unter- und Oberhause kein besonderes Gewicht erhalten.

Literarische Rundschau.

Talleyrand.

[Nachdruck untersagt.]

Talleyrand. Eine Studie von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Daß ein reicher und vielbewegter Lebenslauf biographisch wenig ausgibt, kommt wohl nur ausnahmsweise vor. In die Zahl solcher Lebensläufe dürfte derjenige Talleyrand's gehören, und das aus Ursachen, die näher liegen, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Die Existenz dieses merkwürdigen Mannes ist — so weit Nachrichten über denselben vorliegen — vollständig in die öffentliche Thätigkeit desselben aufgegangen, diese Thätigkeit aber wegen ihres Zusammenhanges mit den wichtigsten Abschnitten neuerer Geschichte zum Gegenstande einer Literatur geworden, die der Sichtung und Correctur ungleich mehr bedarf als der Bereicherung. Die Figur Talleyrand's ist eine der bekanntesten ihrer Zeit gewesen — von dem Menschen und dessen intimem Leben haben Zeitgenossen wie Nachfahren dagegen gleich wenig zu hören bekommen. Talleyrand selbst ist bei Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten an der eigenen Person möglichst rasch vorüber gegangen. Dem Grundsatze, „daß die Welt Denen nicht ins Herz sehen darf, von denen sie regiert wird," hat der berühmte Diplomat (dessen Sache moralische Grundsätze überhaupt nicht waren, und der von seinem Herzen niemals Aufhebens gemacht) wohl nur unbewußt gehuldigt. Gewohnt, sich wesentlich um die Thaten und Fähigkeiten anderer Leute zu kümmern und nach der inneren Beschaffenheit derselben höchstens beiläufig zu fragen, dürfte der alte Herr das gegen seine Mitmenschen geübte Verfahren ohne Weiteres auf sich selbst angewendet haben. Ob er dabei gemeint hat, daß Jeden nur das Leben darüber belehre, „wer er sei", wissen wir nicht. Dafür wissen wir, daß die Zahl der Menschen, die niemals darüber belehrt worden, wer sie eigentlich gewesen, eine außerordentlich große ist, und daß Menschen, die die Beschäftigung mit sich selbst grundsätzlich ablehnen, in der Regel nur danach fragen, wofür sie gelten.

Der Biograph darf sich an der Feststellung der Geltung seines Helden nicht genügen lassen. Das hat Lady Blennerhassett genau genug gewußt, um es bei einem Berichte über Talleyrand's äußerem Lebensgang nicht bewenden zu lassen, sondern ihre Absicht auf ein wirkliches Bild des Mannes zu richten. Wo immer möglich, ist die Verfasserin mit dem feinen Spürsinn der Frau dem Entwicklungsgange dieses echten Sohnes einer Zeit nachgegangen, über welche sie umfassende Studien angestellt hat — Studien, deren Grenzen sich kaum übersehen lassen. Nichtsdestoweniger ist es darauf hinaus gekommen, daß wir über Talleyrand's Zeit und Talleyrand's Einfluß auf dieselbe mehr erfahren, als über ihn selbst. Die

Geschichte des Revolutionszeitalters, der Restaurationsperiode und der zunächst auf dieselbe folgenden Ereignisse wird mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit erörtert, wie sie uns nur in einem biographischen Werke neuerer Zeit begegnet ist: dem Buche derselben Verfasserin über Frau von Staël. In beiden Arbeiten liegt der Schwerpunkt auf der Fassung des Steins, bei beiden hat man mitunter den Eindruck, daß der Rahmen außer Verhältniß zu dem von ihm eingeschlossenen Bilde steht. Vorliegenden Falls ist die Sache aber kaum anders zu machen gewesen: von dem Reichthume des inneren, aus der Tiefe eines bewegten Herzens geschöpften Lebens, das die Brust der Frau von Staël erfüllte, hat Talleyrand niemals etwas besessen, und demgemäß Diejenigen, die über ihn berichten wollten, in aller Form darauf angewiesen, bei seinen äußeren Geschicken und seinem Antheil an den großen Welthändeln stehen zu bleiben. So bedeutend und anziehend dieser Antheil auch gewesen, und so zahlreiche Beweise dafür vorliegen, daß der vieljährige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs nicht nur das größte diplomatische Talent seiner Zeit, sondern eines der größten Talente aller Zeiten gewesen ist — im höheren Sinne des Wortes interessant und bedeutend kann eine Persönlichkeit kaum genannt werden, die sich von einem Punkte aus übersehen läßt, die man kennt, wenn man über die Voraussetzungen ihres Werdens und ihrer Bildung Bescheid erworben hat. Der an Voltaire und Montesquieu gebildete vornehme Herr des achtzehnten Jahrhunderts — damit ist Alles, oder doch so viel gesagt, daß man das Uebrige unschwer erräth, wenn man hinzu genommen hat, daß dieser Herr ein unerschütterlich phlegmatisches Temperament und eine kaum beirrbare Urtheilskraft besessen. Rein menschlich betrachtet, läßt sich kaum etwas Kümmerlicheres denken, als ein auf einundachtzig Jahre gebrachtes Leben, das von wirklichen Gemüthsaffecten kaum zwei- oder dreimal bewegt worden ist.

Von der Schwierigkeit der der Verfasserin zugefallenen Aufgabe braucht nach dem Vorstehenden nicht weiter gehandelt zu werden. Der Biographin Talleyrand's blieb nichts übrig, als alles Gewicht auf eine durchsichtige Darstellung der Thätigkeit des Staatsmannes und Diplomaten zu legen und für die Beurtheilung derselben den gehörigen Standpunkt zu gewinnen. An dem historischen Berichte könnten im Einzelnen Ausstellungen gemacht werden, wenn die Verdienstlichkeit des Ganzen nicht eine überwiegende wäre. Hie und da hätte im Interesse größerer Uebersichtlichkeit am Detail gespart und in Betracht gezogen werden können, daß für historische Excurse biographischer Schriften Grenzen bestehen, deren Ueberschreitung auch da retardirend wirkt, wo die Art der Behandlung von wirklicher Beherrschung des Stoffes zeugt. — Hätten wir nicht mit einer Schriftstellerin zu thun, die ihre Legitimation zum Mitreden über politische und historische Dinge schon früher (in den Beiträgen zu dieser Zeitschrift und dem Buche über Frau von Staël) beigebracht hat, so dürfte hier hervorgehoben werden, daß Lady Blennerhassett über einen selbsterworbenen Bildungsbesitz verfügt, um welchen zünftige Politiker sie beneiden könnten. Unter den zahlreichen Beweisen, welche die Verfasserin für die Sicherheit und Schulung ihrer Urtheilskraft geliefert hat, liegt der bemerkenswertheste in dem Abschnitt über das Concordat vor. Treffender als hier geschehen, kann die Summe der Verhandlungen vom Jahre 1802 nicht wohl gezogen, scharfsinniger nicht nachgewiesen werden, daß Talleyrand und sein Meister ihre Augenblickserfolge mit Preisgebung der höchsten Interessen des Landes und seiner Kirche bezahlt und zu dem Systeme des modernen Ultramontanismus den Grund gelegt haben. — Gleiche Sicherheit des Blicks bekundet Lady Blennerhassett in den Ausführungen über den Punkt, auf welchem Talleyrand und Napoleon auseinander gingen. Der Verfasserin kann nur beigepflichtet werden, wenn sie, trotz der Zweifelhaftigkeit der den Rücktritt Talleyrand's begleitenden Umstände, die letzte Ursache desselben in dem Widerspruch des Staatsmannes gegen die Ungeheuerlichkeiten des Eroberers sieht. Daß Talleyrand's „Grundsatzlosigkeit" eine sehr bestimmte Grenze hatte, und daß der gefügigste aller Minister seiner Zeit sich auf politische Absurditäten auch da nicht einließ, wo

dieselben Aussicht auf momentanen Erfolg und lockenden Vortheil boten, hat Lady Blennerhassett bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten so überzeugend nachgewiesen, daß die Discussion darüber als geschlossen bezeichnet werden kann.

Eine Schriftstellerin von dem Range der Lady Blennerhassett hat das Recht, ihren eigenen Stil zu schreiben. Wäre dem anders, so dürfte hervorgehoben werden, daß geistreiche Pointen kleineren Arbeiten besser zu Gesichte stehen als historischen Untersuchungen im großen Stil, und daß es Gefahren mit sich bringt, wenn man mehrere Sprachen so geläufig schreibt, daß man den Eigenthümlichkeiten der einen Schreibweise Einfluß auf die andere gestattet. Der Hauptsache gegenüber kommt das kaum in Betracht, und diese Hauptsache ist, daß die Verfasserin bei der Beurtheilung von Talleyrand's Charakter und Thätigkeit ein seltenes Maß von gesundem, im höchsten Sinne des Wortes moralischem Takt bewiesen hat. Ohne die häßlichen und bedenklichen Seiten des Bildes zu verschleiern, stellt sie dasselbe in das einzige Licht, in welchem eine richtige Betrachtung möglich ist: in die Beleuchtung dessen, was man Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nennt. Mit der Anerkennung, daß der Mann, der jeder französischen Regierung gedient und jede wieder verlassen hat, in seinem Sinne Patriot gewesen, daß er ein bestimmtes System verfolgt und seine Monarchen immer erst aufgegeben hat, „nachdem diese sich selbst aufgegeben", hat die Verfasserin ein für alle Mal das Richtige getroffen. Dieses Urtheil aber stellt sich als das Ergebniß wirklichen Eindringens in diejenige Moral dar, welche das achtzehnte Jahrhundert den Privilegirten unter seinen Kindern allein mitzugeben vermochte. Daß er keine andere als diese Moral gekannt, soll nicht die Rechtfertigung, sondern die Erklärung Talleyrand's bilden. Und zu erklären ist die letzte und höchste Aufgabe Derer, die ihren Zeitgenossen vergangene Dinge und Menschen vorzuführen unternehmen. Lady Blennerhassett hat das gewußt, wie sie überhaupt gewußt hat, worauf es ankam.

— r —

Ein schwedischer Autor über das moderne England.

[Nachdruck untersagt.]

Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke von Gustav F. Steffen. Mit 134 Textillustrationen und 11 Tafeln. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. 1895.

Ein guter Beobachter des englischen Lebens schildert es hier fesselnd und farbenreich in einigen seiner interessanten Erscheinungen. Der Leser gewinnt aus dieser Darstellung einen ebenso klaren Eindruck von der praktischen Einrichtung der Londoner Army and Navy Stores, deren Mitglieder sich die besten Waaren zu billigsten Preisen verschaffen und in wenigen Stunden eine ganze Hauseinrichtung kaufen können, wie von dem hastenden Treiben an der Börse oder dem salshionablen Gedränge in den Sälen von Burlington House während der Gemäldeausstellung im Mai. Keineswegs aber bleibt der Verfasser an der Oberfläche haften, er sucht auch die Unterströmungen im englischen Gesellschaftsleben zu sondiren und hat richtig erkannt, wie in dem letzten Jahrzehnt ein merkwürdiger Umschwung betreffs der Motive zur Thätigkeit erfolgt ist: wie sich eine ganze Classe hochgebildeter Engländer mit Feuereifer der socialen Frage zuwendet und in uneigennützigster Weise mit Aufopferung des eigenen Comforts an der Hebung der unteren Volksschichten arbeitet. Darin liegt vor Allem das Geheimniß des Erfolges, welchen der Roman „Robert Elsmere" hatte, und zugleich die Tragik seines Helden, der sich an der bequemen Seelsorgerthätigkeit unter den ländlichen Arbeitern nicht genügen ließ, sondern seine

Pfründe aufgab, um unter den Massen des Eastend von London Licht und Sittlichkeit zu verbreiten. Ein Denkmal solcher Bestrebungen ist der Volkspalast (People's Palace) im Osten von London, eine Art Club fürs Volk, mit Behaglichkeit und Lehrmitteln verschiedener Art ausgestattet, dessen Bau Walter Besant, wie schon früher einmal in dieser Zeitschrift ausführlicher mitgetheilt, durch sein Buch „All Sorts and Conditions of men" angeregt hat.

Der Vergleich der englischen Hauptstadt mit Paris, womit Steffen seine Darstellung eröffnet, muß nach gewissen Seiten hin natürlich sehr zu Ungunsten Londons ausfallen. Die heitere Renaissance von Paris fehlt hier, ebenso wie das lebenslustige Temperament seiner Bewohner; die meisten sehenswerthen Gebäude Londons gehören, wenn man von dem Centralkuppelbau der Pauls-Kathedrale und dem britischen Museum absieht, dem Tudorstil der Spätgothik an und sind vorzugsweise im Inneren durch ihre reiche Täfelung, ihre Fächergewölbe und wundervollen Holzschnitzereien eindrucksvoll. Wie viel näher liegt der Vergleich Londons mit Hamburg, das als Flußmündungshafen ebenso wie in den fast ausschließlichen Handelsinteressen seiner Bewohner, ihrem nüchternen und freien weltmännischen Blick mit der Metropole an der Themse übereinstimmt.

Im Grunde sind die Engländer conservativ. Aber wenn auch bei besonderen feierlichen Gelegenheiten, wie dem Lord-Mayor-Show am 9. November, wo der neuerwählte Oberbürgermeister der City in vergoldeter Staatskarosse nach der Guildhall fährt, alle möglichen ehrwürdigen Raritäten hervorgeholt werden — dem demokratisch nivellirenden Zuge unseres Jahrhunderts haben sich auch die Engländer nicht entziehen können. England unterscheidet sich heute wenig von einer demokratischen Republik, und der Hof bildet eigentlich nur das Centrum des gesellschaftlichen Verkehrs. Die Rolle, welche der Prinz von Wales spielt, beschränkt sich darauf, Führer der Gesellschaft im engeren Sinne zu sein. Wohlthuend berührt den Leser die warme, unbefangene Würdigung der socialen Entwicklung Englands; Steffen, ein Landsmann Ibsen's, theilt dessen Ansicht, daß die wahren „Stützen der Gesellschaft" Wahrheit und Freiheit sind. Die starke Seite des englischen Charakters ist seine Geradheit und Aufrichtigkeit; aber das Bedürfniß des künstlerischen Contrastes hat den Verfasser verleitet, die englische Männerwelt zu sehr als „repoussoir" für die unbestreitbaren Vorzüge der Engländerinnen zu benutzen. Wir theilen vollkommen seine Bewunderung dieser hohen, schlanken Gestalten mit den edelgeformten Gesichtern; ein anmuthigeres Bild gibt es wohl kaum, als eine Schar englischer Mädchen, die in ihren hellen Sommertoiletten Tennis spielen. Aber die männlichen Vertreter dieser Species kommen bei Steffen schlecht weg; er stellt sie durchweg als bornirte Tölpel dar, die sich mit gespreizten Beinen, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, wie sie es vom Cricketfeld her gewöhnt sind, vor eine Dame hinpflanzen, um eine sogenannte Unterhaltung anzufangen. Dies Uebergangsstadium, wo der junge Mann in der Gesellschaft unfreiwillig die Rolle eines unbeholfenen Clowns spielt und als „gawk" gilt, reicht doch bei den Meisten nur bis zum zwanzigsten Jahre; manche dehnen diese Periode allerdings länger aus. Auf eine gewisse Geistesarmuth könnte freilich die Sitte schließen lassen, daß fast bei jeder größeren Gesellschaft Specialitäten oder „professionals" erscheinen, welche für die Unterhaltung sorgen müssen. Der Salon wird so in die Bühne eines Variété-Theaters verwandelt, der Komiker aus der Musikhalle gibt sein neuestes Lied zum Besten, sogar Boxer treten auf, und dieser Faustkampf wird auch von den Damen mit dem eifrigsten Interesse verfolgt. Aber mag die Unterhaltungsgabe der Engländer noch so weit von der durchgeistigten Grazie der französischen Conversation abstehen — das Granitmassiv von „common-sense", auf dem sich der englische Charakter und die englische Bildung aufbauen, hat doch imponirende Formen und Verhältnisse.

In der Politik stellt sich Steffen mit Entschiedenheit auf die Seite der Liberalen. Merkwürdig ist seine unbegrenzte Verehrung für Gladstone, diesen modernen Cicero,

der sein großes staatsmännisches Dasein in dem Rahmen fast des ganzen neunzehnten Jahrhunderts ausgespannt hat, aber dabei beständig unter einer solchen Ueberfülle von Gesichtspunkten und Affecten litt, daß er die Fähigkeit, einfache, klare Ziele zu verfolgen, immer mehr verlor. Die Typen, die uns der Verfasser sonst aus der parlamentarischen Welt vorführt, der Marquis von Salisbury, Lord Rosebery und Andere sind mit Sach- und Personalkenntniß gezeichnet und gewinnen noch an Anschaulichkeit, ebenso wie die übrigen Abschnitte des Buches, durch zuverlässige, englischen Zeitschriften entlehnte Abbildungen. Der philosophische Spott eines Balfour, die joviale Heiterkeit eines O'Connor, die leidenschaftliche Rhetorik von Tim Healy, der energische Ernst des Arbeiterführers John Burns, die überlegene und wohlwollende Ironie des Marquis v. Salisbury: Alle treten mit derselben Deutlichkeit hervor.

Die schöne Literatur charakterisirt der Verfasser, wenn nicht erschöpfend, so doch geschickt nach ihren beiden Hauptgruppen, den dickbändigen Miß-Romanen und den „sixpenny shockers". Beide Arten von Romanen werden ebenso fabrikmäßig hergestellt wie die Baumwollwaaren von Manchester, und auch dieser literarische Productionszweig leidet unter einer chronischen Ueberproduction. Die Miß-Romane werden fast ausschließlich von müßigen, wohlhabenden Leuten, meist Damen, geschrieben, und sind für Leser derselben Vermögensclasse berechnet; sie zeichnen sich, außer durch ihren ansehnlichen Umfang, durch die überraschende Gleichförmigkeit des Inhalts aus. Die „shilling" oder „sixpenny shockers" erregen durch ihren, mit sensationellen Bildern in grellem Buntdruck verzierten Umschlag die Aufmerksamkeit und das Interesse der Ladenjünglinge und Dienstmädchen und verursachen durch ihre zusammengestoppelten Detectivgeschichten eine billige Nervenerschütterung. Aus dieser öden Mittelmäßigkeit erheben sich nur wenige Gipfel von einiger Bedeutung: George Meredith, der auf tiefere psychologische Probleme ausgeht, Rudyard Kipling, der farbenreiche Schilderer Indiens. Als Dichter ist William Watson mit Auszeichnung zu nennen.

Ein genußreiches Capitel ist die Kritik der modernen englischen Maler. Auffallend ist, daß der Verfasser unter den Sternen ersten Ranges den Namen Herkomer's vergißt, der freilich, gleich Alma-Tadema, nur ein naturalisirter Engländer ist, dessen Charakterköpfe aber doch einen verdienten europäischen Ruf erlangt haben.

Das Sehenswertheste, was uns Englands dramatische Kunst zu bieten vermag, sind die von Augustus Harris mit großer Pracht ausgestatteten Weihnachtspantomimen. In der Decoration sind die Engländer originell und freigebig. Selbst der berühmteste englische Schauspieler, Henry Irving, der Regisseur des Lyceumtheaters, beherrschte nur ein sehr kleines Gebiet. In den meisten Rollen, besonders in den Titelrollen der Shakespeare'schen Königsdramen, stolzirt er wie auf Stelzen über die Bühne und spricht affectirt. Die einzige Rolle, in der wir ihn mit echter Kunst spielen sahen, war im „Todten Herzen" (Dead Heart); hier stellt er einen beim Sturm auf die Bastille befreiten Gefangenen dar, der, zum Skelett abgemagert, auf die Bühne wankt.

Diese Andeutungen mögen genügen, um auf den reichen Inhalt des Buches aufmerksam zu machen, das auch dem Kenner von Land und Leuten manche Anregung bietet und angenehme Erinnerungen wachruft.

H. v. Horn.

xγ. **Nachbarschaftsgilden.** Ein Werkzeug socialer Reform. Von Stanton Coit, Ph. D. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893.

Eine interessante Mittheilung und Anregung aus dem Gebiete der englisch-amerikanischen Gemeinnützigkeit, insbesondere derjenigen Richtung derselben, welche aus der jüngeren Generation der englischen Universitäten hervorgegangen ist und die Ausfüllung der socialen Kluft zum Ziele hat. Der Verfasser sammelte in einem der ärmsten Stadttheile von London eine Schar junger Arbeiter um sich, hielt ihnen Vorträge über Dinge, die ihnen nahe lagen, knüpfte mit ihnen persönliche Beziehungen an, lud sie zu geselligen Unterhaltungen ein, denen sich bald der Familienanhang zugesellte. Dadurch kamen die Familien unter einander in nähere Beziehung für Freud' und Leid. So ist es dem Verfasser gelungen, ohne die Hülfe der wohlhabenden Klassen unter den ärmsten Klassen in London, New-York und anderen großen Städten ein Netz von Gilden zu bilden, deren Mitglieder — örtlich nah bei einander in einem Stadtbezirk — sich im gegenseitigen Wohlfahrtsdienst unterstützen, belehren und emporheben. Im Unterschiede von allen anderen Vereinen betrachtet die Gilde die Familie als den Kern ihrer Gemeinschaft; sie strebt danach, alle Glieder einer Familie zu umfassen, auf alle zusammen und durch alle hindurch auf die Einzelnen zu wirken — während Gewerkvereine, Unterstützungskassen, Arbeitervereine, Arbeiterinnenvereine, christliche Vereine für junge Männer, Mädchenheime, politische Vereine u. s. w. immer Scheidelinien ziehen zwischen Jung und Alt, Mann und Weib. Gewerbe und Gewerbe, Partei und Partei. Vielleicht findet die löbliche Absicht des Uebersetzers Anklang, und Aehnliches wird auch in Deutschland versucht. Die Schrift gibt eine ausführliche und sehr gemeinverständliche Anleitung dazu.

xy. **Das Programm der Handwerker.** Eine gewerbepolitische Studie von Hugo Böttger. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1893.

Die Schrift enthält weit mehr, als der Titel erwarten läßt. Der größere Theil derselben behandelt die Geschichte der Handwerksverfassung seit dem Mittelalter und besonders eingehend die wirthschaftspolitische Bewegung und Gesetzgebung des letzten Menschenalters auf dem Boden der neuen deutschen Verhältnisse. Hierbei stützt sich der Verfasser auf eine sehr gute Auswahl und Kenntniß der wissenschaftlichen Vorarbeiten, von denen am Schlusse des Buches ein längeres Verzeichniß gegeben ist. Volle zwei Drittel der Arbeit sind dieser gründlichen Fundamentirung gewidmet. Erst im letzten Drittel (Seite 181 ff.) geht der Verfasser zur Erörterung der heutigen Forderungen und Reformfragen des Handwerks über. — Durch diese Art der Behandlung erhebt sich die vorliegende Schrift, obwohl sie als eine populäre und praktische sich an den weiteren Kreis des Publikums richtet, doch ansehnlich über das alltägliche Niveau der verwandten gewerbepolitischen Literatur. Dieser Behandlungsart entspricht auch eine den Extremen jeder Richtung objektiv und mäßig gegenüberstehende Haltung. Das Bedürfniß socialer Reformen für das Handwerk verkennt der Verfasser nicht, und gleichwohl spricht er so beherzigenswerthe Worte wie diese: „Sehr viele Menschen sind nun einmal in der Gegenwart geneigt, weniger der eigenen Kraft zu vertrauen, als von der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates die unbedingte Hülfe in der Noth zu erwarten; dieser Glaube an die Allmacht der staatlichen Autorität hindert diese Leute freilich nicht, eine sehr scharfe Kritik an den von demselben Staate geschaffenen Gesetzen zu üben" (Seite 96). Sehr zutreffend ist die Erörterung über das Bedenkliche der neuen, auf Interessenvertretung sich aufbauenden wirthschaftlichen Parteien im Deutschen Reiche, zumal im Norden desselben, und die Zurückweisung des Irrthums, die alten politischen Parteien hätten sich deshalb überlebt, weil sie diesen Neubildungen Platz zu machen haben. — Die neuen Reformvorschläge des preußischen Handelsministeriums hat die vorliegende Schrift noch nicht erörtern können, weil sie gedruckt war, bevor jene veröffentlicht wurden.

xy. **Ueber die Alkoholfrage** vom ärztlichen Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Adolf von Strümpell, Director der Medicinischen Klinik in Erlangen. Vortrag, gehalten in der II. allgemeinen Sitzung der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Nürnberg am 13. September 1893. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1893.

Die Rede wendet sich gegen die Indolenz, mit welcher noch immer die Alkoholfrage selbst von ärztlicher Seite her behandelt wird. Sie setzt die schädlichen Folgen in den Erkrankungen der einzelnen Organe des Körpers, auf Grund theilweise neuer Forschungen, auseinander und spricht die Erwartung aus, daß die bessere Kenntniß der zahlreichen Schädigungen durch die Alkohol-Intoxication, die Beseitigung der immer noch herrschenden Vorstellungen von der Unschädlichkeit, ja der Nützlichkeit des Alkohols durch die Aerzte der Masse des Publikums zum Bewußtsein gebracht werden möge. Der Verfasser bekämpft (was für das heutige Deutschland so wichtig ist) namentlich den verbreiteten Irrthum, daß durch den Biergenuß der verderbliche Einfluß des Alkoholismus vermindert werde. „Gerade unter der täuschenden Maske des scheinbar leichten, wohlschmeckenden, nahrhaften Genußmittels hat der Alkohol seinen verderblichen Eingang gefunden in Kreise, welche ihm sonst vielleicht ganz verschlossen geblieben wären." — Diese Mahnung ist keineswegs die erste ihrer Gattung; seit dem umfangreichen Werke des Geh. Sanitätsraths Baer über den Alkoholismus (1878) ist sie manches Mal wiederholt worden, und auch jenes Werk faßte zum Theil nur zusammen, was die Wissenschaft zuvor erarbeitet hatte. Aber gegen so verbreitete Mißbräuche muß der Angriff oft wiederholt werden, ehe ein Erfolg erreicht wird.

β. **Ueber die Zukunft der Philosophie.** Mit apologetisch-kritischer Berücksichtigung der

Inauguralionsrede von Adolf Exner „Ueber politische Bildung“ als Rector der Wiener Universität von Franz Brentano. Wien, Alfred Hölder. 1893.

Frisch und geistvoll geschrieben tritt die vorliegende Broschüre allen Zweifeln an der Zukunft der Philosophie gegenüber mit Entschiedenheit und in äußerst gewandter Weise für den Glauben an diese Zukunft ein: Exner hat Unrecht mit seinen entgegengesetzten Behauptungen, es steht wirklich mit der Philosophie nicht so schlimm, wie er meint; die philosophische Production ist nicht im Versiegen begriffen und das philosophische Interesse nur scheinbar erlahmt, in Wahrheit ist es noch äußerst rege, wie zahlreiche Thatsachen zur Genüge beweisen; auch ist nicht zu besorgen, daß es jemals erlischt. Freilich, die Philosophie geht heut' andere Wege, als sie zu Schelling's und Hegel's Zeiten ging. Die Methode, die sie heute schon großentheils befolgt und einzig befolgen sollte, ist die naturwissenschaftliche, die allein zu sicheren Ergebnissen führt. Dies im Wesentlichen der Gedankengang des Brentano'schen Schriftchens, das von Jedem mit Vergnügen gelesen werden wird, der seinen Glauben an die Unzerstörbarkeit des „metaphysischen Bedürfnisses“ und seine Ueberzeugung theilt, daß nur auf empirischem Wege eine wissenschaftliche Befriedigung desselben möglich ist.

β. **Commentar zu Kants „Kritik der reinen Vernunft“.** Zum hundertjährigen Jubiläum derselben herausgegeben von Dr. H. Vaihinger, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Halle. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Ein solches Werk hat lange gefehlt. Bei dem Umfang der einschlägigen Literatur war es dem Einzelnen kaum noch möglich, einen Ueberblick über das positiv Geleistete zu gewinnen, die Ergebnisse einer hundertjährigen Geistesarbeit sich anzueignen und entsprechend zu benutzen. Der Vaihinger'sche „Commentar“ gibt die Möglichkeit dazu. Er berücksichtigt fast Alles, was seit dem Erscheinen der Vernunftkritik über den Gegenstand geschrieben und publicirt worden ist, ganz besonders eingehend die werthvollen Arbeiten aus der ersten Periode der Kant-Literatur, erörtert alle Schwierigkeiten und Dunkelheiten in ebenso klarer als gründlicher und selbständiger Weise und zieht auch die übrigen Werke Kant's, vornehmlich die „Dissertation“ und die „Prolegomena“, um ihrer hervorragenden entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung willen, sowie Alles, was irgend geeignet erscheint, neues Licht auf dunkle Stellen zu werfen, zur besseren Erläuterung des Textes heran. Bei der Bedeutung, die die Vernunftkritik für das philosophische Denken in positiver wie negativer Beziehung besitzt, erscheint ein derartiges Werk in hohem Grade geeignet, die Verständigung über streitige Fragen zu fördern, und dürfte sehr bald zu denen gehören, die dem Fachmann unentbehrlich sind.

β. **Religion und Religionen.** Fünf Vorträge von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie in Straßburg. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1893.

Ein anregendes, fesselnd geschriebenes Buch, das eine Reihe von geistvollen Untersuchungen und Betrachtungen über das Wesen der Religion, über Glauben und Wissen, über das Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit und zur Kunst, über religiösen Individualismus und Mystik, über Polytheismus, Monotheismus und Pantheismus und andere bedeutsame Themata enthält. Ziegler erblickt mit Schleiermacher im Abhängigkeitsgefühl und in der Sehnsucht nach dem Unendlichen, die sich eng mit ihm verbunden zeigt, das Wesentliche der Religion; auch auf Feuerbach's Wunsch-Theorie greift er zurück. Gefühle — und zwar die oben genannten — sind ihm der Urquell aller Dogmen und Glaubenslehren; in ihrem Dienst, von ihnen in Bewegung gesetzt, schafft unbewußt dichtend in den Tiefen der Volksseele die Mythen bildende Phantasie. In der näheren Ausführung dieses Grundgedankens tritt allenthalben in wohlthuender Weise das Feingefühl des Verfassers hervor. Der Geist, den seine Darlegungen athmen, und die Freiheit von aller Engherzigkeit berühren sympathisch, und der Grundgedanke wird sicherlich Vielen einleuchten, auch wenn ihnen, gleich dem Referenten, manche Einzelnheiten anfechtbar oder unhaltbar erscheinen.

γ. **Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.** Von Ernst von Bunsen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Der durch eine Reihe theologischer Schriften als origineller Denker bekannt gewordene zweite Sohn des Freiherrn Christian Karl Josias von Bunsen unternimmt in diesem Büchlein den Versuch des Nachweises, daß das Christenthum durch den Apostel Paulus nicht etwa folgerichtig weiter geführt, sondern vom Geiste seines Stifters abgelenkt worden sei. Er schuf eine speculative Theologie, welche seither die Entwicklung der christlichen Kirche beherrscht hat, obwohl ihre Grundlagen mit der Lehre Jesu und mit dem Berichte der Apostel selbst im Widerspruch stehen. Der wahre Vertreter der Erbschaft Jesu war Petrus; er hatte die Schlüssel des Himmelreichs empfangen, d. h. das Recht der Zulassung Anderer in den Bund: er hatte die Aufgabe, den Glauben zu predigen, der die höchste Form individueller Ueberzeugung, an kein Dogma gebunden, und die Grundlage zum sittlichen Fortschritt sein sollte; insofern ist der Glaube die Religion des Himmelreichs auf Erden, der Bethätigung der Liebe zu Gott und dem Nächsten. „Niemand schrecke zurück vor der durch das Urchristenthum geforderten und unausbleiblichen Reformation der Kirche. Nur durch Anregung eines lebendigen individuellen Glaubens und durch eine von aller Dogmatik unabhängige, dennoch religiöse Sittlichkeit könnte die christliche Kirche die geistige Vereinigung aller religiösen Genossenschaften und dadurch den Frieden auf Erden herbeiführen.“ Aus diesem knappen Auszug der Schrift mag man ersehen, wie wenig der Petrus des Ver-

fassers der Petrus der römischen Kirche ist. Die alte Anklage gegen Paulus, daß er das Christenthum Christi verfälscht habe, ist von E. v. Bunsen jedenfalls sehr originell erneuert worden.

γ. **England and Rome:** A history of the relations between the Papacy and the English state and church from the Norman conquest to the revolution of 1688. By P. Dunbar Ingram. LL D. London, Longmans, Green and Co. 1892.

Dieses vorzügliche, an Gedanken und Ergebnissen reiche Werk beruht auf dem Grundgedanken, daß die ältesten Einrichtungen Europa's das Papstthum, die englische Kirche und die englische Monarchie sind, und daß die beiden letzteren sich niemals, zu gar keiner Zeit dem ersteren schlechthin untergeordnet haben. Nichts ist falscher als von dem „kirchlichen Supremat der Tudors" zu sprechen. Keine Thatsache der englischen Geschichte ist vielmehr gesicherter als die, daß von den Anfängen des angelsächsischen Königthums an dieses Königthum eine gewaltige Macht über die englische Kirche besessen hat, daß es alle Befugnisse, welche die Canonisten mit dem Wort der „äußeren Jurisdiction" verbanden, ausübte, daß es also die Vorschriften der Kirche durchführte, die Bischöfe und den Clerus zur Erfüllung ihrer Pflichten anhielt, das kirchliche System vor aller Unbill von außen und innen beschützte und die Reinheit des Glaubens aufrecht hielt. Edgar der Friedfertige (959—975) erklärt, daß er das Schwert Constantin's in seiner Hand halte, daß er in seinem Reich der Statthalter des Herrn, der Hirt der Hirten und der Stellvertreter Christi auf Erden sei. Die normännischen Könige hielten alle diese Rechte eifersüchtig aufrecht und wehrten alle fremden Eingriffe von ihrer Kirche ab: kein Bischof oder Abt durfte ohne königliche Erlaubniß nach Rom reisen, keine päpstliche Bulle ohne vorherige Kenntnißnahme des Souveräns verkündigt werden. Erst von der zweiten Hälfte der Regierung Johann's an bis zur Thronbesteigung Eduard's I. bestand eine enge Verbindung zwischen dem Papstthum und der englischen Monarchie; eben dadurch wurde aber auch eine Reaction herbeigeführt: es begann der lange Kampf der englischen Könige mit dem Papstthum, während dessen durch mehrere „Statuten", namentlich das Statut praemunire, die alte kirchliche Oberhoheit der Monarchie hergestellt wurde. Heinrich VIII. hat nach den zutreffenden Worten des Erzbischofs Bramhall in England nur solche päpstliche Ansprüche beseitigt, die mit den alten Gesetzen des Landes in unlöslichem Widerspruch standen; wenn schließlich auch die geistliche Oberhoheit der Päpste über England hinfällig wurde, so trägt die Schuld Paul III., der durch den Bannfluch, den er gegen den König und seine Anhänger schleuderte, erst den völligen Bruch herbeiführte. Wie festgewurzelt die königliche Macht über die Kirche war, das lehrt nichts besser als der Umstand, daß selbst Maria, die den Frieden mit dem Papste herstellte, doch genau dieselben Rechte in Anspruch nahm und ausübte wie ihr Vater. Indem dann die Päpste einen dreißigjährigen Krieg gegen Elisabeth führten, und zwar mit jedem Mittel führten, haben sie die Engländer mit Gewalt protestantisch gemacht und in ihnen den Glauben hervorgerufen, daß die römisch-katholische Religion mit dem Bestand Englands unvereinbar sei; die Folge war, daß die Katholiken erst seit 1778, wo sie erstmals ihre Loyalität bekannten, emancipirt worden sind.

βλ. **Le système judiciaire de la Grande Bretagne.** Par le Cte. de Franqueville. Vol. I—II. Paris. Rothschild. 1893.

Ein gelehrter französischer Jurist, der ehemalige Advocat Graf Franqueville, hat es unternommen, für die Franzosen zu thun, was Professor Gneist für uns Deutsche gethan hat, und die Geschichte der politischen Institutionen des britischen Reiches zu schreiben. Das vorliegende Werk über die englische Gerichtsbarkeit ist bereits das zehnte in der Reihenfolge, in welcher der Verfasser seit 1861 dieser ungeheuren Aufgabe gerecht zu werden sucht. Er bezeichnet es als die nothwend'ge Ergänzung seiner 1887 vollendeten, drei starke Bände umfassenden Geschichte der britischen Regierung und des britischen Parlamentes. Die Vorarbeiten dazu haben ihn dreißig Jahre lang beschäftigt und einen nicht unerheblichen Theil dieser Zeit hat er dazu verwendet, in englischen Gerichtshöfen, im Parlament und im Gefolge des Lord Chief Justice und der Richter der Queen's bench die Handhabung der englischen Justiz auf praktischem Wege kennen zu lernen. Er hat die beredtsamsten Anwälte sprechen gehört und in London und in der Provinz bei den Sollicitors gearbeitet. Minister und Lords-Kanzler haben mit bereitwilligem Entgegenkommen seine Forschungen gefördert und ihm Eintritt in die verschiedenen Abtheilungen der Polizeiverwaltung und die Strafanstalten gewährt. Im Verkehr mit dem Richterpersonal, den Geschworenen, den Angeklagten, den Anwälten hat er Erfahrungen gesammelt und Kenntnisse sich angeeignet, die in Büchern nicht zu finden sind. Er kennt England, seine Institutionen und seine Rechtspflege wie ein geborener Engländer, und vermag wie Gneist, den er fleißig studirt hat und fortwährend anführt, dieses eigenthümliche, auf Herkommen und Tradition nicht weniger als auf geschriebenen Gesetzesvorschriften beruhende Rechtssystem mit den Institutionen des eigenen Landes zu vergleichen und verständlicher zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annual Report of the Board of Directors of the Los Angeles Public Library and Report of Librarian. 1893—1894.

Boltz. — Vasantasena und die Hetären im indischen Drama. Das Vedavolk in seinen Gesammtverhältnissen. Zwei Vorträge von August Boltz. Darmstadt, L. Brill. 1894.

Boltz. — Der Apollomythus. Die Engel und ihre Verehrer. Zwei mythologisch-linguistische Studien von August Boltz. Darmstadt, L. Brill. 1894.

Braune. — Reinheit. Einacter von Rudolf Braune. Wolfla (Harz), R. Braune. 1895.

Brine. — Travels amongst American Indians, their ancient earthworks and temples; including a journey in Guatemala, Mexico and Yucatan, and a visit to the ruins of Patinamit, Utalan, Palenque and Uxmal. By Vice-Admiral Lindesbay Brine. London, Sampson Low, Marston & Co. 1894.

Bulletin of the United States Geological Survey. Nr. 97—106; 108—117. Washington, Government Printing office. 1892—1894.

Bitzow. — Die Weltordnung. Von Otto Bitzow. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. Lfg. 3. 4. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1894.

Crépleux-Jamin. — L'écriture et le caractère par J. Crépieux-Jamin. Troisième édition et augmentée. Avec 223 figures dans le texte. Paris, Félix Alcan, Editeur. 1895.

Ego. — Liebe. Vier Novellen von Ego. Berlin. Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Ehrhardt. — Die Kunst der Malerei. Eine Anleitung zur Ausbildung für die Kunst. Nebst einem Anhang zur Nachhülfe bei dem Studium der Perspective, Anatomie und der Proportionen. Von Ad. Ehrhardt. Mit 53 Tafeln und Text-Illustrationen in Holzschnitt. Zweite Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

Eichner. — „Der Sang an Aegir" oder: Nach Unterpima durchgefallen. Eine Schul-Humoreske von Walter Eichner. Leipzig, Commissions-Verlag von Max Sängewald.

Elster. — Die Aufgaben der Literaturgeschichte. Akademische Antrittsrede von Dr. Ernst Elster. Halle a. S., Max Niemeyer. 1894.

Erzherzog Carl. — Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Carl von Oesterreich. Sechster Band und Kartenband. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Eschelbach. — Bildwuchs. Gedichte von Hans Eschelbach. Zweite, vermehrte Auflage. Köln a. Rh., Paul Neubauer.

Gannett. — A manual of topographic methods. By Henry Gannet. Washington, Government printing office. 1893.

Good Reading about many books mostly by their authors. London, T. Fisher Unwin. 1894—1895.

Gsell Fels. — Italien in sechzig Tagen von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1895.

Grünberg. — Das Verbrechen: Liebe. Aus den Tagebüchern des Fähnrichs v. J. Herausgegeben von Victor Grünberg. Brünn, Karafiat u. Sohn.

Haushofer. — Die Ehefrage im Deutschen Reich. Von Professor Dr. Max Haushofer. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Heller. — Der Weg zum Frieden. Roman von O. Heller. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Hise-Irving. — The Penokee Iron-Bearing Series of Michigan and Wisconsin. By Roland Duer Irving and Charles Richard van Hise. Washington, Government printing office. 1892.

Joseph. — Die Paläste des homerischen Epos. Mit Rücksicht auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemann's von Dr. phil. D. Joseph. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Georg Siemens. 1895.

Kegel. — Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos von Hugo Kegel. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson's Verlag. 1895.

Kretzer. — Friedrich Nietzsche. Nach persönlichen Erinnerungen und aus seinen Schriften. Von Lic. Dr. Eugen Kretzer. Leipzig und Frankfurt, Kossering'sche Hofbuchhandlung. 1895.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1895. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Siebzehnter Jahrgang. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Larivière. — Catherine II. et la révolution française par Ch. de Larivière. Avec préface de Alfred Rambaud. Paris, Librairie H. le Soudier. 1895.

Lester. — Eine Fahrt an die Adria. Von Bernhard Lester. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs). 1895.

Loewenberg. — Neue Gedichte von J. Loewenberg. Hamburg, M. Glogau jun. 1895.

Lothar. — Das hohe Lied. Ein dramatisches Gedicht von Rudolph Lothar. Mit Heliogravüren nach Originalcompositionen von Max Lewis. Wien, Druck und Verlag von M. Engel u. Söhne. 1895.

Mariano. — Il Ritorno delle Chiese Christiane all' unità cattolica. Memoria letta all' Accademia di Scienze Morali e Politiche della Società Reale di Napoli. Dal Socio Raffaele Mariano. Napoli, Tipografia della Regia Università. 1895.

Merlo. — Wohl befommen's! Grobheiten, Frotzeleien und Liebenswürdigkeiten von August Merlo. Hamburg, M. Glogau jun. 1895.

Mémoires du chevalier de Mautort. Publiés par son petit-neveu Le Bon. Tillette de Clermont-Tonnerre. Paris, Librairie Plon. 1895.

Milhaud. — Madagascar par Albert Milhaud. Avec une carte de Madagascar. Paris, Felix Alcan Editeus.

Mineral Ressources of the United States. Calendar Year 1892 and 1893 (2 Vols). Washington, Government printing office. 1893 u. 1894.

Pädagogik. Encyclopädisches Handbuch der, herausgegeben von W. Rein. Erster Band, sechste Lieferung. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer u. Söhne. 1894.

Paul. — Das Alt-Alt unsres Glaubens. Dem evangelischen Volke dargeboten von Hans Paul. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1895.

Proceß. Der Proceß Czynski. Thatsachen über Hallucinationsbeschränkung durch hypnotisch-suggestiven Einfluß, abgegeben vor dem oberbayrischen Schwurgericht zu München von Prof. Dr. Grashey, Prof. Dr. Hirt, Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing, Prof. Dr. Preyer. Stuttgart, Ferd. Enke. 1895.

Putlitz. — Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmarck. Drei Bände. Mit zwei Porträts und vier Ansichten. Berlin, Alexander Duncker. 1894. 1895.

Ranzoni. — Moderne Malerei. Eine Studie von Em. Ranzoni. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Report. Twelfth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1890—1891. By J. W. Powell. In three parts: Part I. Report of the director. Part II. Geology. Part III. Irrigation. Washington, Government printing office. 1891.

Report. Thirteenth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior. 1891—1892. By Y. W. Powell. In three parts: Part I. Report of the director. Part II. Geology. Part III. Irrigation. Washington, Government printing office. 1892—1893.

Schudder. — Tertiary Rhynchophorous Coleoptera of the United States. By Samuel Hubbard Schudder. Washington, Government printing office. 1893.

Schulz. — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Alwin Schulz. Lfg. 2. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Tischner. — Le phénomène fondamental du système solaire. Par August Tischner. Avec 13 figures. Leipzig, Gustav Fock. 1895.

Tobien. — Aus dem Tagebuch der Aebtissin. Eine Mär aus Westfalen von Wilhelm Tobien. Leipzig, G. Strubig's Verlag.

Türk. — Ludwig Robert. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Türk. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Ueberſetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107643360